Heimgarten

Peter Rosegger

Digitized by Google

0902
444
v.12

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

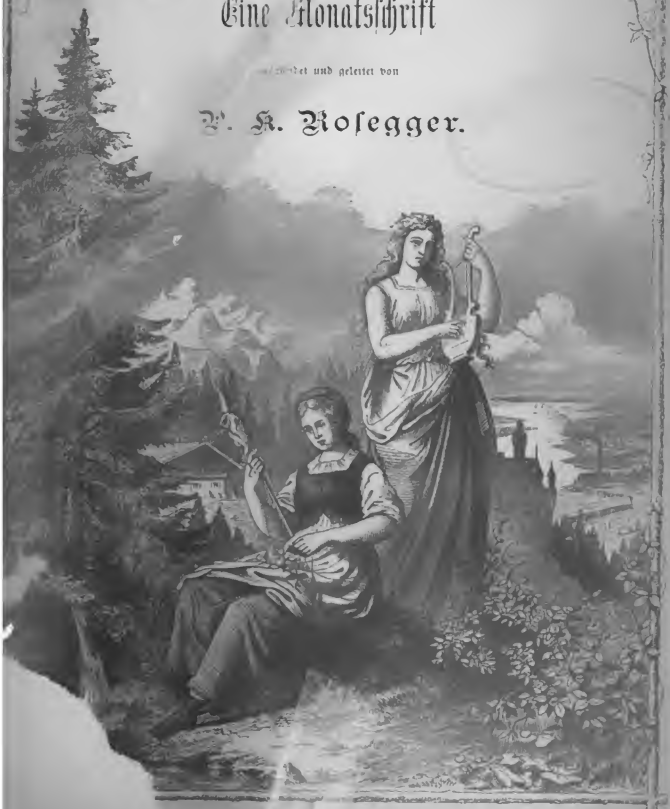
XII. Jahrg. October 1887. 1. Heft.

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

[illegible]det und geleitet von

P. K. Rosegger.



und Verlag von „Leykam" in Graz.
fl. 60 kr. [illegible] 0 Pf., mit franco Postzusendung 1 fl. 20 kr.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XII. Jahrgang.

Novellen und Erzählungen.

Seite

Martin, der Mann. Eine Erzählung von P. K. Rosegger 1, 81, 161, 241, 321 401, 481, 561, 641

Liebeshändel im Hause gegenüber. Erzählung von Dr. W. Hauff 91

Meine Frau. Von Neera. Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen von Moritz Smets 105

Heimkehr vom Gericht. Eine Dorfgeschichte aus Steiermark. Von P. K. Rosegger 187

Friedels Herzlieb. Ein Beitrag zur Geschichte von Altenmoos. Von N. 215

Sonnenschein und Lampenlicht. Ein Bild aus der Künstlerwelt. Von J. Meirner 256

Verliebte Leut'. Ein Idyll aus steirischem Waldlande. Von P. K. Rosegger 263

An der Landstraße. Eine Skizze von G. v. Berlepsch 338

Der Spieler. Eine Geschichte, nacherzählt dem lieben Oheim P. Peter Hebel 360

Almosen. Von Nora Görner 364

Vom Weibe, das mit dem Selbstmord droht. Skizze von Hans Malser . . 370

Du mußt Dichter werden. Skizze von D. Francis 413

Die Aepfelträger. Ein Geschichtchen aus dem Dorfleben von R. 452

Schöpfung und Sündenfall im Schnee. Ein Bild aus dem Volksleben von Hans Grasberger 531

Bauern-Trutz. A Gschichtl in da steirischn Gmoansproch von Rosegger . . . 539

Herrnrecht. Aus dem Erlebnis eines Bauers, der nicht in die Schule gegangen ist 591

Musikalische Leiden. Skizze von Hermine Möbius 655

Wie des Paters Predigt in Erfüllung gegangen ist. Ein Bild aus dem Jahre der Revolution von Hans Malser 661

Die Büßer von Kinigl. Eine Dorfgeschichte aus Steiermark von P. K. Rosegger 721

Nur bis zum K—. Eins aus der Jugendzeit von P. K. Rosegger 737

Der Pfarrers-Bub. Aus den Aufzeichnungen eines Landgeistlichen. Mitgetheilt von P. K. Rosegger 801, 895

Deutsche Gastfreundschaft. Schwank von Josef Wichner 809

Eine Theaterheirat. Novellette von F. v. Kapff-Essenther 904

Er schnarcht nicht. Skizze von Sophie v. Khuenberg 910

Die Todten reiten schnell. Eine Liebesgeschichte von P. K. Rosegger 913

Der Holzschlägel-Doppler 947

Alpines und Volksthümliches aus den Alpen.

Die goldene Hochzeit. Ein Bild aus dem obersteirischen Bauernleben 31

Da folschi Zeug'. A Stückl in da steirischn Gmoansproch 75

Will's einmal anderswo probieren. Ein Stückel aus dem Bauernleben von P. K. Rosegger 141

Schnarn 155

6932 (RECAP) 169507

Digitized by Google

Seit.

Eine Reise rings um den Dachstein. Von P. K. Rosegger 125, 195
's Ileanasti Thierlwerch. A Stückl Naturgschicht. Aufgsetzt von an oidn Gstudierln 219
Der Schnee als Verkehrsmittel im Gebirge. Von R. 293
D' Antoni-Kapelln. A lehrreichi Begebnheit, in da steirischn Gmoansprach dazählt 340
Die Waldstubenleut'. Ein Alltagsbild aus dem Leben des Gebirgsbauers von R. 373
Die Dorfgescheiten. Lose Skizzen aus Niederösterreich, geschildert von E. J. Freunthaller 456
Der Tafn-Samstag im südöstlichen Nieder-Oesterreich. Ein Volksbild vom Oberlehrer Franz Grafer-Hirschwang 536
Wir müassn heint noh af'n Gamsberg gehn! Zwei Gemsjägerlieder, mitgetheilt von R. 543
Da Schworzi. A Gschichtl in da steirischn Gmoansprach, von an Nachfoulthirer dazählt 553
Am Kaisergebirge. Skizzen aus Tirol von Adolf Pichler 613, 693
Der Richter. Ein Volkstypus aus Niederösterreich, geschildert von E. J. Freunthaller 633
's Dirndl ban Pforra 637
Ein steirischer Ulfilas 701
Im rieselnden Regen. Eine Wanderplauderei von R. 776
Schwere Gewitter. Ein Bild aus dem ländlichen Leben von R. 818
Ein Steirerfest. Von P. K. Rosegger 846
Kirchweih! Ein Bild aus dem steirischen Volksleben von P. K. Rosegger . . 929
Ein Blick in's Kinderleben auf dem Lande. Von Balthasar Schüttelkopf 936

Cultur- und Naturgeschichtliches, Essays, Plaudereien.

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. Von Robert Hamerling 18, 174, 495, 577, 881
Beim Kronprinzen Rudolf. Eine Erinnerung aus dem Weltleben von P. K. Rosegger 37
Unser dreijähriges Gretchen. Kleine Beiträge zum Studium des Kindes von P. K. Rosegger 56
Lachen und Weinen. Eine Plauderei halb Scherz, halb Ernst von Rosegger 65
Die Sonnenfinsternis. Von M. 68
Die Halben. Psychologische Plauderei von Hermann Menkes 150
Die sinnliche Auffassung der Gebirgsdimensionen. Von Dr. August Böhm . 192
Die Moral der Jesuiten. Von R. 204
Ganze Männer. Eine Plauderei 225
Klagerus eines Materialisten 271
Unsere literarische Ausländerei. Von Eugen Reichel 274
Die heilige Weihnachtszeit. Eine Plauderei von P. K. Rosegger 295
Der Kanzler. Erinnerungen eines Officiösen. Von M. 301
Größenwahn 350
Das Salz im Volksmunde und seine sinnbildliche Auffassung. Von Theodor Vernaleken 353
Mein Sommerhaus. Bekenntnisse aus dem Leben von P. K. Rosegger . . . 355
Der Papst in seiner Herrlichkeit. Von Th. H. 377
Erinnerung eines Achtundvierzigers. Von Moriz Smets 417
Eine Plauderei mit und über Karl Morre. Von P. K. Rosegger 428
Neue Bekenntnisse eines Vorlesers. Von P. K. Rosegger 438
Die Thierquälerei und ihre Stellung im Culturleben der Völker. Von Emil Kiekert 445
Die Schwiegermütter. Ein Brief an die jungverheiratete Tochter von B. v. Suttner 449

Digitized by Google

Seite

Die heilige Fastenzeit. Eine Plauderei von R. 459
Die erste Beichte. Eine Erinnerung von Franz Stelzhamer 471
Hungrig. Ein Bild von der Straße von G. v. Berlepsch 505
Wir fürchten Gott und sonst nichts. Von R. 511
Der Friede zwischen Kirche und Gesellschaft. Eine Betrachtung von P. K. Rosegger 513
Die Königsschlösser im bairischen Gebirge. Eine Reiseerinnerung von Meta Wellmer 520
Aus dem Reiche Gottes auf Erden. Blick auf eine Stätte der Wohlthätigkeit. Von R. 528
Wie ist die gegenwärtige Volksschule entstanden? 546
Ist unsere Volksschule so schlecht, wie sie ihre Gegner gerne haben möchten? . . 548
„Du" oder „Sie"? Plauderei von Johann Gutzeit 550
Kaiser Wilhelm als Mensch 596
Der Wiener Frohnleichnams-Umzug im Jahre 1848. Von Moriz Smets . . 603
Die Jungfrau von Caen. Ein Bild aus der Schreckenszeit von Ferdinand Schmidt 605
Unser vierjähriges Gretchen. Kleine Beiträge zum Studium des Kindes von P. K. Rosegger 620
Die Stellung der Geistlichkeit im Culturleben des Mittelalters. Von Dr. J. Jastrow 665
Des Frühlings Manifest an seine Völker. Ein Spaziergang in der Heimat von P. K. Rosegger 674
Soll unsere Jugend die antiken Sprachen lernen? Von Dr. J. Sp. 681
Helden der Arbeit. Von Hans Malser 710
Heilige Zahlen. Von Theodor Vernaleken 714
Heilige Wunder. Von R. 730
Die Tracht Karls des Großen. Von Max Ilgenstein 743
Ein Journalisten-Streik. Von Moriz Smets 748
Ueber Muth und Unmuth. Bekenntnisse aus meinem Weltleben. Von P. K. Rosegger 754
Märtyrer des Clavierspiels. Von Meta Wellmer 769
Offenes Schreiben an einen Verzagten. Von P. K. Rosegger 773
Wer lehrt uns lernen? 781
Das Paradies. Von Theodor Vernaleken 823
Ueber die Emancipation der Frauen. Von Max v. Weissenthurm 826
Verwahrloste Knaben. Ein Blick auf deren Schicksale und Heimstätte. Von P. K. Rosegger 829
Amerikanische Exmillionäre. Von z. k. l. 836
Seelische Reisebeschwerden. Bekenntnisse aus dem Weltleben von P. K. Rosegger 841
Ueber den heutigen Zustand der Fremdwörterei. Von Hermann Riegel . . 855
Friedrich, der Vielgeliebte 871
Von der sinnlichen Liebe. Betrachtungen und Bekenntnisse von P. K. Rosegger 918
Das Geld. Eine Plauderei von Meta Wellmer 923

Land und Leute, Charakterbilder.

Der Modebad-Bummler. Eine „Saison"-Skizze von Friedrich Schlögl . . 42
Vom Dampfschiff auf dem Weltmeere 72
Der französische Bauer 130
Das Berliner Asyl für Obdachlose. Eine Skizze von Paul Lindenberg . . 206
„Die Rockenreise." Winterabend-Geschichten aus dem mittleren Böhmerwalde. Von Joh. Peter 230, 383, 467, 784
Die Hochwarte von Neugraz. Blick eines Heimgekehrten. Von J. Hofer . . . 290
Bilder aus dem Kleinleben der Großstadt. Von B. Chiavacci 308

Digitized by Google

Seite
Vincenz Maikäfer. Ein Provinzbild von Sophie v. Khuenberg 366
Die deutschen Sprachinseln der südlichen Steiermark 386
Ambrosius Fingerlang. Eine Gestalt aus dem Jahre der Revolution. Von P. K. Rosegger 421
Nordlandsfahrten eines Steirers. Von Hans von der Sann 684, 761
Bei den Volkssängern. Eine Wiener Culturstudie von Fritz Burger 706

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Briefe von Adalbert Stifter 48, 113
Bücher 76, 157, 235, 315, 397, 479, 556, 638, 716, 794, 877, 950
Von der Schneiderin zur Dichterin 117
Lederhosen-Dichter. Von M. H. 143
Ueber die Lectüre der Jugend. Vom Volksschullehrer Josef Killer 147
Heinrich Heine's Kehrseite 151
Ein Bahnwächter auf dem Pegasus 200
Ein Gelegenheitsstück. Bekenntnisse aus meinem Weltleben. Von P. K. Rosegger 222
Homunculus. Modernes Epos in zehn Gesängen. Von Robert Hamerling . 280
Ein reicher Geist, eine arme Seele. Literarische Skizze von Georg Weißenböck 285
Der Sänger des Dachsteinliedes. Von R. 300
Pessimistbeet-Blüten 313
Ueber Lesen und Bildung. Von R. 345
Eimburgia, Herzogin von Steiermark. Ballade von K. G. Ritter v. Leitner. 412
Ein französisches Volksdichterpaar mit deutschem Herzen. Nach Ludwig Pfau 433
Ein Steitbarer. Von R. 462
Für Verleger und Schriftsteller. Von S. 476
Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft von F. Th. Vischer. Von R. 626
Ein wunderliches Buch. Von M. 678
Der Sensations-Roman, oder: Wie schreibt man spannend und fesselnd zugleich? Von Theophil Baltheim 875
Die Wiener Volksbühne. Eine Wiener Culturstudie von Fritz Burger . . . 926
Pikante Lectüre und moderne Wohlthätigkeit. Von R. 943
Von einem vergessenen Lande. Von R. 944

Gedichte.

Ich wiege hier mein Kind. Gedicht von August Golf 68
A Frag. Gedicht von Leopold Hörmann 71
Ora pro nobis. Gedanken in der Kirche zu Zell. Von R. 124
Worte des Herzens. Von Victor Zeidler 147
Der Poetenwinkel 153, 388, 554, 790
Du müßtest denn... Von Leopold Hörmann 153
Schlummer-Lieder. Von Josef Schwaab 153
Dem Lyriker. Von W. Popper 153
Welke Blätter. Von Edith Salburg 153
Beten. Von Elbe 153
Des Menschen Leben. Von F. Arnfelser 154
Wandlung. Von Hans Maller 154
Am Allerseelentage. Von Sophie Lander 154
Allerseelen. Von Hermann v. Hilm 154
Lebensregel. Von Franz Tiefenbacher 388
Für Antisemiten. Von Hans v. Jüpten 388
Er und Sie. Von August Golf 388

Digitized by Google

Seite

Das Törschen liegt in Träumen. Von Joh. Peter 388
Schnee, so weit das Auge reicht... Von A. Nicolai 389
Das neue Reich. Von Dr. Fr. Groder 389
Die neue Spritze. Von Remo 389
Hoch auf, tief ab. Von Leopold Hörmann 390
Du liebe Welt is kugelrund. Von Leopold Hörmann 390
An neies Voaterunser. Von Max Bittrich 390
Die Lerche. Von Johann F. Tanzer 554
Das Volkslied. Von Reinhold Schulmeister 555
Mein liebes dummes Kindchen. Von Mina Holm 555
Der Sänger. Von Gottfr. Goppelt 555
Ein Vater an seinen Sohn. Von Ferd. Pfeiler 790
Kindersinn. Von Ernst Müller 790
Betrachtung. Von Ernst Müller 790
Maiennacht. Von J. M. Toscalio 790
Aesthetisch. Von J. M. Toscalio 791
Stechfliegen. Von Hans Heuft 791
Die Erscheinung. Von Friedrich Haßlwander 791
An die Vivisectoren. Von Friedrich Haßlwander 791
Ein Poet. Von Ottilie Bibus 791
Im Juli. Von Joh. Peter 792
Deutscher Himmel. Von Heinrich Jahne 792
Jagerglück. Von Leopold Hörmann 792
Valiabt. Von Leopold Hörmann 792
Das Amen im Gebete. Von Ludwig Foglar 225
Das Lied vom Spatzen. Von Hans Kronberger 229
Und woant nit mehr und lacht nit mehr. Gedicht von R. 233
Der Mutter. Gedichte von Gustav Starcke 269
Lond- und Leut-Liadl. In Bauernmundart. Von Alfred Teniers und F. Burger 307
Emma. Gedicht von Adolf Pichler 342
Gedichte von Julius Sturm 376
Glaube wird nicht untergehen. Gedicht von Bechstein 380
Die verlassene Schwaig. In oberösterreichischer Mundart von J. Mojer . . . 396
Gedichte von Ferdinand v. Saar 427
Weisung. Gedicht von L. Anzengruber 462
Ahasver an den Dichter. Gedicht von M. 464
Der Bahnwächter auf dem Pegasus. Neue Gedichte von Ferdinand Pfeiler 476
Almbleamlan. Von V. Schüttelkopf 478
Mißdeutet. Eine Marienfage von Bauernfeld 510
Der letzte Frühling. Gedicht von Joh. Gab. Seidl 519
Wir weichen nicht von unseren Idealen. Von R. 546
Metrische Gedanken. Von P. K. Rosegger 595
's Schlifferl. A Mahr in da Gmoansprach von R. 632
Edelweiß. Von Margarethe Halm 635
Der Finger Gottes. Von Franz Dingelstedt 708
Das Kreuz am Wege. Von Robert Hamerling 710
Mein heimliches Liebchen. Gedicht von Ferdinand Pfeiler 716
Im Süden. Gedicht von Adolf Pichler 742
Daß d' Zeit vergeht. Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moritz Schadek 779
Frankfurterisch. Gedichte von Friedrich Stolze 787
Worte eines Weisen. Aus dem Nachlasse Friedrich Rückerts 822
Heimatlieder 853
Wie bin ich so reich an Ehr und Ruhm! Von M. Holm 918

Digitized by Google

Seite

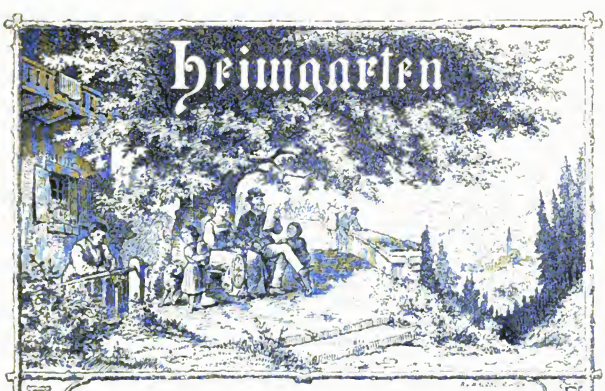
Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke.

Die Lebensverächter, oder wohin der Pessimismus führen kann. Von Hans Malser 61
Die Ehre des Harsch-Hans. Ein Charakterbildchen, gezeichnet von R. 70
Volkssagen aus Kärnten. Mitgetheilt von J. Rappold 209
Im Rathe Gottes. Ein Märchen von Michl Kröll 227
A klains Gschichtl. In der Egerländer Mundart erzählt von G. M. Dümmler. 234
Vom Juden, der nichts gesehen hat. Eine Geschichte von W. Hauff 303
Wie die Wäldler einen großen Dichter feiern. Von R. 381
Lustige Zeitung 390, 555, 792
Vom Soldaten, der sein Gewehr schlecht hält. 552
Wie der Haslinger Peter von Kalau seine Standeswahl trifft. Von Jos. Wichner 635
Familie Lola. Geschichte eines Vögleins. Von Paul M. Lacroma 734
Zwei Geschichten aus der Großstadt. Von Eduard Pötzl 862
Wie der Großvater vom Daniel erzählt. Ein Bildchen aus dem Volksherzen von R. 932

Verschiedenes.

Bunte Wahrheiten. Von Alwin Römer 74
Postkarten des „Heimgarten" 80, 159, 240, 320, 400, 480, 560, 640, 720, 800, 879, 951
Arme Seelen. Von R. 233
Die Sprachreinigung und ihre Gegner. Von Polzer 302
Blitzgedanken. Von Alexander Engel 387, 943
Vom steierischen Landschadenbundbecher, ob er verkauft werden soll oder nicht. Von R. 395
Der Ursprung des Parlamentarismus 464
Wunderliche Leute 465
Eine kleine Eselei 477
Glossen. Von R. Zopf 478
Bosheiten. Von M. 552
Das geflügelte Wort dieses Jahres. Von M. 634
Deutsche Worte. Aus dem Selbstschriften-Album des Deutschen Schutzvereines 713
Aus meiner Schule des Lebens. Gedanken von Fidel Mähr 757
Kindliche Aussprüche. Mitgetheilt von einer Mutter 781
Eine Reclameheldin. Von M. 788
Italienische Volkssprichwörter. Gesammelt und übersetzt von A. R. Chwatal. 789
Mancherlei Betrachtungen am Abend. Von Hans Malser 868
Die hundert besten Bücher 873
Der Vorschlag des Herrn mit dem Koffer. Von M. 941
Vertrauliches Schreiben an alle einsendungslustigen Dichter. Von M 949

Digitized by Google



1. Heft October 1887. XII. Jahrg.

Martin, der Mann.

Eine Erzählung von P. K. Rosegger.

Erstes Buch:

Juliana.

„Der König ist ermordet!“

Mit diesem Schreckensrufe muß die Darstellung einer Begebenheit anheben, in welcher ein seltsames Geschick die Tragik der Welt gleichsam mit der Idylle des Märchens verflicht. Auf der Flur gibt es Rubinlein, welche im Morgenroth wie Blutstropfen leuchten, bei näherem Besehen aber frischer, heller Thau sind. Wer Menschenherzen höher schätzt als Königskronen, der wandle mit uns; unser Weg hat Ausblicke in die Abgründe der Leidenschaft und des Lasters und Ausblicke auf die Höhen menschlicher Größe — zieht sich aber schmucklos durch die manchmal ja selbst märchenspinnende Wahrheit des Lebens.

Unser Weg führt durch das Thal der Timer. Ein stilles Wasser, aber zur nächtlichen Weile, wie diese ist, hört man doch sein träumerisches Rieseln von den Silberweiden her, und flüsternd umschleicht es den Felshügel mit dem Schlosse, als sollten Jene, die da drinnen schlafen, nicht geweckt werden. Auf den Eckthürmen des Schlosses ruht noch das matte Silber des hinter Tannenwipfeln versinkenden Mondes und eine der Blechfahnen auf dem Thurme hat schon das erstemal gegnackst im Morgenlüftchen. Zur Hochsommerszeit ist diese Stunde die süßeste des Schlafes. Und so ruhen denn auch bei wohlverwahrter Pforte der Thorwart und sein Weib in ihrer Stube; er träumt von seinen Weinreben, denn in friedlichen Zeiten mag der Thorvogt den Speer mit dem Weinstock vertauschen und an die Hänge anstatt Bleikugeln Trauben pflanzen. Sein Weib träumt von den Kohlpflanzen und Nelken ihres Gartens, wovon die meisten erst in den Knospen sind. Und

Digitized by Google

in solchem Frieden schrillt plötzlich das Fenster, an welches herbe Finger pochen und laut erschallt das Wort: „Auf! Auf! Der König ist ermordet!“

Dann war es von der Straße noch zu hören, wie das Traben von Pferden, und dann war Alles wieder still.

Das Weib des Thorvogtes hob sachte ihr Haupt aus den Kissen und sagte leise, so daß sie ihn nicht wecke, falls er doch schlief: „Fritz!“

„Ja,“ sagte er.

„Hast Du es auch gehört?“ fragte das Weib.

„Ich habe es auch gehört,“ antwortete der Mann, „es wird ein Betrunkener gewesen sein. Es ist eitel Nacht, wir wollen im Gottesnamen wieder schlafen.“

Nun lag jedes für sich ruhig und redete sich ein, daß das andere schlafe und daß es auch selbst wieder einschlummern wolle. Jedem aber pochte das Herz zu stark. Nach einer Weile seufzte das Weib: „Es ist kein Liegen mehr!“ und richtete sich im Bette auf.

„Mit meinem Schlaf ist's auch vorbei,“ gab der Thorwart zu. „Wenn die Gemeindepolizei ihre Pflicht nicht erfüllt, so sollten die Besoffenen den Gemeindevorstand aus der Nachtruhe schrecken, und nicht ein Paar alte Leute, die das bißchen Schlaf mit harter Tagesarbeit erkaufen müssen. Heißt's, daß es dem Volke so schlecht ergehe. Viel zu gut ergeht's den Leuten, daß sie sich sterbuttenvoll betrinken können. Wer in der Nacht trinkt, darf sich nicht beklagen, daß er am Tag nichts zu essen hat.“

Nach einem Weilchen, als der Alte so gebrummt hatte, sagte das Weib: „Ich habe an die Weißen Brüder gedacht.“

„Thorheiten!“ knurrte er, und setzte dann bei: „Ich habe auch an sie gedacht. Es wird eigentlich verdammt unheimlich auf der Welt. Sonst ist man ins Feld gerückt und hat ehrlich zugeschlagen; heute geht Alles von hinten, mit Dolch und Gift, und das Pulver, das wir früher in die Mörser geladen haben, vergraben sie heute in die Erde, weil sie des Herrgotts Weltkugel in die Luft sprengen möchten, diese kopfvernagelten Tollhäusler, oder was sie sind, oder wie sie heißen, oder was sie wollen!“

„Wenn ein Christenmensch nur wüßte, was sie wollen, diese Weißen Brüder!“ meinte das Weib.

„Das weiß man wohl,“ sagte er, „sie wollen Alles gleich machen, den Berg gleich mit dem Thal, den König mit dem Bettler, den Bulldoggen mit dem Windhund, den Herrgott mit dem Teufel.“

„Mir ist wieder die Ermordung des Herzogs von Gollstadt eingefallen,“ versetzte das Weib.

„Jesus Maria, Christine, daß Du mich jetzt wieder an jenen schrecklichen Frühmorgen erinnern mußt!“ rief der alte Thorvogt, stieg aus dem Bett und tastete nach seinem Beinkleid. Er vergaß aber auf das Beinkleid, blieb mitten in der Stube stehen, hob — so viel im Dunkeln zu sehen war, die Arme und murmelte: „Ein tapferer Mann! Ein frommer Mann! Die Memmen, oder was sie sind, oder wie sie heißen, haben nicht Muth gefunden, ihm mit offenem Degen vor Augen zu treten. In der Kapelle bei seiner Morgenandacht! Vor dem Altar, Weib, vor dem geweihten Altar! Während der heiligen Messe! Ein Kirchendiener im Chorrock tritt langsam an das Betpult des Herzogs, um das zu Boden gefallene Sammtkissen aufzuheben und auf das Pult zu legen, macht die Durchlaucht einen Seufzer und sinkt auf das Steinpflaster hin. Erdolcht! mitten durch den Hals erdolcht! Weib!“

„Ich bitte Dich, Mann, errege Dich nicht sosehr, ich weiß ja Alles, Du hast es hundertmal erzählt. Lege Dich doch wieder ins Bett.“

„Ermordet! ruft der Priester am Altar, ermordet, ruft er laut. Der Kirchendiener ist nimmer zu finden. Ohne allen Zweifel war er einer von

Digitized by Google

den Weißen Brüdern, oder wie sie heißen."

„So sage mir aber doch, Mann, wer sind denn diese weißen Bestien?" fragte das Weib des Thorvogtes.

„Das ist ein Ungeheuer! Es hat tausend Köpfe, es hat tausend Arme, es ist überall, in der Werkstatt, in der Kirche, unter der Erde, im Palast, auf dem Schiff, im Postwagen. Es wächst im Kornhalm auf, es gährt im Weinglas und was das Schrecklichste ist, es steckt in der Säbelscheide des Soldaten. Ueberall spukt es und nirgends ist es sichtbar. Es ist der Antichrist, oder wie er heißt, oder was er ist, der uns alle verderben will. Gott der Allmächtige schütze die Regenten!"

„Pocht nicht Jemand an das Thor?" flüsterte das Weib.

„Es pocht Jemand," sagte der Vogt, da draußen der Hammer schwer an die Pforte schlug. Rasch warf er seinen Mantel um und rief zum Fenster hinaus, was es gäbe. Mehrere Pferde mit Reitern standen vor dem Thore.

„Ist die Herrschaft wach?" fragte draußen eine männliche Stimme.

„Um solche Zeit sind nur Nachtschwärmer und Gauner wach," antwortete der Vogt ingrimmig.

„Alter Schwachkopf," rief die Stimme, „in dieser Nacht ist Alles wach. In den Städten läuten sie Sturm, in allen Ortschaften, an denen wir vorüberkamen, ist Licht in den Fenstern, und just auf Schloß Edenstein soll Alles schlafen?"

„Glaube es, Thorwart," sagte eine zweite Stimme, „auf Deiner Burg wird es bald laut hergehen. Der König ist todt."

Mittlerweile waren mehrere Bedienstete des Schlosses herbeigekommen, auch der Gutsverweser war die Treppe herabgestiegen und die Fremden wurden befragt, wer sie wären und ob sie von Amtswegen eine Botschaft zu überbringen hätten.

„Wir sind Soldaten und Bürger," sagten jene, „und die Botschaft bringen wir freiwillig, wie wir sie vernommen haben. Gestern war in der Residenz das große Fest, da waren wir dabei. Auch das Königsschloß war voller Lust bis in die späte Nacht. An der Tafel saßen sie, der König und die edlen Herren und schönen Frauen. Dem König zur Linken die Fürstin Sidonie. Mit Schaumwein schwemmten sich Seine Majestät die Sorgen hinweg, mit Schaumwein wuschen sie ihre Sünden ab. Um eilf Uhr war's in der Nacht, in allen Sälen rauschte Musik, alle Kehlen tranken und lärmten Heil dem König. Der König erhebt sich, mit wankendem Körper an die Fürstin gelehnt, den Becher in der Hand, will er mit lallender Zunge eine Rede halten, da zuckt er plötzlich mit der Hand, die den Becher fallen läßt, gegen die Brust und knickt an der Tafel zusammen. Ein Schuß mitten ins Herz. Von einer mit schweren Vorhängen verdeckten Fensternische mußte er gekommen sein, man vernahm im allgemeinen Lärm kaum den Knall und der Saal war voller Rauch und Schreck. — König Johann der Letzte ist todt! so erscholl es auf den Straßen; solcher Ruf ist aber bald verboten worden. Er hat keinen Sohn hinterlassen, das ist wahr, er hat keinen Bruder und keinen Vetter, das ist Alles wahr. Aber eine Nichte hat König Johann, ein schönes Kind, erst neunzehn Jahre alt, eine reizende Königin! Wir lassen ihr guten Morgen sagen!"

So sprachen die draußen vor dem Thore durcheinander, in einer großen, frohen Erregung waren sie, und so zogen sie von dannen.

„Was hat das zu bedeuten?" fragten die Leute im Schloß sich untereinander. Manche schluchzten, Andere waren empört über den leichtfertigen Ton der Boten, Andere stellten sich rasend und wollten die Herrschaft aus dem Schlafe schreien, es war schwere Mühe, sie zu dämpfen. Der Thorvogt allein war jetzt ruhig und sagte über-

Digitized by Google

aus gelassen: „Diese Schurken, oder wer sie sind, oder wie sie heißen, so die falsche Nachricht verbreiten, hängen morgen, wenn die Sonne untergeht, alle auf dem Galgen. Es lebe der König!“

An den Mauern des Schlosses Edenstein lag schon das Morgenroth, als die Straße entlang, staubaufwirbelnd ein Zug von Reitern und Wagen kam. Er hielt vor der Schloßbrücke, die Insassen der Wagen stiegen aus. Es waren drei Männer in schweren Uebermänteln. Unter diesen trugen sie vornehme Gewandung. Der eine trug die Uniform eines Generals, hatte an der Seite einen langen Säbel, auf dem Haupt einen Helm mit rothem Federbusch und auf der Brust viele Sterne. Der zweite war im purpurrothen Talare eines Prälaten mit blinkendem Kreuze am Busen und einer rothen Mütze auf dem Haupt. Der dritte war in einem langen schwarzen Mantel, auf welchem über der Brust herab eine goldene Kette hieng, er trug auf den weißen Locken ein schwarzes Barett. Alle drei waren wohlbetagt und sahen ehrwürdig aus. Sie schritten still durch das bereits offene Thor in den Hof und begehrten eine Audienz bei der Herzogin Juliana.

Ein alter Mann führte die Herren, sie neugierig musternd, in einen Vorsaal hinauf und bat sie um einige Geduld, da das gnädige Fräulein noch in ihrem Schlafgemache sei. Die Fremden standen im düsteren Raum, der öde und etwas verwahrlost war und mit seinen bestaubten alten Möbeln und halberblindeten Ahnenbildern für hohe Gäste nicht vorbereitet schien. Da ihnen in diesem Raum die Zeit lang wurde, so stiegen sie hinab in den Hof, spazierten durch den großen Gemüsegarten, an den Stallungen und Scheunen vorüber in den verwilderten Eichenpark. All das sah nicht aus, wie ein Edelsitz, sondern eher wie eine große Landwirtschaft. Die allegorischen Sandsteinfiguren im Parke waren verstümmelt; auf den Rasenplätzen, wo Blumenbeete hingehörten, lagen Heuhaufen, und der große Teich schien weniger für Kahnfahrten, als für die Fischzucht eingerichtet zu sein. Schon giengen Knechte und Mägden mit Rechen, Sensen und Schaufeln an ihre Arbeiten. Der Hirt trieb mit knatternder Peitsche eine große wohlgepflegte Herde zum Thor hinaus und am Springbrunnen schöpfte ein barfüßiges Mädchen Wasser, um die Kohlpflanzen zu begießen, weil über Nacht der Thau ausgeblieben war.

„Schon sehr früh bist Du fleißig, mein Kind!“ redete der Prälat dieses Mädchen an.

„Sobald die Sonne aufgeht, kommt die Juliana in den Garten, weil sie wieder junge Pflanzen setzt, und da will ich mit den anderen fertig sein,“ antwortete das Mädchen und beschaute sich angelegentlich den rothen Mantel des Herrn.

„Die Juliana, das ist wohl Deine Genossin?“ fragte der Prälat

„Ja,“ sagte sie, „das heißt, eigentlich nein. Bei der Arbeit im Garten manchmal wohl, aber sonst nicht. Die Juliana, das ist unser gnädiges Fräulein.“

„Die Herzogin?“ fragten alle drei Männer zugleich.

„Wir wissen wohl, daß sie eine Herzogin ist,“ versetzte das Mädchen und schürzte das Röcklein höher, damit es bei dem triefenden Wasserkübel nicht naß werde, „aber wir nennen sie nicht so, weil sie es nicht will. Schwups, Wasser, da ist noch keine Kohlpflanze!“

Das letzte Wort sprach sie zu ihrem Kübel, aus welchem, weil sie gestolpert war, das Wasser über den Rand schlug und auf die Erde plätscherte. Dann war sie davon.

Die drei Männer blickten sich gegenseitig an.

„Es ist eine sehr bedenkliche Sache!“ wiederholte der General.

„Gott und die heilige Jungfrau möchten uns über diesen gefährlichen Zeitpunkt hinweghelfen!“ sagte der Prälat.

Hierauf giengen sie langsam und ernst hinauf in den Saal.

Digitized by Google

Da nun wieder eine Weile vergieng und noch eine Weile, ohne daß die drei Männer vorgelassen wurden, so ließen sie dem alten Diener sagen, sie seien im Namen des Reiches hier und hätten in einer dringenden und wichtigen Angelegenheit mit der Herzogin zu sprechen.

Nach einer geraumen Zeit kam der Alte zurück, zog seine Dose, drückte mit dem Daumen eine Prise in die Nase und berichtete, daß er es nicht über das Herz bringe, das gnädige Fräulein in so früher Stunde zu stören, sie schlummere so sanft und süß, daß es ein Verbrechen wäre, das junge Blut zu wecken. Sie pflegt tagsüber so viel in Wald und Fluren umherzugehen; gestern sei sie auf Erdbeeren ausgewesen, auf den Weiden bei den Schafen und Hirten umgegangen, habe nach Schmetterlingen gejagt und sei mit ihrer Gesellin erst spät abends ins Schloß zurückgekehrt. Das ermüde sehr und ein blutjunges Wesen schlafe gern und er könne es nicht verantworten, sie aufzuwecken.

Nun trat der Mann in schwarzem Gewande einen Schritt vor gegen den Alten und in aufrechter Haltung sprach er die Worte: „Im Namen des Reiches begehren wir mit der Königin zu sprechen."

Bevor der verblüffte Greis noch ein Wort finden konnte, gieng knarrend ein Flügel der Doppelthür auf. Ein junges schlankes Mädchen im Nachtkleide, über dasselbe einen blauen Mantel umgeworfen, trat heraus. Die langen Haarsträhne, in der Farbe wie reife Kornähren, rannen ihr reich über Schultern und Busen; gerötheten Gesichtes, mit ihren großen, fast kirschrund geschnittenen blauen Augen blickte sie die Männer an und sprach: „Wie Ihr mich hier seht, geehrte Herren, so komme ich eilig heraus, weil ich vernehme, daß es etwas sehr Dringendes sei, was Euch hieherführt. Ist ein Unglück geschehen, soll ich irgendwie helfen?"

Dem Prälaten gelang es nicht, die plötzlich aus seinen Augen stürzenden Thränen zu verbergen.

„Euere königliche Hoheit!" sagte der Mann im schwarzen Anzuge, indem er vor dem Mädchen eine tiefe Verbeugung that, „hier," er deutete auf den Prälaten, „steht Seine Eminenz, der Erzbischof Fürst Wendlinburg." Er schwenkte die Hand gegen den Kriegsmann: „Das ist der Kriegsminister Graf Rochwitz, und ich bin Graf Hemeltau, der Kanzler des Reiches."

Die junge Herzogin verneigte sich ein wenig und blickte die Männer ruhig an.

„Euere königliche Hoheit!" sprach der Redner, „so wissen Sie es noch nicht! Ihr Oheim, Seine Majestät der König! der unerforschliche Rathschluß Gottes hat ihn plötzlich . . . Ach, es ist keine Zeit, um Euerer königlichen Hochheit sanft und allmählich die Botschaft beizubringen, wie sich es gebürte. Die Stunde drängt, verhängnisvoll für das Königreich kann der Tag werden, da sein Thron verwaist ist. Zu dieser Frist bereits ist in der Residenz, im ganzen Reiche Juliana von Edenstein als Königin proclamiert."

Das schöne Mädchen wendete sich rasch und verschwand hinter der Thür. Sie eilte in die Gemächer ihrer Mutter, der Herzogin Anna, die eben vor einem Crucifix ihre Morgenandacht verrichtete, sie stürzte ihr an die Brust und schluchzte: „O Gott, Mutter, was muß geschehen sein, sie nennen mich Königin!"

„Dann ist Johann todt," sagte die Matrone und faltete die Hände. So verharrte sie schweigend eine Zeit, endlich löste sie die Hände voneinander los, legte dieselben der Tochter aufs Haupt und sprach: „Ich segne Dich, mein Kind. Hätte Dein Vater diesen Tag erleben könne! Ich segne Dich auch in seinem Namen."

„Wie kann ich Königin sein!" rief das Mädchen in tiefer Erregung.

„Durch Gottes Gnaden," sagte die alte Frau.

Digitized by Google

„Ich kann es nicht, ich will es nicht.“

„Von Wollen und Nichtwollen kann nicht die Rede sein, meine geliebte Tochter. Fürsten sind die Sclaven ihres Volkes. Und wenn wir Alle nein sagen, und wenn die Stände nein sagen und das ganze Reich, Du bist Königin.“

„Meine Mutter!“ sagte Herzogin Juliana schluchzend und verdeckte mit den Händen ihr Antlitz, „erst gestern habe ich Dich gebeten: lasse mich bei den Arbeitern des Feldes sein und bei den Hirten und im schönen Walde. Und heute will man mich auf den Thron verbannen!“

„Frevlerisches Kind, daß Gott Dich nicht strafe!“ rief die Matrone entrüstet aus, „wie mancher hohe Potentat hat sein Leben von sich geworfen, weil man ihn vom Throne verbannt hat. — Du bist Johanns nächste Blutsverwandte und wenn er nicht ist, so wirst Du nach den Gesetzen dieses Landes die Krone tragen.“

„Meine Mutter,“ sagte das Mädchen mit Innigkeit, „warum hast Du mich nicht in einer Hütte geboren! Warum an einer kahlen Stelle, wo Millionen von Menschen mich sehen, beneiden, verfolgen, anbeten und verfluchen! wo ich, verantwortlich für Völkergeschicke, mein eigenes den Launen der Thoren und Schurken ausgesetzt sehe! wo ich ein glänzendes Eigenthum der Völkerprunksucht mir selber arm und fremd bleiben muß! Im Frieden des Landlebens, verborgen bei harmlosen Menschen will ich glücklich sein.“

„O thörichtes Mädchen!“ sprach nun die Mutter, „das ländliche Thal ist nur von hoher Zinne gesehen schön, in den Gründen sind die Sümpfe und die Schatten. Wohin Du heute trittst, selbst in der Hütte des Aermsten, kommt Dir das dünne Glück kümmerlich geschmückt entgegen, und die Noth und das Elend weicht scheu zurück vor den Augen des Fürstenkindes in die innersten Höhlen, um dann, wenn das Fürstenkind vorübergezogen ist, desto gieriger wieder hervorzubrechen auf ihre bleichen abgehärmten Opfer. Und nicht minder als ihr Schicksal täuschen Dich die Menschen selbst; die Harmlosigkeit, die sie heucheln, ist nicht in ihnen; der Frieden, der Dich an ihnen bezaubert, ist Stumpfsinn. Juliana, Du bist noch ein Kind, Du hast eine zu gute Meinung von den Menschen.“

„Verzeihe, Mutter, wenn ich in dieser Bedrängnis das rechte Wort der Ehrerbietigkeit nicht finde. Mein Herz ist gewaltsam aufgerissen worden, Du sollst hineinschauen, Mutter, und so sage ich Dir: ich habe eine sehr geringe Meinung von den Menschen, darum will ich dort sein, wo ihrer wenige wohnen, auf dem Lande, und nicht in der Residenz, wo sie sich dicht um den Königspalast zusammenballen. Was ich von der großen Welt bisher gehört und gesehen habe, hat mich nicht erfreuen können, und mein alter Abraham, der vor sieben Monaten gestorben ist, hat mich gelehrt, in der Geschichte zwischen den Zeilen zu lesen.“

„Ich habe die Wahl dieses Erziehers wiederholt bedauert,“ unterbrach die Matrone das Mädchen, „er hat Dir Deine Zukunft und Würde verschwiegen, anstatt Dich sachte auf dieselbe vorzubereiten. Hier,“ sie langte aus einem der kunstvollen Eichenschränke eine Pergamentrolle, „siehe hier unseren Stammbaum. Johanns Stamm ist gebrochen, von der Seitenlinie der höchste Zweig bist Du.“

Heller Morgensonnenschein leuchtete in's Gemach, zu den offenen Fensterflügeln drang frischer Waldluft und schmetternder Vogelsang herein.

Das edle Fräulein war auf einen Schemmel niedergesessen und weinte still. Die Mutter trat zu ihr hin, streichelte mit der Hand ihr Haupt und sagte mit weicher Stimme: „Mein geliebtes, einziges Kind! Ich habe diesen Tag kommen sehen, aber so habe ich mir ihn nicht gedacht. Du bist erzogen worden für die höchste Stufe,

Digitized by Google

Du hast das Herz und den Sinn einer Königin. Das Volk umjubelt Dich, das Reich setzt auf Dich alle Hoffnung, und Du verleugnest Dein Blut und Deine Pflicht. Juliana, Du kennst den Wert einer Königskrone nicht. Wie sehr entzückt hat Dich das Märchen von der Natterkrone, das Dir vor einiger Zeit der alte Schäfer erzählt hat. Dem Besitzer einer Natterkrone werden alle Wünsche erfüllt. Auch in der Königskrone ist die Kraft. Wie sollst Du den Landbewohnern, die Du so sehr liebst, anders und besser helfen, als wenn Du Königin bist! Wie kannst Du den Armen, Bedrängten und Rechtlosen anders ein so mächtiger Schutzengel sein, als wenn Du die Krone trägst! Jetzt frage Dein Gewissen, ob Du einer persönlichen Neigung zu Liebe eine Macht von Dir schlendern darfst, mit der Du unzählige Menschen beglücken könntest!"

Das Mädchen richtete sich auf, trocknete die Wangen und sagte: „Im Gottesnamen!"

Die Matrone warf ihren Hermelinmantel um sich, stattlich und würdevoll, die weißen Haare glatt gescheitelt, das blasse Gesicht mit der feingeschnittenen Adlernase frei gehoben, so schritt sie zur Flügelthür, öffnete dieselbe eigenhändig, winkte den harrenden Gesandten und sagte: „Die Königin ist bereit."

Kaum hatte Juliana Zeit, ihren Anzug flüchtig zu ordnen, so lagen die drei Granden schon vor ihr auf den Knien und brachten ihre Huldigung der jungen Königin. —

Wenige Stunden später verließ sie den stillen Landsitz und fuhr in glänzendem Wagen, von großem Gefolge begleitet, gegen die Residenz.

Einen einzigen unsteten Blick hatte sie noch auf das traute Edenstein geworfen, sie blieb fest und aufrecht. Aber die Zurückbleibenden, die Bediensteten und Arbeitsleute weinten laut. „Lebt wohl! Lebt Alle wohl!" hatte sie ihnen zugerufen, „schenket mir ein freundliches Gedenken!"

Den alten Thorwart hörte man an diesem ganzen Tage im Hofe und auf seinem Weinberge herum mörderisch fluchen. Wenn alten Soldaten zum Jauchzen ist, so fluchen sie, und wenn ihnen zum Weinen ist, so fluchen sie auch. Dem graubärtigen Alten war heute um beides. Das blutige Ereignis im Königsschlosse war Allen völlig in den Hintergrund getreten darüber, daß ihr gnädiges Fräulein plötzlich die Königin sollte sein.

Am Abende desselben Tages, als der Thorwart in der Stube bei seinem Weinkrug saß, kante er nicht den Schnitten Schwarzbrot dazu, wie sonst; still und ein wenig vorgeneigt saß er da und sann vor sich hin und endlich that er einen Seufzer: „Jetzt ist auf einmal unser Juleri davon."

Es war ein merkwürdiger Zug, der sich da durchs Land bewegte. Voran auf hohen Rappen sechs stattliche Reiter. Diesen sich anschließend die Wagen des Kriegsministers, des Erzbischofs und des Reichskanzlers. Nun folgte der mit vier Schimmeln bespannte Wagen, welcher reich vergoldete Zier trug und goldene Räderspeichen hatte. In ihm saß Juliana von Edenstein. Hernach kam der Wagen der Herzogin Mutter, mehrere Wagen mit Dienerschaft, ein Trupp Soldaten zu Pferde und endlich allerlei Volk, welches dem Zuge folgte, so gut es gieng, in lebhaftem Gespräche war und von Zeit zu Zeit der jungen Königin ein Hoch schrie.

Juliana kam sich vor wie die Beute eines Kriegszuges. Wie sehr ihre Wangen, ihre Lippen auch sonst rosig waren, heute hatte sie ein gar bleiches Angesicht und ihre Auge schienen noch größer als sonst. Herzlich aber traurig grüßte sie nach links oder rechts, wenn sie bekannte Menschen sah, oder Hütten und Bäume, die ihr lieb geworden waren. Als der Zug hinter dem Dorfe Friedau gegen ein kleines Haus kam, welches wegsab unter einer Ahorngruppe

Digitized by Google

stand, bedeutete sie den Kutschern anzuhalten. Sie stieg aus und unter dem Vorwand, einen frischen Trunk Wassers an der Quelle zu schlürfen trat sie in das Haus. Das Stübchen desselben war sehr reinlich gehalten, hatte aber nur die allernothwendigste Einrichtung mit einigem Werkzeug für weibliche Handarbeiten. Auf dem Bette saß ein junges abgehärmtes Weib, in ihrem Arm ein schönes zweijähriges Kind haltend. Die Mutter suchte es in den Schlaf zu wiegen, denn es hatte geweint und die Thränen standen noch in den dunklen Augen und in der kleinen Brust zuckte noch das bedrängte Herzlein.

„Ich will Euch beide noch einmal sehen," mit diesen Worten trat Juliana ein, schaute auf das Kind und langte nach der Hand des Weibes. Dieses zögerte, zog die leise zitternde Hand zurück und senkte das Auge.

„Was ist Dir denn, Maria?" fragte Juliana.

Da füllten sich die Augen der Angesprochenem mit Thränen.

„Du hast ein Anliegen, meine Freundin," sagte das Mädchen liebevoll, „sage es, vertraue es mir, ich bitte Dich, ich will Dir helfen, wenn ich's vermag."

Maria schüttelte leise das Haupt, ihre Lippen zuckten, ihre Auge starrte zu Boden und endlich sagte sie leise und traurig: „Du bist Königin."

Jetzt lachte Juliana hell auf und rief: „Sei nicht kindisch!" Aber das Lachen gieng ihr nicht vom Herzen. „Du hast ja recht," sagte sie hernach, „daß Du traurig bist meinetwegen. Es geht mir nun ebenso wie Dir. Dir haben sie den Mann zu den Soldaten genommen, und ich muß jetzt selbst einrücken."

„Das ist mir ein Trost," sagte nun Maria, „daß ich den König kenne und liebe, dem mein Mann dienen muß."

„Er wird seiner Königin freilich dienen," versetzte Juliana, „aber nicht in der Armee, sondern indem er daheim für seine Familie sorgt und seinen Sohn zu einem braven arbeitstüchtigen Menschen macht. Mein Erstes wird sein, liebe Freundin, daß ich Dir Deinen Peter heimschicke."

Jetzt guckte auch schon der Reichskanzler zur niederen Thür herein, um die frische Quelle zu erspähen, an welcher die Königin so lange trank. Mit dem ihm rasch zugeworfenen Worte: „Ich komme alsogleich!" scheuchte sie den Drängenden auf so lange zurück, daß sie den kleinen Knaben küssen konnte. Dieser legte sein Aermchen keck um ihren Nacken und sagte: „Ich laß' Dich nicht fort. Ich laß' Dich nicht fort."

„Ich bin noch eine sehr arme Königin," sprach sie zum Kinde, „ich kann Dir keine goldene Kette von meinem Halse schenken, weil keine daran hängt. Aber an diesem Finger hier habe ich einen Ring, der mir wert ist, und den mußt Du von mir nehmen. Du magst ihn zum Andenken an mich aufbewahren und ihn für einen Verlobungsring halten darauf hin, daß Deine Freundin Juliana Dir und dem Volke immer treu bleiben wird. — Und jetzt, Maria, mußt auch Du mir noch einen Kuß geben."

„Das nicht, das schickt sich wohl nicht mehr," stammelte das Weib, „aber wenn es sein darf, ein Kreuz möchte ich Dir machen." Und sie zog mit ihrem Daumen drei Kreuze über Julianas Stirn, Mund und Brust.

„Das soll mir der beste Segen sein von Dir," sagte die junge Königin, „und jetzt behüte Euch Gott, und die erste Nachricht, wie mir der neue Stand anschlägt, soll Euch der Peter bringen."

Nach diesen Worten gieng sie rasch zur Thür hinaus und stieg in den Wagen, ohne erst die Beihilfe des Lakaien abzuwarten. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung und ihr war nun leicht um's Herz. Dieser Besuch bei der armen ländlichen Freundin und derem Kinde hatte sie sehr erquickt und

Digitized by Google

jetzt war sie auch der schönen Größe ihrer Stellung inne geworden, sie konnte Gnaden schenken, wie Gott im Himmel.

Das freundliche Thal der Timer war endlich ihren Blicken entschwunden. Die Gegend wurde gebirgig und die Straße zog in vielen Windungen zu einem mattenreichen Hochlande hinan. Die Grasflächen standen in üppiger Blüte und als Juliana die Schlüsselblumen sah, fiel es ihr ein, wie oft sie solche Blümlein gefragt habe ob er „mich liebt — vom Herzen — mit Schmerzen," ein kindliches Spiel ohne Harren und Hangen. Sie sah die großen gelben Sterne der Arnika und dachte daran, welche Heilkraft im Landvolke dieser Pflanze zugeschrieben wird, und wie der Häusler Rochus, als ihm ein rollender Stein die Füße zerschlug, von ihr geheilt worden war. Sie sah die rothen Blüten des Klees, an welchen die Feldbienlein hin- und herflogen und dachte daran, wie der alte Abraham ihr solche Erscheinung als Sinnbild des ländlichen Fleißes erklärt hatte. Alles erinnerte sie an ihre idyllische Vergangenheit, und dort stehen noch die violetten Glockenblumen und bewegen sich sachte im Lufthauch, als läuteten sie der Scheidenden ein Lebewohl.

Einer der Vorreiter sah es nicht ein, warum dieser Freudenzug so klanglos dahingehe, er — selbst ein Kind der Berge — stieß auf sonniger Höhe einen hellen Juchschrei aus.

Sein Kamerad blickte ihn an und sagte: „Der König ist todt."

Als die Straße anhub sachte abwärts zu gehen, wurde die Gegend eine andere. Anstatt der Fichten und Lärchen standen Kiefern, anstatt Ahornen und Eschen waren wilde Kastanien, hinter deren Laubwerke eine weite Ebene blaute. Zahlreiche weiße Punkte und Streifchen waren hingestreut auf der Fläche und nach einer Seite hin lag eine schmutzig graue Dunstschichte, die wie Regenwetter am Himmel hieng und die Ebene verdeckte. Dort lag die Königsstadt. Juliana war ja nicht selten dort gewesen, aber immer nur auf kurze Zeit. So hatte ihr der Anblick des grauen Stadtbrodems von diesen Höhen aus Vergnügen bereitet, ob sie nun auf der Hin- oder auf der Rückfahrt war. Heute war es anders und sie dachte bei sich: Die Stadt eines Königs sollte auf dem Berge stehen, in der reinen Luft und im Sonnenschein müßte sich der große Mensch ja noch größer und reiner entwickeln können.

In den Dörfern, an denen sie nun vorüberzogen, läuteten die Glocken, am Rande der Straße standen überall Menschen, die eine ernste Stimmung zeigten. Auf weiten Feldflächen waren Soldaten und Zelte, auf Wegen und Straßen, die sich mehrten, rasselte schweres Geschütz dahin. Die Stadt, in welche die junge Königin einzog, war seit der Morgenfrühe dieses Tages belagert. An vielen Gebäuden wehten Trauerfahnen; dort und da flatterte lustig ein weißes oder rothes Fähnlein, das der einziehenden Herrscherin galt. In der Menschenmenge vereinzelte Hochrufe: „Es lebe die Königin Juliana!" Aber andere Rufe brausten tausendstimmig auf: „Es lebe das Volk!" Einigemale knatterten Schüsse, die kein Festpomp waren, sondern von rasch vorrückenden Soldatenabtheilungen gegen die ungeberdige Menge gerichtet wurden. Viele Thore und Fenster der Häuser waren verschlossen, an anderen schaute Kopf an Kopf heraus, mancher Arm winkte dem nahenden, nun durch Krieger verstärkten Zuge mit weißem Tuche zu, in manchem Auge standen Thränen, als es im Königswagen das junge, liebliche und unerfahrene Wesen sah, und mancher Mund seufzte: „Arme Königin!"

Der früheren Anordnung entgegen wurde der Befehl ertheilt, von den Hauptstraßen der Stadt abzubiegen und durch Seitengassen in raschem Laufe dem Schloßparke zuzufahren. So zog Königin Juliana in den Palast ein. An der Pforte war kein Ehrenbogen, die breiten Marmortreppen waren kahl,

Digitized by Google

die Lakaien waren zerstreut und verstört, was freilich nicht der Königin, wohl aber ihrer Mutter auffiel. Als sie endlich in der dumpfen Ruhe der Prunkgemächer waren, fielen sich die beiden Frauen um den Hals und weinten.

Königin Juliana fragte nach der Bahre des Oheims. Der Oberstthofmeister, der ihr schon zur Seite gegeben war, bedeutete in höflichsten Wendungen, daß in erster Linie die Etikette, dann aber auch der Ernst der Situation Anderes verlange.

Um acht Uhr Abends trat die Königin, von Fanfaren angemeldet, in den hellbeleuchteten und von den Großen des Reiches überfüllten Thronsaal. — Das ländlich-schlichte, kindlich-treuherzige Mädchen, man erkannte es nicht mehr. Würdevoll aufrecht, mit ernsten aber ruhigen Zügen im blassen Antlitze, niederwallend an ihrem schlanken Leibe der schwere Purpur und auf dem mit lichtblonden Locken umwallten Haupte das funkelnde Diadem — so stand sie am Throne — des Reiches regierende Königin.

Eine Stunde früher hatte ihr der Reichskanzler die Schrift der Rede übergeben, die sie halten sollte. Sie blickte den Granden etwas überrascht an, dann las sie das Schriftstück und nahm den Stift, um hier zu streichen, dort zu vervollständigen. Die Rolle in der Hand, aber sich derselben nicht bedienend, so trat sie vor und sprach nicht laut aber deutlich die folgenden Worte:

„Edle Herren und Gesandte!

Nach herkömmlichen Gesetzen bin, nachdem was geschehen ist, ich — Juliana, Herzogin von Edenstein — regierende Königin dieses Reiches. Ich habe nach dieser Bürde nie getrachtet, aber ich muß sie in Demuth annehmen, weil sie der Himmel gibt, und Euer Wille. Ich will unter Euerem Beistande herrschen nach meinem Erkennen und Gewissen. Das Höchste meines Lebens ist Treue und Gerechtigkeit. In meinem Reiche werden die Mächtigen nicht übermüthig sein, und die Geringen nicht verzagen. Die Redlichkeit soll beschützt sein, die Tüchtigkeit, sei sie in der Geistesarbeit, in der Werkstatt oder am Pfluge, soll ihren Lohn finden. Das Werk ist schwer, denn viele Menschen streben dagegen. Gott wird mir helfen, daß ich es vollführe."

Als die Königin so gesprochen hatte, neigte sie leicht das Haupt vor der Versammlung und stieg von den Stufen hernieder.

Nicht der laute Schall des Beifalls war jetzt, sondern ein halbgedämpftes Murmeln der Befriedigung und der Ehrerbietung. Erst als die Königin den Saal verlassen hatte, brach ein Jubelsturm los, daß die Wände zitterten. Hatten schon ihre wenigen aber kräftigen Worte die Herzen bewegt, so hatte sie ihre Erscheinung bezaubert und hingerissen, und Mancher, der mit Zweifel und Bangen den Saal betreten hatte, verließ ihn mit freudiger Zuversicht.

Während die Königin sich und ihr Programm im Thronsaale vorgestellt, hatte sich bei der Leiche des erschlagenen Königs ein seltsamer Auftritt ereignet.

Die Leiche war den ganzen Tag über im Arbeitszimmer des Königs auf einem Ruhebette gelegen. Das Haupt durch ein zu hohes Kissen nach vorne, das Kinn an die Brust gedrückt, die linke Hand über das Bett hinabhängend, während die rechte unter dem schwarzen Mantel lag, mit dem ein Theil des Körpers zugedeckt war. Die Wunde an der Brust war nicht zu sehen, aber an dem blauen Rockarm der hinabhängenden Hand waren geronnene Striemen. Das bartlose Gesicht war gelb wie schlechtes Wachs, zwischen den lehmfarbigen Lippen blinkte die obere Zahnreihe hervor, die Züge waren ein wenig verzerrt, so daß die

Digitized by Google

einen Beschauer in denselben einen schmerzhaften, die anderen einen höhnenden Ausdruck erkennen wollten. Die tief eingefallenen Augen waren nur halb geschlossen, so daß man noch das Blaßgraue der geronnenen Augensterne sehen konnte. Die dunkelgrauen Haare waren kurzgeschnitten und zeigten noch keine Glatze. Am unteren Ende standen hinter dem Mantel die glänzenden Stiefelspitzen hervor.

So war der todte König den ganzen Tag hier gelegen, kein Kerzenlicht und kein Crucifix deuteten an, daß es ein Leichnam sei; wie vergessen schien er hier; der heutige Tag galt anderen wichtigen Dingen, vor Allem dem neuen Könige, der morgige erst dem Todten. An der Pforte standen starr wie aus Holz geschnitzt zwei bärtige Landsknechte mit langen Hellebarten und ließen Jeden ein und aus, der ein und ausgehen wollte.

Zu Füßen der Leiche kauerte der getreue Kammerdiener des Königs, ein hagerer, blasser, schwarzbärtiger Mann mit eingefallenen Wangen und gefurchter Stirne. Er nahm den ganzen Tag keinen Bissen zu sich, er gieng nicht von der Stelle, er deckte manchmal sein Angesicht mit den Händen zu und weinte um seinen Herrn.

„Sehen Sie!“ flüsterte da ein Besucher dem andern zu, „die personificierte Trauer. So wie er, weint das ganze Volk um den König.“

In Augenblicken, da Niemand im Zimmer anwesend war, richtete sich der Kammerdiener auf, warf durchdringende Blicke umher und in seinen Mundwinkeln zuckte ein seltsames Lächeln. Nahte Jemand, so sank er wieder in seine klägliche Stellung zusammen.

Da kam ein Greis zwischen den schweren Gardinen hereingewankt, auf einen niedrigen Stock stützte er sich schwer und von dem tief gebeugten Haupte wallten die fast schneeweißen Locken über die breiten Schultern und den schwarzen Rock.

Als er vor der Leiche stand und sie anstarrte, murmelte er vor sich hin: „Das Haupt ohne Scheu.“

Der Kammerdiener schlug einen raschen Blick zu ihm auf. Alles war still und der Greis blieb an der Bahre stehen.

Da allmählich die Dämmerung anbrach, so kam ein Lakai und zündete den Kronleuchter an, der über dem Todten niederhieng und ihn schauerlich beleuchtete. Immer noch giengen Leute aus und ein, Bürger, Frauen, Soldaten, Priester. Manche knieten auf dem Teppich nieder und beteten, Andere flüsterten einander Bemerkungen zu, noch Andere starrten des Grauens voll auf den Gemordeten und traten mit schreckensblassen Gesichtern wieder hinaus.

Ein schmächtiges Männlein in grauem Anzuge murmelte plötzlich: „Das Haupt ohne Scheu.“

„Das Herz ohne Reu,“ sagte der sich erhebende Kammerdiener.

„In Freud und in Leid,“ sprach feierlich der Greis mit dem schneeweißen Haar.

„Dem Volke treu,“ sagte ein Soldat.

Keiner war da, der nicht gesprochen hatte.

„Wir sind unter uns,“ sagte der Greis und der Soldat schloß die Thür.

Hierauf stellten sich die nunmehr wenigen Anwesenden rings um den Leichnam; jeder legte die rechte Hand an's Herz, die linke erhob er wie zu einem Schwur und dann sagten Alle mit tiefer feierlicher Stimme, die wie Grabgesang tönte:

„Das Haupt ohne Scheu,
Das Herz ohne Reu.
In Freud' und in Leid
Dem Volke treu.“

Nach diesen Worten entfernten sie sich schweigend, nur der hagere Kammerdiener kauerte sich wieder zusammen wie ein trauernder Hund zu Füßen seines Herrn.

Am nächsten Tage begannen die Trauerfeierlichkeiten; sie dauerten fünf

Digitized by Google

Tage und giengen strenge nach den Vorschriften des Hofmeisteramtes vor sich. Auch die Bevölkerung trug dem Herkommen Rechnung, Tausende und Tausende stellten einen Schmerz zur Schau, der nicht in ihnen war. Aber wo Zwei oder Drei im verschlossenen Kämmerlein beisammenstanden, da erinnerte man sich ungezwungen der Tyrannei, der Mißwirtschaft, des Lotterlebens jenes Mannes, welcher nun mit großem Pomp in der Königsgruft beigesetzt worden war.

Eine von den sehr wenigen Personen, die in schweres Trauergewand gehüllt mit wahrer Betrübnis vor der Königsbahre gebetet hatten, war die Königin Juliana. Aber sie sollte bald den Flor wieder um den Purpur vertauschen, den Trauertagen folgten die Freudenfeste der Krönung.

Die Vorbereitungen dazu waren groß und behendig, Alles in Stadt und Land rüstete sich zur Pracht und Freude, aber durch die Luft gieng, man wußte nicht, von wo aus und wohin, ein unheimliches Sagen, das Krönungsfest werde nicht stattfinden und die Weißen Brüder würden dafür sorgen, daß in diesem Lande die Krone für immer zerschlagen sei.

Zur Königin drang nichts von dieser Stimmung; überall wo sie gieng und fuhr, war sie von Höflingen umschwärmt. Der Oberstthofmeister konnte Nächte lang nicht schlafen vor Sorge, ob Ihrer Majestät wohl alle wichtigen Punkte der Hofetikette in den manchmal etwas eigensinnigen Kopf zu bringen sein würden vor dem Feste. Sie pflegte sich nachgerade ein bißchen ungezwungen zu benehmen. Sie sprach mit Lakaien und Zofen kaum anders wie mit Freiherren und Freifrauen, und mit Grafen und Fürsten manchmal, wie mit Lakaien. Sie war manchmal munter und fröhlich dort, wo der Hofton ernste Würde vorschrieb, und betrübt dort, wo heitere Gesichter angezeichnet standen. Auf der Gasse grüßte sie vom Wagen aus manchen Bekannten, bevor sie von diesem gegrüßt wurde und einmal winkte sie sogar einem alten Weibe, die ihr eine Blume in den Wagen geworfen hatte, derart mit der Hand, daß man glaubte, es sei ihre vertrauteste Freundin.

Die alte Herzogin von Edenstein war vorläufig wieder auf ihr Landschloß zurückgekehrt mit dem schönen Gefühle, die Königin-Mutter zu sein; gedachte sich aber später in die Residenz zu ziehen, um die Vortheile ihrer Stellung auch ausnützen zu können. Für die Krönungsfeierlichkeit hatte sie sich sechs herrliche Rappen spanischer Race angeschafft und einen schwer vergoldeten Galawagen, der sich in nichts von dem Königswagen unterschied, als daß ihm über der Decke die Krone fehlte. Anstatt dieser Krone war der Herzogshut, welchen der Goldarbeiter so geschickt zu formen wußte, daß er der Königskrone nicht unähnlich sah. Da das Landgut der verarmten Adelsfamilie nicht darnach eingerichtet war, um die Königin-Mutter auszustatten, so mußte es die Matrone einstweilen bei solchem Aufwande bewenden lassen. Die Regierungsperiode ihrer Tochter würde, so hoffte sie, auch ihrem Hause hoch zugute kommen.

Eines Tages spazierten im königlichen Wildgarten, der dem Volke verschlossen war, zwei vornehm gekleidete Herren. Sie schienen sich gegenseitig freund zu sein, sie giengen mehrmals an einander vorüber, ohne sich zu grüßen, obwohl einer den andern mit scharfen Augen musterte.

Als sie an einer entlegenen Stelle unter alten Eichen und Ulmen sich wieder begegneten und wieder daran waren, aneinander vorüberzugehen, murmelte der Eine: „Das Haupt ohne Schen."

„Das Herz ohne Reu," sagte der Andere, da blieben sie stehen, gaben einander die Hand und wandelten Seit' an Seite weiter. Sie führten ein leises angelegentliches Gespräch, wovon einzelne Worte an das geistige Ohr des

Digitized by Google

Mannes drangen, der diese Geschichte erzählt.

„Es würde bleiben wie es war," sagte einer der Herren. „Obzwar die Junge heute noch unschuldig thut, die Alte spinnt doch schon an dem Netze; heute ists nichts weiter, als Eitelkeit und Geldgier, morgen ists Herrschsucht."

„Und bigott ist sie, wie der Teufel," setzte der Andere bei. „Doch scheint mir die Junge weitaus gefährlicher, sie ist schön und liebenswürdig. Geben Sie acht, in kurzer Zeit haben wir die altgewohnte Komodie. Ein Thronstuhl ist ein feines Lotterbett, wer ihn zu wenden weiß. König Johann hatte keine angetraute Gemahlin, Königin Juliana macht keine Miene, sich einen Gatten zu wählen. Wer soll sich wundern über die Sittenlosigkeit des Volkes! Alles blickt nach oben. — Wie weit sind sie mit den Vorbereitungen zum Feste?"

„Im Schlosse sind seit Wochen dreihundert Arbeiter thätig, es wird ein Märchenpalast."

„Und unter der Erde?" fragte der Eine mit sehr leiser Stimme.

„In der vorigen Nacht hat man vom Kanal an der Johannesbrücke aus sieben Fässer Sprengstoff eingeführt. — Vorsicht! Dort steht ein Wachmann, der uns zu beobachten scheint. — Die nächste Versammlung ist morgen in den drei Gärten."

Dann giengen die zwei vornehm gekleideten Herren mit gleichgiltiger Miene auseinander. Der Eine schritt auf den Wachmann zu, um ihm einzuschärfen, die Eingänge des Wildgartens strenge zu hüten. Der Mann ließ sich täuschen, machte vor dem Herrn, den er für einen Höfling hielt, soldatischen Gruß und gieng weiter.

Zwei Tage vor dem Feste war es, als die Königin in offenem Wagen durch die Stadt fuhr. Den reichen Schmuck der Gebäude, die riesigen Ehrenbögen, an denen überall noch emsig gearbeitet wurde, beachtete sie kaum. Den Leuten, die sie ehrerbietig grüßten, dankte sie verbindlich, aber wo eine Soldatenabtheilung vor dem königlichen Wagen Front machte, da fuhr sie ziemlich gleichgiltig vorüber.

„So fäbel- und kanonenfreundlich wie der selige König scheint sie nicht zu sein," bemerkte ein Bürger zum andern.

„Wäre nicht klug von ihr," entgegnete der Angesprochene, „wie die Anzeichen sind, wird sie der Soldaten sehr bedürfen."

Kaum sie so gesprochen hatten, hielt vor ihren Augen der königliche Wagen an. Die Königin stieg rasch aus, gieng, die Schleppe ihrer Seidenrobe im Straßenstaub hinter sich herziehend, auf einen der Soldaten zu, der in Reih' und Glied stand und mit dem hellen Gruß: „Peter! Peter wie geht's Euch?" schüttelte sie ihm die Hand.

Der Auftritt war unerhört. Der commandierende Obrist wußte nicht, was er zu thun hatte; dem so Begrüßten rannen die Thränen über das braune Gesicht.

„Ihr seid befreit," rief ihm die Königin zu, „Ihr könnt sogleich heimgehen, und grüßt mir die liebe Maria und den kleinen Franz!" Dann wendete sie sich zum Obristen und sagte: „Dieser Mann, Peter Baumgartner, ist von jetzt an seiner Soldatenpflicht enthoben. Er hat zu Hause ein kränkliches Weib und ein kleines Kind, für die er sorgen muß."

Die Menschenmenge, die sich rasch versammelt und die Worte vernommen hatte, welche die Königin zum Soldaten und zum Obristen gesprochen, brach in unbeschreiblichen Jubel aus. Die Königin fuhr rasch davon, aber — als ob die Kunde von dem Geschehenen sich wie Sturmwind über die ganze Stadt verbreitet hätte — von allen Gassen, aus allen Häusern drängte das Volk heran und begrüßte

Digitized by Google

die Königin mit schallender Begeisterung.

Eine so echte freudvolle Liebe war ihr als Königin bisher noch nicht erzeugt worden, es lachte ihr das Herz. Und doch fühlte sie sich unbehaglich in dem Jubelsturm, sie ließ den Rückweg in das Schloß nicht mehr durch die belebten Straßen der Stadt, sondern auf Umwegen durch den Wildgarten einschlagen.

In ihre Gemächer angelangt, setzte sich die Königin an den Tisch und schrieb mit rascher Hand folgenden Brief:

„Liebe, gute Maria!

Ich muß mich bei Dir sehr verklagen. An sechs Wochen bin ich schon hier und habe mein Dir gegebenes Wort erst heute eingelöst. Ich hätte nicht geglaubt, daß das Königsein so untren machen kann. Aber die Obliegenheiten und Aufregungen, die ich durchzumachen habe, müssen mich für diesmal entschuldigen. Ich hatte auf Alles vergessen, da sehe ich heute Deinen Peter zufällig auf der Gasse. Die Uniform steht ihm nicht schlecht, aber das Gesicht hättest Du sehen sollen, wie ich ihm gesagt habe, daß er frei ist! Er wird gewiß heute noch mit Sack und Pack davongehen. Ach könnte ich mit ihm heim! Aber jetzt ist der Krönungsrummel vor der Thür und da muß ich wohl dabei sein. Im Gottesnamen. Laß' doch einmal etwas von Dir hören, liebe Marie. Du kannst nicht glauben, wie sehr mich jede Nachricht aus unserem Timer-Thale freut. Was macht der kleine Franz? Wenn er die letzten Stockzähne noch nicht bekommen hat, mache Dir nichts d'raus; die alte Frau, die mir täglich die Haare macht, sagt, es wäre nur ein Aberglauben, wenn man meint, daß spätes Zahnen Fieber bringt. Ich muß schließen, es ruft mich schon wieder etwas. Denke Dir, ich bin des Tages nicht eine Stunde mein eigener Herr. Doch habe ich nur erst die Krone fest im Haar, dann will ich ihnen den Herrn schon zeigen, da gibt's nichts zu spaßen, ich werde ein fürchterlicher Tyrann sein. Lebe wohl, in alter Freundschaft Deine

Juliana."

Der Obersthofmeister war nachdenklich und mißgestimmt. Dem Reichskanzler fiel das auf und er fragte eines Tages nach der Ursache. Der Oberstthofmeister machte eine unwillige Bewegung mit der Hand, das sollte sagen: Wozu? Es ist ja doch nichts zu ändern an dieser Person.

„Nun, nun," versetzte der Kanzler.

„Was sagen Sie zu diesem Scandal?" fragte jener.

Der Kanzler zuckte die Achseln.

„Das ist ja eine Bäuerin!" stieß der Hofmeister hervor, „wir werden lächerlich vor der ganzen Welt. Haben Sie das Flugblatt schon gelesen? Da, sehen Sie! Sehen Sie!" Er zog's aus der Tasche: „Die Volkskönigin! Ein Jugendfreund von ihr soll der Soldat gewesen sein . . ."

„Soll ich das Blatt unterdrücken?" fragte der Kanzler.

„Um Gotteswillen, nein. Die Folgen ihrer Handlungsweise müssen ungehemmt sein. Es müssen ihr die Augen aufgehen."

„Es ist schlimm," sagte der Kanzler.

„Es ist überaus schlimm, Excellenz!"

„Aber noch immer nicht das Schlimmste."

„Natürlich, man sieht noch weiter."

„Es ist zu befürchten, daß sie in der Regierung die Partei des Pöbels ergreift," sagte der Kanzler mit ernster Miene.

„Dann reißt die Verwilderung ein, Dann sind wir verloren!" seufzte der Hofmeister.

„Wer hätte sich denken können," fuhr der Kanzler fort, „daß diese hoch-

Digitized by Google

aristokratisch gesinnte Frau ihrer Tochter eine solche Erziehung geben würde!"

„Das Kind ist in die Hände eines schlauen Demagogen gefallen. Dieser alte Isak oder Abraham, wie er geheißen haben soll! Wissen Sie, daß er Verse gemacht hat?"

„Das wäre noch nicht das Gefährlichste."

„Und daß er mit seinen Versen die alte Frau besungen hat? Ihre Eitelkeit hat sie verblendet, sie überließ ihm das Kind, ohne eine Ahnung zu haben von den Grundsätzen, die er demselben beibrachte."

„Einer Thronfolgerin! Es ist unverantwortlich."

„Ich hoffe nur auf das Eine noch," sagte der Hofmeister.

„Und das ist?"

„Daß sie zu sich kommen wird, wenn sie die Krone auf dem Haupte fühlt. Ich sage Ihnen: Eine Königskrone ist ein wundersames Ding. Bringen Sie mir den eingefleischtesten Demokraten, ich setze ihm die Krone auf und er ist König! Er ist König, Euere Excellenz und thut es an Würde und Gewalt dem ältesten Adel zuvor."

Derlei Vertrauliches wurde in einem Zimmer des königlichen Schlosses gesprochen. In einem nächsten Augenblicke machten die beiden Höflinge vor der Königin, die in Begleitung ihrer Zofen die Marmortreppe herabstieg, ihre tiefste Reverenz.

Auffallend war, daß die Polizei der Königsmörder ganz vergessen zu haben schien, es verlautete in der Oeffentlichkeit nichts von einer Fahndung nach den Verbrechern und die Muthmaßungen, die hierüber im Volke lebten, schien man hohen Ortes nicht zu theilen. Insgeheim jedoch gieng die Jagd nach den Uebelthätern umso emsiger vor sich, viele Personen wurden eingezogen, darunter auch ein Mann der königlichen Leibwache. Allein es ergaben sich keine triftigen Anhaltspunkte und immer klarer sah nun die erschrockene Regierung, daß das Verbrechen tief und weit verzweigt in der Bevölkerung wurzeln müsse. Doch sie wollte die Leute in Sorglosigkeit lullen und darum ließ sie die blutige Angelegenheit scheinbar einschlafen. So reigte sich Alles in Freude um die junge Königin. Diese ließ nie ein Wort über die gräßliche That fallen, heimlich dachte sie freilich oft daran, und das lag wie der Schatten einer Wetterwolke auf ihrem sonst so heiteren Herzen.

In den Volksschichten hatte die Stimmung gründlich umgeschlagen. Mancher Bürger ließ die bunten Papier- und Leinwandlappen von den Wänden seines Hauses reißen, um diese mit echter Seide zu schmücken. Manche Gemeinde erhöhte ihre Beitragssumme für das Fest auf das Doppelte und Dreifache, hunderte von Flugblättern rühmten in Gedichten, Sprüchen und Bildern die Volkskönigin. O selig die Menschen eines Landes, die es fühlen, daß ihr Herrscher für sie ein Herz hat! — Schon am Vorabende des Krönungstages war in Stadt und Land die Freudenstimmung eine so echte und zwanglose, daß sich der Hofmeister die Haare hätte ausreißen mögen, wenn er noch welche auf dem Haupte gehabt hätte.

Auf der feenhaft illuminierten Johannesbrücke begegneten sich an diesem Abende, während die ganze Residenz in einem wahren Feuermeere strahlte, zwei Männer, die sich mit dem uns bereits bekannten Losungsworte der Weißen Brüder begrüßten.

„Es ist einstweilen verschoben, die Stimmung ist zu ungünstig," theilte der Eine dem Andern mit. Kopfschüttelnd giengen sie auseinander.

Das Krönungsfest gieng unter den althergebrachten Formen auf das Allerglänzendste vor sich. Nur der Jubel des Volkes war noch nicht dagewesen, wie er sich auf dem weiten Domplatze erhob, als die Königin in die Kirche zog; er übertönte alle Glocken. Sieben-

Digitized by Google

undzwanzig Kanonenschüsse von der alten Burg verkündeten der Residenz und der weiten Umgebung den Moment, als der Erzbischof Fürst Wendlinburg der Königin die Krone des alten Königsgeschlechtes auf das Haupt setzte. Die Königin, unbekümmert um alle prunkhafte Umgebung, kniete in ruhigem Ernste an dem mit blauer Seide überzogenen Pulte. Ueber ihrem Kleide, das so zart und weiß war wie die Blüte des Kirschbaumes, trug sie den schweren Krönungsmantel. Darüber wallten die goldenen Strähne ihres Haares nieder. Um die Stirne hatte sie einen Rosmarinzweig gewunden und darüber prangte nun die aus gediegenem Golde geschmiedete und mit zahllosen Edelsteinen geschmückte Zackenkrone.

Das Angesicht der Königin konnte in diesen Augenblicken nicht beobachtet werden, denn das Haupt war geneigt. — Von dem Krönungsfeste war ihr für ihr späteres Leben nichts in Erinnerung geblieben als dieses Knieen vor dem hohen Altare und der Druck der schweren Krone. Auf das Angenehmste überrascht waren die Höflinge, besonders der Oberstthofmeister über ihre tadellose Haltung während des ganzen tagelangen Festes. „Das königliche Blut, das in ihr pulsiert, verleugnet sich nicht," flüsterten sich die Leute voll Entzücken zu, „es ist die Majestät in ihr, die an einer zarten Frau noch unendlich überwältigender wirkt, als an dem Manne."

Erst gegen Abend des zweiten Festtages war es der Königin gestattet, sich zurückzuziehen in ihr stilles Gemach, wo sie erschöpft auf ein Kissen sank. Noch gaukelten die bunten Bilder des Festzuges, der Hoftafel, der Singspiele, des Balles, der Schaustellungen und all der schönen Huldigungen eine Weile um ihre Seele. Als sie allmählich zu sich gekommen war, sah sie in silberner Schale die Blättchen und Briefe, die ihrer harrten. Einen der Briefe, der fast ungefüg zusammengelegt war und eine unbeholfene Handschrift trug, öffnete sie alsbald. Der Brief war aus dem heimatlichen Thale, mit ziemlich eckigen Buchstaben geschrieben, und sein Inhalt lautete:

„Dorf Friedau.

Meine liebe Königin!

Ich weiß es wohl, es soll nimmer sein, daß ich Dir schreibe, und wann Du mir es auch selber erlaubt hast, weil Du so unbeschreiblich gut bist, so weiß ich doch, es soll nimmer sein. Aber meine Freude ist zu groß, ich weiß mir nit zu helfen. Ich weiß nit, wo ich anheben soll zum erzählen. Gestern am Vorabend ist in unserer Kirche feierlicher Gottesdienst gewesen von wegen der Krönung. Mein Lebtag hab' ich nit so viel Leut beisammen gesehen. Ich hab den Franz genommen und bin auch hinauf, mein letztes End hab ich gemeint bei dem Gedräng in der Kirchen. Und wie der Herr Pfarrer die Anred hält: aus unserer lieben Heimat thät sie sein, und Jeder und Jeder thät sie erkennen und lieben — ich mags nit schreiben, was er Alles gesagt hat, kein einziges Aug ist trocken geblieben. Und wie das „Herr Gott Dich loben wir" ausgesungen ist und ich mit dem Kind zu meinem Häusel herabsteig, Jesus Maria, da sitzt er vor der Thür, auf dem Antrittstein sitzt er und schmunzelt uns entgegen und fragt, ob man bei diesem Haus nit einen verabschiedeten Soldaten über Nacht behalten wollt? Der Franzl schreit: Vater! Vater! und springt ihm auf's Knie, ich kann's gar nit sagen, wie mir gewesen ist. Auf allen Bergen sind Freudenfeuer, auf dem Kreuzbühel ist ein sehr großes, und schießen sie mit Pöllern und wir plaudern die halbe Nacht und der Peter kann nit genug erzählen. Jetzt schlafen sie endlich allzwei, der Junge und der Alte, aber ich kannt nit schlafen, und wann sie mich mit Peitschen dazu treiben, beten und

Digitized by Google

weinen thu ich und jetzt, hab ich mir gedacht, ist's schon auf Eins und nimm ein Papier und schreibe ihr. Du weißt ja, Unsereins kann nit reden, und schreiben noch weniger, wann Du mir doch in's Herz kunntst hineinschauen, wie viel Dank, wie viel Dank, daß Du mir meinen Mann hast heimgeschickt. Ich wär zu Grund gangen ohne ihn, nit wegen des Erwerbes allein, die Zeit her, wo er weg ist gewest, bin ich erst inne worden, wie gern ich diesen Menschen hab. Wann ich jetzt bei Dir wär und vor Dir kunnt niederknieen und von Deinem Kleid den Rand kunnt küssen, wenn das kunnt sein! Und wenn's wirklich wahr ist, daß Du mein Schreiben nit verachtest, und es ist wahr, ich weiß es, weil Du noch die gute Juliana bist, so sollst Du auch meine Dankbarkeit nit verachten, denn ich danke und danke Dir tausendmal. Und für Deinen Brief auch, ich kann's nit fassen, daß, wo Du jetzt stehst, des armen Weibes noch gedenkest. Will Dir auch schreiben, daß der Franzl die hinteren Stockzähne schon bekommen hat, beide zu gleicher Zeit und hat ihm nichts gemacht. Neues ist nichts, als daß im Scharnthal drinnen jetzt ein Försterhaus gebaut wird, wo auch mein Peter gleich Arbeit finden kann. Und denke Dir, die alte Binder Theres hat geheiratet und einen Menschen, der so jung ist, daß sie seine Mutter kunnt sein. Weil sie Geld hat, soll er sie genommen haben. Da ist mir wieder eingefallen, was Du einmal gesagt hast: Könige und Bettlerinnen können zusammenheiraten, aber Alte und Junge nit. — Jetzt ist es aber genug, und genug für alle Zeit. Ich weiß, wie weit wir Zwei auseinanderstehen, und daß es von mir ein Frevel thät sein, und leicht auch von Dir, wann wir Zwei noch wollten gute Bekanntschaft halten. Ich kann Dir schon nit genug Dank sagen, daß Du als gnädiges Fräulein vom Schloß zu mir geringen Person niedergestiegen bist und meine Gesponsin hast sein wollen. Ich werde die Zeit nimmer vergessen und sie wie eine Gnad Gottes verehren, die mir so ganz unverdient vom Himmel gefallen ist, will auch mein Kind lehren für Dich zu beten, denn Du hast einen harten Stand und einen großen Stand, und wo Du jetzt stehst, da kann Eins viel Segen austheilen und auch viel Unglück anrichten auf der Welt. — Und jetzt, meine geliebte Königin, muß der Abschied sein. Wann mir noch eine Bitt, die letzte, erlaubt sollt sein, wird mein Franzel groß und es sollt ihm einmal schlecht gehen, verlaß ihn nit. Lebe wohl, tausendmal wohl.

Maria Baumgartner."

Als dieser Brief gelesen war, hielt ihn die Königin noch lange in der niedergesunkenen Hand und blickte vor sich in die leere Luft hinein. Allmählich begannen über ihre Wangen helle Thränen zu rinnen . . .

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Stationen meiner Lebenspilgerschaft.*)

Von Robert Hamerling.

VII.

Zehn Jahre im Süden.

(Schluß.)

Diese wirkungsreiche Erscheinung war eine liebenswürdige, damals gefeierte Harfenkünstlerin: die k. k. Kammervirtuosin Fräulein Marie Mösner, welche zwei Jahrzehnte später als Gattin eines Grafen Sp. in Salzburg, ihrer Vaterstadt, aus dem Leben schied.

Sie war im Jänner 1863 nach Triest gekommen, um auch da Concerte zu geben und hatte ein Empfehlungsschreiben aus Graz bei mir abgegeben, das eine persönliche Begegnung, und späterhin einen lebhaften Verkehr vermittelte. Als Virtuosin bewundert und von der Triester Gesellschaft gehätschelt, verweilte Frl. M. einen Monat lang in der Hafenstadt, gieng dann nach Venedig, kehrte aber von da noch einmal auf kurze Zeit zurück.

Es ist ohne Zweifel charakteristisch, daß ich von früher Jugend an immer am eingehendsten über meinen Verkehr mit der weiblichen Welt Buch geführt habe. Als ich neulich Hebbels Tagebücher las, wurde ich mir meiner besagten Eigenheit durch den Gegensatz erst klar bewußt. Ich erstaunte fast, zu sehen, wie sehr das Leben des Herzens für einen Poeten und sein Tagebuch Nebensache sein kann. Auch was meinen Verkehr mit Frl. M. betrifft, würde es mir an guten handschriftlichen Quellen für eine interessante Geschichte nicht fehlen, die zwar eine Herzensgeschichte, aber — ich beeile mich dies festzustellen — durchaus keine Liebesgeschichte im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist.

Hier will ich mich indessen damit begnügen, statt in die Einzelheiten einzugehen, das allgemeine Schema zu verzeichnen, nach welchem kleine oder große Romane von der Art des in Rede stehenden zu verlaufen pflegen, und den Sinn deutlich zu machen, in welchem derselbe für mich wichtig, lehrreich, beglückend und leidvoll zugleich geworden ist.

Das Weib trägt, namentlich in den jüngeren Jahren, eine stille Sehnsucht in sich nach dem, was man das „Ideale" nennt. Man braucht darunter nicht gerade irgendwelche Ueberschwenglichkeit des Empfindens zu verstehen; zunächst ist nur der natürliche Sinn für das Edle, Schöne und Gute und für eine nicht leichtsinnige Auffassung des Lebens damit gemeint. Je mehr nun ein weibliches Wesen durch Beruf oder Verhältnisse, durch Hingabe an die Anforderungen der Gesellschaft, durch das schnöde Alltagsgetriebe der sogenannten idealen Welt entfremdet, sie gleichsam zu einer jenseitigen für sich geworden sieht, desto lockender erscheint sie ihr, desto stärker wird die geheime Sehnsucht, jenes Heimweh, so zu sagen, nach dem verlornen Paradies. Glaubt nun ein solches Weib das Ideale im Dichten und Schaffen, im Thun und Wesen etwa eines Poeten lebendig zu

*) Siehe „Heimgarten" 1883: Mai; 1885: März, April, October, November; 1886: Juni, Juli, October, November; 1887: März, Mai, September.

Digitized by Google

erblicken, so schlägt der zurückgedrängte Cult zur Begeisterung aus, zu einer Art von Andacht, und entfaltet für den Augenblick Alles, was Engelhaftes in der Natur eines Weibes liegen mag. Da ist es dann nicht zu verwundern, wenn die Entfaltung weiblicher Seelenblüte begeisternd auf den Gegenstand der Begeisterung selber zurückwirkt. Das Weib erscheint in solchen Momenten idealer Wärme und Andacht für das Ideale selbst als die reinste Verkörperung desselben. So findet eine innige Berührung zweier Seelen statt, die zu dem Schönsten und Beglückendsten gehört, was Menschen widerfahren kann.

Dazwischen aber nimmt das gewohnte, zur zweiten Natur gewordene Wettleben des Weibes seinen Fortgang. Es entsteht ein Widerspruch zwischen dem, was das Weib bei dem Poeten und für ihn ist, und dem, was es für die übrige Welt doch immer ist und bleibt. Und da die höheren Regungen überhaupt für die Menschen keine alltägliche Seelenkost, sondern nach Grad und Dauer dem Wechsel unterworfen sind, so erscheint das Weib bald in einem zweideutigen Lichte, als wankelmüthig, unzuverlässig und der Poet fängt an unter diesem Unbestande zu leiden. Er merkt, daß er nicht der Gegenstand einer echten und rechten Liebe ist, sondern das Idol der Feierstunden einer weiblichen Seele. Dadurch erhält das Verhältnis für ihn etwas Unfrohes; er beginnt zu begreifen, daß er selbst eigentlich *entsagen* muß, wo er sich als Heils- und Gnadenspender gefeiert sieht. Er verschmäht, was das Weib ihm bietet oder bieten könnte, wär's auch Alles, was es überhaupt zu bieten hat — weil es nicht die echte Liebe ist, die es bietet. Schmerzliche Wehmuth tritt allmählich an die Stelle reinen Genügens im Verkehr. Auch das Weib wird sich schließlich bewußt, daß es dem Verehrten nicht so eigentlich mit seinem ganzen Wesen angehört, daß es ihn also auch nicht voll und für immer beglücken kann.

Findet auf diesem Punkte des Verlaufs die Trennung statt, so endet das Ganze mit einem schmerzlichen, aber doch noch immer idealen Ausklang und Beide nehmen scheidend ein Stück höheren Lebens als unentreißbaren Schatz der Erinnerung mit sich.

Anders — weit schlimmer! — gestaltet sich die Sache, wenn aus dieser idealen Berührung zweier Seelen ein eigentliches, dauerndes Liebesverhältnis sich entwickelt. Dann wird dem Weibe allgemach *verhaßt*, was ihm eine angenehme Abwechslung, eine Würze der doch immer durchempfundenen Schalheit des Weltlebens gewesen. Es empfindet die ideale Controle als eine Last, als eine Schranke seiner persönlichen Freiheit, und sucht sich derselben zu entledigen. Und wie früher der Engel, kommt jetzt der *Dämon* im Weibe zum Vorschein . . .

Ich habe dies allgemeine Schema durchgeführt und verfolgt bis zu seinen äußersten möglichen Endpunkten. In dem gegenwärtigen Falle schloß jedoch der Verlauf mit dem oben bezeichneten Punkte des noch immer idealen, wenn auch wehmüthigen Ausgangs.

Verhältnisse, die in dieser Art rein und ideal geblieben, pflegen wohl schmerzlich, aber nicht tragisch zu enden.

Mir blieb als Errungenschaft jener Tage das Bild einer hochpoetischen weiblichen Erscheinung, eines der edelsten Regungen fähigen weiblichen Wesens. Und Marie M. scheint nach dem, was mir später zu Ohren kam, ziemlich lange dessen eingedenk geblieben zu sein, was sie in der Individualität eines Poeten gefunden zu haben glaubte — obgleich ihr dieser keineswegs als weicher Schwärmer, sondern, wie sie mir selbst einmal scherzend sagte, „bald als Seraph, bald als spöttischer Mephisto" erschien. Sie verstand ihn besser als Angelica den „Lord Lucifer" in meiner Komödie . . .

Mühelos wird Jeder in „Sinnen und Minnen" die Sonette, und in den „Blättern im Winde" das längere

Digitized by Google

Gedicht herausfinden, welche ihren Ursprung diesem Verkehr verdanken.

Die bezeichnendsten erhaltenen Documente desselben dürften indessen die Briefe sein, die ich an Frl. M. geschrieben, und von welchen ich stenographierte, seither in Currentschrift übertragene Abschriften zurückbehalten. Sie wären im Vereine mit dem bezüglichen Tagebuche geeignet, die hier gegebenen Andeutungen zu dem lebendigen Bilde zu ergänzen, dessen Ausführung ich mir an dieser Stelle versagen muß. Wer diese etwas überschwenglichen und seltsamen Briefe liest, in welchen Herzlichkeit und Sarkasmus sich immer wechselseitig verleugnen und verneinen, wird vielleicht den Fluß des einfachen, natürlichen Gefühls darin vermissen. Aber er muß bedenken, daß es sich in diesen Briefen um Alles eher handelte als um den naiven Ausdruck eines einfachen Gefühls. Es war eben kein einfaches Gefühl, es waren sehr gemischte, sich widerstreitende Gefühle, die da nach Ausdruck rangen.

Eine Art Seitenstück zum Mosner-Roman, aber in verkleinertem Maßstab, einige Stufen niedriger auf der Leiter des Idealismus und der Poesie, spielte noch im Laufe desselben Jahres für mich sich ab. Die Heldin desselben war ein Mitglied der deutschen Schauspielertruppe, welche damals im Armoniatheater zu Triest ein paar Monate lang Vorstellungen gab.

Frl. Antoinette J. schien von Natur etwas feiner und ernster angelegt, als ihre Kunstgenossinnen gleichen Ranges im Durchschnitt sind. Auf ihren eigenen Wunsch wurde ich von einem Freunde bei ihr eingeführt. Wir brachten ein paar Mal eine unglaublich große Stundenzahl in tiefgehendem Gespräch mit einander zu. Ich lobte sie und ihr Spiel in der „Triester Zeitung“ und brachte ihr das Blatt dann immer selbst. Ich fand, daß es ein ganz reizendes Vergnügen sei, von einer stattlichen Theaterprinzessin, während ihres Spiels auf der Bühne, dann und wann einen verstohlenen, vertraulichen, neckischen Solo-Blick zugetheilt zu erhalten. Freilich, die Anziehung, welche Frl. J. auf mich übte, war nicht ganz ohne inneren Widerstreit. Ihrem einnehmenden Wesen gebrach es einigermaßen an Frische. Stürme des Lebens schienen über sie hinweggezogen zu sein und ihre besten Blüten geknickt zu haben. Was mir am meisten an ihr gefiel, das kastanienbraune Haar und die weißen Zähne — ach, gerade diese beiden Reize waren, wie ich bald erfuhr, nicht echt. Die echte Zier ihres Hauptes war vor einigen Jahren einem schweren Nervenfieber zum Opfer gefallen. Ich war damals noch zu jung, um nicht ein geheimes Grauen bei dem Gedanken zu empfinden, mich möglicherweise in ein weibliches Wesen ernstlich zu verlieben, das einen Theil seiner Reize Abends auf den Toilettetisch ablegte. Uebrigens gehörte das Fräulein zu den unheimlichen Personen, welche keine Photographie, und, soweit möglich, auch keine geschriebene Zeile von sich aus der Hand geben — was den Eindruck macht, als hätten sie einmal irgendwo eine dunkle That verbrochen und fürchteten, daß ein Kenner ihrer Vergangenheit durch Bild oder Handschrift auf ihre Spur geführt werden könnte.

Aber im Verkehr der Geschlechter pflegen die Anziehungen doch meist allmählich die Abstoßungen zu überwiegen, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn ich nicht eines Tages bei Frl. J. eine Gesellschaft von Collegen, Colleginnen und Leuten getroffen hätte, wie sie an Schauspielerinnen allerorten sich anzuschließen pflegen. Der Ton, den ein Lebemann der eben genannten Sorte gegen Frl. J. anschlug, empörte mich. Ich setzte voraus, Frl. J. müsse nicht minder empört sein, und war sehr erstaunt, daß sie so ruhig blieb. Ich hatte auch nach meinem Eintritte vorausgesetzt, Frl. J. werde durch düsteres Schweigen und mürrische Zei-

Digitized by Google

chen der Ungeduld sofort ihrer Gesellschaft zu verstehen geben, daß sie mit mir allein zu sein wünsche. Aber eine solche krankhafte Ungeduld stand dem Frl. J. auf Siriusweiten fern; sie schien sich im Gegentheil recht wohl zu befinden. So gieng denn ich, und sandte am folgenden Morgen der Schauspielerin ein Schreiben voll heiligen Zornes, in welchem ich sie auf's Tiefste bedauerte, daß sie sich dergleichen, wie ihr den Tag zuvor in meiner Gegenwart geboten worden, bieten lassen wolle oder müsse. Ein höflicheres Schreiben folgte, um den rauhen Ernst des ersteren abzuschwächen, aber meine Besuche bei Frl. J. blieben eingestellt. In der Zeitung lobte ich sie nach wie vor. Ein ehemaliger College und Freund von ihr kam aus Deutschland auf ein längeres Gastspiel nach Triest, ein gebildeter, tüchtiger Schauspieler, später Theaterdirector in Berlin, auch Theaterdichter. Die Beiden wirkten jetzt auf der Bühne immer zusammen und spielten die Liebespaare verdienstvoll — ich lobte sie alle Beide sehr in der Triester Zeitung, großmüthig und neidlos.

Eines Abends während der Vorstellung bemerkte ich Frl. J. in der Theaterloge. Ich sandte aus weiter Entfernung einen ernsten Blick zu ihr hinauf. Sie erwiderte denselben nur flüchtig, aber ihr Busen hob sich im selben Augenblicke, und, wenn ich nicht irre, so war es ein unwillkürlicher, unwissentlicher Seufzer, der den Busen des Fräuleins schwellte. Das genügte mir.

Auch diese Bekanntschaft endete früh genug, um tragische Schicksalswendungen auszuschließen und ein reines Andenken in mir zu hinterlassen.

So hatte ich denn eine Reihe von näheren Berührungen mit Frauenwesen verschiedener Art durcherprobt. Die Schattierungen der Weiblichkeit hatten sich mir in typischen Gestalten enthüllt: von der Herbigkeit und Strenge hochromantischer, sensitivengleicher Gemüther bis zum weiblichen fahrenden Ritterthum, an welchem ein gut Theil Realismus klebte. Leider war bei alledem für mein Herz nichts Bleibendes errungen worden. Zu meinem Lebensglücke wenigstens hatten diese Erlebnisse nichts beigetragen; sie vermehrten bloß den Schatz meiner Erfahrungen, und auch als solche waren sie nicht eben tröstlicher Natur. Hatte doch schon bei Nora meine jugendliche Neugier, ob ich wohl *geliebt* werden könne, schließlich zu einem negativen Ergebnisse geführt. Erfahrung und bessere Einsicht hatten mich früh gelehrt, die Vortheile, welche die Stellung eines Poeten den Frauen gegenüber zu bieten scheint, nicht allzuhoch anzuschlagen. In dieser Stellung kann man allerdings mit Glück auf Eroberungen ausgehen, sich selbst mit solchen für den Augenblick genügethun, und vor der Welt damit prunken. Aber ich suchte ein Wesenhaftes, Verläßliches, Bleibendes, und dies hoffte ich zuletzt nur durch zu erreichen, daß ich meine Ansprüche so bescheiden als möglich herunterstimmte — eine Bescheidenheit, welche im Grunde mit dem, was ich von früher Jugend auf ersehnt und erstrebt hatte, in schroffem Gegensatze stand.

Beim Eintritte der Schulferien gieng ich wieder nach Graz und fand die Gesinnungen der mir dort Befreundeten unverändert. Nur daß Frau Fanny begonnen hatte, sich mehr und mehr der Musik zuzuwenden, welcher Kunst sie bis zum heutigen Tage treu geblieben ist. Minona's äußere Verhältnisse waren inzwischen andere geworden; sie hatte ihren Aufenthalt in der Stadt genommen, was Gelegenheit bot, den Verkehr mit ihr zu einem täglichen zu machen. Durch keinerlei Bande an Graz gefesselt, entschloß sie sich, im Herbste nach Triest überzusiedeln. So wurde mir unverhofft auch dort zu Theil, was ich bisher vermißt hatte. In dem persönlichen Antheil und der freundschaftlichen Hingebung dieser weiblichen Seele lag bei aller

Digitized by Google

Herzlichkeit nichts Schwärmerisches, Ueberschwengliches weder in Bezug auf meine Person, noch auf meine Poesie; aber eben der ruhige, leidenschaftslose Charakter der wechselseitigen Zuneigung und Ergebenheit begründete einen wahrhaft gedeihlichen, behaglichen und dauernden Verkehr.

In den Sommerferien des nächsten Jahres (1864) machte ich in Minona's Gesellschaft jene Reise zu Lande nach Venedig, „welche das „Frianlische Reisebild" meiner „Prosa" schildert. In dem lieblichen Pordenone gestaltete sich der achttägige Aufenthalt zur Reise-Idylle, von welcher das Gedicht „An Minona" Zeugnis gibt.

In dieses Jahr fällt auch meine Herausgabe des literarischen Nachlasses Albert Guzman's (Wien, Schönewerk, 1864).

Für den Jahrgang 1865 des „Familienbuchs des österr. Lloyd" lieferte ich als Nachfolger Lewin Schücking's den monatlichen Literaturbericht und in der Zeit vom 6. Jänner bis 14. April schrieb ich den „Ahasver in Rom."

Schon seit etlichen Jahren hatte diese Dichtung in mir lebendig zu werden begonnen. Der Leser wird gerne glauben, daß ich eine genaune Zeit dem Studium des neronischen Zeitalters gewidmet habe. In einem Kämmerlein des für mich denkwürdigen Hauses Nr. 2 der Via S. Catterina wurden die Verse Morgens auf's Papier geworfen, Abends in's Reine geschrieben: der Tag war den Berufsgeschäften gewidmet.

Ueber die Entstehung des Werkes, über den Geist und Sinn, in welchem es geschrieben worden, habe ich mich in dem „Epilog an die Kritiker" als Beigabe der zweiten und aller folgenden Auflagen hinlänglich ausgesprochen.

Ende Juli machte ich mich wieder auf den Weg nach Graz und verließ Triest, ohne eine Ahnung, daß ich nicht mehr dahin zurückkehren würde.

„Ahasver in Rom" erschien im September bei J. F. Richter in Hamburg. In den Besitz dieser Firma waren inzwischen auch meine früheren, sämmtlich — mit Ausnahme des Germanenzugs — bei J. L. Kober in Prag erschienenen Werke übergegangen. Richter hatte nach Kober's Tod den ganzen poetischen Verlag desselben durch Kauf an sich gebracht.

Auf dem Gebiete des Epos hatten in neuerer Zeit in Deutschland nur Werke leichter Gattung Erfolg gehabt; so die „Amaranth" von Redwitz, „Waldmeisters Brautfahrt" von O. Roquette, Kinkels „Otto der Schütz," und Scheffel's „Trompeter von Säkkingen." Das Epos höheren Stils schien abgethan. Da traten um die Mitte der Sechziger-Jahre fast gleichzeitig drei epische Leistungen des höheren Stils hervor, welche die Aufmerksamkeit auf sich lenkten: Jordans „Nibelungen", Hermann Lingg's „Völkerwanderung", und „Ahasver in Rom".

Ich halte die genannten großen Epen Jordans und Lingg's für dichterische Erzeugnisse ersten Ranges. Aber dem Publikum gegenüber hatte „Ahasver in Rom" etwas voraus. Es war trotz des antiken Stoffs, doch ein wahrhaft modernes Gedicht — aus dem modernen Geiste herans geboren und in lebendigstem Bezuge zu ihm. In diesem Sinne äußerte einmal der Graf (damals Freiherr) von Protesch-Osten: „Ahasver in Rom ist eine Perle der Literatur — aber eine Perle, die, wie die Perle in der Muschel, aus einer Krankheit hervorgegangen ist — aus dem Krankheitsproceß der Zeit."

Wir hatten in der classischen Zeit Klopstock's „Messias," Goethe's Idyll „Hermann und Dorothea," Wieland's romantische Epen, dann Mosen's „Ahasver," Immermann's „Tristan und Isolde," zuletzt die oben genannten epischen Dichtungen, aber kein Epos, das auf historischer Grundlage so viel modernen Gehalt in realistischer Ausführung entwickelte, wie „Ahasver in Rom." Er war — vor dem „König von Sion" — das erste historische

Digitized by Google

Epos in Deutschland, das wirklichen Erfolg hatte und weite Verbreitung fand.

Da gab und gibt es nun Viele, die den Grund dieses Erfolges ganz und gar in dem sogenannten Glanze der Darstellung, der Schilderung, des Colorits u. dgl. gefunden zu haben meinen, und mit einer Art von Geringschätzung in meinen Werken auf das herabsehen, was man „Composition" zu nennen pflegt. Soll unter letzterer vor Allem der Plan, der Entwurf, der ideelle Zusammenhang, die organische Gliederung, die künstlerisch-einheitliche Gestaltung des Ganzen verstanden werden, so trage ich kein Bedenken, es einmal offen auszusprechen, daß jene Geringschätzung sowohl beim „Ahasver" wie bei meinen übrigen Werken auf einer durchaus oberflächlichen, geradezu leichtfertigen Auffassung beruht. Es handelt sich da um einen Punkt, über welchen der Dichter selbst sich nicht blindlings fremdem Urtheil unterwerfen kann, insofern er ja wissen muß, ob er wirklich nur zufällige Einzelheiten um ihrer besonderen Wirkung willen aneinandergereiht, oder ob er alles Einzelne nach einem tiefer angelegten Plane verknüpft und vermittelt, die innere Nothwendigkeit und Entwicklung von Allem sich selber klar gemacht und für die Aufmerksamen wissentlich klar zu machen bestrebt gewesen. Und wenn er sieht, daß Diejenigen, die am Zusammenhange des Ganzen, an der Motivierung des Einzelnen mäkeln, beides gar nicht aufgefaßt, sondern bezüglich des Thatsächlichen in der beurtheilten Dichtung sich die gröbsten Irrthümer zu Schulden kommen lassen, so kann er ihrem Urtheil über seine „Composition" keinen Wert beimessen.

Für Beurtheiler dieser Art war und ist im „Ahasver" nichts von dem vorhanden, was dem Werke erst seine volle, wirkliche Bedeutung gibt. Die lebendige Gegenüberstellung des höchsten Lebensdranges und der tiefsten Todessehnsucht in den Gestalten des Nero und Ahasver — die Identificierung Ahasvers mit Kain — die Art, wie Nero, der große Egoist, eben dadurch gestraft wird, daß es in der Welt für ihn „keine Liebe gibt" und selbst die Mutterliebe ihm gegenüber zu Schanden wird — wie in diesem Sinne das Verhältnis zwischen Sohn und Mutter zum psychologischen, ich möchte sagen dramatischen Motiv des Fortschrittes der ganzen Handlung gemacht ist — wie überhaupt die knappe, gedrängte, bei näherem Zusehen sich als wirklich organisch herausstellende Gliederung des Ganzen demselben fast einen dramatischen Charakter verleiht — davon und von all' den sonstigen unzähligen ideellen Beziehungen, welche wie künstlich verschlungene Fäden eines Gewebes durch das Werk laufen und es zu einem einheitlichen Ganzen verbinden — merkten und merken gar Manche, die sich ein Urtheil anmaßen, so gut wie nichts. Für sie ist „Ahasver" eine Reihe von schönen Beschreibungen — ein Scherbenberg zusammengehäufter Einzelheiten, die nur als solche wirken.

Wäre „Ahasver in Rom" mit keinen andern wirksamen Eigenschaften hervorgetreten, als mit der sogenannten „Pracht der Schilderungen" — hätte er damit nicht die doch auch sattsam anerkannte Größe der Auffassung, der Erfindung, des Entwurfs, der Charakteristik, und tiefere Gedanken in realistischer Ausführung verbunden — so würde er längst ebenso klanglos zum Orkus hinabgegangen sein, wie die unzähligen neuen epischen Dichtungen, deren „wunderbare Pracht der Schilderungen" in den Zeitungen gepriesen worden ist. Dasselbe gilt von dem Reiz der Sinnlichkeit und Ueppigkeit, der angeblich in dem Werke vorwalten soll — ein Vorwurf, dessen sich Diejenigen zu schämen haben, die ihn erheben. Ich wäre im Stande, ein Dutzend älterer, neuerer und neuester Dichtwerke herzuzählen, welche in dieser Beziehung den „Ahasver" bei weitem

Digitized by Google

überholen, und doch keine Käufer angelockt, keinen weiten Leserkreis gewonnen haben.

Interessant war mir unmittelbar nach dem Erscheinen des „Ahasver," bevor sein Erfolg sich entschieden hatte, in meiner damaligen Grazer Umgebung die Stellungnahme einiger Schriftsteller zu dem Werke. Sacher-Masoch nahm sich desselben mit Eifer an, und die Bewunderung, die er der Gestalt der Agrippina zollte, war für mich nicht ohne Gewicht von Seite eines Meisters in der Darstellung solcher Frauencharaktere. Ferdinand Kürnberger, der damals ebenfalls in Graz lebte, warf über den „Ahasver„ in seiner steifen, ernsten, fast pedantischen Manier geistreiche, im Ganzen günstige Worte hin. „Da macht man überall so viel Aufhebens von Tennyson — hier ist Tennyson!" sagte er einmal. Ein andermal äußerte er, er habe bei Lesung des „Ahasver" den Eindruck erhalten, daß „kein anderer Dichter der Gegenwart ihn hätte schreiben können." Als aber nun „Ahasver" wirklich Erfolg hatte, da wendete der Mißmuth, den der hochbegabte, nicht genug gewürdigte und deshalb verbitterte Mann gegen Alles hegte, was das Unglück hatte, Erfolg zu haben, sich auch gegen mein Werk und mich. Er ließ unter Anderm später einmal irgendwo drucken, über nichts in der Welt wundere er sich so sehr, als über die Gedankenlosigkeit der Recensenten des „Ahasver in Rom," von denen nicht ein Einziger bemerkt habe, daß ja der ewige Jude, der Schuster von Jerusalem, zur Zeit des Nero noch gar nicht so besonders alt sein konnte. Aber der Gedankenlose war hier Kürnberger selbst: er hatte übersehen oder vergessen, daß der Ahasver meiner Dichtung eben nicht der Schuster von Jerusalem ist, sondern Kain — so alt schier als die Menschheit selber auf Erden! —

Der gewöhnliche Weg eines literarischen Erfolges in Deutschland ist heutzutage nicht der, daß die Tageskritik ein neu erschienenes bedeutendes Buch warm empfiehlt, und durch Feststellung seines Wertes das Publikum veranlaßt, es zu kaufen und zu lesen; sondern umgekehrt wird die Tageskritik durch den Erfolg, den eine literarische Erscheinung im Publikum sich erringt, auf dieselbe aufmerksam gemacht, und die Recensenten fangen an, sie wirklich zu lesen, während sie selbe früher nur durchblättert haben. Die Tageskritik macht keinen Erfolg, auch wenn sie es will; ihre gedruckten Posaunenstöße verhallen wirkungslos. Nur das Lob, das von Mund zu Munde geht, gilt als unverdächtig, dringt in weitere Kreise und lockt Käufer an. Ein Mensch, der zu einem andern gelegentlich sagt: „Dies Buch müssen Sie lesen!" trägt mehr zum Rufe und zur Verbreitung des Buches bei, als ein Recensent, der es in einem Blatte überschwänglich lobt.

Es wird jetzt beinahe unglaublich klingen, wenn ich erwähne, daß geachtete Kritiker beim ersten Erscheinen des „Ahasver in Rom" meine früheren Werke über dies neueste stellten und bedauerten, daß ich das Gebiet der Lyrik verlassen, auf welchem ich so Schönes geleistet, um mich auf das des Epos zu wagen.

Bald aber hatte ich die Genugthuung, die Begeisterung für das neue Werk — ich darf dies ohne Prüderie sagen — im Publicum sowohl als in Kritik zum mächtigen Strome anschwellen zu sehen. Und daß es nicht etwa bloß der unzurechnungsfähige „große Haufe" war, der mit diesem Strome schwamm, dafür leisten mir Zeugnisse Bürgschaft, die ich nicht zur Reclame mißbrauchen will, die aber für mich selbst immer bedeutsam und erfreulich bleiben werden. Ich erstaunte fast, als ich kürzlich, im Interesse dieser meiner Aufzeichnungen, die längst vergessenen gedruckten und geschriebenen Documente des Enthusiasmus wieder vornahm, mit welchem „Ahasver" aufgenommen wurde. Jeder wollte ihn in einem Zuge, etwa über Nacht, Jeder

Digitized by Google

wiederholt gelesen haben. Es lag ein Ton der Freudigkeit, der Herzlichkeit in diesen Kundgebungen, wie sie nur bei dem *ersten* gewaltig durchschlagenden Werke eines Dichters oder Künstlers zu Tage tritt, während bei den folgenden mehr die kühle Nergelei, wenn nicht gar Neid und Mißgunst, sich geltend macht, und selbst das Lob nicht mehr so frisch, so naiv, so ehrlich klingt.

Es war Ueberschwänglichkeit, aber keine gemachte, keine vom Dichter erbettelte oder vom Verleger honorierte Ueberschwänglichkeit, mit welcher „Ahasver" vor einundzwanzig Jahren begrüßt wurde, und man kann nicht sagen, daß er nur wie ein Meteor aufgeschossen und seither wieder erloschen ist. Ich gebe mich der Hoffnung hin: dieser Sang wird fortleben; und würde er einige Zeit vergessen, so würde er zu dem gehören, was man späterhin doch wieder von Zeit zu Zeit aus den Wellen des Lethe hervorzieht.

Für die *Verbreitung* des „Ahasver" im Vergleich zu andern der gelesensten Dichtwerke des Tages gibt die Zahl der (15) Auflagen, die er bisher erlebte, nicht ganz den richtigen Maßstab. Es ist eine Gepflogenheit deutscher Verleger, daß sie von sehr gangbaren Werken, so oft ein Neudruck nöthig wird, mehrere Tausende auf einmal drucken, und dann jedes ganze, oder halbe, oder — warum nicht? — auch Vierteltausend eine neue Auflage nennen. So steigt die Zahl von Auflagen der gelesensten Dichtungen des Tages manchmal im Laufe von ein paar Jahrzehnten bis auf hundert und darüber — zum großen Erstaunen des Publikums. Wäre auch bei „Ahasver in Rom" und meinen übrigen Werken nach dieser Gepflogenheit verfahren worden, so würde die Zahl der Auflagen derselben *mindestens* das Dreifache der gegenwärtig auf den Titelblättern angegebenen betragen. Aber jede neue Auflage eines jeden meiner Werke ist ein wirklicher Neudruck, eine wirkliche, und zwar starke neue Auflage. Ein vor aller Welt offen liegender Beweis dafür ist, daß jede neue Auflage eines jeden meiner Werke mehr oder weniger zahlreiche Verbesserungen des Textes aufweist. Das Publikum wird endlich zur Einsicht gelangen, daß für die Verbreitung eines Buches nicht die Zahl der Auflagen, sondern die der gedruckten Exemplare maßgebend ist. Schon beginnen einige Verleger in Deutschland, und besonders im Auslande, statt der Zahl der Auflagen auf dem Titelblatte lieber das Tausend anzugeben, bei welchem man in den Neudrucken angelangt ist.

Vielleicht erscheinen Manchem diese, auf die äußeren Schicksale des „Ahasver" bezüglichen Mittheilungen kleinlich. Aber die Absicht, die mich bei diesen meinen Aufzeichnungen überall leitet, ist die Feststellung des *Thatsächlichen*, um es an die Stelle von Redensarten treten zu lassen, die bald zu viel, bald zu wenig besagen. Zu eben diesem Zwecke füge ich noch einige andere Mittheilungen bei, welche Freunden meiner Poesie erwünscht sein können.

In besonderen Broschüren haben über den „Ahasver" sich ausgesprochen: Bela Goldscheider: „A. H.'s Ahasver in Rom" (Wien, Beck, 1869) und Dr. Karl Landsteiner: „Hans Makart und Robert Hamerling (Wien, 1873).

In Auslande begann man gegen die Mitte der Siebenziger-Jahre von dem Werke eingehende Kenntnis zu nehmen. Der italienischen Prosaübersetzung von Chiaffredo Hugues (Bologna, 1876) folgte rasch die erste metrische von Alessandro Bazzani (Ancona, 1876) und dieser ebenso rasch die aus der der Feder eines namhaften und begabten Poeten, Vittorio Betteloni („Nerone," Verona, 1876). Also drei italienische Uebersetzungen binnen Jahresfrist! Proben einer vierten (die beiden ersten Gesänge) gab G. Bassini im nächsten Jahre heraus (Saggi d'una trodnzione dell' Ahasvero in Roma, Bologna 1877). In's Russische

Digitized by Google

war „Ahasver“ schon früh übersetzt worden durch Th. Müller (Moskau, 1872). Eine holländische Uebersetzung lieferte J. W. A. Huberts (Amsterdam, 1876), eine polnische erschien von dem rühmlich bekannten polnischen Dichter Ladislaus Ordon (Lemberg, 1877), eine dänische von Viggo Petersen (Kopenhagen, 1881). Eine französische von A. Dietrich ist bisher, soviel ich weiß, nur bruchstückweise gedruckt worden, und eine englische von F. W. Hedley, die mir im Manuscript vorlag, scheint ebenfalls noch nicht den Weg in die Oeffentlichkeit gefunden zu haben. Es gibt möglicherweise noch andere, mir nicht bekannt gewordene Uebersetzungen des „Ahasver in Rom.“ Manche Uebersetzer scheuen sich — aus Furcht vor einer möglichen Honorarforderung — von ihrer Arbeit den Verfasser des Originals in Kenntnis zu setzen.

Bekanntlich sind von Werken neuerer deutscher Lyriker und Epiker fast nur die Heine'schen in fremde Sprachen übertragen werden. Zwar wurde mit dem „Trompeter von Säkkingen“ ebenfalls ein Uebersetzungsversuch in's Italienische gemacht, aber das Werk blieb, allzu deutsch nach Inhalt und Wesen für ein fremdes Publikum, im Süden völlig unbeachtet. Dem „Ahasver“ dagegen verschaffte namentlich die Betteloni'sche Uebersetzung eine Art von Popularität in Italien. Der berühmte italienische Schriftsteller Edmondo de Amicis schrieb mir vor Jahren, er sei zu der Zeit, als „Ahasver in Rom“ anfieng, sich in Italien Bahn zu brechen, ihm selbst aber noch unbekannt war, als Officier der italienischen Armee und Mitglied einer italienischen Expedition im Gebiete von Marokko eines Tages mit Anderen durch die Wüste geritten. Auf dem langen, einförmigen Ritt im Wüstensande habe ein Gefährte neben ihm plötzlich angefangen, lange Stellen einer Dichtung aus dem Gedächtnisse vor sich herzudeclamieren; diese hätten einen merkwürdigen Eindruck auf ihn gemacht, er habe sich nach ihrem Verfasser erkundigt und von dem Gefährten erfahren, daß sie aus einer deutschen Dichtung, „Ahasver in Rom,“ übersetzt von Betteloni, stammten. Mit Begierde habe er, nach Italien zurückgekehrt, das ganze Werk gelesen, dessen erste Bekanntschaft er in einer Wüste Afrikas gemacht.

Zu den Vorkämpfern meiner Dichtung in Italien gehörten der bekannte Heine-Uebersetzer B. Zendrini, dem es gefiel, meinen epischen Nero gegen den dramatischen Cossa's, den er scharf verurtheilte, auszuspielen, und der berühmte Gelehrte Angelo de Gubernatis, der einen umfangreichen, gediegenen Artikel: „R. H. ed i suoi traduttori“ für die „Nuova Antologia“ lieferte. Nicht zu verwundern war es, wenn dieses Eindringen der nordischen Muse in Italien Besorgnisse zu erwecken begann. Der Professor Luigi Michelangeli in Bologna unternahm es, mit einem starken Band „Considerazioni sull' Ahasvero in Roma di R. H.“ (Bologna, 1878) der drohenden Gefahr zu begegnen, und mit einer Gründlichkeit, deren nicht einmal ein deutscher Professor fähig gewesen wäre, den Einfluß abzuwehren, den ein Werk wie das in Rede stehende auf die Entwicklung der reinen und echten italienischen Poesie haben konnte.

Das Nero-Thema lag von da an eine Zeit lang in der Luft. Es folgten bekanntlich die Nero-Dramen Cossas, Wilbrandts, M. Greifs und Anderer. Von Rubinstein erzählte Hans v. Bülow gelegentlich in einem Artikel der „Signale,“ daß er sich zu seiner Oper „Nero“ durch den „Ahasver in Rom“ habe anregen lassen. Der ungarische Componist Szábo schrieb eine Oper, welche Stoff und Titel meinem Werke entlehnte. Im Jahre 1873 meldeten italienische Blätter, daß Verdi eine Oper „Nero“ zu schreiben vorhabe. Ein Wiener Componist eröffnete vor Jahren bezüglich der Lieferung des Textes für eine Oper „Nero“ Unterhandlungen

Digitized by Google

mit mir, die jedoch zu keinem Ergebnisse führten. Vor einigen Jahren war in Zeitungen zu lesen, daß die einstige Prima-Ballerina des Wiener Hofoperntheaters, Fräulein Cucchi in Mailand, ein Ballet entworfen habe, dessen Stoff sie dem „Ahasver in Rom" entnahm.

Maler und Zeichner haben mit dem Werke sich gerne beschäftigt, und manches Blatt — darunter ein mir besonders wertes von Leopold Schauer — hat aus Künstlerhänden als freundliche Spende den Weg zu mir gefunden. Von ausgeführten Oelbildern erinnere ich mich unter Anderm einer „todten Actäa," welche der Prager Künstler Oscar Rex im Jahre 1881 auf die Prager Ausstellung brachte. Wilhelm Kaulbach sprach, wie mir von vielen Seiten bestätigt wurde, stets mit großer Wärme von „Ahasver." Er habe „selten so etwas Plastisches, so farbenreiche Bilder gefunden, die gleichsam fertig für den Maler dastünden," sagte er, und verrieth die größte Lust, eine Scene aus der Schenke Locustas zu malen. Daß Makart sich mit der Idee beschäftigte, den „Ahasver" zu illustrieren, erwähnte kürzlich Karl v. Thaler in einem Essay der „Deutschen Dichtung." Frühzeitig stellten tüchtige Künstler — so Watter in München — ihre Kräfte für eine Pracht-Ausgabe des „Ahasver" zur Verfügung und lieferten Proben; aber erst im Jahre 1886 kam es wirklich zu einer solchen, und zwar in größtem Maßstabe, ausgeführt von Fischer-Körlin in Berlin.

Es fehlt auch nicht an einen poetischen Seitenstück zum „Ahasver in Rom." Sigmund Szeléry (Schiller) widmete mir einen „Ahasver in Pest," in welchem die Gestalt des Ahasver dem ungarischen Judenthum zur symbolischen Verkörperung diente.

Im Herbste desselben Jahres 1865, in welchem „Ahasver" geschrieben und veröffentlicht wurde, lieferte ich für die „Sammlung ausländischer Classiker" des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen (jetzt Leipzig) eine Uebersetzung der Gedichte Leopardi's (Hildburghausen, 1886). Nicht lange nachher erschien auch eine Uebersetzung Leopardi's von G. Brandes, und später gab P. Heyse eine Uebertragung der poetischen und prosaischen Werke Leopardi's in zwei Bänden heraus. P. Heyse überraschte mich bei dieser Gelegenheit einigermaßen, nicht sowohl durch den Ton, den er in der Vorrede seiner Arbeit in Betreff meiner Uebersetzung anschlug, als durch die Achtung, mit welcher er von der des Herrn Brandes sprach, die zwar treu, aber in poetischer Beziehung das Werk eines Dilettanten und an vielen Stellen geradezu stümperhaft gerathen ist. Ein paar Schnitzer in meiner Uebersetzung, ein paar lapsus calami oder mentis — einmal verführte mich auch ein Druckfehler, cadenti stelle für cadenti stille zu lesen — waren mir vorzuwerfen; aber Mängel dieser Art sind leicht ausgemerzt, und ich glaube nicht, daß jede Uebersetzung, welche diese Schnitzer nicht enthält — nur vielleicht andere! — deshalb überhaupt besser als jene sein müsse und sie sofort überflüssig mache. Paul Heyse's Giusti-Uebersetzung halte ich für ein Meisterstück deutschen Uebersetzerfleißes, was aber seinen Leopardi betrifft, so erscheint es mir von vornherein zweifelhaft, ob Paul Heyse dem Geiste Leopardi's so verwandt, so „congenial" sei, wie dem Giusti's. Vielleicht steht der Dichtweise Leopardi's die meinige näher als die Paul Heyse'sche. Aber es möge Jeder, der sich für Leopardi interessiert, unbeirrt durch das, was die Uebersetzer von einander sagen, durch eigene Vergleichung sich ein Urtheil darüber bilden, in welcher der nun vorhandenen Uebersetzungen der Schwung, der Schmelz, die schwermüthige Melodie Leopardischer Dichtung den stimmungsvolleren Wiederhall gefunden hat.

Die Verschlimmerung meines Befindens im Sommer und Herbst des Jahres 1865 hinderte mich, nach Triest

Digitized by Google

zurückzukehren; ich war genöthigt einen Urlaub zu nehmen, der mir für das erste Semester des Schuljahres 1865—66 bewilligt, dann auf mein Ansuchen auch auf das zweite ausgedehnt wurde.

In den Februar des Jahres 1866 fällt meine persönliche Bekanntschaft mit Bogumil Goltz, der sich längere Zeit in Graz aufhielt. Einen Artikel über ihn und eine eingehende Schilderung meines Verkehrs mit ihm enthält meine gesammelte „Prosa." Diese Mittheilungen sind mit Interesse gelesen, aber manchmal ungünstiger für Goltz gedeutet worden, als ich wünschte. Ich schätzte Goltz außerordentlich, und habe es immer für eines der bedeutlichen literarischen Zeichen der Zeit gehalten, daß man in unsern Tagen diesen geistvollen Polterer über einem geistlosen — über einem genial sich geberden wollenden Philister vergessen konnte.

Im März dieses Jahres (1866) erleichterte eine mir persönlich fremde, vermögende Dame in Wien, Frau Genofeva Müller v. Milborn, edelmüthiger Weise mir den Uebergang zu unabhängiger Lebenslage, indem sie einen Betrag von 6000 Gulden, den sie in ihrem Testamente für einen wohlthätigen Zweck ausgesetzt hatte, sofort mir zuzuwenden sich entschloß. Ich habe diese Dame weder vor, noch nach besagter Schenkung je gesehen, verblieb aber bis zu ihrem Tode in einem brieflichen Verkehr mit ihr, der dadurch eingeleitet worden war, daß sie nach Lesung des „Ahasver" ein warmbegeistertes Schreiben an mich richtete, in welchem sie sich angelegentlich nach meinen äußeren und Familienverhältnissen erkundigte.

Ich muß hier auch Karl Egon Ebert's gedenken, der zu jener Zeit ebenfalls einen Briefwechsel mit mir eröffnete, und dem jüngeren Sangesgenossen von da an Jahre lang in wohlwollender Freundschaft zugethan blieb.

Da mein Befinden keine gründliche Besserung hoffen ließ, so reichte ich ein Majestätsgesuch um Pensionierung und um Bewilligung eines auf 600 Gulden erhöhten Ruhegehaltes ein. Ich unterließ es dabei gänzlich, auf meine literarische Thätigkeit hinzuweisen; ich stützte mein Gesuch einzig auf das ärztliche bezeugte chronische Leiden und auf meine Familienverhältnisse. Doch scheint es, daß der literarische Standpunkt von Persönlichkeiten, die mir wohlwollten, höheren Orts zu meinen Gunsten geltend gemacht worden. Das Ansuchen wurde gewährt; mit Ende September war das Decret in meinen Händen, das mir die Freiheit zurückgab.

Der damalige Director des Triester Gymnasiums, Dr. Johann Loser, ein herzensguter Mann, sprach mir in demselben Decrete den amtlichen Dank aus für meine „Verdienste um die Anstalt," deren „besondere Zierde" ich, wie er sich ausdrückte, durch eine Reihe von Jahren gewesen sein sollte. Auch sonst war amtlich ein paarmal von „ausgezeichneter Dienstleistung" die Rede. Aber dieses ehrenvolle Zeugnis war nicht ganz verdient. Das Vertrauen, welches darin lag, daß man mich immer in den höchsten Classen des Gymnasiums beschäftigte, glaube ich, was den Erfolg des Unterrichts betrifft, nicht getäuscht zu haben. Aber mir fehlte die wichtige pädogogische Gabe, die Disciplin, genauer gesagt die Ruhe während der Unterrichtsstunden immer aufrecht zu erhalten. An persönlichem Respect zwar ließen es meine Schüler niemals fehlen; sie gaben mir sogar Beweise ihrer Zuneigung. Aber sie fürchteten mich zu wenig. Und so stand ich trotz Ermahnungen und rührendem Zuspruch dem unzähmbaren jugendlichen Muthwillen, der Schwatzhaftigkeit und Beweglichkeit des Knabenalters oft rathlos und schutzlos gegenüber. Ein Umstand, der neben dem schlechten Befinden, mit welchem ich zu kämpfen hatte, nicht wenig dazu beitrug, die Ausübung der lehramtlichen Thätigkeit

Digitized by Google

für mich zu einer qualvollen und aufreibenden zu machen.

Dazu kamen andere ungünstige Verhältnisse der Anstalt. Einen Umstand, unter welchem dieselbe damals besonders litt, bildete die Beschaffenheit und Lage der Räumlichkeit hinter dem Leipziger Platze, in welcher sie lange Zeit untergebracht war. Beständiges Wagengerassel übertönte von der Straße her die Stimme des Lehrers und der Schüler. Daß die Schulferien auf die Monate September und October verlegt waren, während in den heißesten Monaten Juli und August der Unterricht seinen Fortgang nahm, war ein nicht minder bedenklicher Uebelstand, dessen Abstellung erst spät und mit Mühe erwirkt wurde. Eine schon leidende Natur, wie die meinige, mußte unter solchen Verhältnissen arg mitgenommen werden, und ich darf wohl sagen, daß ich die beste Kraft meiner reifen Jahre in der Ausübung des Triester Lehramts zugesetzt, um so mehr, da ich meinen Obliegenheiten nachkam, so gut und so lang ich konnte, und für einzelne Stunden nur im äußersten Nothfall mich supplieren ließ.

Ein kurzer Rückblick auf meinen zehnjährigen Triester Aufenthalt mag einiges noch Ungesagte ergänzen.

Italienische Sprache und Literatur, italienische Kunst, italienisches Leben, waren mir im Süden nahe gerückt. Diese Berührung schlage ich hoch an. Ich bin im Leben bisher nicht sonderlich weit in der Welt umhergewandert, aber mein jeweiliger Aufenthalt war doch meist von der Art, daß er bedeutende und vielseitige Eindrücke in mir zurückließ. Ich lernte nach und nach alle hervorragenden Kräfte der italienischen Bühne kennen. Ich sah Salvini, Rossi, die Ristori u. s. w. in ihrer Blüte; ich sah die beiden ersten und andere der Besten beiderlei Geschlechts wiederholt Monate lang auf den Brettern. Der Deutsche blickt mit Geringschätzung auf die italienischen Wandertruppen und thut sich viel zugute auf seine ständigen Theater. Aber das italienische Publikum fährt weit besser bei jenen, als das deutsche bei diesen. Es sieht immer neue Künstler, neue, schon anderswo wohleingeübte und erprobte Stücke in trefflichem Zusammenspiel. Für die Oper gilt Aehnliches. Triest ist — oder war wenigstens — eine Stadt, die sich während der Wintersaison in ihrem Teatro grande den Luxus einer guten Oper mit den namhaftesten Gesangskräften der Halbinsel gönnen durfte. Auch des Ballets gedenke ich als eines nicht selten vorzüglichen, wirklich künstlerischen und genußreichen. Vorstellungen wie die von Pasquale Borri's „Cleopatra" und „La Giuocoliera" haben als ein Schönstes und Trefflichstes ihrer Art auf mich gewirkt, und eine Vertreterin der edelsten, reinsten Kunst, wie die in Tanz und Mimik unvergleichliche Frau Beretta-Vienna steht nicht bloß in meinen Triester Zeitungs-Kunstberichten, sondern auch in meiner Erinnerung mit goldenen Lettern eingeschrieben.

Für die deutsche Instrumental-Musik mußte mir freilich Jahre lang die eigene dilettantische Beschäftigung mit den Clavierwerken Beethoven's, Mozart's, Haydn's, Weber's Ersatz bieten. Späterhin aber bot der Triester Schillerverein manches Gediegene in dieser Beziehung.

Der landschaftlichen Umgebung Triests werde ich immer Gerechtigkeit widerfahren lassen, den wahrhaft poetischen Reizen des Boschetto, der Promenade von San Andrea u. s. w. immer die Bewunderung zollen, welcher ich in den „Triester Spaziergängen" meiner „Prosa," sowie in einigen Sonetten, die sich in „Sinnen und Minnen" finden, Ausdruck gegeben habe. Sehr wert war mir der öffentliche Garten, der auch meine botanischen Studien bedeutend förderte.

Von meinem persönlichen Umgang ist wenig zu sagen. Unter meinen Collegen am Gymnasium war mir der

Digitized by Google

gelehrte Professor der italienischen Sprache und Literatur, Dr. Antonio Racheli, auch verdienstvoll als Literat, lange Zeit ein werter Freund; später fühlte sich der jüngere College Franz Raab, jetzt Professor an einem Wiener Gymnasium, durch eigene poetische Neigung und Schaffenslust einigermaßen zu mir hingezogen. Die sinnige Novellistin Frau Anna Schimpff (Moriz Horst), Gattin des Triester Buchhändlers, der meinen „Sangesgruß von der Adria“ in Verlag hatte, brachte meiner Poesie eine herzliche und aufmunternde Sympathie entgegen. Ein angenehmes Andenken bewahre ich auch von der Persönlichkeit Heinrich von Littrow's. Echtestes Wiener Blut an der Adria! Es hat größere Seehelden gegeben, wohl auch größere Dichter als H. v. Littrow; aber er ist der größte Dichter unter den Seemännern, und das liebenswürdigste gesellige Talent unter den Dichtern! Mittlerweile ist er freilich alt geworden, aber Naturen wie diese erhalten sich in der Regel frisch.

Ziemlich viel verkehrte während meines Triester Aufenthalts mit mir Karl Costa, der später als Wiener Possendichter sich einen Namen machte und damals als k. k. Lottobeamter zu Triest in bescheidenen Verhältnissen lebte. Er war, als er von Prag nach Triest kam, an mich empfohlen worden, suchte mich auf, kam öfter und war mir niemals lästig, sondern immer eine anspruchlose, gemüthlich-heitere Gesellschaft. Es mochte wohl der in ihm selbst steckende, damals noch verborgene Dichter sein, der ihm das Zusammensein mit einem Dichter sympathisch machte. Im Gespräch vor Costa witzig, aber ein paar kleine dramatische Manuscripte von seiner Hand, die ich zu sehen bekam, verriethen noch wenig von dem späteren Autor des „Blitzmädls,“ des „Corporals“ und anderer, von urwüchsiger Laune sprudelnder Stücke, die ihm Theaterruhm, Vermögen und sogar eine Wiener Theaterdirectorstelle, einbrachten. Ein neuer Beleg dafür, daß man im Absprechen von Talent fast noch vorsichtiger sein muß als im Zusprechen! Ich überließ Costa auch manchesmal meine Berichterstattung über das deutsche Theater, da sie anfieng mir beschwerlich zu werden, und mir die übrigen Theater Triests noch genug zu schaffen machten.

An auswärtigen Freunden fehlte es mir nicht. Ich führte einen regen Briefwechsel mit Albert Möser in Dresden, mit Otto Spielberg in Hamburg, mit Ernst Rauscher in Klagenfurt, mit Fritz Pichler in Graz. Für Feodor Wehl's „Jahreszeiten,“ Gutzkow's „Unterhaltungen,“ Prutz' „Deutsches Museum“ lieferte ich poetische Beiträge, für die Zeitschrift Wehl's auch kleine Mittheilungen aus dem literarischen, künstlerischen und sonstigen Leben Italiens.

Diese zehnjährige Triester Epoche lag nun hinter mir. Ich war frei, ich war Poet, ich hatte einen Erfolg errungen — das Ziel, das dem Knaben, dem Jüngling vorgeschwebt, schien, wenn auch etwas spät, nun doch erreicht.*)

*) Auf Seite 882 des Septemberheftes, Spalte 2, Zeile 21 von unten, ist zu lesen „einseitiger“ statt „riesiger.“

Digitized by Google

Die goldene Hochzeit.

Ein Bild aus dem oberſteieriſchen Bauernleben.

Es gibt ſehr viele Leute, welche auf dem Welttheater das Bauernthum für nichts weiter, als für einen decorativen Hintergrund halten. Und in der That, den Haupthandelnden gegenüber, welche ſich einbilden, die Weltgeſchichte zu machen, beſorgt das Bauernvolk ſcheinbar nur die Statiſtenrollen. Es wirkt decorativ durch die Maſſen, Stimmung machend durch das Gewoge und den Chor und wird geleitet je nach dem Bedürfniſſe des dramatiſch Handelnden. Das iſt ſcheinbar ſo. Welttheater! In Wirklichkeit lebt ſich das tief und ewig Menſchliche im Volke und vor Allem im Landvolke aus. Hier iſt das urſprünglich Geniale, der himmelanflammende Idealismus, der heldenmüthige Opfermuth, die welterſchütternde Leidenſchaft, hier iſt die Schaffensfreude, die Kraft und die Gewalt. Daß dieſe Kraft in gewöhnlichen Zeitläuften lenkbar iſt, das bildet die Macht und Bedeutung der ſogenannten großen Männer. Aber dieſe Lenkbarkeit des Volkes iſt im Grunde eng begrenzt. Was wäre aus dem Bauernthume längſt geworden bei der tollen Willkür der Parteien, wenn es wäre wie biegſames Wachs, wie ein ſchwankendes Rohr! Auch das Bauernthum ändert ſich, aber nicht ſprunghaft, wie die von der Laune des „Zeitgeiſtes“ hin- und hergeblaſenen Cultur- und Modemenſchen, es ändert ſich allmählich, organiſch wie ein Baum, und ſeine Jahresringe ſind die Generationen.

Wer das menſchlich Tüchtige und Beſtändige ſucht, wer die anſpruchsloſe Güte und den Takt des Herzens, den unberechneten und nicht eingeleruten, kennen lernen will, nur im Landvolk wird er all das finden in ſolcher Allgemeinheit, daß es der Grundzug des Charakters iſt. Aber er muß nicht bei den Reichſten und nicht bei den Aermſten ſuchen, und er muß Brennpunkte ſuchen, in welchen das Volksthum in ſeiner Unverfälſchtheit zuſammenſtrömt und zum Ausdrucke kommt. Solche Brennpunkte ſind die bedeutungsvollen Tage und Ereigniſſe des menſchlichen Lebens: Taufen, Hochzeiten, Sterbefälle, große Elementarereigniſſe, und beſonders jene Vorkommniſſe, in welchen Luſt und Leid, Jugend und Alter, Weltſinn und Gottesglauben von mehreren Geſchlechtern auf einen Tag und eine Stelle concentrirt werden.

Ein ſolcher Brennpunkt iſt die goldene Hochzeit. Nicht jedes Dorf und nicht jedes Geſchlecht hat Gelegenheit, eine goldene Hochzeit zu feiern. Es kann ein Jahrhundert vergehen, ohne daß ein greiſes Paar nach fünfzigjährigem Ehebunde mit den Pilgerſtäben vor dem Altare ſteht.

Eine ſilberne Hochzeit zu begehen fällt dem Bauer nicht ein. Die Jubiläenmanie kennt er nicht und ſelbſt das greiſe Paar muß gewöhnlich von den Kindern und Kindeskindern, von der Pfarrgeiſtlichkeit und der Gemeinde gedrängt werden, daß es den höchſten Ehrentag ſeines Lebens öffentlich begehe. In ſtiller Häuslichkeit alt geworden, ſtets nur der Familie und der Arbeit gelebt, widerſtrebt es den Leuten, nun plötzlich der Mittelpunkt eines lauten Feſtes ſein zu ſollen, und was denn — meinen ſie — für ein Verdienſt dabei wäre, alt zu werden und den Eheſtand gehalten zu haben, wie man es verſprochen?

Ein altes Bauernhaus tief im Gebirge. Nie ſind deren Beſitzer in den

Digitized by Google

Vordergrund getreten, Niemand, als das Pfarramt und die Steuer- und Militärbehörde, hatte sich um sie gekümmert. Auf einmal aber wird's laut, die alten Leutchen wären fünfzig Jahre vereheliht — eine goldene Hochzeit! Durch allerlei Ueberredungskünste wird ihnen die Einwilligung abgenöthigt, da rüstet sich die Gemeinde und blickt mit hochgestimmtem Gemüthe dem Tage entgegen.

Am Morgen des Festtages schon krachen die Pöller. Die Dorfmusikanten gehen dem Hochzeitszuge entgegen, der aus dem Engthale kommt mit allen Kindern, Enkeln und Urenkeln des alten bräutlichen Paares. Dieses in seinem schlichten Sonntagsgewande sitzt auf einem Wäglein und schaut ganz erschrocken und hilflos drein, als die Trompeten und Panken schmettern, als alle Kirchenglocken anheben zu läuten, wie wenn der Bischof einzöge, als es die hellen Fahnen wehen sieht über den Giebeln der Häuser, als es die Menschenmenge erblickt — wo nur so viele Leute herkommen können! — welche still und ehrerbietig an beiden Seiten des Weges steht! Der greise Bräutigam schaut verblüfft drein, die greise Braut hält die Hände gefaltet und flüstert: „So viel Ehr' sind wir gar nicht wert."

Jetzt, am Eingange des Dorfes, wo ein Bogen aus Tannenreisern über die Straße gespannt ist, müssen sie aussteigen. Die Priester sind da in Chorröcken, um das goldene Paar zu empfangen. Die Hochzeitsgäste — heute möchte Jeder und Jede Hochzeitsgast sein — werden geschmückt mit Blumen und Bändern. Der Hochzeitsleiter hat sich noch an die Männerwelt mit der Anrede gewendet: „Manner! Heut ist ein feierlicher Tag, heut' gehen wir nicht mit der brennenden Tabakspfeifen in die Kirchen!" Worauf ihm vielstimmig die Antwort gemurmelt wird: „Wir wissen's wohl eh!"

Nun geben sie dem Bräutigam und der Braut Pilgerstäbe in die Hand, die am Knauf mit rothen Rosen geziert sind. Der Bräutigam an Seite des Pfarrers, die Braut an Seite des Kaplans, voran die Musikanten, hinten drein der unabsehbare Hochzeitszug, so ziehen sie mit klingendem Spiel, unter Glockengeläute und Böllerknall in die Kirche ein. Diese ist festlich geschmückt und beleuchtet. Unter den Hochtönen der Orgel läßt sich das Paar, im Arm die anfragenden Pilgerstäbe, vor dem Altare nieder auf das Kniepult; der Pfarrer legt der Braut einen grünen Kranz auf das graue Haar und setzt dem Bräutigam eine Krone kunstreich aus Rosen gewunden, auf das greise Haupt. Die alten Leutchen senken ihre Köpfe und zittern leise vor Erregung. Rings um sie ist der Kreis weißgekleideter Jungfrauen, schmucker Junggesellen bis herab in's Kindesalter. Das sind die Enkel und Urenkel. Hinter ihnen stehen betagte Männer und Weiber, bausbackige Knäblein und Säuglinge auf dem Arm. Großeltern halten die Enkelkinder, und halten sie empor, daß die jungen hellen Aeuglein das Urgroßelternpaar sollten sehen können, welches heute so herrlich angethan und doch in tiefster Demuth vor dem Altare kniet.

Die Orgel klingt aus, der Pfarrer erscheint und hält in tiefempfundenen Worten einen Rückblick auf das leid- und freudvolle Leben des goldenen Paares. Er gedenkt des Trauungstages vor fünfzig Jahren, er gedenkt Derer, die, damals bei dem Hochzeitsfeste anwesend, längst in der Erde ruhen. Er gedenkt der braven Kinder, die das Paar erzogen hat, und auch jener, die Gott früh zu sich genommen. Des lieben Sohnes gedenkt er, der für's Vaterland gefallen und ferne der heimatlichen Erde begraben ist. — Dann richtet er seine Betrachtung auf die Zukunft, auf den Pfad des Alters, der immer steiler werde und beschwerlicher, spricht die Hoffnung aus, daß die Gemeindegenossen so wie heute auch

Digitized by Google

in Zukunft den Leutchen zur Seite stehen werden und befiehlt sie in den Schutz des Herrn.

Nach solchen Worten erneuert der Priester den Ehebund. Er fragt den Bräutigam, ob er mit seiner ihm vor fünfzig Jahren angetrauten Gattin auch in Hinkunft weiterleben wolle in Lieb und Treue? Der Greis nickt ein wenig mit dem Haupte. Desgleichen fragt der Priester die Braut, und desgleichen sagt sie: Ja. Nun legt er ihre Hände aneinander, die alten runzeligen, schwieligen Hände, die vor fünfzig Jahren von jungem Puls durchflutet hier aneinandergelegt worden waren. . . .

Wer die Mienen der Versammelten — die Kirche ist überfüllt von Menschen — betrachten wollte: ganz gleichgiltig bleibt in diesem Augenblicke keiner. Dort an der Wand sehe ich einen jungen Menschen stehen. Dem schüttert ein innerer Krampf den ganzen Körper, dicke Thränen rinnen über seine Wangen und fast gelingt es ihm nicht, seiner Seelenbewegung Herr zu werden, bevor daß die Umstehenden darauf aufmerksam würden. Dem Armen haben sie vor wenigen Monaten nach kaum zweijähriger Ehe seine junge, geliebte Gattin begraben. — In einem dunklen Winkel unterhalb der Kanzel sitzt ein Mann, der hat einen starren, finsteren Blick. Ihm ist dieser Tag unheimlich. Er hat mit seinem Weibe harte Sträuße und Kränkung jeden Tag. Wenn das Joch dauern soll bis zum fünfzigsten Ehejahre! — Ganz hinten, wo die Glockenstricke niederhängen vom Thurm, steht ein blühender Bursche und hellen Liebesglückes voll lugt er auf ein schönes Mädchen hin, das nicht weit davon in einem Stuhle sitzt. In wenigen Tagen wird er mit ihr Hochzeit halten — die eiserne, die Niemand biegen und Niemand brechen wird. Und so Gott will, in fünfzig Jahren die goldene. Wie schön ist doch die Welt! —

Nach der Trauung feierliches Amt. Der Bräutigam nimmt mit zitternden Händen die Krone von seinem Haupt; vor dem Sacramente geziemt ihm Demuth. Der hochfestlichen Musik am Chore aber hört man's an, daß sie heute mehr dem greisen Menschenpaare als dem Sacramente gilt. Nach der Messe tritt aus der Sacristei ein Mädchen im weißen Gewand und auf dem blonden Lockenhaupt einen Rosmarinzweig. Es trägt auf einer Tasse zwei Flaschen mit Wein, welcher nach dem Trunke des Priesters und des Brautpaares von den Hochzeitsgästen in der Kirche den zum zweitenmal Vermählten zugetrunken wird. Dann vollzieht sich der Zug aus der Kirche ins Wirtshaus, wo das sechs bis acht Stunden lang dauernde, mit Tänzen unterbrochene Festessen nach den gewohnten und bekannten Hochzeitsgebräuchen *) stattfindet.

Neben dem Ehrenplatz des goldenen Paares an der Wand lehnen die Pilgerstäbe. Diese pflegen hernach in der Kirche aufbewahrt, und dereinst den goldenen Hochzeitern in den Sarg mitgegeben zu werden. Nun, einstweilen wollen wir essen und trinken. Die zwei Leutchen aus dem Hintergebirge haben wohl in ihrem Leben so feine Sachen nicht gegessen, als ihnen heute vorgesetzt werden. Sie haben sich in ihr heutiges Schicksal schon ergeben und lassen sichs schmecken. Die Geistlichkeit, die Lehrerschaft, der Gemeindevorstand, der Doctor, der Kaufmann, der Gutsherr sind da, frohe Sänger sind da, und erst die schönen Frauen! Die vornehmsten Leute der ganzen Gegend drängen sich an das goldene Paar und sind ehrerbietig, wie vor einem Königsthron.

Es ist, als ob Jeder und Jede in dem greisen Brautpaare seine eigenen Eltern oder Großeltern sahe.

Der Hochzeitsleiter ist fortwährend thätig, um Alles auf das Schönste zu ordnen und zu reimen, und die „Brautmutter" (die Hochzeitsmutter, wozu die allverehrte Frau Kaufmännin gewählt

*) Heimgarten, VIII. Seite 366.

Digitized by Google

worden ist) wird nicht müde, in herzlichster Weise die alten Leutchen zu betreuen und für ihr Wohl zu sorgen.

Die Gedrücktheit der alten Leutchen hat sich verflüchtigt, sie werden ganz munter und zwischen den Speisegängen thut der Bräutigam sein Pfeifchen hervor und will Eins anstopfen. Jetzt kommt aber der Kaufmann mit seinen Cigarren, da ists nichts mit dem Pfeifchen. Immer kommen und gehen Boten; sie bringen Blumensträuße, Seidentücher, silberne Kreuzlein und allerlei andere schöne und praktische Dinge, um mit solchen Geschenken das Brautpaar zu ehren. Die Braut schlägt ein- um's anderemal die Hände zusammen und meint, es wäre all zu viel und all zu schön für so alte Leut'! und freut sich. Worüber sie sich jedoch am meisten freut, mit einem Glücke freut, das sie nicht aufzeigt sondern still in sich verhüllt trägt: die Enkel und Urenkel sind es, die sie an der Tafel umgeben und wovon die Kleinen an ihren Schoß, an ihren Busen herankriechen und ihr mit rosigen Gesichtlein ins Auge lächeln.

Als endlich der Abend zu dämmern beginnt und im Speisesaale die Lichter angezündet werden, schleicht sich durch die fröhlich hin- und herwogende Menge ein unbekannter Mensch herein, so etwas wie ein fahrender Sänger. Im Gewande fahl und im Gesichte braun, in Haar und Bart verwildert, aber ein sanftes Auge und ein beredter Mund. Bescheiden und unverschämt zugleich drängt er sich vor bis zu dem Tisch, wo das Brautpaar sitzt. Dort macht er seine Verneigung und langt nach einem Glase Wein. Da die Leute auf ihn aufmerksam und ruhig geworden sind, hebt er an, leise und inniglich gegen das greise Paar gewendet so zu sprechen:

„Mei liabs guldanas Brautpor!

Da heindigi Tog is ja schen,
as wia wan er von Himel wa gfollu.
Von und won losst er oan ower,
unsa Hergott, an glückseligu Tog.
Vor finfzg Johrn is ah oana gwen.
Es zwoa Leutl seids selm in unserer
liabn Pforkirchn vorn Oldor gstondn,
jung seids gwen und gern hobbs
Enk ghobb, wir Odam und Ever in
Poradeis. Oba Gott Lob und Dank,
zan Enk is koan gstrenger Engl
kema mitn glüatign Schwert, der
enk austriebn hät; a freundlicher
Engl is keman und hot Enka Lebn
und Liab beschützt. Schauts, und
wo zwoa Ehleut gnat mitanonda
lebn, Glück und Freud mitanonda
thoaln, Kreuz und Leidn mitanonda
trogn und wia gnati Kamerodn
zsomholtn in olln Stuckn, schauts,
nochher is de Welt ja ah a Poradeis.

Seit finfzg Johrn! Wos is Olls gschechn af da Welt! Selm hots noh koan Dompfwogn gebn, und z Fuas hobbs miassn za da Herschoft stiefeln und in Grofn, oder in Omtuon — an stockfremdbn Mensch — bittn, daß er Enk heiratn losst! Wos hots seitdem Trüma gebn af da Welt! oder Ees hobbs in Sturm übadaurt und seids festgstondn. Und derawegn sog ih: Da Baurnstond is stirka, wia da Hernstond, und des kimbb do her, weil der ehrnfesti Baurnstond von unsern Hergottn eingsetzt worn is, ja gnat, wia da heiligi Ehestond.

Seit finfzg Johrn! Wos is in unsern liabn Dörfel sid der Zeit Alls vagonga! Wia viel Junggfelln und Jungfrauna, de ban Enker erstn Hohzat frisch und lusti sein gwen wir a Lercherl in Mai — ka hondvul Erdn is von eahna mehr afn Freidhof. Oder Ees Zwoa seids stehnbliebn, wir a Feichtnbaum und a Lindnbaum nebn anondastehn — da Blitz zuckt drüba hin und trifft nit, d Vögerla bann in Wipfel eahna Nest und singen. Bravi Kinda hobbs aufzücht, fürs Vodaland und fürn Baurnstond; herzliabi Ehndlleut und Urehndlleut sein nochgruckt, und daß da guadi Loi (die gute Gattung) nit ohkimbb, des gfreut ins. —

Digitized by Google

. . . Imeramol woas eahm unsa Hergott nit viel Freud zmochn unitn Leutn af da Welt. Ungrecht feins und foisch und thoan oanonda so viel gern peininga. Und wan er derawegn ima rechtschoffn vadriaßter is gwen, unsa Hergott, do hot er sih mit seini Ellbogn af an Wulknpulsta gloant, hot owagschaut af Enker Haus und hot lacherlad gsogg: „De zwoa Leutl, de gfolln ma. De sulu a guldani Hohzat dalebn . . . Und eppa gor a Deamantani ah noh. De zwoa Leut gfreun mih, de loß ih banonda. — Und a so hobbs in heindin Tog glückla dalebb. Gern schaut mar Enk on.

Mei liabi, ehrnreichi Braut! Da greun Kronz af Uichan silbaweißn Hor is a Zoachn, daß dar einweni jung seid bliebn. Und Ihr, mei topferer hochongsechna Bräutigon, die Kron af Uichern Haupp is a Zoachn, daß da treu und monbor seid gwen in gnatn und bösn Togn. Und da Pilgastob in Enkern Händn deudt uns on die longi Pilgaroas durchs irdischi Jomathol. In rechtn Weg seids gongan und hobbs ins Ossn a guats Beispiel gebn, wia ma s ongehn muas, daß ma glückler und brav is nnd — wia s Gott will! — a hochs ehrnreichs Olta dalonga kon. Und deswegn thoan mar Enk heint ehrerbieti grüaßn. Und deswegn is da heintigi Tog a Festtog fi die gonz Pfor. Und wan die Pöller krochn und die Gloggan klingen, sa is dos wir a Freudnschrei und wir a Dankgebet zan liabn Gott, daß er Ent beschützt hot bis zan heintin Tog. Und is ah zgleich a deamiatigi Bitt, daß er unsa guldanas Brautpor noh long jung und gsund bleibn lossn sult af der schen Welt.

Ih heb mei Glaserl Wein und die gonz Pfor stimbb ein wan ih ruaf: Unsern liabn guldanan Brautpor Glück und Segn!"

Mit tief gesenkten Häuptern hat das Greisenpaar den Spruch über sich ergehen lassen. Als er nun gesprochen ist, erhebt sich kein Hochgeschrei und kein Gläserschrillen, in fast feierlicher Stille stehen und sitzen die Leute da, als warteten sie darauf, daß nun der liebe Gott persönlich zur Thür hereintreten und „Glück und Segen" über das Greisenpaar ausstreuen sollte. Die Musikanten blasen ihm schon den Eintrittsmarsch. Die jungen Burschen und Dirndeln aber meinen, unsers Herrgotts Eintrittsmarsch sei eigentlich ein steirischer Walzer — und laden einander zum Reigen. Obzwar dieser Tag dem ehrwürdigen Alter gehört, so lassen sich die jungen Leute darob ihr Recht nicht verkümmern. Jener junge Mensch, der nach so kurzer Ehe sein Weib verloren, irrt freilich allein draußen in der dunklen Nacht um. Der Andere steht heute wie alle Tage in herzversengendem Zweikampf mit seinem „Hausdrachen." Der junge Bursche jedoch, der demnächst an sein Dirndl geschmiedet werden soll, ist heute schon Arm in Arm mit ihr verflochten, und so fliegen sie durch den Tanzboden. Es wird an diesem Tage weder gejohlt noch gebrüllt, wie bei anderen Hochzeiten, denn die ernste Bedeutung des Festes liegt in Aller Herzen; allein des jungen Mannes Lust ist so unbändig, daß sie, gleichsam eine Liedesknospe, plötzlich aufspringt in einen gellenden Juchschrei. Und jetzt ist Sang und Klang entfesselt allerwärts. Tanzend singen sie, in Gruppen stehen sie beisammen und singen, und alte frohe Lieder, die Keiner eigentlich gelernt hat: Jeder kann sie, denn sie liegen in ihrer Natur. „Ja!" singt Einer und guckt dem Mädel in die Augen:

„Ja, Dirndl, die Liab
Is a gfpoafiger Kauf:
Das Herzl verschenkt ma,
Den Kopf gibt ma drauf."

„Ist begreiflich," sagt sie und trällert dem Burschen das Liedel an die Brust:

Digitized by Google

„Ka Tag ohne Sunn
Und ka Nacht ohne Stern,
Und ka Herz auf der Welt,
Däs koan anders hätt gern."

Ein Zweiter singt:

„Wia höher die Alm
Und wia schärfer der Wind,
Wia schöner das Dirndl,
Wia kleaner die Sünd."

Darauf ein Mädel:

„Wia höher die Alm
Und wia frischer das Kraut,
A jeds Dirndl is a Narr,
Däs an Buabn z viel traut."

Das regt einen Andern an, seinen Grundsatz zu offenbaren:

„A Jahr ohne Mai
Und a Zweig ohne Blatt,
Und a Liab ohne Treu
Is a Bild ohne Gnad."

Darüber gibt ein Jäger seine Erfahrung kund:

„Oft is halt die Treu
Wir an Hirschn sei Gweih,
Ma verliert's monchmol gschwind
Daß ma s gor neama findt."

Nun hört man aus dem Hintergrund eine Stimme:

„Ih bin wohl ka Steirer,
Ih bin ka Krowat,
Ih bin nur dem Dirndl
Sei Schlafkamerad."

Diese gottverlassene Aeußerung wird zurückgewiesen. Ein strammer Bursche stellt sich mitten im Tanzboden auf und ruft laut: „Wer Sanglocken läuten will, der soll heut' daheim bleiben!"

„So ists!" stimmen andere Burschen bei. Und kein Anzügliches oder Zweideutiges wird mehr gehört.

So geht es fort in harmloser hochgemuther Heiterkeit. In allen Beinen, auch in den alten, beginnen die steirischen Ländler zu zucken, die Grauen rühren sich, geben mit den Schuhspitzen Takt, wiegen mit dem Oberkörper, erheben sich langsam und beginnen sachte zu hopsen. Jetzt kommt ein blühender, lustiger Bursche zur greisen Braut herau, nimmt sie am Arm; ein dralles, flinkes Dirndl kommt, packt den greisen Bräutigam an der Hand und trotz alles Sträubens müssen sie mit auf den Tanzboden. — „Jessas und Josef!" kichert die Braut, „seit dreißig Jahren hab ich nimmer tanzt, thät ja ganz damisch (schwindelig) werden!" Da reigt sie unter allgemeinem Jubel schon mit dem Burschen dahin, und hinter ihr nach der Alte mit dem jungen Dirndl. — Nur eine einzige Runde, dann ists freilich schon wieder aus, die Jungen begleiten das goldene Paar auf seinen Platz und machen einen schönen Knix. Den Schweiß wischen sich die alten Leutchen von dem Angesicht; weniger hat sie die Anstrengung erhitzt, als die innere Erregung. Und wie jetzt ihre kleinen Aeuglein leuchten! Es ist wie das kurze Aufdämmern einer längst vergangenen Zeit, da sie selbst jung und in blühender Lieb' sind gewesen. — Aber das Alter ist ein eifersüchtiger Patron, schon zupft und mahnt es das hochzeitliche Paar, seiner nicht zu vergessen. Mitternacht vorüber, es ist Zeit zur Heimfahrt. Von dem Hochzeitsleiter und der Brautmutter werden sie unter allgemeiner Begleitung und Musikklängen hinausgeführt zum Wagen. — „Wir bedanken uns tausendmal, wir bedanken uns tausendmal!" sonst vermögen sie nichts zu sagen. Die Pferde ziehen an, das Paar fährt davon und lange noch klingen ihm die hochzeitlichen Töne nach.

Endlich ist Alles verklungen und versunken. Neben ihnen nichts als die dunklen vorübergleitenden Büsche und Bäume, über ihnen der funkelnde Sternenhimmel. So fahren sie heim in ihr stilles Haus, um in demselben die Mühsal des hohen Alters und die Todtenruhen mit Ergebung zu erwarten. —

In dieser und ähnlicher Weise wird im Bauernthume eine goldene Hochzeit gefeiert. Ich sehe in solchem Feste nicht bloß die ethnografische und gemüthliche Seite, ich sehe in ihm vielmehr die tiefmenschliche und sittliche Bedeutung. Wenn man sagt, daß die

Digitized by Google

Gemeinde eine große Familie sei, so findet man das in der That nirgends schöner bestätigt, als bei einer goldenen Hochzeit. Hier hat man den lebendigen Ausdruck des Patriarchalischen, der Zusammengehörigkeit, des Mitempfindens und Mitfreuens, des Bedürfnisses, dem Alter Freude und Ehre zu bereiten und zu erhöhen. — Ehre dem Alter! Diese Idee paßt nicht in den Geist unserer Tage, welcher bloß für Fortschritt und Zukunft schwärmt, oder sein Heil nur in der brutalen physischen Kraft der Jugend sucht. Die Vergangenheit wird verachtet, und mit ihr fast auch der alte Mensch der als Träger der Ideale einer vergangenen Zeit in dem wirren Gewoge einsam dasteht. Die Mißachtung des Alters ist persönlich geworden und ein echter strammer Junge von heute muß der Gegner seines Vaters sein. Man könnte freilich auch aus dem Bauernvolke schlimme Dinge von der Mißachtung des Alters erzählen; doch hier wird die Verehrung des Alters wenigstens noch für eine Tugend gehalten und hier schämt man sich noch nicht, dieser gewiß dem guten menschlichen Herzen entstammenden Tugend lauten und warmen Ausdruck zu geben. Der Bauer fühlt es, daß er in dem alten Menschen auch die Manen der Vorfahren und ihre alten deutschen Sitten ehrt, daß er verwachsen ist mit der Vergangenheit, daß er aus ihr seine Kraft saugt, daß in ihr seine Heimat wurzelt. Die goldene Hochzeit gehört auf dem Dorfe zu jenen Anlässen, da die Altgesessenheit, Feststänbigkeit und der patriarchalische Geist des Landvolkes zu elementarem Ausdrucke kommt. Ein solches Fest ist nicht von außen ins Volk getragen, es ist von innen herausgewachsen, es bewegt und erhebt die Gemüther und übt eine nachhaltige sittliche Wirkung.

Beim Kronprinzen Rudolf.

Eine Erinnerung aus dem Weltleben von **P. K. Rosegger.**

Nun bin ich auch oben gewesen. Vom Steinhausen, auf welchem einst der barfüßige Halterbub' sein eingedorrtes Stück Mittagsbrot gegessen, bis zur Tafel des Erzherzogs und Kronprinzen ist ein etwas umständlicher, aber ganz amüsanter Weg. Der Hinweg ist übrigens ein wenig langwierig, der Rückweg — kurz. Wo ich heute wieder sitze, habe ich doch näher zum Steinhausen, als zur prinzlichen Tafel. Um so freimüthiger mag ich von letzterer erzählen, so wie ein Kleinhäusler erzählt, der beim Großbauern gespeist hat. „Wie ist's gewesen, Vater!" fragen die Seinen den Zurückkehrenden, „was hat er gesagt? Was habt's zu essen gehabt? Hast was mitgebracht?"

Laßt Zeit, Kinder, Ihr sollt es hören.

Im Nachwinter dieses Jahres war's, daß ich eingeladen wurde, in dem neuaufstrebenden Curort Abbazia eine Vorlesung zu halten. Von meiner großen Reise durch Deutschland noch erschöpft, verschob ich die Annahme der Einladung; endlich wurde die Vorlesung festgestellt für den ersten April.

Einen Tag vor meiner Abreise nach Abbazia erhielt ich vom Comité des Vortrags-Abends eine Depesche, es würde meine Vorlesung in steirischer Mundart höchstwahrscheinlich auch das dort weilende hohe Kronprinzenpaar besuchen, demnach werde ein recht lustiges Programm gewünscht, nur solle ich auf speciellen hohen Wunsch das eine ernste

Digitized by Google

Stück lesen: „Wia da Woldseppel gstorbn is“. Letzteres war mir schon recht, aber das „lustige Programm“ machte mir Kopfzerbrechen. Wenn die hohen Herrschaften schon einmal da sind, so sollen sie mit meinem Besten bedient werden; es solle mehr der Poet als der Hofnarr zu Worte kommen.

Als ich am Tage des Vortrages nach Abbazia kam, fand ich das Comité in einer gewissen Aufregung. Das kronprinzliche Paar wurde erwartet und hatte sein Erscheinen um halb neun Uhr Abends in Aussicht gestellt. Die Parole war: Heiteres! Die Kronprinzessin erbat sich im Laufe des Nachmittags ein Programm, welches ich erst eilig niederschreiben mußte, da selbes nicht veröffentlicht worden war.

Um acht Uhr saß ich in meinem Zimmer, um das Vortragsmanuscript in Ordnung zu stellen und auch den Anzug. Weiße Cravatten mißfallen mir nicht so kurzweg, ich band heute also eine um; Fräcke aber mißfallen mir kurzweg, daher zog ich keinen an. Um Acht ein Viertel Uhr stürzte der Arrangeur athemlos die Treppe herauf und in meine Stube: Um Gotteswillen! Schnell kommen! Die Kronprinzessin sei schon da!

Aber es würde das Publikum nicht in Ruhe gekommen sein, war mein Einwand, da die festgesetzte Anfangsstunde noch nicht geschlagen!

Das sei alles Eins, man könne die hohe Frau nicht warten lassen. Der Kronprinz sei von der Jagd noch nicht zurückgekehrt.

So packte ich meine sieben Sachen zusammen, wobei ich natürlich auf dem Tische das schöne Paar Glacéhandschuhe vergaß, und stieg hinab in den großen Saal des Hotels Stefanie. Ich trat in den Saal, der gefüllt war; vom anwesenden Adel war Alles erschienen, das Weitere durfte heute kaum in Betracht kommen. Mitten in der ersten Sitzreihe, gerade meinem Tische gegenüber, saß die Kronprinzessin. Die Verneigung darf nicht zu auffällig sein, dachte ich, edle Menschen fühlen sich vor Kriecherei und Allem, was ihr ähnelt, angewidert. Doch mein Auge blieb unwillkürlich hängen an dieser Gestalt. Sie war in einfachem weißen Kleide, das frisch blühende Angesicht überaus sympathisch, schalkhaft freundlich das veilchenblaue Auge, schlicht gekraust das blonde Haar. Die Bilder, die im Umlauf sind, geben bei weitem keine Vorstellung von dem hohen Liebreiz, der in unserer Kronprinzessin verkörpert ist.

Ich las außer den ernster angelegten Stücken „Der Ehestreit“ und „Wia da Woldseppel gstorben is,“ Schwänke und Schnurren, natürlich nur solche zahmerer Gattung. Die Kronprinzessin bediente sich angelegentlich des geschriebenen Programms, sie applaudierte nach jedem Stück, und nach ihr das Publikum; aber noch besser gefiel mir ihr unbefangenes Lachen bei Stellen, wo sich andere Zuhörerinnen mehrmals gegenseitig anzuguckeu pflegen, ob hier die Heiterkeit aus „bon ton“ zu bezähmen oder unverholen frei zu lassen sei.

Als ich mich bei einer kleinen Pause in ein Nebencabinet zurückzog, war das Comité stark darüber consterniert, daß ich mich beim Applaus nicht jedesmal speciell vor der Kronprinzessin verneigt hätte. Ich hatte aber das Gefühl gehabt, als sei es in zweifacher Weise unfein, nur die hohe Frau immer zu verfolgen und das Publikum zu ignorieren. Ich habe später erfahren, daß mein Gefühl das richtige gewesen. Daß ich während des Lesens stets nur an Stefanie dachte, würde jedem Psychologen gegenüber ohne Erfolg geleugnet werden; ich mußte mich in Acht nehmen und mich hüten, daß nicht jedes pointierte Wort, jeder Blick just ihr in's Gesicht geschleudert wurde. Diese Auffassung und Sorgfalt, ein wenig discret zu sein, ist eben einmal meine Art von Höflichkeit, ob sie die gebräuchliche oder richtige ist, weiß ich nicht.

Digitized by Google

Zum Schlusse der Vorlesung verließ ich rasch das Podium, um in mein Versteck zu gelangen.

War im Gedränge noch nicht sehr weit gekommen, als man mich festhielt. Ich werde von einer Hofdame verfolgt — hieß es — und diese habe den Auftrag, mich lebendig oder todt zur Kronprinzessin zu bringen. Lebendig ist's mir lieber. Bald stand ich dort und die hohe Frau, zu der mittelgroße Männer buchstäblich emporblicken müssen, fragte mich nach einigen schmeichelhaften Eingangsworten, was ich am nächsten Tage vor hätte?

Ich gedächte mit dem Frühzuge nach Graz zu fahren.

Ob das sehr dringend sei? Ob ich denn nicht noch einen Tag in Abbazia bleiben wolle, um bei ihr Mittags zwölf Uhr das Dejeuner einzunehmen und dem Kronprinzen etwas vorzulesen, der bedauere, heute nicht erschienen sein zu können.

Wäre bloß vom Essen die Rede gewesen, ich hätte Ausflucht nehmen können; da aber eine Leistung gewünscht wurde, so glaubte ich loyaler Weise die Einladung nicht ablehnen zu dürfen. Mich hatte bisher noch jeder Kreis des Weltlebens, der sich mir neu erschloß, enttäuscht und manche Illusion hätte ich doch gerne mit in's Grab genommen.

Nun, ich war eingeladen und die Sache war abgemacht.

Aber einige Herren, mit denen ich später darüber sprach, meinten, es sei unmöglich, es sei platterdings unmöglich. Wenn ich keinen Frack am Leib hätte, könne ich nicht ins kronprinzliche Haus treten.

„Warum nicht?" fragte ich blöde genug; sie blieben dabei, ich müsse mich nach einem Frack umsehen. Nach einigem Bedenken sagte ich: „Wißt Ihr was, ich versuche es im deutschen Rock. Das Kronprinzenpaar ist vornehmer Gesinnung, ich sündige darauf. Nicht aus Dünkel, um Gotteswillen nein! zur Tafel eines Geld-Barons oder Emporkömmlings würde ich es nicht wagen, ohne Frack zu erscheinen, der Kronprinz verdient eine Ausnahme."

Sie zuckten die Achseln und wir tranken Sect.

Am nächsten Morgen gieng es im Curort um: Der Bauernpoet speist beim Kronprinzen! Wo ich stand und gieng, alle Blicke waren auf mich gerichtet, Mancher warb um meine Bekanntschaft. Er speist beim Kronprinzen! Als ich nach dem Frühstück in Begleitung eines Freundes durch den Curpark schritt, saßen dort auf einer Bank zwei Damen, die mein Blick streifte, bis eine derselben mich mit einem freundlichen Kopfnicken grüßte. Kaum merklich rückte ich den Hut, denn ich kannte die Dame nicht und meinte, sie habe meinen Begleiter gegrüßt. Erst einen Augenblick später fiel es uns beiden auf: das ist die Kronprinzessin gewesen. — Wenn das so, dachte ich, nun eine gewöhnliche Dame wäre, sie müßte meine Todfeindin sein, denn nichts verzeihen triviale Leute weniger, als wenn ihnen öffentlich eine beanspruchte Aufmerksamkeit nicht in der entsprechenden Form zuwendet wird. Daß sie im Straßengewühle etwa übersehen oder nicht erkannt worden sein könnten, daran denken solche einzig nur in ihre Eitelkeit eingesponnene Personen nicht. Ich bin als Schriftsteller seit achtzehn Jahren herb und rücksichtslos gewesen, aber mehr Feinde als meine Schriften hat mir meine Kurzsichtigkeit gemacht.

Punkt zwölf Uhr trat ich in das Thor der Villa Angeolina. Draußen hatten sich Leute postiert, die mir gewiß mit verschiedenen Gefühlen nachblickten. Zwischen den Lakaien glücklich hineingewaltt, stand ich im Empfangszimmer und wurde mit den üblichen Ceremonien den beiden Hofdamen, dem Oberstjhofmeister, dem Adjutanten des Kronprinzen und dem Hausarzte vorgestellt. Sonst war Niemand da, und die Anwesenden waren so einfach angethan, daß mein antifrackisches Herz auf-

Digitized by Google

athmete. Das Zimmer war dunkel und golddurchwirkt tapeziert, die Garnitur mattroth. Das Speisezimmer, durch welches der Weg gegangen, war mit Marmorsäulen an den Wänden und mit den Bildnissen des Kaiser- und des Kronprinzenpaares geschmückt. Bald gieng die Doppelthür auf und Arm in Arm trat das Kronprinzenpaar ein. Der Kronprinz, eine etwas zart gebaute, aber gesund aussehende Gestalt mit gebräuntem Gesicht, blondem Haar und Bart und einem mild-freundlichen grauen Auge, war in lichtem Civilanzug, das Beinkleid an den Knöcheln noch aufgestreift von dem vormittägigen Jagdausfluge. Die Kronprinzessin war in einem veilchenblauen Gewand. Das Paar schritt directe auf mich zu, Beide reichten mir die Hand und der Kronprinz begrüßte mich mit einigen in sehr herzlichem Tone gesprochenen Worten.

Dann zu Tische, zu welchem das hohe Paar vorausschritt. Unterwegs dahin flüsterte mir der Oberhofmeister zu, daß ich zur Rechten der Frau Kronprinzessin sitzen werde. So saß ich denn dort, am mäßig großen, länglichrunden Familientisch, und gegenüber Kronprinz Rudolf. Daneben hin öffnete sich durch die Glasthür ein herrlicher Ausblick in den Park, zwischen dessen Lorbeern und Palmen das Meer hereinglitzerte.

Meine hohe Nachbarin richtete sofort freundliche Worte an mich und sagte, von den sieben Stücken, die ich am Vorabende gelesen, seien ihr zwei ganz neu gewesen. Das klang mir doch anders, als die sonst so oft gehörte Höflichkeitsformel: „Habe von Ihnen schon Vieles gelesen." — Bevor ich den Löffel ergriff, machte ich natürlich erst noch eine Thorheit. Ich wendete mich an die Kronprinzessin und sagte: „Euere kaiserliche Hoheit! Es wird mir kein Bissen schmecken, wenn ich mir früher nicht mein Herz erleichtern darf. Ich erlaube mir daher die Frage, ob Eure kaiserliche Hoheit heute morgens zehn Uhr auf der Bank vor dem Kaffeehaus gesessen sind?"

„Ich weiß, warum Sie fragen", lächelte sie; „nun, ich dachte es mir ja gleich, daß Sie mich nicht erkannt haben, es schien Ihnen auch die Sonne in die Augen und hat doch weiter nichts zu sagen."

Diese Antwort möchte man in Gold fassen lassen als Genugthuung für so manchen rüden Vorwurf, den man sich von übersehenen Damen gefallen lassen muß.

Fast war mir aber im Moment, als hätte mir der Oberhofmeister einen zurechtweisenden Blick zugeworfen und jetzt erst fiel es mir ein, daß man sich hier nicht gehen läßt, daß man mit dem Sprechen zu warten hat, bis man angesprochen wird und daß man auch dann das nicht sagt, wovon das Herz voll ist, sondern mit anmuthigen Worten nur leicht umherkreiselt, wie das Mailüftchen auf der Oberfläche einer sonnigen See. Eine recht unbehagliche Befangenheit kam über mich, eine Art von Bangnis, wie man sie hat, wenn man in der Einsamkeit ist, von allen Menschen fern und doch vor den Augen leuchtende Nebelgestalten sieht, die man nicht fassen kann.

Dieses Gefühl wurde bald zerstreut. Die Gesellschaft gerieth so gemüthlich in's Plaudern, die Kronprinzessin wußte jedem aufgeworfenen Gespräch die anmuthigsten Seiten abzugewinnen; der Kronprinz, anfangs etwas wortkarg, warf geistreiche und heitere Bemerkungen dazwischen. Das Gespräch drehte sich um die Marine, um Reisen, um naturgeschichtliche Gegenstände aus der Thierwelt, um Volksthümliches aus den Alpen, um Lieder und Dialecte; in der deutschen Schriftstellerwelt ergiengen wir uns, besonders erkundigte sich die Kronprinzessin nach Hamerling, wie der Kronprinz sich nach Anzengruber. Malerei und Theaterwesen wurde berührt, selbst die Politik gestreift, da eben die Nachricht von einem Attentate auf den russischen Kaiser eingetroffen

Digitized by Google

war. Das Kronprinzenpaar sprach sich gegenseitig vertraulich bei seinen Taufnamen an, und in seinen Bemerkungen und Ausdrücken blieb Alles vermieden, was auf die hohe Stellung, die es einnahm, hingewiesen hätte, selbst als vom Kaiser die Rede war, hörte man nur das Wort Vater. Mittlerweile sprachen wir tapfer der Gottesgabe zu, wobei ich so leise und behutsam als möglich arbeitete, um von der nicht lautgeführten Unterhaltung und an mich gerichteten Bemerkungen und Fragen kein Wörtchen zu überhören. War der eine Gang abgethan, so klingelte der Kronprinz mit einem vor ihm auf dem Tische stehenden Signalglöckchen, daß der neue komme. Auf das Menu kann ich mich mit dem besten Willen nicht mehr erinnern; ich ließ leider auch den Zettel, der es aufzählte, auf dem Tische liegen. Mein Wesen gieng ganz und gar in das moralische Interesse dieses Mittagsmahles auf. Nur dem Vordeaurwein schenkte ich etwelche Aufmerksamkeit, den Champagnerkelch ließ ich unberührt. Der schwarze Kaffee wurde noch an der Tafel rasch ausgetrunken, dann war ohne alle Ceremonie und Begrüßungsformel das Mahl aufgehoben und wir giengen in das Nebenzimmer, in welchem früher der Empfang stattgefunden. Der Kronprinz reichte Cigarretten. Nach einem Weilchen, als im Kreise eine gewisse Ruhe und Erwartung eingetreten war, kam der Kronprinz mit einer scheinbar fast befangenen Miene an mich heran und ersuchte, daß ich denn etwas lesen möchte. Ich fragte, ob in Bezug auf die Auswahl des Stückes ein besonderer Wunsch vorwalte; ich wäre durch einen solchen, wenn er ausgesprochen worden, gerne der Verantwortlichkeit einer eigenen Wahl überhoben gewesen. Aber die Kronprinzessin rief dazwischen, es sei ganz nach meinem Belieben, womit ich sie erfreuen wolle. Ich wählte ein heiteres Stück ohne aufdringliche Possenhaftigkeit, ein Stück, in welchem Bauernwitz und Schlauheit mit einer gewissen Lebenswahrheit verkörpert ist und welches auch einigermaßen zu einem dramatischen Vortrag Anlaß gibt. Ich las den „Bruggewirt sein letzta Willn." Die männlichen Zuhörer blieben dabei äußerst ruhig, während die Damen mehrmals ein recht munteres Lächeln vernehmen ließen. Im Ganzen hatte ich das Gefühl, als hätten die Herrschaften etwas weit Lustigeres erwartet.

Nach dem Vortrag wurde ich gefragt, wie sich zu meinen mundartlichen Vorlesungen Deutschland verhalte, und der Kronprinz wunderte sich darüber, daß der Märker, der Hamburger, der Sachse und der Westphale dafür ein richtiges Verständnis hätten. Hierauf sprach er über die Charakteristik und den Unterschied der Mundarten in einzelnen Alpengegenden und bekundete dabei eine bewunderungswürdige Erfahrung. Nach einer Weile, als der Kronprinz in meinem Buche geblättert und dasselbe wieder auf den Tisch gelegt hatte, fragte er, ob das Vorlesen wohl sehr anstrenge? Ich antwortete, daß das weniger physisch als moralisch der Fall sei; das Mitleben und Mitempfinden mit den vorgeführten Gestalten, das Springen von einer Stimmung in die andere sei für mich momentan zwar von großem Reiz, habe aber nachträglich stets eine starke Abspannung zur Folge.

Die Unterhaltung bewegte sich zeitweise animiert, zeitweise stockend weiter. Da die Damen mehrmals auf mein Buch blickten, so war ich auf die Aufforderung gefaßt, noch etwas zu lesen. Doch wendete ich meine Aufmerksamkeit dem Kronprinzen zu, der nun, als Jünger Brehm's, von den Zugvögeln sprach, wie unsere Hausschwalben den Winter über tief nach Afrika flögen, wie solche Vogel-Karawanen sich unterwegs gern auf Schiffe setzten, um auszuruhen u. s. w. Der Erzähler berührte Manches von seinen Reisen in Egypten und Palästina, besonders was sich auf Jagd bezog. Seine vielfältigen

Digitized by Google

Erfahrungen und Kenntnisse weiß Kronprinz Rudolf auf eine höchst gewinnende schlichte Weise im Gespräche zu berühren und der Eindruck, den man von ihm bekommt, ist der der Gediegenheit und Bescheidenheit.

Nach einer zweistündigen Unterhaltung wurde der Cercle aufgehoben; der Kronprinz und die Kronprinzessin dankten mir in einer so liebenswürdigen Weise für mein Lesen, daß ich fast erdrückt war; Beide reichten mir nochmals die Hand und schritten, Arm in Arm, wie sie gekommen, durch die Flügelthür.

Später, als ich mich von den Hofdamen und den Herren verabschiedete, fragte mich der Herr Adjutant, weshalb ich nicht noch etwas gelesen hätte? Es wäre erwartet worden. Ich hätte nicht gewußt, daß noch etwas gewünscht würde, war meine Entschuldigung, und in unseren bürgerlichen Kreisen sei es der Brauch, daß man in solchen Fällen aufgefordert werde. Das sei ich ja worden, sagte der Herr, allein ich hätte dem Kronprinzen geradezu in's Gesicht gesagt, daß mich das Vorlesen anstrenge. — Nun wußte ich auch wieder um Eins mehr, und kam es heraus, daß ich aus Furcht, aufdringlich zu erscheinen, eigentlich die größte Unbescheidenheit begangen hatte. Ich hatte nachträglich die Empfindung, daß ich vor dem Kronprinzenpaar aus reiner Befangenheit viel zu wenig Mensch, viel zu steif und formell gewesen war. Nicht etwa das hohe Paar hatte mir das angethan, doch ängstigte mich die Umgebung, welche sich vielleicht an den Manieren des ehemaligen Waldbauers gern ein ganz klein wenig amüsiert hätte. Ich war hierin im Unrecht, denn sowohl die edlen Damen als auch die Herren sind mir in sehr warmer Weise entgegengekommen und ich will sogar ihre Absicht gemerkt haben, mir über manches Klipplein hinwegzuhelfen.

Im Ganzen wird es wohl wahr sein, daß es um die Hofluft ein eigen Ding ist. Man hat in ihr wie auf allen großen Höhen das Gefühl, als athme man zu viel Sauerstoff, man wird leicht berauscht, schwindelig. Man muß sich in solchem Kreise wohl in Acht nehmen, daß man unbefangen sich treu bleibt. Und Fürsten müssen ein großes Herz haben, wenn sie bei der Kriecherei und Wohldienerei, die sie zu ungeben pflegt, die Achtung vor den Menschen nicht verlieren sollen.

Der Modebad-Bummler.

Eine „Saison"-Skizze von Friedrich Schlögl.

Eigentlich ist er nicht, was das Wort sagt und bedeutet: „krank", höchstens etwas „erschöpft" von dem Genusse der vielen und mannigfaltigen Lebensfreuden, die ihm die Gunst seines Schicksales bisher zu bieten pflegte. Er hat es deshalb nicht nöthig, wirkliche Heilquellen aufzusuchen, unter keuchenden Asthmatikern, hustenden „Tuberculanten" und sonstigen Personificationen menschlichen Elends seufzend und übellaunig, wie seine triste Gesellschaft, herumzuschleichen und sehnsüchtig nach einem schattigen Ruhebänkchen auszulugen. Nein, von solcher Misère des Daseins ist er — Gott sei gedankt! — bewahrt, er fühlt sich sogar, wie er behauptet, körperlich wohl, nur, wie schon bemerkt, geistig einigermaßen „abgespannt",

Digitized by Google

oder, um es nobler auszudrücken: fatiguiert, blasiert, von jeglichem Einerlei ennuyiert und es wird ihm, dem es seine Mittel hinlänglich erlauben, das bescheidene Verlangen daher Niemand verargen, Plätze für seinen zeitweiligen Aufenthalt zu wählen, wo der Gebildete standesgemäße Zerstreuung findet. Zerstreuung! mehr wünscht er ja nicht; ergibt sich noch als Zuthat dort und da ein kleines Abenteuer, so sei es nicht abgelehnt, namentlich das Pikante erhöht den Reiz des unerwarteten Erlebnisses. Aber — „unerwartet?" Mit nichten; für ihn, den Siegesgewissen, wäre kein Erfolg unerwartet, viel eher ein Fiasco, ein kühler Refus.

Weiß er doch, der Saisonkundige, *wie* er zu erscheinen, *wie* er aufzutreten hat. Denn die leidige Mehrzahl der Menschheit beurtheilt und schätzt den ihr Entgegenkommenden nicht nach seinem möglich *inneren* Werte, sondern nach seinem „*Aeußeren*" und zwar nach dem *Total*-Eindruck, welchen der — sozusagen „*complete äußere Mensch*" auf den prüfenden Beschauer hervorzubringen vermag. Dabei verstehe ich nun nicht allein das „*Menschliche*" an dem Menschen überhaupt: eine ansprechende Physiognomie, ein ausdrucksvolles Auge, einen interessanten Kopf, eine edle Gestalt, freie, ungezwungene Bewegungen, graziöse Verbeugungen, hübsch geformte Hände und Füße, ein wohlklingendes Organ, ein angenehmes, nicht zu grelles und nicht zu kreischendes oder bellendes Lachen, Räuspern und Schnauben, eine lückenlose Reihe untadelhafter Zähne ꝛc., es gehört, um die Erscheinung in das denkbar vortheilhafteste Licht zu stellen, vor Allem die *richtige Toilette* dazu. Denn man kann vielleicht — ich betone das „*vielleicht*" — zeitweilig und ausnahmsweise einige *körperliche* Mängel und Deficite großmüthig übersehen, aber man wird nie und nimmer es verzeihen oder entschuldigen, wenn die Wahl und Zusammensetzung der einzelnen *Kleidungsstücke* eine geschmacklose, also unglückliche oder die totale „*Tracht*" des Ignoranten und Ungebildeten eine, wenn auch reinliche, so doch eine legère oder gar stillos-eigenwillige wäre. Man nennt derlei Fehlgriffe oder absichtliche Auflehnung gegen das Kleider-Ceremoniel eine Verletzung des Anstandes und des schuldigen Respectes gegen die „Gesellschaft" und belegt den Verbrecher gemeinsam mit dem Anathema der — Nichtbeachtung.

Wie ganz anders ergeht es jenem „*Manne von Welt*" (wie er sich mit Vorliebe selbst benennt), der, in allen Künsten der Toilette bewandert, immer nur die letzten Modebilder zur Richtschnur für seine äußere Ausstattung zu benützen pflegt; der, au fait mit den jüngsten, kleinsten, scheinbar unbedeutendsten und nebensächlichsten, aber doch unentbehrlichsten Behelfen und sämmtlichen Bedingungen eines normalen und Muster-Dandy, auch als solcher aufzutreten versteht; der es auch innerlich fühlt, daß er äußerlich tadellos, weil er regelrecht toilettiert, rasiert, frisiert, chaussiert, gantiert und parfümiert, und der deshalb von der sogenannten „besten Gesellschaft" und in mehr oder minder erlauchten Kreisen geliebt, verehrt, geachtet und bewundert wird, obwohl er nicht so sehr durch geistsprühende Einfälle zu brillieren, als durch seine blendend weißen Manchetten die allgemeine Aufmerksamkeit zu fesseln hat. Denn die „*blendend weiße Wäsche*" ist die Hauptsache in unserem gesellschaftlichen Verkehr. Allerdings tragen sie auch Dummköpfe und — Hochstapler.

Nun wird es mir nicht einfallen, gegen den allerhäufigsten und täglichsten und auch nach öfteren Gebrauch frischer, reiner, weißer und weißester Wäsche mich zu ereifern oder überhaupt nur ein Wort gegen diese edelste Sitte zu verlieren. Aber es gibt geistig und auch ansonst arme Teufel, die eben nichts besitzen, mit dem sie zu

Digitized by Google

glänzen und zu paradieren vermöchten, als mit der mitgebrachten „weißen Wäsche.“ Diese schmucke „weiße Wäsche“ ist oft ihr einziges Um und Auf, an dem sie einen wirklichen Wechsel zeigen können und sie erinnern Dich auch mit dem ersten Worte, das sie Dir widmen, daß sie soeben wieder frische (natürlich blühweiße) Wäsche „angezogen“, denn „frische Wäsche sei eine wahre Wohlthat!“ Ja wohl, das leugnet auch Niemand! Zupft und zerrt deshalb an den Halskrägen und überlangen Halsbefätzen so viel Ihr wollt, ein reines färbiges Hemd thut's ebenfalls, wenn es auch nicht so in die Augen fällt und man damit nicht prunken kann, wie Ihr's versucht und Euch damit abquält.

Ist mein Stoff für ernstere Betrachtungen zu unwichtig, ja zu läppisch und zu absurd? Ich glaube nicht, denn ich spreche ja auch nicht von den natürlichen, verständigen, gesitteten und gewohnheitsmäßigen Freunden und Anhängern der Reinlichkeit, sondern von den Feren, den Exaltados, den Fanatikern, den Idioten, den Ganz- und Halbnarren im Bereiche und in der Ausübung dieses Cultus, welche die „weiße Wäsche“ als einziges Symbol der Bildung, der Vornehmheit, ja sogar der geistigen Nobleße erklären und mit diesem glänzenden Rüstzeug auf ihren Eroberungszügen die delicatesten Erfolge zu erkämpfen hoffen; ferners von den Gecken und eitlen Tröpfen, welche in dem Wahne befangen, die Welt habe nur Augen für ihre frisch gewaschenen und gesteiften Manchetten und durchbrochenen Brusteinsätze; sowie von den Henchlern und den Anschneidern, welche naiven Gemüthern es glauben zu machen suchen, daß der „distingnierte“ Mensch eher Luft, Speise und Trank entbehren könne, als stets frische, reine, weiße Wäsche, bei welch kühnem Lehrsatz demonstrativ und ostentativ auf die eigene hingewiesen wird. Wahre Teufelskerle in der Kunst des Imponierens und Verblüffens, diese Modepuppen!

Eine närrische Welt! Und sie war vielleicht immer so und die weisesten Römer und Griechen in den Tagen des classischen Alterthums kokettierten bei ihren peripatetischen Spaziergängen und Ausflügen mit ihrer blendend weißen Toga und ihrer frischgeputzten Chlamys etwa noch aufdringlicher, als ein schön geschniegelter und gestriegelter Commis einer Weißwaarenhandlung, der die Muster seines Lagers anschaulichst am Leibe trägt. „Kleider machen Leute!“ ist ein altes Sprich- und Wahrwort und es hatte insbesonders in Zeitläufen seine volle Giltigkeit, wo man von nichts Anderem reden durfte, und in Kreisen, wo man von nichts Anderem zu reden wußte, für nichts Anderes Sinn, Theilnahme und Verständnis hatte, als für Schnitt, Farbe und — Abstammung der einzelnen Kleidungsstücke. Weiß ich doch selbst noch aus dem trübseligen „Vormärz“ mich zu erinnern, daß es in Wien damals zu den unabweislichen Postulaten eines Mannes aus den „besseren Ständen“, also eines Mannes von „Geschmack“ gehörte, für den Frack von Meister Gunkel, für das Beinkleid von Ebenstein, die Weste von Frank, den Cylinder von Werner, die Wäsche von der „Katze“, die Lackstiefletten von Straßmeyer und so fort für jedes einzelne Stück von einer anerkannten Fachcelebrität den Geburtsschein beibringen zu können. Die größte Aufmerksamkeit widmete man aber allzeit (wie auch erklärlich) der „weißen Wäsche“, ein Capitel, das Wien in jener wunderbaren Epoche umso mehr in fortwährender Anfregung hielt, als es durch die verläßlichsten Reporter („Salon-Plauderer,“ vulgo „Tratschmirl“) bekannt wurde, daß Hofschauspieler Fichtner, der Adonis von Wien und legalste „Elegant“, seine Wäsche — in Paris waschen lasse, weil einzig und allein von allen Gewässern der Erde das „Seine-Wasser“ der Wäsche

Digitized by Google

jene schneeige Weiße verleihe, die unumgänglich nöthig sei, um als „erster Liebhaber" auf der ersten Bühne Deutschlands und noch dazu in der Hauptrolle eines Bauernfeld'schen Lustspieles mit Anstand auftreten zu können. Das gab zu reden! Was kümmerte die Betreffenden die famose Juli-Revolution, was die belgische Verfassungsfrage, was Ein- und Zweikammer-System, was Preßfreiheit, bewaffnete Bürgergarde, Jury u. dgl.? Die wichtigste Neuigkeit war doch unbestritten jene, daß „Fichtner in Paris waschen lasse", also auf! wer von „bon ton", von „savoir faire" und „savoir vivre" einen Begriff hat, und thut dasselbe! Ein förmlicher Aufruhr — in der (Wiener) Gesellschaft! Und die Postwagen und Diligencen beförderten allwöchentlich Monstrekörbe von Wäsche von der Donau zur Seine und retour. Glückliche Zeit! Glückliche Menschen! und die Sorte erhält sich. Traf ich doch erst vor ein paar Jahren im Hotel Bellevue zu Venedig einen nicht einmal sonderlich jugendlichen Angehörigen eines höheren deutschen Amtes, der beim Lunch, beim Diner, beim Nachmittags-Schwarzen und beim Souper, also viermal im Tage nur ein Gesprächsthema zu berühren wußte, nämlich die ärgerliche Wahrnehmung, daß das Lagunenwasser sich absolut nicht eigne, um die Wäsche vollkommen weiß erscheinen zu lassen und es ihm daher am liebsten wäre, nach einer anderen Stadt versetzt zu werden, denn ein Hemd mit wenn auch leisem, so doch sichtbar gelblichem Teint sei ihm unausstehlich und mache ihn der Gedanke, solch abscheuliche Wäsche tragen zu müssen, beinahe krank. Wie bemitleidete ich dieses schmutzige Lagunenwasser-Opfer und wie tröstete ich ihn mit der in Aussicht gestellten Transferierung! Hoffentlich willfahrte man inzwischen seiner Bitte aus den angeführten dringlichen Gründen!

Und ein Anderer trieb's noch energischer. Wir fuhren durch das adriatische und durch das mittelländische Meer und hatten wochenlang von Sturm und Wetter und Seekrankheit — in der Majorität — fürchterlich zu leiden. Nur ein paar ausgepichte „Seevögel" hielten Stand, darunter ein Tausendschwerenöther, pommerischer Abkunft, der sich unerschöpflich im Erzählen ältester Anekdoten erwies und das hiezu gehörige Lachen edelmüthigst und in ausgiebigstem Maße selbst besorgte. Dabei lief er — zweimal des Tages neu toilettirt — wie ein Wiesel unablässig auf dem Verdecke hin und her, uns, inmitten des Anekdotenschwalles, der aus seinen immer geöffneten Lippen wie ein Gießbach hervorsprudelte, auf seine Vorsicht aufmerksam machend, daß er zwei Dutzend reine weiße Hemden nur für den Schiffsgebrauch mitgenommen habe, denn mit dem Waschen sei es hier vom Uebel, auch dürfte das Meerwasser für die Wäsche eher schädlich als förderlich sein, von der Hauptbedingung, der „blendenden Weiße" gar nicht zu sprechen. Und für dieses Dogma schwärmte er und bewies uns die Richtigkeit desselben durch selbst erlebte Beispiele aus seinen früheren Meerfahrten und zog dabei die Manchetten aus den Aermeln, die freilich musterhaft weiß waren, aber wir Aermsten hatten dieses Geschwätz neben der Seekrankheit anzuhören, und zwar auf der Strecke von Triest bis Port Said gering gerechnet an siebzigmal!

Und wieder einen anderen Fant lernte ich in meinen Jugendjahren kennen, der auf den täglichen Wechsel der „Wäschecravatten" versessen war und sich zu der Behauptung verstieg, daß ein Mensch, der eine derlei Cravatte zweimal trage, gar kein Mensch — sondern ein Schweinigel sei. Nach zwei Decennien traf ich ihn mit Zündhölzchen hausieren gehen — er trug ein schmierig Fetzlein um den ungewaschenen Hals. Sie transit ...

Diese Bemerkungen sollten mich von der beabsichtigten Schilderung, der

Digitized by Google

ich vorne den Titel gegeben, nicht abbringen, sie dienten vielmehr dazu, um das Bild zu vervollständigen, das Porträt kenntlicher zu machen. Denn mit den vorgeführten Typen will ich nur andeuten, daß, wenn schon gewöhnliche Käutze ihre „weiße Wäsche-Marotte" haben und dieselbe bis zur Fadaise, ja bis zur Lächerlichkeit zu erweitern vermögen, diese Leidenschaft bei Jenem umso heftiger, d. h. umso närrischer, umso toller auftreten müsse, welcher sich, geleitet von seinem exclusiven Faible und gleichsam inspiriert von seinen verrückten Liebhabereien, auch noch eine hervorragende Rolle zu spielen, einen dominierenden Charakter darzustellen anmaßt und nicht allein seiner „weißen Wäsche" wegen, sondern überhaupt durch den Gesammtreiz seiner Persönlichkeit und die Art seines Erscheinens — „bemerkt" zu werden beansprucht. So unser „Modebad-Bummler". Und nun zu ihm.

Wer der Mann ist? Niemand erfährt es mit Gewißheit. Wo er zu Hause ist? Nirgends und überall. Er kennt das Verzeichnis der europäischen Badeörter auswendig, wird, wo und wie es sich ziemt, saisongemäß zur richtigen Zeit eintreffen und ebenso abreisen und nicht den faux-pas begehen, Arco z. B. schon im Juli aufzusuchen oder in Helgoland bis October zu verweilen. Wenn ich sage: er kommt zur rechten Zeit, so ist dies für ihn weder der Beginn noch der Schluß der Saison, sondern er erscheint, wenn die Blätter melden, daß in X. die „Höhe der Saison" angebrochen sei und die Curliste die illustresten Persönlichkeiten enthalte. Dann fehlt auch sein Name nicht. Er wählt das fashionabelste Hotel, die eleganteste Villa, begehrt ein Zimmer mit Balcon, wirft sich, nachdem er die Reisekleider (von eigenthümlicher, ungewöhnlicher Façon) abgelegt, in die Promenade-Toilette und besucht, nachlässig eine Melodie trällernd und mit dem Binocle tändelnd, den Corso, den Brunnen, den Blumen-Pavillon, die Wandelbahn, die Café-Terrasse, mustert die Bosquettischchen des Conditors, lächelt vergnügt und läßt sich endlich auf einem Ruheplätzchen nieder, die Beine weit von sich streckend. Macht er schon Effect? Ja wohl, das Debut ist nicht schlecht gerathen.

Nur seine Toilette findet man etwas auffällig. Man tadelt im Stillen seinen Mangel an Farbensinn. Es ist Alles so bunt durcheinander gemengt: roth, blau, gelb, grün, und zwar in den hellsten, schreiendsten Tönen. Ein Spötter zischelt seiner Nachbarin den ersten Witz über den fremden Ankömmling in die Ohren, er nennt ihn „Baron Stieglitz", das Wort macht Glück und geht in der Runde des ausgedehnten Cercle von Ohr zu Ohr. Nun lacht man auch schon etwas hörbarer und die Blicke der sitzenden Colonie richten sich direct nach ihm. Dies kümmert ihn übrigens wenig oder gar nicht, er nimmt ein aufliegendes russisches Journal zur Hand und blättert in demselben. „Also ein Russe!" — „Doch ein russischer Graf!" — „Wie ich gleich gedacht!" — „Eine originelle aber vornehme Erscheinung!" So lauten nun die neuesten Bulletins über den großen Unbekannten, der die Tasse Eis nur zur Hälfte auslöffelt, ein Silberstück auf den Teller legt und sich gleichgiltig entfernt. „Haben Sie den russischen Grafen schon gesehen?" heißt es dann Abends in den Speisesälen. „Wo er nur bleiben mag? Warum erscheint er nicht zum Souper?" Der so ungeduldig Erwartete und nun schmerzlich Vermißte zog sich jedoch schon früh in seine Appartements zurück und ließ sich den Thee („mit sehr viel Rum!") auf seinem Zimmer servieren. „Vermuthlich erschöpft von der langen Reise! Vielleicht gar aus dem Ural? Oder aus dem Kaukasus? Wer weiß!" Doch Geduld für eine Nacht; der Meldzettel muß morgen Klarheit bringen und das Räthsel lösen. Aber dieser quälende Zweifel,

Digitized by Google

diese nagende Neugier liegt eben im Kriegsplan unseres Helden, der Vocativus kennt seine Leute, er wollte die gesammte Besatzung eine Nacht schlaflos zubringen lassen. Am nächsten Morgen ist er abgereist und man ist so klug wie zuvor, denn der von Allen beguckte Meldzettel enthält statt des deutlich zu schreibenden Namens ein unleserlich Gekritzel, auf welche Weise auch die Rubrik „Wohnort" ausgefüllt war, nur den „Stand und Charakter" konnte man entziffern, man las: „Privatier." — „Ist das Alles?" murrt man, bis man sich mit dem Gedanken beruhigt, daß es doch ein russischer Graf (oder Fürst) gewesen, der incognito zu reisen beliebt.

An anderen Orten erscheint er zu anderen Zwecken und mit anderen Absichten. Hier wollte er das Terrain sondieren und ein Blick, eine flüchtige Umschau genügte ihm, dem bewährten Strategen, daß für ihn hier — „nichts zu machen sei". Der Platz wimmelte von jungen Lieutenants und auch höheren Chargen mannhaftester Gattung; diese Armee von geschulten Seladon's konnte er, der Einzelne, in ihrer Siegeslaufbahn nicht mehr zurückdrängen, so räumte er — noch ohne geschlagen worden zu sein — zur rechten Zeit das Schlachtfeld, verschwand, wie er gekommen und erscheint ebenso plötzlich auf frischer Wahlstatt, wo seine Pläne früher reifen können und der Lorbeer ihm müheloser erreichbar wird.

Nun wechselt er aber auch die Gefechtsart. Machte es ihm dort Spaß, den „Mysteriösen" zu spielen und selbst nur während eines kurzen Aufenthaltes die Leute zu lehren, sich um ihn den Kopf zu zerbrechen, sich also mit ihm, seiner Person und seinem meteorähnlichen Auftreten und Verschwinden vielleicht eine Woche lang zu beschäftigen, so hindert ihn hier nichts, seine eigentlichen Reise-Tendenzen hervorzukehren und die Rolle des „Courmacher par excellence" zu übernehmen. In dieser Partie — seine Lieblingsleistung — weiß und fühlt er sich unwiderstehlich, kein Standgeborener vermöchte es, ihm den Sieg, und zwar auf der „ganzen Linie" streitig zu machen.

Durch diese Aenderung seiner Mission treten nun auch der geschlossene Salonrock, der kühngeschnittene Frack und die in Abundanz mitgebrachte „weiße Wäsche" endlich in Action. Wohl läßt er noch in den ersten Tagen die Welt auch seine übrige Garderobe bestaunen, jene fabelhaften, schier als unmöglich geltenden, groß und klein carrierten, meist fremdländischen Reise- und „Sommer-Anzüge" in bizarrsten Formen und Farben, aber schon die erste „Reunion", das erste „Kränzchen", das erste Concert versetzt all dies verrückte Zeug sammt den dunkelblauen und aschgrauen Hemden in Ruhestand und die obcitierten Toilettestücke werden sichtbar. Wer hat nun weißere Wäsche als er? Niemand auf Erden. Wer wechselt sie öfter? Kein Monarch, kein Rothschild, welch Letzterer nach der bekannten Muthmaßung jenes armen Hebräers sein Hemd unaufhörlich wechselt, weil er's thun kann. Ja, es ist ein bezaubernder Anblick, unseren Mann nun täglich wieder in seinem Berufe thätig zu sehen, wie er um die Promenadestunden, in weißester Wäsche, ein rothgebundenes Buch (meist ein philosophisches, für gewöhnliche Menschen unverständliches, mithin ungenießbares Werk) in der Hand, die Alleen auf- und abwandelnd und nach allen Seiten grüßend (denn er hat bereits eine Menge Bekanntschaften angeknüpft), sich schließlich für jene Sitzbank entscheidet, wo knappan zwei junge, trostlose Witwen, in tiefstes Schwarz gekleidet — seine Specialität — Platz genommen, um sich gegenseitig über den erlittenen Verlust — wenn möglich — zu trösten. Er grüßt seine beiden seufzenden Nachbarinnen artig, wirft, als vollendeter Gentleman die Cigarre weg und beginnt zu lesen. Ach, die

Digitized by Google

Ruhe fehlt ihm, ein ernstes Buch zu studieren, er legt es deshalb bei Seite und seufzt ebenfalls, da er just nichts Besseres zu thun hat. Das macht den Herrlichen noch interessanter, und als hierauf der einen Dame das battistene Taschentuch — rein zufällig — entfällt, das der galante Ritter rasch erhebt, um es der Eigenthümerin zierlichst zu überreichen, hat er schon gewonnenes Spiel, denn die Gelegenheit für den Anfang eines Gespräches, eines Ideen-Austausches, einer anregenden Conversation, einer amüsanten, gemüthlichen Plauderei ist nun gegeben und er beginnt zu erzählen, wobei die unglücklichen Witwen auf ihren Schmerz vollends zu vergessen scheinen, da sie über seine Schnurren und Einfälle herzlichst zu lachen verstehen.

Von was und über was er spricht? Mein Gott, von was anfonst, als von seinen Erlebnissen in den Bädern. Er ist in Tatra-Füred, wie in Ems, in Radegund wie in Ischl, in Gleichenberg wie in Wiesbaden, in Rohitsch wie in Spaa, in St. Moriz wie in Ostende und in zahllosen anderen feinen und feinsten Cur- und Badeörtern gleichsam wie zu Hause; er hat in Kissingen mit Bismarck gesprochen und in Levico mit der Herzogin von Dingsda — glaube Braganza — er kennt Taraxp wie seine Hosentasche und traf dort wiederholt Moltke, mit dem er intim verkehrte; er hatte in Krenth mit einem heißblütigen Spanier (einer französischen Sängerin wegen) einen Ehrenhandel auszufechten, wobei er seinen Gegner kampfunfähig machte, und hatte ähnliche Aventuren in Battaglia, Norderney und Lucca zu bestehen. Und sofort in's Unendliche. Und er erzählt seine theils spannenden, theils allerliebsten Geschichten und Geschichtchen — ich will sie durchaus nicht Märchen nennen — heute diesen und er erzählt sie morgen und übermorgen anderen und wieder anderen Hörern und Hörerinnen, bis man allseitig zur Ueberzeugung gelangt, es doch nur mit einem Schwätzer, einem gewöhnlichen „Badebummler" zu thun zu haben und ihn zu meiden, zu ignorieren anfängt. Dann reist er ab, um anderswo auf gleiche Art sein Glück zu erproben. Beneidet ihn Jemand um seine etwa doch dort und da erzielten Erfolge? Um Erfolge und Siege in Modebädern? Der Schreiber dieses am allerwenigsten.

Briefe von Adalbert Stifter.

Herr Amelang in Leipzig, der Verleger von Stifters Werken, hat uns ermächtigt, aus Stifters von Johannes Aprent gesammelten Privatschreiben eine Reihe der charakteristischesten Briefe des Dichters zu veröffentlichen. Ist doch jede Zeile dieses von edlem Humor getragenen abgeklärten Geistes würdig, noch heute gelesen zu werden und die Briefe nicht zum mindesten besitzen nebst dem literarhistorischen auch einen poetischen Wert. Adalbert Stifter schreibt an seine Freunde:

An Sigmund Freiherrn von Handel.

Wien, am 17. Juni 1836.

Ganz elend ist es ohnehin, daß ich so unerhört lange nicht antwortete, suche aber die Ursache in allen möglichen physischen, geistigen Verhältnissen, Lumpereien, Lastern, und in Allem, was Du willst, nur in keinem Mangel an Liebe zu Dir. So eigentlich ist die Sache. Jedem Fremden schreibe ich schnell und gleich und wenig, jeden Freund vernachlässige ich, denn mit dem will ich am Papier wohnen, essen,

Digitized by Google

schlafen spazieren gehen, — — kurz, recht zu Hause sein — ihn lieben und weit und breit kein Ende machen mit Plaudern. Aber allerwege ist immer keine Zeit. Man frißt sich erst nach einer halben Stunde so recht hinein und dann muß ich wieder heraus und krumme und gerade Linien docieren und anderes derlei Zeugs, deshalb ängstet's mich, wenn ich soll zum Papiere sitzen, und nicht unabsehliche Zeit vor mir habe, um so tief hineingerathen zu können, als ich immer will, sondern immer darauf aufsehen und passen muß, daß jetzt die Uhr schlägt und ich abschnappen muß mitten in den cordialsten Gefühlen. Daher, wenn ich oft eine Stunde oder mehr Zeit hätte, so ist's ja nicht der Mühe wert, anzufangen; denn der Herrliche in der Ferne verdiente ja halbe Tage ausgeschossen zu kriegen, und dann verpfeif' ich die Zeit und denke recht wacker an die, an die ich nicht schreibe. Seit ich aber diese Schreibfaulheitstheorie herans habe, seitdem kehre ich auch gegen die Praxis aus derselben vor, und lege ein Blatt auf den Tisch und schreibe, als wär' es nicht wahr, daß ich in einer halben Stunde fort muß, und plötzlich fahr' ich auf und davon — und im Wiedernachhausegehen fang' ich auf der Gasse schon an mentaliter weiter zu schreiben, und fahre dann im Zimmer freundlich fort. — Eben las ich Deinen Brief wieder durch und finde, daß ich doch gar zu schmählich gesündiget habe, jedoch Eins ist noch, was mich entschuldigt, nämlich, daß wir einem Aufsatze über die Kunstausstellung, der in der allgemeinen Zeitung stand, antworten wollten, und deshalb ich mit Fischbach zu wiederholten Malen die Ausstellung besuchte; da diese aber bis Ende Mai dauerte, so vergieng gar so viel Zeit, da ich nicht früher antworten wollte, bis ich nicht auch den Aufsatz mitsenden könnte. Es wurde aus Allem nichts, weil ich trotz meiner Bemühungen auf keinen Menschen stieß, der mir jene Nummern der allgemeinen Zeitung verschaffen konnte, worin jener mystische Aufsatz stand, der keine andere Kunst gelten ließ, als christliche katholische, nur das sei würdig, jedes andere Genremalerei — — Gauermann mit seiner Urtragödie, Fischbach's liebheiterer Ernst des Hochgebirges, . . . Anmerling's Unsäglichkeit — — das alles Genremaler: die Nägel könnten einem blau werden und die Haare ausfallen, und das verdammteste ist, daß der Laie, ja selbst der Künstler beirrt wird, und werden muß. Ich verdanke dem Fischbach viel, ja Alles in dieser Hinsicht. Er gieng mit mir jene so gelobten, altdeutschelnden Bilder durch und zeigte mir das Kunstwidrige daran mit wahrhaft philosophischer Schärfe.

Es ist doch verdammt, daß es jetzt 11 schlägt! Siehst Du??!!

18. Juni. Dieser Tage hatte ich viel Herumlaufens. weil es doch den Anschein hat, als wollte ich Assistent für Physik und Mathematik werden, ich glaub' es aber nicht eher, als bis ich es deutlich vor mir geschrieben sehe. Ueber die Kunstausstellung schreib' ich Dir in diesem Blatte nichts, weil ich Dir den Aufsatz selber schicken, und falls er nicht fertig wird, einen eigenen Brief dazu verwenden werde.

24. Juni. Mehrere Tage sind wieder hin, ohne daß ich Dir das Schreiben fortsetzen konnte. Daß Pepi hier war, wirst Du wissen, daß ich unsägliche Streite mit ihm hatte, vielleicht nicht; denn er verachtet jedes Wissen und Philosophieren, und philosophiert doch gerne; und stellte wieder Einseitigkeiten auf, daß man aus der Haut fahren wollte — es ist so jammerschade um ein solch' herrlich Gemüth, daß es in seinen Umgebungen verrohet und meint, ein sanfter Schmuck des Herzens sei keiner, weil er sanft ist und die Kraft benimmt, — und dennoch wieder ist er unglaublich zart, daß mich der Teufel holt, wenn ich nicht abwechselnd gegen ihn erglühe und ergrimme. Bei seinem letzten Hiersein war er aber so liebenswürdig, daß ich mir innerlich

Digitized by Google

Ziegel und Marmor zu einem recht tüchtigen Altar zusammentrug für ihn, für Dich, für Alle. Meine himmelschönen Ideale der Frauenliebe sind elend hin, das Herz, närrisch und warm, einst pochend in Ueberlust, und die Herrliche, Schwärmerische, Trunkene, Treue, Seraphreine, Künftige mit der namenlosesten, unsäglichsten Ueberschwenglichkeit lieben wollend, mußte lächerlich verpuffen zwischen Himmel und Erde, und Niemand war entzückt über seine schönen Raketen, Niemand wärmte sich an seinem stillern Fortbrennen, höchstens die eine oder andere Suppe wurde daran gekocht, und aller Satan. Selber alle Afterwüchse jener Wollustpoesie, zu deren Kelch ich griff, waren doch nur dumme Wülste an demselben Cactus, an dem die wunderbare Glutblume hätte blühen und leuchten können, das dürftige Herz vergriff sich nur am Tranke, und goß Feuer statt Kühlung hinunter. O theurer, lieber Sigmund, ich fühle oft eine Einsamkeit, daß ich weinen möchte wie ein Kind, wenn ich nicht nebstbei doch ein so närrischer Teufel wäre, der flucht, wenn er weich wird, und kläglich schlechte Witze macht, wenn er gerne seiner Rührung Herr werden möchte: — denk' an jenen letzten Abend unseres Beisammenseins. Wie hätte ich ein Weib geliebt und geschmückt mit den Schönheiten, die Gott so unerhört in seiner Welt aufhäufte, und die in der Kunst wiederspiegeln, und dann hätt' ich gejubelt und zu Gott gesagt, er solle mich nur gerade todtschlagen, weil ich doch des Glückes unwert bin, wenn ihr liebes, großes Herz aufgegangen wäre in seine Wunderblüten, lauter Schönes, Herrliches, köstlich Liebendes in seinem Kelche tragend, das doch ich selber hervorgelockt habe — es muß kostbar, himmlisch sein, so ein Tuch um das andere wegzuhüllen und nun zu erstaunen, welch' abgrundlich tiefe Schätze in dem unscheinbaren Dinge lagen, das nun seinerseits auch staunt, und dann so liebt und nichts als liebt. — — Aber dumm ist's, daß ich Dir da vorthränodiere — es kommt ja immer zu nichts solchem, da ich's höchstens zu einer oder der anderen Lächerlichkeit bringe und gar keine Aussicht habe, in Zukunft glücklicher zu werden, da dieser Schoppicismus*) mit den Jahren zunimmt. Aber Euch Alle lieb' ich, wie ein toller, redlicher Schoppe, in Euch find' ich den lieben Anklang, Ihr stoßt euch nicht an meinen Disteln — aber Eure Weiber werden's thun, und jeder wird heiraten, und ich kann's nicht hintertreiben, so gern' ich's thäte, und dann liebt Ihr die Frau und die Kinder und habt keine Zeit, daß wir einmal Abends recht wacker Gefühle hätten — und ein alter Esel wird man auch.

An Sigmund Freiherrn von Handel.

Wien, am 20. September 1837.

Recht hast Du, wenn Du Dir allerlei Unvortheilhaftes denkst — aber Du hast doch wieder nicht Recht, weil es doch nicht wahr ist. Der unglückselige Vergolder ist an Allem Schuld. Als ich Dir schrieb, versprach er schon, daß längstens in 14 Tagen der Rahmen fertig sei. Zum Unglück bekam er eine unermeßliche Kirchenarbeit für die evangelische Kirche und ließ deshalb alle Currentien liegen — jedoch mir verhieß er von 14 zu 14 Tagen den Rahmen, weil er fürchtete, daß ich ihn sonst wo anders machen ließe. Dies hatte mehreren Zorn zur Folge, und noch etwas Anderes. Dammarafirniß läßt sich leicht mit den Fingern durch Reiben wegnehmen, deshalb kann man ja leicht eine Luft, die zu licht gehalten ist und überhaupt dies und jenes hat, was einem nicht gefällt, von dem Firniß befreien und sie selber mit Terpentin und Bimsstein wegreiben. Scher und Roche kamen just dazu, als ich's that. Freilich viel schöner war

*) Schoppe, die bekannte Jean Paul'sche Figur.

Digitized by Google

die neue Luft, die ſtatt Kobalt mit Ultramarin gemacht wurde — aber die elenden Felſen, die nun wie Koth in die reine, klare Luft ſtanden! es konnte unmöglich ſo bleiben, — darauf zu malen macht nur Alles dick und patzig, alſo mußten auch die Felſen ausgerieben und an ihre Stelle neue gemacht werden. Nun der See, die Wälder — — Alles zu matt!! — — Kurz, ich kam in die lächerliche Nothwendigkeit, das fertige Bild von oben bis unten von Zoll zu Zoll auszureiben, und ein neues, nämliches, beſſeres darauf zu malen. — Beſſer iſt es viel, aber nicht fertig, da der alte See fort iſt und der neue noch nicht da. Es iſt ein eigenes Unglück, ich kann kein meiniges Bild lange in den Händen haben, ohne etwas auszubeſſern, und zwar ſo lange auszubeſſern, bis ich das Bild wegwerfe. Gebe nur Gott, daß, wenn ich von den Ferien, die ich in Hadersdorf verlebe, zurückkomme, der Rahmen auch fertig und da iſt. Was nützt es, wenn es Scher gut findet, wenn mir immer wieder neue Colorite einfallen, die ſo ſchön im Kopfe ſind und wie oft ſo elend auf der Leinwand im Conflict mit andern. Sei froh, Lieber, daß Dir der Teufel kein ſolches Ei in die Wirtſchaft legte, das man dann nicht ausbrüten kann, oder ſtatt luſtiger Vögel kriechen Fröſche aus. Aber brütet denn nicht unſere ganze Coterie? Welche nette Igel brachte nicht ſchon Pepi aus? Brenner? Du? Alle?? Thaten, Adler — ja — aber ſind's Windeier, oder ganz anderer Gattung, oder fehlt die rechte Brütigkeit, oder die Ausdauer, oder aller Teufel? — — Dieſer Tage habe ich wieder mehrere gute Vorſätze angefertigt, die gerathen mir allemal ſehr gut. — — Lebzeltern habe ich ſchon lange nicht geſchrieben, da ich eine Reiſe ins Pinzgau vor hatte, aber um das beſtimmte Reiſegeld betrogen wurde, und dann um Ferienurlaub bat, um wenigſtens die Waldpartien des Wienerwaldes aufzunehmen, zu zeichnen, zu malen, zu ſtudieren. Ad vocem ſtudieren muß ich Dir melden, daß ich ſehr fleißig — — Forſtbotanik ſtudiere, weil man ſich ſehr um mich annimmt, daß ich die Kanzel in Maria-Brunn bekomme. Sie enthält Phyſik und Chemie und Forſtbotanik als Soll und 1500 fl. als Haben. Wenn's gelingt, ſo jauchze ich!! Einen Concurs will ich machen, dem nichts mangeln ſoll — wenn nur nicht wieder der alte Satan eine größere Protection daherführt, die ſich auf wen andern als mich bezieht, oder ſonſt ein Malheur, z. B. daß ich gerade am Concurstage an der Cholera ſterbe, oder eben geſunde — oder daß der Himmel einfällt oder der jüngſte Tag iſt — ich bin auf die ſonderbarſten Unfälle gefaßt, und paſſe darauf, daß mir das Fatum etwas tückiſch iſt, und ſich mit Hinderniſſen rüſtet. — Oben ſagt' ich „ſtudieren", nämlich Landſchaften — — ja — ſagt' ich Dir nicht, das Fatum laure? Der Himmel iſt ſtets wolkig, und noch dazu ſo langweilig grauſchuppig, daß kein handgroßes Fleckchen desſelben maleriſch iſt. Die Zeichnung kann ich ohnehin, und Colorit iſt heuer gar keines. Ueber die grauen Schindeldächer, die im Glaſe meiner Fenſter ſtehen, ſteigt ein Stückchen grauer Wald, dann fängt der graue Himmel an, und längs der Dächer wallt zeitweiſe im kalten Winde dünne ein grauer Rauchſtoß, eine Trauerweide, die grau iſt, regt ihre Zweige zum öftern, als klaubte ſie dieſelben im Traume durcheinander.

Nun lebe wohl — daß ich ein Narr bin, weißt Du ohnehin, daß ich ein Narr voll unfaßlicher Liebe zu Dir und den Andern des geweſenen Rundkreiſes bin, wirſt Du ja doch endlich auch wiſſen — — daß ich ferner ein Narr bin, der ſich nur ein einzig Mal recht überſchwenglich mit univerſumsgroßem Herzen werfen möchte an ein eben ſolches unermeßliches Weiberherz, das fähig wäre, einen geiſtigen Abgrund aufzuthun, in den man ſich mit Luſt und Grauſen ſtürze

Digitized by Google

— und eine Trillion Engel singen hörte — Jesus Maria! ich könnte mich mit ihr Arm in Arm in den Niagarafall stürzen — — — aber sie sind Gänse, die derlei für Phantasterei ausgeben — und bei Ypsilanti nette Schmiseln kaufen.

Lieber, fürchte nicht, daß ich überschnappe, und denke Dir mich recht heiter und gutmüthig — aber das Herz thut mir doch immer leise weh.

Schreibe mir bald, das Bild bekommst Du gewiß und gewiß kein häßliches.

An den Grafen Johann Mailáth.

Wien, 6. März 1841.

Ich gebe mir die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß ich zwölf Ducaten von Ihnen als Ausgleichung des Honorars für die „Feldblumen" erhielt. Was Ihren Wunsch der Uebersendung des Wildschützen anlangt, sehe ich mich in der schmerzlichen Nothwendigkeit, Sie um einen kleinen Aufschub angehen zu müssen. Das Manuscript lag am 15. Jänner bereit, wo ich Sie erwartete, und da ich es immer in Händen hatte, fieng ich daran zu feilen und zu wirtschaften an, so daß zuletzt die Sache in eine völlige Umarbeitung ausartete, und in dieser stecke ich nun mitten drinnen, so daß weder der neue Theil, noch der alte übersendet werden kann. Nach meiner Zeiteintheilung werde ich bis halben April fertig, jedoch mit gutem Gewissen und auf Ehrenwort getraue ich mir nur zu versprechen, daß es am 1. Mai 1841 auf die Post wird gegeben werden. Von der Censur wird nichts zu fürchten sein, denn es ist kein anstößig Wörtlein darinnen — und die Zeit, die mir noch gegönnt ist, kommt dem Werke zu Guten; denn ich will die unverdient günstige Beurtheilung der „Feldblumen" in hiesigen Blättern erst zu rechtfertigen suchen, da ich die Fehler der Unruhe und theilweisen Haltlosigkeit, die darin waren, recht gut einsehe, obwohl mir's Niemand sagte, und sie im nächsten vermeiden will. Es dünkt mich, der Hochwald (so will ich es statt Wildschütz heißen) gehe im milden Redeflusse fort, ein einfach schön Ergießen, ohne dem koketten Herumspringen, das mich in den Feldblumen ärgert. Ich bin so kindisch, daß mich der Hochwald stellenweise selber rührt und freut. Wäre die Kraft, wie die Liebe, so könnten aus meiner Feder nur Meisterwerke kommen — aber . . . . . ut desint vires . . . . . .

Sie werden mit einem Menschen nicht ins Gericht gehen, der ein gutes Herz in die Welt hineinschwärmt, ohne ein Goethe zu sein, der sein Gold rein, schön, unbegreiflich im breiten Zauberflusse strömen lassen könnte, keine falsche Ader und kein Stäubchen drinnen, so den Glanz stört.

Antworten Sie mir, daß Sie mit dem 1. Mai zufrieden sind, damit ich auch zufriedener arbeiten kann. Ich schließe mit Dank für das Uebersendete.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 9. Jänner 1845.

Ich sage Ihnen viel Dank für Ihre Güte und Ihr herzliches Schreiben, besonders freute es mich, daß Sie sich an meine Frau erinnern, und sie mit einem so schönen Neujahrsgeschenk erfreuten, wofür sie sich recht herzlich bedanken läßt.

Hinsichtlich der Studien kann ich Ihnen sagen, daß die Aufnahme, die sie finden, so weit über meine Erwartung geht, daß ich oft wie im Traume bin. Sie erinnern sich des enthusiastischen Briefes, den wir zusammen lasen, — nun sagen mir ältere, ruhige und verständige Männer fast dasselbe. Auf die entgegengesetzesten Parteien machen sie denselben Eindruck, ich kann mir es nur dadurch erklären, daß die tiefe, sittlich schöne Absicht der Bücher auf die widrige, unmoralische Richtung der Tagesliteratur hinauf die so erfreuliche Wirkung thut; denn in

Digitized by Google

künstlerischer Hinsicht kenne ich selber die Fehler sehr gut, an denen die Arbeit leidet, und hoffe, daß es mir mit energischem Streben gelingen wird, sie in Zukunft zu vermeiden. Sie werden wohl in Ihrem Lesevereiu die Grenzboten und den Telegraph (ersteres von Kuranda, letzteres von Gutzkow) aufliegen, und vielleicht die Recensionen schon gelesen haben. Die Grenzboten widmen meinem Namen einen eigenen Artikel, und es stehen Dinge darinnen, die ich selber keineswegs unterschreiben kann. Das junge Deutschland habe ich am meisten gefürchtet, indem ich mit einer Schattierung desselben, die Tagesfragen und Tagesempfindungen in die schöne Literatur zu mischen, ganz und gar nicht einverstanden bin, sondern im Gegentheile meine, daß das Schöne gar keinen andern Zweck habe, als schön zu sein, und daß man Politik nicht in Versen und Declamationen macht, sondern durch wissenschaftliche Staatsbildung, die man sich vorher aneignet, und durch zeitbewußte Thaten, die man nachher setzt, seien sie in Schrift, Wort oder Werk. Solche Thaten dann, die aus der Wärme des Herzens und aus der Competenz des Kopfes hervorgehen, werden jederzeit ein Gutes stiften, wenn sie auch ohne sichtbare, unmittelbare Folge bleiben. Ich nenne Friedrich List. Ist er durch nationalökonomische Gedichte eine Autorität geworden? oder weil er fest in der Sache drinnen steht, und sie mit Gründen packt? Ferner: ist er die Autorität geworden (den Engländern gegenüber fast die sechste Großmacht), weil Alles befolgt wurde, was er sagte? Nein. Wie manches ist fruchtbringend geworden, bloß, weil er es sagte. Es hat in anderer Art, wenn auch nicht befolgt, weiter gewirkt und ein Gutes gefördert. Auf die Qualität des Gesagten kommt es hiebei freilich an, und diese Qualität wird durch lediglich Enthusiasmus nicht hervorgebracht, sondern durch sehr viele Arbeit, die sich mit dem Enthusiasmus verbinden muß. Aber ich sehe gar nicht ein, wie ich da in einem freundschaftlichen Briefe ins Politisieren komme, und den Fehler begehe, den ich rüge. Also zu Anderm.

Dr. Rizy, ein sehr guter Freund von mir, und vielleicht der beste Kritiker Wiens, hat nun die Angst bekommen, daß ich sofort von dem Beifalle verblendet sein, und auf derselben Stufe stehen bleiben werde. Allein auf mich macht die Sache gerade die entgegengesetzte Wirkung, ich habe das Gefühl, jetzt erst recht zu streben, damit ich des Beifalls, der mir jetzt unverdient entgegen kommt, würdig werde, und einst auch den der Besten erringe, und vielleicht auch den meinigen. Ich bin im Arbeiten viel sorgsamer, ängstlicher und genauer, als früher, damit die Sache nur annähernd den Glanz und die Feile bekomme, wie es ihr Noth thut und wie ich es wünschte. Wenn daher manches später zu Ihnen und auf die Welt kommt, so zürnen Sie nicht; denn es ist von meiner Seite nicht Nachlässigkeit, sondern gerade Aufmerksamkeit und Liebe zum Werke, es bringt auch nie Schaden, sondern Nutzen; indem die Verbesserung sogleich ihre Procente unter dem Arme mitbringen, und noch Anweisungen auf Erfolg liegen haben. Wie wenig ich mein eigenes Urtheil durch die Freundlichkeit des Publikums beirren lasse, geht schon aus der Thatsache hervor, daß, wie lockend auch die Tantième ist, und wie sehr auch schon Freunde in mich gedrungen sind, ich doch noch kein Drama verfaßt habe, weil die Zeit noch nicht da ist, und weil ich die jetzigen Stücke nicht für groß halte und gerne ein besseres machen möchte, das vielleicht einmal, vielleicht auch nicht gelingt. Der erste Bogen der Mappe wird wohl schon ausgedruckt sein, und ich muß also mit Schmerzen die Verbesserungen, die ich schon wieder als nöthig einsehe, auf die zweite Auflage lassen, wenn der Himmel dem Buche eine schenkt. Ich arbeite mit

Digitized by Google

vielen Freuden, und arbeite auch viel, wenn auch nicht immer vieles hervorgeht; denn es handelt sich nicht darum, wie vieles, sondern wie viel die Sache ist. Und ich bleibe leider immer hinter dem von mir selbst Erstrebten zurück. Weil der „Obrist“ nicht abgegangen ist, so bekam er auch noch Aenderungen, für die ich Gott danke, daß sie noch angebracht werden konnten. Künftige Woche bringt ihn Koch. Für die Iris bin ich sehr fleißig, und in der Hälfte dieses Monats erhalten Sie schon Resultate. Das neue Talent heißt Friedrich Simoni. Wir haben sogar Pläne mit Ihnen, d. h. ich möchte, wenn das Werk so wird, wie ich hoffe, es Niemandem lieber gönnen, als Ihnen, es ist ein Salzkammergut-Album mit Zeichnungen (es waren noch weitaus keine solchen da) und Text. Wenn Sie herauf kommen, werde ich Sie zu ihm führen, und es können die Präliminarien festgesetzt werden. Er hält viele Stücke auf mich, und wird Rath annehmen, so daß die Sache vielleicht ganz trefflich werden kann. Die Zeichnungen sind ganz treu, und sehr charakteristisch, alles Stahlstichwesen weit überbietend, — im Texte, den er auch selbst macht, ist er oft so ähnlich mit mir, daß ich meinte, er müsse mir den Gedanken gestohlen haben, und er hat doch damals keine Zeile von mir gelesen gehabt. — Mit größter Liebe und Hochachtung wünsche ich Ihnen alles Gute, bitte an Otto Wigand für seinen Gruß den herzlichsten Gegengruß zu melden, freue mich sehr auf seine Bekanntschaft, und zeichne mich Ihren aufrichtigen Freund.

An seinen Bruder Anton.

Wien, am 17. November 1846.

Deinen Brief mit den Messern habe ich erhalten. Ich werde das Geld etwas später bei Heimann erlegen, ja sogar ich muß Dich bitten, mir 30 fl. vorzustrecken, wenn es sein kann. Ich habe eine ungeschickte Rechnung gemacht. Die zwei Bände sind fertig, Heckenast stellte mir die Zeit der Einnahme des Honorars frei, und ich ließ mir eine Anweisung auf ersten Jänner geben, weil ich früher nichts brauchte. Aber ich vergaß, daß dringende Winterbedürfnisse kommen, die mehr in Anspruch nahmen, als ich meinte. Ich muß nämlich für Bruder Jakob einen Winterrock machen lassen; denn ich kann ihn nicht so erfroren sehen, da plötzlich eine große Kälte eingetreten ist. Er ist so brav und macht mir so viele Freude, daß ich es Dir gar nicht beschreiben kann. Er ist ungemein begabt, und ich hoffe, daß wir an ihm in unserem Alter einen großen Ruhm erleben werden. Unter 560 Schülern haben bei der ersten schriftlichen Prüfung nur fünfzehn Eminenz bekommen, und er ist dabei. Seine Manieren sind auch so bescheiden und gutmüthig, daß wir ihn beide lieben. Unsere Rechnung gleiche ich zum neuen Jahre aus. Meine Vorlesungen werden nicht auf der Universität sein, weil der Platz vielleicht zu klein würde, so viele haben sich schon vorgemerkt; sondern wir werden den landständischen Saal wählen. Ich werde das Nähere dieser Tage erfahren, weil ich wegen Halsweh schon einige Tage nicht ausgehe. Das Holz wurde in Wien so theuer, daß ich mit einem Vorrathe von 60 fl. C. M. nicht bis Februar reiche, namentlich, da der Winter so schnell und so stark herein bricht. Wir haben immer gefroren, daß es klingt. Brot ꝛc. ist sehr theuer, daß wir vielleicht vor Unruhen nicht sicher sind, wenn ein strenger Winter auch noch erscheint, wie es sich zeigen will. Der Jakob wohnt in der Vorstadt Wieden, und speist auch dort, außer Samstag und Sonntag, wo er frei ist und zu uns kommt. Es ist mir jetzt nicht möglich, aber zum neuen Jahre kaufe ich ihm ein vorzügliches Reißzeug (ein nothwendiges Instrument für ihn), denn auch im Zeichnen ist er vortrefflich. Er hat als Aufgabe die Kettenbrücke

Digitized by Google

über die Wien bekommen, und hat sie mit seinen stumpfen, elenden Zirkeln, die er von Krumau brachte, so gut gemacht, daß mir der Assistent sagte, wenn er nicht selber gesehen hätte, daß er die Zeichnung gemacht hat, er hätte geglaubt, es hätte sie ihm ein Schüler der höheren Classen gemacht. Ich zeige es ihm nicht, daß ich ihn so liebe, ich halte ihn auch strenge, aber ich glaube, daß ich jetzt einen Sohn statt einen Bruder habe, und, wie es scheint, beginnt er mich auch wie einen Vater zu lieben. Neulich wurde ihm ein Buch gestohlen, das 4 fl. C. M. gekostet hat, er kam ganz bleich, und sagte es mir, ich gab ihm einen ruhigen, ernsten Verweis, aber innerlich erbarmte er mir, denn das Buch wurde ihm nur gestohlen, weil er so gut ist und nicht ahnte, daß es auch Diebe gebe. Er sagte, er habe ja seine Kappe darauf gelegt, zum Zeichen, daß das Buch nicht für ein anderes angeschaut werde. Ich antwortete ihm, daß der Dieb noch redlich gewesen sei, denn sonst hätte er auch die Kappe genommen. Ich kaufte ihm hierauf das Buch wieder neu.

Zürne nicht, daß ich Dich um das Geld bitte, ich habe gestern meine Rechnung sehr genau gemacht, und gesehen, daß, wenn ich das thun will, was ich vor habe (Holz will ich ihm auch im Vorrathe kaufen), ich nicht genug habe, bis der erste Jänner kommt. Ich hätte hier genug Leute, die mir etwas geben, ich könnte mir auf meinen Wechsel eine à conto Zahlung leisten lassen, aber ich will es nicht; denn mein Credit ist hier sehr groß, und ich will niemandem zeigen, daß ich etwas brauche. Insbesondere müssen meine öffentlichen Vorlesungen, wofür ich mir von der Person 10 fl. C. M. zahlen lasse, nicht als Speculation angesehen werden. Sondern jeder, der zu mir kommt, muß sehen, der Mann steht nicht darauf an.

Was die L. betrifft, so hoffe ich, daß Du keine Schuld hast, dann ist Alles gut. Ich muß Dir das Geständnis thun, daß ich in Linz oft schweren heimlichen Kummer um Dich hatte. Meine Liebe zu Dir ist größer und uneigennütziger, als Du glauben kannst. Du bist so edel und gutherzig, daß Dir Falschheit und Betrug ein fremdes, unglaubliches Ding sind. Du verdienst ein reines, treues Herz, das Dir aus freien Stücken wegen Deiner innerlichen Güte ergeben ist, dem Dein Wohl und Dein Glück das höchste Gesetz und die höchste Freude ist. So ein Herz findest Du an Deinem Bruder — gib es nicht für Afterschein hin! gib es nicht hin! Du wirst auch ein weibliches Herz finden, das Dich erkennt, und dann wirst Du sehen, welch' ein Abstand das ist. Sie wird Fehler haben, wie Alle, und wie auch wir Männer, aber rechtschaffen muß sie sein, häuslich und ohne Falschheit gegen Dich, Dein Glück, Dein inneres Wohl muß ihr Alles sein. Ich werde sie dann lieben, wie eine Schwester, und mit Freuden auf jenen Augenblick warten, wo ich Euch allemal wieder sehen kann.

An seinen Bruder Anton.

Wien, 13. Februar 1847.

Ich habe Deinen lieben, freundlichen Brief erhalten, und muß Dir sagen, daß mich sein Inhalt sehr erfreut und erquickt hat. Erstens ist es der edle, gute Ton, der darin herrscht und der mich so freute, und zweitens ist es die Beruhigung, daß ich Dich nicht mehr mit Deinem Glauben an einem Wesen verstrickt sehe, das keinen Glauben verdient. Wie es Dich schmerzen muß, begreife ich sehr wohl und kann Dir keinen Trost sagen, als die Zeit. Sich getäuscht haben, ist sehr oft und gerade meistens der bessern Menschen Los. Du sagst, daß Du nicht heiraten wirst. Das weißt Du jetzt noch nicht. Sollte aber einmal der Fall sein, daß Du daran denkst, so sehe, ob ein Mädchen stille, einfach, sich

Digitized by Google

selbst treu, d. h. nicht in Dich eingehend, sondern ihre Art und Wesenheit stets fort behauptend, wenn sie Dich sogar auch tadeln sollte, ob sie reinlich und wirtschaftlich ist. Wer die größte Reinheit und Einfachheit in seinem Körper hat, hat sie meist auch in der Seele, und wer seine Habe rechtlich zusammenhält, hält auch seine Sitten zusammen, und wer sich selber endlich immer treu ist, der hat entweder Grundsätze, oder angebornen Charakter, und in beiden Fällen rechnet man sicher auf ihn, während der, der stets in Dich eingeht und Dir zu Sinne ist, es eben so gut einem Andern thun kann, daher Du nie weißt, wie er morgen oder übermorgen sein wird. Hat sie übrigens Fehler des Weibes, so schone sie; denn wir haben Alle Fehler, und die Eigenheit des Mannes, mit der er will, daß die Wesenheit des Weibes in ihm aufgehe, ist wahrlich nicht der kleinste darunter. Lassen wir aber jetzt diese Sache, und verbannen wir ein Wesen aus unserer künftigen Correspondenz, das mit dem Inbegriffe seiner Eigenschaften unglücklich genug ist, und das ich von ganzem Herzen bemitleide, weil sie noch unglücklicher werden wird, und einen großen Theil der Schuld nicht in sich allein hat, sondern in den Umständen, unter denen sie aufgewachsen ist und sich verbildet hat.

Daß Du so lange krank warst, wußte ich eigentlich nicht, und bedaure Dich herzlich. Halte Dich ja recht gut, und lasse vorzüglich das Nachtausgehen. Gewöhne Dich Abends ein Buch zum Unterricht oder zur Erheiterung zu nehmen, und Du wirst sehen, wie hoch diese Unterhaltung über jeder andern steht.

(Schluß folgt.)

Unser dreijähriges Gretchen.

Kleine Beiträge zum Studium des Kindes von **P. K. Rosegger.**

Klingendes Spiel! Es ist eine frohe Rückkehr ins Leben, wenn Dich des frühen Morgens klingendes Spiel aus dem Schlafe weckt. Zu den Fenstern funkelt tausendfach des jungen Tages Herrlichkeit herein. Hat Dir noch Niemand gesagt, daß auch die Thautropfen ihr Feuer haben, so gut wie die Diamanten? die hellen Blätter der Bäume, die schwellenden Knospen der Sträucher, die Spitzen der Grashalme — Alles lodert in den Funken des Thaues. Aus den frischgefurchten Aeckern dunstet in raschen Nebelchen der Erdhauch auf und zwischen Gärten in Wiesen hin ziehen die Menschen mit klingendem Spiele.

Der Morgen des ersten Mai!

Mich lockten sie aber nicht hinaus. Ich wußte unweit meines Zimmers ein Kämmerlein, das wollte mir baß noch lieber sein, als der Morgen im Freien. Das Kämmerlein war ganz dunkel, nur auf dem Fußboden und auf dem Schrank und auf dem Sessel lagen blendend glühende Späne und Spangen herum, und das waren die Sonnenstrahlen, die durch die Spalten der Fensterläden mit lieblicher Gewalt hereindrangen.

Ein helles Lachen. Kein Glöcklein klingt so hell, wie dieses Lachen klang, ich wußte wohl, woher es kam, aber ich sah noch nichts. Doch rasch heimt

Digitized by Google

sich das Auge in dunkle Räume ein, und nun sah ich schon das Kissenbettchen und wer darauf saß. Mein Gretchen saß darauf im weißen Hemdlein und mit vor Freude leuchtenden Augen und Wangen. Als ein Sonnenblitz nun auch das güldene Lockenhäuptlein traf, zuckte ein leichter Wiederschein hin an den Wänden. Den nackten Arm hatte es gegen die Brust gebogen und mit dem Fingerchen zeigte es, was dort war. Ein Maikäfer, der weiß Gott auf welch abenteuerlichen Wegen ins Kämmerlein gedrungen war, hatte sich an das Hemd geklammert und krabbelte nun an demselben empor über die kleine Brust. Darum das jubelnde Lachen und Aeuglеinleuchten, gegen welches aller Musikklang und Sonnenglanz im Freien ein Schattenspiel war.

Maikäfer, Du bist verfolgt, weil Du den Pflanzen gefährlich wirst. Hier magst Du passieren, diesem jungen frischen Menschenpflänzlein wirst Du nichts anhaben. Jetzt hält er Rast und horcht. Er hört etwas hämmern da drinnen hinter dem Hemde. Horchen magst, Maikäfer, aber verstehen wirst Du das nicht. Es gibt andere Käfer auf dieser Welt, und die werden sich einmal besser verstehen auf das Pochen des Herzens. In Angst und Zagen wird es hämmern, da der Jüngling das erstemal sein lockiges Haupt legt an diesen Busen, vor Bangen wird es stocken, vor Freude wird es hüpfen — aber ich zittere vor jenen Maikäfern, die Menschenblumen zernagen ... Gott schütze Dich, mein süßes Kind!

Heute ist mein Gretchen mitten in der seligsten Kindeszeit. Drei Jahre alt zu sein! Da sind die Sinne schon wach, unentweiht und harmlos beginnen sie ihre zarten Fühler auszuweiten ins reiche Leben, während die Phantasie mit holdem Spiele noch die Wirklichkeit beherrscht. Drei Jahre alt zu sein! Es steht in den heiligen Schriften nirgends zu lesen, in welchem Alter der Mensch im ewigen Leben fort existieren soll. Ich glaube, ein dreijähriges Kind dürfte zum Genusse der reinen himmlischen Freuden am geeignetsten sein. Wenn schon ein krabbelnder Maikäfer das Herzlein so selig schlagen macht, wie müßten erst die Wonnen des Himmels ....!

Drei Jahre. Das ist jenes Alter, wo man das Kind noch anbeten darf, ohne einen Götzendienst zu begehen, in welchem seine kleinen Vorzüge noch wie Engelseigenschaften leuchten, in welchem selbst die aufkeimenden Fehler noch drollig und herzig sind. Wenige Jahre später ließe ich es mir nicht mehr gefallen, was mein Gretchen heute treibt. Daß ich sie nur verklagen will, die liebe kleine Missethäterin: Da hat sie eine Schieblade, die sie selbst zu öffnen und zu schließen vermag, und in diesen Raum schleppt sie Alles zusammen, wessen sie habhaft werden kann, nicht bloß ihr erklärtes Eigenthum, als Puppen, Bilderbücher, Wurfbällen, Bausteine u. s. w., sondern auch anderes Geräthe, alle Lappen, Scheeren, Bücher, Eßzeug und zum Entsetzen der übrigen Geschwister auch fremde Spielsachen. Dann stellt sie sich, die Hände am Rücken, stramm vor die Lade und sagt: „Das gehört meiu!" Es ist zu possierlich. Der junge Geiz geht so weit, daß sie sich mit dem, was einmal in der Lade liegt, gar nicht mehr beschäftigen will, sondern — nachdem sie die Schätze in sichere Verwahrung gebracht, — mit anderen Sachen der Geschwister sich zu unterhalten sucht. Selbst bei Tische trachtete sie möglichst viele Bissen in ihre Botmäßigkeit zu bringen; obwohl sie das Wenigste verzehrte, machte es ihr Lust, die Arme voll von Brotstücken, Aepfeln und Löffeln zu haben und kam es allemal zu einem Kriege, wenn die Anderen ihre Theile kühnlich zurückverlangten. Das hatte mit einemmal ein Ende.

Eines Tages, als der kleine Eigennutz wieder einmal Alles an sich nahm, sagte ich: „Ist schon gut so, Gretherl! Nimm nur! Dein Brüderl

Digitized by Google

soll hungrig in die Schule gehen. Alle seine Kameraden werden sich satt gegessen haben, er wird im Winkel stehen und still weinen. Der Lehrer wird ihn fragen, warum er weine? Aber er wird schweigen und sein Schwesterchen nicht verklagen. Er wird lernen und er wird betrübt nach Hause gehen und er wird hungerig einschlafen und er wird sterben .... Des war das Gretchen sehr verblüfft, es blickte uns der Reihe nach an mit großen Augen. Plötzlich ließ es die Sachen los, schob sie rasch den Geschwistern zu, dem Brüderchen nicht das Wenigste, stürzte hierauf an meine Brust und brach in ein heftiges Schluchzen aus. Seitdem sucht sie sich bei Tische nichts mehr anzueignen sondern legt wo möglich Alles dem Brüderchen hin: „Daß Du nicht hungerig in die Schule gehen mußt! Daß Du nicht weinen und daß Du nicht sterben mußt!"

Herzig war die Selbstzucht, bei der ich sie eines Tages beobachtete. Das Brüderlein hatte einen Fangballen, und einmal, während der Kleine in der Schule war, nahm sie den Ballen, lief anfangs damit an ihre Lade, dann aber besann sie sich und kehrte um. Hierauf baute sie zwei Stühle übereinander, kletterte an denselben hinan bis über den Rand des Kleiderkastens, legte den Ballen auf den Kasten, stieg vorsichtig zu Boden und stellte die Stühle wieder auseinander.

Was sie jetzt gemacht habe, fragte ich sie strenge, denn ich vermuthete eine Bosheit.

„Dem Hans seinen Ballen habe ich aufgehoben," antwortete sie, „ganz hinauf auf den Kasten, damit die schlimme Grethe nicht dazu kann. Die thäte den Ballen sonst wieder in ihre Lade thun und der arme Hans thäte weinen."

Das dreijährige Gretchen dünkt sich so klug, wie ein fünfzigjahriger Professor. Auch hält es sich schon für sehr groß und zum Beweis dafür spitzt es manchmal den Mund und pfeift Eins. Ferner meint sie, daß sie schon unerhört lange auf der Welt sei, oder wann wüßte sie eine Zeit, in der sie nicht war? Wie lange bei Kindern ein Jahr ist! Ein ewiger Sommer und ein ewiger Winter! Und das schon dreimal so. Natürlich auch, ein Kind entwickelt, ändert, arbeitet in sich in einem Jahre wesentlich mehr, als ein Erwachsener in zehn. Je thatloser und langweiliger Einer seine Zeit verbringt, desto kürzer scheint sie, wenn sie vorüber, ihm gewesen zu sein. Ebenfalls natürlich, denn sie ist inhaltslos und läßt sich zusammendrücken, wie ein leerer Sack. Das Kind aber, das trotz der scheinbaren Einfachheit seiner Epoche in kurzer Zeit so viel zu wachsen, in sich aufzunehmen und stets Neues auf sich wirken zu lassen hat, gewinnt innerhalb Jahresfrist unendlich viele Eindrücke, und in diesen Eindrücken bleibt ihm die Vorstellung von der großen Länge der Zeit.

Gretchen hat eine Mutter, die selbst noch jung ist. Da war es eines Tages, daß wir beide auf einem Spaziergang an unserer uralten Pfarrkirche vorüberkamen. Es hatte dort eben eine Taufe stattgefunden, und so bemerkte die Mutter zum Gretchen, daß auch sie, wie sie auf die Welt gekommen sei, in dieser Kirche die Taufe empfangen habe.

„Oh!" rief das Gretchen, „Mutter, ist diese Kirche denn schon so alt?"

Die Sache beschäftigte sie aber noch des Weitern. „Mutter," fragte sie plötzlich, „warum bist Du auf die Welt gekommen?"

„Kind!" rief ich lachend, „diese Frage, warum der Mensch geboren, haben vor Dir schon Einfältigere gestellt, als Du bist, und diese Frage werden in Zukunft Klügere als wir sind, nicht beantworten."

Im Kinde spielen harmlos die großartigsten Reflexe des menschlichen Geistes und Gemüthes. Um so drolliger wirkt das Triviale, das unmittelbar daneben steht.

Digitized by Google

Wir kehrten auf jenem Spaziergange im Dorfwirtshause zu einem kleinen Nachmittagsbrot ein. Das Gretchen war entzückt darüber, daß ganz fremde Leute hier uns Alles brachten, was wir verlangten und noch dazu den Tisch mit einem schönen rothen Tuch bedeckt hatten. Ihres Gefühles nicht mehr mächtig, sprang sie der Kellnerin an den Hals, umarmte und küßte sie und flüsterte Ihr ins Ohr: „Ich habe Dich sehr, sehr lieb!"

Als ich hernach die Zeche begleichend das Geld hinzählte, fragte Gretchen: „Vater, was machest Du da?"

„Bezahlen, mein Kind, den Kaffee bezahlen, den wir getrunken haben."

„Warum muß man das?" fragte die Kleine schneidig.

„Weil man Alles, was man im Wirtshause verzehrt, bezahlen muß."

Jetzt war Sie ein Weilchen still, als sinne sie über etwas nach, dann murmelte sie vor sich hin: „Das ist ein Unsinn."

Bei Kindern ist mir die Einfalt weitaus lieber, als die gewisse Alklugheit, über welche die lieben Eltern stets sosehr entzückt zu sein pflegen, aus welcher sich aber später die Naseweisheit entwickelt. Ich höre es nicht sehr gern, wenn mein Gretchen Ausdrücke und Redefiguren gebraucht, die es von Erwachsenen aufgeschnappt hat und deren Sinn es ja noch nicht verstehen kann. So sagt das dreijährige Nixchen häufig: „Das ist eine Keckheit! Das muß ich mir ausbitten!" Oder: „Das dumme Stiegensteigen jeden Tag ist schrecklich!" Oder: „Ja ja, so gehts auf der Welt!" Da ists mir weitaus lieber, sie plaudert mir das albernste Zeug vom Wehrwolf vor, oder von den Engeln, mit denen sie auf gutem Fuß steht und von denen sie zuverlässig weiß, was sie treiben: im Winter Schneeflocken zupfen und im Sommer aus Himmelpapier grüne Blätter und bunte Blumen schneiden.

Auch der Ordnungssinn der Kleinen ist mir recht behaglich. Zankend räumt sie fortwährend hinter den Geschwistern her auf und versichert, daß sie nichts weniger leiden könne, als Schlamperei! Andererseits ist sie höflich, verlangt es aber auch von Anderen. Wenn Jemand niest, wird sie nicht versäumen: „Zum Wohlsein!" zu rufen, beansprucht aber auch den Dank dafür. Und wenn dieser nicht erfolgt, so stellt sie sich dreist hin vor die betreffende Person und fordert sie auf: „Sag: ich danke!"

Drollig ist es, wenn sie der Großmama Briefe schreibt, heißt das, auf ein Stückchen Papier mit dem Stift etliche spießeckige Striche hinkritzelt, das Papier dann aufs Fenster legt, damit es der Wind davontragen kann, und am nächsten Tage die Antwort erwartet.

Eines Tages war uns das Kind abhanden gekommen; nach einer Weile fand ich es auf der Dorfgasse unweit eines alten spielenden Werkelmannes umherspringend, das Strohhütchen gegen die Fenster aufhaltend und die herangeflogenen Kreuzer dem Bettelmanne überbringend. Voller Glück funkelten ihre Aeuglein, als sie das Häufchen Geld sah, das der Mann auf seinem Leierkasten beisammen hatte, und als sie seine Worte vernahm: „Vergelt Dir's Gott, Kind! Bist ein liebes Kind! Hör einmal, jetzt mach ich Dir Einen auf, der gehört ganz allein Dir und sonst keinem Menschen nicht!" Und leierte ihr: „O Du Elisabeth, wie bist Du fein und nett!" vor.

Wenn ich im Garten sitze und lese, so geistert das Kindlein um mich herum und schmückt mich mit Blumen. Eines Tages ruhte ich auf dem Rasen aus und schlief ein. Als ich erwachte, war ich über und über mit Blümlein besteckt und mit grünen Blättern belegt, daß ich aussah, wie ein Häring mit Salat. Der kleine Schelm duckte sich hinter den Strauch und kicherte.

Digitized by Google

Verlasse ich manchmal das Haus, um einen Ausflug zu machen, so ist es eine liebe Noth, das Gretchen abzuschütteln. Sie will überall mit. Da sage ich einmal zu ihr: „Schau, Du mußt ja schon darum daheimbleiben, weil der Regen kommen und Du mir den Regenschirm entgegentragen wirst.“

Damit ist sie einverstanden. Ich mache eine kleine Bergpartie, bei welcher mich in der That der Regen überrascht. Als ich in Wind und Nebel herabkomme ins Thal, um noch eine halbe Stunde dem Wasser entlang meinem Hause zuzueilen, steht dort auf der Brücke mein kleines Gretchen mit dem großen zugeklappten Regenschirm. Es schaut im Regen umher und weint still in sich hinein. So war es in ernster Auffassung meines Wortes mir ganz allein entgegengekommen, um anfangs ausgezankt und dann mit Küssen fast erstickt zu werden. Arg durchnäßt kommen wir beide nach Hause, wo Alles in Aufruhr ist, das vermißte Kind zu suchen.

Manchmal, wenn Gretchen gut gelaunt ist und ich ein wenig auf dem Sofa ruhe, hat sie die Absicht mich zu unterhalten. Sie erzählt mir kleine Geschichten von dem schlimmen Fritz und vom Bären, oder vom Wolf, die allemal eine tragische Pointe haben. Als ich das Mädchen eines Tages bat, mir doch auch einmal eine lustige Geschichte zum Besten zu geben, erzählte sie Folgenden: „Wa einmal ein baver Fitz, und der hat sagt, er wird nicht in Wald dehen, und ist richtig nicht in Wald dangen. Und da ist danz plötzlich kein Wolf kommen und hat den Fitz nicht gefessen.“

Zwischen den beiden Kindern ist Brüderchen Hans stets der leidende Theil, er ist der Geneckte, der Angegriffene, der Uebervortheilte und am Ende stets auch der Ausgezankte. Er pflegt Alles ruhig über sich ergehen zu lassen ohne sich eigentlich zur Wehr zu setzen; Gewalt gegen das kleine Fräulein anzuwenden, verschmäht er absolut; wenn's aber zu arg wird so flüchtet er zu einem Schutzherrn, während die Kleine still triumphierend von Weitem zusieht. Appelliert man an ihren Rechtssinn, so widerspricht sie entschieden und vertheidigt sich mit der ausgesuchtesten Frauenlogik; klopft man an ihr Herzlein, dann ist sie gewonnen. Trotz beständiger Reibereien gibt es zwischen Kindern bekanntlich keine Feindschaft; kaum sie noch im ärgsten Hader einander bitter verklagt haben, und eins auf das andere gefährliche Gewitter herabbeschworen vom obersten Gerichtshof der Eltern — treiben sie es schon wieder mit gewohnter Geselligkeit und Treuherzigkeit mit einander weiter.

Heutzutage schleicht der Pessimismus in allen Gestalten beutehaschend durch die Welt. Ich neige von Natur aus nicht zu ihm, aber das muß ich gestehen, daß ich auf der weiten, schönen, üppigen Welt nur eine einzige kleine Stätte gefunden habe, auf der man wirklich vor dem Pessimismus sicher ist. Nur bei den Kindern. Das Glück und die Freuden allein sind gegen den Pessimismus ein sehr schlechtes Mittel, es müssen auch Sorgen und Kummer sein, daß man etwas zu wünschen, zu fürchten und zu hoffen habe, die zitternde Freude, und die hat man an seinen Kindern.

Ich fahre mit einem Viergespan in die Zukunft hinein. So verschieden wie die vier Temparamente, als meine Kinder geartet sind — ich wüßte nicht, welches ich am liebsten hätte und welches am wenigsten lieb. Einmal hatte ich einen gräßlichen Traum. Ich saß auf einem Felsen, hoch über Baumwipfeln. Nebelig war's um mich und die Stimmung wie an einem Spätherbstabend eine Viertelstunde nach Untergang der Sonne. Da trat aus dem Nebel, über Baumwipfeln schreitend“ ein riesengroßer Mann zu mir. Der sprach: „Was hast Du am liebsten auf dieser Welt?“ — „Warum fragst Du?“ entgegnete ich und die Kehle schnürte es mir zusammen vor Grauen.

Digitized by Google

— „Daß ich es wiſſe," antwortete der Rieſe, „und Dir Dein Liebſtes erhalten kann." — „Wer biſt Du?" — „Ich bin das Schickſal." „Wenn Du das Schickſal biſt," ſagte ich zitternd, „das Liebſte ſind mir meine Kinder." — Da fragte er: „Welches von ihnen ſteht Dir am nächſten?" — Ich zitterte und ſchwieg. — „Antworte mir!" rief der Rieſe, „es ſoll Dir erhalten bleiben. Nenne den Liebling, ſonſt wirſt Du ſie alle verlieren." — Mein bebendes Herz flog von Kind zu Kind — jedes war der Liebling. — „So wirſt Du ſie alle verlieren! Rette das Eine! Nenne das Eine, und nur das Eine! — Nach Athem rang ich. Wie Todeskrampf gieng es durch mein Weſen. Namen ſoll ich nennen und mein Wort hatte keinen Ton mehr, nur ein Röcheln war's, als ich ſie alle nannte. Endlich ſtieß ich einen gellenden Schrei aus und erwachte.

Und wenn mich der Rieſe aufgefordert hätte, Eines zu opfern, um die Uebrigen zu retten, ich hätte das Eine nicht können herausfinden, ich hätte Alle müſſen verlieren.

Und wenn das Schickſal ſich in eine Verhandlung mit mir einließe und ſagte: „Leben ſie, ſo werden ſie krank ſein und arm ſein und verlaſſen ſein. Darum laſſe ſie lieber ſterben in ihren ſeligen Jahren."

Ich müßte antworten: „Laſſ' ſie leben!"

Und wenn das Schickſal ſpräche: „Leben ſie, ſo werden ſie verkommen, dem Leichtſinn verfallen, ſchlecht werden . . . .

So müßte ich aufs Knie ſinken und mit gerungenen Händen flehen: „Laſſ' ſie ſterben!"

Die Lebensverächter,

oder wohin der Peſſimismus führen kann.

Von Hans Malſer.

Ich bin keine Frau, ich bin ein Mann, und trotzdem habe ich mich über mein Stubenmädchen ſehr oft geärgert. Dieſes Stubenmädchen iſt ein friſches Ding, aber auf den Schopenhauer verſeſſen wie der Teufel. So jung und ſo hübſch und Schopenhauer! So weit iſt's gekommen.

Nannette iſt ſehr häuslich und eingezogen, hat nicht einmal einen Liebhaber; ſie lieſt gern und plündert mir den Bücherkaſten, wogegen ich nichts einwende. Ueber die Ritter- und Räubergeſchichten der alten Volksbücher und über die Ritter- und Räubergeſchichten der Zeitungsromane iſt ſie längſt hinaus, ſolche fände ſie auch nicht bei mir. Aber daß ſie die Klaſſiker, daß ſie Boz Dickens und Guſtav Freitag und Auerbach und Heyſe und Scheffel und Hamerling und Reuter und Stifter und Keller im Staube liegen läßt und nur die Naturaliſten und Peſſimiſten herausgreift, das kränkt mich. Wenn heruach Nannette eines Tages etwas verloren und blaß iſt, ſo macht mir meine Frau ein biſſiges Geſicht, weil ich daran die Schuld ſein ſoll mit meinen verdammten Büchern, in denen ſie halbe Nächte lang lieſt.

So gehts fort, faſt ein Jahr lang. Eines Morgens finde ich die Nannette

Digitized by Google

im Vorzimmer an der Thürklinke hängen. In knieender Stellung, aber die Knie schweben noch in der Luft, Arme und Kopf baumeln schlaff und welk hinab. — Gut ist's! denke ich mir, man sagt, die Schriftsteller schrieben vergebens und hätten keinen Einfluß mehr auf die Menschen. Hier ein schönes Beispiel vom Gegentheil. — Das gelbe Seidentuch, mittels welchem sie an der Klinke hing, schnitt ich ab, da fiel sie plumpig auf den Boden; wenn die Frauen und Fräulein wüßten, wie unschön sie fallen, sobald man den Strick abschneidet — keine würde sich erhängen.

Ich ruf' um Hilfe, begann die vorgeschriebenen Reibungen und Knettungen an ihrem Körper und hatte die Ueberraschung, daß sie wieder lebendig wurde. Ganz allmählich kam sie zu sich, aber als sie wieder vollständig bei sich zu Hause war, und ich sie theilnehmend fragen wollte, was sie denn um Gotteswillen zu solcher unseliger That veranlaßt habe? kam sie mir zuvor und machte mir die heftigsten Vorwürfe darüber, daß ich ihren zweiten Tod verschuldet hätte. Ich verstand sie anfangs nicht. Da rief sie laut: Jetzt sei es schon überstanden gewesen und jetzt sei es noch einmal zu überstehen, weil ich mich in Dinge gemischt, die mich nichts angingen. Sie allein sei Herr ihres Lebens und sonst Niemand.

Das kam mir drollig vor und ich antwortete demnach: „Du allein Herr über Dich? Momentan nicht. Du hast Deiner Herrschaft vierzehntägige Kündigung zu machen, wenn Du fort willst!"

Sie hub an zu weinen. Warum es gerade ihr verwehrt sei, wenn es hundert Andere thäten? In gewählten Sätzen, wenngleich noch ein wenig heiser, begann sie ein Leben zu verfluchen, das aus tiefstem Grunde voller Niederträchtigkeiten sei, voller Schmerzen und armseliger Menschen, die ihre Vernunft anwenden, um thierischer als jedes Thier zu sein. — Woher sie solcherlei Phrasen habe? fragte ich das unerfahrene Ding. „So!" rief sie mit Entrüstung, „wozu liest denn der Mensch? Wozu ist er denn gebildet? Wozu, wenn man ihn hindert, mit der Erkenntniß fortzuschreiten?" Nirwana, fuhr sie fort, Nirwana sei das Himmelreich, in welches sie nun schon einen Schritt gethan und aus dem ich sie zurückgerissen hätte. Wenn sie jetzt zur Mörderin, Brandlegerin und zu weiß was sonst Allem würde — ich hätte es auf dem Gewissen. Uebrigens mache sie sofort ihre vierzehntägige Kündigung.

Und das war ein Stubenmädchen!

Bevor aber die vierzehn Tage um waren, ereignete sich etwas Unerwartetes. Nannette pflegte, wie alle ihre Berufsgenossinnen, das Morgenblatt zu lesen, bevor sie uns dasselbe zum Frühstücktisch brachte. Man ahnt nicht, was so ein Dienstbote schon für Neuigkeiten, Unglücksfälle, Reichsrathsreden und Gerichtssaalsberichte weiß, wenn die Herrschaft im Bett ihre Augen aufschlägt. So las Nannette eines Morgens von dem Selbstmordversuch eines jungen Menschen, welcher sich aus Lebensüberdruß in die Donau gestürzt hatte, von einem Sicherheitsorgan aber gerettet worden war. Karl Tolstani, Wien, Landstraße ꝛc. Später hat sie es gestanden, wie sie sofort zu dem jungen Karl eine heftige Neigung gefaßt habe. Noch an demselben Abende setzte sie sich in der Küche neben die Köchin hin und schrieb auf dem Nudelbrette folgenden Brief:

„Geehrter Herr Karl Tolstani!

Ich habe aus der Zeitung Ihr Unglück gelesen, daß Sie sich in die Donau gestürzt hätten und von einem Polizeimann wieder lebendig herausgezogen worden wären. Ich sage Ihnen mein aufrichtiges Beileid und Sie können es nicht glauben, wie sehr ich mit Ihnen fühle. Ich heiße Nanette Hildemeier, bin gegenwärtig Dienst-

Digitized by Google

mädchen bei Herrn Dr. Johann Maier ꝛc., in welcher Stelle ich ähnlich wie Sie um mein Glück, das im Nichtsein liegt, betrogen worden bin. Erst vor wenigen Tagen wollte ich ein Ende machen, mein Dienstgeber hat mir Alles vereitelt. Ich weiß, daß das Leben nichts wert ist, nicht eine Stecknadel, daß es ein Unglück ist. Es ist empörend, da wird man unbefragt, ob man wolle oder nicht, ins Leben hereinerpedirt, und wenn man fort will, gewaltsam zurückgehalten. Verneinung des Willens zum Leben, das ist mein Ziel. Ich bin neunzehn Jahre alt und mich ekelt vor dieser Welt. Und dieser Ekel ist um so größer, je weniger Leute man findet, die ihn theilen. Schopenhauer ist der größte Mensch, der je gelebt hat; Andere sind seine Jünger, aber sie werden verhöhnt von der Welt und das steigert meine Verachtung bis zum höchsten Grade. In solchem Zustande habe ich von Ihnen gelesen, mein Herr. Sie empfinden wie ich und Sie denken wie ich und Sie sind muthig wie ich. Wenn etwas ist, was das Leben noch halbwegs erträglich machen kann, so ist es ein solches Zusammenstimmen. Daher ist mir der Gedanke gekommen, daß wir Zwei zusammenheiraten sollen. Dann können wir dem Dasein entgegnen nach Gebühr, sind Herren unseres Lebens und unseres Todes. Ganz häßlich bin ich nicht, wie Ihnen beiliegende Fotografie zeigen soll, und was Schopenhauer über die Frauen sagt, das ist wohl im Allgemeinen sehr wahr, in jedem Falle nicht. Gesund bin ich auch und daß Sie es ebenfalls sind, das bestätigt mir Ihre Willenskraft. Versuchen wir es miteinander. Sie sollen Ihre Freude haben an der unverfälschten Welt- und Lebensverachtung Ihrer

Nanette."

Es vergiengen nach Absendung dieses für ein Stubenmädchen nachgerade glänzenden Schriftstückes nicht drei Tage, so war das Antwortschreiben da. Aus demselben fiel die Fotografie eines jungen Mannes dem Mädchen in den Schooß. Ein längliches Gesicht mit großen schwärmerischen Augen und schlicht gekämmtem Haar. Ein höchst interessantes Gesicht, wie Nannette sofort ausrief, nur Schade, daß es die Fotografie nicht errathen läßt, ob er schwarz ist oder blond. Nun, vielleicht schreibt er's selbst. Der Brief lautete:

„Mein Fräulein!

Ihren Brief habe ich schon unzähligemale gelesen und ich weiß nicht, wie mir geschieht. Das Nächstliegende ist wohl, daß sich Jemand einen Spaß mit mir erlaubt, denn Mädchen die sich selbst ausbieten, gibt es ja nicht und soll es auch nicht geben. Weil in meinem Leben oft das Unwahrscheinlichste eingetreten ist, so bin ich gewohnt worden, das Unwahrscheinlichste zu glauben. Oder wie könnte es sein, daß mich — der von allen Mädchen immer nur Gehänselte — selbst ein Mädchen suchen und erwählen sollte! Ich bin eigentlich kein Pessimist, ich bin ein Lehramtskandidat, mache viele Gedichte und bin schon in meinem siebzehnten Jahre von einem Weibe betrogen worden, noch bevor ich ihr meine Liebe erklärte. Ich bin etwas schüchterner Natur, aber zu schreiben getraue ich mir Alles, ja wenn es dunkel genug wäre, auch Alles zu sagen. Ich bin jetzt fast dreiundzwanzig Jahre alt, ich habe ein sehr liebendes und sehr liebebedürftiges Herz, aber bisher nicht den Muth gefunden, mich anders als in glühenden Versen einem Weibe zu nähern. Ich bin sonst gesund, aber nicht so witzig wie Andere und wohin ich komme, machen sie sich heimlich — aber ich merke es doch — über mich lustig. Ich habe nämlich einen kleinen Sprachfehler und das hindert mich auch bei den Prüfungen. Ich mag denn nicht mehr unter die

Digitized by Google

Leute und in Gesellschaften gehen, lieber allein herum. Sonst gehts mir auch nicht immer sehr gut, meine Eltern sind frühzeitig gestorben und manchmal schicken mir die Redactionen meine Gedichte zurück, was schmerzlich ist. So habe ich die schwache Stunde gehabt und bin von der Ferdinandsbrücke hinabgesprungen. Während des Sprunges hatte es mich schon gereut und ich war sehr froh, als mich der Sicherheitsmann wieder glücklich herausbekommen hatte.

Und nun, mein Fräulein, beantworte ich Ihren Brief, für den Fall derselbe ernst gemeint ist. Nach Ihrer Fotografie gefallen Sie mir sehr gut. Aber wenn Sie wirklich so lebensüberdrüssig sind, wie Sie schreiben, dann möchte ich Sie nicht heiraten. Bedenken Sie doch, Sie würden in sehr kurzer Zeit Kinder haben und also ihr Leben auf dieser Welt vermehren, anstatt zu vermindern. Uebrigens sehe ich es Ihrem Bilde, und wie munter die Augen dreinschauen, an, daß es Ihnen mit dem Pessimismus nicht Ernst ist, daß Sie denselben sich nur aus den Büchern zusammengelesen haben und ich vermuthe, daß Ihr Selbstmordversuch einen andern Grund hat, den Sie selbst nicht wissen. Wenn Ihnen der Mann fehlen sollte und wenn Sie mit mir leben wollten, anstatt mit mir zu sterben, so möchte ich es in Gottesnamen wagen. Ein Glücksspiel ist das Heiraten immer, bei dem man wagen muß, auch unter Bekannten. Geld habe ich gar keins, Sie wahrscheinlich auch nicht, aber eine Anstellung habe ich über's Jahr. Ich bin schon stark in Sie verliebt. Schreiben Sie mir nur bald, ob ich Ihnen so gefalle wie ich bin, dann komme ich zu Ihnen und wir schauen uns persönlich an. Das wäre doch ein großer Spaß, wenn wir auf solche Art zusammenkämen, da ich mir meiner Tage keine Frau zu suchen getraut hätte. Leben Sie wohl und schreiben Sie bald Günstiges an Karl."

Was that nun mein Stubenmädchen? Es küßte die Fotografie und jubelte in sich hinein: „das wird mein Mann, das wird mein lieber Mann."

Schon am nächste Tage hat sie Alles meiner Frau mitgetheilt, am übernächsten wußte auch ich es. Nach dem Briefe mißfiel mir der naive und doch ganz kluge Junge nicht. Und so war mein Rath, es sei gescheiter, Nanette hänge sich an einen jungen Lehrer, als an die Thürklinke.

Bei der ersten Begegnung der zwei jungen Leute soll Karl sehr verschämt und zurückhaltend gewesen sein, um so glühender war das Liebesgedicht, das er ihr tags drauf schickte. Sie jubelte darüber wie eine Lerche auf blühender Au und sie versicherte, ich hätte in meinem Bücherkasten kein Buch, in welchem so wundervoll schöne Gedichte stünden, als Karl machen könne. Jetzt las sie den Schiller und den Chamisso und den Geibel, und die pessimistischen Schriften ließ sie schmählich verstauben.

Karl war fleißig und hat nun die Anstellung. Morgen wird die Hochzeit sein. Daß er ein bischen stottere, meint Nanette, das mache ihr nichts. Sie wird's, denk ich, mit ihrer eigenen Zungengeläufigkeit schon ausgleichen. Aller Anzeichen nach vermuthe ich, daß das Paar sehr glücklich werden wird; wenn sich diese „Pessimistin" und dieser „Traumichnit" gegenseitig in die Augen gucken, so wird einem schier unheimlich. Es ist ein verzehrendes Feuer, es ist ein Feuer, an dem sich manches Liebespaar seine verglosende Fackel anzünden könnte.

Ich wünsche der Nanette alles Beste und hoffe, es wird ihr niemals so gut ergehen, daß sie wieder in den thörichten Modewahn fällt, der überspannte Seelen bis an den Strick hetzen kann. Ich hoffe, daß die Arbeit und Sorge für Haus und Familie, die Liebe und das Leid ihr nicht Zeit lassen wird zum Unglücklichsein.

Digitized by Google

Kleine Laube.

Lachen und Weinen.

Eine Plauderei, halb Scherz, halb Ernst
von Rosegger.

— „Da hinein!“ sprach er, und stieß mich durch's Thor.

Ich taumelte eine Weile hin und her, lehnte mich dann an die Mauer und konnte mich nicht besinnen, was ich da sollte. Es waren Nebel um mich und als sich mein Auge ein wenig an die Düsternis gewöhnte, sah ich unweit von mir eine hölzerne Bude stehen. Eine blasse Frau saß darinnen und um sie standen Krüge, Schalen und Urnen, deren Inhalt ich nicht kannte. Die Frau winkte schwermüthig, ich solle nahe kommen und von ihrer Waare mir etwas auswählen. Da ich denn einmal in die Welt hineingestoßen worden sei, so solle ich mir ein Labnis mitnehmen auf den langen, harten Weg. Sie habe in ihren Gefäßen das Weinen. Sie habe allerlei Weinen. Da habe sie das leicht aufquellende Weinen. Da habe sie das stille, weiche Vorsichhinweinen. Da habe sie das schreiende Weinen, das wilde, herzerschütternde Schluchzen; sie habe das lachende Weinen, besonnte Thränen mit Regenbogenfarbenspiel, und sie habe das rasende, wüthende Weinen. Ich solle zugreifen und mir davon ein Labsal wählen.

Als die blasse Frau so sprach, hörte ich von der anderen Seite ein höhnisches Lachen. „Ein Labsal!“ rief es von dort, „ein schönes Labsal, Weinen und Schluchzen! Bei mir, Fremdling, findest Du ein Labsal. Siehe!“ Und ein buntgekleideter munterer Bursche, der ein sehr breites Gesicht und ein noch breiteres Bäuchlein hatte, zeigte mir seine Bude, die ich bisher nicht gesehen hatte. Da standen Körbe, Töpfe darin, aufgebauchte Säcke hiengen umher und zusammengereihte Bündel lagen da. „Ich habe das Lachen feil!“ rief er lustig, „fröhliches Lachen, klingendes Lachen wie Glockenstimme, schallendes Lachen mit tiefem Brustton, neckisches Kichern, verhaltenes Lachen, wohlwollendes Lachen und reizendes Lächeln. Ich habe das wie Raketen emporsteigende Aufjubeln, das schalkhafte Schmunzeln und auch das grelle Lachen des Schrecks, das hohle Lachen der Verzweiflung.“ Bei diesem Aufzählen hatte der Knabe mit dem Finger an die Gefäße und Behälter getippt, in welchen die kostbaren Sorten abgesondert enthalten waren.

Ich war näher zu ihm getreten und fragte nun, was in dem großen Krug enthalten sei, dessen Deckel er nicht berührt habe.

Auf solches schnitt er eine wichtige Miene und flüsterte: „Da habe ich etwas ganz besonderes d'rinnen. Ich will Dir nur ein ganz kleines Pröbchen davon geben.“ Ein wenig hob er den Deckel, da stieg ein schauerlich gellendes Lachen auf, vor dem mir alle Nerven bebten.

Digitized by Google

Es war wie ein zerrissener vielfältiger Schrei, gräßlich, nicht zu beschreiben. — „Das," sagte der Knabe und klappte den Deckel wieder zu, „das ist das Lachen des Wahnsinnigen."

Ich wollte mich abwenden, als ein heiteres Gelächter an mein Ohr schlug, welches so lustig und herzlich war, daß ich selber mitlachen mußte, ohne eigentlich zu wissen warum.

Hierauf trat ich vollends zur Bude und kaufte allerlei Lachen ein. Ich ließ es zusammenschütten in einen großen Sack und als ich denselben unter dem Arme hatte, wie man einen Dudelsack trägt, machte ich mich schmunzelnd auf meinen Weg.

Ich habe viele vergnügte Stunden gehabt mein Lebtag. Was ist nicht oft gelacht worden, daß ich mir den Bauch halten mußte, daß mir die Thränen in den Augen standen vor lauter Lachen! — Aber wenn ich es ehrlich gestehen will, ewig thut es mir leid, daß ich an der anderen Bude damals so verächtlich vorübergegangen bin. Viele Lachen wollte ich hingeben, wenn ich weinen könnte. — Ich will Euch ja die Qualen nicht nennen, die unsäglichen, die unser Herz foltern und vergiften können; Ihr kennt sie selber — denkt an das Gräßlichste, was Euch je widerfahren. Denkt an die peinvollen Stunden des Hangens und Bangens vor einem ungewissen Schicksal, denkt an die Gewalten des Schreck's, des ohnmächtigen Mitleid's, der Verzweiflung, denkt an die schlaflosen Nächte, in denen Ihr mit Eurem Schmerze so unverlassen waret, als wäret Ihr mutterseelen allein auf der Welt. Kennt Ihr den Schmerz, wenn sie vor Euren Augen den Sarg des geliebten Kindes in die Grube senken? Kennt Ihr die Qual, wenn der einzige Mensch, auf den Ihr alles Vertrauen und Glück gebaut habt, Euch verräth und Euer Herz mit Hohn zertritt? Kennt Ihr die Pein, wenn Euer guter Name, dessen Reinheit Ihr mit Opfern aller Art bewacht habt zu aller Zeit, wenn dieser Name plötzlich von Buben und Schurken mit Koth beworfen und vor aller Welt geschändet wird? Kennt Ihr das unermeßliche Elend einer selbstbegangenen Schuld, die Euch nimmer Frieden finden läßt und Euer lächelndes Gesicht zum Zerrbild macht? — Kennt Ihr solche Qualen? Ihr mögt sie erfahren haben, aber wenn Ihr weinen könnt, dann ist Euch deren furchtbarste Wucht fremd geblieben.

Ich möchte — so ist es wohl Manchem zu Muthe — heute gern noch einmal umkehren und den langen harten Weg zurück machen, als hätte ich meine Seele vergessen an jenem Eingange. Ich möchte dem bausbackigen Knaben gerne mein Lachen zurückgegeben und dafür bei der blassen Frau ein Weinen kaufen. Nur ein einziges, stilles Weinen aus tiefstem Herzen. Damit wollte ich hinausgehen auf die öde steinerne Heide, wo kein Mensch ist und kein Vogel und keine Blume, wo nur der graue Sand ist und das heiße Gestein — dort wollte ich mir die Labung vergönnen und weinen. — Und wäre es vorüber, dann wollte ich meinen einsamen Weg durch's Leben schreiten ohne Weinen und ohne Lachen.

Denn wenn Dir das Weinen versagt ist, dem Lachen traue nicht! Im größten Schmerze lachest Du auf — es ist das Lachen des Wahnsinns, es ist wohl auch ein Weinen in seiner Art, ein höllisches Weinen, das Jedem das Herz versengt, der es hört.

Das wahre Lachen und das wahre Weinen — Gesandte Gottes sind beide; sie erlösen uns von der Spannung der Freude und des Schmerzes. Das ist kein ganzer Mensch, der nicht lachen und nicht weinen kann zu rechter Zeit. Aber das Weinen führt die Menschen näher zusammen als das Lachen. Es ist ja anmuthend, wenn ein Kind mit rothen Bäuglein herzlich lacht; aber sein klägliches Weinen geht uns tiefer. Und was eine Frauenthräne kann, besonders im Antlitze, das wir schon geküßt haben — wir wissen es Alle. Es gibt wenige Steinherzen, die in Frauenthränen nicht löslich sind. Das wahrhaft Erschütternde jedoch ist das Schluchzen des Mannes. Ein Mann darf in seinem Leben dreimal weinen, und nicht öfter.

Digitized by Google

Mir war Einer bekannt, der mußte weit öfter weinen. Bei jedem Begräbnis, dem er beiwohnte, bei jedem Elementarunglück, das vom Himmel fiel auf ihn oder seine Nachbarn, bei jeder eindringlichen Kanzelrede, und so oft er überhaupt Andere weinen sah, mußte auch er weinen. Wenn er sich sehr glücklich fühlte, sei es nach überstandener Drangsal, sei es bei seinen braven Kindern, sei es draußen in dem beseligenden Frieden der Natur oder sei es nach einem guten Gläschen, er mußte weinen. Im lächelnden Angesichte standen ihm die Thränen, er war ein guter Mensch. Plötzlich starb nach mehr als zwanzigjähriger Ehe sein Weib, das er über Alles geliebt hatte. Da gieng er verloren herum, starrte vor sich hin — geweint hat er nicht. Aus tiefer Brust aufseufzen hat man ihn gehört in der stillen Nacht — geweint hat er nicht. Gebrochen war er von der Zeit an, sein Haar ward fahl und flatterte wie gedörrt über der Stirne, seine Augen sanken tiefer und tiefer in ihre Höhlen zurück, es war in ihnen kein Glanz mehr und kein Thau — und so ist er gestorben. Er hat sich nach innen verblutet. Gilt das denn auch von Thränen? Oder hat der Mann *jemals* geweint, wenn nicht in diesem größten Schmerze? Waren seine Thränen nicht vielmehr bloß lyrische Aeußerungen gewesen und hätte der Mann in seinem tiefsten Weh anstatt nicht Wasser Blut weinen müssen?

Anderseits lebt unter meinen Bekannten eine Frau, die ist heute gegen sechzig Jahre alt. Sie hat wie wir Alle ihre vielfältigen Freuden und Leiden gehabt, sie hat Kinder geboren und verloren — weinen hat sie Niemand sehen. Sie hat ein hartes Gesicht, sie hat so viele Glut in den Augen, daß es ist, als würden die Thränen von derselben aufgesogen. Und doch hat man in ihr weder im Lieben noch im Hassen viel Leidenschaft bemerken wollen und im Lachen brachte sie es nie über ein conventionelles hinaus. Es wird immer ruhig und gefaßt und vernünftig und brav sein, aber ich, ich möchte es nicht haben, dieses Weib mit der steinernen Seele.

Das Lachen ist heilsam, das Weinen ist es noch mehr, das Lachen ist es für den Leib, das Weinen für die Seele. „Ein Stein liegt mir auf dem Herzen!“ hört man manchmal sagen; dieser Stein löst sich im Weinen auf. Das Weinen ist stets ein Abladen und ein Ausgleichen. Der Halm richtet sich freier auf, wenn der Thautropfen von ihm gefallen ist.

Wer weiß, ob der Mensch nicht eben so viel und so oft weinen würde, als lachen, aber „es schickt sich nicht.“ Wenn in Gesellschaft ein Spaß gemacht wird — je mehr Lachen, desto besser, und wenn sich auch Mancher dazu anstrengen muß. Wenn jedoch Ernstes, Betrübendes erzählt wird, da darf nicht geweint werden und wer Anlage dazu hat, der muß sich beherrschen. Das kommt davon, weil das Weinen etwas Innigeres ist, als das Lachen, weil es keuscher ist. Es gibt Liebeserklärungen und Liebesgeständnisse, die lachend gemacht werden; ich gebe nicht viel dafür; wer weinend an meine Brust sinkt, der sagt mehr, als Worte und Lieder sagen können.

Echte Thränen wirken auf echte Menschen wunderbar und was überhaupt eine Thräne zu rechter Zeit wert sein kann, das bewies jene Gerichtsverhandlung. Ein junger Mann hatte den Nebenbuhler erschlagen. Der Ankläger wollte nun seinen Tod; der Vertheidiger führte in glänzender Rede alle Milderungsgründe auf und sprach mit rührender Innigkeit zu den Herzen der Geschwornen. Diese blieben ernst und ohne Regung. Da brach der Angeklagte in ein erschütterndes Schluchzen aus, er preßte seine Mütze in das Gesicht und weinte. Die Augen der Geschworenen wurden feucht und er war gerettet. Als sich der Freigesprochene nachher bei seinem Vertheidiger bedankte, klopfte ihm dieser auf die Achsel und sagte: „Es war klug von Ihnen, daß Sie geweint haben.“ — Ich glaube übrigens sehr gerne an die Echtheit des des Weinens in solchen Umständen.

Wie es nichts Heiligeres gibt, als die echte Thräne, so gibt es nichts Widerlicheres, als die falsche. Krokodilen hat man die Schlechtigkeit zugeschrieben, daß sie durch Heulen und falsche Thränen ihre

Digitized by Google

Beute an sich lockten. Das ist eine Fabel. Wenn ein Wesen dieser Erde eines solchen Schelmenstückes fähig ist, so traue ich das dem Menschen am ehesten zu.

Ich wiege hier mein Kind.

Es brausen wild Titanenstürme,
Sie drängen Gott von seinem Thron.
Die Tempel wanken und die Thürme,
Zum Himmel steigen Fluch und Hohn.
O Herr, den Zorn von ihnen wende,
Dein Gottesurtheil sei gelind!
In Demuth falt' ich meine Hände:
Ich wiege hier mein Kind.

Aus altem Haß die Völker grollen,
Es wetterleuchtet überall;
Kanonendonner muß da rollen,
Wo singen sollt' die Nachtigall.
O daß der Mensch das Schwert vermiede,
Das nur auf Blut und Rache sinnt!
Versöhne Alle, süßer Friede:
Ich wiege hier mein Kind.

Es ist ein ewig Rennen, Jagen
Nach hohlem Glanz und gold'nem Tand.
In heißer Hast, mit wildem Wagen
Will Alles haschen e i n e Hand.
Mich lockt kein Ruhm, ich bleib' hienieden,
Wo leis des Lebens Quelle rinnt;
Der größte Schatz ist mir beschieden:
Ich wiege hier mein Kind.

Die Schlucker hier und dort die Schlemmer,
Das Herz erfaßt ein bitt'rer Krampf;
Die Wölfe dort und hier die Lämmer,
Es ist des Lebens alter Kampf.
Ich kenne nicht des Hasses Triebe,
Die vielen Herzen Dornen sind;
Es lebt in mir nur Liebe, Liebe:
Ich wiege hier mein Kind.

So Mancher sitzt beim Abendgrauen
Allein im kalten Kämmerlein;
In trenen Augen möcht er schauen
Der Liebe warmen Sonnenschein.
So Mancher irrt auf dunkeln Wegen
Durch Dorn und Stein, bei Nacht und Wind;
O Herr, gib Allen Glück und Segen:
Ich wiege hier mein Kind.

August Golt.

Die Sonnenfinsternis.

Das war auf der Sommerfrische am 17. August 1887. Ich saß in einer lustigen Gesellschaft von Herren und Damen im Wirtshaus bis nach Mitternacht, denn Spätschlafengehen und Spätaufstehen, das ist der Lebenslauf der Städter. Eine fünfzigjährige Stadtdame hat in ihrem Leben nicht so viel Sonnenschein gesehen, als ein zehnjähriger Hirtenknabe. — Was ist denn auch so viel Besonderes an der Sonne? Sie müßte denn einmal vom Monde bedeckt sein, dann wäre es vielleicht der Mühe wert, nach ihr aufzublicken.

„Soll nicht," fragte mich plötzlich meine Nachbarin, „soll nicht jetzt bald die Sonnenfinsternis stattfinden, von der so viel in den Zeitungen steht?"

„Allerdings, gnädige Frau, sie findet morgen Früh statt," war meine Antwort.

„Doch nicht schon um acht oder neun Uhr?" fragte die Dame.

„Sie findet morgen F r ü h statt. Bereits während die Sonne aufgeht, ist sie verfinstert.

„Das ist — ?"

„Das ist um fünf Uhr."

In der Tischecke saß ein alter Weißbart, der schüttelte sich jetzt und sagte: „Es ist eine Rücksichtslosigkeit. Es ist eine große Rücksichtslosigkeit gegen die Herrschaften, das Programm so früh anzusetzen!"

„Oh bitte!" riefen jetzt die Damen, denn sie merkten den Spott, „wir werden um fünf Uhr aus den Federn sein!"

„Sie müssen um fünf Uhr auf dem Kranzkogel sein, wenn Sie den Sonnenaufgang und die Finsternis beobachten wollen," war mein Bescheid.

„Was wird man denn sehen, wenn's finster ist?" rief ein Fräulein aus.

„Wenn die Finsternis bei uns eine totale wäre," docierte ich, „so würde man aus dem Horizont im Morgenroth eine mattschwarze Scheibe aufsteigen sehen, und die Scheibe hätte einen weißen Glanz. Indessen wird bei uns die Sonne vom Monde nur zu neun Zehntel verdeckt sein, das übrige Kipfel der Sonne wird uns aber so scharf in die Augen leuchten, daß man das Ganze ohne dunkelfärbiges Glas nicht wird anblicken können."

„Was?" rief eine ältliche, umfangreiche Dame, die eine Freundin von Gebäck zu sein schien, „man sieht von der Sonne

Digitized by Google

nur ein Kipfel? Das muß ich auch sehen. Um fünf Uhr bin ich auf dem Kranzkogel."

„Wenn's aber trüb ist!" warf Jemand ein.

„So wird die Finsternis natürlich um so größer sein," sagte der alte Weißbart.

Derlei war im Wirtshause um ein Uhr Nachts besprochen worden. Dann brach die Gesellschaft auf, um — wozu sie fest entschlossen war — nach wenigen Stunden, wenn der Tag aufgeht, im Freien sein zu können.

Um halb fünf Uhr Früh stiegen wir schon den Berg hinan. Die Frauen waren etwas schwerfällig anfangs, aber die frische Morgenluft machte sie bald munter. Es war noch starke Dämmerung. Der Himmel war vollgeschoben mit Wolkenballen. Das ist noch nichts. Vielleicht, daß sichs ausheitert, bis wir auf den Berg kommen. Um fünf Uhr waren wir oben. Es war licht geworden, aber am Himmel standen die Wolken. Wie Schade! Doch Sonnenfinsternis bleibt Sonnenfinsternis. Siehe diese eigenthümlichen wuchtigen Wolkenballen und die schwefelgelben Ränder, die sich da und dort wie in einen röthlichen Rauch verflüchtigen. Ah! Man merkt's sofort, es ist ein anderes Licht, als gewöhnlich. Die Wolken haben ein eigenthümlich finsteres Blau. Auf der Erde liegt ein matter aber unheimlicher Schatten, die Wiesen haben nicht ihr frisches Grün, die reifen Kornfelder liegen fast fahl da, wie in einer matten elektrischen Beleuchtung. Trotzdem singt auf jedem Baumwipfel ein Vogel. Jetzt auf einmal lichtet es sich zwischen zweien Wolken, man sieht die Sonne nicht, aber ein grünlich gelber Schein leuchtet so weich, daß Alle in großer Erregung Rufe der Bewunderung ausstoßen. Der Schein verpflanzt sich auf viele Wolkenränder und legt ein sanftes, überaus liebliches Rosenlicht auf die Fluren. Der Fluß, der unten im tiefen Thale rinnt, hat ein ganz seltsames Phosphorescieren und die Mauern des Dorfes stehen in einem geisterhaften Blaß. So auch zeigt der Rauch, der aus den Schornsteinen aufsteigt, eine eigenthümlich schillernde Silberfärbung, kurz, es ich eine so wundersame Stimmung über der ganzen Gegend, daß die Besucher des Berges sich nicht genug verwundern können.

„Finsterer habe ich mir's gedacht," bemerkte eine der Damen. Alle Anderen stimmten ihr bei.

„Der Reiz liegt ja nicht in der Dunkelheit," sagte ich, „sondern in den eigenartigen Lichteffecten."

Gegen Südosten hin gieng ein Regenstreifen nieder. Der erregte Bewunderung, denn es war ein silberiger Schleier, durch welchen die Linien des Horizontes noch überaus zart und duftig schimmerten. Hoch vom Zenith schaute blauer Himmel hernieder. Und welch ein blauer Himmel! Es war der tiefste reinste Azur. Und nun huben die Nebelränder lebhafter zu glühen an; die sich zerreißende Wolkendecke loderte an hundert Stellen, hier in grellem Feuerroth, dort in zarterem Rosaschein, und gegen Osten hin im tiefen Himmel lag ein weicher Goldton, der in seiner Lieblichkeit mit nichts zu vergleichen ist.

Da sagte eine Dame, die Solches das erstemal sah: „Es ist eigentlich ganz entsetzlich schön!"

Während sie noch das Wort sprach, stießen die Uebrigen einen Schreckruf aus. Der ganze Osten war eine ungeheure Esse geworden, in welcher die einzelnen Wolkenhaufen wie Riesenkohlenstücke lagen, ebenfalls vom Feuer erfaßt wurden und in glühendem Meere vergiengen. Und nun stieg in blendendem Gefunkel rein und voll die Sonne auf.

Ich warf noch einen Blick auf die Schattenspiele der Gegend, die jetzt in hellsten bunten Farben prangte. Meine Gesellschaft hatte dafür kein Auge mehr. Eine Dame sagte: „Also, die Sonnenfinsternis wäre vorüber."

„Wie?" fragte ich, „das war ja nur ein gewöhnlicher Sonnenaufgang. Die Sonnenfinsternis — wie ich schon heute ein Uhr Früh gesagt habe — die Sonnenfinsternis findet erst morgen statt."

M.

Digitized by Google

Die Ehre des Harsch-Hans.

Ein Charakterbildchen, gezeichnet von R.

Eines schönen Herbsttages hatte zu Altenmoos eine Hochwildjagd begonnen. Die Treiber hatten über Berg und Wald einen großen Ring gezogen, in welchem die Hirschen und Rehböcke, immer mehr eingeengt, angstvoll hin- und herliefen. Das Gewehrfeuer knatterte und die schönen Thiere stürzten zu Dutzenden. Es ware eine wahre Waldschlacht.

An demselben Tage wollte der Bauer Jakob zu Altenmoos mit seinen Schnittern in sein hinteres Haferfeld hinaufgehen, um den Rest einzuernten, denn die Luft, die vom Gebirge herzog, roch nach Schnee. Als sie gegen den Schachen kamen, durch den der Weg führte, stand dort der Oberförster des Jagdbesitzers und deutete lebhaft mit dem Arm, sie sollten umkehren, heute sei es nichts mit dem Haferschneiden, heute sei dorten Jagd.

Jakobs Leute wollten sich der Weisung widersetzen und begriffen es nicht, daß der Bauer auf seinem Grund und Boden nicht nach Belieben sollte seinen Hafer schneiden dürfen, aber der Jakob sagte zu ihnen: „Ja, Leute, da laßt sich nichts machen. Der Jager hat sein Recht und es ist seine Schuldigkeit, daß er uns zurücktreibt, sonst kunnten wir niedergeschossen werden. In der Begier kennt so ein Stadtschütz Hirschen und Menschen nicht auseinander. Kehren wir um."

Thaten es und der Hafer auf dem hinteren Feld wurde von Wild und Jägern in den Boden getreten.

Ein ähnlicher Fall, der aber anders ausgieng, begegnete wenige Tage später dem Kleinhäusler Harsch-Hans zu Altenmoos. Der hatte seine Schafe verloren und indem er sie suchte, kam auch er in das Bereich der Treibjagd.

Der Jäger wies ihn zurück. Der Harsch-Hans begehrte auf, seit wann er auf seinem eigenen Boden seinen eigenen Schafen nicht sollte nachgehen dürfen? Der Jäger wurde scharf und schnitt ihm mit vorgehaltenem Gewehr den Weg ab. Der Bauer wurde grob, schlug mit dem Stock auf das Gewehr und hieß den Jäger einen Lumpen.

Der Jäger war nun ausnahmsweise ganz höflich und sagte geschmeidig: „Harsch-Hans, den Lumpen wirst Du theuer zahlen!"

Der Bauer kehrte um und jeder Schuß, den er hörte, gieng ihm ins Herz, weil er glaubte, derselbe habe eines seiner Schafe getroffen.

Es währte nicht lange — nicht so lange, als die Abschätzung nach einem verursachten Wildschaden auf sich warten läßt, — so ward der Harsch-Hans nach Freisau zum Bezirksgericht gerufen und dort wegen Renitenz und Jägerbeleidigung zu zehn Gulden Strafe oder achtundvierzig Stunden Arrest verurtheilt.

Als er mit diesem Urtheil in der Tasche heimkam, gieng er zum Nachbar Jakob und ersuchte ihn, ein wenig auf das Harsch-Häusel und die kleinen Kinder, die darin waren, acht zu haben, während er sitze.

„Sitzen?" fragte der Jakob, „Du mußt ja nicht sitzen, Du kannst, wie ich aus dem Urtheil ersehe, die zehn Gulden zahlen."

„Daß ich ein Narr wäre'!" lachte der Harsch-Hans.

„Wenn Du sie nicht hast," sagte der Jakob und langte nach seiner Brieftasche, „zufällig werden heut' ihrer zehn drinnen sein, daß Du Dich damit loskäfest. Sobald Du kannst, gibst mir sie wieder zurück."

„Ich will sitzen," entgegnete der Harsch-Hans, „ich kann mir nirgends so viel verdienen, als beim Sitzen; des Tags fünf Gulden. Und ausrasten. Ich will sitzen."

Jetzt starrte der Jakob dem Hans ins Gesicht. „Bist nicht gescheit?" fragte er endlich.

„Ja," rief der Andere, „ich wär' nicht gescheit und alle Leut' müßten mich auslachen, wenn ich das schwere Geld wollt' zahlen. Ich will sitzen."

„Bist schon einmal gesessen?" fragte der Jakob.

„Gottlob, bisher noch nie."

„Gottlob, sagst! Und von jetzt an willst Du das nimmer sagen können?" versetzte der Jakob, dann nahm er jenen bei der Hand: „Nachbar,' ist Dir denn

Digitized by Google

gar nichts um Deinen guten Ruf? Es ist ja wahr, die Ehr' leidet durch den Fehltritt und nicht durch die Strafe; aber bedenk's, was sein wird. Der ist schon einmal gesessen! wirds heißen, und sie werden nicht sagen, warum. Der ist schon einmal gesessen! Die Nachred' wirst Du nimmer wegbringen und noch Deine Kinder werden es zu hören bekommen: Euer Vater ist ja einmal eingesperrt gewesen! Die zehn Gulden zahlst, Nachbar."

„Ja, ich werde diesem gottverfluchtleten Jager zehn Gulden zahlen, der Esel bin ich nicht."

„Zahlst Du sie diesem gottverfluchtleten Jager? Kommt Deine Strafe nicht den Bezirksarmen zu gute? Ochs, wenn Dir der Esel zu klein ist. Sei froh, daß Du Deine Straf' in Geld abthun kannst. Der Dieb und Einbrecher kann's nicht, der muß sitzen, der richtige Spitzbub, wenn sie ihn erwischen, der muß sitzen, der kann seine Ehre' nicht mit Geld kaufen. Und Du willst die Deine für Geld verkaufen? Du willst im Kotter auf der Bank sitzen, wo der Gauner sitzt, und aus dem Krug trinken, aus dem der Straßenräuber getrunken? Pfui, Hans!"

„Bei uns armen Kleinhäuslern," sagte nun der Harsch-Hans und knitterte verlegen an seinem Rockzipfel herum, „bei uns ists nicht so heikel. Uns haben sie nie groß zur Ehr' kommen lassen, müssen herentgegen oft unschuldiger Weis Schand und Spott tragen; wir sind wegen der Ehr' nicht so wehleidig, wie die feinen Herren und Großbauern, und ich bin mir nicht weniger und nicht mehr wert, ob ich jetzt zwei Tag lang im Kotter sitz', oder im Wald umgeh'. Mir ist das Alles eins."

Jetzt griff ihn der Jakob noch fester an und sagte: „Nachbar! Mir zu Lieb! Laß' Dich nicht einsperren. Wenn Du's schon selber nicht bedenkst, was es für eine Schmach ist, so können es Deine Kinder bedenken. Schau, gestern hab' ich den alten Holzer Barthel sterben sehen, blutarm, auf einem Bund Stroh in einer Köhlerhütte. Und was ist sein letztes Wort gewesen? Nit viel hab' ich genossen auf der Welt, aber in Ehren bin ich alt geworden! Das ist sein letztes Wort gewesen. — Hans! Die Ehre ist für arme Leut' nicht weniger wert, als für Vornehme, eher mehr, weil es das Einzige ist, was sie haben. Und jeder brave Mann hält was drauf, daß er auch nach außen hin in Ehren dasteht. Geh, mach' Dich auf und wirf ihnen die zehn Gulden hin!"

„Mir thut's leid um's Geld," antwortete der Harsch-Hans.

„Zum Teufel!" rief der Jakob, „so will ich den Bettel für Dich zahlen. Da nimm, brauchst mir nichts zurückzugeben. Ich will keinen eingesperrten Nachbar haben."

„Ja, wann's so gut bist," sagte der Kleinhäusler und nahm das Geld. Nahm es und gieng zu Gericht und sagte dort Folgendes mit weinerlicher Stimme:

„O Ihr lieben Herren! Ich bitt um Gnad' und Barmherzigkeit! Geld hab' ich kein's zum zahlen und wenn Ihr mich einsperret, so verhungern dieweil daheim meine Kinder. Ich bitt' unterthänigst, schenket mir die Straf', die Herren Jäger sind lauter brave Leut, will's nicht mehr thun, nur für dasmal bitt' ich um Gnad' und Barmherzigkeit!"

Das Gericht hatte richtig Gnad' und Barmherzigkeit und verminderte die Strafe auf die Hälfte. Der Harsch-Hans ließ sich einsperren auf vierundzwanzig Stunden. Triumphierend kam er heim. „Jakob!" rief er, „die halbe Ehr' von Deinem Nachbar ist gerettet, ich behalte dafür Deine zehn Gulden."

„Harsch-Hans!" sagte hierauf mit verhaltenem Ingrimm der Jakob, „wie Du klug bist, so könnten wir die Geschichte von vorn wieder anheben, wenn Du mich verklagen willst, Du bist ein niederträchtiger Lump!"

„Ist mir Alles eins," sagte der Harsch-Hans und trottete seines Weges.

A Frag.

(Oberösterreichisch.)

Da Herr hat gwarnt: „Für d' reich'n Leut'
Da liegt da Himmel gwalti weit!" —
Und wann i nachdenk wiadawöll:
So kemman s' auf dö Art ön d' Höll.

Digitized by Google

Und denna hat's dabei an Hagn:
Denn wann s' an Reich'n awitragn,
Dös Glänzat! und den Sögn, ha mein! —
Dös wird do wögn da Höll nöt sein??

Leopold Hörmann.

Vom Dampfschiff auf dem Weltmeere.

Im Angesichte der Thatsache, daß vor Kurzem Steiermark die ersten Murdampfer gesehen hat, welche in der Landeshauptstadt den Verkehr zu Wasser besorgen sollten, dürfte es für die Steirer von besonderem Interesse sein, einen Blick auf das Dampfschifffahrtswesen der Weltmeere zu werfen.

Hierin kommt uns ein ausgezeichneter Aufsatz: „Die oceanische Dampfschifffahrt" zu statten, welchen Geistbeck-Freising in der renommierten Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" veröffentlicht, und dem wir folgende Angaben entnehmen.

In einer kleinen Rückschau zeigt uns Geistbeck, daß Christoph Columbus von Europa bis Amerika (zu den Bahama-Inseln) 70 Tage, und Benjamin Franklin vor hundert Jahren von Europa nach Amerika noch 42 Tage gebraucht hat. Heute macht der Dampfer „Etruria" von Irland bis New-York die Fahrt in 6 Tagen 5½ Stunden. Die Dampfer des Norddeutschen Lloyd legen die Fahrt zwischen Bremer-Hafen und New-York (3565 Seemeilen) in 9 Tagen zurück. Vasco de Gama fuhr von Lissabon nach Calicut in 314 Tagen. Heute braucht man für dieselbe Strecke kaum den sechsten Theil dieser Zeit. Von England nach Sydney in Australien (12820 Seemeilen) fährt man via Capstadt in 51 Tagen; vom Dampfer „Orient" wurde dieselbe Strecke in 39 Tagen zurückgelegt. Von China nach England (circa 11000 Seemeilen) wurde die schnellste Reise von dem Dampfer „Stirling Castle" in 29 Tagen 22 Stunden gemacht. Große Abkürzungen gewährt der Suezcanal und wird der in wenigen Jahren zu eröffnende Panamakanal gewähren.

Aus den Fahrpreisangaben erwähnen wir von Hamburg nach New-York auf Paketschiff Fahrpreis 1. Kajüte 250 Mark, Zwischendeck 80 Mark. Von Bremer-Hafen nach New-York auf dem Norddeutschen Lloyd 1. Kajüte 350 Mark, Zwischendeck 100 Mark. Von Hamburg nach Buenos Ayres 1. Kajüte 600 Mark, Zwischendeck 240 Mark. Von Hamburg nach Sydney 1. Kajüte 1000 Mark. Von Hamburg nach Schanghai 1200 Mark.

Die bedeutenderen deutschen Dampfschifffahrtsgesellschaften (obenan der Norddeutsche Lloyd) besitzen zusammen 134 große Dampfschiffe mit einem Brutto-Tonnengehalt von 259.035 Tonnen. Das größte österreichisch-ungarische Seeinstitut, der „Oesterreichisch-ungarische Lloyd," verfügt über 87 Schiffe mit 115.000 Tonnen.

Nun wollen wir noch etwas über die Einrichtung eines modernen Personendampfers hören und lassen hierin dem Gewährsmann Geistbeck-Freising das Wort. Dieser sagt:

Die Fortschritte bezüglich der Einrichtung und Ausstattung der Dampfer veranschaulicht wohl am besten die genauere Schilderung eines speciellen Dampfers. Wir wählen hierzu einen Dampfer des „Norddeutschen Lloyd", die „Ems".

Die „Ems" hat eine Einrichtung für 1100 Zwischendecks-passagiere, 150 Passagiere der ersten und 170 Passagiere der zweiten Kajüte, also im Ganzen für 1420 Passagiere. Diese Zahl schon spricht deutlich genug für die Großartigkeit der Vorkehrungen hinsichtlich der Bedienung, Küche, Wohnung, Unterhaltung und anderer Bedürfnisse des Lebens. Da sind vor Allem zu erwähnen die geräumigen, reich möblierten Cabinen, darunter eine Zahl wahrhafter Luxusgemächer; manche derselben lassen sich zu Appartements für ganze Familien vereinigen und gewähren in dieser Form den reizendsten und einladendsten Anblick. Eine vollendete Studie für sich allein bildet der Speisesaal von 50 Fuß Länge und 46 Fuß Breite. Hier herrscht reiche Pracht, feiner Geschmack, künstlerische Darstellung und höchste Eleganz.

Die Möbelstoffe von apfelgrünem Sammt harmonieren mit den Farben des

Digitized by Google

reichen türkischen Teppichs, der den Boden bedeckt, sowie mit den mit schweren alt deutschen Borten verzierten Tischdecken und den aus Seidenchenille angefertigten Fenstergardinen und Portièren. Die getäfelten Wände aus poliertem Ahorn- und Nußbaumholz sind mit reichen Schnitzereien verziert, die freien Felder mit herrlichen Gemälden geschmückt. Die Mitte des Saales nehmen zwei lange Tafeln ein, während vier kleinere Tische an jeder Seite zu je 8 Personen den Passagieren Gelegenheit bieten, en famille zu speisen. Trotz dieser Tische und der 120 vor denselben angeschraubten sehr bequemen Drehармstühle bleibt noch genügender Raum zu freier Bewegung. Der Haupttreppeneingang zum Salon, sowie die Treppe selbst sind durch reiche Holzschnitzereien geschmückt; zwei ruhende Löwen bilden die untersten Treppenpfeiler. Das Treppenhaus schließt nach oben mit einem glatten Glasdache mit überraschend schöner Glasmalerei ab. Den Glanzpunkt des Salons bildet übrigens der überaus prachtvolle Lichtschacht von 24 Fuß Höhe und 17 Fuß im Geviert, dessen Glasdach ähnliche Glasmalerei aufweist wie das Dach des Treppenhauses. Reiche Schnitzereien in großartiger Menge und Verschiedenheit, Blumen, Fruchtguirlanden, Köpfe, allegorische Figuren und Wappenschilde wechseln hier miteinander ab und bilden ein künstlerisch vollendetes Ganzes, das seinesgleichen sucht.

Auch das Rauchzimmer der ersten Kajüte von 20 Fuß Länge und 18 Fuß Breite ist luxuriös und mit Comfort ausgestattet. Sophas und Lehnsessel mit Gobelinpolstern, viereckige Spieltische und runde Tische mit eingelegten Schachbrettern, polierte Tealholzwände mit Schnitzereien und Ledertapeten, Oelgemälde mit allegorischen Figuren lassen vergessen, daß man sich auf einem Schiffe befindet.

Das am luxuriösesten eingerichtete Zimmer im ganzen Schiffe ist indes der Damensalon. Die schwellenden Diwans und Sessel mit echtem genuesischen Sammt in Terracotta und Altgold, der kostbare türkische Teppich, in den der Fuß weich und tief einsinkt, das schwarze Ebenholzmeublement, die Thüren, die Täfelung der Wände mit ihren reichen Schnitzereien und Seidendamasttapeten, die Zimmerdecke von poliertem Satinholze in verschiedenen Farbentönen und reich vergoldet, die drei prächtigen Gemälde, welche die Wände zieren, dies Alles macht in dem angenehm gedämpften Lichte des Salons den Eindruck des Traulen und Rosigen und erweckt ein Gefühl unendlicher Behaglichkeit.

Die Schlafzimmer für die Passagiere erster Classe liegen theils hinter, theils vor dem Speisesalon, sämmtlich an den Schiffsseiten, und sind hell, geräumig und luftig. Jedes Schlafzimmer ist zudem mit einer pneumatischen Klingel versehen, die mit dem Servierzimmer in Verbindung steht.

In allen Räumen dämpfen schwere Teppiche den Tritt der Verkehrenden, selbst eine Bibliothek, Pianos und drei luftige Badezimmer mit Marmorwannen stehen den Reisenden zur Verfügung.

Denkt man sich hierzu noch ein 180 Fuß langes Promenadedeck, eine splendide, elektrische Beleuchtung und die alle Schiffsräume durchziehende Warmwasserheizung, so hat man ein beiläufiges Bild des Comforts, der den Reisenden auf diesen schwimmenden Palästen der Atlantis geboten wird.

Ebenso vortrefflich wie Ausstattung und Einrichtung des Schiffes ist auch die leibliche Verpflegung. In den Kammern und Vorrathsmagazinen liegen da die gewaltigsten Vorräthe von Nahrungsmitteln aufgespeichert: Gemüse aller Art aus den berühmtesten Conservenfabriken, Südfrüchte von Malaga, Smyrnaer Traubenrosinen, amerikanische Schnittäpfel, pulverisierter Zucker, condensierte Milch in Blechdosen, aller Art conservierte Früchte zu Compots, kalifornische Aprikosen, englisches Tafelsalz, westfälische Schinken, dann Austern-, Sardinen-, Hummer-, Lachs- und Anchovisconserven, Kaffee, Zucker, frische Gemüse und frisches Obst, Fleischmassen in Eisbehältern u. s. w. Ein Blick in den Kellerraum zeigt uns wiederum ein reichhaltiges Lager der mannigfaltigsten Roth-

Digitized by Google

und Rheinweine, von Champagner, Cognak u. s. f. der berühmtesten Firmen.

Die Großartigkeit der modernen Seeriesen erregt denn selbst noch in unserem so sehr verwöhnten Zeitalter Staunen und Verwunderung. Fast alle realen Wissenschaften, Mathematik, Physik, Ingenieurkunst, Chemie und Astronomie, haben sich ja verbunden, diese schwimmenden Kolosse zu schaffen und zu lenken, und so sind sie in der That die gewaltigsten und imposantesten Schöpfungen calculierenden Geistes und werkthätiger Hand.

Freilich sind auch die Kosten solcher Seeriesen ganz enorm. So belief sich der Aufwand für den eben besprochenen Dampfer „Ems“ des „Norddeutschen Lloyd“ auf 3,710.000 Mark. Das Prachtschiff „City of Rome“ kostete sogar 6 Millionen Mark, und das italienische Kriegsschiff „Lepanto“ verschlang mit seiner vollständigen Ausrüstung volle 22 Millionen Mark.

Ueberraschend groß ist ferner der Kohlenverbrauch der modernen Schnelldampfer. Die 24 Feuerungen des Dampfers „Elbe“ vom „Norddeutschen Lloyd“ mit 4510 Bruttotonnen verzehren z. B. im täglichen Durchschnitt 105.000 Kilogramm Kohlen. Eingenommen werden für jede Reise über den Ocean 1500 Tonnen oder 1½ Millionen Kilogramm, das ist ein Quantum, das der Ladung von sechs Eisenbahnzügen mit je 25 Doppelwaggons entspricht.

Jedem Schiffe ist auch ein Arzt beigegeben. Ebenso vereinigen die Dampfer alle Fortschritte im Bau der Schiffsmaschinen und Motoren. Ferner ist gegen Unglücksfälle jede denkbare Fürsorge zur Rettung getroffen. Jeder Dampfer ist mit 8—10 Rettungsboten versehen; letztere führen Wasservorrath, Compaß und Ruder; die Mannschaft ist in der Bedienung der Boote besonders eingeübt, und die zu jedem Boote gehörenden Leute sind im voraus bestimmt. Unter dem Kopfende der Matratze findet jeder Passagier einen Rettungsgürtel aus Kork. Zur Sicherung gegen Feuersgefahr bestehen strenge Verordnungen, die unnachsichtlich durchgeführt werden. In den Gängen sind Lederschläuche bereit, um sofort zur Lieferung von Wasser benutzt werden zu können.

An Bord eines jeden Schiffes befindet sich auch eine Reserveschraube (Das Gewicht einer solchen schwankt zwischen 11.000—16.000 Pfund), sowie überhaupt für alle beweglichen Theile der Maschine Reservestücke.

Großartig und wahrhaft staunenerregend — schließt Geistbeck seine Darstellung — sind die Fortschritte, welche Wissenschaft und Technik auf dem Gebiete der oceanischen Schiffsfahrt in neuester Zeit gemacht haben. Und gleichwohl gelten auch heute noch die ergreifenden Worte des englischen Dichters Byron:

„Wog', o Ocean, Du dunkelblauer, wog'!
Zehntausend Kiele furchen Dich vergebens.
Wohl zwang der Mensch die Erde in sein Joch,
Du aber bist die Grenze seines Strebens.
Er nennt sich stolz den mächt'gen Herrn der Welt,
Doch sieht an Dir er seine Macht zerschellen.
Du spottest sein! und wenn es Dir gefällt,
Begräbst Du ihn im Gischte Deiner Wellen.
Er sandte Flotten ohne Zahl hinaus,
Im grimmen Kampfe sich mit Dir zu messen.
Wo sind geblieben sie? Im Sturmesbraus
Sind sie verweht, versunken und vergessen.
Du aber wogest fort! Es grub die Zeit
In Deine Azurstirne keine Falten;
Wie Gott Dich anfangs schuf, so wogst Du heut,
So wird in Ewigkeit er Dich erhalten.
Ob wilde Stürme — peitschend Deine Flut —
Am eisumstarrten Pole Dich umtosen,
Ob in des milden Südens Sommerglut
Balsam'sche Lüfte linde mit Dir kosen —
Du bleibst Dir gleich! Erhaben, mächtig, groß,
Abbild der Ewigkeit, der Schöpfung Krone —
So wallest Du — unendlich, bodenlos —
Unwandelbar von Zon' zu Zone.

Bunte Wahrheiten.

Von Alwin Römer.

Der Mangel an Takt
Bei freundem Schmerz
Weicht guter Erziehung;
Doch keine Bemühung
Scheucht, häßlich und nackt,
Den Mangel an Herz!

Wie dich die Welt will!

„Selbstbewußtsein thut nicht gut,
Setzt bei Vielen böses Blut!“
Sagen die Einen.
„Allzuviel Bescheidenheit
Bringt Dich, Freund, erst recht nicht weit!“
Andre meinen.

Digitized by Google

Zieh die breite Mittelstraße,
Miß Dich mit dem Mittelmaße:
Sei nicht feiden und nicht leinen!

Böses Kennzeichen.

Wer ständig von dem verderblichen Hauch
Moderner „Liebesgeschichten" wettert
Und die Entrüstungsscala durchklettert
Um mancher Bücher freien Gebrauch,
Der hat ganz sicher als Knabe auch
Seine Bibel nach Gift durchblättert!

Wert des Handdrucks.

Kenner wollten am Druck der Hand
Wert und Charakter des Menschen ermessen.
Seit das den Gannern im Lande bekannt,
Gleicht ihr Handdruck hydraulischen Pressen!

Ein mal ist kein mal!

„Ein mal ist kein mal" — die ganze Welt
Versteht dies Wort bei eignen Sünden;
Wenn aber der liebe Nächste fällt,
Verlangt sie schnell nach bessern Gründen!

An eine junge Frau.

Die Liebe baut Dir wohl Dein Haus,
Doch zarte Rücksicht schafft Behagen;
Geduld hilft böse Launen tragen; —
Trotz treibt den Mann verstimmt hinaus.

Irrthum.

„Am Bart erkennt man die Männer?"
Das ist ein Irrthum, Kind!
Der echte Frauenkenner
Weiß, daß die bärtigsten Männer
Oft alte Weiber sind!

Da folschi Zeug'.

A Stückl in da steirischn Gwoansprach.

Von Edelhofa der oldi Knecht, da Buidl, kimpp ins Stadtl und frogg nachn Bezirksgricht.

's grossi Haus selm afn Platz, mitn guldan zwoaköpfadn Vogl üba da Thür, sukt nar eini gehn. Ueba d Stiagn auffi; warn eh scha Leut obn in Vorzimma, sukt sih nah nidaietzn af da Bank, wurd scha grnaßn wern.

Nau, is recht. Da Buidl deaf ah richti nit long wortn. Da Deana mocht die Thür auf ins Zimmer eini. To diner sitzn und stehn Leut umanond und ban Tisch da Herr Richter, und vor eahm a Crucifix mit zwoa brinenden Kirzn liachtern.

„Voran, voran!" driskt da Richter in Knecht zua, er will mit da Vahandlung bazeitn fiati wern, morgn is Christtag. „Wie heißen Sie?" frogg er in Knecht.

„Ih?" sogg da Buidl, „wir ih hoas? Lebuid Summeregger loß ih mih schreibn".

„Wia alt sind Sie?"

„Ah na," moant da Buidl, „dàs wird nit noth sein."

„Augenblicklich sagen Sie, wie alt Sie sind!"

„Nau in Gottsnom! Holt schon a storka Sechzga. Gleim ba Siebzg. Die Zeit vageht."

„Katholisch oder Lutherisch?"

„Oba mei Gad, Herr Richter, za wos dan?"

„Wenn Sie sich unterstehen, mir noch einmal zu widersprechen, so lass' ich Sie einstecken bei Wasser und Brot!"

„Ih wir doh eppa kathulaich sein!"

„Sind Sie mit dem Angeklagten verwandt, verschwägert oder in Diensten?"

„Ih?" sogg da Buidl, „mit wen? Mit den do? Oba Herr Richta, wo denkn s dan hin?"

„Eriparen Sie sich solche Bemerkungen! Erheben Sie die Hand und schwören Sie!"

„Jo — zwegn we dan? Zwegn we dan schwürn? Wawegn so wos!"

Da Richta springg auf und schreit: „Arretieren lass' ich Sie, wenn Sie nur noch ein einzig Wort Gegenrede haben! Die Hand heben Sie auf! Sagen Sie es nach: Ich schwöre!"

„Ech schweere!"

„So wahr mir Gott helfe!"

„So wahr mir God helfe!"

„Alles zu berichten, was ich weiß!"

„Alles zu berichtn, was ih weis."

„Nichts zu verschweigen."

„Nir zu verschweign".

„Die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen."

„Die Wohrheit und nir as die Wohrheit zu sogn."

„Amen."

„Amen."

Digitized by Google

„Nun, was haben Sie zu sagen?“

„Jo,“ sogg da Buidl, „an schön Gruas va mein Baurn, von Edlhofer, und er liaßad bittn, wan an da Herr Bezirksrichter die Ehr schenkn möcht, morgn zu mittog af an Löffl Suppn . . .“

„Wa—a—s!“ schreit da Richter, „und Sie sind kein Zeuge?!“

„Cha go nit. Hon jo nit ausredn dürfn. Ih bin da Knecht von Edelhofer und wir ih mit meina Poßt in Herrn Bezirksrichta nochgfrogg hon, nun, do hot mih da Deana do eina gwiesn. — Ausgricht't hon ihs. Hiaz schan ih, daß ih wieda weida kim.“

Bücher.

Ueber Dialectforschung.

Vom Germanisten Dr. J. W. Nagl, der schon mehrere Schriften über den niederösterreichischen Dialect verfaßt hat, und dessen löbliches Streben dahin gerichtet ist, zwischen der abstracten Gelehrsamkeit und der volksthümlichen Literatur eine organische Verbindung durch die Dialect- und Volksforschung herzustellen, liegt uns heute eine Abhandlung **„Ueber den gegenwärtigen Stand der baierisch-österreichischen Dialectforschung** mit Excursen über die parallele Dialectdichtung und verwandte Literaturzweige“ vor, die im Verlage des Vereines für Landeskunde in Niederösterreich erschienen ist.

Diese Abhandlung soll einem größeren Werke, der „Grammatischen Analyse des niederösterreichischen Dialectes“ als eine Art Geleitbrief dienen und um ein gründliches Urtheil über des geehrten Verfassers Bestrebungen abgeben zu können, wäre es eben nothwendig, das größere Werk zu Grunde zu legen. Uebrigens zeigt auch schon die Abhandlung unzweideutig einen soliden Fond von Gelehrsamkeit und Kenntnis der einschlägigen Literatur, ja, es scheint sogar, als ob die Masse des Stoffes, der dem Verfasser zu Gebote steht, auf seine Darstellung drücke und ihn zu „Excursen“ und Notizen manchmal auf Kosten der Klarheit und der Form der Abhandlung verleite. Sofern aber Nagl das Gebiet der Dialectforschung verläßt, müssen wir seinen Ausführungen mit einigem Mißtrauen begegnen. Die Anschauung Nagls über Dialectforschung ist gewiß treffend, und wenn er vorerst die Forschung nach Ganen vertheilt wissen will, so können wir diesem Wunsche nur beipflichten, hoffend, daß es kein frommer Wunsch bleibe. Manchmal scheint er aber zu weit zu gehen, besonders wenn er einen Unterschied in der Aussprache (zur Bezeichnung der Schärfung oder Härtung) durch Buchstabenverlängerung, des s in ein ſ oder das z in ꝛ, vorschlägt, oder wenn er, um die „natürliche Bedeutung der im Satztone sich zeigenden Modulationen richtig zu erfassen, die im Tone ebenfalls wechselnden Empfindungsklänge der Thiere (besonders der Hunde) heranziehen“ will. Viele allgemeine Bemerkungen sind scharfsinnig, so z. B., daß die Einheitsbestrebungen der Deutschen der Dialectforschung abträglich waren, und daß sich erst jetzt nach vollzogener Einigung das allgemeine Interesse mehr und mehr, u. zw. gefahrlos, den Dialecten zuwendet. Allerdings mögen bedeutende Dialectdichter das Meiste dazu beitragen. Aufrichtig müssen wir auch das Bestreben des Verfassers begrüßen, die Dialectliteratur auf sichere wissenschaftliche Basis zu stellen, wodurch am Besten dem Dilettantismus in der Dialectliteratur, die sich zumeist dem fachmännischen Urtheile des Kritikers entzieht, gesteuert wird. — Sobald uns das größere Werk vorliegt, werden wir die Bestrebungen Nagls auf Dialect-grammatischem Gebiete eingehend würdigen. —tt—

—

Josef Viktor von Scheffel. Sein Leben und Dichten von Alfred Anhemann.

Dieses im Verlage von Scheffels Werken (Bonz & Comp. Stuttgart) erschienene Buch wird manchem Scheffelianer manches Neue erzählen. Das Bild, welches sich das deutsche Volk von diesem seinem Lieblingsdichter gemacht hat, erhält durch das genannte Werk eine befremdliche Färbung. Obzwar in der Einleitung behauptet wird, daß Scheffel einer der allergrößten, jedenfalls der deutschesten Dichter gewesen sei, ein Genie, das kaum wieder geboren werde, fliegt uns im Verlaufe des Buches nebst Erfreulichem so viel des Gewöhnlichen und Unbehaglichen an, daß einem um den ursprünglichen Eindruck nachgerade leid wird. Wir erfahren vor Allem, daß der Verfasser des „Gaudiamus“ im Grunde ein recht sauertöpfischer Geselle war. Ein Wesentliches jedoch ist, daß die Ansicht, als sei Scheffel ein „Süffling“ gewesen, entschieden widerlegt wird. Unsere jungen Leute, die in Scheffel gerne ihren Saufheiligen verehrt hätten, müssen sich also bescheiden. — Nachdem man das 364 Seiten starke Buch zu Rande gelesen, hat man die Empfindung, als wäre uns das innere und intime Leben des Dichters und Menschen doch nicht offenbar geworden. Gewiß, es sind mancherlei interessante Sachen, die hier mitgetheilt werden, aber es scheint, als wären dieselben zufällig erhascht worden. Authentische Quellen über Wichtiges und Wichtigstes aus Scheffels Leben standen wohl nicht in gewünschtem Maße zu Gebote. Es hätte mit dieser Biografie gewartet werden sollen auf das Erscheinen des vorhandenen Nachlasses und

Digitized by Google

auf die Privatladen, die sich vielleicht doch für solche Zwecke noch öffnen werden. Das Buch ist etwas schülerhaft geschrieben, aber die fleißige Arbeit, die in demselben steckt, muß anerkannt werden. Es ist eben nicht leicht, die Biografie eines bedeutenden Mannes zu schreiben; die Begeisterung für ihn ist dazu nothwendig, aber sie allein genügt nicht. Immerhin ist das Buch, welches der Verleger mit mehreren Bildern des Dichters, seiner Mutter und seiner Wohnhäuser, sowie mit einem Faksimile geschmückt hat, für die zahllosen Verehrer des Verfassers des „Ekkehard" von vielem Interesse. M.

Aus den Memoiren eines Wickelkindes. Vertrauliche Mittheilungen von Julian Weiß. (Leipzig. A. Unflad.)

Dieses Buch ist reich an Witz, entbehrt aber des deutschen Humors. Es gibt viele Menschen, denen das Kind noch heilig ist und die ein unbehagliches Empfinden haben müssen, wenn demselben moderner Witz, der oft nicht frei von Frivolitäten ist, in den Mund gelegt wird. Ihres Heine'schen Geistes wegen werden diese „Memoiren" wahrscheinlich viele dankbare Leser finden. Als Beispiel von dem Geiste des Buches seien hier des Säuglings erste Lieder (Elegien) angeführt. Dieselben sind, wie das Kind selbst darthut, „gedichtet unter dem Eindrucke des schweren Verlustes, als man mir meine erste Amme nahm."

Durst.

Wär' ich der König von Thule,
(Leider ach, kann ich's nicht sein.)
Goldene Becher besäß' ich,
Goldene Becher voll Wein!

Wär' ich der alte Gambrinus,
Oder auch nur sein Portier,
Riesige Fässer besäß' ich,
Riesige Fässer voll Bier!

Wär' ich Leander der Schwimmer,
Wahrlich das wär' keine Pein;
Schwämme durch süßeste Wasser,
Könnte nicht durstig mehr sein.

Romeo möcht' ich wohl heißen
(Kennt Ihr den Mann aus der Schrift?)
Romeo war einmal durstig,
Trank jedoch bald darauf — Gift.

Ewige Götter im Himmel!
Nahmet die Milch Ihr mir hier,
Labet mich wenigstens trinken:
Gift! . . . oder Wasser und Bier.

Stillet den Durst der im Magen
Brennt — wie vor Kampflust ein Heer —
Eimer des Thee's der Kamillen
Sind nur ein Tropfen im Meer.

Eimer des Thee's der Kamillen
Heißen mir leider nicht. Nein!
Wahrlich, sie sind wie ein Tropfen
Fallend auf glühenden Stein.

Eimer des Thee's der Kamillen
Haben den Magen gefüllt.
Nimmermehr haben dieselben
Aber den Durst mir gestillt.

Höret mich, ewige Götter!
Neigt mir ein gnädiges Ohr!
Durstig fürwahr wie ein Badschwamm
Schrei' ich zum Himmel empor:

Gebet mir wieder die Amme,
Die ich vor Kurzem verlor.
Jubelnde Lieder ich sing' Euch,
Dankend im höchsten Tenor . . .

Könnt Ihr die Amme nicht schaffen,
Sie mir nicht geben zur Stund',
Leitet dann doch die — Milchstraße
Mir in den durstigen Mund.

Besänftigung.

Ich klagte und ich weinte,
Der Doctor kam dazu.
„Ach, geben Sie," so sagt er,
„Ihm Milch von einer Kuh."

O, lieber, alter Doctor,
O welch ein Ochs bist Du,
Denn nur ein Kalb nimmt vorlieb
Mit Milch von einer Kuh!

Mit der Tonsur. Geistliche Novellen von Emil Marriot. Zwei Bände. (Berlin. F. A. P. Lehmann.)

Diese Novellen verdienen unbedingtes Lob, das wohl kaum von irgend einer Seite wird angezweifelt werden können. Es ist erstaunlich, wie tief diese junge Dichterin in das Leben und seine Abgründe geblickt hat und mit welcher Genialität sie uns ihre Gestalten vorzustellen weiß. Herber Realismus und echt menschliche Herzenswärme kennzeichnen den Geist des Buches. Die Verfasserin ist eine gläubige Katholikin, schildert den Priester aber ohne jegliche Tendenz menschlich als Menschen. Wir haben wenige Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die so gesund und wahr und interessant zu erzählen wissen, als Marriot. Und wenn sie uns das Weib zeigt, ungeschminkt und unentstellt, so sehen wir oft höchst Ueberraschendes und müssen doch zugeben, daß alles wahr ist. „Anathema sit" heißt eine der Erzählungen, die uns ganz mit dem phänomenalen Talente Marriots vertraut macht; diese markige Charakterzeichnung, dieser meistervoll geführte Gang der Handlung bis zur Katastrophe, kann, so dünkt mich, kaum übertroffen werden. Es gereicht mir zur wahren Freude, auf Marriots Priesternovellen „Mit der Tonsur" aufmerksam machen zu dürfen. R.

Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi von Lew. Wallace. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1888.)

Dieses Werk ist aus der Schule und dem Verlage Georg Ebers. Doch eine ganz außergewöhnliche Erscheinung in der Romanliteratur. Jesus Christus gehört mit zu den handelnden Personen, und zwar genau der Christus der Bibel. Wie die Geschichte des Juden Ben Hur den biblischen Ereignissen angepaßt und

Digitized by Google

mit denselben kunstvoll verschmolzen ist, das zeigt die ganze Meisterschaft des Verfassers, welcher, nebenbei bemerkt, die Stelle eines Generals der nordamerikanischen Bundesarmee bekleidet. Es bleibe dahingestellt, ob diese Erzählung einerseits das christliche Gemüth, andererseits den historischen Sinn des Lesers befriedigt — nichts destoweniger ist sie ein grosses, und wir glauben, nicht unwahres Sittengemälde Jerusalems und Rom's zur Zeit Christi. Der Nimbus, welcher von der hehren Gestalt ausgeht, durchleuchtet und durchwärmt das ganze Werk und weiht auch jene Theile desselben, die dem Interesse des Lesers sonst ferner stehen. — „Ben Hur" ist aus dem Englischen von B. Hammer trefflich übersetzt.
M.

Der Nachtwächter von Ellrich von Fritz Peter (Dresden. C. C. Meinhold & Söhne 1887).

Am Fuße des Harzes in der Nordhäuser Gegend liegt die kleine Stadt Ellrich, in der der Dichter Goecking von 1770 bis 1786 lebte, liebte und sang. In diesem Städtchen und seiner nächsten Umgebung spielt in den Jahren von 1800 bis 1820 die vorliegende gemüthvolle Geschichte, deren Personen geschickt um die Gestalt des alten Nachtwächters Demut gruppirt sind. Sie ist ein Stück echt deutschen Volkslebens aus der Heimat des Verfassers, der mündliche Ueberlieferungen mit freierfundenen Zügen zu einem kleinstädtischen Charakterbilde auf welthistorischem Hintergrunde verband. Im ersten Theil sehen wir mit Schmerz die unseligen Folgen der deutschen Kleinstaaterei und der Erziehung des Volks zum Separat-Patriotismus, im zweiten spielen die Lichter und Schatten, die nach der Schlacht bei Leipzig von der Weltbühne her in das Leben und Treiben der kleinen Harzstadt fallen. Der Verfasser versteht zu erzählen, und es mag manchen Leser geben, der da meint, er erzähle nur, um ihn zu unterhalten; ein anderer aber wird es leicht empfinden, wie er es in Ernst und in Scherz so recht eigentlich auf das Innerste des Menschenherzens abgesehen hat, das er selbst so vortrefflich kennt und dessen Falten und Fältchen er mit der siegreichen Gewalt seiner schlichten Ausdrucksweise so vortrefflich bloßzulegen versteht.
Bth.

Das schwierige Problem. Humoreske von J. H. Detmold. Illustriert von E. Klein. (Robert Lutz, Stuttgart.)

In dieser lustigen Geschichte führt uns der Verfasser in den Kunstverein einer Residenz ein und läßt uns einer Sitzung desselben beiwohnen, in welcher über einen höchst gelungenen Gegenstand verhandelt wird. Es tritt in der Zeichnung der in der Debatte auftretenden Personen der natürliche Witz des Verfassers ebenso hervor, als in der Debatte selbst der feine Spott desselben über viele unserer gesellschaftlichen Gewohnheiten und vor Allem über unsere Vereinsmeierei. (D. A.)

Mathias Sandorf. Von Julius Verne. Autorisierte Ausgabe. Drei Bände. (Hartleben. Wien.)

Julius Verne hat bisher kein Buch geschrieben, dessen Inhalt eine ebenso meisterhaft durchgeführte Romanidee aufweist, wie „Mathias Sandorf". Zuerst will es scheinen, als ob der Verfasser ein gefährliches politisches Gebiet betrete. Sein Held ist ein ungarischer Magnat, der nichts Geringeres im Sinne hat als die Losreißung seines Vaterlandes von Oesterreich. Doch diese Episode bildet nur die Unterlage zu dem Roman à la Monte-Christo, der diesem berühmt gewordenen Buche an Spannung und an einer Fülle von dramatischen Conflicten nichts nachgibt. Die Handlung spielt zunächst in den österreichischen Provinzen längs des Adriatischen Meeres.
V.

Die Leute aus der Lindenhütte. Niedersächsische Dorfgeschichten. Für große und kleine Leute erzählt von Heinrich Sohnrey. (Bernberg. J. Bacmeister.)

Dieses Büchlein haben wir nach eigener Durchsicht Lesern verschiedener Stände, besonders Bauern, Handwerkern und Kindern in die Hand gegeben und die angenehme Erfahrung gemacht, daß es allenthalben in hohem Grade angesprochen hat.
M.

Linguistisch-historische Skizzen und Bilder aus der deutschen Steiermark von Dr. Adalbert Kupferschmied. (Karlsruhe. Gebr. Pollmann 1888.)

Diese Sammlung ist vor Allem liebenswürdig durch den warmen Hauch edler Heimatsliebe, welcher sie durchweht. Es sind Plaudereien über Dorf und Wald, über bestimmte Ortschaften, Berge und Thäler, Denkmale und Wahrzeichen — Aufsätze, die sich trotz ihrer anspruchslosen Weise oft bis zu wissenschaftlichem Werth erheben. Wenn einzelne Capitel lediglich locale Bedeutung haben, so sind wieder andere von allgemeinem Interesse, von welch letzteren ich „Am Bettelbauerhof" und den „Pfarrherrn von der Mürz" besonders erwähne. — Der Verfasser will sich im Vorwort entschuldigen, daß er das Büchlein habe erscheinen lassen, als Milderungsgründe führt er an: „ein bisher von jedem sonstigen literarischen Frevel reines Vorleben, reuiges Geständniß und Besserung". Wenn auf die

Digitized by Google

Klarheit des Styles etwas mehr Sorgfalt gelegt wird, dann hat der Autor nicht die mindeste Ursache, das Erscheinen seiner Schriften zu entschuldigen. R.

Von Wien an die Adria nach Triest und Fiume. Reisebilder in gemüthlichen Reimen von Heinrich Littrow. (Wien. Wallishauser Buchhandlung.)

Dieses mit vielem Geist und Humor ausgestattete Werkchen des beliebten Seepoeten ist besonders den Reisenden der genannten Strecke zu empfehlen. Es ist gleichsam ein metrischer Bädeker; doch anstatt daß dieser zu den sehenswürdigsten Gegenständen Steruchen zeichnet, machen wir sie zu manchem seiner Gedichte. M.

Fremdländisches und Einheimisches Erziehungsleben und Bildungswesen von Dr. Ewald Haufe. Bibliothek des „Familien-Wochenblatt". (Zürich. Schröter und Meyer.)

Eine für Erzieher deshalb interessante Schrift, weil sie die Erziehungsarten darstellt, welche in verschiedenen Staaten Europa's, als in Frankreich, Italien, England, Rußland und Deutschland üblich sind. M.

Die Erde in Karten und Bildern. (Wien. A. Hartleben.) Bisher 10 Lieferungen ausgegeben.

Nachdem die ersten 4 Lieferungen den physikalischen Theil der Erdkunde erschöpft haben, tritt das Werk mit der 5. Lieferung in die eigentliche Staatenkunde ein und beginnt dieselbe in der 7. Lieferung mit der politischen Geographie unseres Erdtheiles, im Besonderen mit Westeuropa. An Karten sind beigegeben: Böhmen, Mähren und Schlesien, die wichtigsten Südsee-Inseln, das nördliche Asien, Centralamerika, die Pyrenäenhalbinsel und Polansichten der Erde. Lehrer erhalten — soweit sich der Gesammteindruck des Werkes überschauen läßt — für den geographischen Unterricht eine wirksame Anlehnung für ihre Vorträge, Politiker und Zeitungsleser über die verschiedensten Dinge präcise Aufklärung, Studirende, und überhaupt Jedermann, die beste Orientirung über geographische Fragen. V.

Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen.

Diese neue auf den handschriftlichen Nachlaß gegründete Gesammtausgabe wird in dem Verlage von Hermann Köhlau in Weimar in vier Abtheilungen erscheinen: I. Abtheilung: Goethes Werke, 50 Bände, II Abtheilung: Goethes naturwissenschaftliche Schriften, circa 10 Bände, III. Abtheilung: Goethes Tagebücher, IV. Abtheilung: Goethes Briefe.

Die Krankenpflege in der Familie. Herausgegeben von Dr. F. Kiesewetter. (Troppau. E. Zenker.) Dasselbe gibt über die Krankenpflege ausführliche Belehrung und treffliche Rathschläge; man ersieht daraus, inwieweit man sich vor Krankheiten schützen kann, wie der Kranke sachgerecht zu behandeln ist, was er essen oder trinken darf, in welcher Weise die Arzneimittel anzuwenden sind u. s. w. Das Material ist ein ungemein reichhaltiges. V.

Das ausgezeichnete Werk: **„Von der Ostsee bis zum Nordcap**, eine Wanderung durch Dänemark, Schweden und Norwegen" von Ferdinand Krauß (Verlag Rainer Hosch) ist bereits bis zur 19. Lieferung erschienen.

Ferner dem Heimgarten zugegangen:

Thatsachen und Theorien aus dem naturwissenschaftlichen Leben der Gegenwart. Von Prof. Dr. Ludwig Büchner. (Berlin. Allgem. Verein für Deutsche Literatur.)

Weltmoser. Tragödie in fünf Aufzügen von A. V. Kottowitz Edler von Kortschak. (Leipzig. Otto Wieweg.)

Lazarus von Bethanien. Christliches Trauerspiel in 5 Aufzügen von Robert Hugo Hertzsch. (Leipzig. Gustav Fock.)

Die Bregenzer Klause. Schauspiel in 5 Akten von Hermann Lingg. (München. Theodor Ackermann. 1887.)

Mit schönen Frauen. Novellistische Gespräche von Oskar Welten. (Berlin 1887. Wilhelm Issleib.)

Im Weichbilde des Bären. Berliner Skizzen von Paul Lindenberg. (Berlin. J. L. V. Laverrenz. 1887.)

Sagen der alten Griechen. Von R. Schneider. 2. verbesserte Auflage von G. Chemnitz. (Leipzig. Wilhelm Opetz.)

Mein Lenz im Liede von Siegfried Martin Laugen. (Berlin. J. Zenker. 1887.)

Aus der Jugendzeit. Sammlung echter deutscher Kinderlieder alter und neuer Zeit, zusammengestellt von Dr. Gunther-Alexander Saalfeld. Mit Abbildungen. (Danzig. Franz Axt. 1888.)

Trümmer aus dem geistigen Leben eines Geschiedenen. Von P. Raph. Turko. (Berlin. Friedrich Luckhardt. 1887.)

Digitized by Google

Ist „Macedorns", ein Schauspiel Shakspere's? Von Emil Soffé (Carl Winter. Brünn.)

Eghalandrisch's. Schwank und Schnaugn von Hans R. Krauß und G. R. Dümmel. (Eger. A. C. Witz. 1887.)

Eduard Engel, Geschichte der französischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Zweite, umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage. Erste Lieferung. (Verlagsbuchhandlung B. Elischer. Leipzig.)

Kleines Vegetarisches Kochbuch für Junggesellen und andere einzelstehende Personen. Nebst einem Anhange: „Gesundheitsregeln" von Carlotto Schulz. Revidiert von Dr. med. Liepelt. (Max Breikreuz, Verlagsbuchhandlung. Berlin.)

Buch der Gesundheit. Rathschläge zur Erhaltung der Gesundheit und Verhütung von Krankheiten, sowie zur Behandlung derselben bis zur Ankunft des Arztes von Dr. A. Kühner, prakt. Arzt. Erstes Heft. (Stuttgart. Gebrüder Knauer.)

Von den Productionsstätten des Weihnachtsmarktes. Von Karl Bücher. (Basel. Beno Schwabe. 1887.)

Schorers Familienblatt. 1887/88 Salonausgabe. (Berlin. J. H. Schorer.)

Zeitschrift für deutsche Sprache. Herausgegeben von Dr. Daniel Sanders. (Hamburg. J. F. Richter.)

Hebels Rheinländischer Hausfreund für das Jahr 1888. (J. Lang. Tauberbischofsheim.)

Deutscher Landeskalender mit lehrreichen Erzählungen, lustigen Schwänken und vielen Bildern für das Jahr 1888. (J. Lang. Tauberbischofsheim.)

Weg-Markirungen in der Umgebung von Cilli. Herausgegeben vom Comité zur Hebung des Fremdenverkehrs in Cilli.

Export-Journal, internationaler Anzeiger für Buchhandel und Buchgewerbe. Leipzig. Grimmaischer Steinweg 3.)

Monumental-Plan der Haupt- und Residenzstadt Wien. Vom Arsenal bis zum Kahlenberg — von der Sternwarte bis zu den Kaisermühlen. (Wien. Carl Gerold's Sohn. 1887.)

Schulbericht des Presbyteriums der evangelischen Kirchengemeinde, Augsburger und Helvetischer Confession in Graz über das Schuljahr 1886/87. (Graz 1887. Verlag des Presbyteriums der evangelischen Kirchengemeinde.)

Postkarten des Heimgarten.

⨯⨯ Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

Falls — wie es bisher so oft geschah — Nachdruck meiner Aufsätze aus dem Heimgarten beliebt wird, bitte ich sehr, sich vorher mit mir oder der Verlagshandlung ins Einvernehmen zu setzen. Eigenmächtige Nachdrücke ohne Quellenangabe müßte ich rücksichtslos verfolgen.

Rosegger.

K. T., Berlin: Es wird ja in Ihrer nächsten Nähe ein Blatt herausgegegeben, wie Sie es wünschen. Die illustrierte Halbmonatsschrift „Deutsche Post" (Berlin) deckt Ihr politisches und Ihrer Frau literarisches Bedürfnis. Das Blatt ist deutsch-national in gutem Sinne.

J. M. M., Warnsdorf: Die Ehe zwischen einem Husarenwachtmeister und einer Pastorstochter? Unmöglich ist der Stoff nicht, doch schwierig zu behandeln.

F. F., Wien: Eine neue Leseart unserer Zeitungen ist folgende: „Die Studenten von... (der ...) sind bei dem Commerse oder in der Aula ꝛc. ganz und voll erschienen." Das erste dieser Wörter ist überflüssig, das zweite kann mindestens bestritten werden. Daß der Student, wenn er überhaupt erscheint, ganz erscheint, nicht etwa zum Theile, ohne Kopf, ohne Hand oder Fuß u. s. w., ist selbstverständlich, und daß er voll erscheint, ist eine Verleumdung, die nur in höchst seltenen Ausnahmen begründet sein mag. Wir haben also in Ihrem Aufsatze das dort viermal vorkommende verleumderische „ganz und voll" gestrichen.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Digitized by Google

2. Heft November 1887. XII. Jahrg.

Martin, der Mann.

Eine Erzählung von P. K. Rosegger.

Erstes Buch:

Juliana.

(Fortsetzung.)

Endlich waren die Feste verrauscht und die Leute kehrten in das Geleise ihrer täglichen Gewohnheiten und Verrichtungen zurück. Auch die Regierungsangelegenheiten giengen wie sie giengen, zumeist in bester Absicht betrieben, und doch immer Unzufriedene findend. Die Königin arbeitete fast ununterbrochen, um sich den nöthigen Ueberblick über Alles zu verschaffen und über das, was sie zu unterschreiben und zu verantworten hatte, sich ihr eigenes Urtheil zu bilden. Denn eigentlich war Alles, was ihr unter die Augen und unter die Feder gerückt wurde, schon fix und fertig und sie hätte sich demnach das „Regieren" sehr leicht machen können, bis sie dem Kanzler einmal, zwar lächelnd, aber darum nicht weniger ernst, die Bemerkung machte, sie habe nicht allein eine Hand, die ihren Namen schreiben, sie habe auch einen Kopf, der erwägen könne. Diese zarte weiße Hand hielt die Zügel strammer, als man es ihr zugetraut hatte.

Die wenigen Stunden der Erholung brachte Ihre Majestät im Baumgarten zu, hegte junge Pflanzen, angelte im Weiher, oder saß auf einer sehr einsamen Bank und hörte dem Gesang der Vögel zu. Eines Abends, da die Vögel nicht mehr sangen, auf den Wipfeln der Eichen und Ulmen aber noch der Sonnenschein lag, ließ sich die Königin Schreibzeug an einen Gartentisch bringen und schrieb in ihrer kleinen zierlichen Schrift einen Brief an die Freundin Marie Baumgartner.

Obwohl, wie wir sahen, die arme

Digitized by Google

Häuslerin in ihrem Schreiben von der Königin förmlich Abschied für das Leben genommen hatte, so entspann sich doch allmählich ein Briefwechsel zwischen den beiden Frauen, der merkwürdig ist, und von dem wir über das Leben und Wirken der jungen Fürstin auf das Unmittelbarste und Anmuthigste unterrichtet werden.

Briefwechsel zwischen der Königin und der Bäuerin.

Schloß am Hofe.

Meine liebe, gute Freundin!

Den Abschied, welchen Du mir ertheilt hast, kann ich nicht annehmen. Wenn Du, liebe Maria, der kleinen Juliana noch einige Freundschaft bewahrt hast, so bitte ich Dich: erlaube mir, daß ich Dir manchmal schreiben darf und schreibe auch Du mir, wie Dir um's Herz ist. Laß Dich nicht zurückschrecken von der Krone, die ich tragen muß, ja eben darum mußt Du mir treu bleiben. Glaube mir, die Könige sind arm an Freunden, bettelarm, und wer ihnen schmeichelt, der thut es aus Freundschaft für sich selbst. Ich will übrigens ja nicht undankbar sein, ich habe manche Menschen um mich, die mir wohlwollen. Besonders eine Gräfin Baldriani ist, die mir Alles zu ersetzen sucht, was ich verloren habe, und in der That auch Manches ersetzt. Doch sind die Geselligkeiten und Unterhaltungen hier ganz anderer Art, als daheim im lieben Timerthale. Da wird gefahren, geritten, auch fechten muß ich lernen, was sehr drollig ist, wenn ein Weib den Spieß in der Hand hat. Es wird Musik gemacht, man spricht viel Französisch und Englisch, und zwar über Wettrennen und Jagden; wenn ich mit der Gräfin Baldriani allein bin, so plaudern wir auch über Modekleider, Stadtereignisse, und selbst über Schauspiele und Bücher. Wenn ich aber zu ihr sprechen will, wovon mein Herz voll ist, von meiner Jugend auf dem Lande, von Garten und Wald und den Landleuten, da wird sie zerstreut und will das Gespräch auf Anderes lenken. Meine Mutter ist auch häufig um mich, spricht aber gar nicht gern vom Land, was ich ihr nicht verdenken kann, weil sie eine ältere, auf Bequemlichkeit haltende Frau ist, die ihre schönste Lebenszeit ja in der großen Stadt zugebracht hat und erst nach dem Tode des Vaters auf Edenstein gezogen ist. So siehst Du wohl, Marie, wie nöthig ich Dich brauche. Laß den Verkehr mit Dir meine Labnis sein, und so wie ich weiß, daß Du meine Briefe an Dich nicht viel aufzeigst, damit unser Verkehr nicht beneidet und gestört werde, so will auch ich Deine Briefe in Ehren halten und immer lesen, wenn ich kleinmüthig bin und Heimweh habe. Jetzt ist es ja schon bald zehn Jahre, seit wir miteinander bekannt sind, und ich denke mir, daß zwei Menschen, die so lange Zeit in diesem Leben voller Lieb und Treue nebeneinandergegangen sind, sich nie mehr ganz trennen können und dürfen. Erinnerst Du Dich noch an den ersten Tag? Ich war ein kleiner Wildfang. Ein Knecht hatte aus dem Walde eine junge graue Wildtaube in das Schloß gebracht und mir geschenkt. Aber als die Taube größer wurde, wollte sie im Schloßhof nicht mehr bleiben und der Knecht stutzte ihr die Flügel, damit sie nicht fortfliegen konnte. Mein guter Nikolaus Abraham verdarb mir aber die Freude, weil er mir den traurigen Zustand des verstümmelten Thieres vorstellte, wie es kümmerlich auf der Erde forthüpfen müsse gleich einer Heuschrecke und ihm sein Lebenselement, die freie Luft, versagt sei. Da versprach ich dem Lehrer, wenn der Taube die Flügel wieder wüchsen, so solle sie fliegen. Eines Tages hüpfte das Thier zum offenen Thor hinaus und über die Wiese hin. Ich lief ihm nach, um es einzufangen, weil ich es doch ohne die vollen Flügel nicht fortlassen durfte. Es fluderte gegen

Digitized by Google

das Haselgebüsch hin, ich ihm nach, es lief in den jungen Lärchenwald, in's Getanne hinauf, über die Heide hin, gegen das Scharnthal hinab, ich ihm durch Dick und Dünn immer nach, bis ich es aus den Augen verlor. Als ich sah, daß mir die Taube verloren war, wollte ich heimkehren, fand aber die Richtung nicht mehr. Mit zerrissenen Kleidern und blutender Haut irrte ich im Walde umher, kam in hohes Heidekraut; Eidechschen sah ich unter meinen Füßen wuseln, eine Kröte sah ich, doch fürchtete ich mich nicht, weil mein Lehrer oft gesagt hatte, diese Thiere seien nicht schlimm und man müsse einen angeborenen Widerwillen gegen sie, der im Menschen wohne, zu überwinden suchen. Aber als sich zu meinen Füßen eine große braune Natter ringelte, da faßte mich ein Entsetzen, daß ich zu laufen begann und so lange lief, bis ich erschöpft hinfiel und liegen blieb. Als ich mich wieder etwas gesammelt hatte und um mich sah, umgab mich eine ganz fremde Gegend. Hinter den starren Wipfeln alter Bäume standen blaue Berge, die ich noch nie gesehen hatte, der Boden war sumpfig und um mich standen hohe Binsen mit ihren weißen Wollbüscheln. Ich merkte, daß die Nacht nicht mehr ferne war und begann um Hilfe zu rufen. Maria, und da stand plötzlich ein schönes, liebes Mädchen vor mir, ein wenig größer als ich, das hatte einen Korb mit Erdbeeren und im Sack ein Stück Brot, und lud mich ein, ich sollte nur ruhig sein und essen. Du weißt es ja doch noch, und wie Du mich in Dein Haus geführt hast, und wie Deine Mutter mir neben Deinem Lager ein weißes Bett bereitet hat, und wie sie die halbe Nacht lang gieng, um es auf Edenstein, wo mich schon Alles mit Angst gesucht hatte, zu berichten, wo ich wäre. Von diesem Tage an sind wir häufig zusammengekommen und wenn Du Dich auch nur sehr selten auf's Schloß locken ließest, so habe ich Dich besucht, wir haben zusammen Blumen gepflückt, Beeren gesammelt, gescherzt und gesungen. Und weißt Du noch, wie wir unter den Ahornen einmal Königin gespielt haben? Du hast mir aus Reisig eine Krone geflochten und auf's Haupt gesetzt, und eine sehr große Fichtenrinde vom nahen Holzschlag war der Purpurmantel, den ich auf der Achsel tragen mußte und den Du mir nachschlepptest, weil Du der Edelknabe warst. An das denke ich oft, wenn ich jetzt ein Kleid anhabe, an welchem mir Pagen die Schleppe tragen. Es war wohl eine schöne Zeit, Marie, und so sind wir zwei aneinander gewachsen, und wenn Du noch einmal Miene machst, mich abzuschütteln, so halte ich Dir vor, daß ich damals im Walde gestorben wäre, wenn Du mich nicht aufgehoben hättest, und Du magst noch Gott danken, daß ich Dich nicht in die Stadt bringen und in diesem Palast mit Seiden behängen lasse. Bleibe in Deinem stillen Paradiese bei der Einfachheit und bei der Arbeit. Ich kenne Dich und werde Dich mit königlichen Gnaden nicht niederdrücken; wenn ich Dir nur das geben und sein kann, was Dein liebes Herz und Deine brave Familie wert ist, dann werdet Ihr keine Noth und Sorgen haben. Deinem Peter lasse ich sagen, ich würde einmal nachsehen kommen beim Forsthause im Scharnthal, wie er zimmern kann. Und damit der kleine Franzel meine Nase, die er so oft in der Hand gehabt hat, nicht ganz aus der Erinnerung verliere, schicke ich ihm hier einen gemalten Kopf von mir. Heute muß ich schließen, lasse nicht allzulange auf ein gutes Wort warten

Deine
Juliana.

Dorf Friedau.

Meine liebe Königin!

Das hätte ich mir wohl nie und im hintersten Herzenswinkel nit zu denken getraut, daß ich geringe Person mit unserer Königin einmal so sollt stehen dürfen. Wann Du's so haben willst, ich nehm's in Demuth an. Du

Digitized by Google

kennst mich ja und mußt auch meine Unschicklichkeiten und Fehler aushalten und wenn ich Dir schreiben darf, wie mir um's Herz ist, so werde ich die Worte nit viel anschauen und nit denken, daß ich mit der Königin rede, sonst müßt Eins vor lauter Ehrerbietigkeit ganz dumm werden. Wie wir das Bild von Dir gesehen haben, haben wir lachen müssen, und mit nassen Augen, vor lauter Aehnlichkeit. So freundlich schaust uns an, daß man meint, jetzt und jetzt geht der Mund auf und spricht: Grüß Euch Gott, Baumgartnerleut! Hast Dich auch gar nit verändert, es ist zum Verwundern! Und der mordsprächtige Rahmen, da hast Du Dir unsertwegen wohl viel Kosten gemacht. Ich hab das Bildnis im Kasten aufbewahren wollen, daß es schön bleibt, aber der Peter hat gesagt: was hilft uns die Katz in der Butten, und wenn die Juliana bei uns sein will, so will ich sie auch sehen, und hängt das Bild an die rußige Wand neben die Muttergottes hin. Und wann der Franzl recht brav ist, aber da muß er schon höllisch brav sein, so heben wir ihn hinauf und er darf die Muhme Juliana mit der Hand streicheln. Oft ist die ganze Stuben voller Leut, und schauen die Königin an. Ich muß mich oft heimlich eine dumme Trulle, eine Letschen und Bauerntrampel schimpfen, daß ich mich vor der Hoffart erwehren kann. Und wie die Leut jetzt auf einmal zuthunlich sind zu mir und von Jedem kann ich Alles haben und bin gern gesehen wo ich hinkomm, und Alles Deinetwegen. Jetzt verstehe ich schon, warum Alle auf die fürstlichen Auszeichnungen so versessen sind, weil man sich viel besser steht mit den Leuten. Aber wann das so fortgeht mit dem Angaffen, so werde ich Dich doch noch in den Kasten thun. Mit der Gesundheit geht's mir viel besser, seit es sonst so gut ist. Der Peter ist beim Forsthausbau Vorarbeiter geworden und er sagt, wie sie den Gleichenbuschen haben aufgesteckt, ist auf der Königin ihre Gesundheit Wein getrunken worden und jetzt haben wir's erst erfahren, daß die Scharnwaldungen und das neue Forsthaus königlich sind. Ich bin mein Lebtag nie drinnen gewest, gute fünf Stunden ist's hinein, sagt der Peter, und er kommt auch nur zum Sonntag heim. Auf dem schönen Edenstein ist es jetzt wohl sehr still geworden, wünschen nur tausendmal, daß die gnädige Frau Mutter in der Stadt recht frisch und gesund bleibt. Das große Thor hat der alte Fritz immer geschlossen und geht er auf der Schloßmauer umher, der feindlichen Ueberfälle wegen, sagt er, und hat die alten Kanonen auf der Schloßmauer aufrichten lassen. Wenn die Heufuhren und die Kornfuhren kommen, darf er doch mit dreinschießen und muß das Thor aufmachen, weswegen die Leut allemal lachen. Hier heißt's, daß Krieg werden soll und danke ich meinem Gott und Königin, daß mein Peter daheim ist. Ich glaub's nit, daß die Könige Krieg machen oder Frieden halten können, wie sie wollen, aber wann's doch einmal auf Dich sollt ankommen, so knie ich wohl vor Dir nieder und steh nit eher auf, als bis Frieden ist. Und jetzt ist es für dasmal genug und geh ich meine Kuh melken. Und was wirst Du, herzliebste Königin, jetzt machen in Deinem guldenen G'schloß!

Maria Baumgartner.

Schloß am Hofe.

Liebe Maria!

Deinetwegen habe ich heute eine Falschheit begangen und mich Unwohlseinshalber vom Hofball losgesagt. Mache mir aber kein Gewissen draus, und wenn keine größere Falschheit auf der Welt wäre als diese, dann — dann wollte ich gerne regieren. Du glaubst es gar nicht, gute Freundin, wie tapfer ich schon regiere! Anfangs haben sie mich nicht recht drantassen wollen und wäre ihnen die junge Königin gerade zu einem Aufputz recht

Digitized by Google

gewesen. Da habe ich gesagt: Edle Herren, so haben wir nicht gewettet. Etwas verstehe ich doch auch und gleichwohl es besser wäre, einige Jahre älter zu sein, in der Hauptsache getraue ich mir das Richtige auch jetzt schon zu treffen. Ich denke mir: Wenn sich der Mensch für sich selbst zurechtfinden kann, sobald er seinem Gewissen folgt, so muß dasselbe Gewissen auch für den Staat der richtige Leitfaden sein. Am unangenehmsten sind mir die Rathgeber, die Alles nur mit Schlauheit und Bücherklugheit betreiben wollen. Je größer das Reich ist, desto einfacher muß der Verstand sein, es zu regieren. Nach außen, d. h. nach andern Ländern hin, das überlasse ich dem Kanzler; was für mein Land gut ist, das weiß ich. Mir hat's im Timerthal nie gefallen, wenn die Bauersleute seidene Tücher getragen, weil sie Schafwolle und Flachs haben, aber keine Seidenwürmer. So viel habe ich gleich gesehen, das Land braucht mehr als es erwirbt, und das ist nicht gesund; das, wenn es so fortgienge, müßte uns umbringen. Wenn ich bei den Ständen und bei der Armee und bei meinen Beamten und was weiß ich, das Sparen einführen will, so muß ich natürlich in meinem eigenen Hause anfangen. Von meinen fünf Lustschlössern habe ich zwei für Schulen, eines für eine Heilanstalt und eines für eine Kunstsammlung geeignet; im fünften wohnt zeitweilig meine Mutter. Im Residenzschloß hier habe ich so viele Zimmer gehabt, daß ich drinnen das ganze Dorf Friedau und noch die Leute von Edenstein hätte unterbringen können. Ich habe mir davon vier Zimmer behalten und weiß nicht einmal, was ich mit diesen anfangen soll. Wenn ich Dir nur von den sechs Edelknaben, die ich abgedankt habe, ein paar hätte schicken können, bloß zum Ansehen, weil die bausbackigen Bürschchen in ihren engen weißseidenen Beinkleidern und ihren himmelblauen, goldverbrämten Mäntelchen, das Barettel auf den Flachslockenköpfen, gar zu nett ausgesehen haben. Andere sechs habe ich mir ohnehin noch behalten, weil sie hinter mir hertrappeln müssen, wenn ich regieren gehe. In den königlichen Marställen habe ich nicht mehr als einhundert zwanzig Pferde gefunden, auf den Schlössern, Jagdhäusern, nicht weniger als dreihundert sechzig Bedienstete mit viel Gehalt und wenig Arbeit. Und was sonst noch! Ganze Ortschaften könnten leben davon, was allein die Jagdhunde gekostet haben. Jetzt ist aufgeräumt. Und just bettelhaft geht's immer noch nicht her bei uns und von den Einkünften des Hofes und der Güter wird, so Gott will, auch noch eine ganze Familie leben können. Im Lande gibt es aber eine mächtige Partei, der es immer noch nicht recht ist und die gar keinen König haben will und der wohl wahrscheinlich auch mein seliger Oheim zum Opfer gefallen ist. Diese Partei sagt: Das Volk soll sich selber regieren und Einen wählen, der oben steht und die Macht hat, den Willen des Volkes zu vollführen. Ich hätte nichts dagegen, aber es ist sehr gefährlich und so will ich aushalten an diesem Posten, auf den mich Gott gestellt hat, so lange es sein Wille ist. Ohne Trotz und ohne Furcht! Das ist meines alten Abrahams Sprichwort gewesen. Und daß ich jetzt einmal von der Regiererei weg- und in's liebe Timerthal komme: Am Sechzehnten dieses Monats ist des alten Nikolaus Abrahams Sterbetag. Sei so lieb und gut, meine Maria, und schmücke seinen Grabhügel. Ich könnte Dir den Schmuck dazu wohl in einer Kiste schicken, aber ich meine, frische Waldzweige und Feldblumen werden ihm lieber sein, dafür sende ich einen Betrag, den Du unter den Armen zu Friedau vertheilen sollst. Das wird am besten nach seinem Sinn sein. Ist das nicht merkwürdig, daß gestorbene Leute immer noch fortleben können! Denn wenn sie nicht lebten, so könnten sie nicht wirken, und bei meinem Denken und Arbeiten thut's

Digitized by Google

zur guten Hälfte noch mein alter Abraham. Und meine gute Baumgartner hilft mir manchmal auch ein wenig regieren, ohne daß sie es weiß. Vor Kurzem ist mir ein Schriftstück vorgelegt worden, daß unseres Handelsvortheils wegen dem Nachbarland — Du weißt schon, welches ich meine — auf der Sulza der Schiffsverkehr gesperrt werden soll. Es wäre ganz in Ordnung gewesen, denn dieses Nachbarland thut uns bei jeder Gelegenheit etwas Schlimmes an. Aber wie ich schon die Feder eintauche, sehe ich meine Maria zu meinen Füßen knieen, die Hände ringen und bitten: Frieden! Frieden! Nur keinen Krieg! Und in Dir höre ich mein ganzes Volk bitten, da habe ich gesagt: nein! und die Feder weggelegt.

Bist Du zufrieden mit mir? Ich küsse Dich, und ich küsse von den beiden Männern, die Du im Hause hast, damit Du nicht eifersüchtig wirst, den jüngsten. Juliana.

Johannslust.

Warum schreibst Du mir nicht, liebes Herz. Auf Umwegen habe ich es erfahren, daß es Euch wohlergeht, wenigstens was die Leute sehen, sonst müßte ich über Dein langes Schweigen beunruhigt sein. Heute ist's wieder einmal so recht über mich gekommen, daß ich bei Dir sein möchte und wüßte ich, daß es Dir unter diesen Hofleuten, denen Du im äußeren Betragen nicht ebenbürtig bist, und die Dir an Bravheit und Treue nicht ebenbürtig sind, wüßte ich, daß es Dir hier behagen könnte, Du müßtest kommen. Ich bin nun ja auch auf dem Lande, wie sie das nennen. Da liegt auf der breiten Ebene, eine halbe Stunde vor den Thoren der Stadt, ein Kunstwald. Es stehen sehr herrliche Bäume drin, aber Alles ist so glatt, wie gebiegelt und gebürstet, und die Gesträuche neben den Wegen haben sich alle viereckig schneiden lassen müssen. Nun, in diesem Walde steht das Schloß Johannslust, wo ich jetzt wohne. Von meinen Fenstern sieht man über den Wald hinaus die Ebene mit der Stadt, die Schornsteine der Werkstätten, viele weiße Straßen, wo der Staub aufwirbelt, und eine Sandheide, wo den ganzen Tag Soldaten exerzieren und mit ihren Trompetenstößen die Luft zerreißen. Dort Unruhe und hier Unruhe und überall Unruhe, und nirgends der Herr seines Tages sein, und überall Schmeichler und Kriecher, und nirgends Menschen! — Weil sonst die Zeit still ist und mich nach Einsamkeit dürstet, so bin ich herausgezogen, nun sehe ich, daß es mir hier auch nicht recht ist und bin ganz ungehalten auf mich selbst, daß ich nicht mehr weiß was ich will. Stundenlang sitze ich unten und schaue den Gärtnerleuten zu und unterhalte mich mit ihren Kindern. Sonst haben mich Kinder immer erheitert, jetzt wird mir bei ihnen das Herz noch weher. Am liebsten möchte ich auf einige Wochen nach Schloß Edenstein, aber es sind jetzt die großen Rathsversammlungen nahe und ich darf nicht fort. Mir war als hätte ich Dir tausend Dinge zu schreiben, liebe Maria, und jetzt weiß ich wieder nicht was und wie, ich glaube ich bin wirklich krank. Wenn's aber am Ende nur die Langweile und Stumpfheit der vornehmen Leute ist, dann wäre ich wert, daß man mich peitschte. Wenn man sorgen soll für viele Millionen Menschen, wie wäre da Langweile möglich? Du bist eine Mutter und hast nur ein Kind und hast mir oft gesagt, was Langweile sei, das wüßtest Du nicht. Und ich habe so viele, so viele Kinder und alle schauen auf mich und viele strecken mir die Hände nach Brot, nach Hilfe entgegen, und ich darf da lohnen und soll dort strafen, kann verzeihend dem Todgeweihten das Leben schenken — und habe Langweile! Gestern habe ich einen jungen Menschen begnadigt, der seinen Nebenbuhler erschossen hatte und zum Strange verurtheilt worden war. Ich habe an das Mädchen gedacht, das

Digitized by Google

anstatt Zwei nun gar keinen hätte, wenn den Einen der Andere, und den Andern das Gericht nmbringt. — Es wird wohl am besten sein, wenn ich diesem Brief ein Ende mache. Sei glücklich, Maria. Juliana.

Scharnthal.

Meine liebe Königin!

Dein letztes Schreiben will mir nit aus dem Kopf. Und ich weiß nit, was ich sagen soll. Vor den Hofleuten wollt ich mich nit fürchten, ich kunnt ja bei den Gärtnerleuten in Deinem Johannslust in Arbeit einstehen und wir thäten uns jeden Tag sehen und ein Stündel plandern. Eine Wochen wollt ich's aushalten ohne meine Leuteln, aber es hilft Dir nichts. Meine liebste Juliana, sei nit bös, ich weiß was Dir fehlt und Du weißt es nit und Du sollst es aber wissen. Vor vier Jahren ist's mir just so gewest, wie Dir, weißt es nit mehr, wie ich oben beim Gefahrkreuz gesessen bin und Du kommst daher nnd fragst mich: Maria, ist Dir nit gut? — und ich stoß Dich mit dem Ellbogen hinweg! Was hast Du Geduld gehabt mit mir nnd ich bin Dir herb gewest und hab gesagt: Laß mich allein! Und bin ich allein gewest, so wollt ich doch wieder nit, und in's Wasser gehen hätt' ich mögen, so traurig. Ich hab's zur selbigen Zeit auch noch nit gewußt, wer es sein soll. Wie ich auf der Timerbrücken den Holzknecht hab begegnet, hab ich's bald gewußt. An einem Samstag ist's und ich trag im Handkorb meine Wochenarbeit ins G'schloß. Geht er daher, greift mir im Vorbeigehen — er ist gar nit stehen geblieben — die Hand an und sagt: Thnst auch Feierabend machen, Maria? Ich antworte kein Wort nnd geh vorbei nnd denk, was hat dieser Mensch meine Hand anzugreifen! und heb' so erbärmlich zu weinen an, daß ich mir selber erbarmt hab. Paar Wochen nachher auf dem Kirchplatz geht er mir zu, nimmt die Pfeifen aus dem Mund und sagt: Bist heut auch wieder so stolz, Maria? Ich sag, das Stolzsein thät's mir wohl nit tragen, und nachher gehen wir miteinander. Erst wie wir uns schon versprochen gehabt haben, beim Amtmann erfahrt er's, daß das Häusel, wo ich wohne, mein gehört. Da wird er kleinlant und sagt: Ich hab halt nichts, Maria. Geb ich ihm mit dem Finger ein Tatschel an die Wang' und sag': Lapperl Du! Geheiratet ist worden und gut ist's gewest. Freilich, daß es so gut wird, wie uns jetzt ist, das haben wir nit erwarten können und wissen auch, wem wir's zu verdanken haben. Wie im Scharnthal das Forsthaus fertig gewesen ist, was geschieht? Kommt eine Schrift und der Peter ist Förster. Und jetzt haben auch wir unser G'schloß und wann wir von unseren Fenstern über die Bannwipfel hinausschauen, so sehen wir keine Stadt und keine Rauchschlote und keine trompetenden Soldaten, wir sehen Wald in der Nähe und Wald in der Ferne. Und überall das viele gute Gras, denke Dir, für unsere Kuh! Ich hab auch noch ein paar Gaisen haben wollen, hat's aber der gestrenge Herr Förster nit erlaubt. Eine zweite Kuh kauft er mir und nachher werden wir schwimmen in der Milch. Und eine Butter, wie wir haben, kriegst nit in Deinem G'schloß, und da kannst Du machen was Du willst. Mußt sie aber geschwind in den Keller stellen und grüne Lattichblätter drüber, oder in's frisch Wasser, ist noch besser. Und die Lustigkeit von meinem Buben kannst Dir gar nit vorstellen. Wie ein Rehböckel springt er um im Wald und das kugelrunde rothe Gesichtel dazu. Wann's Gott will, sagt der Peter, da lauft mir einmal ein fester Forstjung in den Weg. Auch das Schießen will er ihm schon anlernen und kannst es nit glauben, was ich oft für Angst ausstch! — Jetzt, wann ich Dich bei uns hätt! jetzt kunnt ich Dir eine gute Stuben geben. Hast denn gar nit Zeit? Müssen denn die Leut immer regiert werden? Wir

Digitized by Google

da im Wald werden das ganze Jahr nit regiert und geht auch so. Ich beschließ' das Schreiben und verhoff' bald etwas Erfreuliches von Dir zu hören. Und sei gescheit!

Maria Baumgartner.

Schloß am Hof.

Meine liebe Maria!

Du siehst, daß ich schon wieder in der Stadt bin, und es ist der Sommer noch nicht hin. Es sind drei Gründe, warum. Erstens ist mir kein Landaufenthalt fast lieber, wie einer da draußen im frisirten Putzwäldchen. Hier im Wildgarten dürfen wenigstens die Bäume wachsen wie sie wollen, und weil jetzt viele Herrschaften fort sind, so ist es auch ruhig. Zweitens wohnt auf Johannsluft meine Mutter, die sich gern behaglich ausbreitet und ihren Hofstaat hat, was ich ihr recht gönne, weil sie sich daran freut wie ein Kind. Drittens sind die Staatsberathungen noch und wird ein neues Soldaten- und ein neues Steuergesetz gemacht, wobei ich den Herren auf die Finger sehen, vielleicht sogar klopfen muß. Und jetzt berathen sie in vertraulichen Sitzungen sogar auch über mich und soviel merke ich schon, daß mich meine liebe Försterin Maria hundertmal besser versteht, als diese weisen Herren. Ich habe Deinen letzten Brief wohl oft gelesen und Du wirst nicht unrecht haben. Nur weißt Du kaum, daß ich nicht so wählen darf, wie eine Andere. Eine Königin muß für das Reich heiraten, und nicht für sich selbst. Ich wußte anfangs nicht, was die mancherlei Besuche hoher Herrschaften zu bedeuten haben, mit welchen ich seit einiger Zeit beehrt werde. Es kommen allerhand Fürsten von Nah und Fern, Mancher versteht die deutsche Sprache gar nicht und will doch vertraulich sein. Einer war da, der ein gelbes Gesicht und schiefgeschlitzte Augen gehabt hat. Da hat's allemal Festlichkeiten gegeben und ich habe mir die lächerlichsten Huldigungen gefallen lassen müssen. Einer war, der hatte hundert Mohren bei sich und brachte mir drei Kameele und ein lebendiges Krokodil zum Geschenk. Ein Anderer, ein schöner stattlicher Mann, der war so ritterlich, daß er sogar über die breite Marmortreppe herauf ritt; man sagte mir, er sei aus jenem Lande, wo die Männer gleichsam auf dem Pferde geboren würden und Tag und Nacht nicht vom Roß kämen. Der Oberst-Ceremonien-Meister hatte seine liebe Noth, bei solch erlauchten Gästen unsere Hofsitten nur halbwegs aufrecht zu erhalten. Ich hielt mein gewohntes Benehmen ein, und so fragte mich eines Tages der Kanzler mit vieler Unterthänigkeit, ob ich denn gar nicht daran dächte, das Reich, welches mit so rührender Liebe diesem ruhmreichen Königsgeschlechte ergeben sei, vollends zu beruhigen. Nun verstand ich's wohl, ich sollte heiraten. Und zwar einen von Solchen, die hier mit Glanz und Pomp auf den Markt getreten kamen. „Excellenz", sagte ich zum Kanzler, „ich danke auf das Allerverbindlichste für Euere Zuvorkommenheit." Und ließ ihn stehen. Liebe Maria! Wenn Du die Männer sehen könntest, zwischen denen ich die Wahl hätte, Du müßtest lachen und weinen zugleich. Hübsche Jungen darunter, ja gewiß, aber geckenhaft, hohl, blöde, ihr Sinn ist lange nicht immer so hoch, wie ihr Rang. Ich sage es Dir, Mancher ist darunter, der nimmt ein Königreich wie der Bauer seinen Grund, man kann alle Jahre ernten, Ochsen und Kälber und Esel darauf weiden, man kann es verpachten, verkaufen .... Ein altes glatzköpfiges Herrlein war da, das trug so zu sagen seine Fürstenkrone im Sacktuch mit sich, wie bei Euch die Bauern von der Kirchweih die Kaiserbirnen heimtragen, und da es so in alle Dinge hineinschnürfelte, horte ich ordentlich fragen: Wie viel tausend Meilen hat dieses Königreich, wie groß ist sein Ertrag? Ich bin

Digitized by Google

sehr höflich und lasse Jeden nach Hause gehen. Es ist überhaupt ein dummes Heiraten an meiner Stelle. Du mußt wissen, daß, wenn ich als Königin heirate, mein Mann nicht etwa König wird; er ist sonst nichts, als mein Gemahl. Während ich regiere, kann er Kinder locken und hat dafür seine Verpflegung. Ich muß Dir gestehen, daß ich an einem solchen Mann keine große Freude hätte. Wenn ich das Alles betrachte und doch auch mein junges Leben genießen möchte, so werde ich oft ganz kleinmüthig, und wenn ich mir nicht manchmal einbildete, daß ich doch meinem Volk zum Segen werden kann, so möchte ich am liebsten Bündel und Stecken nehmen und in mein stilles Timerthal gehen.

Und jetzt zu Deiner Butter. Nach Deinem Brief habe ich geahnt, daß so etwas kommen wird. Sie ist auch richtig gekommen, recht sorgfältig verpackt und eine recht zierlich geschriebene Adresse, aber —. Mußt nicht böse sein, gute Maria, die Butter ist nicht zu genießen. Ich weiß es ganz gewiß, daß sie von Haus aus die allerbeste ist, die es auf der Welt geben kann, ich weiß auch ganz gewiß, daß kein Mensch es besser versteht, die Butter zuzubereiten, als meine Försterin, und so weiß ich auch, daß die Gabe Gottes in vortrefflichstem Zustande vom Scharnthal abgeschickt worden ist. Aber Du mußt bedenken, daß es in diesen Herbsttagen nicht überall so frisch kühl ist, als bei Euch im Walde und daß die Reisende unterwegs in eine große Hitze gekommen ist, daß sie auf den Postwägen arg herum geworfen worden ist, weil Du Dich im Begleitschein nicht ausdrücklich dagegen verwahrt hast, und endlich stelle Dir vor, daß das Kistchen einmal unter Thierhäuten oder dergleichen gelegen sein muß, kurz, die Butter kann mir, als ich sie erhielt, schon aus den Fugen des Kistchens entgegen und was noch drinnen geblieben war, das fand sich in einem sehr üblen Zustand. Ich hätte, um meiner Theuersten die Freude nicht zu verderben, Dir ja schreiben können, daß die Butter wohl angekommen sei und ganz ausgezeichnet gemundet habe; wir haben hier bei Hofe an solchen Artigkeitslügen die größten Vorräthe. Allein wozu? Du würdest mit Deinem goldenen Herzen die Thorheit wiederholen und ich würde mich allemal kränken, wenn etwas so Gutes und mir von Dir liebreich Gegebenes in dem jämmerlichen Zustande zu mir kommt. Wenn Du mir aber einmal ein Körbchen mit Preißelbeeren, die Du selbst gesammelt hast, schicken willst, so werden solche unterwegs nicht Schaden leiden und Du wirst mir damit eine große Freude machen. Im nächsten Jahre hoffe ich Euch in Eurem Forsthause zu sehen. Lebt wohl. Juliana.

Forsthaus.

Meine liebste Königin!

Den Kopf möcht ich mir herabreißen, daß ich die Butter auf den Begleitschein zu schreiben vergessen habe. Nach der Absendung eine ganze Woche, wenn wir beim Nachmittagsbrot sind gesessen, haben wir immer davon gesprochen: Jetzt wird auch sie bei der Butter sitzen und auf's Brot streichen und tapfer dreinbeißen, wie Du es sonst gern gemacht hast. Und jetzt ist das Zeug so unglückselig ausgefallen, ich bitte tausendmal um Verzeihung. Mit den Preißelbeeren werde ich's schon klüger anfangen.

Ueber Deine gewisse Angelegenheit weiß man nicht, was man sich denken soll. Das ist eine verdammte Geschichte — hätt ich bald gesagt. Es ist wohl auch bei Euch Königsleuten nicht alles Gold was glänzt. An's Abdanken darfst nit denken, das darfst uns nit anthun. Nit weil ich Deine Freundin bin sag ich's, aber überall kann man's hören, seit Du regierst, wär Vieles besser worden und einen solchen König, wie unsere Königin ist, thät man nit bald

Digitized by Google

finden. Meine Mutter hat gern gesagt, jeder Mensch muß sich dort hinstellen, wo er am meisten schaffen kann, und wenn's auf glühende Kohlen wär. Aber im Heiraten ließ' ich mir an Deiner Stell schon gar nix dreinreden, und nehmen thät ich den, der mir am besten gefällt, ob's ein Herzog wär oder ein Nachtwachter, das wär mir nachher alles eins. Für eine Königin wird doch ein Mann zu finden sein, sagt mein Peter. Ja, probier's nur, sag ich, der Gescheite thut's nit, und einen Dummen kann sie nit brauchen. Der Peter wollt' sich auch bedanken. Ich versteh nichts, nur das sage ich Dir, meine herzliebste Königin, bleib oben, aber laß Dich nit fangen. Für Jede ist Einer geboren, aber nur Einer, jetzt suchen mußt Du ihn selber. Es ist hart genug, unsere liebe Frau weiß es. Und da muß ich Dir was anvertrauen. Vorig Herbst um Bartholmei herum hat der Peter einen Forstgehilfen aufgenommen. Keinen schöneren und keinen ernsthafteren Menschen hast noch nit gesehen. Und da ist's mir vorkommen und hab's nimmer aus dem Kopf gebracht: dem, wenn ich ihn vor dem Peter hätt kennen gelernt, dem hätt ich mich vor die Füß' geworfen. Und wie ich gesehen hab, das kannt mein Verderben werden, hab ich zum Peter gesagt: Laß' diesen Menschen wieder fort, er gefällt mir nit. Wie so? sagt der Peter, ist der bravste und gewissenhafteste Forstjung, den man sich denken kann. Er gefällt mir durchaus nit, sage ich, und ich bitt Dich um Gotteswillen, schick diesen Menschen fort. Du kannst in Haus und Stall wirtschaften, meine liebe Maria, gibt er mir Antwort, in meiner Sach laß ich mir nichts dreinreden. Darauf hab ich nächtelang nimmer geschlafen, und wie der Peter einmal ins G'schloß muß zum Forstamt und über Nacht ausbleibt, und der Gehilf allein daheim ist und abends bei dem Herd sitzt und dem Franzel eine Schleuder macht und dabei ein paarmal so treuherzig auf mich herschaut — Königin, da hat mir der bös' Feind ein bissel zugesetzt! Und wie ich das Kind anschau, ist mir auf einmal der Zorn kommen, wie so der leidige Teufel diesen fremden Menschen in mein Haus setzt, daß er mein Unglück möcht werden. Bin ich ihn angefahren: Was er da beim Herd zu thun hätt? Ob er nichts Besseres schaffen kannt als wie klein Kinderg'spiel, und er sollt schauen, daß er weiterkommt! — Zuerst schaut er mich groß an, nachher steht er vom Stockel auf, geht in seine Kammer und kommt nit zum Nachtmahl. Am andern Tag, wie der Peter heimkommt, ist kein Forstgehilf da, aber in der Kammer ein Zettel, wo er Abschied nimmt. Schaut mir der Peter scharf in's Gesicht und was das heißen sollt? Das will ich Dir gleich sagen, darauf ich, fortgeschickt hab ich ihn und er wisset es ja, daß ich ihn nit leiden hätt mögen. Jetzt hat der Peter was gethan, was er nit gethan hätt, wann er gewußt, warum ich den Forstjung hab fortgeschickt. Und wie mir um's Herz ist gewest, das kann ich Dir nit sagen, derbarmt hat mir der Forstjung, daß ich ihm hab so grob Unrecht thun müssen und derbarmt hat mir mein Peter, daß er mir so grob Unrecht hat thun müssen, und ist doch Alles ihm zu Lieb geschehen. Jetzt hab ich die Geschicht hinter mir, aber dem Peter vertrau ich's mein Lebtag nit an, daß auch meine Treu einmal eine schwache Stund hätt haben können. Das kannt ihn nur eifersüchtig machen. Ich verhoff's zu meinem heiligen Schutzengel, daß eine solche Anfechtung zum erstenund zum letztenmal gewesen ist.

In der Stuben wird's schon finster und draußen ist Schneegestöber. Früh kommt der Winter da im Scharnthal und mit den Preißelbeeren ist's dasmal nichts. Der Schnee kocht sie aber gut und im Frühjahr, wann Du kommst, wollen wir sie vom Krant grasen, da sind sie am allerbesten. Der Peter sitzt beim Ofen, schaukelt den Franzel auf

Digitized by Google

dem Knie und lügt ihn gottsläſterlich an. Vom Schnee iſt die Red. Da haben die Engel eine weiße Wolke genommen, wie ſie am Himmel herumhängen, haben ſie mit einem Nudelwalzer platt gewalzt wie die Mutter den Strudelteig, alsdann ſchnitzeln ſie Flocken draus und ſtreuen ſie herab in's Scharnthal. So treiben wir's dahier. Nirnutzige Leut, gelt? Gute Nacht, tauſend gute Nacht!

Maria Baumgartner.

(Fortſetzung folgt.)

Liebeshändel im Hauſe gegenüber.

Erzählung von Dr. W. Hauff.

I.

Mein Onkel war geſtorben; er hinterließ ein hübſches Vermögen, das meinen heimlichen Kummer wieder ſtillen konnte; aber er hatte es einer Witwe vermacht, die er noch in ſeinen alten Tagen gerne geſehen. Ich erklärte, der Wille des Seligen ſei mir zu heilig, als daß ich ihn umſtoßen möchte, d. h. die Advocaten hatten mir geſagt, daß ich den Proceß in allen Inſtanzen verlieren würde; aber die ganze Stadt pries meinen Edelmuth. Sie hatte gut loben, die ganze Stadt; Loben koſtet nichts, aber um ſo viele Hoffnungen betrogen, um das ganze Vermögen des Onkels ärmer zu ſein, das war hart! Ich habe in meiner Jugend im Kinderfreund gerne ein Stück geleſen, es hieß: „Edelmuth in Niedrigkeit;“ nachher hat mich oft ein Anderes: „Armut und Edelſinn,“ bis zu Thränen gerührt. — War es vielleicht die Ahnung, daß ich einſt dieſe Rolle ſelbſt ſpielen müſſe, was mir Thränen auspreßte? Meinen einzigen Troſt, meine ſüße Hoffnung, die Tante in Leipzig, rührte vor vier Wochen der Schlag. Ich, ihr nächſter Leibeserbe, machte bei dieſer Nachricht bedeutende Einkäufe in ſchwarzem Tuch, zog einen ganz neuen Menſchen an, und meine Bekannten wußten ſich dieſen Aufwand nicht zu erklären. Die Tante hat ihre Thaler einem ganz fremden Menſchen vermacht. Ich dachte anfänglich aus Haß gegen mich, weil ich einmal geäußert: die Zeitung für gebildete und noble Menſchen ſei ſchlechtes Zeug, ſie aber hatte Alles trefflich und genial gefunden; doch nein, es verhielt ſich anders. Die Tante, ich erfuhr es erſt vor einigen Tagen, die ſelige Tante war Schriftſtellerin geweſen. Unter dem Namen Idonia Strahlen hatte ſie in die Zeitung für noble ꝛc. Erzählungen, Aphorismen aus ihrem Leben, Romanzen und dergleichen geliefert. Ja, ſie hatte ſogar Romane für Leihbibliotheken geſchrieben; wer kennt nicht „Lisbetha's letzte Seufzer“ in Duodez; „Die Mohrenſchlacht oder die grauſamen Herzen, eine ſpaniſche Geſchichte;“ wem iſt nicht „Meine erſte Liebe oder der blutige Säbel“ bekannt? Ich hatte ſie oft auf die Seite geworfen, wenn ſie mir nebſt anderer dergleichen Waare in die Hände fielen; konnte ich denken, daß ſie mich um mein Erbe bringen würden? Idonia las alle ihre Producte einem Magiſter vor, der ſie quoad stylum corrigierte, reinlich abſchrieb, an die Zeitung für noble ꝛc. oder an die Verleger verſchickte und, wenn ſie erſchienen waren, in ſechs oder acht Journalen günſtig recenſierte. Es konnte nicht fehlen —

Digitized by Google

die selige Tante hinterließ ihm ihren Mammon.

Das neue Kleid war gekauft und konnte nicht mehr ungekauft gemacht werden; ich verkaufte mein Piano, um jenes zu bezahlen. Es war gut, daß nicht noch etwas Schwereres zu vergüten war. Als mir nämlich die Kunde von dem Tod der seligen Idonia kam, als ich mich im neuen Kleide vor dem Spiegel musterte, fand ich, daß ich gut genug zu einem Ehemanne aussehe. Wenn ich nicht irrte, so mochte dies auch des Oberhofmeisters Trinette finden. Ich hatte Aussichten, gemächlich mit einer Frau leben zu können; ich las aufrichtige Liebe in ihren schönen, braunen Augen; ich wollte endlich einen Schritt vorwärts thun, da kam die Leipziger Post, der Magister hatte das Erbe, und ich — blieb stehen, ich gieng rückwärts. Jetzt erst war ich arm, denn ich hatte keine Hoffnung mehr. Ich dachte ernstlich über meine Stellung in der Welt nach und fand, daß ein armer Teufel eine um so traurigere Rolle spiele, je weiter er oben steht. Moreau's Rückzug wird für das Glänzendste gehalten, was dieser große General gethan hat. An mir war es jetzt, eine ähnliche Operation zu machen; ich mußte mich ohne Schande aus den Salons zurückziehen, mein Rückzug mußte einem Siege gleichen, wenn ich mir das Erröthen ersparen wollte. Man kann sich denken, daß ich am schwersten daran kam, jene treffliche Stellung zu verlassen, die ich gegen die Bastion Trinette eingenommen hatte. Meine Vorposten waren schon so weit vorgeschoben, daß sie täglich mit dem Feinde plänkelten, ich war daran, die Laufgräben zu eröffnen, es war mathematisch gewiß, daß ich siegen mußte; wer hat eine solche Stellung nicht mit einer Thräne im Auge aufgegeben?

Aber mein Rückzug war meisterhaft; es fand sich eine Gelegenheit, gegen Trinette den Eifersüchtigen zu spielen: ich erschien einige Abende bei den fröhlichsten Soupers, bei den glänzendsten Bällen düster und in mich gekehrt, es fiel auf, und jetzt hatte ich gewonnen. „Er ist melancholisch," sagte die ganze Stadt; ich war melancholisch, denn ich hatte ja nichts mehr, um die Freude zu bezahlen, die Melancholie kann man aber umsonst haben. Ich gab meine vier Zimmer in der Hauptstraße auf und bezog ein kleines Stübchen in einem entlegenen Theile der Stadt. „Nein, wie er melancholisch ist!" sagten die Leute. Ich speiste sonst im ersten Gasthof; jetzt ließ ich mir die Speisen aus einer Garküche bringen. „Er ist ein Narr," war das Urtheil der Welt, und Jeder, der mich sah, fragte mich theilnehmend, wie es mir gehe? Die Ehre war gerettet; ich wollte lieber für einen Narren, für melancholisch — als für einen armen Teufel gelten.

Es wohnt sich übrigens ganz gut in dem kleinen Stübchen. Die einzigen Mobilien, die mir gehören, sind ein großer Fauteuil, ich konnte es nicht über's Herz bringen, ihn zu verkaufen, denn meine gute Mutter war darin verschieden; das andere war ein Schreibtisch, der beinahe ein Drittheil des Stübchens einnahm — mein Vater hatte daran gearbeitet. Anfangs vermißte ich mein Piano sehr ungern. Es gab in meinem Tag so manche freie Stunde, die ich mir mit Musik verkürzt hatte. Aber bald entdeckte ich ein Möbel, das mir noch größeren Genuß verschaffte als das Clavier; es war mein Fenster. Mein Stübchen lag im zweiten Stock; ich konnte, wenn ich mein Opernglas zu Hilfe nahm, ganz bequem in die Etagen meiner Nachbarn schauen; ich lernte beobachten, und Stunden lang saß ich an meinem Fenster. Ich komme mir oft vor, wie der Ritter Toggenburg. Es ist zwar kein Nonnenkloster, dem gegenüber ich mein Hauswesen aufgeschlagen habe; aber doch schaue ich vielleicht nicht mit geringerer Andacht nach dem schönen, zweistöckigen Haus und lausche, bis ein

Digitized by Google

Fenster klingt, und ich auch Worte vernehme. Auch bleibe ich so nach und nach ein Junggeselle, wie der melancholische Ritter, doch soll mich Gott bewahren, daß ich darüber das Bißchen Geist aufgebe wie der Toggenburger, und es wäre mir höchst fatal, wenn man von mir sagte:

Und so saß er, eine Leiche,
Eines Morgens da,
Nach den Fenstern noch das bleiche,
Stille Antlitz sah.

II.

„Christel!" sagte ich am Morgen, nachdem ich mich eingerichtet hatte, zu der alten Aufwärterin, die mir den Kaffee brachte, „Christel, wer wohnt da gegenüber in dem breiten Hause?"

„Parterre wohnt der Schuhmacher Rupfer, mitten die gnädige Frau und oben der Doctor und der Lieutenant."

„Nicht so schnell, Christel, nicht so schnell, da weiß ich so viel als vorher; wem gehört das Haus?"

„Dem Schuhmacher, daß mir's Gott verzeih!" antwortete sie. „Ist es nicht eine Sünde, daß ein Schuhmacher einen solchen Palast hat? Das kommt aber Alles von der Russenzeit. Da hat ihm sein Vetter, der Kriegsrathskanzlist, eine Schuhlieferung verschafft, und weil die Russen bekanntlich große Füße haben, so —"

„So war auch der Abfall groß, natürlich; aber wie sind die Leute? Der Meister scheint früh auf zu sein, ich sah schon um fünf Uhr Licht; auch einige Mädchen glaubte ich zu bemerken."

„Der Alte um fünf Uhr auf?" rief Christel mit wegwerfender Miene. „Ja, dem thut's Noth, der lebt wie ein großer Herr seit der Russenzeit und steht vor acht Uhr nicht auf. Sie werden schon merken, wann er aufsteht. Geht ein rechtes Geschrei los in der Werkstatt, hören Sie einen Mann schimpfen und die Mädchen heulen, so ist der Alte aufgestanden; das ist alle Tage, die Gott gibt, sein Morgenlied."

„Wer arbeitet denn aber so früh am Tag in der Werkstatt? Sind die Mädchen so fleißig?"

„Wie man will," erwiderte sie; „es ist eigentlich der Pariser, der Geselle des Schuhmachers, und Brenner's Karlchen, der Lehrjunge; diese arbeiten vom frühesten Morgen; aber auch Mamsell Caroline, die größere mit den schwarzen Augen, ist mit der Thorglocke auf. Früher hätte man sie nicht mit zehn Pferden aus dem Bette gebracht; aber seit der Pariser im Haus ist, steht man alle Morgen schon um fünf Uhr auf; das macht, sie lebt mit ihm in einem unchristlichen Verhältnis."

„Und im ersten Stock wohnt die gnädige Frau? Wie heißt sie denn? Hat sie Familie?"

„Es ist die Frau Oberforstmeisterin von Trichter. Der Mann ist gestorben; sie hat zwei Fräulein und einen ungerathenen Sohn. Sie thun auch zu vornehm; es soll nicht immer richtig sein mit dem Geld, und die Titel und vornehmen Bekanntschaften kann man nicht wechseln lassen."

„So, die wohnt hier?" Ich hatte in den Cirkeln, die ich vor meinem Rückzug besuchte, von einer solchen Frau von Trichter gehört; doch erinnere ich mich nicht mehr gewiß, was von ihr gesprochen wurde. „Und oben?" fuhr ich fort, indem ich auf die Fenster zeigte, die in gleicher Höhe mit den meinigen waren, „oben?"

„Nun, da wohnt der Doctor und der kleine Lieutenant."

„Was ist das für ein Doctor? Ein Mediciner?"

„Nein, es ist kein Menschendoctor; aber so viel ich weiß, soll er ein gelehrter Herr sein, der Doctor Salbe, und Bücher schreiben. Ich hab ihm früher auch den Kaffee gebracht, aber er macht ihn jetzt selbst, der Hungerleider, in der Maschine mit Spiritus. Wenn er sich nur die Finger recht verbrennte, mit dem Weingeist! Was

Digitized by Google

hat er nöthig, mit der Maschine Kaffee zu machen? Aber freilich, jetzt soll Alles mit Maschinen gehen und mit Dampf. Sie gönnen einer armen Frau nicht einen Groschen mehr, den sie ehrlich erworben."

„Und der Lieutenant," unterbrach ich ihre Philippica gegen den Maschinenkaffee des Doctors, „wie sagst Du, daß er heiße?"

„Man nennt ihn in der ganzen Nachbarschaft nur den kleinen Lieutenant. Er ist ein freundlicher Herr, aber reich muß er auch nicht sein, denn er reitet um sechs Groschen spazieren, und hat zwar große Sporen, aber kein Pferd."

Christel hatte unter diesen Belehrungen mein Stübchen aufgeräumt und gieng.

Die Lampe der Schuster war verlöscht, ein schönes Mädchen trat aus dem Hause und machte die eisernen Stangen der Fensterläden los; die Läden öffneten sich von innen, ein hübscher, junger Mann sah heraus, um die Stange herein zu nehmen, das schöne Kind reichte sie hin, zog sie zurück, wenn er helfen wollte, sie neckte ihn, daß er nicht schneller sei als sie. Das wird der Pariser sein, dachte ich, und das Mädchen mit den schwarzen, feurigen Augen, mit dem blühenden Roth auf den Wangen ist wohl Niemand anders als Mamsell Caroline, des Meisters Tochter. Diese Scene zog mich an. Sie schienen sich verglichen zu haben, der junge Mann empfieng die Stange, man gieng an den zweiten Laden. Hier erneuerte sich das Schauspiel; der Pariser drohte ihr, er zeigte mit dem Finger auf seinen Mund und dann auf sie, es war deutlich, er drohte ihr mit einem Kuß, und sie — lachte und gab die Stange nicht. Welch unchristliches Verhältnis! Man gieng endlich an das dritte Fenster; der Laden gieng auf, der Pariser erschien mit einer Eisenstange bewaffnet und machte Ausfälle gegen seine Schöne; sie parierte, aber malheureusement, mochte der Pariser denken, seine Stange gleitete ab und zerschlug klirrend eine Scheibe. Man senkte bestürzt die Waffen, die feindlichen Parteien vereinigten sich, um das Unglück zu betrachten; eine kleine Figur wurde auf der Bank hinter dem Pariser sichtbar, es war wohl Brenner's Karlchen, der Lehrjunge, der so jammervoll die Hände über dem Kopf zusammenschlug; der böse Meister, der seit der Russenzeit erst um acht Uhr aufsteht, und dessen Morgenlied Geschrei und Zanken ist, fiel mir ein — gewiß, ihn fürchteten sie, vor ihm zitterten sie. Der Pariser zog ein Stückchen Geld aus der Tasche, er drehte es hin und her, es war sehr klein, — er fuhr wieder in die Tasche, er brachte nichts mehr hervor; wer will es ihm verargen? Es war ja gestern Sonntag, und ich wollte wetten, er war mit Carolinchen auf dem Tanzboden und hat ihr fürstlich aufgewartet. Er sah sein Stückchen Geld an und erröthete. Das schöne Kind drängte seine Hand mit dem Geld zurück; sie zog ein Beutelchen aus dem Busen und zählte ab, was etwa zu einer neuen Scheibe reichen konnte; der Pariser widersetzte sich, aber er schien der süßen Gewalt ihrer Blicke nachzugeben, sie gab dem jammernden Burschen das Geld, man hob das Fenster aus, und bald sah ich ihn aus dem Hause und um die nächste Ecke traben. Mögen die Götter seine Schritte lenken, daß er nicht fällt und die übrigen zwei Scheiben mit zerbricht! Aber diese Unterbrechung hatte die Freude der beiden Leutchen gestört; Caroline gieng in's Haus, der Geselle an die Arbeit, und ich sah nur noch, wie das Mädchen hie und da ängstlich zum Fenster herausschaute, als wolle Sie Brenner's Karlchen mit dem Fenster erspähen; wenn der Vater kam, ehe er zurück war, wenn er den Schaden bemerkte, den sie beide angerichtet — ich glaubte in ihren Mienen diese Angst zu lesen. Doch war ich überzeugt, wenn dieser unglückliche Fall eintreten sollte, so

Digitized by Google

nahm sie die Schuld auf sich; hätte der Alte nicht auf so Manches schließen können, wenn er den Kampf mit den Eisenstäbchen erfuhr? Es schlug acht Uhr, unwillkürlich fieng ich selbst an unruhig zu werden; ich glaubte im Geist den Lieferanten der Russenzeit in weiten Pantoffeln herbeischlurfen zu hören; ein böser Husten wird ihn schon zuvor anzeigen, wie wird er toben, wie wird er fluchen, wenn er —

Da kommt Brenner's Karlchen um die Ecke gefahren; er hat das Fenster unter dem Arm; jede Spur von Angst ist aus Carolinchen's Zügen verschwunden; sie nimmt dem Burschen das Fenster schon von der Straße ab, sie hängt es ein, triumphierend schaut sie durch die neue Scheibe; der Pariser ergreift ihre Hand und zieht sie vom Fenster. Wird er noch Zeit gefunden haben, seine fürchterliche Drohung zu vollziehen, und sie für die Neckerei an ihren frischen Lippen bestrafen?

III.

Die Jalousien des zweiten Stockes mir gegenüber öffneten sich, ich erschrak; ein ungeheurer Knebelbart schaute zum Fenster heraus. „Das ist sicher der kleine Lieutenant," sagte ich zu mir, „das muß ein fürchterlicher Kriegsmann sein!" Ich wagte es wieder aufzublicken und nach ihm hinüber zu schielen; wo hatte ich nur meine Augen gehabt, daß ich vor seinem Anblick so erschrak? Der Bart war allerdings bedeutend und gehörte in die Classe der grimmigen, aber hinter diesem Wall von Haaren lag ein kleines, freundliches Gesichtchen, ein Näschen, das schalkhaft zwischen dem Grimmigen hervorguckte, ein Paar wackere Aeuglein, die auch nicht im Geringsten zum Erschrecken eingerichtet waren. Der Kriegsmann hatte mit der Brust nicht sehr weit über den Fenstersims emporgeragt, als er die Jalousien öffnete; jetzt hatte er sich wohl einen Stuhl an's Fenster gerückt, denn er erschien auf einmal groß und schaute mit dem halben Leib auf die Straße herab; doch nach Verhältnis seiner Arme und seines Kopfes zu urtheilen, mußte er ein kleiner, untersetzter Mann sein; ich erinnerte mich, daß ihn Christel den kleinen Lieutenant genannt hatte. Nichtsdestoweniger brachte er eine ungeheuere Pfeife hervor, die bis in den ersten Stock hinabreichte. Sie mochte ein bedeutendes Gewicht haben, denn der kleine Lieutenant hielt sie mit beiden Fäusten, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Als der Kriegsmann einige Zeit seinen Morgenbetrachtungen nachgehängt haben mochte, fieng er an mit der langen Pfeife an den Jalousien zu seiner Linken zu pochen. Sie thaten sich auf, ein mageres, bleiches Gesicht, eine lange hagere Figur, in einen geblümten Schlafrock gehüllt, schaute hervor — es war der Doctor Salbe.

Die Straße, in welcher ich wohne, ist ziemlich schmal; ich konnte, wenn ich das Fenster öffnete, das Gespräch meiner Nachbarn hören; ich öffnete daher mein Fenster, ließ die Gardinen herab, um nicht von ihnen bemerkt zu werden, und lauschte.

„Wo habt Ihr Euch gestern Nacht herumgetrieben, Doctor?" sprach der Lieutenant mit schalkhaften Blicken, indem sich der Bart zu einem angenehmen Lächeln bis an die Ohren verzog. „Warum kamt Ihr nicht in den goldenen Hahn? Ich wollte wetten, Ihr waret in einem Singthee."

Der Doctor nickte und zündete still lächelnd eine Cigarre an der Pfeife des Soldaten an. „Ich war im Singthee," antwortete er mit hohler Stimme; „Lieutenant, da war es wieder herrlich! Im goldenen Hahnen geht es mir Sonntags gar zu roh her. Eure Kameraden rauchen so schlechten Tabak, und das Schreien und Schwadronieren von den Gefechten setzt meinen Nerven zu. Aber bei dem Professor Nauze war es gestern wieder göttlich!"

Digitized by Google

„War die Fremde auch dort?“ fragte der kleine Krieger und deutete auf den ersten Stock seiner Wohnung. „Waren auch die beiden Fräulein da?“

„Die Mutter, die Töchter und die Fremde; und wissen Sie wohl, wer sie ist? Sie wird Cousine tituliert, und die Oberforstmeisterin thut sehr freundlich mit ihr. Und denken Sie, ich wurde ihr vorgestellt als Nachbar vom oberen Stock; sie war holdselig und hat auch mein Trauerspiel gelesen und meine Erzählungen in der Zeitung für noble Leute.“

Auch ein Genosse der seligen Tante Idonia, dachte ich und machte ihm hinter den Vorhängen eine Fanst, denn er schien mit dem Leipziger Magister im Bunde gegen mich zu sein. Indem hörte man einen wahrhaft höllischen Lärm in der Wohnung des Schusters. Eine tiefe Baßstimme fluchte und tobte, wie die rauhen Töne des Violons; dazwischen hörte man Carolinen und ihre Schwester in hohen, klingenden Tönen, wie Hoboe und Clarinette, und Brenner's Karlchen, der wohl Schläge bekam, fistulierte mit gräulichen Violinpassagen dazwischen. Es war kein Zweifel, der Russenschuster war erwacht und hielt seinen feierlichen Einzug in sein Reich.

„Hören Sie doch, wie der Alte wieder rumort,“ sagte der Doctor Salbe; „mich dauern nur die Mädchen, er probiert sicher an Carolinchen ein Paar neue Knieriemen. A propos, wie stehen Sie mit Carolinchen, Lieutenant?“

„Gar nicht,“ antwortete er mürrisch und blies eine große Wolke vor sich hin; „die hochmüthige, schnippische Person! Ich weiß nicht, was sie jetzt wieder im Kopf hat, sie dankt kaum, wenn ich sie grüße. Es ist mir auch ganz einerlei,“ fuhr er ärgerlich fort; „meine Gedanken stehen jetzt auf die Fremde, auf die Cousine; der will ich die Cour machen, Höllenschwernöthchen, Doctor! Das sollt Ihr mal sehen.“

„Hoho!“ fiel ihm sein Nachbar mit hohlem Lachen in's Wort. „Wenn Sie erst wüßten, was ich weiß, Wertester!“

„Donner! Hat sie von mir gesprochen? Salbe! Ihr foltert mich; hat sie von mir gesprochen?“

„Nein! aber sie sagte mir viel Schönes über mein Flötenspiel, das sie vorgestern Nacht in den Schlaf gewiegt habe.“

Ich glaubte, der Lieutenant werde bei diesen Worten zum Fenster hinausstürzen; er hüpfte auf seinem Stühlchen hin und her und rückte weiter über die Brüstung heraus, um dem Doctor näher zu sein. „Und Ihr habt dem lieben Kinde doch gesagt, daß ich es bin, der musiciert?“

„Ja wohl; ich sagte ihr, daß ich nur Guitarre schlage und etwas Weniges dazu singe; der Flötist aber sei mein Nachbar, der Lieutenant Münsterthurm. Ich will Ihnen auch gar nicht im Wege stehen; ich habe an meinem neugriechischen Roman so entsetzlich zu arbeiten, daß ich vor den nächsten vierzehn Tagen an keine Liebe denken kann; aber den goldenen Hahn sollten Sie sich abgewöhnen; Sie sollten in gebildete Cirkel sich einlassen, dort können Sie die Cousine treffen.“

„Gott straf mich, Ihr habt nicht Unrecht!“ unterbrach ihn der liebende Soldat. „In den goldenen Hahn kommt sie doch nicht, also muß ich sie andern Orts aufsuchen. Aber Ihr kennt ja meine Antipathie gegen das Theetrinken, ich riskiere, daß ich auf der Stelle krank werde, wenn ich dieses laue Wasser zu mir nehme. Was haltet Ihr davon, Doctor, wenn ich Punschessenz mit mir nehme in einem Gläschen, und, während ich nach der tollen Sitte mit der Tasse auf- und abspaziere, heimlich einige Tröpflein in den Thee gieße? Dann kann er mir nichts schaden.“

„Wahrhaftig, das könnten Sie thun; kaufen Sie Essenz, ich will Sie einführen in Nanze's göttlichen Singthee.“

Digitized by Google

„Am Donnerstag bekomme ich meinen neuen Uniformsfrack," antwortete er vergnügt, „dann gehen wir miteinander in den Singthee."

IV.

Ein Besuch, der mir gerade jetzt sehr ungelegen kam, unterbrach meine Beobachtungen. Es war einer jener freundlichen Alltagsmenschen, die, wenn sie mit uns Billard gespielt haben, auf der Promenade einige hundert Schritte mit uns giengen, in der Loge zufällig neben uns einen Platz fanden, sich unaufgefordert zu unseren Freunden zählen. Er hatte sicher nicht geruht, bis er mein geringes Stübchen aufgefunden; er kam, wie er versicherte, nur aus Theilnahme, und doch war es die unverschämteste Neugierde, die ihn hergetrieben hatte; er und sein Hund beguckten und berochen jeden Winkel meines Zimmers; ich sah ihm an, wie er Notizen sammelte, um Abends einige Damen über mich und meinen Spleen zu unterhalten.

„Sie sind doch ein glücklicher Mensch," sagte er; „waren Sie in Gesellschaft, so vergaßen die Damen, daß es gegen allen guten Ton sei, länger als fünf Minuten über einen Gegenstand zu sprechen. Man lauschte begierig auf Ihre Worte, weil Sie ein halber Gelehrter sind."

„Sie können sich doch wahrlich nicht beklagen," erwiderte ich; „wie glänzend haben Sie vor drei Wochen die Damen unterhalten, als Sie den Brief aus Paris bekommen hatten."

„Es war der einzige glückliche Abend meines Lebens," sprach er mit süßer Wehmuth; „mein Modecorrespondent hatte den vernünftigen Einfall, mir einige Anekdoten aus den Salons, einiges Neue über Damenputz und über die Stellung einer modernen Pariserin beim Theeeingießen, und wie sie in Gegenwart ihres jungen Ehemanns die Schlafhaube aufsetze, zu schreiben. Ich brachte es bei Graf C. vor; man fand mich köstlich, man fand mich liebenswürdig und amüsant. Es war aber auf Ehre der einzige Abend. Aber Sie! Wie glücklich sind Sie."

„In was soll nur mein Glück bestehen?" fragte ich ärgerlich über seine Ausrufungen.

„Haben Sie nicht immer das verdammte Spiel: »der Chevalier de Papillot«, von vorn bis hinten ohne Anstoß behalten können? Und ich! Wenn ich am herrlichsten frisiert oder gebraunt war, so wurde das dumme „Chevalier de Papillot a un papillot" gespielt, meine Frisur gieng zum Teufel, denn ich konnte den französischen Sermon nicht behalten und bekam den ganzen Kopf voll Papilloten. Aber Sie! Hatten Sie den ganzen Abend nichts gethan als an einer Thüre gestanden und finster in die Zimmer geblickt, so gab es doch Leute, die Sie sehr interessant fanden. Jetzt verlassen Sie sogar die Welt, werden melancholisch; ich wollte wetten, wenn ich es geworden wäre, man hätte gelacht, und Sie werden bemitleidet, zurückgesehnt; es gibt sogar junge Damen, die ganz offen den Fächer vor das linke Auge halten, wenn von Ihnen gesprochen wird."

„Den Fächer vor das linke Auge halten? Wozu denn, was soll es denn bedeuten?"

„Sie wissen nicht einmal dieses Zeichen der trauernden Liebe? Das ist das Neueste, was man hier in der Liebessprache kennt, das heißt à la Joco trauern."

„A la Joco trauern!" rief ich. „Wer trauert denn mit der Windfuchtel vor dem linken Auge um mich?"

„Gehen Sie, das wissen Sie nur zu gut; Oberhofmeisters Trinettchen ist ganz melancholisch geworden. Auf Ehre, ich sah sie zweimal à la Joco trauern. Ist das nicht rührend?"

„Was werden Sie heute mit ihrem Tage anfangen?" fragte ich, um mir das Erröthen über die trauernde Joco

Digitized by Google

zu ersparen. „Wo werden Sie speisen? Werden Sie in's Theater gehen?“

„Speisen?“ sagte er wehmüthig lächelnd, „speisen! Ich lebe gegenwärtig wie ein Klausner. Denken Sie sich mein Unglück!“

Ich war begierig; sollte ihn etwa auch eine Tante enterbt haben, war er vielleicht auf halben Sold gesetzt wie ich? Er schien bekümmert, geheimnisvoll.

„Denken Sie sich mein Unglück! Schon seit einiger Zeit bemerkte ich, daß mir meine Röcke und Westen nicht mehr recht passen wollten. Ich nahm daher das vormalige Maß meiner Taille (mein Schneider in Frankfurt und ich haben jeder ein Exemplar, und zwar aus Draht geflochten, daß es sich nicht verziehe); ich nehme es, lege es um, und o Schrecken! — ich bin seit einem Vierteljahre um zwei Daumen breit stärker geworden! Ich war außer mir, ich wüthete, ich war nahe daran, Hand an mich selbst zu legen. Ich entdeckte mich dem jungen Baron F.; Sie kennen seinen herrlichen Wuchs, er tröstete mich, er gab mir Mittel.“

„Nun, in was bestehen diese?“

„Zuerst mußte ich Rhabarbertinctur nehmen, daß ich beinahe todt war. Dann darf ich acht Tage lang nichts genießen als eine Tasse voll Gerstenschleim, einige Austern und ein Glas Madeira. Alle Morgen nach acht Uhr muß ich ein Glas Kräuteressig trinken und darauf spazieren gehen. Es ist heute der fünfte Tag; es ist wahr, es hilft, ich bin schon um einen Daumen eingegangen, aber meine Kräfte schwinden, ich bin so schwach, daß ich heute Abend nicht werde tanzen können. Es ist nur gut, daß es jetzt Mode ist, daß wir jungen Herren nicht tanzen; aber das ewige Stehen mit dem Hut in der Hand werde ich auch nicht aushalten; ich werde mich setzen müssen gegen allen guten Ton und feine Lebensart.“

„Ich bedaure Sie,“ sagte ich, als er mit zitternder Hand von mir Abschied nahm. „Wären denn fünf Tage nicht auch genug?“

„Acht Tage müssen es sein,“ antwortete er seufzend; aber dieser Leidenskelch wird auch an mir vorübergehen; was thut man nicht um den Ruhm, eine Taille à la Joco zu haben.“

Armer Joco! sprach ich bei mir, als er weggegangen war. Armseliger Affe! Du schämst Dich Deiner menschlichen Gestalt und wendest alle Mittel an, ein Pavian oder eine Wespe zu werden! Jene große Werkstätte der Thorheit ergötzte sich an einem Menschen in Affengestalt; sie trugen sich wie der herrliche Affe, es gab nichts, was nicht den Namen dieses Affen trug; es nimmt mich Wunder, daß sie ihren König nicht à la Joco krönten. Aber die Narrheit bleibt nicht in jenen Mauern, sie verbreitet sich über die Provinzen, sie passiert ungehindert die Donauen des Rheins, und man schämt sich in Deutschland, auf eine andere Art ein Thor zu sein, als es vor sechs Monaten in Paris Sitte war. Wer ist ein größerer Affe und der Thierheit näher, jener Urjoco, oder die unzähligen Affenherren, Affenfräulein und Affenmamsellen, die an dem Affen einen Affen gefressen haben, ihm nachäfften und mit Freuden sammt und sonders Joco's wurden?

Erbärmlicher Affe, der Du mich um eine schöne Stunde betrogst! Warum verbieten es die gesellschaftlichen Sitten, daß ich Dich freundschaftlichst aus der Thüre warf?

Wie vergnügt, wie zufrieden wäre ich mit mir selbst gewesen! Wie gut hätte ich mich an meinem Fenster unterhalten können! Und dieser hohle Mensch, in dessen Kopf kein Gedanke war als der an das Souper heute Abend, dessen Blick in die Zukunft nicht weiter reichte als bis zum nächsten Ball, dessen Erinnerungen nur in Austern und Tanzmusik bestanden, dessen Herz kein wärmeres Gefühl kannte als Neid, wenn er nicht die feinste Taille hatte, oder die Freude, das neueste

Digitized by Google

Tuch oder die eleganteste Hutfaçon zu haben; dieser Mensch durfte sich meinen Freund nennen, durfte mein stilles Asyl durch sein Geplauder entweihen? Sind nicht diese Menschen die ärgsten Heiden? Es steht im Evangelium: „Ihr sollt nicht sagen, was werden wir essen, was werden wir trinken, wie uns kleiden, denn nach diesem Allem fragen die Heiden.“ Und diese Leute möchten verzweifeln, weil sie nicht wissen, ob sie heute in jenem Hotel oder bei diesem Italiener speisen werden; sie sind in Gefahr krank zu werden, weil sie im Zweifel sind, ob sie sich schwarz oder blau ankleiden sollen?

V.

Ich war unter diesen Gedanken wieder an mein Fenster getreten. Der Tag war nun auch im ersten Stock gegenüber angebrochen. Ich konnte, weil das Haus auf der Mittagsseite lag, bis in die Mitte dieser schönen Zimmer schauen; ich nahm mein Opernglas zur Hand und musterte die Fenster. Es waren drei junge und eine alte Dame, die ich sah; von den Mädchen waren zwei noch im Negligé, die eine las im Fenster, schaute übrigens oft über das Buch hinweg auf die Straße; sie schien nicht mehr sehr jung, ihre Züge hatten schon etwas Scharfes angenommen, an ihrem Nasenwinkel glaubte ich jenes unbeschreibliche mokante Etwas zu bemerken, das einer meiner Freunde den Altjungfernzug nennt.

Die zweite im Negligé schien jünger und hübscher; sie saß am Clavier und präparierte sich wohl auf ihre Lection oder gar auf einen Singthee. Mama saß an ihrer Seite und schien ihr Spiel zu bewundern. An einem andern Fenster saß ein Kind von sechzehn bis siebzehn Jahren. Es mußte die Fremde, die Cousine sein; denn wäre dieser schöne Kopf, wären diese Augen, deren Glanz ich aus so weiter Ferne bewunderte, schon länger in der Stadt gewesen, ich hätte gewiß von einer schönen Tochter der Oberforstmeisterin gehört. Sie nähte emsig an einem Kleide, aber dennoch konnte sie sich nicht enthalten, zuweilen die Vorübergehenden zu mustern, mit den niedlichen Fingern zu deuten, wenn ihr etwas auffiel und die Lesende im Negligé zu befragen. Es mußte die Fremde sein. Ich hatte dazu mehrere Gründe. Die beiden andern Fräulein hatten gleiche Hauben, gleiche Bänder, gleiche Unterröcke; sie waren die Schwestern. Die eine las, die andere musicierte, das schöne Kind aber arbeitete; was war natürlicher als daß es die Fremde war, die arbeitete? Sie hatte ihre Garderobe vom Lande mitgebracht. Wenn sie auch dort nach der Mode gewesen sein mochte, so war sie doch hier schon um einige Monate zurück. Der Leib am Kleidchen durfte vielleicht nur etwas weiter ausgeschnitten, die Garnitur nur etwas höher gesetzt werden, so war man noch passabel nach der Mode. Auch das, daß sie so frühe schon in vollem Anzug war, bestärkte meine Vermuthung.

Ich hatte einige Zeit mit diesen Betrachtungen hingebracht, als ich Madame plötzlich aufstehen sah; sie winkte der Cousine, sie deutete an's Fenster; das schöne Mädchen öffnete und sah heraus, sie heftete ihre Blicke auf die Hausthüre. Ich war begierig, wer erscheinen werde, denn offenbar erwartete sie Jemand, der aus dem Hause treten sollte; war es der Russenschuster? Hatte der Pariser ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen? Oder gieng vielleicht Jemand aus dem obern Stock an ihrem Zimmer vorbei? Etwa der Doctor, oder Münsterthurm, der kleine Lieutenant? Er war es, der Kleine! Aber welchen sonderbaren Anblick gewährte er! Gleichsam zum Hohn hatte ihm die Natur einen großen Namen gegeben; wer dachte sich nicht, wenn er vom Lieutenant Münsterthurm hörte, einen Kerl, der dem Kölner oder Straßburger Münster Ehre machte? Aber er war ein Duodezmünsterchen. Er hatte

Digitized by Google

eine tiefe, rauhe Stimme; wenn man die Augen zumachte und ihn fluchen und donnerwettern hörte, glaubte man wenigstens einen riesenhaften Kürassier vor sich zu haben. Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus; es ist der kleine Münsterthurm. Er kündigte sich zuerst durch das schreckliche Klirren eines nachschleppenden Säbels an; dann kam ein ungeheurer Hut mit wehendem Federbusch aus der Thüre, unter ihm wandelte der Lieutenant. Dieser Soldat schien seine verkürzten Formen dadurch entschädigen zu wollen, daß er Alles, was er sich selbst beilegen konnte, im größten Maßstabe hatte; seinen ungeheuern Bart, die lange Pfeife, die er mit zwei Händen balancierte, hatte ich früher schon bewundert. Der Hut sammt Federbusch maß drei Schuh in der Höhe, also zwei Drittheile von dem Lieutenant, sein Schwert war eine furchtbare Waffe und reichte ihm, wenn es aufrecht neben ihm stand, hoch über die Brust. Er führte die längste Reitgerte, die ich gesehen, lange Sporen rasselten an seinen Füßchen; er gieng wohl aus, um einen Morgenritt für sechs Groschen zu machen. Er machte Front vor der Hausthüre, ich sah, daß er unter seinem Hut hinaufschielte in den ersten Stock; er bemerkte die Fremde, eine angenehme Freude blitzte, mir sichtbar, aus seinen Augen; er that, als hätte er sie nicht erblickt.

Er hieb mit der Reitpeitsche auf seinen Stiefel und rief mit tiefer, dröhnender Stimme: „Johann!"

Ein großer Kerl in abgetragenen Soldatenkleidern fuhr aus dem Haus, stellte sich in militärische Position, die Hand an der Mütze, und antwortete: „Herr Lieutenant!"

„Schlingel!" fuhr der Kleine fort, „hab ich Dir nicht gesagt, Du sollest meine Flöte jeden Abend einsalben mit Mandelöl? Ha! daß Dich das Donnerwetter, sie hat gestern Nacht gequikt wie ein Dudelsack. Schmier ein, sag ich Dir, salbe das fürtreffliche Instrument, daß es weich töne, oder Dich soll der T . . . holen, und ich lasse Dich sechs Stunden auf die Latten legen, daß Du kein Glied rühren kannst."

„Ganz wohl, Herr Lieutenant! aber . . ."

„Was, aber, wenn ich befehle gibt es kein aber; was willst Du denn?"

„Ich hätte schon gestern eingeschmiert und gesalbt, Herr Lieutenant, aber der Grunsky, bei dem ich das süße Mandelöl kaufen soll, sagte, er borge — mit Respect zu vermelden — dem Herrn Lieutenant keinen Groschen mehr."

„Was? mir das?" schrie Münsterthurm mit entsetzlicher Stimme, daß meine Fenster zitterten, und die schöne Fremde erbleichte. „Ich ermorde ihn, ich renne ihn mit dem Säbel durch und durch, ich zerhacke alle Gläser, Pomeranzen und Citronen in seinem Laden in Kochstücke, der Kuckuck soll ihn holen, ihn und sein süß Mandelöl!" Der tapfere Soldat wackelte zu diesen Worten mit dem Federbusch, klirrte mit dem Säbel, stampfte mit den Sporen, focht mit der Reitpeitsche in der Luft und blinzelte hinauf an's Fenster, welche Wirkung seine Berserkerwuth hervorbringe. „Doch, es ist unter meiner Würde, mich über solche Canaille zu alterieren," fuhr er ruhiger fort, „ich werde ihn verklagen, so thu ich. — Johann!"

„Was befehlen der Herr Lieutenant?"

„Geh in die Apotheke in der Königsstraße, dort, wo es zur Kirche hinuntergeht, laß Dir für zwei Groschen süß Mandelöl geben; laß es aufschreiben — die Welt kennt meinen Namen."

So sprach der Lieutenant Münsterthurm. Er nahm seinen Säbel unter den Arm, rückte den großen Hut schiefer auf's Ohr und schritt mit mächtigem Gange die Straße hinab.

Die Fremde aber schlug das Fenster zu, setzte sich an ihren Platz und lachte.

Digitized by Google

VI.

Ich habe jetzt seit mehreren Tagen die Liebenden parterre betrachtet; immer klarer wird es mir, daß ein sehr reines Verhältnis zwischen Carolinchen und dem Pariser besteht. Wenn etwas Unchristliches in dieser Liebe wäre, so müßte es in der Art, wie sie zusammen scherzen, sich zeigen; der Pariser könnte nicht so zart seine Glut verrathen; er würde, wenn er schon höhere Rechte sich zugeeignet hätte, nicht, wie ich wohl bemerkt habe, um ein Küßchen so lange betteln und sogar schmollen, wenn er es nicht bekommt. Carolinchen könnte nicht mit jenem heitern, ungetrübten Muth Scherze selbst beginnen, könnte ihn nicht aus ihren klaren Augen so treuherzig anblicken, wenn sie sich etwas Unchristliches bewußt wäre. Es ist etwas Heiliges, Holdes um die Unbefangenheit der ersten Liebe, sollte sie sich bei einem Schustergesellen und seines Meisters Tochter, oder in dem Boudoir einer jungen Fürstin zeigen; es ist der herrliche Schmelz, den die Unschuld aushaucht; keine Kunst ersetzt ihn wieder, wenn Du ihn abstreifst. Oder kann der Maler dem Schmetterling die Flügel wieder malen, wenn eine rauhe Hand ihn betastet und den Blütenstaub verwischt hat, womit die Natur seinen bunten Mantel überkleidete? Ist nicht die sanfte Röthe auf den Wangen eines schönen Kindes ein solcher Blütenstaub? Wird die Schuldbewußte erröthen, wenn der Geliebte um ein Küßchen bittet? Wird sie die Augen niederschlagen? Die Kunst einer Kokette geht weit; sie kann durch großes Studium vielleicht lernen, wie und wo man die Augen niederschlagen müsse; aber jenen holden jungfräulichen Schmelz, jenes rouge fin der Natur kann sie bei Laugier père et fils, rue bourg l'abbé à Paris nicht kaufen.

Ich traute daher lieber meinen Augen und meinem guten Opernglas, als der bösen Zunge der alten Christel, meiner Aufwärterin, die mir das Verhältnis der beiden Leutchen als ein unchristliches schilderte. Ich hatte ein Paar Pantoffel nöthig; was war natürlicher, als daß ich meinen Nachbar, den Russenschuster, mit diesem Auftrage beehrte? Ich hatte dabei noch eine Nebenabsicht. Der alte Russe, dachte ich, ist wohl zu bequem und vornehm, als daß er sich zu mir bemühte; Brenner's Karlchen, den Lehrjungen, kann er auch nicht wohl schicken, um mein Maß zu nehmen, folglich werde ich den Pariser bei mir sehen. Die alte Christel wollte mir zwar das Vorhaben mit Gewalt ausreden; sie behauptete, daß ich bei dem reichen Nachbar das Doppelte werde zahlen müssen, aber es half nichts, sie mußte hinüber. Sie kam bald wieder und berichtete, man werde kommen; sie lächelte dazu vor sich hin, als wüßte sie noch etwas, das sie sich unbefragt nicht zu sagen getraue. Ich konnte ihr schon den Gefallen thun, zu fragen, denn sie schwatzte gerne.

„Als ich hinüber kam," sagte sie, „und ausrichtete, daß Sie ein Paar Pantoffel wünschten, da — nein, ich kann es nicht sagen —"

„So sprich doch, Alte! was sagten sie denn?"

„Carolinchen sah recht mitleidig aus und sagte: Ach, zu dem bleichen Herrn im zweiten Stocke drüben? Was fehlt ihm denn? Er ist immer zu Haus und sieht so trübselig durch's Fenster; und der Pariser sagte: Ja, und wenn er ausgeht, so sieht er so ernst und traurig aus, was fehlt ihm denn?"

„Nun? und was sagtest Du, Alte! Was gabst Du zur Antwort?"

„Na, ich weiß es ja selbst nicht; ich sagte, es müsse Ihnen Jemand gestorben sein, Sie gehen meist in schwarzen Kleidern; und da meinten sie — hi! hi! Da sagte Carolinchen: Ach, gewiß ist ihm sein Schatz gestorben, dem armen Herrn, oder es geht ihm gar wie dem armen jungen Werther, der auch so viel gelitten hat."

Digitized by Google

Die guten Seelen! dachte ich; weil sie lieben, so kennen sie kein anderes Leid, als die Trauer der Liebe! Wie unendlich prosaischer ist doch mein Kummer! Freilich ist mir ein Schatz gestorben; der Leipziger Magister hat ihn gewonnen. Die alte Tante ist es, der meine Melancholie gilt, der seligen Idonia, der Mitarbeiterin an der Zeitung für noble und gebildete Leute. Wie prosaisch, wie so ganz miserabel und unpoetisch! Meine Farbe spielt etwas in's Blasse, was ist natürlicher, als daß ich Kummer habe? Ich bin viel zu Hause, ich muß über meinen Kummer brüten; ich sehe melancholisch aus, ich könnte schwer verdauen, ich könnte einen Roman unter falschem Namen geschrieben haben und deswegen auf Geldbuße angeklagt sein. Aber dies Alles ist uns heutzutage zu prosaisch — er ist melancholisch, er muß Liebeskummer haben, ganz erschreckliche Seelenleiden; sogar die Schustermamsell, die Liebende, weiß gleich, wo Einen der Schuh drücken könnte. In welcher Schule mag sie das gelernt haben? Ja, sie hält mich für größer als ich bin; sie vergleicht mich sogar mit dem jungen, liebenden Werther, dem Unvergeßlichen! und ich — muß erröthen, jene enorme Höhe von tragischem Pathos noch nicht erreicht zu haben!

Mit diesen Betrachtungen beschäftigt, sah ich den Pariser aus dem Hause treten. Er sah gar nicht übel aus, und ich konnte es Carolinchen nicht verdenken, daß sie gern mit ihm scherzte. Er war nett und elegant gekleidet, denn zu solchen Besuchen wurde der Sonntagsstaat angelegt. Er ist ein hübscher, gedrungener, untersetzter Bursche, lebhaft, gewandt; es kann ihm nicht fehlen, er muß bei den Mädchen Glück machen. Schon der Name, der Pariser, weckt tausenderlei günstige Meinungen zum Voraus. Der muß die Welt gesehen haben, denkt man und fühlt sich nicht wenig geehrt, von ihm zu einem Walzer oder Dreher aufgezogen zu werden. Ich konnte mir denken, daß er seine Sitten perfectioniert haben werde. In der Hauptstadt der Welt, wo die Schuster in Glaswagen bei ihren Kunden vorfahren und ihre eigenen geheimen Secretäre haben, welche sogleich die Maße der Knudenfüße zu Protokoll nehmen, wo die Meister Künstler sind, ein Atelier statt der Werkstatt haben, mehrere Curse über Anatomie anhören, um sich in ihren Bemühungen um den Fuß zu vervollkommnen, wo die Gesellen nicht auf einfüßigen Schemeln, sondern in prachtvollen Fautenils Schuhe flicken, und die Lehrjungen oder Garçons den Draht mit parfümiertem Pech wichsen, in einer solchen Stadt hatte er den deutschen Handwerksburschen, diesen aus Flegelei, Courtoisie und Sinnlichkeit zusammengesetzten Kraftmenschen, ausziehen und in den Pariser fahren müssen.

Er kam, ich hatte mich nicht getäuscht. Wie artig wußte er sich zu verbeugen, den Hut abzulegen und ein paar Fünffingerstriche durch sein Haar zu thun! Wie unbefangen näherte er sich, mit welcher Grazie setzte er mir den Stiefelzieher zurecht! Er schien mich mit mitleidigen Blicken zu betrachten, der arme Siegwart mochte ihm einfallen, oder gar die Leiden des jungen Werthers, denn er erkundigte sich dolce nach meiner Gesundheit.

„Sie haben eine angenehme Werkstatt da drüben," sagte ich zu ihm, indem er mit einem rosenfarbenen Seidenband meinen Fuß maß und sich Notizen in eine saffianene Brieftasche aufzeichnete; „ich meinte, Ihre Werkstatt muß hell und freundlich sein?"

„Unser Arbeitszimmer meinen Sie? O ja, es ist hübsch und freundlich, und man hat doch auch eine Aussicht auf die Straße."

„Nun, und die Einsicht ist gewiß auch nicht übel; läßt Ihnen Mamsell Caroline so viel Zeit, auf die Straße zu sehen?"

Stumm vor Staunen lag er vor mir auf den Knieen; er hielt in einer malerischen Stellung das rosenfarbene

Digitized by Google

Maß in der Hand, die Brieftasche war ihm entfallen. „I der Tausend!“ preßte er heraus, „wie meinen Sie denn das, wertgeschätzter Herr . . . ?“

„Nun, ich habe letzthin eine kleine Attaque mit den eisernen Ladenstangen gesehen, wo eine Fensterscheibe zerschlagen wurde, da dachte ich —“

„Ei, so hat Brenner's Karlchen doch Recht gehabt!“ rief er, „er hat gesagt, Sie hätten herausgesehen; ja, ich hatte einen kleinen Spaß mit des Meisters Tochter.“

„Und wenn ich recht gesehen, ist sie Ihnen gut, die Mamsell?“

Der gute Pariser wurde über und über roth, und ein Strahl der Freude schien aus seinen ehrlichen Augen zu dringen. „Was hilft es mir auch, wenn mir das Mädchen gut ist?“ sagte er nach einigen Augenblicken leise, „ich kriege sie doch nicht!“

„Und warum nicht?“ fragte ich verwundert; „einen geschickten Arbeiter, der sogar in Paris gelernt hat, diesen sollte der Meister verschmähen?“

„Es ist wahr,“ sagte der junge Schuster nicht ohne Selbstgefühl, „ich habe in Deutschland und Frankreich gelernt, ich habe in Paris, Amsterdam, Berlin und Frankfurt in den berühmtesten Ateliers gearbeitet, aber was hilft's? Der Meister ist reich und vornehm, er wird nächstens Stadtrath werden, er sucht seine Tochter in vornehme Familien zu verheiraten. Ein Bierbrauer, ein Schweineschlächter, ein Rothgerber, Alles vornehme und angesehene Herren, die wenigstens ihre zwanzig- bis dreißigtausend Thaler schwer sind, haben um Carolinchens Hand angehalten, und der Alte ist nur noch im Zweifel, wem er sie geben soll.“

Der arme Bursche dauerte mich, er hatte Thränen in den Augen, während er mir das erzählte. „Und Carolinchen?“ fragte ich.

„Ach! das ist gerade mein Jammer; sie hat mich lieb, wir haben es vergangenen Sonntag auf dem Tanzboden einander gestanden. Wenn ich wollte, sie ließe mit mir davon, denn sie mag keinen Anderen als mich; aber ich weiß wohl, in den Romanbüchern werden oft junge Frauenzimmer entführt, die es nachher recht gut bekommen, aber was kann ich ihr anbieten? Bis ich Meister werde zu Haus, geht mein kleines Vermögen vollends drauf, und ich soll sie in ein Haus voll Kummer und Sorgen führen? Nein! sie wird mich vielleicht doch auch vergessen können. Sie soll heiraten, wie es der Vater will, sie wird dann eine vornehme, wohlhabende Frau, und wenn sie erst ein Paar liebe Bübleín hat, denkt sie nimmer an unsere Liebschaft und an den armen Pariser.“

„Aber Sie? Können Sie so ruhig entsagen? Wird es Ihnen nicht recht schwer werden, von Carolinchen zu scheiden?“

„Ich mag nicht daran denken,“ antwortete er, „es würde mir jede Stunde verbittern; wenn einmal geschieden sein muß, so soll es schnell gehen. Wohl wird es mich schmerzen, wenn ich wieder so allein in die weite Welt hinaus muß, denn hier kann ich nicht bleiben! aber ich denke dann, es wandert mancher arme Teufel durch's Reich, den es im Herzen noch weit schwerer drückt als sein Bündel auf dem Rücken; so geht's halt in der Welt!“

Er gieng mit einer Thräne im Auge von mir.

„Also auch hier die unglückselige Macht der Verhältnisse!“ dachte ich; „auch hier der Eigensinn der Väter, auch hier das eifrige Streben nach Geld und Ehre! Man spricht von dem Unglück hochgeborener junger Damen, daß sie nicht dem Zug des Herzens, sondern dem Gebot der Verhältnisse folgen müssen; man bedauert Prinzessinnen, daß für sie wahrscheinlicherweise das Glück stiller, beglückter Liebe verloren sei; man beklagt junge Gräfinnen und Fräulein von altem Adel, daß ihrem Auge kein Mann gefallen dürfe, der nicht sechzehn Ahnen gehabt,

Digitized by Google

daß ihre Seele legitimer Weise kein Bild erfüllen dürfe, das nicht stiftsfähig wäre. Hat die Tochter des Russenschusters ein glücklicheres Los? Es werben reiche Grafen, besternte Diplomaten um die Hand einer jungen Dame, der Arme, Unberühmte muß zurücktreten; hier kommen ganz außerordentlich vornehme und angesehene Leute und wollen Carolinchen zur Frau, wer sind sie? Bierbrauer, Schweineschlächter, Rothgerber; sollte nicht der Pariser ebenso gut, sogar noch passender für sie sein? Mit nichten! Jene haben Geld und Ansehen in der Stadt, sie sind außerordentlich vornehm, Carolinchen muß sie heiraten. Aber welche Nöthigung ist bei all diesen Fällen? Der Vater des Fräuleins wird die Achsel zucken und sagen: die Verhältnisse. Verflucht sei, wer dieses Wort erfand, um einen Begriff zu bezeichnen, der auf Vernunft und Recht keinen Anspruch machen kann!"

Ich war ergrimmt über diese Unnatur des Schusters, und in meinem Grimm mußte ich die Resignation des Parisers bewundern. Wäre dieser Fall in den höchsten oder Mittelständen vorgefallen, der Amoroso hätte sich erstens entweder mit seinem durch die Verhältnisse begünstigten Nebenbuhler schießen wollen, oder zweitens, er hätte gewüthet, seiner Geliebten das Leben verbittert, ihr geflucht, gedroht, sich zu erschießen und erst auf ihr inständiges Bitten sich das Leben geschenkt, oder drittens, er wäre in's Wasser gesprungen, oder viertens, er wäre tiefsinnig geworden, und dieses Letzte ist das Allgemeinere. Nicht so der Pariser; er sieht sein Unglück voraus; er könnte zur Noth einen dummen Streich machen, aber das Glück und die Ehre der Geliebten ist ihm theurer — er liebt und vergißt sein Unglück bis es da ist, und dann schnallt er den Ranzen und wandert traurig durch das Reich. Man wird sagen, er hat nicht jenes tiefe Gefühl, nicht jene feinere Bildung, die zur wahren Liebe und zum tieferen Schmerz der Liebe gehört; kann man glauben, daß ein Schustergeselle so innig lieben könne als ein Dragonerlieutenant, oder ein Legationsrath, oder gar als ein junger Doctor? Kleinliche Thorheit, die du auch hier wieder die Gefühle nach den Ständen abmessen willst! Die Aeußerungen dieses armen Burschen sind erhabener als die Rodomontaden hochgeborener Liebhaber, sie zeugen von tieferer Empfindung als Eure erlernten und erlesenen Sentiments, und seine Resignation ist edler als Euer Toben und Wüthen gegen das Schicksal. Er will sich nicht schießen mit seinen Nebenbuhlern, wie der Legationsrath; er will sich nicht in seinen eigenen Sonetten ersäufen, wie der Doctor; er schließt die Geliebte zum letzten Mal in die Arme, wirft sein Ränzel auf den Rücken, nimmt den Wanderstab und geht. Sein Unglück fühlt er tief, wenn er zum letzten Mal die Thürme der Stadt, die er verläßt, aus der Ferne ragen sieht; aber er denkt, es wandert noch mancher arme Teufel durch's Reich, den es im Herzen noch weit schwerer drückt, als sein Bündel auf dem Rücken. Er trocknet eine Thräne ab und geht. Aber der Dragoner, der Legationsrath und der Doctor? Wenn Jener nicht geblieben ist, wenn sich Dieser nicht erschoß, wenn der Doctor nicht ertrunken — so gehen sie auch und geben sich zufrieden. Aber freilich, es gehört dazu, daß sie vorher etwas Weniges gestöhnt und gejammert hatten. So wollen es die Verhältnisse!

Es ist uns einigermaßen unerklärlich, weshalb Herr Dr. Hanff nicht weiter erzählt. Denn sie haben sich ja doch bekommen, der Pariser und Carolinchen. Sie mußten nicht erst warten, bis durch eine jähe Schicksalswendung der Pariser reich und hochmögend wurde, und auch nicht, bis etwa der Schuhmachermeister Rupfer arm geworden. Die Sache gieng so zu: Weil

Digitized by Google

gar keine Hoffnung war, so machte sich der Pariser fremd und gieng davon und wanderte als armer Teufel durch's Reich, im Herzen eine Last, die schwerer drückte als das Bündel auf dem Rücken. Carolinchen aber, das daheim blieb, hub an zu blassen und zu welken, daß es zum Erbarmen war.

Und als sie eines Tages der Vater ausforschte nach dem Grund ihres Leidens, sank sie weinend hin und hatte Alles gestanden.

Da dachte der Meister Rupfer, der — wenn er sich erst einmal ausgepoltert hatte — doch eigentlich kein Thor war —: Mein liebes Kind so herzbrecherisch zugrunde gehen lassen, das wäre mir doch zu toll. Wenn wir nur aber den Kerl hätten, diesen Pariser! Wie es einen Russenkrieg gegeben hat, so kann es auch einen Franzosenkrieg geben, und da mag er sich um seine Schuhlieferung bekümmern.

Und war's eines Tages, daß der junge Schustergeselle, etwas bestaubt zwar, aber sonst gesund, zum Stadtthor hereinspazierte. Er wollte vorübergehen, aber Carolinchen winkte ihm zu. Der Alte polterte noch Einiges, aber nach zwei Monaten war die Hochzeit. Noch heute existiert die Firma, sie heißt „Zum Pariser", und wenn Dr. Hauff die Enkel jenes Liebespaares heute sehen könnte, Prachtkerle auf und auf — er müßte seine Freude daran haben.

Die Red.

Meine Frau.

Von **Neera**. Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen von **Moritz Smets**.

„Eine wack're, bied're Frau ist ihres Mannes Krone; wie Beinfraß aber jene, die ihm Schande macht." Aus den Sprüchen Salomonis.

Sie wissen, theuere Freundin, wie man es treibt, eine Frau zu bekommen.

Wenn ein Mann fünfundzwanzig Jahre hinter sich und eine hübsche Anzahl von Austerlitz und auch manches Waterloo auf den Wahlstätten Cupido's erlebt hat — Sie machen wohl den Zusatz: „auch bei oder über tausend Lire in der Tasche hat" — so sagt dieser Mann: „Es ist Zeit, einen Hausstand zu gründen."

Genau, wörtlich so, lautete mein Ausruf.

Taddeo fieng ihn auf und ermuthigte mich, indem er hinzufügte: „Ich werde Dir ein Weibchen comme il faut suchen!"

Taddeo ist mein Studiengenosse, alter Kamerad, die verkörperte Rechtschaffenheit — ich baute auf ihn, denn Sie werden wissen, daß die Suche nach einer Frau die mißlichste, peinlichste Sache für einen armen Schlucker ist, der nie in Gesellschaft geht und der keine Zeit, dahinzugehen, hat. Allerdings hatte ich eine Flamme — ein liebenswürdiges, reizendes, gebildetes — nur zu gebildetes Mädchen. Ich hegte Furcht — zum Geier! Eine Ehefrau, welche Alles und Jedes gleich einem Advocaten zu Papier bringt, den Demosthenes liest und Ugo Foscolo erläutert — ich weiß wohl, daß Sie mich auslachen! — Einer solchen gegenüber würde ich mich wie ein Einfaltspinsel ausnehmen, und dann prägte meine Großmutter, die nicht lesen konnte, mir ein, daß die gelehrten Weiber keine Hausfrauen sind. Mithin, Gott befohlen — ich verzichtete auf meine Flamme und hielt mich an Taddeo.

„Ich habe gefunden, was für Dich paßt", rief der Freund mir eines Tages,

Digitized by Google

mich, der ich eben aus einem Tabakladen trat, stellend, zu: „Ein Mädchen, zweiundzwanzig Jahre alt, von guter Familie, mit Heiratsgut, recht hübsch, ehrbares Betragen, selbstverständlich; all das steht zu Deiner Verfügung!“

„Und werde ich der von Dir Auserkorenen gefallen?“

„Ein Mann, der auf die Freite geht, gefällt immer.“

„Das ist von Uebel — ich möchte als Individuum, und nicht als Species gefallen.“

Ich sah mir das Mädchen an — eine Schönheit war es gerade nicht, aber auch nicht häßlich — eine sehr kostbare Eigenschaft an einer Gattin — munter, lebhaft, ausdrucksvolle Augen — etwas mager, aber die Magerkeit deutet auf Gefühl und Leidenschaft. Ueberdies bemerkte ich mit Wohlgefallen, daß sie nicht ungebührlich ausgebildet worden; Foscolo war ihr so unbekannt, wie Ihnen der Name meines Schusters ist; ein sehr gutes Anzeichen das für einen Mann, der, wie ich, nicht viel gelernt hat. Meine Ueberlegenheit blieb unversehrt, in jeder Streitfrage vermochte ich Recht zu behalten.

Ich erklärte mich.

Meine Werbung ward ohne das mindeste Hindernis angenommen. Die Eltern gestatteten mir, allabendlich einen Besuch zu machen, und Antonia stickte mir eine Cigarrentasche mit den ineinander verschlungenen Anfangsbuchstaben unserer Namen.

Nur konnte ich fast nie mich mit Antonia allein befinden und demnach auch ihren Charakter nicht kennen lernen.

Als ich mich für einige Wochen entfernen mußte, führte ich einen Briefwechsel ein, bei welchem, wie ich hoffte, Geist und Gemüth meiner Zukünftigen (die Frauen sind gewöhnlich sehr redselig in ihren Schriften und schütten ihr Herz in Briefen aus) sich offenbaren dürften; aber die Briefe Antonia's besagten nichts außer dem Conventionellen; ich hätte schwören mögen, daß sie dieselben aus einem „galanten Briefsteller“ abschrieb.

Ich folgerte daraus, daß das Mädchen etwas kaltsinnig sei — aber es blitzte doch Feuer aus ihren Augen! — wenn es nur kein Irrlicht war! — eine einfache Ausströmung vom Stofflichen ohne Zufluß des Geistes!

Sie sprach gerne von ihrem Heiratsgute — zehntausend Lire — und diese Einleitung war fast immer der Vorläufer einer Erörterung über die Art, in welcher sie unsere Wohnung einzurichten beabsichtigte.

Dieses Einrichten! Heiliger Gott! Man weiß ja, wie ein ehrlicher Kerl, der fünf Lire täglichen Einkommens und durchaus nicht die Absicht hat, Schulden zu machen, seine Häuslichkeit einzurichten im Stande ist.

Antonia wünschte ein eigenes Gemach für die Geheimnisse des Ankleidens und Putzes zu haben. Ich erklärte ihr, daß eine Frau keine Geheimnisse vor ihrem Manne haben dürfe.

Antonia entgegnete, daß der Anstand dies erfordere. Transeat; Bräuten muß man schon ein Zugeständnis machen.

Der Vermählungstag rückte heran.

Ich glühte vor Sehnsucht, mich mit Antonia allein zu befinden, unsere Seelen in langer, inbrünstiger Umarmung zu verschmelzen, — ich spähte gierig nach einem ihrer Blicke — ich würde, ich weiß nicht was, darum gegeben haben, sie erröthen zu sehen — ihr Herz unter dem Drucke meiner Hand pochen zu fühlen — ich liebte sie! Aber sie hatte keine Zeit, sich mit mir zu beschäftigen.

Die Schneiderin, die Modistin, die Näherin, der Friseur kamen nicht von ihrer Seite.

Alle Augenblicke hatte sie ein Kleid anzuproben, oder eines Einkaufes wegen auszugehen, oder eine Nachbestellung zu schreiben.

Ich machte gelegentlich hierüber eine Bemerkung — sie gab zur Antwort

Digitized by Google

„Ich stamme! Sie kommen mir mit Ihrer Liebe recht ungelegen — wir haben alle nur erdenkliche Zeit vor uns, um beisammen zu sein und auch um einander satt zu bekommen! — zum Verfertigen meiner Kleider besaß ich aber nicht alle, erdenkliche Zeit!"

Endlich brach die Morgenröthe des großen Tages an. Antonia strahlte vor Seligkeit — ich konnte mich kaum vor Freude mehr fassen.

„Antonia," sagte ich zu ihr, „ist dies nicht der schönste Tag unseres Lebens?" „Ja gewiß — alle meine Freundinnen werden vor Neid bersten."

Deshalb also, weil sie schön war! — und ich liebte sie; ach, ich liebte sie wahnsinnig!

Die Hochzeitstafel fand im Hause Antonia's statt; ihre sämmtlichen Verwandten im höchsten Glanze waren zugegen — Jedermann riß sich um die junge Frau — dutzendweise ward sie mit Beglückwünschungen, Artigkeiten und Schmeicheleien überhäuft.

Auch ich wurde nicht verschont; man hieß mich den glücklichsten aller Männer; man trug Gedichte vor, worin meine Frau mit einer Taube, mit einer Lilie, mit einer jungfränlichen Rose verglichen wurde.

Als der Zeitpunkt zur Abreise — wir fuhren nach Venedig — gekommen war, gab es gar rührende, erschütternde Auftritte; Antonia ward mit Küssen, Thränen, Umarmungen buchstäblich in Erstickungsgefahr versetzt. Aus ihrer Mutter Augen floß es wie aus einem Röhrbrunnen; unter heißen Thränen und mit noch feurigeren Worten überantwortete sie ihr Kind meinem Schutze; schwören ließ sie mich, ihrer Antonia kein Haar zu krümmen, auf ihr Zartgefühl, ihre Nerven alle Rücksicht zu nehmen — wahrscheinlich glaubte sie, daß ich ihre Tochter aufzehren wollte!

Ich gelobte, sie wie die Madonna anzubeten — einzig deshalb, damit man uns fortließe; denn ich fürchtete, den Zug zu versäumen. Die Mutter, zwei Tanten, ein Oheim und ein Bäschen begleiteten uns zum Bahnhofe — hier abermals Thränen, abermals Küsse.

Endlich gelang es mir mit Gottes Hilfe, meine Frau los und in einen Waggon hinein zu bringen; ich setzte mich neben sie und schlug die Thüre zu. — „Schaut uns nach, so lange ihr wollt!" war dabei mein Gedanke.

Antonia kauerte sich in ihrer Ecke zusammen, eine sehr übel gelaunte Miene annehmend.

„Antonia, mein Engel, was ist Dir?"

„Nichts ist mir."

„Und doch ist Dein Antlitz nicht wie sonst; Du leidest, oder bist Du schwermüthig?"

„Aergerlich bin ich."

„Sagte ich nicht gleich, daß Dir etwas sein müßte? Gib mir die Hand, sieh mir in die Augen, Antonia!"

„Ach nein, laß mich in Ruhe!"

„Du bist böse?"

„Recht sehr."

„Auf mich?"

„Auf Alle!"

„Und weshalb?"

Antonia zögerte einen Augenblick — es schien, daß sie ihre Launenhaftigkeit bereute — jedoch der Hang zum Bösen gewann die Oberhand; mit ihrem Händchen wüthig auf die Waggonthüre schlagend, rief sie aus:

„Ich habe meinen türkischen Shawl daheim vergessen!"

Um Alles in der Welt! Ein Shawl, dem Gatten die Wage haltend, und nicht der Gatte war es, der schwerer wog!

* * *

Eine weitere Ueberraschung!

Ich hatte Antonia aus Liebe, und nicht aus Interesse geheiratet — fürwahr! — aber dennoch hatte ich auf ihre zehntausend Lire gerechnet — nicht vom Gesichtspunkte einer selbstsüchtigen Habgier aus, sondern des gemeinschaftlichen Wohlbefindens unserer Häuslichkeit wegen.

Digitized by Google

Ich glotzte daher wie ein Kartenkönig darein, als ich fand, daß das Heiratsgut um die Hälfte geringer war. Ich befragte Antonia, wohin die anderen fünftausend Lire gekommen wären.

Antonia riß ihre großen Augen in aller Weite auf, um mich mit größtmöglichem Ausdrucke der Verwunderung anzustarren: „Ich staune, (sie staunte nämlich immer) und meine Ausstattung?“

„Was?“

„Meine Ausstattung, sage ich, meine Unterröcke, Kleider, Schuhe, Hüte?“

„Du wirst mich doch nicht glauben machen wollen, für Schuhe und Hüte fünftausend Lire ausgegeben zu haben?“

„Köstlich! Wo findet man ein Mädchen vom Bürgerstande, welches eine geringere Ausstattung als diese sich anschaffen würde? Die Cecchina gab dafür achttausend und die Peppa zwölftausend aus.“

„Aber dann, meine Liebe, mußte man mir nicht sagen, daß Du ein Heiratsgut von zehntausend Lire bekämest.“

„Immer besser! Ist vielleicht nicht das ganze Zeug im Hause? Ich habe stets, seit die Welt besteht, gesehen, daß den Mädchen mehr an Ausstattung als an Heiratsgut gelegen ist.“

„Seit die Welt besteht, denken alsdann die Mädchen nicht daran, daß, wenn ihr Gatte vermögenlos, wenn eine Krankheit, ein Unglücksfall, die Nothwendigkeit größerer Ausgaben eintritt, er gewiß nicht von der Ausstattung seiner Frau Gebrauch machen kann!“

Antonia brach in Thränen aus, hieß mich einen Knauser, einen Geizhals, einen Tyrannen.

Vergeblich suchte ich sie zu beschwichtigen, vergeblich suchte ich sie zu überzeugen, daß ich ihr Interesse und das unserer zukünftigen Kinder im Auge habe; ich gab mir alle erdenkliche Mühe, ihr nachzuweisen, daß wir in unseren Ueberschlägen die Rente von den zehntausend Liren für die Zahlung des Wohnungszinses und dann für die Anlage in einem Sparcassebuche bestimmt hatten — ich könnte nicht ihre fünfzig Hemden dem Hausherrn, noch ihre fünfzehn neuen Kleider der Sparcasse überbringen!

Alles rein in den Wind gesprochen! Den ganzen Tag über litt Antonia an Krämpfen — ich vermochte selbe nur zu stillen, indem ich ihr versprach, sie in's Theater führen.

* * *

An dieser Stelle hielt mein Freund Calimero in seiner Erzählung inne — ich fachte das Feuer an — und dann fuhr er fort:

* * *

Ach, wenn ich Sie in die Süßigkeiten meines Honigmondes — „Süßigkeiten“ meine ich ironisch — einweihen könnte! Einen launischeren, verfinsterteren, stürmischeren Mond habe ich nie kennen gelernt.

Alle Mondveränderungen ergaben sich in meiner Häuslichkeit; nur jene des Honigmondes blieb aus.

Antonia beschäftigte sich mit tausenderlei Dingen, mit Ausnahme ihres Gatten.

Denken Sie sich, daß mein Amt mich von Neun bis Vier festgebannt hielt; sowie die gebenedeite vierte Nachmittagsstunde schlug, flog ich mehr, als ich rannte, heim, stürzte ich die Treppen hinan. In meiner Phantasie kostete ich schon im Voraus die Wonne, Antonia an meine Brust zu pressen, ihr Mund und Haare abzuküssen, mir erzählen zu lassen, was sie tagsüber gethan, ihr von meinen Geschäften zu berichten.

Ich öffnete die Thür — ich spähte im Salon nach ihr umher, ich eilte in unser Schlafzimmer: „Antonia!“

Die Magd kam herein.

„Wo ist meine Frau?“

„Die Gnädige ist ausgegangen.“

Und tagtäglich machte sie es so. Recht wohl wußte sie, wie sehr ich mich sehnte, sie bei meiner Rückkehr daheim zu finden. Sie hatte ja so viele Stunden zu Ausgängen, aber nein, stets

Digitized by Google

gieng sie um vier Uhr von dannen. Indessen trieb ich mich ohne Rast und Ruhe in der Wohnung umher — öffnete die Fenster, trat auf den Balkon hinaus, zählte die Felder des Deckengetäfels, die Backsteine des Estriches ab — bis ich sie erblickte.

Nun gieng ich ihr entgegen, ergriff ihre Hand; doch sie warf sich in einen Sessel und wehrte mich mit den Worten ab:

„Um Gotteswillen, laß mich ausruhen, ich bin müde, ich muß mich erholen."

„Gib mir wenigstens einen Kuß!"

„Mir ist zu heiß."

„Du gehst aber immer zu dieser Stunde aus!"

„Ich gehe, wann es mir gelegen."

„Die Magd hat noch nicht das Speisen zubereitet, ich habe seit Neun nichts im Magen — wenn Du Dich darnach umsehen wolltest!"

„O mein Gott! bin ich denn eine Sklavin, ein Lastthier? Matt, ganz von Kräften, erschöpft, soll ich in die Küche laufen, Speisen zubereiten, mich abhetzen, mich rösten!"

„Aber wer sagt denn das, Antonia! Ich bat Dich blos, die Magd zu überwachen."

„Ja, ja, die Männer nehmen blos deshalb eine Frau — um ihr Speisen pünktlich zu bekommen und einen Dienstboten mehr zu ihrer Verfügung zu haben."

„Antonia, aber Antonia!"

„Höre mir auf — Du bist mir gräßlich. Wenn das der Honig ist, wie muß erst die Galle schmecken!"

* * *

Eines Sonntags glaubte ich bei hellem Tage zu träumen. Antonia, die sich eben ankleidete, um in die Messe zu gehen, schlang plötzlich ihre Arme mir um den Hals, nannte mich ihren lieben Calimero, ihr Herzensmännchen, gab mir einen Kuß.

Ich sah das Paradies erschlossen — doch, o weh! — kaum schien es erschlossen, so sank ein dichter Vorhang herab, der mir all seinen Strahlenglanz entzog.

Nach einigen Liebkosungen erklärte Antonia, daß sie mir etwas zu sagen habe.

Ich bat sie, alle Umschweife wegzulassen. Sie ließ sich dies nicht zweimal sagen und brach in die Worte aus, die auf mich die Wirkung des Mene Tekel Upharsin verübten:

„Bester Calimero, Du mußt mich auf den Hofball führen."

„Auf den Hofball? Habe ich auch recht gehört? Hofball hast Du gesagt, Antonia?"

„Allerdings habe ich so gesagt und nöthigenfalls wiederhole ich es. Findest Du etwas Verwunderliches daran?"

„Aber bedenke doch, Antonia, ich . ."

„Ich verstehe, jetzt geht das Klagen und Zanken an!"

„Aber nein, Du . . ."

„Ja, ja — Du kannst ja geradeheraus sagen, daß Du mich nicht hinführen willst — daß es Dir lieber ist, mich in Abgeschiedenheit und Vereinsamung dahinsterben zu lassen, als mir das mindeste Vergnügen zu gewähren."

„Nun höre, liebe Antonia, dieses Vergnügen ist doch wahrlich nicht das mindeste, und dann, was haben wir bei Hofe zu thun? Wir sind schlichte, unbekannte Bürgersleute, besitzen keine Verbindungen; glaube mir, in diesen glänzenden Sälen würden wir uns wie Feldmäuse ausnehmen!"

„Ah! fällt Dir nichts Gescheiteres, als das mit den Mäusen ein? Ich sage, daß wir im Zeitalter der Gleichheit und Freiheit leben — alle meine Freundinnen gehen nach Hofe und ich will auch hingehen, ja, auch ich, ebenso wie die Gräfinnen und die Marquisen, wie die Herzoginnen und Fürstinnen . ."

„Wie die Königinnen, Antonia, und die Kaiserinnen. O grundgütiger Gott! Wie eitel sind doch die Weiber!"

„Beschimpfungen? Mir solche Beschimpfungen! Und um mich fortwährend zu kränken und zu mißhandeln,

Digitized by Google

haſt Du mich meiner Familie entriſſen? Oh, daß ich Dich nicht früher durchblickt, daß ich Dich gar nicht kennen gelernt hätte! Wenn ich denke, daß ich mich mit Herren von Geburt, vom Adel, ja . . vom hohen Adel! . . . hätte vermählen können . . . und ſtatt deſſen mich hier mit einem Undankbaren, einem Ungeſchliffenen, einem Ungeheuer, das mir Alles verweigert, mir in Allem widerſpricht, abquälen muß!"

„Beruhige Dich, Antonia!"

„Ich ſoll mich beruhigen? Verrathen, beſchimpft, in das drückendſte aller Joche eingezwängt . . ."

„Höre doch auf, quäle Dich nicht ſelbſt; wenn Du wirklich darauf verſeſſen biſt, auf den Hofball gehen zu wollen . . ."

„Ach, Calimero . . ."

„Nun ſo ſei es denn; ich will Dich hinführen. Biſt Du jetzt zufrieden? Wirſt Du mich jetzt umarmen?"

Warum mußte doch dieſes Verſprechen über meine Lippen kommen!

Die zwei Wochen, welche dem Hofballe vorangiengen, waren für mich zwei Höllenwochen. Vor Allem verlangte meine Frau zweihundert Lire; ich hatte nicht einmal hundert in der Caſſe, denn wir waren am Monatsende; ich wagte mich demnach mit der Entgegnung hervor:

„Liebe Antonia, ſcheint Dir nicht, daß dies für einen Abend etwas zu viel ausgegeben iſt?"

„Zu viel! Ich werde Dir ſogleich zeigen, ob dies zu viel iſt. Ich brauche ein Kleid von Atlas oder Moiré mit langer Schleppe — 120 oder 130 Lire — dann eine weiße Mantille, da es nicht möglich iſt, daß ich, die Schultern mit einer dunklen Mantille bedeckt, mich nach einem feinen Balle begebe — ſie wird ungefähr vierzig Lire koſten — dann der Kopfputz — zehn — und der Friſeur — fünf — die Seidenſchuhe — vierzehn — dann die Handſchuhe, die Bänder, die Spitzen und der Macherlohn für die Schneiderin. Nun, da ich eine genauere Berechnung gemacht, ſehe ich, daß 250 Lire erforderlich ſind."

Ich fuhr mir mit den Händen in die Haare und rief mit einem Tone, der Steine erweicht haben würde, aus:

„Antonia, mein Herzchen! 250 Lire machen die jährlichen Zinſen Deines Heiratsgutes aus — unſere Wohnungsmiethe — oder auch unſere Verköſtigung für drei Monate — oder ſei es auch ein Capitälchen für künftige Bedürfniſſe, für die Kleinen, die uns beſchert ſein werden. Antonia, ich appelliere an Dein Herz als Frau, Gattin, und Mutter eines Tages! Antonia, willſt Du darauf verzichten? Du wirſt den Abend mit mir verbringen — wir werden ihn durch Liebe verſchönen, durch häusliche Glückſeligkeit ſtrahlend geſtalten . . . ſprich, Antonia, willſt Du?"

Statt aller Antwort fieng ſie zu weinen, zu ſchluchzen, mit den Füßen zu ſtampfen an; ihr Antlitz wurde blauroth, ihre Augen quollen hervor; ich fürchtete, ſie in einem Wuthanfalle vor mir ſterben zu ſehen — was thun?

Ich bin zaghaft wie ein Haſe — ich gab nach — ich flehte ſie an, ſich zu beruhigen; ich verſprach ihr Alles. Ich brachte ſie wieder zu Sinnen, aber ich gieng in einer verzweifelten Stimmung fort.

Antonia, glücklich, begann ein Walzerthema zu trällern. —

Eines Morgens ſagte ich zu meiner Frau:

„Lieber Schatz, in meinem Schranke ſind keine Hemden mehr."

„Nun, und?"

„Ich möchte wiſſen, wo deren zu finden ſind."

„Köſtliche Frage; einige werden da, einige werden dort, manche auch im Packe für die Wäſcherin ſein. Ich habe in dieſen Tagen gerade Zeit, mich um Deine Hemden zu kümmern!"

„Aber liebe Antonia, weil Du nach Hofe gehſt, iſt das ein Grund, daß ich ohne Hemd verbleiben ſoll? Binnen ſo vielen Stunden, welche der Tag

Digitized by Google

zählt, hast Du mir nicht einmal ein einziges davon plätten können!"

Antonia zuckte die Achseln, und ich mußte mir einen langen Ueberrock heraussuchen, den ich nie anzog, der aber, bis an den Hals zugeknöpft, mein Hemd, auf welches einige Tropfen Kaffee gefallen waren, zu bedecken ausreichte.

„Nun wohl, Antonia, kein Uebel, das nicht auch eine gute Seite hätte! Während ich diesen Ueberrock anhabe, kannst Du mir den Aermel des anderen nähen. Seit wir verheiratet sind, ist derselbe noch immer aufgetrennt. Wirst Du, Antonia, mir diesen Gefallen erweisen?"

Ich erinnere mich nicht, was meine Frau erwiderte; das aber weiß ich, daß ich, kaum aus meinem Berufe heimgekehrt, sie mit dem Zuschneiden von Bändern beschäftigt fand und daß mein Ueberrock mit dem aufgetrennten Aermel noch über dem Sessel hieng, wohin ich ihn gelegt hatte.

Es scheinen dies Kleinigkeiten zu sein — vielleicht sind sie es auch — jedoch eine Thatsache ist es, daß wir Männer eine ordentliche, wirtschaftliche, vorsorgliche Frau wollen, die sich mit uns befaßt, auf unsere Bedürfnisse bedacht ist, die uns nicht blos mit Liebe, sondern auch mit Sorgfalt umhegt.

Meine Frau hatte weder Liebe, noch Zuvorkommenheit für mich. An ihren Flitterputz stets nur denkend, eitel, leichtsinnig, unwissend, launenvoll, träge — ohne Leidenschaft, ohne Gemüth, ohne Zärtlichkeit, besaß sie wohl die Eleganz und den verführerischen Reiz eines Weibes — doch keine der Tugenden, welche uns dasselbe lieb und wert machen.

„Wenn ein Freund, der sich verheiraten wollte, hierfür mich um Rath befrüge, würde ich ihm einschärfen: „Fliehe vor dem weiblichen Wesen, das nicht von seinen Haarschleifen und Armbändern abzulassen vermag!"

* * *

Ich werde Sie nicht mit einer Schilderung jenes Abendes behelligen. Nur so viel will ich erwähnen, daß ich, heimgekommen, meine Frau und das Dienstmädchen ganz vertieft in die letzten Arbeiten der Toilettekunst antraf.

In der Küche war das Feuer erloschen — man hatte keine Zeit gehabt, ein Mahl zu bereiten — ich mußte mich mit dem Abnagen eines Stückes Brot begnügen, während meine Frau sich Blumen in die Haare steckte . . .

* * *

Ein Jahr war seit unserer Trauung verflossen, -als ich eines Tages die Wahrnehmung machte, daß meine Frau aufgeregter und übelgelaunter als gewöhnlich wäre.

Getreu meiner angeborenen Sanftmüthigkeit fragte ich sie theilnahmvoll:

„Was fehlt Dir, Antonia?"

Sie gab keine Antwort.

„Fühlst Du Dich unwohl?"

Daraufhin heftigstes Aufbrausen und Ueberschäumen: sie schnellte die Worte heraus:

„Freilich fühle ich mich unwohl; leider habe ich jetzt die Gewißheit — in anderen Umständen befinde ich mich."

Eine noch ungekannte, unbeschreibliche, aber mächtige und wonnevolle Empfindung durchrieselte meine Adern; ich streckte die Arme nach ihr mit dem Ausrufe:

„O meine Antonia, solch eine Kunde macht mich vollkommen glücklich! Sie krönt meine Wünsche und eröffnet mir eine neue, herrliche Zukunft!"

Wie eine Furie sprang sie auf die Füße, ganz sonderbare, unsinnige Reden ergossen sich aus ihrem Munde; mit Vorwürfen überhäufte sie mich; sie verfluchte den Augenblick, in dem sie sich mir zu eigen gegeben.

Vor Staunen kam ich nicht zu mir. Antonia zeigte sich in dieser Lage von ihrer abscheulichsten Seite.

Die Mutterschaft, diese zweite Liebe der jungen Frauen, flößte ihr Furcht ein; für sie bedeutete dieselbe den Ver-

Digitized by Google

zicht auf Vergnügungen, Unterhaltungen, Jugend — und ein Weib, dessen ganzes Leben die schöne, zierliche Form der äußeren Erscheinung ausgemacht, verzichtet darauf nie.

Antonia bejammerte im Voraus den Verlust ihrer Schönheit — ein weibliches Geschöpf, aber keine Frau, dachte sie im nämlichen Augenblicke, als sie in ihrem Inneren ein zweites Leben spürte, nur an sich selbst.

Schelten Sie mich nicht der Uebertreibung — nein — heißen Sie mich nicht einen Schwarzseher — dies sind die Mütter, welche die feine Gesellschaft, die falsche Erziehung, die leichtfertige Gesittung uns beschert, und kein Wunder ist es dann, wenn aus solchen Schoßen eine entnervte und nichtstaugende Nachkommenschaft hervorgeht!

* * *

Nach derartigen Einleitungen wagte ich es gar nicht, meiner Frau den Vorschlag zu machen, daß sie selbst unser Kindlein säuge; aber Gott weiß, wie sehr ich dies gewünscht hätte! Was sie betrifft, so hatte sie, kaum daß sie der unbequemen Bürde entledigt war, nur die größte Eile, eine entfernt wohnende Amme zu suchen, das Knäbchen hinzusenden und — wieder sich in ihren Putz zu werfen und auf dem Corso, bei Musik und in lebenslustiger Gesellschaft, umherzutreiben.

Manchesmal sagte ich zu ihr:

„Antonia, willst Du mit mir unser Söhnlein besuchen?"

„Welch ein unbehaglicher Gedanke! Der Weg da hinaus ist so staubig, so beschwerlich!"

„Ich werde einen Wagen nehmen."

„Das bleibt sich gleich — auch brennt die Sonne so heiß; ich würde mit Kopfschmerzen heimkommen."

Oder auch:

„Antonia, wie wird es unserem Söhnlein ergehen? Mangelt ihm nichts?"

„Was soll ihm mangeln? Die Amme ist bei ihm — sie erhält ihren monatlichen Lohn — das genügt."

„Der Winter ist vor der Thür; ich möchte ihm wollene Jäckchen und Strümpfchen kaufen. Was meinst Du dazu?"

„Wäre rein hinausgeworfenes Geld! Die Buben vertragen die Kälte ganz gut, auch muß man sie abhärten. Du thätest besser, die Rechnung meiner Modistin zu begleichen; ich habe bald neue Anschaffungen zu machen." —

Nachdem der Winter vorbei, der Frühling gekommen war, auch der Sommer schon begonnen hatte, fragte ich Antonia, ob es nicht Zeit wäre, den Knaben heimzunehmen.

„Was für ein Unsinn! Sich Unannehmlichkeiten zuziehen, wenn man ohne dieselben auslangt! Belassen wir ihn noch ein Jahr, wo er ist!"

„Aber er ist doch unser Fleisch und Blut, Antonia! Ich sehne mich unsäglich, ihn zu umarmen, ihn bei mir aufwachsen zu sehen, seine Liebkosungen, seine Küsse zu erhalten!"

„O Gott, welche Rührseligkeit! Ich kündige Dir nur gleich an, daß Du, falls Du ihn daheim haben willst, alle Sorge für ihn zu tragen haben würdest; ich gebe mich mit Buben, die stets schmierig, eigenwillig und boshaft sind, mit solchen Schreihälsen, die jeden Nerv — er müßte nur von Juchtenleder sein! — in Zuckung bringen, nicht ab. Derbe, grobgeartete Weiber sind zum Anerziehen der Burschen vonnöthen; ich, ich bin viel zu empfindsam, reizbar und zart."

„O Antonia!" . . .

Um jeden Preis wollte ich meinen Sohn haben. Ich holte ihn heim, ohne meiner Frau etwas zu sagen, und bereitete ihr damit eine Ueberraschung!

„Gott, wie häßlich er ist!" rief sie aus.

Ich erröthete, wie wenn sie mir eine Ohrfeige gegeben hätte.

Ein schöner Junge war er nicht. Unter rohen Bauersleuten aufgewachsen, in seiner Kleidung vernachlässigt, von der Sonne gebräunt, mit

Digitized by Google

einem durch Schmutzflecken noch verdunkelten Gesichte, sah er, der Arme, seiner Mutter allerdings nicht ähnlich.

Seit diesem Tage lebt er beständig bei mir; ich führe ihn mit in mein Amt, wo der Thürhüter, während ich arbeite, ihn in seiner Obhut hat. Daheim ihn zu lassen, getraue ich mich nicht, denn als ich so einige Wochen lang gethan, gerieth er in Verbrennungsgefahr; er kam dem offenen Feuer zu nahe, und Antonia, die eben ihre Modezeitung durchblickte, nahm es gar nicht wahr.

An Sonntagen führe ich ihn spazieren, lehre ich ihn lesen, erkläre ihm die Natur und den Zweck der Gegenstände, die vornehmlich seine Aufmerksamkeit erwecken.

Ich werde wieder Kind, um mit ihm zu spielen — ich erlabe, berausche mich an der Entwicklung seines Fassungsvermögens, an den zarten Regungen seines Herzens. Auch schöner gestaltet er sich jetzt — ich selbst kämme ihn, halte ihn rein und sauber, kurz gesagt: er bildet das Ziel und das Glück meines Daseins!

Nur Einen Schmerz habe ich, einen heftigen, fürchterlichen, unermeßlichen, zu ertragen — und dieser befällt mich, sowie mein Sohn die Frage an mich richtet:

„Warum geht die Mama denn gar nie mit uns?“ —

Briefe von Adalbert Stifter.

(Schluß.)

An Gustav Heckenast.

Wien, Juli 1847

Wenn Sie von mir Manuscripte empfohlen erhalten, wie es schon manchmal der Fall war, so berücksichtigen Sie sonst nichts, als Ihren Geschmack; ich werde leider so oft angegangen, Ihnen zur Durchlesung und allenfalls Annahme Manuscripte zu empfehlen. Nur im Falle mir die Sachen wirklich sehr gut gefielen, würde ich sie Ihnen dringend empfehlen, welches „dringend“ nichts als meine Billigung des Buches aussprechen soll. — Neulich erhielt ich von der Allgemeinen Zeitung einen Brief um gelegentliche Beiträge, ich werde mich in der Antwort ein klein wenig aussprechen, daß ich in die traurigen Hände Schückings gefallen bin, der als Kritiker kein Schönheitsprincip hat, sondern nur hie und da Verstand, daher er in seiner Bücherschau die Poeten abthut wie Krautköpfe, die er blättert, und unter denen er keinen Unterschied sieht, weil sie alle Kraut sind, als daß der eine etwas dicker ist als der andere. Ferner steht er nie auf dem Standpunkte des Werkes, der eben nur aus den Merkmalen des Werkes hervorgeht, sondern er sieht an dem Werke nur Stoff und urtheilt sofort, wie er die Sache gemacht hätte, wenn er sie sollte bearbeitet haben — — und Gott möge mich da lange bewahren, daß ich es so thue, und etwa die Poesie so ausdrücke, wie seine Novellen es thun. Da er die Tiefe der Schönheit nie schaut, so sind seine Kritiken kalt und seine eigenen Sachen verzerrt, da der, welcher die einfache Größe des natürlichen Menschenherzens nicht kennt, immer, um Wirkung zu machen, nach äußerem stofflichen Zeugs greift, das er wo möglich sehr absonderlich und abenteuerlich und ganz besonders verrückt macht, damit es nur wirke. Ich fürchte immer, daß solche

Digitized by Google

Leute, wenn sie aus dem Buche herauskommen, in dem sie stehen, im Falle sie Millionäre sind, an den Bettelstab kommen, oder im Falle sie nichts haben, in das Narrenhaus gerathen. Ihr Fortkommen finden sie auf dieser Welt nicht. Ich werde in der Allgemeinen Zeitung Grillparzers Novelle für die Iris 1848 vorläufig anzeigen und auf deren hohen Wert hinweisen, mittelst dessen sie Alles übertrifft, was die neue Zeit in diesem Fache hervorgebracht hat. Hier ist menschliche Größe in dem schwächsten, zerbrechlichsten Gefäße, und wenn andere ihre Helden recht groß machen, oder überhaupt ihr sogenanntes Großes schildern wollen, so können sie nicht genug Gebirgszüge von Kröpfen und Höckern anbringen und nicht schnell genug den Menschenverstand über Bord werfen, damit es nicht alltäglich und klein sei. Jede Größe ist einfach und sanft, wie es ja auch das Weltgebäude ist, und jede Erbärmlichkeit poltert, wie Pistol in Shakespeare, und die Unkraft lärmt auch und schlägt um sich, wie es die Knaben in ihren Spielen thun, wo sie Männer darstellen.

An Joseph Türk.

Linz, am 26. April 1849.

Da ich von Dir Abschied nahm, dachte ich wahrlich nicht, daß es auf so lange sei. — — Das arme Erziehungswesen! der Sündenstuhl seit zweitausend Jahren!! Wenn man irgendwo Alles vernachlässigen will, so ist es gewiß allemal das Erziehungswesen — dann muß man Revolutionen überstehen und muß Bürgerkriege führen, die tausendmal mehr kosten und unsägliches Blut und Elend herbeiführen, bis das verwahrloste Volk durch die eisernen Gründe belehrt ist, die man ihm in der Kindheit leichter durch Worte beigebracht hätte. Ich habe oft Tage, wo mir das Herz brechen möchte. Jetzt nimmt man allerlei Anläufe, aber das oberste Princip steht noch nirgends fest: daß nämlich Erziehung die erste und heiligste Pflicht des Staates ist; denn darum haben wir ja den Staat, daß wir in ihm Menschen seien, und darum muß er uns zu Menschen machen, daß er Staatsbürger habe und ein Staat sei, keine Strafanstalt, in der man immer Kanonen braucht, daß die wilden Thiere nicht losbrechen. Man bessert jetzt in den bereits bestehenden Anstalten immer herum, als wie wenn Jemand am Senegal einen eisernen Ofen hätte, der ihm in der Regenzeit allemal verdirbt, und den er allemal mit neuem Bleche flickt.

Ich habe hier manche derlei Arbeiten gehabt. Wie war ich dabei traurig. Ich bin von dem hiesigen Landeschef, mit dem ich auf einem sehr freundlichen Fuße stehe, zum allgemeinen Referenten (oder er wollte eigentlich haben: Chef) der oberennsischen Schulen und Studien vorgeschlagen, die Sache liegt bei dem Ministerium. Wenn seine und meine Gedanken in Erfüllung giengen, dann hoffen wir viel, aber man wird unserem Wirken Hindernisse genug legen. — Gartner hat mir einen Auftrag von Dir ausgerichtet. Ich danke Dir innigst für Dein freundschaftliches Herz. Wenn Ihr ein Werk für Volksbelehrung stiften wollt, so thut Ihr daran, was das Preiswürdigste und Dringendste für diese Zeit ist, nur soll es ganz volkswahr und ganz tüchtig und von reinen Gesichtspunkten ausgehend sein — um Gotteswillen nichts Halbes. Wenn meine Kraft in was immer für einer Richtung bei diesem Unternehmen nützlich sein kann, rechne unbedingt darauf; denn, wenn ich auch schon fünfzehn Jahre immer über schlechten Unterricht klagte, so ist seit einem Jahre die Sehnsucht, Volk und Jugend zu heben und zu bilden, zum herrschenden, innigsten Gefühle in mir geworden, wenn ich nicht die Freude an der Welt verlieren soll und das Grab als ein gutes, ruhiges Bett ansehen; denn wo ich nicht lieben kann, mag ich nicht leben. Wenn Du einige Augenblicke findest, schreibe mir einmal

Digitized by Google

das Nähere; Gartner wußte soviel wie nichts.

Alles herzlich innigste Liebe und Schöne an Deine Angehörigen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 5. Februar 1853.

Die übersendete Recension hilft mich unbescheiden zu machen; ich habe in mehreren Jahren so viel Dummes gehört und gesehen, daß ich anfange, mich für recht gescheidt zu halten. Was so einfach ist, oder mir erscheint, was am Tage liegt, sehen Andere nicht. Der gute Recensent meint, ich mache meine Dinge naiv und bewußtlos, und sagt dann wieder, daß außerordentlich viel Natürlichkeit darinnen sei; er meint, diese Dichtart verliere sich ins Blaue, und doch hält er den Inhalt (der componiert ist) für „real wirklich" (beiläufig närrisch gesagt, als ob es ein real Unwirkliches gäbe) und nur mit Phantasie umkleidet, was ein Widerspruch ist. Er ahnt also gar nicht, daß diese Dinge mit Bewußtsein (freilich auch nicht ohne Gefühl) hervorgebracht sind, wie sie sind, daß sie vollkommen abgeschlossen sind, aber innerlich, nicht, was bei ihm etwa Abschluß sein könnte, durch einen äußeren Rahmen. Er klagt, daß nicht heißes Leben und Leidenschaft da sei. Hier streckt sich das Ohr heraus. Also wenn Jemand eine Kuh malt, muß die Kuh beurtheilt werden, daß sie nicht ein Pferd ist. Leidenschaft ist verächtlich, darum die neue Literatur häufig verächtlich. Gefühl kann gut und schön sein. Uebermaß aber schwächt auch ab. Mäßigung ist Kraft, nicht Schwäche; Toben ist Schwäche. Der Mann scheint keinen alten Griechen je in der Hand gehabt zu haben, und hat sich seine Journalästhetik aus Gemeinplatzschriften in ein Bündelchen Phrasen eingeschnürt, in welchem noch dazu die Lappen mit einander raufen. Da die Kritiken immer (wenigstens in der Regel) von der untersten Stufe der Literatur ausgehen, es sei mir der Name erlaubt, von Eunuchen, die nicht zeugen können, so habe ich einen solchen Ekel davor, daß ich nie mehr eine lese, auch über fremde Sachen nicht, so wenig als über meine. Ich lese die fremden Sachen lieber in natura. Dies war zu Horaz' Zeiten so (er klagt darüber) und ist bei Goethe so gewesen, den Merkel recensierte (Jean Paul sagt: die Spinne Merkel bekroch den großen Kraken aus Weimar), und wird bei uns kleinen Nachfolgern auch nicht anders werden. O göttliche Kunst, wie bist Du hoch, daß kaum ein Sterblicher in tausend Jahren an Deinen Gipfel klimmt, und Schacherer wollen Dich messen! Einfache Herzen, Kinder, Frauen, unbefangene Männer nehmen Dich bewußtlos auf, wie sie die Schöpfung aufnehmen, die sie beseligt: wer hundert Brillen aufsteckt, sieht die Welt nicht mehr. — Ich schreibe jetzt eine Reihe von Kunstbriefen für die Landeszeitung (auf Wunsch des Statthalters) und werde sie Ihnen gefeilt zur Herausgabe vorlegen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 9. Juni 1853.

Von einer der schönsten Amtsreisen aus dem Gebirge zurückgekehrt, schreibe ich Ihnen diese Zeilen. Noch voll von den herrlichen Bildern unserer Alpen, möchte ich am liebsten diese Eindrücke schildern, allein ich lasse diese Dinge auf das Rosenhäuschen und die Alpenumgebung unseres Vogelfreundes einfließen, und setze mich zurecht, von Geschäften zu sprechen. Das Buch, welches ich gerne Nachsommer heißen möchte, ist fast schon ganz fertig, die Zustände darin sind mir geläufig und liegen mir als Materiale in großem Vorrathe im Herzen, was auch der Grund sein mag, daß ich nicht nur leichter arbeite als im historischen Romane („Witiko"), sondern daß ich auch zur Erholung von demselben gerne eine Partie des Nachsommers des Vogelfreundes heruehme und entweder neu

Digitized by Google

arbeite oder feile. Der historische Roman hat eine wissenschaftliche Seite, die von vorn herein in keines Menschen Seele liegt, sondern die er sich erwerben muß, das Geschichtliche. Dieses muß so treu angeeignet werden, daß Dichter und Leser in der Luft jener vergangenen Zeiten athmen, und die Gegenwart für sie nicht ist; dies allein gibt Wahrheit. Aber zu dem ist nicht das historische Wissen allein genug, dies gäbe nur ein hölzernes Gerippe, sondern das historische Mitleben, dieses gibt den Gestalten Fleisch und Blut. Ich hoffe, daß Sie dieses Leben finden werden. Selbst die erfundenen Figuren müssen in die Zeit passen, daß der Leser sie nicht weg zu denken vermag. Diese Aneignung der Vergangenheit als eines jetzt mitlebenden Theiles des Dichters ist das Schwerste, es setzt große historische Vorarbeit, inniges Eingehen und Liebe zur Vergangenheit des Menschen und Vergessen seiner selbst voraus. Das Leichteste ist dann die dichterische Verklärung des Stoffes zu einem Schönheitsbilde, welches den Menschen entzückt und erhebt — ich sage das Leichteste, weil es in der Seele des Dichters ohne sein Zuthun waltet und webt, freilich für den, in dem es nicht waltet, ist es das Schwerste, oder es ist ihm geradezu unmöglich. Wie viel, wie wenig ich da leisten werde, liegt in des Himmels Schoße, ich weiß es nicht, aber aus dem Ernste und der Ergriffenheit, die oft während der Arbeit in mir ist und mich, ohne daß Gegenwehr hilft, überkommt, dürfte zu schließen sein, daß auch andere Seelen werden erfaßt werden. Ich will Ihnen den Nachsommer, wenn er fertig ist, zum Lesen schicken. Herausgeben dürfen wir ihn erst nach dem Roman, ich bitte, folgen Sie hierin meinem poetischen Instincte, und dringen Sie nicht auf die Herausgabe. Die Ursache ist die in einem einzigen Werke so wie in dem Leben eines ganzen Dichters nothwendige Abwechslung, der Gegensatz, welcher Wärme, Klarheit und Frische verleiht. Darum ist jetzt die ernste, strengere Geschichtsarbeit vorzuführen.

Die Bedingungen werden wir festsetzen, wenn Sie die beiden Werke gelesen haben. Sie werden nicht unbillig sein, und ich auch nicht. Nur zwei Bedingungen schreibe ich Ihnen jetzt, und bitte um Annahme. 1) Rückgabe des Manuscriptes nach dem Drucke (ich will sie mir alle sammeln, daher ich auch um das Manuscript der bunten Steine bitte, was ich, wie Sie sich erinnern werden, zu einer Bedingung machte). 2) Auszahlung einer Monatsrate von jetzt bis nach vollendetem Drucke. Ich will gerne zu heiterer und ruhiger Arbeit von materiellen Dingen unbeirrt sein und das Lästigste, ja geradezu jede Kunstarbeit tödtende Gefühl (wenigstens bei mir) ist der Gedanke: werde ich diesen Monat mit dem Gelde auskommen? Mein Gehalt, 1500 fl., wäre für Hausbackenheit vollkommen hinreichend, wenn höchstes Streben Haushaltungsseligkeit wäre und man sich mit der Gattin hinsetzte und vertheilte, wie man es diesen Monat einrichten werde, und sich freute, wenn es an der Schnur mit Essen, Trinken, Kleiden geht, wie vorberechnet. Das ist bei mir nicht. Das Amt macht Ehrenanforderungen (ich bin als der Schule angehörig der schlechtest besoldete Rath), die ich wie die andern Räthe, ja oft, um nicht einen hindernden Stachel in der Brust zu haben, freigebiger erfülle, so ist es namentlich mit allen Wohlthätigkeitsforderungen, welche jetzt weit mehr an mich kommen, und bei welchen mein Herz mich öfter bethört. Endlich ist bei einem Künstler (wenn er's auch nur in Worten ist) Kunstgenuß ein Brotbedürfnis, ohne dessen Befriedigung er abstirbt, und dann selber statt Brot kaum mehr Kleien hervorzubringen im Stande ist. Hiezu gehören kleine Ausflüge, Reisen zu edlen Freunden in die Hauptstadt und anderwärts, ich muß des Romans halber nach Prag, um die Oertlichkeiten des Hradschins zu studieren, in der

Digitized by Google

Hin- und Rückreise in Rosenberg verweilen — — und Nürnberg — Nürnberg habe ich noch nicht gesehen — das Meer noch nicht (von dem ich mir einen ganz großen Reichthum von Bildern verspreche), und endlich, daß ich einem Freunde, der mich überrascht, eine Suppe und eine Flasche guten Weines vorsetzen kann, ohne fürchten zu müssen, in den Säckel ein heilloses Loch zu reißen — wo sind nun Bücher, Bilder, ein alterthümlicher Schrein? Die Preise sind in Linz fast in Conv.-Münze, wie vor sechs Jahren in Wiener Währung. — Ich bedarf daher eines Zuflusses. Die sechs Bände der zwei Romane sollen ein Capital geben (über dessen Auszahlung wir übereinkommen werden), und die Rente von diesem Capitale soll in Zukunft die mir bisher von Ihnen gezahlten Monatraten ersetzen; der Nachsommer soll bis zur Flüssigmachung jener Rate aufgezehrt werden. Alles in der darauf folgenden Zeit wird dann capitalisiert, daß die Rente größer wird, und allenfalls auch ohne Amt hinreicht. Wenn Ihnen daher, wie in der Vergangenheit, 100 fl. per Monat möglich sind, ist es mir sehr lieb. Nur müssen Sie nicht dringen, daß der Roman fertig sei, ich arbeite fleißig, und ob nach einem Jahre noch fünf, sechs, sieben Monate hingehen, muß Sie nicht ungeduldig machen. Ich werde Ihnen von dem Manuscripte große Theile zu lesen geben, aber gedruckt darf erst werden, wenn alle drei Bände fertig sind, dann kann der Nachsommer (zwei Bände) sogleich folgen. In der Zeit aber erhalten Sie das Bändchen Physik für die Realschule.

Die größte Neugierde ist in mir, wie Ihnen der Roman gefallen wird. Aber ich sende nur einen ganzen Band. Für Geiger schicke ich dieser Tage einen ausführlichen Theil zu den Zeichnungen. Wenn ich nach Prag reise, komme ich über Wien und halte mich zwei Tage dort auf, und werde da wieder zu Geiger gehen und ihn zu begeistern suchen. Ich glaube, wenn ich jetzt kein Amt hätte, ich würde etwas Tüchtiges leisten, eine solche Arbeits- und Schaffensfreudigkeit ist in mir. Gott gebe Gedeihen.

Leben Sie wohl, alles Liebe und Gute zu Ihrem Ehestande, und Gott gebe Ihnen alles Glück, das Sie so reichlich verdienen.

Von der Schneiderin zur Dichterin.

Das war ein merkwürdiges Weib. Als arme Bäuerin in ihrer Heimat Schlesien zweimal verheiratet, und höchst unglücklich. Das erstemal an einen Tuchweber, der sich von ihr scheiden ließ, weil sie keinen Haushalt verstand, verschwenderisch war, und er geizig. Das zweitemal an einen Schneider namens Karsch, von welchem sie sich befreite, indem sie ihn treulos angab und zu den Soldaten brachte, weil er ein Süffling war und sie für ihn keine Liebe empfand. Dann war sie Bettlerin und fristete ihren armseligen Unterhalt durch Gelegenheitsgedichte, die sie aus dem Stegreif höchst geschickt und formgewandt zu machen wußte. Viele solcher Gedichte waren echt und wertvoll; sie fand einflußreiche Gönner und Freunde, welche sie nach Berlin brachten, wo die „Karschin" in schöngeistigen Kreisen, selbst in hocharistokratischen Häusern, eine gesuchte Persönlichkeit wurde. Mit Gleim, Sulzer, Ramler u. s. w. war sie bekannt, ja vertraut, ihr poetisches Talent bil-

Digitized by Google

dete sich aus, ihre Gedichte wurden bewundert, und man nannte sie die „deutsche Sappho.“ Häßlich und eitel, täppisch und geistreich, ungebildet und schlau, gutmüthig, hochmüthig und bettlerisch, so machte die ohne alle Schule aufgewachsene Karschin in Berlin eine höchst seltsame Figur. Sie gieng bei Hofe aus und ein und hatte eines Tages Audienz bei Friedrich dem Großen (denn es war zu seiner Zeit), welchen sie abgöttisch verehrte und in wahrhaft herrlichen Liedern feierte.

Dr. A. Kohut, der vor Kurzem das Leben der „deutschen Sappho“ (Dresden. E. Pierson.) herausgab, theilt diese merkwürdige Audienz in Folgendem mit.

Man kann sich denken, wie sehr der armen Frau das Herz klopfte, als sie in das Zimmer des Königs trat, wo der Gefürchtete und Bewunderte, umgeben von Lentulus und Catt, saß, und die etwas phantastisch aufgeputzte „deutsche Sappho“ musterte. Die Häßlichkeit der Petentin flößte ihm Widerwillen ein, und der große König, erschöpft von den eben geschlagenen Schlachten des siebenjährigen Krieges, suchte seine Zerstreuungen anderswo als in einer Conversation mit einer deutschen Dichterin. Zwischen dieser und dem König entwickelte sich nun das folgende originelle Gespräch:

„Ist Sie die Poetin, von der ich gehört habe?“

„Ew. Majestät, ja, man gibt mir den Namen.“

„Was war Ihr Vater?“

„Brauer und Gastwirt. Sein Name war Dürbach.“

„Aus welchem Orte war er gebürtig?“

„Aus Schweidnitz, einem Orte bei Grünberg.“

„Wo ward Sie geboren?“

„In Niederschlesien, zwischen Crossen und Züllichau, auf einer Meierei, so groß ungefähr wie Horazens Landgütchen gewesen ist. Sie heißt der „Hammer“ und gehört zum Schwiebuser Kreise.“

„Sie war also auf dem Lande, hatte keine Erziehung, keine Schule? Wodurch ward Sie denn zur Poetin?“

„Durch die Natur und die Siege Ew. Majestät.“

„Sie hat doch Bücher gelesen?“

„Ja, Ew. Majestät, ich las verschiedene Dichter: Gellert, Haller, Hagedorn, Ramler, Gleim u. a. m.“

„Nicht auch die alten Schriftsteller?“

„Ich habe keine andere Sprache als deutsch gelernt.“

„I nun, man hat doch Uebersetzungen, lese Sie da welche!“

„Ja, ich las Plutarchs Lebensbeschreibungen, fünf Gesänge der Iliade, und den Horaz . . .“

„Doch, den Horaz! das ist gut. Aber wie sieht's um Ihre Muttersprache aus? Gibt es da nicht Fehler?“

„Ew. Majestät, man sagt, ich sei meiner Sprache ziemlich mächtig und mache nur dann und wann kleine Fehler.“

„O, man muß gar keine machen!“

„Ich werde mich bemühen, sie zu vermeiden.“

„Hat Sie keinen Mann?“

„Ich hatte einen, der mich nie versorgte. Ich habe ihn nicht mehr.“

„Ließ er Ihr Kinder?“

„Eine Tochter.“

„Wo ist sie?“

„In Berlin bei der Realschule, Hofrath Stahl bezahlt Kostgeld für sie.“

„Wie alt ist sie?“

„13 Jahre.“

„Ist sie schön?“

„Nein, Majestät, sie hat keine schöne Mutter!“

„Heh, die Mutter war doch wohl einmal schön? Wo wohnt Sie denn zu Berlin?“

„Ew. Majestät, ich wohne sehr schlecht. Die Logis sind seit dem Frieden sehr theuer.“

„Na, wo wohnt Sie denn da?“

„An der Stechbahn, im alten Con-

Digitized by Google

sistorium, drei Treppen hoch unterm Dache, in einer Kammer wie zu Paris in einer Bastille."

Der König lachte und fragte weiter:

„Von was lebt Sie denn aber?"

„Von der Discretion meiner Freunde."

„Läßt Sie denn niemals was drucken?"

Ja, Ew. Majestät, ich gab einige Blätter zum Druck bei Gelegenheit Ihrer glorreichen Wiederkunft aus dem Kriegsfelde."

„Was ward Ihr dafür?"

„Zwanzig Thaler gab mir der Buchdrucker Winter."

„Zwanzig Thaler? In Wahrheit, davon lebt man nicht lange in Berlin. Na, ich will schon sehen, will für Sie sorgen."

Mit diesen Worten verließ der König die Karschin, die vor Wonne zu träumen glaubte. In ganz Berlin sprach man von dieser Unterredung Friedrichs mit der Dichterin. Sie selbst hat diese Audienz in gereimten Worten geschildert. Die von dem Glanz der Majestät und der zauberischen Nähe des gefeierten Helden des Jahrhunderts geblendete Frau übertreibt unwillkürlich, und sie war augenscheinlich blind gegen die schlecht verhehlte Kälte und den Hohn des Königs. Das Gedicht lautet wie folgt:

Geschichte der Unterredung mit dem Philosophen zu Sanssouci.

Freund, wenn mir vor dem Schritt zum Leben
Nicht von der gütigen Natur
Schon ein Befehl zur Demuth ward gegeben,
Dann wird ich kleine Creatur
Mit innerm Stolz mich hoch erheben
Und Dir erzählen, daß in Friedrichs Marmorsaal
Mein faltig Antlitz sich bespiegelt,
Und aus der Brust das Herz beflügelt
Auf meine Lippen trat, und meiner Worte Wahl
Und den Accent geregelt hätte,
Indem der König mit mir redte,
Der größre Redekunst besitzt.
Als Marc Anton, der vor dem Volke
Des Cäsars Mörder bald verklaget, bald beschützt.
Er kam, und über ihm in einer goldnen Wolke
Sah ich den schwebenden Apoll.
Er sprach, und in mein Ohr erscholl
Mit seiner schnell gesprochnen Frage
Der Donner Jupiters, und seines Auges Blick
War wie der Blitz am Erntetage:
Doch, Freund, ich stannte nicht zurück.
Ich sagte, welcher Mann mich zeugte,
Und welcher Staub mich nieder beugte:
Wie mein Genie heraufgestrebt,
In welchem Dunkel ich der Jugend Zeit verlebt,
Und daß ich nicht der Kunst geschriebne Regel wüßte,
Und daß mein Liebling, der Plutarch,
Oft einen finstern Blick von mir ertragen mußte,
Denn in ihm fand ich nie den Sieger, den Monarch,
Den Mensch und Philosoph vereinet,
Ob Alexander gleich gesieget und geweinet,
Und Cäsar selbst zufrieden schien,
Wenn er jedweden Tag bezeichnet mit Verschonen,
Und einem Brutus selbst verziehn,
Der mit dem Dolch ihm sollte lohnen;
Doch fand ich auf der Griechen Thronen
Und auf der Römer Kampfplatz nichts
Vergleichendes mit dem, der seines Angesichts

Digitized by Google

In Winterlüften nicht geschonet,
Und wenn der Lenz geblüht, das Kriegeszelt bewohnet,
Von Freunden und vom Throne fern,
Und mehr den Vater als den Herrn
Zurückgebracht aus so viel Schlachten.
Er frug: Wer lehrte Dich Gesang?
Wer unterwies Dich in Apollens Saitenzwang?
Held! sprach ich, die Natur und Deine Siege machten
Mich ohne Kunst zur Dichterin.
Er lächelte und wollte wissen,
Woher ich Nahrung nähm; da sagt ich: Freunde müssen
Mich nähren, täglich geh ich hin
Zum niemals stolzen Stahl*), der stets mich gerne siehet
Und eine zweite Sängerin
In meiner Tochter Dir erziehet.
Ich sprach's, und Friedrichs Blick schien meinen Freund zu loben.
Nach meiner Wohnung frug er mich.
Monarch! sprach ich: die Sterne glänzen nachbarlich
Mit meinem Winkel unterm Dache hoch erhoben.
Wenn Du nicht zürntest, würd ich Dich
Kniebeugend bitten, daß Du meine Kammer dächtest
Wie einen Winkel der Bastille zu Paris,
In welche Ludewig viel Menschen bringen ließ,
Die Du als Krieger brauchen möchtest,
Weil sie oft tapfer sind und treu.
Der König lachte laut und ich, beherzt und frei
Wie eine Römerin, ich zog der Stirne Falten
Sanft auseinander, lachte so
Wie Einer, der ein Brett hat in dem Meer erhalten
Und itzt die Sonne sieht. . . .
Des Vaterlandes Vater sprach
Zuletzt: Er würde mir das Leben sorglos machen,
Und alle Musen sprachen's nach:
Und Grazien sah ich in seinem Munde lachen.
Ich gieng zurück, o Freund, nun glühte Purpurroth
Auf meiner sonst so blassen Wange,
Mich grüßte Leuthns, und ihm
Hab ich verwirrt gedankt; ich taumelte, ich schien
Den trunknen Menschen gleich im Reden und im Gange. —

Die heißblütigen Erwartungen unserer Dichterin giengen jedoch nicht in Erfüllung. Statt einer Versorgung hat sie nach und nach bloß etwa 97 Thaler vom König erhalten. Diesen verdrossen wahrscheinlich ihre unausgesetzten Bettelbriefe. Es ist bekannt, daß, als sie sich einst in einer poetischen Zuschrift an den Monarchen wandte und ihn an sein Versprechen erinnerte, sie durch die Post zwei Thaler mit einem Zettel erhielt, auf dem geschrieben war: „Zum Geschenk für Deutschlands Dichterin!" Die tief gekränkte Sappho schrieb aber auf den Zettel:

Zwei Thaler gibt kein großer König;
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück,
Nein, es erniedrigt mich ein wenig,
Drum geb ich es zurück.

Sie hatte die Kühnheit, das Geschenk mit diesen Zeilen wieder zurückzusenden.

Friedrichs des Großen Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., war hier größer als der Vorfahre, er ließ der für das Volkslied und besonders für die Dynastie Hohenzollern sehr verdienten Karschin in Berlin ein Häuschen bauen, in welchem sie bis in ihr Alter lebte und dichtete. Dort starb sie 1791 in ihrem 69. Lebensjahre.

*) Vorsteher der Pensionsanstalt, in welcher ihre Tochter sich befand.

Digitized by Google

Von der wirklich dichterischen Bedeutung dieser seltsamen Frau mögen hier einige ihrer originellen, naturfrischen und blutwarmen Gedichte Zeugnis geben.

An den Wein.

Wein! ich möchte dich bald hassen,
Ich bin deiner Allmacht Feind,
Denn du willst mir meinen Freund
Immer nicht vom Becher lassen.
Du bist meiner Freuden Dieb,
Könnt ich dich doch ganz verachten!
Milon hat dich gar zu lieb
Und mich läßt er schmachten.

Loben wollt ich die Begier,
Wein zu trinken halbe Nächte,
Wenn mein Milon nur mit mir
Manchen Abend zechte;
Aber nun trinkt er den Wein
Mit den Männern ganz allein.
Hah, Ihr Männern, hah, Ihr Zecher,
Amor jagt Euch von dem Becher
Durch die Pfeile, die im Köcher
Aufgesammelt sind zur Pein
Aller Herzensbrecher!

Klagen einer Witwe.

Mir zur Last fühl ich mein Leben,
Einsam finden meine Tage mich,
Die mit Wolken sind umgeben;
Keiner hüllt aus seinem Nebel sich.
Alles mein Vergnügen
Muß im Staube liegen!
Ach, wie ganz hat mich der Tod beraubt!
Wie der kalte Herbst den Garten,
Den er ganz entlaubt.

Todtenblässe überziehet
Mein von Thränen nasses Angesicht,
Wenn mein Herz, das mir entfliehet,
Mit Bewohnern kalter Gräber spricht.
Auf dem Leichensteine
Sitz ich dann und weine
Meinen Jammer in den dürren Sand,
Das das beste Herz bedecket,
Das für mich empfand.

Dunkler sind mir meine Nächte
Als Egyptens dicke Mitternacht.
Wenn der Tag den Körper schwächte,
Wird die Nacht mit trübem Gram durchwacht!
Vor mir hin verbreiten
Sich verflossne Zeiten!
Als mein Freund mir an der Seite lag,
Ach, da fand im Arm der Freude
Mich der junge Tag!

Unter dem Tumult der Sorgen
Werd ich jetzt die Sonne nicht gewahr!
Mir erscheint kein heitrer Morgen
Und für mich bekränzt sich nicht das Jahr!
Blumen, Lenz und Lieder
Sind mir nur zuwider,
Und das grüne Thal ergötzt mich nie,
Selbst die Nachtigallen singen
Mir Melancholie!

Rauscht ihr silberklaren Bäche!
Rausche stärker, du zu stille Spree!
Wiederhole was ich spreche,
Wenn ich um Dein Ufer wankend geh.
Ihr verschwiegnen Linden,
Mein betrübt Empfinden
Grab ich tief in eure Stämme ein,
Und ihr sollt von meinem Jammer
Das Geschichtsbuch sein.

Du, o Mond mit voller Wange,
Sei ein Zeuge, wie betrübt ich bin!
Und wenn ich nach Trost verlange,
Blickt auf mich, ihr Sterne! Mitleid hin.
Seht die Thränen rollen,
Die euch sagen sollen,
Daß mein Schicksal hart mit mir verfuhr.
Ach, ich bin noch freudenloser
Als die öde Flur.

O, Ihr Bürger jener Welten,
Die Ihr über meinem Haupte wohnt!
Hört, wie ich den Tod muß schelten,
Daß er unbarmherzig mich verschont.
Aber nein, vernehmet,
Wie mein Herz sich schämet,
Daß es ungeduldig sich empört
Und den Willen Eures Schöpfers
Murrend hat entehrt!

Nie will ich dem Leben fluchen,
Selbst mein Kummer soll mir heilig sein,
Oft will ich den Staub besuchen
Und ihm eine stille Thräne weihn.
Der entflohne Schatten
Meines theuren Gatten
Lächelt dann mit Euch auf mich herab
Und behorcht die frommen Seufzer,
Hingestöhnt auf's Grab!

* * *

Ohne Regung, die ich oft beschreibe,
Ohne Zärtlichkeit ward ich zum Weibe,
Ward zur Mutter! Wie im wilden Krieg
Unverliebt ein Mädchen werden müßte,
Die ein Krieger halb gezwungen küßte,
Der die Mauer einer Stadt erstieg.

Digitized by Google

Sing ich Lieder für der Liebe Kenner,
Dann denk ich der zärtlichsten der Männer,
Den ich immer wünschte, nie erhielt;
Keine Gattin küßte je getreuer,
Als ich in der Sappho sanftem Feuer
Lippen küßte, die ich nie gefühlt!

Was wir heftig lange wünschen müssen
Und was wir nicht zu erhalten wissen,
Drückt sich tiefer unserm Herzen ein;
Nebensaft verschwendet der Gesunde,
Und erquickend schmeckt des Kranken Munde
Auch im Traum der ungetrunkne Wein.

Nach einem Ungewitter.

Nicht von den Flügeln starker Winde
Heraufgebracht, kam es daher
Das Ungewitter, o Gleminde!
Es wälzte sich herauf, so fürchterlich, so schwer,
Als wenn in großen Menschenkriegen
Zwei Heere langsam ziehn, itzt an einander stehn,
Und Kugeln durch die Luft mit Feuerflügeln gehn.
So brüllten Donner fort! Die Vögel alle schwiegen,
Die Nachtigallen krochen tief
In dunkler Hecken Laub, und keine Wachtel rief
Der andern zärtlich zu, in Furchen, wo der Weizen
Den Mund hat aufgethan, um Regen einzuzeizen.
Dem Schäfer, der im Schatten schlief,
Fuhr Schrecken in das Ohr und in die Brust. Er hörte
Das Brausen in dem Wolkenzug.
Dem Pflüger sank die Hand an seinem schweren Pflug:
Und in der Städte Zimmer störte
Das Wetter Gastmahl, Tanz und Spiel.
Der Muth zur Uebelthat entfiel
Dem Sünder, der sie itzt begehen wollte;
Denn hohl und unaufhörlich rollte
Des Donners schreckliche Gewalt.
Dir aber, Freundin, ward das Herz nicht schauerkalt,
Du dankest einem Gott, der groß in Ungewittern,
Nach dürrer Luft und dürrer Zeit
Kommt, seinen Erdkreis zu erschüttern,
Hervorzubringen Fruchtbarkeit.

An Gott.

Der Du nach schrecklichen Gewittern
Das Lächeln Deines Angesichts
Uns zeigest, Gott! Soll ich vor Deiner Wage zittern
Am Tage des Gerichts?

Ward ich herauf geweckt zum Leben,
Nicht Deiner Größe mich zu freun?
Nein! Zu Rebellen, die vor Deinem Namen beben,
Herabgestürzt zu sein?

Soll Flammenwirbel mich empfangen?
Und schleudert Deines Zornes Blick
Dein suchendes Geschöpf voll Liebe, voll Verlangen,
Vor Deinem Licht zurück?

Dann laß vor Deinem Angesichte
Mich werden was Gewürme sind!
Dein Blick zerschmelze mich! Mein Vater! ach, vernichte,
Vertilge ganz Dein Kind!

Digitized by Google

Die Karschin hatte überdies ein sehr ausgeprägtes, ja glänzendes Talent zur Stegreifdichtung, und ihr gebührt auch der Ruhm, daß sie die erste Improvisatorin Deutschlands war.

Sie machte gewöhnlich Stegreifgedichte auf vorgeschriebene Endreime. Derartige Stegreifpoesien sind uns in ziemlicher Anzahl erhalten geblieben. Als Proben dieser Art ihrer Inspiration möge hier eines ihrer besseren Improvisationen mitgetheilt werden.

Nachstehende Endreime wurden ihr einmal in einer Gesellschaft aufgegeben:

Siege — Lauf — Kriege — Auf — Minuten — Wacht — Bluten — Macht — Iliaden — Heißt — Schaden — Beweist — Erhöhen — Verschließt — Gestehen — Ist — Trachtet — Fraß — Geachtet — Vergaß — Göttern — Pflicht — Errettern — Nicht.

Sofort improvisierte die Karschin nachstehendes Gedicht:

Was seh ich? Friedrichs stark erkämpfte Siege,
Gezeichnet bei Planetenlauf,
Und ihn, den Helden, der die Lorbeern seiner Krieger
Dem Phöbus opfert auf.

Nun wuchert er mit Stunden, mit Minuten,
Wenn seine Weisheit für uns wacht,
Nun wird nicht mehr sein Herz um seine Länder bluten,
Befreit von Feindes Macht.

Er zürnet auf den Stoff zu Iliaden,
Und seine Menschenfreundschaft heißt
Tyrann den Kriegsgott, der einer Welt zum Schaden
Sich wundersam beweist.

Glückseligkeit wird seinen Thron erhöhen,
Er blickt herunter und verschließt
Verborgner Feinde Mund, die ganz verstummt gestehen,
Daß Friedrich furchtbar ist.

Vergeblich seinem Leben nachgetrachtet
Ward von der Schlacht, die um sich fraß,
Wenn er, ganz Feldherr und ganz Held, nur uns geachtet
Und fechtend sich vergaß.

Er wird uns neu gegeben von den Göttern,
Und Lobgesang ist unsre Pflicht,
In Roms und Griechenlands triumphischen Errettern
Find ich sein Urbild nicht.

Und so sang ein armes, ungeschultes Weib aus dem Volke, das durch ein merkwürdiges Geschick bis zu den Höhen der Gesellschaft emporgetragen wurde. Zu bemerken ist aber, daß ihre ersteren, dem glühenden Herzen entsprungenen Lieder, weitaus ursprünglicher und bedeutender sind als die späteren Verse, die nach gekünstelten Mustern der damaligen Dichterschule fabriziert wurden.

Digitized by Google

Ora pro nobis.

Gedanken in der Kirche zu Zell, von R.

Bei Maria zu Zell an der heiligen Stätte, da kannst Du Wunder schauen, chriſtliche Seele. Da kommen gezogen Völker aus vielen Ländern und laſten ab auf den Marmorſtufen ihr ſchweres Herz, ihr vielfaches Leiden, und rufen in fremden Zungen des Heilands ſelige Mutter, und klagen und ſchreien mit wilden Geberden, und führen zerriſſen in Wehmuth die Sprache, ſo alle Menſchen verſtehen: ſie weinen.

Sie weinen, daß Thräu' um Thräne perlet über die Wangen — der Perlenſchnüre ſchönſte, die ſie der himmliſchen Frau mögen weihen. Sie weinen und beten mit hochgefalteten Händen, wie ſo brünſtig auf keiner Stätte im irdiſchen Thale ſonſt ſie können beten. Eherner Bildſäule gleich knieen ſie da, oder wandeln, das flackernde Licht in der Hand, wohl leichenblaß in langen Reigen den Kreuzgang dahin, oder wallen kniecnd im Bußgewand um den Altar, oder liegen auf kaltem Stein hingeſtreckt wie leblos, die Arme zum Kreuze gebreitet. Unter ſolchen Geberden, bangend und hoffend, ſchreit das zitternde Herz: „Maria! Zuflucht der Sünder, Heil der Kranken, Troſt der Betrübten, Licht der Sterbenden, bitte für uns! Ora pro nobis!"

Und ſiehe! Vom ſtillen, uralten Bildnis nieder träufelt die Gnade. Der Beter Gemüth iſt erleichtert, wie Berghauch friſch weht Hoffnung und Zuverſicht durch das ſchwüle Herz. Aufrecht wieder ſteht der irdiſche Leib, im Aug' die Thräne der Freude: Erhört! Erhört zu Zell von Maria!

Im Schatten des Pfeilers dort ſteht finſter und blaß ein Fremdling. Seine Zunge iſt kundig der Sprachen des Erdballs — Maria hört ihn in keiner. Der Bitterkeit voll iſt ſein Herz und ſchweres Weh ſchleppt er mit ſich ſeit vielen Tagen, es fällt nicht ab an den Stufen der Gnade, es klammert ſich würgend an ſeinen wogenden Buſen, er flucht dem dunklen Geſchick, er dürſtet nach Freude und Troſt, verzehrt ſich in lahmem Neid, daß ſie dort, die Beter, von einem geſchnitzten Stück Holz erlangen, was ihm in der weiten lebendigen Welt verſagt iſt.

Mit ſtarkem Muthe gehen die Pilger dem Heim zu, ſei es zu fernerer Widerwärtigkeiten des Lebens, ſei es zur Bahre — ſie gehen getroſt, Maria geht ihnen zur Seite und führt ſie durch Jammer und Grab als treue Mutter zum ewigen Leben.

Auch dort dem Fremdling pocht ſchon der Tod an's liebehaſchende Weltherz. Sein Weſen ſchauert im Anblick der Grauen des ewigen Grabes. Einen Ruf nach Rettung erpreßt der Verzweiflung Gewalt ihm, der Schrei gellt hohl in den Hallen des Tempels, daß flattert erſchreckt aus dem Neſt die Schwalbe. Das uralte Holz in der Zelle iſt taub.

O armes, geliebtes, von allen Himmeln verlaſſenes Weltkind! Das uralte Holz in der Zelle hilft Niemand. Maria, des Heilands ſüße, barmherzige Mutter, die jene wallenden Beter lebendig im Herzen tragen, beleidigt haben in argem Wandel, verſöhnt nun haben durch Reu und Erhebung, Maria, das ſichtbare Anbild der glänbigen Seele wirkt Wunder. Es iſt keine Mähr, Maria wirkt jeden Tag Wunder im Menſchengemüthe und übt eine göttliche Kraft, die irdiſcher Macht nicht vergleichbar.

O Fremdling im Schatten des Pfeilers! Wenn Dir ein ernſtes Geſchick den kindlichen Glauben genommen und nicht mehr zurückgibt — es iſt des Weltkindes Märtyrthum, trage es männlich. Doch wehe Dir, wenn Du an's Heiligthum taſteſt, das Andere hegen im blutenden Herzen! Laß brennen im Menſchengemüthe die Lampe, mit der ſie erleuchten des Erdenlebens finſtere Pfade, des Grabes Schatten mit Morgenroth erhellen, und ſchweig in Ehrfurcht, wenn auf wildem Meere weint und ſchreit und betet der Menſchen gläubiges: Ora pro nobis!

Digitized by Google

Eine Reiſe rings um den Dachſtein.

Von P. K. Roſegger.

Seit Langem war es mir wieder einmal gegönnt, eine Vergnügungsreiſe in den Alpen zu machen. Ich reiſte diesmal zum Theile als dreizehnjähriger Knabe, das heißt, mit einem ſolchen, mit meinem Sohne Sepp, in deſſen Gefühlen und Anſchauungen ich mich aufgehen ließ. Es gieng zur Noth, denn meine Sinne für Neues und Merkwürdiges waren leidlich jung geblieben und Berge, Städte, Seen, Waſſerfälle, Gletſcher und Wirtshäuſer, die ich ſchon unzähligemale geſehen hatte, ſah ich jetzt gleichſam das erſtemal, weil ich dem Jungen mitempfand, der ſolches eben wirklich das erſtemal ſchaute. So kann man ein Leben eigentlich immer wieder neu anheben und hat doch den Vortheil, früher gemachte Erfahrungen zu nützen und früher empfangene Eindrücke auf ſolche eine „Jugendreiſe“ zu beziehen.

Was iſt denn zu vergleichen mit der Freude eines geſunden, munteren, jungen Studenten, wenn er an einem ſonnigen, thaufriſchen Ferien-Sommermorgen geweckt wird: „Auf! In einer Stunde iſt der Wagen da!“

Der Wagen! Denn wir Krieglacher haben immer noch das Vergnügen, der Eiſenbahn entlang dem Eilzuge eine lange Strecke mit dem Wagen nachfahren zu müſſen, bis Kindberg, wo er ſo gütig iſt, einen Augenblick anzuhalten, um uns aufzunehmen. Dann geht's aber auch ohne Säumnis fort in's Hochgebirge.

Bis St. Michel haben wir an beiden Seiten noch die mäßig hohen Berge mit Bauerngründen und Wald, hinter St. Michel gegen das Ennsthal hin hebt der alpine Charakter an, mit Wieſen, Mooren, Felſen und Almen. Wir beſchäftigen uns einſtweilen mit dem Mittageſſen, das wir in St. Michel ins Coupee hereinbekommen haben, und das rollende Speiſezimmer mit den wandelnden Decorationen iſt es, welches dem Jungen beſonders Spaß macht. Hier verlieren wir mit der Speiſeſtunde keine Zeit: die Suppe eſſen wir bei Kammern, den Braten bei Mautern, die Mehlſpeiſe bei Kalwang und das Obſt bei Wald. Unſere Aufgabe iſt, vorwärts zu kommen und es iſt doch ſchön, daß man während des Eſſens und Schlafens und Faulenzens eine Aufgabe erfüllen kann.

Bei Selzthal ſetzen wir in's Ennsthal ein und ſind nun faſt plötzlich in der Runde des Hochgebirges; in Aether blauende oder als Kalkſtein weißleuchtende Felswände grüßen uns; und wenn ich meinen Knaben frage: „Was glaubſt Du, wie weit hätten wir zu Fuß über dieſe Wieſe hin bis zu jener Steinwand?“ ſo ſagt er: „Etwa zehn Minuten!“ Oh, wenn den Irrthum Deines Auges Deine Füße entgelten müßten! Zwei ſtarke Stunden hätten ſie zu gehen bis zu jener Felswand, wenn es überhaupt möglich wäre, über dieſen grünen oder mit dichten Sträuchern bewachſenen Moorboden zu Fuß hinüber zukommmen. Die Eiſenbahn, die ſo mühelos und leichthin angelegt ſcheint, hat ihren feſten Grund aus tiefen Sümpfen herausmauern müſſen und lieber hätte ſie ſich in den Felſen ihren Weg genagt, als über dieſen glatten, handebenen Boden hin es zu verſuchen.

Sachte öffnet ſich die Krümmung des Thales und nun ſteigt ſichtbar über den Bergen aufwachſend der gewaltige Grimming empor. Das iſt der, den

Digitized by Google

unsere Vorfahren den Altvater nannten und für den höchsten Berg der Erde hielten. Seine von allen Seiten schroff aus dem Thale aufspringende Kegelgestalt mit dem 2351 Meter hohen Haupte imponiert einem unerfahrenen Auge weit mehr, als etwa anderswo der aus breitem Gebirgsstock sich im Hintergrunde unscheinbar erhebende Dachstein oder Großglockner.

Der Tag ist gewitterschwer und von der eben noch freien Spitze des Grimming sehen wir ein weißes Nebelchen herausfahren, das in wenigen Minuten das ganze breite Haupt einhüllt. Unter der Wolke starren die Wände in finsterblauen Tinten, über die alsbald der Schleier des Regens geht. Mittlerweile sehen wir auch über den Tauern und über die fernen Berge des Gesäuses aus theils noch besonnten Wolken breite Regenbänder niederziehen. Gählings wirft der Wind schwere Tropfen an unsere Fenster, ein greller Blitz springt vom Moore auf und vom Himmel nieder, und die Wasser- und Eismassen stürzen prasselnd herab. Unser Zug sauft munter durch die tiefen stäubenden Nebel des Sturmes, eilt, als wollte er Unterstand suchen, den Tunnel bei Pürg; als wir aus demselben wieder davondampfen, ist es anders. Hagel und Regen ist vorbei, der uns gerade gegenüberstehende Grimming ist klar bis hinauf zur Spitze, die zu sehen man den Kopf weit in den Nacken legen muß, als ob man — wenn der Vergleich des Kolosses mit einem winzigen Menschenwerke erlaubt wäre — vom Fuße des Stefansthurmes aus dessen Spitze betrachten wollte. Aus der tiefen Schlucht des Grimmingbaches, über die auch wir uns bereits hoch emporgearbeitet haben, über den feuchtschwarzen Fichtenwipfeln, die aus dem Abgrunde heraufschauen, steigen weiße Nebellappen, die sich an der halben Felsenhöhe des Berges auflösen. Im lieben Sonnenschein, aus welchem immer noch leichter Regen niederrieselt von dünnen zerrissenen Wolkenschichten, gleiten wir über die Hochebene von Mitterndorf und durch die bewaldete Kainischschlucht nach Aussee.

„Sam Dih nit long und find
Eini af Aussee gschwind,
Weil doscht von Paradies
Roh a Trum is."

Dieser Sang des wackeren Ausseer Dichters Johann Kain lockt uns nicht vergebens. Die geschichtlichen Merkwürdigkeiten des uralten Salinenortes Aussee, sowie die Historie von unserem unvergeßlichen Prinzen Johann, der um die Postmeisterstochter von Aussee gefreit, hat mein Junge bereits im Kopf. Unser erster Gang ist zum historischen Posthause, das hinter der Traunbrücke am Meranplatze steht; wir grüßen die jedem Steirer hochwerte Stätte. Dann kehren wir ein im ältesten Hause des Ortes, das noch Ueberreste von keltischen Mauern aufweist — im Gasthause zur „Blauen Traube" bei Freund Walcher. Der Mann und sein Haus ist noch von altem echtem Schrot und Korn. Und zu jedem guten Einkehrhause, das frei von Kellnerfräcken ist, soll Bädeker zwei * * machen. Eine Hauptaufgabe der Touristen- und Verschönerungsvereine wäre es, in den Alpen die Kellnerfräcke auszurotten; ich mag in unseren herrlichen Landschaftsgemälden diese vertrackten Tintenklexe nicht sehen. Es ist wahr: unser Leben ist vergänglich und die Hotelrechnungen sind manchmal niederschmetternd, aber darum will ich noch kein Trauergewand um mich sehen zu einer Zeit, wo man in der schönen Natur Erholung sucht.

In Aussee fließen zwei Trannen zusammen zu einer; jener, die ans Altaussee kommt, gehen wir entlang aufwärts am rauschenden Wasser, einen unvergleichlich schönen Fußweg, über dessen Waldwipfeln die Trisselwand und der Sandling und das hohe Schildkrötenhaupt des Loser herniederblant. Nun öffnet sich das grüne, mit unzähligen Villen bestreute Altaussseerthal. Die mit Brettern zierlich verschalten,

Digitized by Google

mit grünen Ranken bekränzten und grünen Fensterbalken beschlagenen Landhäuser sind in höchstem Grade freundlich und malerisch. Am Fuße der Trisselwand liegt tief und still der See, an dessen anderem Ufer, zu Fuße des Loser, das schöne Dorf mit der gothischen Kirche sich hinstreckt. Wenden wir unseren Blick nach rückwärts, so sehen wir die Massen des Sarsteines und des Hochzinken und zwischen diesen beiden im Hintergrunde die Gletscher des Dachsteins in ihrer ewigen Einsamkeit liegen. — Abenddämmerung war's und die Aveglocke klang hell und rein, als wir vor diesem großartigen Alpenbilde standen und ich zu meinem Sepp sagte: „Danken wir Gott, daß er uns ein *solches* Heimatland gegeben hat!"

Bei den viertausend Fremden, die zur Zeit in Aussee und Umgebung wohnten, war es schwer für uns, ein Obdach für die Nacht zu finden und wir nahmen endlich gerne mit einer Kammer fürlieb, deren Wand von einer nachbarlichen Küche erhitzt war, deren einziges vergittertes Fenster in einen Hofwinkel hinausgieng. Ein solches Quartier lädt nach freier Auskehr in die lichte Welt zur Einkehr in sich selber und zur Ruhe der Sinne ein. — Noch bevor der Morgen graute, wurden wir durch ein zweistimmiges klägliches Wehegeschrei draußen vor dem Fenster geweckt. Es gibt nichts Traurigeres auf Erden, als es diese Wehe-rufe waren, mein Herz hub an zu zittern. Gleichzeitig hub Sepp an zu lachen, denn er erkannte es früher als ich, daß zwei Katzen in Conflict waren, deren elegische Klagen nun schnurrend, schnarrend und pfauchend in herbe Thatsächlichkeiten ausarteten. Unser guter Reiseengel war es, welcher uns dieses Katzenständchen veranstaltet haben mochte, denn nun nahmen wir den schönen frühen Morgen wahr und standen auf, um ihn zu genießen.

Einen Blick in die Kirche, wo fromme Menschen still in den Bänken knieen und Gott in der Gestalt des Brotes verehren. Dann das Frühstück auf der Veranda des Seewirtes im Angesichte des Sees und des Dachsteins. Hernach eine Kahnfahrt über den See, der schwarz und spiegelglatt und siebzig Meter tief ist. Ein zolldickes Brett zwischen uns und dem Verderben. Es hat einen seltsamen Reiz, manchmal auf dem Tod zu reiten. Obgleich wir schwimmen könnten, würden uns doch die steilen Felsufer stellenweise die Rückkehr auf die Erde entschieden verwehren. Von diesem See steigen wir jenseits den bewaldeten Hang des Tressensteines empor, stehen manchmal still, um über die Wipfel hinaus das auf weite Matten hingestreute Altaussee zu betrachten, und den gegenüberstehenden Loser, an welchem im sonnigen Vormittage Nebelschichten auf- und niederkriechen. Ueber die Sattelwiese steigen wir auf der andern Seite hinab gegen den Grundelsee. Unterwegs kehren wir bei einem Bauernhause zu, wo wir um Milch bitten und mit jener anspruchslosen treuherzigen Gastlichkeit bewirtet werden, durch die sich der deutsche Gebirgsbauer auszeichnet. Die kleine Gegengabe wollen sie kaum annehmen, es sei Alles zu viel, meinen sie, und der Tropfen Milch und der Schnitten Brot sei eine Gottesgab, die nichts koste. — Können sie es denn vergessen, daß sie jahraus jahrein schwer arbeiten in diesen sandigen Hängen um „den Tropfen Milch und um den Schnitten Brot!" — Unten im Hotel am Grundelsee sieht's anders aus. Ein Stück Wien, mitten aus der Großstadt, just dort, wo sie am geschniegeltsten und gespreiztesten ist, herausgebrochen und wie ein Kukuksei in diese schöne Ländlichkeit gelegt! Das Völklein der Hofschauspieler, sonst mit genialer Bummelwitzigkeit dieses Stadtleben auf dem Lande durchgeistigend und hebend, ist dies Jahr nicht erschienen, und der alte wackere Schrammel im schlichten Lodenrock zwischen den Fräcken und Seidenroben ist eine Schwalbe, die keinen Sommer macht.

Wir machen auf dem kleinen Dam-

Digitized by Google

pfer, auf dem einzigen, den die steirischen Wasser tragen, eine Fahrt über den zwei Stunden langen See bis Gößl, gehen von dort eine halbe Stunde bis zum kleineren Toplitzsee, über den wir vermittelst Kahn übersetzen, gehen dann wieder etliche Minuten, einen Steinwall übersteigend, und stehen vor dem Kessel des Kammersees, der in der tiefsten Wildnis liegt, umgeben von Geröll, senkrechten Wänden und niedergebrochenen Baumruinen. Wir sind bereits in einer Schlucht des Todten Gebirges, das sich von hier aus erhebt und das sich meilenweit hinbreitet, mit seinen großartigen Naturschönheiten den Touristenstraßen entlegen.

Denselben Weg über Land und Wasser nehmen wir wieder so zurück und gehen dann von dem mit Villen umkränzten Grundelsee der Traun entlang, auf einem Fußweg mit ungezählten entzückenden Landschaftsbildern mit nach Aussee hinab. Ich versuche es nicht wiederholt, diesen schönsten Punkt unserer Alpen, das Ausseerlandl, zu schildern; in meinem Knaben sitzen die Eindrücke fest, und das muß für diesmal genug sein. Manchmal setzten wir uns auf eine Bank oder auf einen Stein und zeichneten Bäume, Berge, Hütten und Brücken ab, was freilich keinen andern Gewinn gab, als den, daß wir die Einzelnheiten der Gegenstände genau betrachteten und in unser Gedächtnis aufnahmen. Wir haben Ursache, die Zeichnungen sorgfältig vor jedem fremden Auge zu hüten, wir selbst sehen in denselben gottlob nicht das, was wir gemacht haben, sondern das, was wir machen wollten.

Am dritten Tage der Reise, Vormittags, dampften wir durch das großartig wilde Engthal zwischen Sarstein und Zinken neben der schäumenden Traun hinab zum Hallstättersee. Von der Haltstelle der Eisenbahn führte uns der stattliche Dampfer quer über den See nach Hallstatt, dessen Lage und Umgebung an ein nordländisches Fjord erinnert und dessen malerische Schönheit vom See aus gesehen werden muß. Hallstatt selbst geht fast in seinen Hotels auf, die uns vorzeitig von dem Orte zurückschreckten, noch ehe wir den Waldbachstrub, den Rudolfsthurm, das Salzbergwerk und die Keltengräber gesehen hatten. Wir fuhren hinab in das ländlich idyllischere Wirtshaus der Gosaumühle, wo wir nach gutem einfachen Mahle ein Wäglein mieteten, um durch den Gosauzwanz nach Gosau zu fahren und den Gosausee zu besuchen. Die Fahrt auf der glatten Straße zwischen den hohen Bergen der kühlenden Gosau entgegen, und dann über das sich weitende grüne Alpenthal, war so erfrischend, daß wir den Entschluß faßten, auf die Zwieselalpe zu wandern, zu einem Aussichtspunkte, den ich bisher nicht kannte, aber so oft schon rühmen gehört hatte. Der Entschluß ward sofort ausgeführt. Der alte Dachsteinführer Johann Georg Gapp zu Gosau gieng uns voraus und trug unser kleines Gepäck. Der Weg, durch das zwei Tage früher stattgehabte Unwetter arg zerrissen, führt quer durch mäßig steile Waldlehnen hinan. Nach einer Stunde Wanderung sahen wir zwischen den Bannstämmen schimmern die ersten Gletscher des Dachsteins, aber gleichzeitig über den wildgezackten Donnerkogeln die erste murrende Wetterwolke. Der Führer mahnte uns zu rascherem Anstieg, allein mein Junge war stets seine hundert oder zweihundert Schritte zurück und meinte, wir sollten nur fortgehen, er käme schon nach. Endlich setzte er sich gar auf einen Baumstrunk. Das war etwas Neues. Sonst über die Berge stets als der Erste voraus sprang und hüpfte er über Stock und Stein, während Unsereiner um sein bißchen Athem rang, und heute antwortete er mir auf mein Drängen: „Mir ist Alles eins, ich kann nicht mehr, ich bleib da sitzen.“ Die drei aufregenden Reisetage mußten es ihm angethan haben. — Der Himmel hatte sich mittlerweile verfinstert, zwischen den Spalten der Donnerkogel wälzten sich Wolken herüber

Digitized by Google

und der Dachstein war in blaue, zerrissene Nebelfetzen gehüllt, durch deren Löcher das Eisfeld blinkte. Der Führer trieb zur Eile an und als mein Knabe mit müder Stimme den Wunsch aussprach, unter einem der dichtbeästeten Bäume das Gewitter abzuwarten, deutete der Führer auf die vielen fahlen und zerrissenen Stämme, die der Blitz getroffen hatte. Nun sausten die ersten schweren und eiskalten Regentropfen nieder. „Sepp!“ rief ich, „vorwärts! Du mußt!“

Jetzt gieng's voran. Fest den Stock in's Gestein stoßend schritt er aus. Die Tropfen hörten wieder auf, und eine Stunde später waren wir bei der Oedalpe-Sennhütte.

„Gottlob!“ sagte ich bei mir, und laut zum Knaben: „Sepp, merk Dir's, was der feste Wille vermag!“

Fast in dem Augenblicke, als wir von Sturm gepeitscht schnaufend und von Schweiß triefend in die Hütte taumelten, brach das Gewitter los. Ein schmetternder Blitzschlag, die Wasser schütteten nieder, und als der Hagel auf dem Schindeldach derart knatterte, daß wir unser eigenes Wort nicht verstanden, schmunzelte unser Führer und rief mir in's Ohr: „Die Klocker-Buben sind da! Die Klocker-Buben sind da!“ Er meinte damit die auf das Dach klockenden (klopfenden) Eiskörner.

In die Hütte waren von den nahen Almwiesen die Mäder zusammengekommen, die ihre Pfeifen schmauchten und aus Schnapsplutzern tranken. Die Burschen schäkerten mit der Sennin, diese aber sagte, so oft der Donner schlug: „Hörts denn nit, wie der Himmelvater greint! Thuts lieber beten, ist gescheiter!“

„Wir wollen halt nit immer gescheiter sein,“ sagte einer der Bursche, „trink einmal, Sennin, nachher wirst lustiger, siehst, und unser Herrgott lacht schon wieder!“

In der That, draußen schien die Sonne, und die Regentropfen funkelten in allen Farben. Nachdem wir uns mit einem Imbiß gestärkt hatten, stand über dem abziehenden Gewitter ein heller Regenbogen, und über uns blaute der Himmel. Wir rückten an, um den letzten Bergrücken zu besteigen, der uns die Aussicht auf das Hochgebirge verdeckt hatte. Auf der Höhe angelangt, hatten wir ein grauenhaft herrliches Bild — das großartigste auf der ganzen Reise. In seiner vollen Höhe und Breite, mit den blassen Kalkwänden und den weißen Gletschern, stand der Dachstein da. Nicht ein Nebelchen war an ihm, hinter ihm war die Nacht des Wetterhimmels und er stand da in leuchtender Plastik, von der sinkenden Sonne rein beschienen, so daß man an dem wilden Gebirge, das immerhin noch eine gute Strecke Luftlinie von uns entfernt war, jeden Stein und jeden Riß zu sehen glaubte. Unten in waldumbüsterter Tiefe lag der Gosausee, in sich noch die Wände des Thorstein und das Eisfeld spiegelnd.

Mein Knabe jubelte und ich freute mich, daß er jubelte, weil sonst in diesem Alter der Sinn für Naturschönheiten noch nicht aufgegangen zu sein pflegt. Das war aber auch keine alltägliche Naturschönheit, sagte es doch selbst der Führer, daß er in solcher Beleuchtung den Dachstein kaum jemals gesehen habe. Natürlich waren wir in unseren kindisch glücklichen Herzen überzeugt, daß das Gewitter nur darum gewesen sei, damit wir dies Bild voll unbeschreiblicher Pracht zu sehen bekämen. Wie glücklich ist doch ein optimistisches Gemüth! es dienen ihm Erd und Himmel. — Die übrige Rundschau, die sich von der Höhe der Zwieselalm aus bietet, war von dem Dachsteinbild schier verdunkelt. Und doch ist die Fernsicht von seltener Großartigkeit. Vom Todten Gebirge im Osten bis zu den Gletschern des Glockner und des Venediger im Westen, vom Untersberg im Norden bis zu den Hohen Tauern bei Gastein im Süden — welch eine Alpenkrone! Die nahen,

Digitized by Google

wildzerrissenen Donnerkogel, die fast senkrecht niederfallen zu den Gosausseen, die blauduftigen Gesteinmassen des Tännengebirges, des Steinernen Meeres mit der übergossenen Alm, die Spitzen des Hohen Göll, des Watzmann und noch viele andere bekannte Gruppen und berühmte Herren stehen da in ihrem ewigen Hochfrieden; dazwischen die grünen Almen, die dunkelnden Waldberge, die Thäler mit ihren Wiesen und Kornfeldern, die Dörfer und Kirchen darin, und wieder die Engschluchten und Bäche und Gebirgsangen, die Wasserfälle und Seen — wahrlich, Gott ist groß!

Da ferne auf den baierischen Ebenen ein dichtes, dämmerndes Dunstmeer lag, in welchem die hineinsinkende Sonne spurlos verschwand, so mahnte unser Führer zum Aufbruch, man könne nicht wissen, ob das zweite Gewitter so gnädig wäre wie das erste. Wir trennten uns schwer von der herrlichen Höhe und ihrer leichten stillen Luft; in Eile rafften wir noch ein paar Hände voll Alpengentianen und Kohlröschen zusammen, dann stiegen wir nieder gegen das freundliche Thal von Gosau. Noch lange schimmerten uns die Schneefelder des Dachstein nach, endlich waren sie hinter den hohen Vorbergen versunken.

Als wir vom Gosauschmied nächtlicher Weile nach der Gosaumühle fuhren, erhellten uns fast ununterbrochene Blitze den Weg, und kaum wir gegen Mitternacht in unser Gasthaus ankamen und Sepp, wie er stand und stehend schlief, in's Bett gesunken war, brach ein Unwetter los, gegen welches das Gewitter auf der Alm nur ein freundliches Vorspiel gewesen war. Die Wände des uralten Hauses bebten vor den Donnerschlägen, und der Hallstätterse rang tosend und brausend mit dem Orkan. Die Fenster unseres Schlafzimmers klirrten im sausenden Regen, und das ganze Gehöfte war wild umrauscht von Gewässern.

Wir waren geborgen; und an diesem Tage zweimal dem Unwetter knapp und fein entronnen, fragte ich mich, ob wir es wohl verdienten, so glücklich zu sein?

(Schluß folgt.)

Der französische Bauer.

Die Gestalt hat für das Auge nichts Angenehmes; es ist keine stolze, stattliche Erscheinung mit kühnen, herausfordernden Blicken, die voll Selbstbewußtsein den Erdboden beschreitet; zur Erkenntnis ihrer Menschenwürde ist sie, trotz der Revolutionsstürme, die vor neunzig Jahren das Land durchbrausten und ihre Fesseln brachen, noch nicht gekommen; zur Erde neigt sich das vor der Zeit alternde Haupt, schwerkräftiger als andere klebt sie an der Scholle, und doch schenken wir ihr mit Theilnahme Beachtung. Die Schwieleuhand, das wettergebräunte Antlitz, der heftige, schwerfällige Gang, was bieten sie eben der Betrachtung Anderes als die Ehrenzeichen einer wohl niederen, aber trotzdem edlen und veredelnden Arbeit? Und darf der Bauer nicht schon als Vertreter der großen Kaste, welche die eigentliche Grundkraft des Staates bildet, unsere Aufmerksamkeit fesseln?

Es sitzt ihm in der That der mittelalterliche Rost noch dick im Nacken, das Haupt trägt er noch wie unter'm Joche, über die Grenzen seiner engeren

Digitized by Google

Heimat schaut er selten hinaus, Reiz hat nur Eines für ihn, der Grundbesitz. Daß seine jetzige unabhängige Grundbesitzerstellung eine Errungenschaft ist, auf deren Urheber er dankbar zurückblicken sollte, bedenkt er freilich nicht, aus dem einfachen Grunde, weil es schon außerhalb seines Gesichtskreises liegt. Seit dem deutsch-französischen Kriege richtet er sich gleichwohl zuweilen von der krümmenden Arbeit auf und leiht das Ohr dem Winde, der von Paris herweht. Lange hat er zu der Veränderung den Kopf geschüttelt: es wollte ihm nicht in den Sinn, daß nach dem Neffen des „großen Napoleon" Jemand anders das Scepter führen könne als dessen rechtmäßiger Erbe, der „kleine Prinz"; erst seit er erfahren, daß Prinz Lulu im Kampfe wider die wilden Zulu das Leben einbüßte, ist das Kopfschütteln in Bezug auf die regierenden Spitzen bei ihm seltener geworden, und mit der Zeit wird es, tritt anders kein den Frieden bedrohender Wechsel der Dinge ein, wohl ganz aufhören. Er will vor allen Dingen Sicherheit haben, ungestört dem Ziele, das er sich gesteckt hat, der Mehrung seines Vermögens, nachstreben können, und deshalb heißt er jede Regierung, die in der Rücksicht seinen Wünschen gemäß handelt, über kurz oder lang willkommen. Führe der Regierende nur mit „eiserner Hand" die Zügel, sorge er nur dafür, daß strenge die Ordnung im Lande aufrechterhalten werde, daß nichts den regelmäßigen Gang der Dinge störe, und die Zuneigung des Landmanns wird ihm gewonnen sein. Nicht daß diesen ein Kriegsereignis, selbst wenn er nicht direct davon berührt wird, gleichgiltig ließe; er kann sogar betreffs eines solchen recht angelegentlich sich auf dem Laufenden zu erhalten suchen und dabei auch ganz leidlich den alten Gloire-Adam herauskehren, das steckt im Blut; aber zu Schaden darf er durch den Krieg nicht kommen oder kommen können, eine solche Aussicht würde bei ihm flugs der patriotischen Ruhmesseligkeit ein Ziel setzen.

Alles, was dem Bauer bezüglich seiner Lebensziele hindernd in den Weg tritt, ist ihm ein Greuel. In der Erfüllung seiner Militärpflicht erblickt er kaum etwas Anderes als ein nothwendiges Uebel. Daß er als Reservist seinem Patriotismus freudig das Opfer des vorschriftsmäßigen Vier-Wochen-Dienstes brächte, wer wollte das zu behaupten wagen? Könnte man ihm den Gefallen thun und die Militärpflicht ganz aufheben, so würde er unbedingt darüber frohlocken. Die Wahlcandidaten, welche bei den jüngsten Kammerwahlen um seine Stimme warben, wußten wohl, was sie thaten, als sie in ihrem Programm die Herabsetzung der Dienstzeit auf drei Jahre verhießen. Je kürzer, je lieber, meint er dazu, denn um so beträchtlicher ist die gewonnene Arbeitszeit.

Er selbst arbeitet tagaustagein ununterbrochen, vom frühen Morgen bis auf den späten Abend, mit einem Eifer, einer Hingebung, die vornehmlich seine Sucht nach größerem Besitze erklärt, aber damit auch seine Erziehung begreiflich finden läßt. Von Jugend auf an harte Arbeit gewöhnt, von den Eltern schon während seiner Schuljahre in's Joch gespannt, deshalb bereits frühzeitig im Vaterhause ein fleißiger Mitarbeiter am Vermögensbaue, kennt er keine größere Freude und Genugthuung, als den althergebrachten Lebensgang seiner Väter zu gehen, im Schweiße seines Angesichts noch etwas mehr als sein tägliches Brot zu erübrigen. Es ist dies nicht immer leicht. Fette und magere Jahre wechseln miteinander ab, und selbst die fetten bringen meist wenig ein, zumal wenn Pachtgelder zu entrichten sind; da muß denn eben auf andere Weise für Ersatz gesorgt werden, und das kann nur durch die mögliche Einschränkung der Ausgaben geschehen. Die aber führt zu einer Sparsamkeit, welche an Geiz grenzt und allmählich den Bauer

Digitized by Google

im Lande für alle Jahre, gute und schlechte, beherrscht. Im Sparen wie im Arbeiten leistet er Wunderbares, Unglaubliches. Dabei geht er mit einer Berechnung zu Werke, die nicht das geringste Theilchen einer nutzbaren Kraft unbenutzt läßt. Weib, Knecht, Magd, Vieh — Alles muß das Mögliche leisten; er selber sorgt für das gute Beispiel. Nirgends wird das Sprichwort von der Morgenstunde und dem Golde, das sie im Munde hat, so hoch in Ehren gehalten, wie in seinem Kreise. Selbst im Sommer verläßt er vor Sonnenaufgang das Lager; um drei, vier Uhr Morgens steht er, erheischt es anders sein Viehstand, regelmäßig auch im Winter auf. Dagegen wird des Abends während der schönen Jahreszeit nie Licht angezündet. Stellt er Leute, Tagelöhner, zum Umbrechen, Mähen oder Dreschen an, so läßt er sie, wacker mithelfend und anordnend, nicht aus den Augen, wohl wissend, daß in seiner Abwesenheit die meisten nur mit der Zunge nicht faul sein würden. Rasch und stät, so lange die Sonne am Himmel steht, und über die Tageszeit hinaus, muß bei ihm gearbeitet werden; wie fände er sonst dabei seine Rechnung? Der Tagelohn beträgt freilich nur 20—25 Sous; aber das ist Geld und will bar ausgelegt sein, und dann stellen die Leute Anforderungen an den Tisch, die ein Gargantua guntheißen könnte. Dem Arbeitgeber steht hier in der Regel der Arbeitnehmer insofern feindlich gegenüber, als er in dessen Dienste im Essen und Trinken soweit als möglich über das vernünftige Maß hinausgeht. Er scheint dabei vor Allem zu beherzigen: „C'est autant de pris sur l'ennemi," und dieser im Lande gäng und gäbe Satz thut das Verhältnis zwischen Beiden zur Genüge dar. Wie sich von selbst versteht, sorgt anderntheils der Arbeitgeber dafür, daß er bei der Völlerei seiner unersättlichen Gäste nicht zu kurz kommt. Den Gaumen der Leute will und kann er nicht verwöhnen; aber mit dem Grundsatze „Billig und viel!" bringt er es bezugs der Verköstigung weit. Fünfmal des Tages begehrt das Volk frische Zufuhr für den Magen, und da darf es denn löffeln und zulangen nach Herzenslust: Kohl und Kartoffeln wachsen in Ueberfluß im Garten, Buchweizen erzeugt das Feld, Gerste und Weizen liefern das Brotmehl, Speck und Fleisch gibt der Pökeltopf auf, Wein, Bier oder Cider der Keller. Alles das kostet dem Bauer nichts oder doch nur Arbeit, und die saure Milch zu den Buchweizenpfannkuchen, das Wasser zu der unvermeidlichen Kohlsuppe und zum Verdünnen des Getränkes hat er umsonst. Teller und Gabel sind dabei Luxusartikel: alle Welt ißt aus der großen Gemeinschüssel, das Taschenmesser ersetzt die Gabel, ein Stück Brot den Teller, immer trinken mehrere aus einem Glase. Daß der Arbeitgeber bei alledem nicht manchmal, wenn die Zeit drängt und Außerordentliches zu leisten ist, den Beutel zu einer aufmunternden Extra-Tischzugabe, einer Tasse Cichoriewasser mit Branntwein, zöge, kann nicht behauptet werden; aber auch das ist im Grunde nichts Anderes als kluge Sparsamkeit.

Dieser Grundzug seines Charakters liegt in seinem Wesen und Thun ausgeprägt. Er ist die Triebfeder, deren bewegende Kraft bei ihm aushält bis an die Pforte des Todes. Ihr verdankt er seine Unabhängigkeit, sein Ansehen, seinen Besitzerstolz. Die Wirkung der Macht des Geldes ist seine starke und auch seine schwache Seite. Sie bedingt bei ihm die zähe Ausdauer, den scharfen Fleiß, das unermüdliche Vorwärtsstreben, aber auch den Hochmuth, einen Dünkel, bei dem er in seinem Urtheil über Andere leicht ausschließlich deren Vermögen in Anschlag bringt. Die Frage: „Was ist der Mann wert?" hat nicht allein unter Krämern ihre Berechtigung, auf dem Lande in Frankreich gehört sie zu dem

Digitized by Google

Selbstverständlichen, zum Alltäglichen, Gäng und Gäben, kann man sie jeden Augenblick hören. Vor einem Menschen, der für reich gilt, zieht der Bauer unterthänigst den Hut, während er einen armen Teufel über die Achsel ansieht. Ich rede nicht von den Ausnahmen; sie mögen zahlreich sein, aber im Allgemeinen mißt der Bauer den Wert eines Menschen nach dessen Habe. Uebrigens geht ihm darin der Pfarrer meist mit gutem Beispiel voran, — Ehre dem Ehre gebührt! —: reiche Leute können mit ihrem Gelde für die Seelen der zum Fegefeuer verdammten Ihren mehr thun als arme, der liebe Herrgott muß also wohl damit einverstanden sein und ebenfalls den Unterschied machen.

Wenn er gesenkten Hauptes, still und in sich gekehrt, dahinschreitet durch die im Sommerschmucke prangenden Felder, ergötzt er sich nicht etwa an dem Jubelgesang der Lerche, an dem Farbenglanz der Rainblumen —: sein Auge, sein Ohr fesselt etwas Anderes, Verborgenes, Verheißendes, ohne dessen Anblick und Vernehmen das Leben für ihn eine öde Wüste sein würde. Ja, die Wiese mit dem reichlichen Grauswuchs, der Acker mit dem wogenden Aehrenmeere, die brüllende Kuh, das blökende Schaf haben einen hohen Reiz für ihn, aber nur insofern als sie ihm gehören, mit den aufmunternden vorläufigen Besitzfolgen eine Verheißung bilden. Sein Sohn möchte seine Jeanne heimführen, Jeanne hat es ihm angethan. „Zugegeben," äußert er ernst zu dem Verliebten, „das Mädchen ist von guter Familie, zudem tugendhaft, arbeitsam, reinlich, aber was hat sie? Kann sie Dir so und so viel Morgen Landes zubringen? Hat sie Aussichten? Sieh Dich nach Einer um, die es Dir darin gleich thun kann!" Und wenn der Sohn von Liebe zu reden wagt ... „Liebe? was thu ich mit der Liebe? Sei kein Narr, und heirate wie Deine Eltern geheiratet haben, d. h. mit Verstand!" Meist aber bedarf es der Erinnerung nicht, die heiratslustigen Söhne und Töchter sind längst auf dem Wege des Heils begriffen, dessen Endziel ein gutes oder glänzendes Geschäft in der Ehe ist. Das Herz, die Neigung kommt dabei weiter nicht in Betracht. Man lernt sich in der Folge lieben oder nicht lieben, und fehlt es bei der ewigen Arbeit an Zeit dazu, so muß es auch gut sein.

Darin muß man dem französischen Bauer Gerechtigkeit widerfahren lassen: im Punkte des Kindersegens will er überhaupt von einer Beschränkung nichts wissen; diese Art Berechnung überläßt er den Vernünftlern in der Stadt. Gleichwohl mögen die Ausnahmen zahlreich sein. Die Ergebnisse der jüngsten Volkszählung sind noch nicht bekannt, aber ich glaube annehmen zu dürfen, daß auch auf dem Lande in Frankreich die große Mehrzahl der Familien nicht über drei, vier Kinder zählt.

Entschieden thut der Bauer, was in seinen Kräften steht, um seine Kinder so gut als möglich zu versorgen: es soll auch von ihnen heißen können, sie sind begütert, ihr Ansehen hängt ja von ihrem Vermögensstande ab, was gäbe er darum, wenn er sie zu den reichsten Erben in der Commune emporarbeiten könnte! Einstweilen dürfen sie allerdings tüchtig mit zugreifen, den Vermögensbau mit fördern helfen, und mit vereinten Kräften geht es dann auch meist in erwünschter Weise vorwärts. Von einer großen Zärtlichkeit der Eltern gegen die Kinder und dieser gegen jene kann aus dem landmännischen Familienkreise nicht berichtet werden. Das Absehen Aller ist zu sehr auf den materiellen Vortheil gerichtet, als daß edlere Gefühle dabei in ihnen Wurzel fassen könnten. Nicht selten wird durch die Gütertheilung, die bisweilen schon bei Lebzeiten der Eltern stattfindet und, im Fall der von den Kindern gegen ihre Versorger übernommenen Verpflichtung des Auszahlens einer Leibrente, in der Folge den Letztern nicht immer zum Vortheil

Digitized by Google

gereicht, zwischen den Geschwistern ein Zwiespalt hervorgerufen, der zu den bedauerlichsten Conflicten führt und jede Aussöhnung für die Zukunft unmöglich macht. Brüder und Schwestern, die einander um eines Fetzens Landes willen vor Gericht feindlich gegenüberstehen, sind nichts Seltenes. Geradezu Unglaubliches bieten gewisse derartige Fälle dar. Dreißig, vierzig Jahre kann solch ein Geschwisterkrieg, bei dem denn doch nur die Anwälte und Advocaten gut fahren, andauern, zum Abschluß bringt ihn gewöhnlich erst das Ableben des einen oder des anderen Theiles. Reitet der Bauer überhaupt einmal den Processteufel, so jagt er mit ihm durch Dick und Dünn, bis er entweder sein Ziel erreicht hat oder ihm der Athem ausgeht.

Neben dem Reichthum, aber doch erst in zweiter Linie, imponiert dem Bauer bei Andern die Schulbildung in bedeutendem Maße, allerdings hauptsächlich insoweit, als er darin ein Mittel erblickt, ohne besondere Mühe viel Geld zu verdienen. Sein Stolz wird durch die Begegnung mit Gelehrten, zumal wenn deren Güterbesitz nicht ihrem Stande entspricht, nur gehoben, denn er selber, dem es nicht beschieden gewesen, mehr als nothdürftig lesen und schreiben zu lernen, wenn ihm das anders gelungen ist, hat es mit seiner Unwissenheit weiter gebracht als sie, die grundgelehrten Herren, mit all ihrem Wissen. Dennoch kann er es im Stillen bedauern, daß er bei seinem Verstande — und auf diesen thut er sich unter allen Umständen etwas zugute, — in seiner Jugend nicht selber den vornehmen Weg eingeschlagen hat. Allein wenn seine Eltern das gegen ihn verschuldet haben, so will er dem intelligentesten seiner Söhne gegenüber von der Schuld frei bleiben; dann läßt sich mit einem gelehrten Sohne ja auch Staat machen, und wie sehr kann dadurch das eigene Ansehen gehoben werden, von den Verdienstaussichten, die damit für den Jungen verknüpft sind, ganz zu geschweigen. Er thut somit die erforderlichen Schritte, und bald nimmt der Auserkorene beim Pfarrer gegen ein unbedeutendes Honorar in Geld oder Naturalien Unterricht in Latein, wenn derselbe nicht gleich als Kostschüler von dem vorsorglichen Vater im Colleg der nahen Stadt untergebracht wird, während ein anderer intelligenter Sohn vielleicht sein Bündel schnüren und nach dem großen Vermögensmarkte Paris ziehen darf, um daselbst irgendwie, und wäre es vor der Hand als Ausläufer oder Handlanger, den Glückesweg zu betreten. Dem Bauer verdankt Paris überhaupt einen großen Theil seiner arbeitenden und industriellen Kräfte. Latein muß der Auserkorene vor allen Dingen lernen, und wenn er beim Pfarrer Stunden nimmt und Fortschritte macht, kommt er auf Grund der Empfehlungen, die ihm sein Lehrer mitgeben kann, am Ende zu billigen Bedingungen auf die Vorschule zum Priester-Seminar, denn Priester soll er werden, dadurch entgeht er einem zwiefachen Elend, dem der Arbeit auf dem Felde und dem „au régiment," d. h. des Soldatenhandwerks, und welchen Ansehens wird durch den Sohn und Bruder im Priesterrock die ganze Familie theilhaftig! Manchmal scheitert gleichwohl der schöne Plan an dem dicken Schädel des intelligenten Jungen, der lieber sein Lebenlang mit Ochsen umgehen als über den Büchern studieren will, und dann muß man das Regimentselend wohl über sich ergehen lassen, die gute Arbeitskraft, über die man verfügte, entbehren und noch obendrein öfters den Beutel ziehen, um mit einer Postanweisung dem Söhnlein die bittere Kriegerpille einigermaßen zu versüßen: ein wenig Liebe zu seinen Kindern hegt man trotz alledem, wenn auch dem Mutterherzen bezugs der Opferfreudigkeit hinsichtlich der Kinder die Palme gebührt.

Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ist im französischen Bau-

Digitized by Google

ernstande durchweg kein liebreiches, auf gegenseitiger wahrer, inniger Zuneigung beruhendes, und wie könnte dem bei der ewigen Vortheilsberechnung im Hause anders sein? Wahre Schauderdinge hört man von dem Undank der Kinder gegen die Eltern. Es gibt Ausnahmen, ich constatiere es mit Freuden; aber wie oft kommt es vor, daß die Bestie der Habsucht, die von Jugend auf gehegte und gepflegte, die verheirateten Kinder den Tod der Eltern herbeiwünschen läßt, daß der Sohn dem Vater, nachdem ihm derselbe gegen eine Leibrente seinen Grundbesitz abgetreten, das Nöthigste vorenthält? Zu welchen sträflichen Ausschreitungen in solchen Fällen die Habsucht treibt, dazu liefern die Jahrbücher der Criminaljustiz zahlreiche Beweise; und wie viele im Dunkel des Landlebens um des Mehrbesitzes willen begangene Verbrechen mögen unentdeckt und unbestraft bleiben! Wer sieht hier bei den Todten nach? Wer kümmert sich hier um eine Leichenschau? Der Mann ist todt, begraben wir ihn! Der Priester besprengt die Leiche mit Weihwasser, und Alles ist in Ordnung; liegt dem Todesfall auch ein entsetzliches Geheimnis zugrunde, es kräht kein Hahn darnach.

Der Gattin gegenüber tritt der Bauer meist als strenger Verweser, seltener als zärtlicher, rücksichtsvoller Gatte auf. Die Frau ist nach ihm nicht bloß der Kinder wegen, zum Teigkneten, Schweinefüttern, Melken, Kochen und Waschen da, sie soll auch als Arbeitskraft auf dem Felde ausgenutzt werden, wenn es sein muß, beim Bestellen des Ackers mithelfen, den Spaten wie den Dreschflegel führen, das Vieh warten, kurz, gleich dem Manne, wie Knecht und Magd mit Hand anlegen zur Förderung des Betriebes, auf daß Alles den gewünschten großen Nutzen bringe. Man ist es so gewohnt, und das Weib stellt nicht selten mit ihrer Arbeit den Mann in Schatten. In keinem anderen Staate kann auf dem Lande von Frauen mehr gearbeitet werden als in Frankreich. Man sollte meinen, das Weib wolle hier im Arbeiten dem Manne den Rang streitig machen. Dem Hauswesen vorstehen? Allerdings; aber nur insofern als es die Küche und die Wäsche, die Kinder und das Vieh betrifft: zum Scheuern, Putzen, Kehren, Säubern fehlt es gemeiniglich an Zeit; was liegt auch daran, wenn nur die Arbeit der Leute Ansicht vom Sparen und Verdienen entspricht! Wenn das Weib eine böse Sieben ist, in welchem Falle sie den meist friedliebenden Mann unter Umständen um den Finger wickeln kann, gehen die Zwei ihren Gang durch's Leben mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks. Es ist ein stetes, stilles, verdrossen hastiges Hantieren, ein Gehen und Kommen ohne Ende. Cassenmeisterin ist gewöhnlich die Frau. Wäre die Frauenarbeit der Maßstab, an dem man die Bildung eines Volkes bemessen könnte, so sähe es in Frankreich um die Geistescultur übel aus. Wir finden dazu auf dem Lande sogar Anhaltspunkte an der Heerstraße, wo Frauen Sand graben oder Steine klopfen. Es liegt etwas Beschämendes und Tiefbetrübendes in einem solchen Anblick.

Gegen die Seinen überhaupt zeigt sich der Bauer streng im Punkte der Arbeit und der guten Aufführung. Krankheitsfälle im Hause betrüben ihn, weil er am Ende genöthigt sein kann, die Hilfe von Arzt und Apotheker in Anspruch zu nehmen, und das Geld kostet. Häufig schickt er erst zum Arzt, wenn es zu spät ist und kein Arzneimittel mehr anschlagen kann. Immer quälen ihn dabei die herbsten Geldsorgen. Ja, erkrankt ihm ein Stück Vieh, dann weht der Wind aus einem anderen Striche. Ein Schaf, ein Schwein, eine Kuh verlieren? Das wäre gleich ein Verlust von so und so viel Dutzend oder hundert Francs! Drum zum Thierarzt!

Es ist das alte, ewig neue Lied vom Lebensernst, vom Gelde und der

Digitized by Google

Arbeit, wie es tagaus tagein in allen Gauen Frankreichs gesungen wird. Zeit hat der Bauer nie: immer drängt ihn irgend eine Arbeit, und gern hebt er es gegen den ersten Besten hervor. Das Wunderbare dabei ist, daß er trotz dem stereotypen Vorgeben, er habe es eilig, wann und wo immer die Arbeit ruhen läßt, sobald sich ihm die Gelegenheit aufthut, ein halbes Stündchen mit Jemandem zu verplaudern. Am liebsten hört und redet er von Paris, zumal wenn er die Hauptstadt schon einmal besuchte oder Anverwandte von ihm dort leben. Aber auch die Regierung und ihr Wirken kann in hohem Grade seine Aufmerksamkeit fesseln: begierig erkundigt er sich darnach und leiht dem ihm darüber Auskunft Gebenden das Ohr. Der größte Mann in Europa heißt, nach ihm, Bismarck; er äußert das auch heute noch und bedauert nur Eines, nämlich, daß Frankreich nicht auch seinen Bismarck besitze. Napoleon III., der bei dem Gemunkel, das beständig über seine hervorragenden staatsmännischen Eigenschaften und seine geheimen Feldherrnpläne umgieng, schließlich dem Bauer imponiert hatte, ist in dessen Augen von Bismarck total verdunkelt worden. In neuester Zeit wähnte er, Gambetta wolle die Bismarckrolle übernehmen; aber der Wahn hat nicht lange gewährt. Ueberhaupt gibt der Bauer sich gern dem Klatsch hin. Meist geschwätzig wie eine Elster, kann er am Schönreden einen außerordentlich großen Gefallen finden. Läßt er dem Nächsten in dessen guten Eigenschaften gern Gerechtigkeit widerfahren, so beleuchtet er lieber dessen Mängel und Gebrechen, und dabei kann er in einer Tonart reden, um die ihn ein Tartüffe beneiden könnte. Was er selbst mit Vorliebe thut, tadelt er leicht an dem Nachbar. Uebrigens ist er durchweg dienstwillig gegen Andere, wenn anders seine Zeit ihm gestattet, es sein zu können. Die Bedeutung des Satzes „Wie Du mir, so ich Dir!“ weiß er wohl zu schätzen; Belege dazu kommen alle Tage vor. Den Armen und Elenden in seiner Nähe enthält er seine Hilfe nicht vor; meist aber liegt dem Helfen nicht reine Menschenliebe, sondern die Befürchtung zugrunde, er dürfte im Weigerungsfalle ein Opfer ihrer Rachsucht werden. Die Bettelei nimmt dadurch auf dem Lande mehr und mehr überhand; Jung und Alt bettelt mit einer christlichen Unverschämtheit, von der man Zeuge gewesen sein muß, um sie für möglich halten zu können. Die Strolche wissen ganz gut um die Furcht des Bauern und treten gegen den Säumigen, der ihnen nicht gleich mit einem Almosen zu Willen ist, in einer Weise auf, die selbst Drohungen nicht ausschließt. „Ich gebe,“ sagt offen der Bauer, „weil ich sonst befürchten müßte, sie dürften mir das Haus oder den Stall in Brand stecken, das Vieh verkrüppeln oder beheren.“ Dabei wagt er nicht einmal, den Bettler einen Bettler zu nennen. Den Infinitiv „betteln“ umschreibt er mit „chercher sa vie.“ Andererseits greift unter Umständen, und zwar mit obrigkeitlicher Bewilligung, der Bauer selber leicht zum Bettelstabe. Verliert er seine Kuh oder sein Pferd, brennt sein nichtversichertes Haus nieder, so läßt er sich vom Maire ein Zeugnis ausstellen, und wandert mit dem Hut in der Hand durch's Land, bis er die zum Ersatz des Eingebüßten erforderliche Geldsumme zusammengebettelt hat. Ein Trinkgeld verschmäht gegen eine Dienstleistung oft selbst der begüterte Bauer nicht.

Dieselbe Furcht vor Schädigung an seinem Eigenthum macht sich bei dem Bauer geltend, wenn es sich darum handelt, einen Verbrecher namhaft zu machen. Er kann bestimmt wissen, daß Der oder Jener einen Diebstahl begangen hat, und sich gleichwohl hüten, davon zu reden: könnte sich der Galgenstrick nicht nachträglich im Verborgenen auf bekannte Art an ihm rächen? Und betrifft der Diebstahl ihn selbst,

Digitized by Google

so will er sich dadurch in jener Hinsicht nicht irre machen lassen. Dieser Furcht ist es zuzuschreiben, daß die Justiz in manchen Fällen trotz des augenscheinlich Begründeten einer Anklage gegen den Inculpaten nichts auszurichten vermag. Die menschliche Feigheit kann hier so weit gehen, daß von Zeugen vor Gericht mit mildernden oder in Abrede stellenden Aussagen förmlich um die Gunst des Angeklagten gebuhlt wird. Die Gefälligkeit des Bauern, wenn es sich darum handelt, Einem mit Worten einen rettenden Dienst zu leisten, ist groß. Aber auch die Rachsucht, die in der Einsamkeit oder im Dunkel der Nacht wirkende, findet bei ihm leicht eine Heimstätte: natürlich ist die Schädigung am Eigenthum dabei ausschließlich sein Ziel, und das mag eben jene Furcht vor dem Geschädigtwerden vornehmlich bei ihm bedingen.

Garstige Blüten treibt auf dem Lande in Frankreich der Aberglaube, und nicht bloß auf dem Lande. Bei dem Bauer bedingt derselbe in vielen Fällen ein Auftreten, wie es zu den traurigsten Erscheinungen in der Menschengeschichte zählt. Vor dem Landstreicher, dem er die Macht beimißt und die Absicht zutraut, sein Vieh zu behexen oder ihm selber irgend eine Plage auf den Hals zu schicken, zieht er bebend den Hut und die Börse: von dem Schwindler, der als Zauberer oder Seher seine Leichtgläubigkeit ausbeutet, redet er mit einer heiligen Scheu. Auch in dem Priester erblickt er Einen, der in Bezug auf das Uebernatürliche „mehr weiß als Andere," und das, nebst der stillen Angst vor Hölle und Fegefeuer, bildet, abgesehen von den Gegenden, in denen noch der alte Fanatismus blüht, das einzige oder doch das stärkste Band, welches ihn noch an die Kirche fesselt.

Nun ist zwar durchweg der französische Bauer, nehmen wir einen Theil der Bretagne aus, nichts weniger als ein Fanatiker; aber es geht ihm auch der gute religiöse Sinn, der sittliche Ernst, die Erkenntnis des moralischen Gesetzes in der Brust ab. Er thut seine Christenpflicht, beichtet, wenn auch nicht regelmäßig, seinem Gewissensrath, der dafür sorgt, daß er getrost fortsündigen kann, geht einmal des Sonntags zur Kirche, schlägt mit oder ohne Weihwasser nach der Vorschrift fleißig das Kreuz und kann sich dabei thatsächlich für einen der Besseren halten, auf den Gott mit Wohlgefallen herabblicken müsse.

Bei Begräbnissen fehlt er nie, zumal wenn damit ein Schmaus verknüpft ist, ein Brauch, der zu seinem Leidwesen mehr und mehr in Abnahme kommt. Gerne macht er, wenn der Tod bei ihm eingekehrt ist, mit Trauerkerzen Staat — nach der Anzahl von Pfunden, die er liefert, bemißt man ja seinen Reichthum —; nur sollte man die Kerzen etwas länger brennen lassen, der Pfarrer will an dem Wachs, das ihm zufällt, auch zu viel verdienen. Mit dem Bestellen von Seelenmessen zum Besten der verstorbenen Seinen ist er, da es sich doch um deren Erlösung aus dem Fegefeuer handelt, einverstanden; das Geld dafür behielte er aber doch lieber in der Tasche. Mitunter kommt es vor, daß der Pfarrer seine Meßtarifsätze erhöht, und dann murrt er ohne Rückhalt. Zu einer Wallfahrt kann er sich unter Umständen auch noch entschließen; solche Fälle kommen jedoch nur mehr sporadisch vor, und auch hierbei hat vornehmlich das Weib die Hand im Spiel.

Das Wirtshaus besucht der Bauer dortzulande durchschnittlich seltener als die Kirche, der Wahrheit die Ehre! Daß er auf seinen Marktgängen in der Herberge verkehrt, kann nicht in Betracht kommen. Weitaus die große Mehrzahl der Landleute bleibt im täglichen Leben dem Wirtshause fern. Der Wirtshausbesuch gilt auch auf dem Lande in Frankreich für keine Empfehlung. Doch muß constatiert

Digitized by Google

werden, daß die Zahl der ländlichen Wirtshäuser im jüngsten Jahrzehnt bedeutend zugenommen, der Kaffee- und Branntweinconsum sich auf dem Lande erheblich gesteigert hat. Einen Bauer, der im Zechen etwas Verpöntes, eine Unart oder gar ein Laster erblickte, der grundsätzlich den Branntweingenuß vermiede, gibt es wohl kaum in Frankreich. Die Ursache der vorwaltenden Mäßigkeit ist in dem Grundsatz der Sparsamkeit zu suchen. Die Strafe, welche den Trunkenbold trifft, beruht im Wesentlichen auf der Berechnung des materiellen Schadens, den derselbe mit seiner Unmäßigkeit sich und den Seinen zufügt; das Entwürdigende und Verthierende des Lasters der Trunksucht faßt man kaum in's Auge.

Das kluge Berechnen in Bezug auf Sparen und Gewinnen tritt am schlagendsten in seiner Häuslichkeit, seinen Gewohnheiten und Bedürfnissen zutage. Mit der Hochzeit wird das häusliche Leben flott eingeleitet. Am Hochzeitstage müssen Küche und Keller Bedeutendes leisten. Es ist, als wollte er sich im Vertilgen von allerhand Geflügel und geistigem Naß für alles zukünftige Entbehren schadlos halten. Was zu dem Tage an Leinenzeug, Einrichtungs- und Kleidungsstücken in's Haus geschafft wird, muß nebst dem Alten, Ererbten aushalten bis an's Ende der Besitzer. Nur das unumgänglich Nothwendige wird neu angeschafft. Ist das Haus frisch mit Stroh gedeckt, so können zwanzig, dreißig Jahre vergehen, und Alles bleibt in der Häuslichkeit beim Alten. Die Bauernhäuser trotzen, wenn sie aus Stein und Mörtel aufgeführt sind, in den $\frac{3}{4}$ Meter dicken Mauern dem Zahn der Zeit durch Jahrhunderte. Zu Reparaturen bequemt sich der Bauer erst, wenn das Dach den Einsturz droht oder das Regenwasser sich in's Innere ergießt. Der Feuersgefahr, die das Strohdach bringen kann, begegnet er, was das Erdgeschoß betrifft, mit einer dicken Erdschicht, die unter'm Dache über den Fußboden gelegt wird. Die Versicherung gegen Feuersgefahr ist, trotzdem die Assecuranzgesellschaften sehr bescheiden in ihren Ansprüchen sind, auf dem Lande keineswegs eine allgemeine.

Der Fußboden im Erdgeschoß ist ein Gemisch von Kleie oder Mörtel und Gartenerde; mit der Zeit können, wenn die Hausfrau regelmäßig auskehrt, was häufig, trotz der Mosaik, mit der das im Hause verkehrende Geflügel den Erdboden schmückt, nicht der Fall ist, tiefe Löcher darin entstehen; aber erst wenn es nicht mehr möglich ist, in dem Raume einen Stuhl wagerecht hinzustellen, erscheint es den Insassen geboten, auf die Beseitigung des Uebelstandes bedacht zu sein. Die Dielen können in den seltenen Räumen, wo dieser Luxus besteht, unter der Einwirkung der Feuchtigkeit verfaulen, so daß sie der auftretende Fuß durchlöchert, was thut's! sie müssen bis auf das letzte Stück Holz aushalten, der Erdboden bleibt ja schließlich zum Ersatz. Regel und Ordnung herrscht im Hause selten, dazu gebricht es an Zeit. Was liegt daran, daß den Hausrath eine fingerdicke Staubschicht deckt, die getünchten oder ungetünchten Wände in der Feuchtigkeit grün anlaufen, die Herz Jesu-, Napoleon- und sonstigen farbigen Bilder aus der landberühmten Werkstatt zu Epinal, mit denen der Bauer seine Wohnung auszuschmücken liebt, verschimmeln und vergilben, die Spiegel und Fenster unter einer Schmutzkruste ihre Durchsichtigkeit verlieren, das häufig elende Bett nicht gemacht wird, in allen Winkelchen und Winkeln die Spinne ihre Netze ausbreitet, wenn nur die einträgliche Arbeit pünktlich verrichtet wird. „Les affaires avant tout," sagt auch der Bauer. Und muß er selbst im Entbehren Ungewöhnliches leisten, bis zur Erschöpfung hungern, dürsten, wachen, so setzt er im Arbeiten seinen Willen durch. Stets hat er ein wachsames

Digitized by Google

Auge auf Alles, was den Betrieb seiner Landwirtschaft angeht, ein Jedes in seinem Dienste soll seine Pflicht thun, wie er seine thut, das Vieh soll gewartet, der Acker bestellt, die Ernte eingeheimst werden, wie es sich gehört, und bei reichlichem Gewinn lebt er mit einer Genügsamkeit, um die ihn zeitweise ein Diogenes beneiden könnte.

Hat er am Morgen seine Kohlsuppe gegessen, so kann er bei dringender Arbeit um zwölf Uhr nach Hause kommen und bei gedecktem Tische mit einem Stück Brot in der Tasche wieder abziehen. Bekümmert er sich wenig um das Hauswesen, so in der Regel gar nicht um seine Person, sein äußeres Ich. Mit seinem Hochzeitsanzuge hat er ein Sonntagscostüm eingetruht, das er bis zum jüngsten Tage dauern lassen würde, wenn er so lange lebte. Seine Werktagskleider, die blaue Blouse, das leinene oder wollene Beinkleid, das Wollenhemde trägt er nicht selten, bis sie als buntes Flickwerk nicht mehr am Leibe hangen bleiben wollen. Er kann 100,000 Francs in Ländereien besitzen und dabei gekleidet gehen wie ein Bettler. Schuhe und Strümpfe trägt er meistens nur des Sonntags: wie käme er damit übrigens ohne Schaden durch den fetten Dung, den er im Hofe vor dem Hause ansammelt? Geht er nicht barfuß, so trägt er Holzschuhe mit einer handvoll Stroh, dem Ersatz für die fehlenden Socken. Damit kommt er durch Dick und Dünn, und zwar ohne den Wäsche-Etat zu belasten, was doch reiner Gewinn ist. Der Hut oder die Mütze kommt dem Bauer nie vom Kopfe, außer in der Kirche und beim Zubettgehen, wenn die Schlafmütze hervorgeholt wird. Selten berührt oder lüftet er sie beim Grüßen, so höflich sonst der Bauer auch sein kann. Seife ist beim Bauer ein Luxusartikel, von dem er nur des Sonntags, wenn je, Gebrauch macht. Am liebsten würde er sich des Abends angekleidet auf's Lager werfen, um am andern Morgen keine Zeit mit Ankleiden zu verlieren, öfters geschieht das denn auch. Viele Bauern haben sich das Rauchen angewöhnt, rauchen aber nur aus Pfeifen vom kleinsten Format und geben höchstens drei Sous täglich für Tabak aus, manche rauchen ausschließlich Kautabak, weil derselbe langsamer brennt; die meisten Landleute jedoch verzichten auf den Genuß. Der des Lesens kundige Bauer kann auch, allein oder mit Nachbarn, ein Wochenblatt halten; nur darf es nicht zu theuer sein. Ein paar Sous kann er sich auch einen Kalender kosten lassen.

Eine Zerstreuung gönnt sich der Bauer selten. Seine Schaulust befriedigt er auf dem Jahrmarkte, wo er sich gern an dem Treiben der fahrenden Kraftmenschen, Seiltänzer und Gaukler, an dem Anblick des zweiköpfigen Kalbes, der Seeschlange und anderer Ungeheuer ergötzt und von einer Seherin etwas Angenehmes weissagen läßt. Auf seinem Dorfe, wo er gemeiniglich einen mehr oder weniger schmeichelhaften Beinamen führt und am liebsten in seiner lauten Weise über Feld redet, kann er manchmal des Sonntags Nachmittag, après vêpres, am Kegelspiel sich betheiligen oder in's Wirtshaus gehen; meistens jedoch zeigt er sich nur am Namenstage des Schutzpatrons der Ortschaft zu ausschweifend. Geburts- und Namenstage werden von ihm selten gefeiert. Nur wenn das Fest der Schutzheiligen begangen oder das gemästete Borstenthier geschlachtet wird, vereinigen sich die Familienmitglieder zu einem Schmause. In Gesellschaft geht der Bauer selten, ohne deshalb ein Feind der Geselligkeit zu sein. Zu einer Einladung bemerkt er: „Qui accepte doit rendre"; da steckt der Haken. Daß der französische Bauer überhaupt gastfreundlich wäre, kann man nicht sagen. Doch kommen glänzende Ausnahmen vor. Und auch das muß ich constatieren, daß der Bauer trotz seiner so oft in Geiz ausartenden Sparsamkeit dem nothleidenden oder

Digitized by Google

kranken Nachbar gerne beisteht. Auch ist er erkenntlich für Dienstleistungen und Aufmerksamkeiten.

In Summa, er ist das Urbild der Arbeit- und Sparsamkeit. Fürchterlich ist ihm der Gedanke, er könne genöthigt sein, ein Stück Land zu veräußern, aber beglückend erscheint ihm die Aussicht auf neuen Besitz. Obwohl durch und durch Routinemensch, hat er mit einer alten Gewohnheit, dem Thalerzusammenscharren, das ist dem todten Kapital im Strumpf, gebrochen. Der Nutzen des Sparcassenwesens leuchtet nunmehr auch ihm ein; Sicherheit und Zinsen, dazu die stete Verfügbarkeit des Geldes — was kann er mehr verlangen? Mit Argusaugen wacht er über seine Besitzerrechte. Alles, was im Gesetzbuche sich darauf bezieht, hat er im Kopfe. Er weiß genau, was dem Nachbar mit der Zeit zu einem Rechte verhelfen kann, und paßt demselben deshalb scharf auf. Beim geringsten Anlaß, um einen Zoll breit Landes, einer Baumwurzel willen wird der Feldmesser als Schiedsrichter herbestellt. Seine Zuversicht ist außer dem Letzteren der Feldhüter, dessen Pfandstall wohl mitunter eine schlimme Bedeutung für ihn hat, aber ihm doch andererseits auch eine Gewähr bietet. Auf seinem Rechte besteht er quand même. So eifrig er für sein Recht einen Proceß führt, so schlecht ist er gleichwohl auf die Advocaten und Anwälte zu sprechen. In seinen Augen sind diese Rechtsbeistände bezüglich ihrer Clienten Geldvampyre, die regelmäßig den Rechtshandel andauern lassen, bis den Bejammernswürdigen der letzte Deut aus der Tasche gelockt ist. Allerdings gibt es in Frankreich auch Bauern, die lieber ein Grundstück verlieren, als deshalb einen Rechtsstreit anfangen wollen; doch sind diese wohl in der Minderheit, wie die Bauern, welche, der Arbeit und Sparsamkeit den Rücken kehrend, ihr Hab und Gut verthun. Unglücklich fühlt sich der Bauer, wenn ihn Krankheit am Arbeiten hindert. Und kommt mit seinen Gebrechen das Greisenalter, so kann es ihn noch schmerzen, daß die Schwieleuhand nicht mehr den Spaten oder die Sense zu führen vermag. Er könnte froh auf seine Vergangenheit zurückblicken, denn er hat es sich sauer werden lassen, im Schweiße seines Angesichts sein Brot gegessen und etwas vor sich gebracht; aber die Sorge um die Arbeit vergällt ihm selbst die letzten Lebenstage.

In dieser Schilderung, welche dem interessanten Werke: „Aus Frankreich," Bilder und Skizzen von F. C. Petersen (Berlin, J. Zenker), entnommen sind, sehen wir wieder, daß der Bauer im Großen und Ganzen sich überall gleich bleibt. Doch unterscheidet sich nach vorstehender Beschreibung der französische Bauer von dem deutschen dadurch, daß letzterer, besonders der süddeutsche und alpine Bauer, mehr Gemüth und Gemüthlichkeit hat, und seine ethischen Momente doch nicht immer von Besitz und Gelderwerb abhängig macht. Wir glauben fast, daß bei dem hier dargestellten französischen Bauer, trotz der sonst trefflichen Charakterisierung, das intimere, das innere Leben zu wenig betont ist.

Digitized by Google

Will's einmal anderswo probieren.

Ein Stückel aus dem Bauernleben von P. K. Rosegger.

An einem Sonntag ist's, im September. Der Knecht Bertl im Feiertagsgewand steht und lehnt in der Stube umher und wartet auf das Frühstück. Er ist heute früh aufgestanden. Und das ist der Unterschied: An Werktagen wartet die Topfensuppe auf den Bertl, heute der Bertl auf die Topfensuppe. Er brummt, denn die Kucheldirn thut ihm zu lang um und er möchte schon auf dem Weg sein nach Sandeben. Die ganze Woche denkt er an den Sonntag, wann er einmal aus dem Bergwinkel kommt und ein bissel Lustbarkeit halten kann in den Sandebner Wirtshäusern mit Kameraden. Und jetzt will ihm die Topfensuppe ein ganzes Stück abzwicken von seinem Sonntag.

„Kommt die Lacken nit bald, so geh ich nüchtern davon, mir ist's nix um", brummt der Knecht, da steht aber die Schüssel schon auf dem Tisch und der Bertl löffelt sie mit großer Hast aus. Das ist auch wieder ein Unterschied: Werktags beim Essen alle halbe Minuten ein löffelvoll, damit man länger rasten kann; Sonntags nur so hineinschaufeln, was Platz hat, damit man bald zur Unterhaltung kommt.

Wie der Bertl nun seinen grünen Hut von der Wand nimmt und mit zwei Fingern die weißen Schildhahnfedern glatt streicht, kommt der Hausvater und sagt: „Möchtest so gut sein, Bertl, und von Sandeben ein paar Kilo Salz mit heimbringen? Es geht just auf's Neigel, und den Stock bringt erst der Kohlenführer in etlichen Tagen. Da wär' 's Geld."

Der Bertl greift das Geld nicht an, sondern sagt verdrossen: „Trag Du Dir heut das Salz selber heim, Bauer."

Der Hausvater schaut drein und sagt: „Was hast denn? Hat Dich wer wild gemacht, Bertl?"

„Salz heimtragen," murrt der Bursche, „ich will ein Fried haben, Sonntags. Muß sich eh Werktags schinden genug in diesem verdammten Berggraben. Sonntags auch noch schleppen, wie ein Vieh!"

„Bertl," sagt der Bauer zu seinem Knecht, „ich versteh Dich gar nicht. Jetzt sind wir über drei Jahr lang gut miteinander auskommen, ich hab über Dich keine Klag gehabt und Du bist auch zufrieden gewest, so viel ich weiß. Gieng' ich in's Sandeben hinaus, wollt ich das Stückel Salz freilich wohl gern selber heimtragen, wenn man von den Dienstboten jetzt nicht einmal das mehr verlangen darf."

„Wenn's Dir so nicht recht ist, Bauer, mach's anders," versetzt der Knecht und geht zur Thür hinaus.

Nun muß für die nächsten Tage von einem Nachbar Kochsalz ausgeborgt werden. Der Bauer zerbricht sich den Kopf, was denn seinem Knecht über die Leber gelaufen sein kann? Sonst ein braver, williger Mensch, jetzt auf einmal so stützig. Für die nächste Zeit trachtet er, daß die Arbeit nicht zu schwer und die Kost nicht zu leicht ausfällt. Er wagt es gar nicht, des Morgens vier Uhr das Holzscheit an die Wand der Knechtekammer zu stoßen, womit er sonst die Leute aufzuwecken pflegt, nur den Hahn läßt er im Vorhaus recht schreien, wartet des Weiteren, bis der Bertl selber aufwacht und aufsteht. Der Knecht denkt: Ich arbeite dafür des Abends länger, wo

Digitized by Google

ich beim Zeug bin, und jetzt bleib ich noch ein bissel liegen. Und des Abends meint er: Ich steh lieber morgens etwas früher auf, wenn's kühl ist, und jetzt geh ich schlafen. Zu Mittags, wenn Roggenknödeln auf den Tisch kommen, bemerkt der Bertl, daß sie draußen in der Freisau lauter Weizenes essen. Und wenn die Bäuerin des Abends den Sterz aufträgt, so seufzt er: „Wer für sich selber sein kunnt! Ein klein Stückel Fleisch wär mir zehnmal lieber, als der Mehlbumpf da."

Indes gehen die Wochen dahin, ohne daß eine besondere Klage ist.

Am Leihkauf-Sonntag, das ist der Tag im Herbste, an welchem sich der Bauer für das nächste Jahr die Dienstboten dingt und ihnen das Angeld, den Leihkauf gibt — an diesem Sonntage setzt sich unser Bauer an den Tisch, wo sein Knecht Bertl eben bei der Milchsuppe sitzt, und redet ihn an: „Was ist's, Bertl, mit uns Zwei, für nächst Jahr?"

„Weiß nit," antwortet der Knecht.

„Ich denk," sagt der Bauer, „wir bleiben wieder beieinander. Kennen thust mich, und ich Dich auch, und soll weiter kein Unwillen sein. Brock Dir ein in die Suppen! Brock Dir ein besser. Wenn's Dir recht ist, da wär der Leihkauf."

Er hält dem Knecht einen Fünfguldenschein hin. Der Bertl schielt so ein wenig drauf und sagt mit einem tiefen Athemzug: „Ich will's halt einmal anderswo probieren."

Der Bauer ist einen Augenblick still. „Ja," sagt er endlich, „hast schon einen andern Leihkauf angenommen?"

„Das just nit," versetzt der Knecht und wirft eine handvoll Brocken in die Suppe, „ich will einmal meines selber werden."

„Deines selber," sagt der Bauer, „Deines selber. Ist auch recht, wenn Du meinst, daß es Dir Deines selber besser gehen wird als bei mir. Ich glaub, ich hätt Dich nicht zu kurz gehalten und wollt Dir zur Aufbesserung noch gern ein paar Gulden drauf geben."

„Ah na," versetzt der Knecht, „mich gfreut das Bauerndienen nit mehr. Ich will's einmal im Eisenwerk probiren. Bin ich für mich allein und verdien mir mehr, in einem Monat mehr, wie im Bauerndienst das ganze Jahr."

Der Bauer ist aufgestanden und geht in der Stube auf und ab. Seine Hände am Rücken, eine muß die andere halten, denn sie möchten am liebsten dreinschlagen auf den Tisch.

— In's Eisenwerk! Auch in's Eisenwerk! In einem Monat mehr, wie bei dem Bauer das ganze Jahr. Freilich wohl. Und vertrinkens. Schon Werktags müssen's Bier haben bei der Gluthitz. Sonntags verjurens den Rest. Auf einmal steht das ganze Gerümpel und sind ihrer ein Haufen arbeitslose Leut da. Jesses, die Fabriken, wo sie Bettelleut machen! Und der Bauernstand müßt auf so was selber betteln gehen, wenn er wüßt zu wem. — So denkt es in unserem Bauer, ganz gewaltsam denkt's in ihm, aber er bleibt ruhig.

„Ueberleg Dir's, Bertl," sagt er, „es wird Dich nicht gereuen, wenn Du mir folgst, es geht Dir besser im Bauerndienst, wie in der Fabrik. Es geht Dir für die Läng besser, das kannst mir glauben! Bei mir hast Dach und Fach, Kost und Gewand und Deinen Lohn — wenn er auch nicht groß ist, Du kannst ihn ersparen. Hast eine gesunde Arbeit, hast Deine Sonntage und Feiertage und weißt wo Du daheim bist. Ueberleg' Dir's, Bertl."

Der Bertl wischt mit dem Tischtuch den Löffel ab und sagt: „Möcht's just einmal wissen, was Ihr sagt dazu, Bauer, wenn ich Euch fragen wollt, ob ich bei Euch die Stanzel bei mir haben darf? Ist eine gesunde fleißige Dirn, die Stanzel, nimm sie als Stalldirn."

„Und wolltst mir nachher bleiben?" fragt der Bauer.

„Kunnt sein, wenn Du ihr auch einen guten Lohn gibst."

Digitized by Google

Der Bauer hat sich hingesetzt und trommelt mit den Fingerknöcheln auf der Tischecke. Er trommelt lang, er trommelt so etwas wie den Radetzkymarsch. Endlich hebt er den Kopf und sagt: „Was Du aber gescheit bist, Bertl! Wie Du Dir's einrichten möchtest! Das wär bequem! Vielleicht noch ein Extrastübel für den Herrn Knecht und seine Frau Schöne! — Nein, mein Lieber, so thun wir nicht. Mein Haus ist in Ehren gestanden seit altersher. Hurerei hat's keine geben und wird's keine geben bei mir. Wenn meine Knechte sonst wo ihre Liebschaften haben, so geht mich das nichts an. Aber die Mentscher im Haus! Nein. — Wir wollen bis Neujahr nichts mehr reden von der Sach. Zu Neujahr kannst hingehen, wohin Du willst."

„Dazu werd' ich Euch nit fragen," sagt der Knecht und geht seines Weges.

Ein Jahr später geht's dem Bertl sehr gut. Er ist Arbeiter im Eisenwerk, verdient sich täglich über einen Gulden, hat ein schönes Gewand, hat ein gemiethetes Stübel und im Stübel seine Stanzel, die so ein wenig mit der Nähterei umthut und eine Frau spielt.

Drei Jahre später geht's nicht mehr so gut. Das Eisenwerk hat Mangel an Arbeit, der Bertl macht in der Woche kaum drei „Schichten." Zu seinem Stübel hat er ein krankes Weib und vier kleine Kinder.

Nach fünf Jahren steht das Werk ganz still, der Bertl sucht in anderen Fabriken Arbeit, er findet keine, es heißt, es gienge überall schlecht. Ein paar Kinder hat er an mitleidige Menschen verschenkt, für die übrigen sucht er Kostorte bei den Bauern. Zu seinem alten Hausvater will er gehen, der ist nicht mehr da. Aus Mangel an Dienstboten der Grund verwildert, endlich das Haus vergantet, der Bauer im Armenhaus zu Sandeben.

Der Bertl sitzt auf einem Stein vor dem halbverfallenen Bauernhof, stützt seinen Kopf auf den Ellbogen und murmelt: „Da, auf diesem Fleck, ist's mir auch einmal gut gangen."

Lederhosen-Dichter.

Ich weiß nicht mehr, aus welchem Anlaß es war, als ein jesuitisches Zeitungsblatt unsere alpinen Volkspoeten unter der Wucht eines heiligen Zornes und in Ermanglung eines anderen zutreffenden Spottes mit dem Namen „Lederhosen-Dichter" belegte. Das Wort war gut, aber der dahintersteckende Aerger darüber, daß sich für das Gelichter kein schärferes Racheschwert finden ließ, als die Lederhose, war besser. Die Lederhose — obzwar nicht so glänzend, wie etwa die Seidenrobe der Gräfin Ida Hahn-Hahn, oder der Taffettalar des Fraters Bolanden oder des Paters Sebastian Brunner — ist immerhin ein solides Kleidungsstück, nicht gar lind, aber haltbar. Es hat Stiefelpoeten und Unterrockpoeten gegeben, aber wir wüßten nicht, daß die bekannten Herren sich darüber jemals so ereifert hätten als über die „Lederhosen-Dichter." Schier möchte es sich daher verlohnen, nachzuspüren, wo denn eigentlich in der Lederhose der Pferdefuß steckt.

Da wir wissen, daß unter obigem Namen die Dichter gemeint sind, die ihre Stoffe im Bauernthume nehmen, aus jenen alpinen Arbeiterkreisen, wo man Lederhosen trägt, und die vielleicht ihre Formen sogar aus der Bauernmundart

Digitized by Google

schnitzen, so haben wir vor Allem die Gattung festgestellt. Zu den ältesten der deutschen Lederhosen-Dichter und zu den berühmtesten überhaupt, gehören zwei Geistliche: der schwäbische Pfarrer Peter Hebel und der schweizerische Pfarrer Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf.) Bei letzterem sehen wir aus der Ledernen bereits so etwas, wie eine Klaue hervorlugen; er schilderte das Volk so wahr und derb, daß man nur verwunderten Blickes auf die Landgeistlichen schaut. Dann kommen Berthold Auerbach, Melchior Meyr, Hermann von Schmid, Josef Lentner, Adalbert Stifter, Josef Rank, August Silberstein. Wir finden in den Dorfgeschichten dieser Herren, trotzdem sie noch der älteren Schule angehören, manches Ketzerische, ja sogar Revolutionäre; sie zeigen uns Bauern, die nicht bloß auf der Kirchweih raufen, sich vor Gespenstern fürchten, mit Hexen umgehen, in Mondnächten wildern, heimlich lieben und öffentlich beten, sondern auch arbeiten und denken. Allerdings kam es noch schlimmer. Im Bregenzerwald stand der Bauerndichter Michel Felder auf, in Oberfranken Heinrich Schaumberger, in Baiern Hans Hopfen, Maximilian v. Schmidt und Ludw. Ganghofer, in Niederösterreich Ludwig Anzengruber, und in Steiermark Peter Rosegger.

Diese Gesellen waren durchaus nicht mehr harmlos, einige davon schon nachgerade verrucht. Sie waren darum gefährlich, weil sie den Bauer nicht aus der Phantasie, sondern ganz aus der Natur darstellten, und ein natürlicher Bauer kann einmal dreinschlagen! Sie waren manchmal boshaft in der Auswahl ihrer Gestalten, sie schilderten nicht allein den Harmlosen, sondern auch den Aufwiegler, nicht allein den Frommen, sondern auch den Betbruder, nicht allein den Salbungsvollen, sondern auch den Spötter, nicht allein die Verliebte, sondern auch die Gefallene, nicht allein das Beichtkind, sondern auch den Beichtvater. Sie schilderten nicht allein den Wald, sondern auch den Wolf, nicht allein das Bauernhaus, sondern auch das Wirtshaus, nicht allein den Tanzboden, sondern auch das Ackerfeld, nicht allein die Kirche, sondern auch den Pfarrhof. Sie schilderten das Volk in seiner Größe und in seinen Sünden, und wo sie selbst Stellung nahmen, da hielten sie es nicht gerne mit den Reichen und Machthabern, sondern — wie das schon so Dichterart ist — lieber mit den Armen und Freundlosen, und versetzten wohl einmal Eins dort hinüber, wo Vorgesetzte — ob geistlich oder weltlich — ihre Stellung mißbrauchten und Aergernis gaben, anstatt redliche Vorbilder zu sein. Sie machten sich zum Anwalt der Arbeitenden, der Rechtlosen, und der echten, naturgemäßen Gesittung.

Solche Leute sind nicht immer angenehm, besonders wenn ihre Schriften und Gesinnungen Verbreitung finden. Sie drängen sich zwischen Volk und dessen Pächter, und man weiß nicht, ob sie bei dem ersteren immer zum Vortheile der letzteren wirken. — Ist das nicht Pferdefuß in der Lederhose?

Uebrigens, wenn man gerade zusieht, es ist nicht ganz so schlimm. Ein wirklicher Volksdichter kennt und liebt sein Volk und weiß, was ihm frommt. Ich wüßte unter den oben Genannten Keinen, der mit dem Volke, aus dem, und für das er schreibt, schlimme Absichten hätte; schon die Natur der Sache verlangt es, daß er im Ganzen den conservativen Standpunkt einnimmt, die Tradition achtet und dem echten Priester, Lehrer, Beamten u. s. w. die Ehre gibt. Ja, der Volksschriftsteller hat sich in vieler Beziehung dieselben Zwecke gestellt, wie der Priester, und es mag ja sein, daß darum von letzterer Seite eine gewisse Eifersüchtelei obwaltet. Daß der heutige Volksschriftsteller mehr die persönliche Selbstbestimmung als die Leibeigenschaft, mehr den inneren Menschen, als den äußeren Stand, und in der Religion mehr den Gehalt als die Form betont, kann freilich nicht geleugnet werden, und

Digitized by Google

eben so wenig, als sein Bestreben, aus den Bauern welttüchtige und standesstarke Menschen zu machen. Daß daraus einiger Widerspruch mit anderen Bestrebungen entsteht, muß wohl zugegeben werden, und so wäre die Ursache der zeitweiligen Wuthausfälle gegen die „Lederhosen-Dichter" vielleicht gefunden.

Indes gibt es eine Abart von „Lederhosen-Dichtern," gegen welche ich gewichtigere Bedenken hege. Ich meine nicht einmal jene Salontiroler in der Literatur, die Bauern zu machen glauben, wenn sie Stadtmenschen in Lederhosen stecken und dieselben in verhunzter Sprache, die sie Dialekt nennen, allerlei läppische Aussprüche thun lassen. Diese Puppengestalten und theatralischen „Dorfgeschichten," die vom vernünftigen Städter bespöttelt und vom Bauer verlacht werden, vermögen bei den wenigen Lesern, die sie finden, weder Gutes noch Schlechtes anzurichten. Ich meine vielmehr jene „Dichter," die sich eine gewisse Kenntnis des Volkes erworben haben, die aber nur die äußeren Gebrechen und Mängel des Volkes hervorheben, dieselben mit einigem Geschick bearbeiten und der Welt zur Ergötzung hinstellen. Solche werden nicht etwa sittliche Verkehrtheiten und moralische Fehler des Landvolkes geißeln, was seine gute Berechtigung hätte, nein, sie werden sich lediglich nur über Höcker, Kröpfe, Plattfüße, Säbelbeinigkeit, Stottern und dergleichen körperliche Gebrechen lustig machen und solche dem Gelächter der Menge preisgeben; sie werden gar auch die einfach Denkweise des Bauers, seine Aussprüche, Lieder und Sitten verhöhnen, und bedienen sich der Mundart nur, um in derselben dieselben zu verspotten. Solche Leute, die den Bauer der städtischen Welt nur als Kasperl hinstellen, versündigen sich schwer an dem ländlichen Volksthume, über welches ohnehin der erstbeste Geck witzeln zu dürfen glaubt. Es gibt nichts Gewaltigeres, Heldenhafteres, Tüchtigeres und Erhebenderes als das Bauernthum, an welchem das Menschliche in Güte und Leidenschaft, Lust und Tragik am ursprünglichsten und unmittelbarsten zum Ausdrucke kommt. Und es gibt nichts, das von der sogenannten Welt bisher mehr verkannt worden wäre als das Bauernthum.

Die Culturaufgabe eines Volksdichters ist es, das Volk vor der Welt zu erheben, anstatt zu erniedrigen, seinen Wert und seine Würde zu zeigen, es zu befreien von den Schalheiten des Alltagswitzes und von den Vorurtheilen, mit denen es die Fremden zu betrachten pflegen. Der Dichter des Volkes muß sein Volk lieben mit aller Leidenschaft eines glühenden Herzens, er muß es leiten, vertheidigen, verherrlichen; die blutende Liebe wird es manchmal verlangen, daß er es mit Ernst oder Satire strafe, aber nie und nimmer darf er es allein des Spaßes wegen vor der Welt lächerlich machen.

Von einem verborgenen Volksstamm werden — sobald er sich der Welt zu erschließen beginnt — *vor Allem seine Dichter bekannt*. Von diesen nimmt man an, daß sie gewissermaßen die Seele ihres Volkes in ihren Werken verkörpern und von ihnen hängt großentheils der Ruf ab, den ihr Volk oder Volksstamm in der Welt genießen soll. Es ist also schon darum wichtig, daß der Dichter großgemuth die Vorzüge und edlen Eigenschaften seines Volkes kennen zu lernen Gelegenheit habe und dieselben besonders hervorkehre, und in zweiter Linie wird sein Volk sich selbst an den schönen Vorbildern erbauen und sich davon gehobener fühlen, als durch zersetzenden Sarkasmus und Witz, der sich freilich erst einzustellen pflegt, wenn ein Volk der Ueber- und Aftercultur anheimzufallen beginnt. Ein Dichter, dessen Genius die Weltöffentlichkeit zu Gebote steht, hat die Macht, seinen Landsleuten ein großer Wohlthäter zu werden, aber auch die Macht, sich an ihnen furchtbar und nachhaltig zu rächen.

Wie die Bosheit eines Witzlings

Digitized by Google

ein Volk erniedrigen kann, davon gibt es Beispiele. Wie schwer und lange haben die Schwaben zu tragen gehabt an jenen Traditionen von den Schildbürgern, den „sieben Schwaben", wie sehr wurden sie verhöhnt in allen Reichen, wo man ihren Namen kannte. Da kamen die schwäbischen Dichter und haben das Schwabenvolk zu Ehren gebracht vor der ganzen Welt; selbst ihre Mundart ist durch Peter Hebel's Genius geweiht worden, und Auerbach hat das schwäbische Bauernthum hoch über die Bauern der übrigen deutschen Lande emporgehoben. Die Sachsen leiden heute noch an den bösartigen Wunden, die ihnen Fritze Bliemchen und andere Satiren geschlagen haben, und die sächsischen Dialektdichter Bormann, Feller und Andere werden sich nicht zu viel mit den komischen Eigenheiten und Lächerlichkeiten ihres Volkes abzugeben haben, sondern dessen Ernst und Tüchtigkeit hervorkehren müssen, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. — Was ist nicht der schlesische Dialekt verspottet worden! Da kam Holtei und schrieb in demselben Gedichte voll edler glühender Liebe zu dem schlesischen Volke. Das Plattdeutsche, wer kannte es? Heute steht es durch Fritz Reuter in hohem Ansehen, es hat sich zu einer völlig selbstständigen Sprache gebildet, und in derselben steht der ganze markige Charakter des Mecklenburgers stattlich vor aller Welt. So erhob der Dichter Klaus Groth das Dithmarsche, Ferdinand Junbrook das Westfälische, G. Nadler das Pfälzische, Franz v. Kobell und Karl Stieler das Oberbaierische, Franz Stelzhamer das Oberösterreichische, J. G. Seidl und Josef Misson das Niederösterreichische, Johannes Staub und O. Sutermeister das Schweizerische u. s. w. All diese „Lederhosen-Dichter" haben mit ihrer Volksmundart ihr Volk zu Ehren gebracht, dessen Kraft, Tüchtigkeit und Herzensleben gefeiert, und es so gleichsam in Ansehen und Würden eingesetzt nach außen hin, während ihre Dichtungen im Volke selbst gemüthbildend, Selbstvertrauen erweckend, läuternd und befreiend wirkten.

Vor einiger Zeit hat sich aus einer Gruppe von Deutschnationalen ein drolliges Stimmchen erhoben gegen die deutschen Mundarten, „die das Deutschthum gefährdeten." Dasselbe hat keinen Widerspruch gefunden, es ist nicht ernst genommen worden; es sei hier nur aus seinem seichten Kindergräblein erwähnungsweise hervorcitiert, um zu zeigen, was die „Lederhosen-Dichter" mitunter für possierliche Gegner haben.

Kein Vernünftiger wird die große Bedeutung bestreiten, die der Dichter für seine Nation hat, und keiner das besondere Verdienst des Dichters, der einzelne verborgene, vielleicht verrottete Theile dieser Nation gleichsam entdeckt, sie auf den blanken Schild der Kunst hebt und sie so der ganzen Nation einverleibt.

Es wäre — nebenbei bemerkt — für manchen unserer Literaten, Redner, Sprachbeflissenen wünschenswert, wenn ihre Studien von deutschen Volksmundarten ausgegangen wären, anstatt vom Lateinischen oder Französischen, die Dinge würden sich deutscher machen.

Ob die Lederhosen-Dichter mit ihren strammen Muskeln salonfähig sind? Darüber ist in schöngeistigen Kreisen viel gestritten worden. Die Lederhosen wurden angenommen, aber die bloßen Hemdärmeln wurden abgelehnt. Die Herrschaften werden ersucht, in Frack zu erscheinen. — Der Volkspoet hat sich um den Salon nie gekümmert, wohl wissend, daß dieser ein Feind seiner Sache ist — ein Feind der Natur, der Arbeit und der Wahrhaftigkeit. Sein Feld ist das ungeschminkte Menschenthum, sein Streben ist besonders, dem heute von allen Seiten gehetzten und haltloser gewordenen Bauernthum ein Anwalt zu sein und ihm in der Nationalliteratur jene Ehrenstelle zu sichern, die ihm gebührt. M. H.

Digitized by Google

Kleine Laube.

Worte des Herzens.

O Kirchlein, so einsam im Walde,
Drin längst keine Pilgerscharen
Sich betend zu Gott erheben,
Du bist einer Seele gleich,
Die einsam mit ihrem Schmerze
Der Zeit und Welt vergißt,
Zum Ewigen aufzustreben.

Hast Du Dir ein Lieb erworben,
Frag nicht, was die Leute sagen;
Denn sie können's nicht vertragen,
Menschen froh zu sehn.

Sagt man, daß es bar der Treue,
Frage Deines Herzens Stimme,
Sieh, ob in dem Auge glimme,
Was nicht täuschen kann.

Hat's geweint mit Deiner Trauer,
Sich gefreut mit Deiner Freude,
O, dann thu ihm nichts zu Leide;
Bittres gibt es nicht.

Opfre ihm des Herzens Freundschaft,
Die nicht lernte zu verzagen.
Ja die Welt kann's nicht vertragen,
Menschen froh zu sehn.

O, beurtheilt nicht das Leiden
Einer Seele nach den Thränen,
Die aus trübem Auge quellen;
Denn das allertiefste Sehnen

Kann, vom Schicksal unbefriedigt,
Ihre Wohlthat nicht genießen;
Doch die bittersten der Thränen
Sind es, die nach innen fließen.

Victor Zeidler.

Ueber die Lectüre der Jugend.

Vom Volksschullehrer Josef Killer.*)

Der Winter rückt an mit seinem frühen, langen Abend, in die enge Stube bannt er die Kinder, die so gerne noch einige Stunden draußen herumspringen möchten. Nun müssen sie im Zimmer bleiben, womit aber sich beschäftigen? Lärm soll keiner gemacht werden, und so leise dabei sein wie ein Mäuschen, das ist für sie kein Spiel, kein Vergnügen. Was also thun?

Die Mutter lächelt, sie weiß etwas, neugierig umringt sie der Kinder muntere Schar. Was ists? Ein Bilderbuch hat sie, und sie setzt sich hin, die Kinder um sie; zuerst geht es recht wirr zu, ein jedes hat was Anders zu bemerken, dem gefällt dies, dem jenes. Die Mutter läßt gewähren, dann aber fängt sie an und gibt den Bildern Leben, sie erzählt so lieb, so warm, wie es eben eine liebende Mutter nur kann. Und die Kinder horchen und werden nicht müde dabei, die Zeit vergeht, sie wissen nicht wie. Die Mutter schließt endlich und nun wird wiederholt, die Bilder werden nochmals beschaut und dabei er-

*) Das Selbstverständlichste ist das Wichtigste, darum kann es nicht zu oft gesagt werden. Die Red.

Digitized by Google

zählt bald das eine, bald das andere. — Das möchte ich die erste Lectüre der Kinder nennen.

Doch wie viele Mütter und Väter gibt es, die so mit ihren Kindern sich beschäftigen wollen! Wenn es schon Bücher mit Bildern im Hause gibt, so nimmt sich selten wer die Mühe, sie den Kindern auf kindliche Art zu erklären, man überläßt sie ihnen, aber das bloße Ansehen langweilt sie bald. Es brauchen keine theuern Bilderbücher zu sein, irgend eine Illustration, lose Blätter thun es auch, fehlt nur das belebende und erklärende Wort nicht.

Aber das ist ja keine Lectüre, das ist ja nicht Lesen! ruft manche Mutter verwundert aus. Ja, Mutter, das ist auch Lesen, nur daß Dein Wort und das Bild das Lesebuch sind. Es bereichert, wie das wirkliche Lesen, des Kindes Sprache und Ideenkreis, es erregt und verschönert Gemüth und Gefühl, es weckt die Lust zum Selbstlesen, es ist die beste Vorbereitung für das eigentliche Lesen und noch etwas — Du kannst dies, wenn Du es verstehst, zum tief eingreifenden, nachhaltigen Erziehungsmittel machen. Die Eindrücke der Kindheit sind bleibend für's ganze Leben, wie viel Keime des Guten kannst Du mit wenigen, schlichten Worten in Deines geliebten Kindes Herz säen, wie viel Keime damit tödten, die als verborgener Unkrautsame vielleicht schon drin sind. Du brauchst es ja nicht alle Tage und stundenlang zu thun, Du brauchst dazu keine wissenschaftliche Bildung, nur Eines hast Du nöthig, echte, wahre Mutterliebe. Die macht Dich zur Dichterin, die macht Dich beredt, aus dem vollen Herzen kommend, ergreift es mit Zaubergewalt Deine Kinder, und die werden es Dir noch danken in späten Jahren!

Bei dieser Lectüre kann es freilich nicht immer bleiben, das Kind wird älter und braucht andere Nahrung. Wohl ihm, wenn ihm die Leselust anerzogen wurde, wenn es nach dem Körper stärkenden Spiele auch Geist und Herz erfrischt an einem guten Buche. Ich habe in meiner 22jährigen Thätigkeit als Lehrer mit wenigen Ausnahmen gefunden, daß Kinder, welche gern lesen, stets sittsamer, gemüthvoller und besser waren als jene, die einen Abscheu vor dem Lesen hatten. Doch darf die *Leselust* niemals in *Lesewuth* ausarten, die nützt nichts, ja sie kann sehr schädlich werden. Drum seien gleich hier einige Fingerzeige gegeben, wie man das Lesen der Kinder leiten und überwachen soll.

Man lasse sie nicht lesen zum bloßen Zeitvertreib. Das Lesen zum bloßen Zeitvertreib erzeugt jene Vielleser, die Hunderte von Büchern durcheilen, aber von keinem sich etwas merken. Damit sie nicht gedankenlos lesen, ist es nothwendig, sie um den Inhalt des Gelesenen zu fragen. Durch das Wiedererzählenmüssen werden sie langsamer und aufmerksamer lesen, aber auch ihr Ausdruck, ihre Sprache wird sich daran bilden.

Man lasse sie nicht lesen, bevor sie nicht ihre sonstige Arbeit verrichtet haben; auch das macht flüchtige, unaufmerksame Leser.

Man gebe ihnen keine Bücher, die bloß nur der Unterhaltung dienen, und gerade das geschieht so häufig. Eine Erzählung kann unterhalten, aber sie soll auch belehren, wenn auch nicht im trockenen Lehrtone.

Am wichtigsten aber ist die Auswahl der Bücher für die Kinder. Jede Altersstufe verlangt andere, der Knabe liest das, das Mädchen lieber was anderes. Einem Kinde mit zu weichem Herzen werde ich nicht Bücher geben, die es noch rührseliger machen; für einen mehr hartherzigen Knaben passen Kriegs- und Jagdgeschichten schon gar nicht. Alter, Geschlecht, Temperament, sonstige Anlagen verlangen unbedingt genaue Berücksichtigung, sonst wird die Lectüre eher schaden als nützen. Zu engherzig dabei zu sein, wäre auch nicht am Platze, zudem haben wir nicht so viel Auswahl, daß wir für jeden speciellen Fall besondere Bücher wählen könnten. Aber Vorsicht bei der Wahl, das meine ich. Jeder Vater, jede Mutter sollte die für ihre Kinder bestimmten Bücher früher durchlesen, und sich nicht auf die lobpreisenden Ankündigungen verlassen.

Ein schon gelesenes Buch soll nicht ganz beiseite gelegt, sondern wieder und

Digitized by Google

öfter gelesen werden; das öftere Lesen desselben Buches offenbart uns immer wieder Neues, vertieft und erweitert unsern Gedankenkreis. Damit verbinde man das Anmerken oder Herausschreiben besonders bemerkenswerter Stellen, was wieder dazu beiträgt, aufmerksamer zu lesen, genauer in das Verständnis des Inhaltes einzudringen.

Aber dieses Capitel — die Jugendlectüre — hat auch, und leider, ihre finstere Kehrseite. Was bekommt die Jugend nicht Alles zum Lesen! Auf dem Lande wie in der Stadt wird hierin in unverantwortlichster Weise gefehlt, man darf es geradezu Herzvergiftung nennen. Auf dem Lande geschieht es wohl weniger, aber doch auch. Hier findet man die wohlfeilen Ritter-, Räuber- und Geistergeschichten, Sympathiebücher, auch Zauber- und Beschwörungsbücher, alte Naturgeschichten mitunter, die haarsträubenden Unsinn enthalten, oft noch schlimmere Ware, welche die Sittlichkeit wie Rost das Eisen angreift und gewöhnlich mit wahrem Heißhunger verschlungen wird.

Viel schlimmer sieht es in größeren Städten aus. Um wenige Kreuzer bekommen die Kinder bei gewissenlosen Händlern die schamlosesten Bücher zu kaufen und kaufen sie häufig. Zu Hause liegen verschiedene Blätter auf, Witzblätter, deren Witz und Bild von Jung und Alt belacht und beschaut wird, die aber gar oft nichts anderes wert sind, als daß man sie ungelesen ins Feuer wirft. Solche Witzblätter sind noch gefährlicher als andere; sie lehren das Kind, den jungen Menschen nichts, selbst das Beste, das Heiligste nicht, zu verschonen.

Zeitungen sind gleichfalls nicht für Kinder geschrieben und man läßt sie dieselben doch so oft lesen. Schon im Inseratentheil findet sich so Vieles, was der Unschuld des Kindes sehr gefährlich werden kann; auch die Tagesneuigkeiten sind selten derartig, daß sie von Kindern gelesen werden könnten. Andere Zeitschriften werden auch gehalten; mit ihren Liebesromanen verwirren sie Kopf und Herz der Jugend, besonders der Mädchen. Diese finden im Modejournal der Mutter noch eigene Nahrung für die Pflege der jedem Mädchen ohnedies angebornen Eitelkeit und Kleidersucht.

Romane, Criminalgeschichten sind gewiß keine passende Lectüre für Kinder, und dennoch werden sie von ihnen gelesen, werden sie ihnen in die Hand gegeben.

Zur Lectüre im weiteren Sinne gehört auch der Besuch des Theaters. Dieses hat längst aufgehört, eine Anstalt zur wahren Bildung zu sein, aber unbedenklich nimmt man die Kinder mit zu Ehebruchsdramen, zur losen Operette, zur obscönen Posse.

So arbeitet man theils aus Unkenntnis und Sorglosigkeit, theils aus sträflichem Leichtsinne, dahin, die Kinder viel zu frühe bekannt zu machen mit Dingen, die selbst dem gereiften Manne oft zur Klippe werden, ihre Phantasie zu verwirren, ihr unschuldiges Herz zu vergiften, ihren Verstand zu verblöden, statt ihn zu erhellen. Und zeigt sich dann die schlimme Frucht des so oft und lang und in der mannigfaltigsten Form genossenen Giftes, dann jammert die Mutter, zürnt der Vater, beschuldigt man die Schule und die böse Zeit — und will's nicht glauben, daß man dies Alles selbst verschuldet. Das Lesen unpassender, ja schlechter Bücher ist ein schleichendes Gift, um so gefährlicher, weil seine Wirkung so langsam, so unscheinbar ist, um so gefährlicher für die Jugend, weil die noch nicht unterscheiden kann, weil ihr Wille noch zu schwach und ungeübt ist, weil sie in jener Periode des Lebens ist, wo Phantasie und Einbildungskraft noch stärker sind als der Verstand, daher zügelloser, ausschweifender. Ein junges Bäumchen begießt man nicht mit scharfer Jauche, aber ein junges, unschuldiges Herz, das tränkt man gedanken- und gewissenlos mit einer Jauche, die tausendmal schärfer ist, die Leib und Seele verpestet, zum allermindesten aber unsere Kinder altklug und naseweise macht, Eigenschaften, welche nicht liebenswürdiger machen.

Lasset, Eltern, die Kinder lesen, verwehret es ihnen nicht, eifert sie vielmehr an, aber überwachet auf's Sorgsamste ihre Lectüre, wenn Ihr Eure Kinder wirklich liebt, wenn Euch ihr künftiges Glück theuer

Digitized by Google

ist. Klein scheint der Fehler zu sein, aber schwer und traurig sind die Folgen.

Die Halben.

Psychologische Plauderei von Hermann Menkes.

Starke Naturen werden durch den Kampf ums Dasein gekräftigt; die schwachen gehen gebrochen an Geist und Körper in demselben unter. Doch es gibt auch solche, die nicht einmal den Muth besitzen, ihn anzunehmen, und das sind die Zerrissenen, die „Halben“ . . . Sie scheinen für unsere Zeit des ausgedehnten Daseinskampfes, welcher das Harmonische im Menschen verzehrt, typisch geworden zu sein. Und es gehört nur dazu das feine Auge des Menschenkenners, um sie überall, in allen Ständen und Classen, herauszufinden. Ihr scheues Wesen, ihre oft kindische Schüchternheit, ihr stetes Verlegensein kennzeichnet die innerlich Zerrissenen ebenso, wie das verhaltene Feuer und der durchdringende Blick, in welchem ein unaussprechbares Etwas zu liegen scheint — mehr eine herbe Anklage an das Schicksal als freudige Zuversicht.

Sie besitzen auch oft einen gewissen Humor, doch es ist nicht jenes Aufquellen der Seele, die eine innere Ausgeglichenheit erzeugt, auch nicht jenes Lächeln unter Thränen, das einem Regen im Sonnenschein gleicht — nein, es ist der Humor der Verzweiflung, ohne Lächeln, ohne Thränen, ohne Hoffen und ohne Zürnen . .

Und das Leben dieser Unglücklichen bescheint so wenig Licht, ja liegt so ganz auf der Schattenseite; spielt es sich doch ab zwischen Tragik und Komik, zwischen leidenschaftlichem Wollen und dumpfer Ohnmacht! Denn nie in ihrem Leben vollbringen sie eine ganze That, nie führen sie einen vorgefaßten Entschluß aus, und aus innerer Verzagtheit versäumen sie es, im rechten Augenblicke dem Glück die Hand zu reichen. Und auch ein seltsames Fürchten wohnt diesen Menschen inne; so fürchten sie sich vor dem Unglücke gleich wie vor dem Glücke und gehen jeder Entscheidung, die an sie herantritt, furchtsam aus dem Wege. Ihre Bescheidenheit hat etwas Krankhaftes an sich, und sie vermögen nicht, sich einen angemessenen Lebenszweck zu gestalten und zu jenen Höhen möglicher Vollkommenheit sich aufzuschwingen, die des Menschen Glück bedeuten. Aber doch fehlt ihnen keineswegs jedwede Begabung, und viele gibt es unter ihnen, die an geistigem Gehalt und wirklicher Befähigung Diejenigen weit überragen, die sich muthvoll und rücksichtslos mit geringem Talent, aber um so größerer Reclame und Protection, emporgeschwungen. Und doch bleibt ihr Pfund begraben . . .

Nein, ich will nicht von den Halbgenies sprechen. Denn, wenn es ihnen auch nicht gelingt, Vollkommenes zu schaffen, so bleibt ihnen doch ein zweifacher Trost: Sie können sich sagen, daß jegliche menschliche Schöpfung, mag sie aus den Händen des Arbeiters oder des Genies hervorgehen, jede in ihrer Art unvollkommen ist; und dann: wenn auch in ihrem Leben viel Tragik, viel heißer, dumpfer Kampf liegt, so wohnt ihnen doch ein Gott im Busen, so finden sie doch reichlichen Ersatz in manchen begnadeten Stunden des Schaffens . . . Auch nur mit Mitleid, das wir jedem verfehlten Leben zollen müssen, wollen wir jener Aristokraten, jener „Verlorenen“ Erwähnung thun, die sich noch geschmeichelt fühlen, wenn man sie blasiert nennt; denn auch sie hat ganz gewiß nicht Erziehung und das Wohlleben zu dem gemacht, was sie sind, nein, auch auf ihnen liegt jener unlösbare Bann innerer Haltlosigkeit. Vergeblich tasten sie von einer Beschäftigung zur anderen — ihr Herz bleibt leer und unbefriedigt, und sie häufen Unglück über sich und Andere.

Ach, weit bedauernswerter noch sind jene Halben, von denen eingangs gesprochen ward. Dort siehst Du ein gekrümmtes Männlein auf der Straße an Dir vorüberhuschen, eher gealtert als alt; der Mann ist Copist, aber was hätte aus ihm werden können, hätte er den Muth gehabt zu handeln! Laß Dir seine Lebensgeschichte erzählen, und Du wirst

Digitized by Google

dann seine stille Größe bewundern und Du wirst Einblick gewinnen in den inneren Kampf eines unscheinbaren Menschen. Und jener, ein handwerkender Künstler, dieser ein Privatlehrer, Diurnist in letzter Stellung — sie Alle haben seinerzeit wohl Ansätze gemacht, um hinaufzukommen, ließen es auch an Fleiß nicht fehlen, und doch ist nichts Rechtes aus ihnen geworden; frage sie nicht warum, aber versage ihnen Dein Mitleid nicht! Ach, sie selbst betrachten sich in „Stunden stiller Erkenntnis“ als Ueberflüssige, oft mit Unrecht, denn was kann der Mensch für seine Schwachheit, für seine angeborene, wie für seine anerzogene?! Wohl fühlen sich diese Traurigen nur in der Einsamkeit, sich selbst überlassen; dann grübeln sie in den Büchern ihres Propheten Schopenhauer oder spintisieren über die Nichtigkeit alles Irdischen. Und so überkommt sie plötzlich bittere Reue, herbe Selbstanklage. „Du hast dein Glück versäumt, verspielt“ sagt sich der Eine; „hättest Du den Muth gehabt, zu handeln wie ein Mann, dann wäre Alles anders gekommen,“ der Zweite. Noch blitzt manchesmal zwischen dumpfen Selbstanklagen die Hoffnung durch, und nochmals wird das Restchen Muth zu neuem Beginnen aufgerafft, um wieder vor der That zusammenzubrechen. Auch der letzte ermuthigende Freund geht enttäuscht von ihnen. Ihnen bleibt die Vereinsamung . . . Und so werden sie zu sonderbaren Menschen, sich selbst zur Last, bis das letzte innere Feuer sie aufzehrt.

Nur Wenige verstehen und begreifen die stille, klaglose Tragik dieser Menschen; denn die Welt ist kühl und mitleidslos; man verlangt ganze Menschen. Der Dichter aber durchdringt und erforscht mitleidsvoll ihr armes und doch oft so liebevolles Herz und weiht ihnen eine stille Thräne, wie Annette von Droste, die ihnen zuruft:

„Ihr seid reich und wißt es nicht!
Denn reich ist nur der Liebe Land!“

Heinrich Heine's Kehrseite.

Wiederholt sind dem „Heimgarten“ Lobhudeleien und Reclamen über Heinrich Heine zugekommen. Solchem Ansinnen antworten wir endlich mit einem Aufsatz, den wir der „Deutschen Post“ entnehmen, und der im Ganzen unserer Meinung gerecht wird.

Die Buchhändler haben jetzt eine künstliche Heinebewegung in Scene gesetzt; denn es ist die Zeit gekommen, da seine Werke druckfrei geworden sind, und darum ist eine ganze Fülle von Heine-Ausgaben erschienen, mit Noten, ohne solche, mit Autographen und Porträts, auf gutem und schlechtem Papier, billig und schlecht oder theuer, ganz wie das Publikum es wünscht. Und um anzulocken, sind einige Dutzend unserer besten Federn in Bewegung gesetzt worden, um Brillianten zu schreiben, wie Schmul sagt, für 6 Pfennig — oder mehr — die Zeile, zum Angedenken des großen Dichtermärtyrers, des unnationalsten aller unserer Poeten, des Dichters der Halbgebildeten!

Heinrich Heine hat lange Jahre von einer französischen Pension in Paris gelebt.

Warum auch nicht? Non olet, nämlich das Geld. Nein, nie und nirgends.

Heinrich Heine war jüdischer Confession. Er wurde Christ. Und was für einer! Warum sollte man nicht auch die Religion wie ein Kleid wechseln?

Heinrich Heine hat seinen braven Oheim Salomo so viel wie möglich bewitzelt, verspottet, verhöhnt. Aber nach seinen Geldsäcken schielte er stets, so lange der alte Kaufmann lebte. Kam er mit ihm zusammen, so ließ er es sich auf Kosten des Onkels schmecken, ja er lobte seine berühmten jüdischen Gerichte, die Karpfen und die süßen Apfelsinen; war er fern von ihm, so schimpfte er auf ihn mehr wie ein Rohrsperling, denn solcher schimpft gar nicht.

Und mit Deutschland war es ebenso; er saß in Lutetia in sicherer Hut und warf von dort aus nicht mit Schlagsahne um sich, er ließ das gröbste Geschütz seines Witzes spielen, um den alten Boden, der ihn genährt und gezeugt, verächtlich zu machen. In Deutschland war Alles um ein Jahrhundert zurück nach seiner Ansicht,

Digitized by Google

in Frankreich Alles herrlich und vorgeschritten. Hätte er nur eine Pension von Friedrich Wilhelm IV. bekommen, so würde er ihn sicherlich bis zum Himmel erhoben haben. Diese Gesinnung läßt auf eine Verderbtheit des Charakters schließen, die man bei dem Verfasser so manches lieblichen Gedichtes durchaus nicht erwartet. Er begoß sie alle mit geifferndem Spott, alle seine dichterischen Zeitgenossen; Platen widmete er ein ganzes Buch und hängte ihm die größten Gemeinheiten an. Die „schwäbische Dichterschule" verfolgte er mit bitteren Invectiven, und Freiligrath besang er mit großem Ingrimm, der Vers:

„Mit dumpfem Klang
Schlug er das Fell, daß es rasselnd zersprang!"

kehrt mehrmals bei Heine wieder, es muß seinen ganz besonderen Aerger erregt haben. Doch sind Justinus Kerner, Pfizer und Freiligrath trotz aller Heine'schen Wuthergüsse das geblieben, was sie waren.

Man hat das Alles beschönigt. Der Witz, der persönlicher Rache dient, wird stets etwas Gemeines an sich tragen. Heine's Witz war maßlos, nicht er hatte den Witz, sondern der Witz hatte ihn, der Witz schleppte ihn mit sich fort. Die bloße Freude am Widerspruch trägt etwas Bösartiges in sich.

Der Heine'sche Geist hat fanle Früchte gezeitigt überall, er spukt heute noch umher und hat besonders die Halbgebildeten schwer geschädigt; denn Demjenigen, der auf der Oberfläche aller Dinge schwimmt und gern nicht tiefer nachdenkt, schwebte fortan das „Geistreicheln" à la Heine als höchstes Ziel vor. Der gewandte Ausdruck und hinterher die Zote; die Lust an hübschen Bildern und darauf folgend die krasse Gewöhnlichkeit; das Spötteln über die ernstesten und würdigsten Dinge, bloß um einen guten Witz zu reißen; die Verachtung alles Dessen, was einem großen Theil der Menschheit bis dahin heilig war, was ihr hoch stand und von ihr verehrt wurde — das Alles wurde seit Heine als Muster aufgestellt und gepriesen. Der Heringsjüngling wiegte sich fortan in einen prosaischen Pessimismus ein, den er für Poesie hielt, und Literaten wie — man könnte hier eine lange Reihe von Namen anführen — ..... und Hunderte von Denkgenossen witzelten auf der Heine'schen Basis, ohne dessen Genie, nacheifernd weiter. Scharf, ätzend, bissig, unwahr, giftig muß man sein, um für einen geistreichen Kopf zu gelten, um aus der Masse hervorzutreten und als Genie ausgezeichnet zu werden! Die durch und durch ungesunde Stimmung Heine's schwebte nicht nur diesen Schriftstellern, sondern bald vielen Zehntausenden in Deutschland als Ideal vor, und heute noch gibt es einen ganzen Kreis von Journalen und Zeitungen, die in diesem Sinne weiter arbeiten.

Heinrich Heine war ohnstreitig ein schlechter Dramatiker und ein großer Lyriker, vielleicht ein noch besserer Feuilletonist: aber als Mensch steht er weit unter Pari. Geradezu ungeheuerlich erscheint es, welcher Cultus von einer gewissen Partei mit ihm getrieben wird: man spürt seiner Kladde, seinen Autographen, seinen Briefen nach, stöbert nach seinen Porträts umher, vergleicht die Varianten der Handschriften und versucht, seine Verhältnisse mit der käuflichen und anderer Weiblichkeit gebührend zu ergründen. Ein Stuttgarter Journal brachte unlängst in einer Nummer eine ganze Serie von Heine-Artikeln, ein holländischer Buchhändler versuchte es, mit den Briefen der letzten Geliebten des „Matratzengruftmannes" Reclame zu machen, die Heiniaden der Heinologen wollen nicht austerben. Sein trostloser Spott gegen Christus, gegen die Religion, gegen viele deutsche Fürsten, gegen zeitgenössische Dichter und Denker, gegen alles edle Empfinden der Menschenbrust, gegen die Ethik des Lebens, seine unheilvolle Einwirkung auf die Halbgebildeten, das Alles soll ihm unvergessen bleiben; wir erkennen sein Genie an, bedauern seine Verirrungen und kennzeichnen ihn getrost als einen sittlich Verwahrlosten, ohne dabei fürchten zu müssen, zu viel gesagt zu haben.

Jede Medaille hat bekanntlich eine Kehrseite; und da man dem deutschen

Digitized by Google

Volke jetzt so beharrlich die goldig glänzende zeigt und anpreist, wollen wir auch die andere nicht todtschweigen.

Der Poetenwinkel.

Du müßtest denn . . .

Mir reicht das Feld,
So wunderbar,
Die allerschönsten
Blumen dar.

Mir schenkt der Wald
Viel schönen Traum,
Gehst Du hinaus,
Dir wird er kaum.

Des Vögleins schönstes
Lied ist mein —
Du müßtest denn
Ein Dichter sein!

Leopold Hörmann.

Schlummer-Lieder

von Josef Schwand.

O laß die Wimper fallen.

O laß die Wimper fallen,
Der Traumgott wartet Dein!
Still ruhn in des Waldes Hallen
Saugmüde die Vögelein.
Und drunten in den Beeten
Schlummern die Blümlein sacht,
Der Thau will sie zertreten —
Der Wind hält Wacht.

Im fallenden Spätrothscheine
Schlummre, mein Lieb, auch Du,
Zu goldenem Traum schließ Deine
Müden Aeugelein zu.
Nah Deinem Pfühle tret ich,
Wenn der Tag vom Abend schied —
Um Deinen Frieden bet ich
Im Schlummerlied.

Du Herzige, Benedeite,
Träum in den Morgen hinein —
Laß meines Liedes Geleite
Priester und Tröster Dir sein:
Auf meiner Liebe Schwingen
Segnet es Deine Ruh
Und rauscht Deiner Tage Ringen
Ergebung zu.

Und schläfst Du unter dunklen Eiben.

Und schläfst Du unter dunklen Eiben
Und steht Dein lautes Herze still —
Die Lieb währt ewig — sie wird bleiben
Wie auch mein Schicksal grollen will.

Um Deinen Namen ranken alle
Gedanken meiner Seele sich,
Er ist der Ton im Wiederhalle
Wenn wilder Gram mein Herz beschlich.

Ich schreite einsam und verlassen
Durch dieses Leben fürder hin,
Mag auch im tollen Lärm der Straßen
Betäuben manchmal sich mein Sinn —

Was Du mir botest, jene Liebe,
Die mich der Musen Dienst geweiht,
Umrankt mit balsamfrischem Triebe
Mein ödes Herz durch alle Zeit.

Dem Lyriker.

Klingt je ein Lied aus Deiner Brust
In tiefstem Leid, in höchster Lust,
So voll es klingt, es sei nicht lang,
Nur kurz und klar wie der Lerche Sang,
Die sieghaft schmetternd steigt und steigt
Mit aller Kraft — dann sinkt und schweigt.

O glaube mir, ein kurz Gebet,
Die Liebe, die nur halb gesteht,
Die Thräne, die Du halb bedeckt,
Das Lächeln, das sich halb versteckt,
Sie sind es, die wir ganz verstehn,
Die uns allein zu Herzen gehn!

W. Popper.

Welke Blätter.

Hörst Du, wie still im Abendwind
Die welken Blätter niederwehn?
Des Herbstes traurig Angebind,
Ein Bild von Kommen und Vergehn.
Mein Herz ist trüb, doch nimmer fand
Es so viel Lieder als wie heut —
Ist doch der Herbst mein Heimatland,
Mir fremd die holde Maienzeit.
Nicht hat des Lenzes rosige Pracht
Zuerst mit Lust dies Herz begrüßt,
Des Herbstes Sturm in finstrer Nacht
Hat rauh des Kindes Stirn geküßt.
Mein Heim ist nicht, wo Blumen blühn,
Du, welkes Laub, sei mein Gespiel —
Mich drängt's, dem Kampfe zu entfliehn,
Gleich Dir ist Frieden all mein Ziel. —
Es flattert leise niederwärts
Ein dürres Blatt mir auf das Haar,
Doch nimmer, nimmer weiß mein Herz,
Wann's frühlingsfrisch, wann's grünend war!

Edith Salburg.

Beten.

Blick' zum Himmel! willst Du beten.
Immer dunkler wird er blauen,
Weitre Räume wirst Du schauen,
Werden endlos tiefer treten.

Digitized by Google

Blick' in's Waſſer! willſt Du beten.
Welle ſpricht zu Deinen Sinnen:
Folg zum Himmel mir von hinnen,
Findeſt Troſt, den heiß erflehten.

Immer bleibt Dein Bild im Spiegel,
Ob auch Wellen raſtlos eilen.
So des Geiſtes ewiges Weilen;
Menſchen ſind ſein flüchtiges Siegel.

Wanderſt Du in Waldesgründen,
Stimmt Dich weihvoll manche Weiſe.
Sehnſucht ſchleicht in's Herz Dir leiſe,
Will von Jugendglück Dir kunden.

Wunderſames, leiſes Klingen
Zieht verhallend durch das Schweigen.
Alle Lebenskräfte ſteigen:
Willſt das Edelſte vollbringen.

Wenn Natur, der Menſchen Denken
Dich mit Andacht tief erfaſſen,
Sollſt die Gottesſpur nicht laſſen,
Beten heißt dies Geiſtverſenken.

Elbe.

Des Menſchen Leben.

Des Menſchen Leben iſt ein Thau;
Früh morgens fällt er auf die Au,
Dann kommt der heiße Sonnenſtrahl
Und fanget auf die Tröpflein all.

Des Menſchen Leben iſt ein Rauch,
Der aufſteigt aus des Ofens Schlauch
Und der, kaum daß er Raum gewinnt,
In Lüften gleich zu Nichts zerrinnt.

Des Menſchen Leben iſt ein Traum,
Iſt wie des Weines flüchtiger Schaum,
Iſt wie das Gras, das heute ſteht
Und morgen wieder wird gemäht.

Des Böſen Leben iſt ein Blitz,
Der bricht aus ſchwarzem Wolkenſitz,
Erbeben macht der Erde Grund,
Himmterfährt zum Höllenſchlund.

Des Guten Leben und ſein Tod
Iſt gleich dem ſchönſten Abendroth,
Das ſanft erſcheint und ſanft vergeht
Und dort als Morgenroth entſteht. —

F. Arnſteiſer.

Wandlung.

Sie wundern ſich über die Traurigkeit,
Die meine Stirne beſchattet,
Und wiſſen nicht, wie viel tiefes Leid
In meinem Herzen beſtattet.

Wer all ſein Weh vergräbt in der Bruſt,
Weil er findet nicht Theilnahm' auf Erden,
Der muß wohl aus einem Tempel der Luſt
Zum Manſoleum werden.

Hans Maiſer.

Am Allerſeelentage.

Zum Gottesacker fromme Chriſten wallen,
Wo friedlich ſie beſtattet ihre Lieben,
Wo von ſo manchem ſchönen Erdentraume
Nur mehr ein öder Hügel noch geblieben,
Auf den das Auge ſchaut mit ſtummer Klage
Und thränumflort — am Allerſeelentage.

In vielen Händen ſeh ich Laubgewinde,
Seh, wie ſie emſig Stein und Kreuze zieren
Den Todten zum Gedächtnis. Und es ſollte
Auch mich der Weg zu Deinem Grabe führen,
Daß hier ein Kranz und mein Gebet es ſage:
„Ich denke Dein am Allerſeelentage!"

Gleich Mutterarmen hält die kühle Erde
Den müden Leib des Wanderers umfangen;
Indes der Geiſt, erlöst von allem Irren,
Zur Wohnung ſeligen Friedens eingegangen,
Dies Los iſt Dein's, drum hab ich keine Klage
Um Deinen Tod am Allerſeelentage.

Dein iſt die Ruh! Und mein der Kampf, das Ringen
Um Erdenglück, das nie in vollem Maße
Wird Sterblichen zutheil; und doch mit Hoffen
Und Furcht zugleich zieh ich des Lebens Straße. —
„Wo wohnt der Friede? Wo das Glück?" ſo frage
Ich ernſt mein Herz — am Allerſeelentage.

Von dieſen Hügeln kehrt die Antwort wieder:
„Suchſt Friede Du, Du biſt am rechten Orte!"
Hoch über Gräbern ſeh ich Sterne ſchimmern,
Dort winkt der beſſren ewgen Heimat Pforte.
Und neuen Muth und neues Hoffen trage
Ich mit hinaus am Allerſeelentage.

Und wenn ich hier an Deiner Ruhſtatt weile,
Das morſche Kreuz mit friſchem Grun umwinde
Und ſtill für Dich ein „Vater unſer" bete,
Denk ich an's Ziel, an dem ich Ruhe finde:
Wo frei mein Herz wird ſein von jeder Plage,
Die's jetzt bedrückt am Allerſeelentage!

Sophie Lauber.

Allerſeelen.

Stell auf den Tiſch die duftenden Reſeden,
Die letzten rothen Aſtern trag herbei,
Und laß uns wieder von der Liebe reden,
Wie einſt im Mai.

Gib mir die Hand, daß ich ſie heimlich drücke,
Und wenn man's ſieht, mir iſt es einerlei,
Gib mir nur Einen Deiner ſüßen Blicke,
Wie einſt im Mai.

Es blüht und flimmert heut auf jedem Grabe,
Ein Tag im Jahre iſt den Todten frei;
Komm an mein Herz, daß ich Dich wieder habe,
Wie einſt im Mai.

Herrmann v. Gilm.

Digitized by Google

Schnaxn.

Die Kapelle mit n Dirndl.

In's Olmthol bin ih kema
Hon an Dirndl nochgfrogg.
„A Dirndl willst?“ hot der olt
Holta drauf gfogg.
„Geh eini in Wold,
Selm steht a Kapelln,
A Kapelln mit an Dirndl
Und an Glöggerl, an hellu.“
Däs Soch hot ma paßt,
Und däs Ding, däs wa fein,
Und ih renn, daß s olls damascht
In's Waldl hinein.
In's Waldl, in's grean,
Und die Kapellu fund ih gleih,
Und af n Thurn, af n kloan,
Ah s hell Glöggerl dabei.
Ih geh ein ba da Thür,
Snach olli Bänk oh,
Und s Dirndl, s liab Dirndl
Is ninaschda do.
In Beichtstuhl hon ih gsnacht,
Und a hintern Oltor,
Ban Taufstoan hon ih gugg,
Und gor obn af n Chor.
Bin auß under grennt,
Hon gwischbelt und gschrian,
Und aß wa wia da well
Holt go ninaschd ka Dirn.
Zan Holta bin ih gong,
Und hon an nit globb
Fi dos, daß er mih gleih
In Wold eini fopp.
Die Kapelln hät ih gfundn,
Hon ih gfogg zan eahm gleih,
Oba ninaschd, wir ih gsnacht hon,
Koa Dirndl dabei.
„Uh Nor,“ locht da Holta,
„Do is Oana blind,
Daß er af n Kapellndoch
's kloa Thürnl nit findt.“
Snach ih wieder amol a Dirndl,
Hiaz kenn ih scha s Moach:
's Thürnl wird hort gschriebn,
Und s Dirndl is woach.

Da Hansl is storch.

A Stodtherr steht ban Stadlthor,
Und hört da Gredl zua,
Die Gredl mischt just Heu und Stroh,
Rit weit von ihr da Bua.
Da Hansl pockt in wildn Stier
Und holt't n fest ban Ghirn (Gehörne),
Und loßt n neama hin und her,
Do locht die saubri Dirn:
„Da Hansl is storch!“

„So weißt auch Du die süße Mähr
Vom Storch, mein schönes Kind!
Mich freut's, daß Du's so offen sagst,
Woher die Kindlein sind.“
So fogg da Stodtherr, mocht sih drauf
Schön stad ban Dirndl dron,
Do schreit da Hons: „Du Lolli, wos
Geht Dih mei Gredl on!“
Und springg flott af n Stodtherrn hin
Und geit n Dani 'nein.
Da Stier is zohm, da Herr davon,
Do locht die Gredl fein:
„Mei Hansl is storch (stark).“

A Sorg muas sein ban Haus.

Dos war schon a Passion ban Hochreitbaurn, wia der sein Hauslentn an Herrn zoagg hot! Gredt hot er nit viel; ah mit guati Beispiel hot er sih Zeit lossn. — Jo, zan Dauer eini, wia hot ers dan ongstellt? Gebn mas nobl und sogn: Mitn Zepter hot er gregiert.

Um d Weihnachtn, wan die neugn Knecht ins Haus kema sein — wias scha da Brauch is ba mir dahoam, daß die Deanstlent mitn Johr kemen und mitn Johr fuatgehn — nun, do hot da Hochreitbaur sein neugn Lentn nit erst a Lonks und a Broats vorgredt von Bravbleibn und Pflichterfülln und Gnatauskema mitanond — nix do! gredt hot er wenk. Mit sein Zepter is er kema — mitn Ochsnzem — und hotn a pormol saggarasch niedapfeifn lossn afn neugn Knechtn eahnai Bugel.

„So schats, meini liabn Bnabn!“ sogg er ost nochha, „daß s as wißts, wia s ba mir zugeht, wan s wos ontrogg. A Sorg muas sein ban Haus und ja hon ih Enks gleih zoagn wölln, wia s ausschaut.“

Ban oltn Knechtn war däs ollamol a höllaschas Glachta, wan die neugn Knecht af selchti Weis begrüaßt worn sein. Sist war ka Klog in Haus, da Deanst saweit guat, die Kost nit schlecht, da Lohn hasn go nit amol kloan — na, sar is der vadonktladi Rittaschlog ah noh zan vaschmerzn gwen.

Do kimbb oba da zohlendi Tog. Wir amol wieda s Deanstjohr aus is und an etla Knecht wekfedln, sogn ban Obschied de Knecht: „Vagelts Gott, Baur, fü die rechtschoffni Kost, fürn Lohn und für allsmitanonda. Bleib gsund und holt uns nix fr übel. Mir sein da Moanung, daß ma wol ah unsa Schuldigkeit thon hobn

Digitized by Google

und wölln nix mitnehma va den, wos uns nit zuaghört. Wir mar eingstondn sein in Dein Deanst, host uns d Sorg aufglodn; a Sorg mnas sein dan Haus, und mir gehn da s hiaz wieda fleissi zrugg!“ — Mitn Ochsnzem sein s füragfohrn und hot an sädin Donz obgletzt.

Sid n sewin Tog zoaggs da Hochreitbaur koan nengn Knecht meh vorzeiti, wia sei Sorg ausschaut.

Wir aus an Vor Sockn da Schäffer is worn.

Ehmanner! kembbs her, däs geht Enk on. Will Enk a gnats Beispiel zoagn, wia s Enk z vaholtn hobbs gegn Enkeri Weiba. Von Paul Pingglbam will ih Enk dazähln und gleih in voraus sogn: A son is s recht! a son miaßts as mochn! A son hobns d Weiba gern.

Da Paul Pingglbam hot a jungs mndlseins Weiberl ghobb, er is a went älta gwen wia sie, a kloans wenk, klewer um a zwoanzg Jahrl, zohlt sih nit aus, daß ma redt davon. Nau, und da Paul, der hot sei Dranderl holt so viel gern ghobb, unmigla gern. Und die Dranderl — woaß mar a son — hot in Pauln ah gern ghobb, unmigla gern, weil er ihr holt ollamol, sar oft er is hoamkema, wos mitbrocht hot, wos Schens oda wos Gnats; sie hots lacherlad ongnoma, hot gsogg: „Brav bist, Paul! Und hiaz kanst scha wieda gehn.“

Nau, und daß ih mei Sochn schen sanba firbring. Amol geht da Paul afn Kiater und bringg in Weiberl — weil da kolt Winter onruckt — a Por wullani Sockn hoam.

„Oba son scheni Sockn!“ sogg die Dranderl, „und de bliaweisst Wull! De seidnseini Wull! De baderlwoachi Wull! Brav bist Paul! Oba sog ma, wo kriagg ma dan de muadscheni Wull? To mecht ih gleih a por Pfund hobn davon, za Hondscha, zar an Schlofhäubel, zar an Untajanggerl, is son viel a seini baderlwoachi Wull! Mei liabs Mannerl warst, wanst ma mehra selchti Wull thast bringa!“

„Wern ma holt schaun,“ sogg da Paul, „daß mar oani kriagn, a so a Wull.“ Und geht nochfrogn ba der oltn Strickerin, der er d Socken hot ohkafft, wo s' d Wull hät gnoma. Sie hots kafft. Hiaz geht er zan Kaufmon, der hots von an Jndn. Hiaz geht er zan Jndn, und da Jud soggs nit, wo de scheni wulseili Wull wochst. Wia da Paul scha drei Tog umgongan is, dafrogg er durch Znafoll in sewin Schofstoll, wo grod wieda s weiß Lampel gschert wird, kafft d Wull und rent damit vnla Freudn hoam zan Weibel.

„Jessas!“ schreit die Dranderl, „A selchti Wull! Däs is schon a Gusta! Dos gibb a Strickads! Brav bist, Paul! Oba wos thur ih, wan de Wull aufgstrickt is, wan d Sockn und s Nochtjanggerl und d Hondscha wieda hin sein! Oda glabst, d Fetzn werns ollaweil holtn? Und daß ih mei Lepper in an oanzin Por Sockn umzochn sult? Olta Tost, Du! Geh, heb amol Dein Knochnschrogn und schan, daß d as Lampel hoambringst, daß ih s olli Johr schern kon.“

„Js scha recht, Dranderl,“ sogg da Paul Pingglbam, „sei na gnat, ih wir s Lampl gleih hobn.“

Und geht mit sein Geldsackel und will s weiß Lampel kaffn. — Däs war nit soal, hoaßts, die besti Gottung Lämper vakafft ma nit. — Oba wan ers zwiesoch zohlad! moant da Paul. — Sul schaun daß er weita kam, hoaßts, die bestn Lämper vakafft ma nit. — Weitakema? is freili leicht gsogg, wohin sul er dan gehn, da Paul, hoam za da Dranderl traut er sih nit, se hot Kochlöffel und Muaser und Wossaschaffeln in da Kuchel, olti Schuach und in Stiefelknecht in da Stubn, däs olls, und wos sist noh do is in an urndlin Hansholt, schmeißts n zan Kopf und afn Bugl, wan er ohni Lampel hoamkimpp. — An gonzn Tog schleist da Paul in Wold und Busch umanonder und schaut va Weitn hin af sei Haus, wo aus n Rachfonk stad und liabli da blow Rach af d Hech steigg. Hulzäpfel snacht er in Wold, saur seins, ober ollaweil noh siassa wia die Dranderl, wan er hoamkam ohni Lampel.

Wia s finsta wird und afn Himel a wilds Weder auffsteigg — himlazn und

Digitized by Google

krochu, regnan und hogln thnats, daß in Teifel kunt graufn — schleicht da Paul Pingglbam zan Schoffstoll und stiehlt s Lampel. Waschlnoß bis af d Hant und zmillt bis af die Knochn, a so kimpp er gegn da Fria hoam za sein Weib mitn Lampel. \Des Thoan, wan s as gschn hats! Ins Bett einighebb hot ses Vieh, bußlt und gholst hot ses üba und üba, daß in Paul frei die Zähnt hobn gwassert.

„Wos stehst dan Du noh do?“ fohrt die Dranderl in Paul af oanmol on, weil er hintern Bettstaffel steht, „gehst dan heint meh nit schloffn? Ih moan, z fria wars nit dazua. Dei Nochtgresserei kon ih eh wos nit leidn; morgn, wans zan orbatn is, wirst wieda stinksaul sein.“

Er steht noh aweil do, hasst mit da Hond in Bettstaffel oh und sogg: „Dranderl, oan guats Wörtl kunst ma gebn, oans hät ih heint wul vadeant.“

„Ah, do schants her!“ locht s Weibel auf, „wegn an Lampel, moanst! Deicht da wos z'sein, weilst ma s Lampel host brocht! Dodl, Du olta! Wau da Dei Hirn nit scha gonz aussagrunen is ba da Nosn, za kunst da s leicht roatn, daß ma mitn Lampel alloan nir onzfonga woas. Oda vasteht Du umzgehn mit die Schof? Du wul gweiß nit, Du! Sul ih s hiaz vaderbn lossn, däs ormi Vieh? Hon ih Zeit, daß ih dabei steh, daß ihs fnater und pfleg? Wos hilft ma s Lampel, wan ih dazna koan Schäffa nit hon? Wanst a Mon warst, wia s a sih ghört, sa fnachast in Schäffer auf, gstot daß d dostehst wia s Kind ban Scherbn. Ih bitt Dih, loß mih mit Fried.“

Da Paul Pingglbam krotzt sih hintern Ohrwaschl, nochha sogg er: „Gnadi Nocht, Dranderl!“ und hatscht stad davon.

In ondern Tog drauf steigg der Olti um in Gei und is kloanvazogg. Do bigegngg er in Schäffa. Da Schäffer is a junga festa Klachel, der geht daher und sogg, er fnachad a Lampel, er hät a weisses Lampel valorn.

„Du,“ sogg da Paul, „s Lampel, däs Du fnachst, is ba mir dahoam. Kim na mit.“

Aft gehn s ollzwen mitanonda. Wia s zan Paul Pingglbam sei Haus keman, gfnacht da Schäffa die Dranderl. Sie lochtn gleih on. Und wir er s Lampel gfnacht, sogg er: „Däs is mei Lampel, wer hot ma dan mei Lampel gstuhln?“

„Der do!“ schreit die Dranderl und zoagg afn Paul.

„Is scha gnat,“ sogg da Schäffa, „die Diab mnas mar einspirn.“ Losst n gleih zsompockn, in Paul, zan Gricht treibn und einkasteln.

Die Dranderl holt's Fiata vors Gsicht und heschazt: „Mein Olter is eingspirt; wenn hon ih dan hiaz, der schant af mih?“

Da Schäffer hots ongschant, ka Wörtl hot er gjogg nit, nar ongschant hot ers, die Dranderl, und ban Kni hot er s zwickt — und a so is aus an Por Sockn da Schäffa worn.

Erklärung: Deana: Gerichtsdiener. dristlt: drängt. gleim: nahe. Ochsnzem: Ochsenziemer hasn: fast. wekfedln: aus den Dienst treten, übersiedeln. sädin: sättigen, stärken. — klewer: kaum. Hondscha: Handschuhe. in sewin: denselben. Stricadö: Strickzeug. mei Lepper: mein Lebtag. umzoschn: umherstreichen. Lämper: Lämmer. Mnafer: eiserner Pfannenschaber, ein Kochgeräthe. urutlin: ordentlichen. zmillt: zerschlagen. Nochtgresserei: Aufbleiben und langsames Umherarbeiten in der Nacht. hastloh: streichelt. Deicht da wos z sein: Dünkt Dich etwas Besonderes zu sein. roatn: denken. heschazt: schluchzt. Kni: Knie.

Bücher.

Der gerichtliche Zweikampf und das heutige Duell. Von Conrad Thümmel. (Hamburg, J. F. Richter) „Deutsche Zeit- und Streit-Fragen.“

Vorliegende Schrift liefert den Beweis, daß Jene, welche das heutige Duell von dem alten deutschen Zweikampf ableiten wollen, letztern vollkommen mißverstehen. Der alte deutsche Zweikampf fußte auf dem Glauben an das unmittelbar wirkende Gottesurtheil; er wurde als vorbereitend auf die Entscheidung einer Rechtsfrage, als eine Art von Eid gerichtlich angeordnet, öffentlich ausgeführt und zwar in allen Rechtsfragen, auch solchen der gewöhnlichsten Natur. Zum Reinwaschen der Ehre ist der Zweikampf hingegen kaum oder höchst selten zur Anwendung gekommen; die alten Deutschen mochten der Meinung gewesen sein, daß eine Ehre, welche des Reinwaschens

Digitized by Google

bedarf, des Aufwaschens nicht wert sei. Der alte Zweikampf war trotz seines religiösen Grundes durchaus nüchtern und realistisch gegenüber dem heutigen Duell, welches beinahe spiritistisch angehaucht erscheint und daher bei der sonstigen materialistischen Richtung unserer Zeit in lächerlichem Widerspruche steht. Der Verfasser der durchaus wissenschaftlich gehaltenen Schrift hofft, daß sich die aus der längst todten Form entwickelte falsche Auffassung und Anwendung als zweckwidrig bald überleben werde. An Stelle des Duells denkt er sich den Eid; dieser sollte in einer geistig vorgeschrittenen Gesellschaft, deren Ideal Ehrenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit ist, die sinnlose, zweckwidrige und deshalb ungerechte und undeutsche Schlägerei verdrängen. — Bei der in unserer Zeit sich steigernden Verrohung der städtischen Jugend wagen wir uns solcher Hoffnung vorläufig nicht anzuschließen. R.

Inventarium einer Seele. Von B. von Suttner. Zweite, verbesserte Auflage. (Leipzig, 1888. Wilhelm Friedrich.)

Die bekannte und beliebte Erzählerin ist mit diesem Buche in ein gar amüsantes Plaudern gekommen. Sie plaudert über Gott, Welt, Poesie, Ueberzeugungen und Meinungen, Musik, Kritik, Politik, Kosmokritik, Paris, Blasiertheit, Krieg und Frieden, Bücher, Ahnungen, Phantome, Liebe, Mikrochronoskop, Parlament, Sehnsucht, Zeit, Arbeit, Religion, Geld u. s. w. Es ist die Unterhaltung eines ästhetischen Salons besserer Gattung. Das Buch hat sein Publikum. M.

Im Weichbilde des Bären. Berliner Skizzen von Paul Lindenberg. (Berlin, J. L. V. Laverrenz. 1887.)

Ein so geschmackloser Titel zu einem so prächtigen Büchelchen. Indes, wir glauben, das ist nur ein vorläufiger Titel, und das Büchlein wird seinerzeit einem größeren, von uns mehrmals erwähnten Werke, „Berlin", von demselben Verfasser, einverleibt werden. Die vorliegende neue Sammlung von Berliner Skizzen übertrifft an Wert die früheren, diese Aufsätze behandeln stets interessante Gegenstände aus der deutschen Kaiserstadt und sind so sachlich, klar und plastisch dargestellt, daß der Leser fast den Eindruck des Selbsterlebten erhält. Wie interessant und charakterisierend sind die Aufsätze: „Des Kaisers Heimstätten," „Hinter den Coulissen des Opernhauses" oder „Das Asyl für Obdachlose!" M.

Die Teilelwiese. Romantische Sage aus dem Mürzthal von Alois Friedrich. (Langenwang, Selbstverlag der Verfassers. 1887.)

Eine Volkssage mit Geschick dichterisch zu behandeln, ist kein übles Beginnen. Da schreibt man ein Werk, das gewissermaßen vorweg schon populär ist, und eine alte Ueberlieferung, in weiteren Theilen und Kreisen ausgeführt, zu lesen, hat für Viele einen besonderen Reiz. Und eine Rittergeschichte ist heutigen Tages doch etwas Seltsames. Vorliegendes Büchlein dürfte in Steiermark, besonders im Mürzthale, seine Leser finden. In anmuthiger Schreibweise wird ein Bild entrollt, welches sowohl durch die Richtigkeit seiner landschaftlichen Localfärbung, als auch durch den darin webenden Sagengeist des Volkes — nicht am wenigsten den des Erzählers — im Stande ist zu fesseln. Den Inhalt zu verrathen wäre ein Verrath an dem Büchlein; es möge Jeder seine Neugierde aus erster Quelle befriedigen. M.

Declamatorium. Eine Mustersammlung ernster und heiterer Vortragsdichtungen aus der Weltliteratur. Herausgegeben von Maximilian Bern. (Philipp Reclam jun., Leipzig.)

Wer bei der Wahl einer Vortragsdichtung aus dem Vollen schöpfen will, wer in einem intimen Kreis literarisch wertvolle, wirksame Poesien vorzulesen liebt, wer für seine Schauspielschule oder für privaten Declamationsunterricht ein vortreffliches Hilfsmittel braucht, der greife nach dieser Sammlung. V.

Krone und Kerker. Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von R. vom Hof. (Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1887.)

Diese Erzählung folgt dem Gange der Geschichte und schließt sich sowohl hinsichtlich des Thatsächlichen als der Charakteristik der betheiligten Personen so eng als möglich an die Darstellung der besten Geschichtsschreiber an. Das Leben in der Zeit Heinrich VIII. von England tritt dem Leser in sprechenden Bildern entgegen. Das tragische Schicksal Anna Boleyns, der Heldin des Stückes, erweckt warmes Interesse. Das Buch ist nicht nur eine fesselnde, geschichtlich unterhaltende, sondern auch allenthalben auf die sittlichen Mächte hinweisende und die Gewissen weckende Lectüre. V.

Kalender des Deutschen Schulvereins auf das Jahr 1888, redigiert von Adam Müller-Guttenbrunn. Derselbe gibt sich als ein vornehmes literarisches Jahrbuch mit künstlerischem Bilderschmuck und prächtigem Einband, und die besten deutschen Dichter- und Schriftstellernamen haben Theil an seinem Inhalt. Robert Hamerling eröffnet den Kalender mit einem vortrefflichen Gedicht: „Vaterland und Mutterland," in welchem das Verhältnis

Digitized by Google

der Deutschen Oesterreichs zu ihrem Stammlande und zu ihrer Heimat in dichterisch schöner Weise zum Ausdruck gelangt. Rosegger hat eine lustige Geschichte, Marie v. Ebner-Eschenbach drei von prächtiger Satire durchtränkte „Sinnbilder", und F. v. Kapff-Essenther eine tief ergreifende Erzählung beigesteuert. Martin Greif, F. Keim, M. Barack und Franz Höllrigl sind theils mit heiteren, theils mit ernsten Gedichten vertreten; Pater Cölestin Schachinger würdigt die Bedeutung der „Biene in der Landwirtschaft," Müller-Guttenbrunn lenkt die Aufmerksamkeit der deutschen Familie auf die Wichtigkeit bei der Wahl „Unserer Namen" u. s. w. So reich wie der literarische Theil des Buches ist auch der kalendarische, das „Nachschlagebuch für Jedermann." Der Kalender des Deutschen Schulvereins, der sich mit seinem ersten Jahrgange bereits eine hervorragende Stellung errungen hat, ist mit seinem jetzt vorliegenden zweiten Jahrgange augenscheinlich auf dem besten Wege, der erste deutsche Kalender zu werden. Das Reinerträgnis fällt ungeschmälert dem Deutschen Schulvereine zu.

V

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Umlauft. (A. Hartleben, Wien.)

Das Programm dieser Zeitschrift umfaßt wie bisher alle Fortschritte der geographischen Wissenschaft und außerdem noch die dankenswerte Specialität, einzelne Länder und Völker in eingehenden, durch Original-Illustrationen erläuterten Artikeln näher bekannt zu machen. Unter Anderem bietet im neuesten Heft der soeben in seine Heimat zurückgekehrte Afrikareisende Dr. Emil Holub ein fesselndes Bild „Aus dem Marutse-Reiche." Dr. Ludwig Martin in Delhi (Indien) empfiehlt als Weltsprache die Annahme des Malaiischen, einer schon heute weitverbreiteten Sprache, die an Einfachheit von keiner der künstlich construierten Weltsprachen erreicht wird.

V.

Ferner dem Heimgarten zugegangen:

Reiche Leute. Von Ludovika Hesekiel. (Gotha, Fried. Andr. Perthes, 1887.)

Caliliuarische Existenzen. Trauerspiel in fünf Acten von F. von Krottenau. (Leipzig Otto Wieweg.)

Tamina. Eine Dichtung von Otto Franz Genschen. (Berlin, 1888. Eugen Grosser.)

Immortellen. Von Otto Franz Genschen. (Berlin, 1888. Eugen Grosser.)

Aus dem Reiche des Cantalus. Alfresco-Skizzen von W. L. Rosenberg. (Zurich, Verlagsmagazin. 1888.)

Sagen aus Kärnten. Zusammengestellt und theilweise neu erzählt von J. Rappold. (Augsburg, Author'sche Verlagsbuchhandlung. 1887.)

Die österreichische Gebirgswelt in Chromo-Lithographien nach Naturaufnahmen, von A. Gerasch. (Graz, Leykam.) Das zweite Heft dieser Ausgabe besteht in den Bildern: Glocknerhaus; Großglockner von der Franz Josefs-Höhe; Zirmsee; Seelicht; Pfandelscharte; Fleiß-Gletscher.

Vereinfachtes Volapük. Praktischer Leitfaden für den Selbstunterricht von August Schneid. (Brünn, 1887. C. Winkler.)

Deutsch Land. Monatsschrift zur Förderung einer friedlichen Socialreform Redaction: Baden-Baden. Verlag: Bubenheim. Station: Harzheim-Zell, Rheinpfalz.

Frauenberuf. Zeitschrift für die Interessen der gebildeten Frauenwelt. (Verlag von Herm. Weißbach in Weimar.)

Neuer Oesterreichisch-Ungarischer Familien-Kalender für das Jahr 1888. (Teschen, K. Prochaska.)

Der gehörnte Siegfried. Deutscher Volkskalender für 1888 Herausgegeben von W. Müller-Amorbach und Georg Volk. II. Jahrg. (Offenbach a. M., August Heß.)

Vom 1. October d. J. an erscheint im Verlage von Riemann & Möller in Berlin eine neue **naturwissenschaftliche Wochenschrift** unter dem Titel **„Der Naturwissenschaftler."**

Postkarten des Heimgarten.

⨯⨯ Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

Falls — wie es bisher so oft geschah — Nachdruck meiner Aufsätze aus dem Heimgarten beliebt wird, bitte ich sehr, sich vorher mit mir oder der Verlagshandlung ins Einvernehmen zu setzen. Eigenmächtige Nachdrucke ohne Quellenangabe müßte ich rücksichtslos verfolgen.

Rosegger.

J. B., Wien: Natürlich. Von einem Poeten — besonders wenn er unter die Vorleser geht — verlangt man heutzutage nicht allein, daß er den Leuten Schätze ins Herz, sondern auch in den Beutel legt.

W. L., Leipzig: Die heutige deutsche Schriftstellerwelt wird von Niemandem mehr bloßgestellt und geschmäht als von Schriftstellern selbst. Lesen Sie jenes in Leipzig erscheinende Blatt, welches ein Organ für die Interessen der Schriftsteller sein will, und Sie werden verstehen, was wir meinen.

Digitized by Google

H. M., Pollschach: Doch zu geringfügig.

A. H., Tehrenthal: Würden das Gedichtchen für diesmal willig abdrucken, aber Sie drohen uns in diesem Falle mit weiteren Einsendungen!

C. A. Sch., Prüx: Ein gutes Bild von dem Bauernphilosophen finden Sie in Dodel-Ports Werk über K. Deubler. Elischer in Leipzig.

J. J., Mauthausen: Es ist eine Ausrede fauler Leute, daß bei gesunden Menschen mäßige Arbeit nach dem Mittagsmahle die Verdauung störe. Eher fördert sie dieselbe. Im Allgemeinen wird Einer, der nach dem selbstverständlich nicht übermäßigen Mahle wieder an die Arbeit geht, viel frischer und behaglicher bis zum Abende aushalten als der Andere, welcher sein „Mittagsschläfchen macht. Also Ihr Vorschlag mit Dank abgelehnt.

J. F., Wr.-Neustadt: Sie dichten ganz erbarmungslos weiter!

Dr. O. A., Wien: Die Verstaatlichung oder Verlandschaftlichung des Versicherungswesens ist ein Ding, dem ein vernünftiger Mensch kein Hindernis unter die Füße werfen sollte.

A. M., Nürnberg: Esprit, Witz, Humor. Diese lassen sich beiläufig so charakterisieren: Esprit ist die Fähigkeit, etwas in rascher Folge von verschiedenen Gesichtspunkten aus zu betrachten, Abwechslung in ein Thema zu bringen, in Anderen viele Gedankenreihen zu erwecken. Dem verwandt ist der Witz, der aber Ernstem auch heitere und komische Seiten abgewinnt. Der Humor steigt nicht aus den Quellen des Esprits und Witzes, sondern aus dem Gemüthe, er ist gleichsam der Esprit des Gemüthes.

F. L. J., Wien: Erinnern Sie an Hermann Kienzl's Wahlspruch:

Der heiße Drang
Dem Volke zu nützen,
Dem ich entstamm',
Begrenzt mein Ziel.
Nicht will ich Lob,
Nicht will ich Ruhm,
Doch will ich Erfolg,

mit dem man wohl einverstanden sein kann.

P. A., Prems: Die vorgedruckten Besprechungen, welche manchen Recensions-Exemplaren beigelegt zu sein pflegen, sind den zeitarmen Redacteuren zu recht angenehm; wir selbst machen manchmal insoferne davon Gebrauch, als sie über das Werk orientieren. In anderer Beziehung können wir mit dieser Unsitte nicht einverstanden sein. Die Verleger mögen freilich auf ihr Recht pochen, ihre Waare auszubieten und oft thun sie es auf marktschreierische Art. Die Autore sind dagegen machtlos; möchten letztere, soweit ihr Einfluß reicht, nie vergessen, daß ihr Name und ihre Werke mehr als Waare sind.

A. M., Kramburg: Ihren Wunsch auf Wahrung der christlichen Grundsätze in diesem Blatte theile ich. Alle Richtungen und Satzungen, dieselben mögen religiös, politisch oder social sein, thun mir weh, wenn sie einen Unterschied machen zwischen Menschen und Menschen, und auf Confession, Nation und Stand mehr Gewicht legen als auf die innere Tüchtigkeit der Einzelnen. Aus diesem Grundzug meiner Auffassung entsprang und entspringt manches Wort, das von gewissen Leuten mißverstanden, vielleicht mit Absicht mißdeutet werden mag. In meiner Jugend waren derlei Meinungsäußerungen energischer, einseitiger und wohl überhaupt unreifer als in späteren Jahren; ich habe Priester, Lehrer, Politiker, Soldaten, Bauern, Aerzte, Aristokraten und Schriftsteller beleidigt. Als sie sich von der Redlichkeit meiner Absichten überzeugten, waren sie versöhnt, nannten mich aber einen Idealisten. — Ich rede nicht einer Confession das Wort, ich hasse außerhalb der Sittengesetze alle Unduldsamkeit, dabei aber bleibe ich; meine Ideale ruhen im Humanismus des Christenthums, und wenn je, so können sie nur durch diesen erfüllt werden. R.

× Durch ein Versehen wurde im Octoberhefte des „Heimgarten" der Schluß des VII. Abschnittes von Hamerling's Selbstbiographie („Zehn Jahre im Süden") in der Inhaltsangabe auf dem Umschlage als Schluß des ganzen Werkes bezeichnet. Wie wir schon früher erklärten, wird die Selbstbiographie bis zur Gegenwart fortgesetzt. Die Red.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Digitized by Google

3. Heft December 1887. XII. Jahrg.

Martin, der Mann.

Eine Erzählung von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Weiterer Briefwechsel zwischen der Königin und der Försterstfrau.

Schloß am Hof.

Liebste Maria!

Wenn Dein letzter Brief hier bei Hofe bekannt würde (es geschieht aber nicht), sie müßten Dich Alle verlachen und verspotten, und nur Eine ist, die Dich bewundert, verehrt wie eine Heilige im Himmel. Du bist ja wahrhaftig eine Heilige, nachdem was Du mir des Forstgehilfen wegen geschrieben hast. Woher nimmst Du die Kraft? Den Willen brav zu sein haben wir ja Alle, aber die Kraft, die Kraft! Ich weiß es nicht und auch Du wirst es nicht wissen, wie schwach das Weib ist. Schon die Ahnung macht mich zittern. Ich glaube, wenn er Dich nur an der Hand berührt und Dir ein liebes Wort gesagt hätte, so wärest Du verloren gewesen. Das mußt Du geahnt haben, und so hast Du die Kraft genützt, solange sie noch da war. Jetzt will ich Dir aber sagen, daß es Dein Mann wissen muß, was er für ein Weib hat, erstens damit er sich freut und Dich anbetet, und zweitens daß er sich neun Klafter tief in den Erdboden hineinschämt, Dich mißhandelt zu haben.

Ich muß Dir auch eine Liebesgeschichte erzählen, aber das sage ich Dir im Voraus, so tapfer bin ich nicht wie Du. Meine edlen Herren und Stände haben wieder einmal Einen für mich entdeckt. Das ist der Bruder des regierenden Fürsten jenes Nachbarlandes, mit welchem wir beständig in Kriegsgefahr leben. Sowie es auch bei Euch manchmal zwei Bauern gibt, wovon jeder im Grunde ein ordentlicher

Digitized by Google

Mensch ist, können sich miteinander aber nicht vertragen, necken und trotzen sich oben und unten, begehren auf, lassen sich besänftigen, necken und trotzen sich wieder und auseinmal ist der Raufhandel da. Aehnlich auch hier. Nun heißt es, eine Verschwägerung und Blutsverwandtschaft müßte die beiden Häuser gründlich miteinander aussöhnen und soll ich den Herzog Ottomar heiraten. Die Schilderungen, die mir von ihm als Vorschuß gemacht wurden, waren verlockend genug und ich habe bei Hof eine Gräfin Baldriani, die hat mir an langen Abenden soviel erzählt, vom uralten Adel — er soll sechsundzwanzig Ahnen haben! — von der Jugend, Schönheit und Tapferkeit des Herzogs, bis uns beiden, der Alten wie der Jungen, die Zähne wässerig geworden sind. Und ich dachte mir, das füge sich doch einmal gut, ich bekäme einen herrlichen Mann und leistete nebstbei dem Reiche einen großen Dienst. Und eines Tages ist Herzog Ottomar auf einem stattlichen Schiffe den Sulzastrom herabgefahren, daß er um mich werbe. Meine Baldriani hatte mir schon ein großes Bildniß von ihm zu verschaffen gewußt, von dem berühmtesten Maler der Gegenwart ausgeführt. Ich mußte gestehen, es war ein einnehmender Mann, und ruhte ich manche Stunde auf dem Kissen und sah das Bild an, welches vor mir auf der Wand hing. Nun kam er selbst. Sein Gefolge war glänzend, seine Erscheinung und sein Auftreten untadelhaft, was selbst mein Ober-Hof-Ceremonienmeister zugab; aber, Maria, er gefiel mir nicht. Er ist ein bildschöner Mann und kann drei Jahre älter als ich, er hat mich mit allerlei Aufmerksamkeiten überhäuft, und gefällt mir nicht! Er dreht beständig an seinem schwarzen Schnurrbärtchen und so oft er an einem Spiegel vorbeikommt, kräuselt er sich verstohlen mit dem Taschenkamm, den er immer in der Faust zu haben scheint, Haar und Backenbart. Am Tage seiner Werbung, als er von dem kalten Herbstwetter in die warmen Gemächer eintrat, sollen seine Metallknöpfe trübe angelaufen sein und darüber hätte er seinem Kammerdiener Fußtritte versetzt. Seine Tapferkeit besteht vorderhand hauptsächlich im Schnellreiten und Pferdedressieren. Er soll die feurigsten Pferde haben, sein Adjutant steht mit den Pferdehändlern der ganzen Welt in Verbindung und Herzog Ottomar liest nichts als die Pferdezeitungen. Auf der Wasserfahrt soll er höchst ungeduldig gewesen sein, wohl weniger um die Braut zu sehen, als vielmehr die Lieblingsrösser aus seinem Marstalle zu begrüßen, die er sich auf dem Landwege hieherbefördern ließ. Seine drei Lieblingsrösser hat er photographiert in der Kajüte gehabt. Zwei seiner Granden warben für ihn um meine Hand. Ich war höchst gerührt und auf eine solche Ehre nicht gefaßt — Du glaubst es nicht, Maria, wie ich mich schon verstellen kann — und bat um Bedenkzeit. Mittlerweile habe ich mit Herzog Ottomar mehrmals verkehrt, er ist thatsächlich ein galanter Mann. Eines Abends, nach dem Mahle war's — ich weiß heute noch nicht, wie das zugegangen ist — saßen wir im Gemache plötzlich allein, der Herzog, ich und die Gräfin Baldriani. Wir waren sehr heiter und bemerkten es nicht, wie sich die Gesellschaft nach und nach entfernt hatte. Endlich war auch die Gräfin nicht mehr da und wir, der Herzog und ich, sitzen allein im Zimmer. Wir werden beide ein bißchen wortkarg und plötzlich liegt er vor mir auf den Knieen, stammelt das Wort „Euere Majestät" und noch ein paar andere Worte, die ich nicht verstanden habe. Ich streife mit dem Ellbogen — natürlich zufällig! — an das Weinglas, welches auf dem Tische steht, es stürzt klirrend auf den Tischfuß hinauf, der Diener eilt herein und die Sache ist für diesmals entschieden. Damit Du siehst, liebe Freundin, daß auch ich tapfer sein kann. Nur ist der

Digitized by Google

Unterschied, daß der Deine Dich bezaubert, der meine mich gelangweilt hat. Die Bedenkzeit währt immer noch fort. Wenn ich ihn heirate, so ist es ein großes, sehr großes Opfer, das ich meinem Reiche bringe; ich fürchte, daß ich nicht stark genug sein werde, es zu vollbringen. Schon, daß ich Dir, obgleich meiner verläßlichsten und vertrautesten Freundin, das Alles mittheilen kann, ist ein Zeichen, daß nichts Innerliches für den Herzog in mir ist.

Was Sonstiges anbelangt, so ist es gegenwärtig etwas unheimlich hier. Die Polizei, die stets insgeheim nach den Urhebern des Königsmordes fahndet, hat vor Kurzem zwei Personen eingeliefert, die verdächtig waren. Es ist ein Straßenarbeiter und ein junger Arzt; sie leugneten es nicht, den Sturz des Königsthumes mit angeplant zu haben, aber dem Morde stünden sie ganz ferne und sie wüßten nichts anzugeben. Sie sollten noch an demselben Tage erschossen werden; ich gab bekannt, daß es mein Wille nicht sei, daß zwei Menschen, die aus Liebe für ihr Volk Schlimmes beabsichtigten, hingerichtet werden sollten. Der Arbeiter kam auf eine Festung, der Arzt, ein Ausländer, wurde ausgewiesen. Doch sind von dem Mörder meines seligen Oheims selbst Spuren entdeckt. Ein Student soll den Mord angezettelt haben, er ist aber flüchtig geworden. Der alte treue Kammerdiener des Königs hat sich den Mord so sehr zu Herzen genommen, daß der Arme in eine Irrenanstalt gebracht werden mußte; er bildet sich nun ein, selbst den König getötet zu haben und sagt grause Dinge aus.

Das sind traurige Geschichten, und wir sollten die nahende Weihnachtszeit mit frohem Herzen begrüßen. Wenn Ihr in Eurem stillen Waldhause voller Glück und Treue zueinander das Fest begehet, so gedenket auch ein wenig Eurer

Juliana.

Forsthaus.

Meine liebe Königin!

Ich bitte Dich, nimm ihn nit, das darf auch von keinem König und keiner Königin verlangt werden, daß sie wider die Natur handeln. Da laß es lieber ankommen auf einen Krieg. Was hilft's denn, wann Du ihn heiratest? Wann Du mit ihm unglücklich bist, kannst Du Dein Volk nit glücklich machen. Was willst anheben mit so einem Mann, der die Rösser lieber hat als Weib und Kind? Dumm ist er auch, wie ich mir aus Deinem Brief zusammenreimen kann. Sechsundzwanzig Ahnen hätt er, schreibst. Mein Peter sagt, wenn er alle seine Ahnen zählen wollt, er brächt noch viel mehr zusamm, bis zum Adam hinauf. Nein, Juliana, Du bist einen rechten, ernsthaften, gescheiten und ganzen Mann wert. Mit dem von den Königsmördern hast Du mir Angst gemacht, aber mein Peter sagt: Unserer Königin geschieht nix und gescheit ist es, daß Du die Zwei nicht hast erschießen lassen. Alle Tag beten wir für Dich. Und müssen Dir auch noch recht danken für die schönen Christgeschenke. Der Franzel reitet den ganzen Tag auf seinem Holzschimmel, so daß ihn der Peter schon den Herzog Ottomar heißen will, was ich nit leiden mag. Der Peter sagt, ein solches Schußgewehr hätt nicht einmal der Oberamtmann im Gschloß und er trifft damit auf dreihundert Schritt einen dürren Baumstamm; auf grüne schießt er nit, und das Gebot: Du sollst nicht tödten! wendet der auch auf die Tannen und Lärchen und Holzapfelbäume an. Jetzt was soll erst ich sagen zu meinem Taffetmantel! So oft ich Zeit hab, steh ich vor meinem offenen Kasten, wo er drinhängt, und schau ihn an. Aber in die Kirchen getrau ich mich mit ihm nit und nit um Leben und Sterben. Deßwegen ist die Freud grad so groß, und wann ich ihn nit anhab, so denk ich mir

Digitized by Google

halt, ich kunnt ihn anhaben, und wenn ich dem Peter in meiner Lodenjoppen etwan einmal nit schön genug bin, so mag er sich denken: Ich kunnt schön sein. So legen wir Deinen tausendschönen Seidenmantel über's Herz an, da steht er gut und hält warm und sieht's Niemand. Vergelt Dir's Gott, und auch für das Gewehr und für das Pferd. Daß wir gar nichts haben schicken können, schmerzt mich wohl recht, aber seitdem die Buttergeschicht so übel ausgefallen ist, probir ich nix mehr.

Wir wünschen Dir alle drei ein glückseliges neues Jahr und wünschen Dir Alles, was Du Dir selber wünschest, nur das versprich mir, liebste, herzallerliebste Königin, den Herzog nimm nit! Maria Baumgartner.

Schloß am Hof.

Heute, meine gute Maria, habe ich Dir etwas Trauriges mitzutheilen. In dieser Nacht ist meine Mutter gestorben. Sie wohnte auf dem Schlosse Johannslust, hatte sich am Christabende bei einer Ausfahrt im offenen Wagen erkältet und starb an einer Lungenentzündung. Alles Weitere wirst Du wohl von anderer Seite erfahren, ich kann heute nichts mehr schreiben. Ich hatte an diesen Fall nie gedacht. Als mein Vater starb, war ich ein Kind, wie heute Dein Franz ist. Ich ringe nach Fassung und finde keine. Ich habe mich eingeschlossen in mein Zimmer. Im Saale nimmt die Gräfin Baldriani die Beileidsbezeigungen in meinem Namen in Empfang. Ich gebe nicht viel drum, nur von Dir möchte ich ein gutes Wort hören.

Deine tiefbetrübte Juliana.

Forsthaus.

Meine liebe Königin!

Du kannst Dir denken, wie uns Deine traurige Nachricht angegriffen hat. Mein Gott, wenn ich Dich jetzt so trösten könnte, wie Du mich getröstet hast, als meine Mutter auf dem Brett ist gelegen. Du hast mich an den Himmel gemahnt und an's Wiederfinden in der anderen Welt. Du bist dazumal selber noch so gewesen, aber jetzt, heißt es, hätten die Stadtleut keinen Glauben mehr, und mach ihnen auch keinen Vorwurf, weil sie selber nit dafür können, und weil der Glauben eine Gnad Gottes ist. Ich weiß es gewiß, ich weiß es ganz gewiß, daß Du Deine Mutter wieder sehen wirst. Wegen dem Stückl Erdenleben hat uns der Herrgott nit erschaffen, und weil Du's täglich sehen kannst, wie für jedes Leid auch eine Freud ist, so wird für den bitteren Tod auch eine sein. Wie meine Mutter gestorben ist, hat mich das am meisten bedauert, daß sie auf der Welt soviel hat leiden müssen, und wie ich einmal recht andächtig hab beten wollen oben in der Kapelle, ist's mir in den Sinn kommen, daß dieser mein Schmerz eigentlich nur eine Freud ist und daß jetzt bei meiner Mutterlieb kein Kummer mehr dabei ist. Wenn die liebe Mutter Gottes auf der Welt thät herumgehn und wir sie alle Tag begegnen thäten, lang nit so lieb kunnten wir sie haben, als so, wo sie unsichtbar neben uns steht. Und wer weiß, ob wir ihr allemal Schuhe geben wollten, wenn sie im Schnee thät dahergehen mit bloßen Füßen. Wissen wir sie im Himmel, so thun wir ihr viel zu Lieb. Schau, und so können wir unsere Verstorbenen mit einer viel größeren Liebe lieben, als wie es möglich wäre, wenn sie noch neben uns thäten sein in ihren Leiden und Fehlerhaftigkeiten. Mit dem Sterben geht wieder eine ganz neue Freundschaft an, eine himmlische Freundschaft geht an. Heut thut's mir nimmer weh, wann ich an meine verstorbene Mutter denk, und muß ich schon noch weinen, so ist's ein süßes Weinen, und wann ich was Hartes zu erdulden hab, so leid ich's meiner Mutter zu Lieb, und

Digitized by Google

wann ich ein gutes Werk soll thun, so thu ich's meiner Mutter zu Lieb. Bei Dir wird's auch nit anders sein, und schau meine liebe Königin, Du hast so große Gelegenheiten, Deine Verstorbene zu ehren. Du siehst ein altes Mütterl an der Krücken, Du kannst ihm Gutes thun; hörst von armen Waisen, denen auch die Mutter gestorben und die Niemand haben und von Freuden getreten werden. Wieviel Elend gibt's nit überall und Du bist die Königin. Und Du thust es schon zehnmal früher als ich's einmal sag, und Du wirst sehen, den Leuten recht viel Gutes thun, das ist der allerbeste Trost. Freilich, wie Dir jetzt um's Herz ist, da hilft kein Reden nit und kein Gutesthun, jetzt mußt Du den Schmerz still ausbluten lassen. Kunnt ich nur bei Dir sein, kunnt ich Dir die Tropfen von den Wangen trocknen. Ich gehe morgen, wann sie Deine Mutter bestatten, in die Kirchen und will recht beten, daß Dir leichter wird. Behüt Dich Gott, meine Königin, behüt Dich Gott und schreibe doch recht bald, wie es Dir geht.

Maria Baumgartner.

Schloß am Hof.

Gute Maria!

Was Du Dir denken wirst, daß ich solange nicht mehr geschrieben und nicht gedankt habe für Deinen Beileidsbrief, der mir eine rechte Wohlthat gewesen ist. Ich habe den Glauben an Gott ja auch noch nicht verloren, ich fühle seine Gnaden, die er mir täglich erweist, wenn mich seine Verheißungen trösten, wenn mir seine Gebote die Kraft verleihen, zu rechter Zeit Gerechtigkeit und Milde zu üben in meinem Amte. Und eine seiner größten Gnaden ist, daß er mir Dich zur Freundin gegeben hat. Hier gibt es gar keine Menschen, lauter Diener und Heuchler und Schmeichler. Es ist eine Wüste. Auf dem Lande hat man vor der städtischen Bildung einen großen Respect; was ist daran, die meisten brauchen ihre Kenntnisse nur dazu, um sich das zu verschaffen, was das Thier in ihnen verlangt. Andere sind, die trotz ihres Wohllebens grundsätzlich Alles verachten und an Allem verzweifeln. Pessimisten — wenn Du Dir den schönen Namen merken willst — nennt man die Leutchen. Kannst Du Dich doch noch erinnern an den alten Straßenmeister Remigni zu Friedau, der Alles grau gesehen hat, lauter graue Wiesen, graue Blumen, graues Firmament, als ob ihm Alles mit Straßenstaub überzogen gewesen wäre. Die Pessimisten sind auch so farbenblind, sie sehen das Blau des Glaubens, das Grün der Hoffnung, das Roth der Liebe nicht. Sie leiden am grauen Staar, den man nicht stechen kann. Es ist keine Freude mit ihnen. Und im Grunde — mit uns auch nicht.

Alles glaubt, weiß der Himmel, wie groß wir Fürstenleute die Welt genießen. Du lieber Gott! Anfangs, da mir der Glanz neu war, freute ich mich wohl an ihm, allein es wurde mir beigebracht, daß ich die Freude nicht in aller Unbefangenheit äußern dürfe, sondern immer zurückhaltend und höflich kühl sein sollte. Es hat sich bald gewendet, jetzt bin ich wieder zu kühl und bringe zu wenig Artigkeiten aus dem Munde, wenn mir zu Ehren Herrlichkeiten angestellt werden. Es thut mir oft selbst leid, daß bei den Huldigungen, die das Volk mir allenthalben beweist, mein Herz eigentlich kalt bleibt. Und wenn ich bedenke, was für Liebe und Treue oft in einem einzigen Kranze sein kann, der mir gewunden wird, in einem einzigen Fähnlein oder Aemplein, mit welchem meine Wege geschmückt werden, so muß ich mich anklagen, daß ich's nehme ohne rechte Wärme und Frohstimmung, wie etwas ganz Selbstverständliches. Ist es denn immer gar so selbstverständlich, daß das Volk seine Fürsten liebt? — Die Gewohnheit

Digitized by Google

macht's, liebe Maria, und Dinge, womit mir die Leute ein Vergnügen zu machen glauben, als laute Huldigungen, Schaustellungen und so weiter sind mir gründlich zur Last, und es würde mich doch verdrießen, wenn sie nicht geschähen. Du kannst es nicht glauben, Maria, wie geschäftsmäßig man sein Volk liebt.

Anfangs, ja, da gab ich mich bei Audienzen und Vorstellungen wie ich war, dachte und empfand, das war wieder nicht recht, es ist Alles vorgeschrieben, was man sagen muß, je allgemeiner, förmlicher, farbloser und seelenloser man spricht, desto besser. Auch das Handwerk will gelernt sein. Nun, man ist trotzdem oder vielleicht gerade darum mächtig und kann Gutes wirken.

Im nächsten Frühjahre, wenn die Gärten hier blühen, mußt Du mit Deinem Franz auf einige Zeit zu mir kommen. Du wirst nicht bei den Gärtnerleuten wohnen, Du wirst in meinem Hause sein, und anstatt mich mit Dir zu schämen, wie Du einmal angedeutet hast, möchte ich mich eher mit Dir prahlen, wenn eines nicht so thöricht wie das andere wäre. Ich hätte Dich schon lange mit einem großen Wagen holen lassen, und mit Landsknechten, daß Du unterwegs nicht entkommen könntest, aber, daß ich es Dir gestehe, ich hatte immer einige Angst. Uns geht's nicht schlecht, wir haben manche anspruchsvolle Gäste und wir können den Kaiser von Indien, der im Märchen ist, mit gebührenden Ehren empfangen. Aber einem Gast, wie Dir gegenüber, komme ich mir arm vor, und was Du willst und bedarfst, das habe ich nicht. Ich habe nicht den schönen Wald, nicht die reine Luft, nicht das frische Wasser. Ich habe die liebe Ruhe nicht und habe nicht die freundliche Arbeit, die Deine Hand gewohnt ist. Und wenn Du eintrittst unter mein Dach, so muß ich sagen: Reiche Frau, die Du vom freien Lande kommst, nimm fürlieb mit dem Armseligen, was wir Dir hier bieten können. Es müßte denn sein, daß die Freundin hier Deines Besuches wert wäre, und das hoffe ich.

Ich glaube Dir nicht mehr geschrieben zu haben, seitdem ich den Herzog mit Bestimmtheit abgelehnt habe. Mir hat's seinetwegen fast ein wenig leid gethan, ich habe es so artig als möglich gemacht. Ich hätte mir überlegt, war meine Antwort, daß eine Königin, die es mit ihrem Amte ernstnehme, ihre persönlichen Angelegenheiten in zweite Linie stellen müsse, daß sie alle ihre Kraft und ihren Willen auf das Reich zu richten hätte und daß es nicht gut sei, wenn die Familie einen Theil dieser Kraft und dieses Willens an sich ziehe. Dem Herzog dankte ich auf das allerverbindlichste für die hohe Ehre, die er mir zugedacht, und ich würde diese Ehre bis an mein Ende zu schätzen wissen. Mein hoher Reichsrath war mit der Begründung freilich nicht zufrieden und er meint, die erste Pflicht einer Königin gegen das Reich sei, daß sie dem Reiche sobald als möglich einen Prinzen gebe. Man hat es wohl eingesehen, daß mein Vorwand eben nur ein Vorwand war. Der Herzog hat sich auch nicht viel daraus gemacht und gestern höre ich, daß er sich mit einer schönen Tänzerin vermählt hat.

Sonst hat sich seit dem Tode meiner armen Mutter nichts verändert. Ich lebe in sehr geräuschvollen Kreisen sehr einsam dahin. Anfangs Februar hatten wir wieder Besuch und da gab's Feierlichkeiten. Lächerlich war's, als Seine Excellenz, der Ober-Hof-Ceremonien-Meister Graf Eugen von und zu Wolfsburg, Königlich-geheimer Rath und Herr auf Hohenmaut (der Titel ist lang, aber der Graf gibt keine Silbe davon weg) die lustigen Granden, die gern ihren Carneval haben wollen, immerwährend beschwor, nur nicht zu tanzen, während sich in den anderen Spielen, bildlichen Darstellungen und Gelagen, Dinge begaben, gegen welche

Digitized by Google

das Tanzen noch eine reine Trauerfeier wäre. Es soll in meinen Sälen wie in der ganzen Stadt sehr glänzend und bunt hergegangen sein, ich habe mich natürlich an nichts betheiligt. Leider hat sich auch um mich noch immer eine Gesellschaft versammelt, die zwar sehr sittsam that, mir aber doch allemal die Stimmung verdarb. Solche Gesellschaft versteht es, stundenlang über Gegenstände zu sprechen, die Niemand interessieren. Erst wenn derlei gesellige Cirkeln vorüber sind, hebt das Gesellige und Unterhaltende an, da wird gemunkelt und gezischelt, da bleibt kein Mensch ganz, da wird Jeder geschunden und geviertheilt, wenn er so unklug ist, abwesend zu sein. Wenn Du wissen willst, was Klatsch und Tratsch ist, so mußt Du an den Hof gehen. Von den Unterhaltungen dieses Carnevals befreit mich meine Mutter, und so bleibt mir manchmal Weile, mich mit Lesen, Schreiben und Kunstgegenständen zu beschäftigen. Fast hätte ich schon das Lesen verlernt. Hier liest man fast nur französische Romane, und zwar auch diese liest man nicht, sondern fliegt sie durch, überschlagt Blätter, um in Eile nur die Handlung zu erfahren. Du willst es nicht glauben, daß es hier Frauen gibt, welche täglich ihren Roman, oft von zwei bis drei Bänden, lesen, um dann im Cirkel darüber sprechen zu können. Ich war auch so thöricht, das eine Weile mitzumachen, weil ich glaubte, die Königin dürfe im geistigen Leben nicht zurückstehen. Erst nach und nach bin ich zu mir gekommen und habe, was die Bücher anbelangt, jenen Weg wieder gefunden, auf den mich mein alter Abraham gewiesen hat. Die größten Dichter haben die einfachsten Dichtungen geschrieben, und solche lese ich am liebsten. Ich lese fast nie, um die Geschichte zu erfahren, ich lese langsam einen Satz, der sehr schön und gehaltvoll ist, oft mehrmals, und so bin ich wohl zufrieden. Dabei werde ich auch inne, wie Vieles ich noch zu lernen habe, und so geht es, daß ich nicht mehr viel Langeweile empfinde. Sehr köstlich wäre es, wenn in unserem Schauspielhaus — das mußt Du Dir aber nicht so denken, wie die Heuscheune beim Friedauer Wirt, wo die Komödianten gespielt haben — solch große Dichterwerke aufgeführt würden. Aber da ginge Dir kein Mensch mehr hinein, die Leute wollen nur flotte, leichtsinnige Sachen sehen und hören, da sind sie bei der Hand. Dafür werde ich dieser Anstalt auch den Zuschuß entziehen, den sie bisher von der Hofcasse erhalten hat. Ich glaube gar, daß ich heute selbst ins Tratschen komme, oder mit einem schöneren Wort gesagt, ins Sittenpredigen. Du Maria, diesen Fehler, wenn er sich wiederholen sollte, darfst Du mir nicht gelten lassen.

Ich muß Dir nur noch erzählen, was ich in der vorigen Woche gemacht habe und woran ich mich heute noch freue. Hat sich da eine Gesellschaft zusammengewebert, von reichen Leuten und solchen, die sich den Anschein geben, als wären sie reich, und wollten sich Geld machen. Haben sie im Sulzagebirge einen Berg entdeckt, der lauteres Gold und Silber im Bauch hat. Und daß sie große Bergwerke anlegen und Schätze heben könnten, haben sie viele Tausend Antheilsscheine herausgegeben, hohe für reiche Leute und noch mehr solche, welche die armen Leute auch kaufen konnten. Und haben gewaltig Trommel geschlagen. Natürlich will Alles reich oder noch reicher werden, das Geld ist der Geschäfts-Gesellschaft wie Schnee zugeflogen. Ich höre davon und da fällt's mir ein: sollte doch den Gold- und Silberberg untersuchen lassen. Mitten im Schnee und Frost hat's sein müssen, wozu hätte man denn sonst die gelehrten Bergleute. Und stellt sich heraus, daß nur einiges Silbererz dort vorkommt und sonst nichts. Jetzt habe ich mir aber einmal diese saubere Gesellschaft vergönnt. Wie ein richtiger Gewaltherrscher, der nicht erst lange

Digitized by Google

auf Verordnungen und Gepflogenheiten schaut, sondern thut, was er selbst will, habe ich diese Geldsäckelplünderer selbst angeklagt und selbst abgeurtheilt. Ich denke, wir werden eine Weile Ruhe haben vor solchen Glücksritterschaften. Hat der Landmann überflüssiges Geld, so soll er's auf seinen Grund und Boden anwenden. Wäre ich nur erst mit der Volks-Lotterie auch so glücklich, aber da schreien die Stände alle zusammen: Wir brauchen das Geld. Der Kluge gibt's nicht, wenn's der Dumme auch nicht gibt, wo hernehmen? In Gottesnamen, an Einem Tage ist Rom nicht erbaut worden.

Und jetzt, meine liebe Alte, weil dieser Brief so lang geworden ist, setze auch Du Dich hin und schreibe mir nach der Elle, wie es Euch geht und wie Ihr den Winter übersteht. Soviel man hört, soll im Gebirge noch viel Schnee liegen. Bei uns ist er längst von den Dächern geronnen.

Juliana.

Forsthaus.

Meine liebe Königin!

Seit meinem letzten Brief haben wir was durchgemacht. Das glaub ich, daß wir viel Schnee haben, wir haben schon gemeint, dieser Winter ist unser letztes End. Bis Lichtmessen hat's passiert; jetzt am Lichtmeßtag hebt's aber an zu schneien und schüttet uns einen Schneehaufen heraus, wie ich ihn mein Lebtag nit denk. Man meint, es steht hoch da, das Forsthaus. Vier Tag und Nacht lang sind wir verschneit und verweht gewest, daß wir in der Stuben immer haben müssen Licht brennen. Kein Mensch hat hinaus können, nit bei der Thür und nit beim Fenster, und die Magd, die am selben Tag nach Friedau in die Kirchen gangen, ist auch mit nachhausgekommen. Weil wir nit in den Stall haben können, so sind uns die zwei Kühe an der Ketten vor Hunger abgemagert bis auf eitel Haut und Knochen. Man sollt's nit glauben, wie das Vieh vom Fleisch fallen kann. Wir haben die Essensvorräthe zum Glück im Haus gehabt, nur der Franzl ist krank geworden, weil er sonst nichts als Milch trinkt. Am ersten Tag haben wir Karten gespielt. Mußt wissen, des Teufels Gebetbuch haben wir auch im Haus für die Langweil, sie kommt aber nie, und jetzt, wie es draußen so schneit und wir sonst auch nicht viel anzufangen wissen, thut der Peter die Karten vom Trühel, mischt sie und gibt ein Brandeln aus. Am zweiten Tag haben wir gearbeitet. Von der Thür aus hat der Peter wollen ein Loch graben im Schnee zum Stall hinüber, ist aber der Schnee alleweil mehr hereingerutscht, als hinaus. Beim Dach hat er wollen hinaussteigen, der Schnee ist schon so hoch gewesen, wär der Peter aber schier versunken und hat um Gotteswillen zu thun gehabt, daß er wieder ist hereinkommen. Was haben wir gesinniert, wie wir zum Stall kunnten kommen. Das arme Vieh! Umsonst ist's gewest. Und dabei die Angst um die Magd, ob sie unterwegs nit wo stecken geblieben und verschneit worden ist. Der Peter hat nimmer geraucht, und wann dem das Pfeifel nit mehr schmeckt, alsdann hat's was. Aber sagen hat er's nit wollen, daß er Angst hat. Am dritten Tag haben wir einander Trost zugesprochen und gebetet. Am vierten Tag haben wir uns zum Sterben hergerichtet. Lebendig begraben! Und der Franzel immer: wird's denn nimmer Licht, Mutter? Das Herz hätt mir mögen zerspringen. Hab's aber dem Peter nit scheinen lassen, wie mir ist. Da hab ich wohl an Dich gedacht, meine herzliebe Königin, wie Du in Glanz und Pracht bist und hast keine Ahnung, wie schlecht es uns geht. Geschlafen haben wir Tag und Nacht nimmer, und von draußen haben wir nix mehr gesehen und nix mehr gehört; nix als wie hinter den Fensterscheiben der weiße

Digitized by Google

Schnee. Etliche Scheiben hat er uns eingedruckt. Wir haben schon bald kein Lichtöl, wird's auch noch finster, ehe wir sterben können. Luft haben wir noch gehabt. Auf einmal fallt's dem Peter ein, er wollt einen Schuß machen, wenn Leut in der Näh wären, daß sie uns zu Hilf kommen thäten. Ist die ganze Stuben voll Rauch gewesen, daß wir schier erstickt wären. Wenn sonst kein Mittel mehr ist, so schieß ich noch ein paarmal, sagt der Peter, und ich hab's verstanden, was er meint. Bin ihm um den Hals gefallen: Nur das nit, Peter, nur das nit! Unser Herrgott wird uns nit verlassen, und wann er uns diesen bittern Tod aufgesetzt hat, so sei es sein heiliger Willen, aber so wie Du meinst, wollen wir nit aus der Welt gehen. Schau unser Kind an, es kann nit sein, daß wir müssen zugrundgehen. Am vierten Tag, wir sitzen beim Franzel sein Bett, geredet haben wir nichts mehr, ist gach so ein Zittern im Erdboden, und Donnern, als ob ein Erdbiden thät gehen. Der Peter schaut auf, ist auch gut, sagt er, geht's schneller. Was das zu bedeuten hätt? Ja, sagt er, die Schneelahnen gehen ab vom Wolfgangberg. Ich frag nit weiter und denk, wird uns halt die Schneelahn mit hinabreissen, geht's freilich schneller. Wir hören nichts weiter. Ich bin auf Alles gefaßt und denk' dem Franzel zu, der im Bett liegt und mich traurig anschaut: nimmt Dich der liebe Herrgott frühzeitig zu sich. Ist eh nit viel zu machen auf dieser Welt. Und sterben wir miteinander, braucht sich Eins nit zu kümmern, wie's dem Ueberlebenden weiter gehen wird auf der Welt. Wie wir so beisamm sitzen, denk' ich, es sollt Keins vom Andern ein Geheimniß haben und sag dem Peter, ich hätt was auf dem Herzen, und er sollt mir's verzeihen, daß ich's nit früher eingestanden, und ich hätt's auch wohl eingesehen, daß er mich dazumal für eine Närrin hätt halten müssen. Und derzähl ihm die Geschicht vom Forstgehilfen und daß ich ihn fortgeschickt, weil ich mich vor dem bösen Feind in mir selber nimmer anders hätt erwehren können. Da hat er mich um den Hals genommen und hat geweint wie ein Kind. Hat mir auch ein Wort gesagt, das mir nicht aus dem Kopf will. Wenn er immer so stark gewest wär, wie ich, hat er gesagt. Nach der Uhr gegen Abend ist's, daß der Peter auf einmal die Ohren spitzt. Er hört etwas oben im Dach, er springt über die Stiegen hinauf, da wird im Dach ein Brett weggerissen und schreit Einer herab: Seid's da, Baumgartnerleut? Mir zittert noch die Hand, wenn ich denk, wie mir da gewesen ist. Geschreckt hat's mich soviel! mein Lebtag hätt ich's nit geglaubt, daß die Freud einen so schrecken kann. Stundenlang ists noch hergangen, bis bei der Thür das Loch ist offen gewest; sieben Holzknecht haben gearbeitet mit Schaufeln und Krampen, bis wir endlich einmal zum Stall haben können. Die zwei Küh sind schon gelegen und haben so hingeröhrt und die Wampen haben auf- und niederzuckt vor lauter geschwind Athemholen. Geschneit hat's nit mehr. Der Peter hat sich gewundert, daß die Leut haben zu uns können, und sagen sie aus, daß sie ein Mann vom Schatt herübergeschickt hätt, sie sollten schauen, wie es beim Forsthaus steht, und hat ihnen eine große Löhnung geben. Mit Schneeleitern sollen sie vierzehn Stunden lang gangen sein vom Schatt her. Und wissen wir noch heut nit, was das für ein Mensch ist, der uns die Hilf geschickt hat.

Auch zwei Kohlenbrennereien im unteren Scharnthal hat's verschneit: bei einer ist der Bewohner zum Glück nit daheim gewest, bei der andern ist der Köhler und seine Schwester todt gefunden worden. Unsere Magd ist so gescheit gewest und in Friedau verblieben, nachher glücklich heimkommen. In der Schrulschluchten hat's

Digitized by Google

den Schnee so hoch zusammgeweht, wie ein Kirchthurm ist. Der Wind, sagt der Peter, wär noch das Glück gewesen, sonst hätt's den ganzen Wald zerrissen. In den Dreileiten drüben, wo der Wind nit anmag, hat's die Aest von den Bäumen gerissen und die größten Fichtenstämm soll's brochen haben, daß es schauderlich soll zu sehen sein. Der Peter sagt, er fürchtet den Baumwurm, und kann nit genug Leut auftreiben, daß sie das Gefällholz aufarbeiten. In der Friedau draußen soll's auch arg gewesen sein, da wär das Schneewasser von den Bäumen geronnen und im kalten Wind wär's zu Eis gefroren, daß der Wald und die Obstbäume über und über wie glasiert ausgeschaut haben. Gar die Hauswände haben solche Eiskrusten gehabt, und wann man mit dem Stecken hingeschlagen hat, so sind die Stücke herabgefallen wie Glasscherben. Die Leut sagen, sie hätten noch kein solches Wetter erlebt, und alsdann der Sturmwind, daß er Hausdächer abgetragen hat. Wir haben von alldem nichts wahrgenommen. So ist's, wann man begraben ist.

Jetzt wo ich das schreibe, wird's anders. Ueber den Wald geht ein Wind her, so warm wie aus einem Ofen, und mir ist allemal nit gut, wann im Winter ein warmer Wind geht. Alle Stund geht wo eine Lahn ab, aber unser Haus ist sicher. Der Peter steigt den ganzen Tag im Schnee um, und wann er durch und durch naß heimkommt, will er mir nir essen. Er kränkt sich um seinen Wald und sagt, wann er nur dagegen was thun kunnt! Wann's auch nix thät nutzen. Aber das Zuschauenmüssen und gar nix machen können, das wär zum Verzweifeln. Ich sag halt: thun, was man thun kann, und das Andere unserem Herrgott überlassen.

Daß Du nur den Herzog abgebeutelt hast. Wie's bei Euch zugeht, ist aus der Weis und hab ich oft Aengsten, Du tappest ihnen einmal ein. Immer mitten unter falschen Leuten, da kann Eins sich nit gescheit genug sein.

Für Deine Einladung in's Stadtschloß sage ich Dir recht schön vergelt's Gott. Aber ich komm nit. Unsern Wald und die Luft wollt ich noch entrathen, das wär das Wenigste. Sonst geht's mir nit ans. Ich habe mir Alles, wie es bei Dir ist, sehr schön im Kopf aufgebaut und hergerichtet. Ist es wirklich so schön und prächtig, so hab ich's ja daheim in meinem Kopf, und ist es nicht so schön, wie ich mir's einbilde, thät's mir leid drum. Es wird wohl ganz anders sein, als ich mir denken kann, und was Du mir oft schreibst und der Peter erzählt, ist so, daß Einem der Verstand möcht stillstehen. Wie ich einmal bin, kann ich mich nit schicken in so was hinein, und wär vor lauter Fremdigkeit eine Andere wie daheim, und Du möchtest nit viel Freud an mir derleben. Und daß ich's nur recht sag, ich fürcht mich vor der guldenen Kron, an die darf ich gar nit denken, sonst kunnt ich keine Zeile schreiben. Komm lieber Du recht bald zu uns heraus, ist gescheiter.

An diesem Brief habe ich eine Wochen lang geschrieben und jetzt fürcht ich, daß er zu lang ist. Du hast größere Sorgen als unsern Schnee. Wir grüßen dich alle Drei und getrauen uns die Freud nit zu hoffen, daß wir Dich einmal bei uns haben sollten. Verbleib im Schutz Gottes.

Maria Bammgartner.

Schloß am Hof.

Meine gute Maria!

Wie ich das von Eurer Todesgefahr unter dem Schnee las, wollt' ich sogleich auf und zu Euch. Das Forsthaus steht nicht auf dem rechten Platz und einen weiteren Winter dürfet Ihr mir nicht mehr drin wohnen. Seit Du Deinen Brief geschrieben hast, hat auch uns ein großes Unglück ge-

Digitized by Google

troffen, von dem Du wohl schon gehört haben wirst, und welches die Hauptursache ist, daß ich jetzt nicht zu Euch kann. Du hast mir noch vom warmen Wind geschrieben, und Euer vieler Schnee im Gebirge hat den Jammer angefangen. Vom Timerthal bis hin zur Sulza sind alle Gegenden überschwemmt, sieben Dörfer im Anland heut noch unter Wasser. Ich bin herumgefahren um die Leut zu trösten, und wie ich die Verheerung gesehen, ist mir der Trost im Mund stecken geblieben. Mitten in meinem Königreich ist ein trüber meilenweiter See und liegen hundert todte Menschen drin! Stellenweise stehen Bäume und Kirchthürme hervor und die sind voller Raben, die Thiere schwirren um und schreien, daß es ein Graus ist und setzen sich auf die Trümmer, die schwimmen. Ich wollt' nichts sagen von den Wintersaaten, die dahin sind, aber die fruchtbaren Ländereien auf viele Jahre lang verdorben, die zerstörten Ortschaften, die Todten! Wohin ich komme, Scharen von Unglücklichen, die weinend vor mir auf der Erde liegen und mich um Hilfe anrufen. Ich gebe was ich habe, das Geld, den Schmuck, es ist, als ob man's in's Meer würfe. Und habe ich nichts anderes mehr, so gebe ich ihnen gute Worte, und es ist rührend, wie dankbar sie dafür sind. Wenn die Könige wüßten, was ein liebevolles Wort aus ihrem Munde macht! Es ist wie ein Zauberspruch, es rettet Untergehende, es wird zu Brot, es baut Häuser, es schafft Geld. Und so habe ich mir bei dieser Gelegenheit wieder gedacht: das Königthum ist doch von Gottes Gnaden. Im ganzen Reiche habe ich Sammlungen angeordnet, um den Verunglückten wieder aufzuhelfen. Weite Flächen wo das Wasser bereits abgelaufen ist, liegen als traurige Schuttwüsten da und die größten Steine hat das Wasser herangewälzt, die in ihrer Wildheit jetzt liegen, wo früher Häuser gestanden sind. Das muß alles wieder urbar gemacht werden. Wenn uns der Feind ein Stück Land wegnehmen will, da opfern wir tausend Menschenleben. Das Wasser hat uns auch Land weggenommen, ich verlange keine Menschenleben, ich verlange Geld und Arbeiter, Grund und Boden ist das Erste und Wichtigste. Und es muß Weiteres geschehen, besonders die Flüße müssen geregelt werden, damit in Zukunft die Hochwässer nicht mehr solches Unheil anrichten können. Das kostet Geld, und *hier* werden wir mit Antheilscheinen arbeiten.

Von den Unglücksgegenden in die Residenz zurückgekehrt, ist mir die Pracht und Verschwendung wieder einmal recht aufgefallen, die in den Städten herrscht. Es ist ein Frevel.

Und nun will ich Dir etwas sagen, liebe Alte. Wenn der Juni dieses Jahres vorbei ist und es hat Alles seinen leidlichen Gang, so komme ich bei meinen edlen Granden um Urlaub ein, streife die Königin vom Leibe und gehe auf's Land. Denn wenn Du nicht zu mir willst, so muß wohl ich zu Dir, da wollen wir miteinander recht vergnügt sein und recht viel von alten Zeiten plaudern. Schreibe mir bald, ob von Eurem Schreck wohl nichts zurückgeblieben ist und wie der Franzel gedeiht. Dein Mann soll sich der Bäume wegen nicht zu sehr grämen, seine gebrochenen Bäume haben keine brotlosen Witwen und Waisen zurückgelassen wie meine in den Wässern verunglückten Menschen. Gott hüte uns hier und dort! Euere Juliana.

Forsthaus.

Meine liebe Königin!

Das Unglück ist wohl erschrecklich und hört man auch bei uns nit viel Anderes reden, als von der Ueberschwemmung. In den Kirchen sind Sammelbüchsen und der Gemeindevorstand und zwei andere Männer gehen in der Gegend um und sammeln Gaben für die Verunglückten. Jeder gibt gern was er vermag, und gar aus dem Fried-

Digitized by Google

auer Armenhaus sind zwei alte Männer zum Gemeindevorstand gekommen und sollen gesagt haben: Wann der Vorstand nit zu ihnen thät kommen, so müßten sie zum Vorstand kommen und sie hätten Geld zu übergeben, das die Armen für die Ueberschwemmten zusammengeschossen. Am Sonntag drauf hat dieses gute Beispiel der Herr Pfarrer auf der Kanzel verkündet, da haben sich die reichen Bauern nit spotten lassen wollen und haben noch am selben Tag mehrere hundert Thaler zum Pfarrer zusammengetragen. Auch die Schulkinder sammeln unter sich und wird's überall erzählt, was die Königin gethan hat und man soll's nit glauben, was bei den Leuten so ein hohes Vorbild ausmacht. Ich hätte mit Dir noch extra ein gutes Geschäft machen können und das muß ich Dir erzählen. Beim Stegerwirt in Friedau ist eine große Unterhaltung für die Verunglückten. Da wird Musik gemacht und gesungen, und ein Glücksspiel soll auch sein, und allerhand so Lustbarkeiten. Der Herr Samuel Goldstein, wann Du Dich noch an ihn erinnern kannst, er ist damals Holzlieferant gewest, jetzt ist er aber ein Herr geworden und hat schöne Häuser und will Baron sein, heißt's. Bin ihm's willig, wann's ihn glücklich macht. Jetzt dieser Herr Goldstein veranstaltet das Freudenfest und da geht eines Tages in unserem Forsthaus die Thür auf, und wer schaut herein? Der Herr Samuel Goldstein. Thät seine höfliche Einladung machen und ich und mein Mann dürften beim Fest nit fehlen. Bedanken uns für die Ehr, sag ich, und wann's sein kann, so werden wir schon kommen. Jetzt sitzt und steht er noch eine Weil herum und ich stell ihm ein Reindel Milch vor und Brot und er thut mit dem Franzerl um und schenkt ihm einen Groschen. Und auf einmal sagt er, ich kunnt auch was beitragen zum Fest; es thät bekannt sein, daß mir die Königin manchmal Briefe schriebe. Diese Briefe sollt ich ihm anvertrauen und er wollt sie beim Fest vorlesen und etwa gar ausspielen, was viel Geld machen müßt. Ich weiß nit, ich muß ganz weiß worden sein im Gesicht, sagt auf einmal die Magd zu mir: Maria, ist Dir nit gut? Ich bitt Dich, sag ich zur Magd, wann der Herr noch sitzen will, trag ihm den Stuhl vor's Haus hinaus. Zittert hab ich an allen Gliedern. Wie ich aber doch zu mir komm, geh ich ihm nach hinaus auf den Anger und hab ihm meine Meinung gesagt. Der kommt mir nimmer.

Wir haben jetzt schon eine schöne Zeit und die Bänme schlagen so voll aus, wie sonst noch gar kein Jahr, sie wollen's bald wieder einbringen, was ihnen der Schnee herabgerissen hat. Mir kommt's grad für, als wollt sich unser Wald für diesen Sommer extra schön aufputzen. Ich zähl schon die Wochen bis das nächst Monat aus wird. Gestern früh hat die junge Kuh gekalbt, bis Du kommst, wird das Kalbel grad abgespennt. Trinkst noch so gern kuhwarme Milch, wie früher? Wir werden Dir schon recht zuklauben. Ja, und was ich noch sagen wollt, wann der Peter ein wenig ungeschickt sollt sein, er ist mehr gradweg und weiß halt nur den Bauernbranch, thu ihm's nit für Uebel nehmen. Er ist wohl ein durch und durch rechtschaffen braver Mensch und durch's Feuer wollt er gehen für unsere Königin. Wir können Dir's ja allmiteinander nit zeigen, wie gern wir Dich haben.

Maria Baumgartner.

Schloß am Hof.

Liebe Maria!

Ich weiß es, ich begehe ein Unrecht an Dir, an Deinem guten harmlosen Herzen, wenn ich Dir jetzt schreibe, denn heute habe ich lauter Bitteres und Schlimmes.

Vor ein paar Wochen habe ich wieder die überschwemmten Gegenden bereist, um zu sehen, was die Leute

Digitized by Google

treiben und wie ihnen aufgeholfen wird, denn die für sie zusammengekommenen Gelder waren über Erwarten groß und haben sich, wie Du schreibst, ja auch unsere Landsleute sehr ausgezeichnet. Nun muß ich aber sehen, daß noch nicht viel gethan ist, die Leute steigen mit abgehärmten Gesichtern auf den Schutthalden umher, dort und da will Einer die Trümmer seines Hauses hervorgraben, oder ein Kartoffelgärtel anlegen; dort und da ein träges Fuhrwerk, und nicht viel weiteres. Mir fällt's auf, daß die Leute nicht mehr so um mich zusammenkommen, wie die erstenmale, ja daß sich Etliche sogar zurückziehen und mir aus dem Versteck die Faust ballen. Einmal hörte ich sogar ein lautes Murren. So frage ich umher und wird mir überall gesagt, sie könnten gar nichts machen, sie hätten noch nichts bekommen, oder nur sehr wenig, und es wäre ihnen für später versprochen, weil das Geld auf Zinsen angelegt werden müßte. Und die Soldaten, die ich zu ihrer Hilfe und Arbeit beigestellt, hätten immer Hunger gehabt und ihnen die letzten Reste von Nahrung weggegessen. Ich muß Dir gestehen, Maria, da habe ich nicht gewußt, was ich anstellen soll vor lauter Zorn. Der jähe Zorn, der manchmal über mich kommt, ist ja vielleicht ein großer Fehler von mir, aber hier, denke ich, wird er wohl am Platz gewesen sein. Allsogleich die Untersuchung eingeleitet, und was hat sich herausgestellt? Daß vielerseits die Sammlungen unterschlagen worden sind. Manche Amtleute haben einander bestochen, die Gelder unter sich vertheilt, falsche Ausweise ausgestellt, und so wird auch das blutige Schärflein aus dem Friedauer Armenhause in den Sack eines Schurken gefallen sein. Und solche Herrschaften wollen sich auf Volksmänner hinausspielen und am Ende den Staat regieren, wenn das Königthum ausgerottet wäre! Natürlich kommt auch jetzt die Schuld wieder auf die Königin und fliegen in der Stadt sogar gedruckte Blätter um, daß die heuchlerische Regentin mit dem Blutgelde ihre Kassen fülle, und wo Bilder sind, wie die Königin bei der Ueberschwemmung am Ufer sitzt und im Trüben fischt. Das Treiben der Weißen Brüder ist plötzlich rege und es wird nothwendig, das Militär zusammenzuziehen.

Habe ich Dir geschrieben, daß der alte Kammerdiener meines hochseligen Oheims im Irrenhause sitzt? Es zeigte sich immer klarer, daß er den Irrsinn nur vorgespiegelt, um den Untersuchungen zu entgehen, und daß — Du wirst erschauern, meine gute Freundin, der eigene Kammerdiener! — daß er selbst den König ermordet hat. Diese zwei Dinge haben mich um zehn Jahre älter gemacht. Ich hätte nie geglaubt, daß es so viele Schlechtigkeit gibt auf dieser Welt! Jetzt mag ich auch nicht mehr gut sein, ich sehe es: Der Mächtige, der die Menschen kennen gelernt hat, muß ein Tyrann werden, eine Geißel Gottes. Die Räuber der Armengelder werden den härtesten Strafen verfallen, das habe ich mir geschworen. Den Mörder seines königlichen Herrn habe ich zum Strange verurtheilt. Gestern abends um die neunte Stunde. Es war das erste Todesurtheil, das ich unterschrieben habe. Meine Hand blieb fest dabei. Von heute in zwei Tagen wird das Urtheil vollzogen.

Morgen gehe ich in's Gebirge.

Juliana.

(Ende des ersten Buches. — Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Stationen meiner Lebenspilgerschaft.*)

Von Robert Hamerling.

VIII.

Vom „Ahasver in Rom“ bis zum „Homunculus.“

Nicht unbenützt blieb die neugewonnene Freiheit und Muße, und unverweilt folgte ich dem Antrieb, der mich zur Ausführung einer zweiten größeren Dichtung drängte. War der „König des neuen Sion“ doch, wie ich anderswo schon berichtet habe, der älteste meiner epischen Entwürfe, dessen Anregung zurückreicht in meine früheste Jugend. Die Bilder meiner gährenden Phantasie durchdrangen sich jetzt mit dem befruchtenden Element der historischen Wirklichkeit. Mit regstem Interesse vertiefte ich mich in die umfangreichen und in der That sehr fesselnden Chroniken des Münster'schen Wiedertäuferreichs von Kerssenbroick und von Hamelmann, in die nicht minder ausführlichen und interessanten, plattdeutsch geschriebenen Aufzeichnungen eines Augenzeugen jener Ereignisse, des Münster'schen Bürgers Gresbeck, in die groß angelegte, aber leider nicht vollendete Geschichte der Wiedertäufer zu Münster von C. A. Cornelius, in zahlreiche Quellenwerke und literarische Denkmäler der Cultur- und Sittengeschichte des Mittelalters. Bald war ich heimisch auf dem Boden und im Leben des Reformations-Zeitalters, wie ich heimisch gewesen war im römischen Alterthum, als mich der „Ahasver in Rom“ beschäftigte.

Während ich so durch mein zweites Epos in Anspruch genommen war, fuhr das erste fort, seinen Weg durch die deutschen Gaue zu machen. Die eigentliche Walhalla der Deutschen bildete damals seit Jahren die Leipziger „Illustrirte Zeitung.“ Niemand konnte als ein in irgendwelcher Richtung „berühmter“ Mann gelten, bevor er mit Bild und Biographie in die Holzschnitt-Gallerie des Leipziger Blattes aufgenommen war. Mir widerfuhr diese Ehre im Jahre 1867. Die Erwähnung ist deshalb nicht überflüssig, weil ich zu bemerken habe, daß der biographische Artikel, der mein Conterfei begleitete, in Folge von Mißverständnissen oder Schreibfehlern ein paar ungenaue Angaben in die Welt setzte, die hernach ein ziemlich zähes Leben bewiesen. So vor Allem das unrichtige Geburtsjahr 1832 statt 1830, und die irrthümliche Bezeichnung meines Geburtsortes Kirchberg am Walde als „an der böhmisch-mährischen Grenze gelegen,“ während derselbe in Niederösterreich, nahe der böhmischen und der mährischen Grenze liegt. Das unrichtige Geburtsjahr spukt, meinen Verwahrungen zum Trotz, auch heute noch hie und da; ich will auch diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne es ausdrücklich zu berichtigen.

Zu eben jener Zeit empfand auch ein Maler das Bedürfnis, meine Züge in Oelfarben zu verewigen. August Prinzhofer in Graz, Kärntner von Geburt, der sich zuerst als Lithograph in Wien einen Namen gemacht, dann

*) Siehe „Heimgarten“ 1883: Mai; 1885: März, April, October, November 1886: Juni, Juli, October, November; 1887: März, Mai, September, October.

Digitized by Google

mit vielem Glück als Porträtmaler auftrat, wünschte der Gallerie von Bildnissen, mit welchen er die Wände seines Arbeitszimmers geschmückt hatte, das meinige einzureihen. Das Bild kam im Mai 1867 zu Stande und befindet sich, nachdem es ein paar Jahrzehnte lang seine Bestimmung erfüllt, gegenwärtig in meinem Besitz, als Vermächtnis des seither verstorbenen Künstlers. Etwas zu dunkel in der Färbung, und mehr eine getreue Wiedergabe des Augenblicklichen, als des Wesentlichen und Bleibenden im Charakter des Originals, läßt das Werk sich nicht gerade als wertvoll im höheren Sinne bezeichnen. Prinzhofer war ausgezeichnet in reizenden Frauenbildern; männliche Charakterköpfe gelangen ihm seltener. Zu seinen besten Leistungen gehörte das Porträt seiner Gattin, einer schlanken, noch jugendlichen Frauengestalt, deren edle, nur etwas herbe Schönheit, gerade den Künstler hatte anziehen müssen.

Diese Frau gehört zu den weiblichen Erscheinungen auf meinem Lebenswege, die ich nicht unerwähnt lassen darf. Der Leser muß es sich schon gefallen lassen, selbst in dieser knappen Skizze meines Lebens die Weiblichkeit eine nicht unbedeutende, wenn auch etwas einförmige Rolle spielen zu sehen. Die Art und Weise, in welcher solche Begegnungen den Pfad des Poeten kreuzen, ist zu bezeichnend für ein Dichterschicksal, als daß er nicht wenigstens den am meisten charakteristischen ein Wort der Erinnerung widmen sollte. In Frau P. trat mir wieder eine neue, absonderliche Spielart jener großen Gattung der nach dem Ideal dürstenden Frauennaturen entgegen. Ihre Weise nach dem Ideal zu trachten verdiente den Namen einer neuen und absonderlichen insoferne, als sie durch eine Art von krankhaftem, leidenschaftlichem Ungestüm sich auszeichnete. Fast beängstigend mußte das Thun eines weiblichen Wesens wirken, das, einmal von dem Gedanken beherrscht, sich dem Priester des Schönen gegenüber zu befinden, der ihr das Manna der idealen Himmelskost zu reichen bestimmt sei, kniefällig und unter krampfhaftem Schluchzen geistige Führung sich erbat. Daß es eine stolze, fast trotzige, eigenwillige Frauennatur war, die in solcher Art sich zu demütigen vermochte, eine Frau, die den Eindruck machte, als ob sie unter andern Umständen auch wieder nicht übel dazu angethan wäre, die Rolle eines „dämonischen Weibes" zu spielen, konnte den Eindruck einer solchen Scene nur verstärken. Aber ich hatte mehr als Einen Grund zur Zurückhaltung dieser aufgeregten dunkeläugigen Schönen gegenüber. Bei den schwärmerischen weiblichen Annäherungen dieser Art, wie sie wohl jeder Poet zu Dutzenden erlebt, waren mir gegenüber die Heldinnen bisher immer unverheiratet und frei gewesen. Jetzt war es eine verheiratete Frau, die mich zum Freunde, zum Führer verlangte. Allerdings kam hier nicht der Umstand einer mehr oder weniger unglücklichen, dem Weibe nicht genügenden Ehe mit in's Spiel; die beiden Gatten waren einander ebenbürtig und ihr Verhältnis zu einander ein herzliches. Frau P. war in dieser Beziehung völlig sorglos, und ihr Gemahl schien diese Sorglosigkeit zu theilen. Aber mir waren die Gründe damals noch unbekannt, welche Letzteren zu seiner Sorglosigkeit veranlaßt haben mochten. Es genügte, daß ich das Menschenherz, die Welt, das Leben nun schon allzugut zu kennen glaubte, um mich in der Ueberzeugung irre machen zu lassen, daß die Stellung eines poetischen Hausgötzen zwischen zwei, gleichviel ob sich liebenden oder nicht liebenden Gatten eine bedenkliche, zuletzt doch immer irgendwie zum Unheil ausschlagende sei. Für meine Person konnte ich mir schon deshalb keinen sonderlichen Gewinn von einem solchen Verkehr versprechen, weil ich ja, wie

Digitized by Google

ich schon bei früherer Gelegenheit andeutete, in dem, was dem Dichter als solchem zu Theil ward, keinen genügenden Ersatz erblickte für das, was der Mensch suchte und schmerzlich vermißte.

Ich sprach mich also der schwärmenden Frau gegenüber offen und entschieden aus, und mein Verkehr mit ihr blieb auf zufällige Begegnungen beschränkt. Aber sie machte dem Ueberschwang ihres Gemüthes in Briefen Luft, und fuhr fort, den Ungestüm ihres Empfindens auf den geringfügigsten Anlaß hin zu bethätigen. Uebersah ich einmal ihren Gruß auf der Straße, so witterte sie die großartigsten Beweggründe hinter meiner kleinen Unterlassungssünde. Einmal sandte sie in einem solchen Falle ihren Gatten zu mir, um Aufklärung zu verlangen; ein andermal veranlaßte sie ein Moment der Aufregung, mich persönlich in meiner Behausung zu überraschen.

Wenige Jahre nachher löste sich mir das Räthsel dieses krankhaft leidenschaftlichen Wesens. Die junge, scheinbar noch kräftige Frau trug den Keim eines physischen Leidens in sich, das nur zu bald eine üble Wendung nahm und sie fast noch in der Blüthe ihrer Jahre dahinraffte. Sie hatte sich ihre Briefe von mir zurückerbeten; ich bedaure, daß ich sie ihr ausgefolgt: sie gehörten zu den merkwürdigsten Ergüssen einer unbefriedigten weiblichen Seele.

Prinzhofer selbst war seit dem Tode der Gattin, dem eine aufreibende Epoche kostspieliger und vergeblicher Heilversuche vorausgegangen war, wie gebrochen. Seine Schaffenslust erlahmte, er begann zu kränkeln; immer verfallener, mit immer fahlerem Gesichte sah man den Bedauernswerten noch Jahre lang seinen täglichen und einzigen Weg wandeln: von der Vorstadt nach einem Kaffeehause der inneren Stadt, und von da zurück in seine einsame Stube. Ob er denn nicht auch einmal sich zu einer kleinen Sommerreise entschließen wolle? fragte ich an einem heißen Julitage den werten alten Freund. „Das wäre mein Tod!" versetzte er. „Ich bin an meine häusliche Bequemlichkeit gewöhnt; in einem fremden Bette, in einem fremden Hause könnte ich nicht schlafen, nicht leben." Ein paar Jahre später, als sein Zustand sich bedenklich verschlimmerte, wurde er, wie es solchen Todkranken zu geschehen pflegt, nach einem kleinen Sommer-Curorte geschleppt. In kürzester Zeit erfüllte sich seine Vorhersagung: es war sein Tod. Still wurde er eingesargt und ruht verlassen, vergessen in fremder Erde, während in der Stadt, die seine zweite Heimat war, zahlreiche Freunde sich um seinen Sarg geschaart und die Kränze auf sein Grab gelegt haben würden, die er als Mensch und Künstler verdiente.

Im Sommer des Jahres 1867 machte ich eine Reise nach meiner lieben engeren Heimat, dem niederösterreichischen Waldviertel, das ich nun schon seit sechzehn Jahren nicht mehr gesehen hatte. Ich nahm von Wien aus einen Umweg über St. Pölten, grüßte das auf seinem colossalen Felsgrat prachtvoll thronende Melk, schiffte den schönen blauen Donaustrom abwärts bis zur altvertrauten vielthürmigen Cremsia, und schlug mich von da seitwärts „in die Büsche" — in die Wälder der Heimat. Die wenigen Verwandten waren beinahe ausgestorben, aber die Stätten grünten und blühten noch, wo ich als Knabe gespielt, geschwärmt, geträumt, wo ich später die Sommerferien meiner Studienjahre „sinnend und minnend" verlebte. Daß ein Poet in mir stecke, hatte man hier früher gewußt als irgendwo; jetzt war die Bestätigung davon aus der Ferne auch bis hieher gedrungen, und ich fand nun schon einige Leute in der damals noch stillen und ziemlich abgelegenen Waldmark, namentlich jüngere Landsgenossen, die, obgleich mir bis dahin fremd, dem Gruße der Heimat

Digitized by Google

an den heimkehrenden Sohn schlichte, freundliche Worte liehen. Ich habe da vor Allen eines jungen Clerikers, Namens Edinger, aus Kirchberg am Walde zu gedenken, so wie der Familie des Schloßverwalters Herrn Raschbacher in Kirchberg am Walde, in welcher eben der kunstsinnige Stud. juris Arthur von Holland zu Gaste war, der Familie des Herrn Fabriksbesitzers Hackl in Weitra, und eines sehr sympathischen, jungen Mannes, Karl Fisselthaler in Schrems, der in Wien den technischen Studien oblag, und den ich zwar nur einmal flüchtig sah, der aber nach vielen Jahren mich durch einen fast zu weit gehenden Beweis von Anhänglichkeit in einer Sache überraschte, von welcher ich seiner Zeit zu sprechen haben werde.

Da ich ein Tagebuch über diese Heimatreise geführt, das ich vielleicht später einmal meinen Freunden vorlegen werde, so sei nur noch erwähnt, daß ich auf eben dieser Reise mich vielfach mit Anschauungen und Ideen für den „König von Sion" befruchtet fand, und daß der erste Gesang dieser Dichtung im Hause meines damals noch lebenden lieben Vetters Koppensteinerzu Schweiggers geschrieben wurde.

Ebendaselbst besorgte ich auch die zweite Auflage meiner Gedichtsammlung „Sinnen und Minnen," welche durch Aufnahme der zahlreichen, vom Erscheinen der ersten Auflage bis 1867 entstandenen Gedichte auf das Doppelte des Umfangs der ersten Auflage anwuchs. (Hamburg, J. F. Richter, 1868.)

Eine zweite Auflage des „Ahasver in Rom" war mittlerweile auch gedruckt worden, mit Hinzufügung eines ausführlichen Prosa-Epilogs an die Kritiker, in welchem ich mit naivem Jugendmuthe mich vermaß, einer etwas gründlicheren, mit meinen ursprünglichen Absichten besser übereinstimmenden Auffassung des Gedichtes Bahn brechen zu wollen.

Zurückgekehrt nach Graz, widmete ich mich den Winter über der Ausführung des im Herbst begonnenen „König von Sion," und im März des folgenden Jahres 1868 wurde derselbe vollendet. Im Laufe des Sommers beschäftigte mich die Reinschrift und die sorgfältige Feile des Werks, und in dem weitausblickenden Oberstübchen des bekannten Hauses „zum ersten Fuchswirt" auf der Höhe der Ries bei Graz, wo ich meinen Landaufenthalt genommen, erhielt der „König von Sion" die Gestalt, in welcher er das Licht der Welt erblickte. Er wurde im December desselben Jahres ausgegeben. (Hamburg, Richter, 1869).

Der Erfolg dieser Dichtung blieb hinter dem des „Ahasver" nicht zurück. Rascher als dieser machte er einen Neudruck nöthig, dem dann weitere folgten. Was die Kritik anlangt, haben von jeher Freund und Feind so ziemlich darin übereingestimmt, daß der „König von Sion," als episches Werk betrachtet, in mancher Beziehung den „Ahasver in Rom" überrage. Mir selbst blieb der „König von Sion" unter all meinen Werken immer am meisten aus Herz gewachsen. Vielleicht weil kein anderes so wie dieses aus meinem tiefsten Innern heraus geschrieben worden und so Manches, z. B. in der Herzensgeschichte Jans, unmittelbar aus dem Born eigener Seelenkämpfe und Herzensqualen geschöpft ist.

Ich habe in den kurzen Anmerkungen zu dieser Dichtung Einiges anzudeuten Gelegenheit gefunden, was ich in Betreff theils des Inhalts, theils der Form derselben beherzigt zu sehen wünschte. Aber das Meiste ist gesagt in den Versen, mit welchen der Sang in bedeutungsvoller Anknüpfung an den „Ahasver in Rom" anhebt:

Wenn sie ein weichlich Geschlecht nur reizt, nicht schreckt, die Entartung,
Treu mit der Schminke gemalt, und die prunkende Sünde der Alten,
Nun so werde beschworen ein Bild aus düsterer'n Zeiten,
Werde der Pinsel getaucht in die kälteren Farben des Nordens.

Digitized by Google

Hallte sie wieder, die Sprache, die derbe, der rauheren Väter,
Spiegelnd die Weisen und Bräuche germanischer Männer der Vorzeit.
Und was die heit're verbrach, mag sühnen die düstere Nacktheit,
Wenn Dein sinnender Ernst sie, gestaltende Muse, mir segnet!

Singen die seltsamste will ich, die deutsamste aller Geschichten,
Die auf germanischer Erde geschah'n: ein Spiegel für jedes
Höchste und Tiefste des Lebens, ein Echo jeglicher Frage,
Welche die Geister bewegt, und entflammt zu gewaltigem Ringen!

Kämpfer der Mitwelt, lauscht dem Gesang! es beflügelt der rasche
Fiebernde Puls ihn der Zeit, ihr anabaptistischer Herzschlag.
Dennoch — bedenket es wohl! — die erhabene Muse, sie kämpft nicht,
Nein, sie krönt und verdammt: ausstreckt sie zwischen die Kämpfer
Ihr zweischneidiges Schwert, das beide verwundet und richtet...

Von Allem, was über den König von Sion, ja von Allem, was je über mich und meine Dichtweise geschrieben worden, hat mir nichts eine größere Freude gemacht, als eine Stelle in der Besprechung, welche Feodor Wehl meiner neuen Dichtung widmete. Sie lautet:

„Hamerling trägt neben der classischen Bildung und Form gleichsam noch den holden Wahnsinn der Romantik in sich. Seine Muse liebt ein wenig das Dunkle, Düstere, den bangen, nicht ganz auszudrückenden Schmerz der Kreatur, das Symbolische, Geheimnisvolle, Barocke, den Schauer und Tumult in der historischen Entwicklung der Menschheit. Wo es Schatten, überwachte Augen, bleiche Wangen, Seufzer und Thränen gibt, wo die Schuld mit der reineren Ueberzeugung kämpft, da knüpft seine Dichtung gerne an, um über alle Abgründe und Schlünde des menschlichen Elends hinaus die reinen Seraphsklänge der Versöhnung ertönen und hinwegklingen zu lassen. Seine Dichtung entfaltet ihre silberglänzenden Fittige am liebsten in der Nacht der Verzweiflung, im Sturm und Drang erschütternder Ereignisse. In der Geschichte der Wiedertäufer zu Münster ist seine wahrhaft bedeutende Begabung daher auch vollständig am Platz und wie zu Hause. Sie findet Alles, was sie braucht, um sich mit dem ganzen Aufgebot ihrer gestaltenden Kraft in Scene setzen zu können: die Hoffnung in den Geistern, und in allen Schichten des Volkes eine mächtige Sehnsucht nach einem Umschwunge."

Die ausführlichste Erörterung dies „Königs von Sion" lieferte der bekannte holländische Dichter, Gelehrte und Kritiker Jan ten Brink auf 59 Seiten gr. 8° in der holländischen Zeitschrift „De Gids."

Warme Freunde erwarb mir meine Dichtung in Münster — begreiflicher Weise, denn ich hatte

„Westphälischen Landes
Perle, von Linden umgrünt, vielthürmig, das heilige Münster"

geschildert und gefeiert wie kein Poet vor mir. Lewin Schücking, Prof. Schlüter, Franz Giese (der Dichter des vortrefflichen plattdeutschen Romans „Frans Essink"), der bekannte Physiologe und Humorist Prof. Hermann Landois, und viele andere treffliche Männer und Frauen des Münsterlandes erwiesen sich mir seither freundlich und herzlich fast wie einem Landsgenossen, und in der That war ich in Folge meiner fleißigen westphälischen Studien schon wie daheim im Münsterlande. Man fand dort, daß ich das alte Münster, sowie Münsters weitere, nähere und nächste Umgebung „trotz der poetischen Verklärung mit einer solchen Wahrheit geschildert, daß kaum zu begreifen, wie ich das Alles zusammengebracht und in solche Einheit gefaßt haben konnte."

Uebersetzt wurde der „König von Sion" in's Italienische von G. B. Fasanotto (Verona 1880), und von

Digitized by Google

Ferd. de Betta (Rovereto 1881); in's Russische von Th. B. Müller (Moskau 1880).

In der Frühjahrsausstellung des österreichischen Kunstvereins von 1870 war ein großer Carton, die wilde Domscene aus dem „König von Sion" darstellend, von Gustav Wertheimer ausgestellt, ein Werk, dessen genialer Realismus etwas Packendes hatte.

Einer Zeitungsnachricht zufolge hat der bairische Theaterdichter und Theaterdirector Jantsch einen Versuch gemacht, den „König von Sion" zu einem Bühnenstücke umzuarbeiten; mit welchem Erfolge, ist mir unbekannt.

Eine große Prachtausgabe des Werkes mit wahrhaft gelungenen, sorgfältigen und wirkungsvollen Illustrationen von Albert v. Rößler in Berlin befindet sich unter der Presse.

Die bisher erschienenen neuen Auflagen der Dichtung gaben mir Gelegenheit, unablässig an der inhaltlichen und formellen Vervollkommnung derselben fortzuarbeiten, und keines meiner anderen Werke ist mit jedem Neudruck einer so ausgiebigen Feile unterzogen worden wie dieses. Insbesondere lag mir daran, dem Hexameter immer mehr jene Gestalt zu verleihen, welche geeignet ist, das gemeine, fast läppische Vorurtheil gegen dies schönste, und, wenn recht behandelt, auch dem deutschen Sprachgenius vollkommen zusagende epische Maß zu zerstören. Ausgieng ich dabei von dem Grundsatz, daß der schlechte, nachlässige Hexameter immer holprig, der holprige aber — und nur dieser — auch schwer lesbar, ja eine Ohrenfolter ist, der correkte hingegen bei unsern Dichtern oft wieder den natürlichen Fluß deutscher Rede vermissen läßt. Ungekünstelt und zwanglos, und dabei doch auf festen, sicheren Füßen einherschreitend, wird der Hexameter für jeden Unbefangenen, der nicht schon mit einem ängstlichen Vorurtheil daran geht, leicht vorzutragen sein, und das Ohr des Hörers durch seinen unvergänglichen rhythmischen Reiz bestechen. Wer am 6. März 1870 der öffentlichen Vorlesung des ersten Gesangs des „Königs von Sion" durch Lewinsky zu Graz beiwohnte, der wird die Ueberzeugung theilen, welche dieser kundige Meister des Vortrags damals mir gegenüber aussprach: daß der gute Hexameter ein dem Deutschen mundgerechtes, für den mündlichen Vortrag dankbares Versmaß sei.

Nach dem Erscheinen meiner beiden Epen versuchte es im Jahre 1869 ein Ungenannter, einen Ueberblick meines bisherigen Bestrebens und Schaffens zu geben, in einer Broschüre, betitelt: „Robert Hamerling, seine Dichtungen und deren Beurtheilung (Berlin, Lesser). Unglücklicher Weise ließ diese Broschüre, sonst ganz hübsch geschrieben, sich einen ungeschickten Vergleich meiner Wenigkeit mit Vater Homer entschlüpfen, und ich kann es, wiewohl unschuldig daran, meinen Gegnern nicht verargen, wenn sie — Kürnberger voran — mich diesen Vergleich naserümpfend und bissig haben entgelten lassen. Der Aerger über einen Menschen, der ungeschickt gelobt wird, ist zwar kein gerechter, aber ein natürlicher. Auch giengen in diese Broschüre — was freilich zu entschuldigen — einige Ungenauigkeiten aus jenem biographischen Artikel der „Illustrierten Zeitung" über: darunter die erwähnte unrichtige Angabe meines Geburtsjahrs.

Im Juni 1869 machte ich einen Versuch, jenen von Frau Genofeva von Milborn mir großmüthig überwiesenen Betrag aus einem papiernen in einen Realbesitz zu verwandeln. In der Leechgasse, wo sie mit der Strassoldogasse eine Ecke bildet, war ein reizendes Häuschen mit einem kleinen, von hohen Fichten besetzten Gartenraume zum Verkaufe ausgeboten. Ich hielt dasselbe für geeignet, mir und meiner Mutter einen ständigen angenehmen Wohnsitz zu gewähren, und brachte es an mich. Es stellte sich aber bald heraus, daß dieses reizende Heim nur durch einen Umbau zu einer wirklich brauchbaren

Digitized by Google

Wohnstätte gemacht werden konnte. Es war ein Sitz für Musen und Grazien, für nächtliche Elfentänze im Mondschein, ein trauliches Asyl für Liebende, ein echtes Dichterheim gewissermaßen, und als solches hat es mir auch wirklich manche schöne Stunde geboten, aber dem alltäglichen Bedürfnisse genügte es nicht; ich mußte nach einer Gelegenheit ausspähen, es wieder los zu werden und gegen einen solideren Besitz zu vertauschen. Ich glaube kein unpraktischer Mensch zu sein, aber es war in meinem Leben das erste Haus, das ich kaufte, und man wird dem ersten Versuch wohl eine kleine Unsicherheit zu gute halten.

In demselben Monate, in welchem ich diesen Erwerb eines nicht sonderlich reellen Realbesitzes bewerkstelligte, erschien zu Graz ein Liederbüchlein in steirischer Mundart unter dem Titel „Zither und Hackbret," mit einem Vorworte aus meiner Feder. Der den Lesern des „Heimgarten" sattsam bekannte Autor des Büchleins, damals noch Handelsschüler und Neuling auf dem Parnaß, hatte mir im Februar des vorhergegangenen Jahres zum erstenmale geschrieben, sich mir dann auch persönlich vorgestellt, und mir einen starken Vorrath von Versen und Prosa zur Durchsicht anvertraut. Dieser Papierhauf duftete ein wenig nach einem dumpfen, ärmlichen Wohnstüblein, aber mit diesem Dufte mischte sich der „Hauch des Genius." Der junge Dichter schien das meiste Gewicht unter seinen Manuscripten auf eine ausführliche Selbstbiographie zu legen und geneigt, mit dieser seinen ersten Eintritt in die Oeffentlichkeit zu vollziehen. Aber diese Selbstbiographie war noch ein recht unreifes Product; Völker und Individuen schreiben bekanntlich früher gute Verse als eine gute Prosa. Nachdem ich die lyrischen Gedichte des jungen Mannes geprüft und das wundersellene Glück gehabt, in einem Haufen poetischer Versuche nicht blos das gewöhnliche, heutzutage selbstverständliche „Talent," sondern wirklich Originelles und überraschend Treffliches zu entdecken, rieth ich dem Dichter, zunächst mit einer Auswahl seiner Dialectgedichte hervorzutreten. Und nachdem ich dann auch bei dieser Auswahl behilflich gewesen, hatte ich das Vergnügen, meine Voraussetzung durch den Erfolg des Büchleins sofort bestätigt zu sehen. Ich hatte also glückliche Geburtshelferdienste beim Inslebentreten einer neuen, wirklichen Dichterkraft verrichtet. Mein Verdienst bestand darin, daß der Neuling mit dem Kopfe, und nicht mit dem unrechten Ende voran das Licht der Welt erblickte. Den Genuß, den mir diese steirischen Zither- und Hackbretklänge bereitet hatten, theilte ich bald mit aller Welt: der Dichter Rosegger wurde Gemeingut. Aber ein Genuß, den ich bisher wahrscheinlich nur mit sehr wenigen Personen getheilt habe, war mir der Zeichner und Maler Rosegger. Der Leser sieht gewiß etwas verdutzt darein bei diesem Wort; aber es ist nicht anders: es gibt einen Zeichner und Maler Rosegger, so gewiß ich Dutzende von Heften mit größtentheils colorierten Zeichnungen aus der Knaben- und Handwerkerzeit des steirischen Poeten gesehen habe. Nicht etwa flüchtige Kritzeleien und Pinseleien, mit welchen Knaben das Papier zu verderben pflegen, sondern fleißig und sauber ausgeführte Bilder und Bildchen, die ein hübsches Talent verriethen. Aber man kann es nur erfreulich finden, daß der Poet, nachdem sich sein natürlicher Beruf entschiedener und hoffnungsreicher nach einer andern Seite hin kund gegeben, klüger in diesem Punkte als selbst der große Goethe, keine weitere Zeit und Mühe an eine zweite Kunst verschwendete.

Für mich selbst war zu jener Zeit wieder ein neuer poetischer Plan der Ausführung nahe gerückt.

Es gibt für jeden Dichter Gestalten der Geschichte oder der Sage, die in einem mystischen Bezuge zu seinem Wesen, zu seinem Gedanken- und Em-

Digitized by Google

pfindungsleben stehen, und die es ihm, wie man zu sagen pflegt, „angethan" haben, wie Bilder von Geliebten oder von Idealen. Solche Gestalten werden uns gleichsam zu zweiten Ichs, in welche wir uns hineinleben. Wie Nero, wie Jan von Leyden Jahre lang meinem Sinne vorgeschwebt und nicht von mir abgelassen, bis ich ihnen jene poetische Wirklichkeit gegeben, welche zu geben ich eben vermochte, so waren mir auch die beiden Hauptgestalten der großen französischen Revolution, die Gestalten Robespierres und Dantons, seit Langem in einem tieferen Sinne vertraut, hatten Leben in mir gewonnen. Daß es wiederum „ungeheuerliche" Charaktere, wüste Begebenheiten waren, die sich in mir zu poetischer Gestaltung drängten — nun, dafür kann ich nur wieder auf die oben angeführten schönen und trefflichen Worte verweisen, mit welchen Feodor Wehl bei Gelegenheit des „König von Sion" mein Dichten und Trachten gekennzeichnet hat. Uebrigens waren mir all jene Charaktere niemals das, als was sie herkömmlich dem großen Haufen gelten. Man sagt, ich habe in meinen Werken sie „idealisiert;" aber ich will hier eine Bemerkung machen, die, wenn auch vielleicht verblüffend für manchen Leser, der Wahrheit doch ganz und gar entspricht. Ich habe niemals eine historische Persönlichkeit in meinen Dichtungen wesentlich anders dargestellt, als ich sie mir in ihrer historischen Wirklichkeit dachte. Wie ich sie darstellte, so hatte ich sie begriffen, so hatte ich mir ihr Wesen psychologisch klar gemacht. Dasselbe gilt im Grunde auch von den Ereignissen, die ich poetisch behandelte; ich habe nie mit Absicht etwas daran gefälscht.

Aeußerst anregend und von tiefster Bedeutung erschien mir immer der Gegensatz zwischen Robespierre und Danton, charakteristisch für das französische Volk, für die ganze damalige Zeit, wie der Gegensatz zwischen Rousseau und Voltaire — nicht weniger bedeutsam für die Geschichte alles revolutionären Thuns und Treibens überhaupt. Im Nebeneinanderhergehen des düstern, ernsten, strengen, und des lebensprudelnden Revolutionärs nach einem gemeinsamen Ziele, so wie in ihrem Widerstreit, und darin, wie dieser Widerstreit der beiden Individuen zum Widerstreit zweier allgemeiner Richtungen, der Zeit, des Volkes, der Menschheit sich erweitert — darin ferner, wie nach Dantons Sturz und Hinrichtung sein Geist den Kampf gegen Robespierre noch fortsetzt und schließlich gar noch den Sieg behauptet — in all dem schien mir nicht blos ein sinnvolles historisches, sondern auch ein hervorragend dramatisches, bühnenwirksames Motiv zu liegen. Es verstand sich von Anfang für mich von selbst, daß hier nicht das Epos, sondern die Tragödie die angemessene Form sei. Nachdem ich auch jetzt mit regstem Eifer Studien gemacht, und durch die Einzelheiten der geschichtlichen Wirklichkeit den Gestaltungsdrang der Phantasie geregelt hatte, wurde auch „Danton und Robespierre," wie früher die beiden Epen, in verhältnismäßig kurzer Zeit, in den drei ersten Monaten des Jahres 1870, niedergeschrieben, obgleich der Umfang des Werkes den eines gewöhnlichen Schauspiels um das Doppelte übertrifft.

Während dasselbe unter die Presse gieng, bereitete sich für eben dieses französische Volk, dessen größte Geschichtsepoche ich darin geschildert hatte, eine neue Schicksalswendung vor. Der deutsch-französische Krieg brach aus. Daß ich die Tage dieser glorreichen deutschen Kämpfe und Siege miterlebte, gereichte mir zu freudenvollster Genugthuung und zum Troste für persönliches Leid, mit dem ich zu ringen hatte. Das Denker- und Träumervolk hatte sich endlich zu einer großen deutschen That erschwungen — zur ersten wirklichen deutschen Nationalthat, zur ersten im Laufe der Weltgeschichte, die es mit vereinten Kräften und allein vollbrachte. Dem ersten Napoleon stand im Entscheidungskampfe Deutschland

Digitized by Google

nicht allein, sondern mit halb Europa gegenüber. Durch die deutsche That von 1870—71 wurde zum Heile der Völker das politische Uebergewicht Frankreichs, das Napoleon III. wieder auf einen Gipfelpunkt erhoben hatte, gebrochen, das einschüchternde „Prestige" der vermeintlichen französischen Unbesiegbarkeit zerstört. Mit einem Lächeln kann das deutsche Volk darüber sich hinwegsetzen, vom besiegten Angreifer als barbarischer Eindringling, als Frevler an der französischen „Civilisation" geschmäht zu werden, weil es, freventlich angegriffen, gegen Waffengewalt mit Waffengewalt, gegen Mitrailleusen und bestialische Turkos, welche die französische „Civilisation" in's Feld führte, mit dem Zündnadelgewehr sich vertheidigte.

In diesem siegreichen Kampfe des deutschen Volkes gegen den übermüthigen französischen Angriff war Oesterreich bekanntlich neutral geblieben.

„Neutral? nicht ganz! das Herz hat mitgeschlagen.
Das Herz Deutsch- Oesterreichs, das deutsche Herz!"

Man hat diese Verse aus einem Prolog, den ich 1870 für eine Akademie zum Besten der Witwen und Waisen gefallener deutscher Krieger schrieb, als entsprechendsten Ausdruck für das damalige Empfinden des deutschen Oesterreichers anerkannt. Ich hatte die Genugthuung, diesen Prolog überall in Deutschland, wie er vom Herzen gieng, auch zu Herzen gehen zu sehen. Ihm waren zwei andere Gelegenheitsgedichte dieser Art vor Ausbruch des Krieges vorhergegangen, die gleichfalls von einer lebendigen Wirkung begleitet waren, und von welchen einzelne Verse noch unvergessen sind: ein Prolog für das Grazer Concert zum Besten der Nothleidenden in Ostpreußen im März 1868, und ein solcher zur Arndtfeier im December 1869.

„Je weiter der Weg, den er wandern muß,
Um so wärmer zu sein pflegt ein Liebesgruß,
Ein Gruß zwischen Freunden und Brüdern...."

Dieser Eingang des ersteren ist seither in der Erinnerung der Mitlebenden bei so mancher festlichen Gelegenheit wieder aufgefrischt worden. Aber merkwürdig ist mir selbst jetzt die instinktive Zuversicht, mit welcher ich am Schluß eines jeden dieser beiden Prologe einer bestimmten Verheißung Ausdruck gab, die sich sobald hernach in damals fast noch undenkbarer Weise erfüllen sollte:

„Noch geschieht's, daß Verblendung in That und Wort
Schlägt tiefer den Pfahl zwischen Süd und Nord,
Und der Haß Giftpfeile befiedert:
Doch, je weiter der Weg, den er wandern muß,
Um so stürmischer klingt bald der Liebesgruß,
Der das größte der Völker verbrüdert!"

Und im Arndt-Prolog, mit Beziehung auf die Frage des alten Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?"

„Er sitzt" (am Ufer des Mains)
„Und sinnt und spricht zu sich:
Bald, wenn nicht trügen die Zeichen,
Bald kommt die Zeit, wo die Frage verhallt,
Bei der wir erröthen, erbleichen!
Verklinge mein Lied, bald kehr' ich heim
In den flüsternden Nordlandsbuchen,
Zufrieden beim Rauschen des deutschen Meers
Den ewigen Schlummer zu suchen."

So war denn jene große Zeit nicht blos nicht ohne einen mächtigen Nachhall in meiner Seele und in meiner Poesie vorübergegangen, sondern die poetische Erregung war den Ereignissen vorausgeeilt.

Im Sommer des Jahres 1870 hatte ich meinen Landaufenthalt in einem Hause genommen, welches, am breiten Eingange des Stiftingthales, neben dem ländlichen Gasthause „zum schwarzen Hund" gelegen, mit dem Vorzuge der Nähe der Stadt, für deren dritten Bezirk es die äußerste Grenze bildet, alle Vortheile einer Sommerfrische vereinigt. Noch im Laufe des Jahres bot sich mir die Gelegenheit, diese Besitzung in äußerst vortheilhafter

Digitized by Google

Weise mit jener andern in der Leechgasse zu vertauschen. Seine schmalste Front der Straße zukehrend, macht dieselbe von dieser Seite aus den Eindruck eines bescheidenen Häuschens, bietet aber eine geräumige und bequeme Wohnstätte mit zehn Gemächern, einen ausgedehnten umzäunten Garten an der Seite, mit zahlreichen Obstbäumen, einem Ackerfelde und Wiesenflächen, hinreichend, das Futter zweier Kühe zu liefern. Von Wäldern umgeben, aber an einer offenen, erweiterten Stelle des Thales gelegen, steht das Haus den ganzen Tag über im vollen Sonnenschein, ist also trocken und den gesundheitsschädlichen Einflüssen eines feuchten Thalgrundes nicht ausgesetzt. Es führte, wie die Kaufurkunde in meiner Hand bezeugt, in früherer Zeit den Namen des „Augustinerschlößchens," weil es ursprünglich der Wohnsitz einiger Augustinermönche war. Das gewölbte kleine Gemach, das den Mönchen als Kapelle diente, ist noch unverändert vorhanden. Gegenwärtig pflege ich dies Heim mein „Stiftinghaus" zu nennen, und da ich es als solches besungen, führt es diesen Namen auch im weiteren Kreis meiner Freunde.

Nachdem im selben Jahre 1870 eine Ausgabe meiner „Gesammelten kleineren Dichtungen" (Venus im Exil — Ein Schwanenlied der Romantik — Germanenzug) bei Richter in Hamburg veranstaltet worden, erschien im November ebendaselbst „Danton und Robespierre."

Auch dieses Werk fand eine beifällige Aufnahme und erlebte einige Auflagen rasch hintereinander. Die Bühnenfähigkeit und Bühnenwirksamkeit des Stückes ist von vielen Seiten mit Entschiedenheit verfochten worden. Zwar pflegt das Publicum sich gegenwärtig bei Tragödien zu langweilen; aber in „Danton und Robespierre" hat jede Scene, wie man wohl zugeben wird, wenigstens ein stofflich packendes Interesse, dürfte also gerade die Langweile nicht so leicht aufkommen lassen. Wenn ich auf eine Bühnendarstellung trotzdem von vorn herein verzichtete, so geschah es deshalb, weil ich aus Gründen, die man in der Vorrede des Werkes angegeben findet, Kürzungen desselben nicht gutheißen zu können glaubte, andrerseits aber auch einer Bühnenleitung nicht zumuten konnte, das Stück etwa auf zwei Abende vertheilt dem Publicum vorzuführen.

Zu Anfang des folgenden Jahres tauchte in den Grazer Studentenkreisen der Gedanke auf, durch das Zusammenwirken von Schauspielern und Studenten eine Aufführung des ersten Actes meiner Tragödie, der eine ungewöhnlich große Anzahl von Mitwirkenden erfordert, im landschaftlichen Theater möglich zu machen. Dieser Gedanke kam, wie ohne Anregung, so auch ohne jedes Zuthun von meiner Seite am 30. März 1871 zur Ausführung. Die Heldenspieler des landschaftlichen Theaters, Roll und Lehmann, waren wie geschaffen für die Rollen des Danton und des Robespierre. Ersterer erwarb sich auch als Regisseur ein glänzendes Verdienst um die Sache. Richard Heuberger hatte für das Stück eine Ouverture und einen Festmarsch geschrieben; Director Kreibig sorgte für eine äußerst würdige Ausstattung. Die Vorstellung gieng in jeder Beziehung trefflich, gerundet, und ich möchte fast sagen weihevoll vor sich: diese ernsten Bilder einer außerordentlichen Zeit machten einen ersichtlich tiefen Eindruck. Der Beifall am Schlusse war sehr lebhaft und ich selbst war genötigt, den fortgesetzten Rufen nach dem Verfasser durch eine dankende Verneigung von meinem Sitze aus zu entsprechen. Aber den besten Theil meines kleinen Triumphes erinnere ich mich nach der Vorstellung hinter den Coulissen im Kreise der Mitwirkenden gefeiert zu haben. Hier fand ich Alle in einer auf's Schönste angeregten Stimmung,

Digitized by Google

und ohne daß viele Phrasen gemacht worden wären, trug Alles, was mir gegenüber gesagt wurde und geschah, den Stempel der Herzlichkeit an sich, von den freundlichen Worten des Directors bis zur gutgemeinten Prise, welche mir ein betagter Theaterarbeiter stumm, aber mit einem von der Freude des Antheils strahlenden Gesicht aus seiner Dose bot. So bekam ich denn auch einmal das Angenehme eines Bühnenerfolges zu kosten, und habe vielleicht von Glück zu sagen, daß nicht eine fortgesetzte Theaterlaufbahn mir auch das überwiegend Bittere einer solchen zu verkosten gab.

Ein paar Jahre später faßte die Direction des landschaftlichen Theaters aus freiem Antriebe den Entschluß, eine neue ähnliche Aufführung dieses ersten Acts von „Danton und Robespierre" zu veranstalten. Der damalige Regisseur Herr Richter nahm sich der Sache mit Wärme an. Aber während im Jahre 1870 von der Grazer Censur nicht eine Zeile gestrichen worden, kam jetzt das Censurexemplar von der Behörde jämmerlich beschnitten zurück. Die Bürger der Republik von 1792 durften nicht rufen: „Es lebe die Republik!" Hebert durfte die Tribüne nur besteigen, um von seiner großen Rede drei Zeilen zu sprechen: dann mußte er wieder herunterſteigen. Ei, ich glaubte doch ein sehr historisch-objectives, keineswegs verlockendes Bild der Schreckensherrschaft entrollt zu haben!

Die Direction ergriff nun sogar einen Recurs an's Ministerium. Dieses — es war eben, wenn ich nicht irre, das sogenannte „liberale Bürger-Ministerium" am Ruder — hielt die Grazer Censurstriche mit Rücksicht auf die von Seite der Socialdemokratie drohenden Gefahren aufrecht. Diesem Umstande ist es vielleicht zu danken, daß bis heute in Graz die Republik nicht ausgerufen, Niemand an die Laterne gehängt und keine Guillotine in Betrieb gesetzt worden ist.

Eine holländische Uebersetzung von „Danton und Robespierre" veröffentlichte S. Susan im Jahre 1879; eine italienische brachte die Florentiner „Revista europea" im Jahre 1880. Eine französische von A. Dietrich ist bisher, so viel ich weiß, nur bruchstückweise gedruckt worden. Schon vor Dietrich hatte der in Paris lebende Ungar Karl Ujfalvy das Werk in's Französische übersetzt, aber keinen Verleger dafür gefunden.

Als Herr A. Dietrich, der sich auch sonst schon als Literat und als Uebersetzer aus dem Deutschen (H. v. Kleist's z. B.) manches Verdienst erworben, vor Jahren sich eine Zeit lang in Wien aufhielt und auch nach Graz einen Abstecher machte, um mich aufzusuchen, erzählte ich ihm von seinem Vorgänger Ujfalvy. Darauf sagte er mir, er habe das Exemplar von „Danton und Robespierre" durch das er die Bekanntschaft meiner Tragödie machte, in einer der zahlreichen Bücher-trödelbuden des Palais royal gefunden; er habe es gekauft, gelesen und sofort übersetzt. In eben dieses Exemplar sei, wie er sich bestimmt erinnere, der Name Charles Ujfalvy eingeschrieben. Dasselbe Pariser Trödelexemplar meines Werkes hat also zwei Uebersetzer gefunden! Vielleicht findet es auf demselben Wege noch einen dritten.

Der bekannte Schriftsteller Jules Claretie veröffentlichte im Feuilleton eines Blattes einen Artikel: „Drames allemands sur la revolution française" mit ausführlicher Besprechung von „Danton und Robespierre."

„Auf Bestellung" zu arbeiten, eine von außen hergestellte Aufgabe zu lösen, ist eine Zumuthung, die der Dichter sich im Allgemeinen nicht leicht gefallen lassen wird. Aber die Zahl der in einem Dichtergemüthe schlummernden poetischen „Stoffe" oder Keime ist ja doch eine unendliche und es geschieht nicht selten, daß ein solcher Keim durch einen ganz äußerlichen, zufälligen Anlaß zum sprossenden Leben erweckt wird,

Digitized by Google

wie ein Lebenskeim unter unzähligen andern in einem weiblichen Schoße. Mir ist es zweimal in meiner bisherigen Dichterlaufbahn begegnet, daß zwischen einer von andern Personen gegebenen Anregung und einem in mir selbst schlummernden Keime jener geheimnisvolle Bezug statt hatte, der zu einer geistigen Befruchtung führt.

Im September 1871 fand sich der junge Componist Adalbert v. Goldschmidt bei mir ein mit dem Ersuchen, ihm einen Text für ein zwischen Oratorium und Musikdrama die Mitte haltendes Tonwerk zu liefern. Es sollte sich darin um einen Kampf der Geister des Lichtes und der Finsternis handeln; der Sänger sollte als Vorkämpfer des Lichtprincips erscheinen und auch den endlichen Sieg desselben entscheiden. Ich fühlte, daß etwas in mir dieser Idee lebhaft entgegenkam und sogleich tauchte der Gedanke in mir auf, die abstrakte und farblose Allegorie dadurch mit einem kräftigen Leben zu durchdringen, daß als Geister der Finsternis die sieben Todsünden in anschaulichen Bildern ihrer Wirksamkeit eingeführt würden. Die bunte Mannigfaltigkeit dieser Lebensbilder mußte offenbar auch dem Componisten die willkommenste Gelegenheit bieten, eine große Mannigfaltigkeit von Tönen anzuschlagen und von der Tonsprache zum Ausdruck aller menschlichen Leidenschaften Gebrauch zu machen. Rasch hatte ich mich mit dem Componisten verständigt, und im letzten Monate des Jahres wurden die „Sieben Todsünden" geschrieben. Aber der Stoff hatte sich unter meinen Händen über das Bedürfnis des Componisten hinaus entwickelt. Herr v. Goldschmidt nahm das Gebotene mit warmem Dank und Beifall auf, aber er mußte es für seinen Zweck beträchtlich kürzen, ja man kann sagen, er habe nur einzelne Verse aus meinem Text in Musik gesetzt. Sein vollendetes Werk erzielte zuerst in Berlin einen wahrhaft glänzenden Erfolg, später kam es auch in Wien, in Paris, in Freiburg zur Aufführung, und überall hat es dem Componisten den Ruf eines der begabtesten Tondichter aus der Wagner-Liszt'schen Schule eingetragen. Mir selbst gereicht das Meiste davon, so weit ich es aus dem Clavierauszug beurtheilen kann, zu hoher Befriedigung.

Im October 1872 erschienen die „Sieben Todsünden" gedruckt (Hamburg, Richter, 1873). Aber noch vor dem Erscheinen dieses Werkes war ein anderes im Laufe desselben Jahres geschrieben und veröffentlicht worden: meine national-politische Comödie „Teut". Ich hatte mich mit dem Plane dieser nationalen dramatischen Satire schon länger getragen, aber durch den Ausbruch und Erfolg des deutsch-französischen Krieges, durch die daran sich knüpfende Neubegründung deutscher Einheit und deutscher Reichsgewalt, schien mir im ersten Augenblick meine Absicht zu Schanden gemacht und vereitelt. Mein persönliches Mißgeschick schien sich auch hier zu bewähren: just in dem Moment, als ich eine geharnischte Satire gegen die Uneinigkeit der Deutschen in die Welt zu schleudern gedachte, wurden sie einig! Bald aber erwies sich mir eben das, was meinen Entwurf zu nichte zu machen schien, als vorzüglicher Hebel zu einer Erweiterung, Ausgestaltung und Abschließung desselben in weit größerem Maßstab. Das Werk konnte ja nun zu einer Art Festspiel zur Begründung der deutschen Einheit werden, als ein bedeutungsvoller satirischer Rückblick auf die Vergangenheit, zugleich aber auch als eindringliche, keineswegs überflüssige Mahnung für die Folgezeit.

Dem aristophanischen Lustspiele, diesem classischen Vorbilde einer hochpoetisch wirkenden Verschmelzung von großartig-phantastischer und derb-realistischer Komik, für das die Weltliteratur ein wahrhaft geniales Seitenstück nur in der Komik des Rabelais besitzt, hat es in Deutschland an Nachahmern nicht gefehlt. Aber nur die beiden Literaturkomödien Platens haben sich bleibend

Digitized by Google

in die Annalen der deutschen Dichtung eingezeichnet. Eine national-politische Komödie aristophonischen Stils, in größerem Maßstab und von umfassender Bedeutung, hatten wir meines Wissens nicht. Das Urtheil über die Ausführung des „Teut" und den poetischen Wert desselben muß ich natürlich Andern überlassen. Aber dem Stoffe, dem Thema nach betrachtet, ist dieses Spiegelbild deutscher Geschicke vom mythischen Teut und Hermann dem Cherusker bis auf Bismark der erste Versuch einer nicht blos auf Einzelheiten, auf Nebendinge bezüglichen, sondern universellen deutschen Nationalkömödie. Deutsch auch insofern, als sie nach Inhalt und Form das Antike, Fremdartige, Gekünstelte, das den Versuchen der aristophanischen Komödie in Deutschland bisher anklebte, völlig abgestreift hat.

Die Bezeichnung „Scherzspiel" auf dem Titelblatte und das schalkhafte Vorwort hat Manche zu dem Glauben verleitet, als legte ich selbst auf dieses Wert kein besonderes Gewicht. Das war aber ein großer Irrthum, und ich gestehe offen, daß ich mir von den eigenthümlichen und bedeutsamen komischen Erfindungen, an welchen diese Dichtung, wie ich glaube, nicht arm ist, eine große Wirkung versprechen zu dürfen glaubte.

Im Februar 1872, während einer mehrwöchentlichen Krankheit nach dem schon länger fertigen Entwurfe zu Papier gebracht, erschien „Teut" bereits im April und wurde im Laufe der nächsten Jahre dreimal neu gedruckt. Es hat in der Kritik an einer Würdigung jener bedeutsamen komischen Motive und Erfindungen in meiner Komödie durchaus nicht gefehlt. Aber es scheint, daß der Situationswitz höheren Stils, die mit dem Pathos der Poesie enger verquickte Sorte des Humors, doch nicht recht aufzukommen vermag gegen den leichten und mehr oberflächlichen Lustspielwitz, an welchen das Publicum gewöhnt ist. Einige Kritiker, welche selbst als glückliche Vertreter des gewöhnlichen Lustspiel- und Feuilletonwitzes gelten, haben jene andere Sorte von Witz, wie sie in meiner Komödie zur Geltung kommt, nicht nach ihrem Geschmack gefunden.

„Teut" wäre, meiner Meinung nach, sehr wohl aufführbar gewesen; so wohl, daß ich, offen gestanden, glaubte, die deutschen Bühnen würden aus eigenem Antrieb sich beeilen, einen Versuch mit dem Werke zu machen. Sie haben es nicht gethan, und müssen mir das Zeugnis geben, daß auch ich keinen Versuch machte, sie dazu drängen zu wollen. Es dürfte wenige Dichter geben, die mit ihren dramatischen Versuchen den Bühnenleitern so wenig lästig gefallen sind wie ich. Vor ein paar Jahren suchten die Studenten der Züricher Universität bei mir um die Erlaubnis an, den „Teut" bei einer gewissen Gelegenheit als Festspiel aufführen zu dürfen. Die Erlaubnis wurde gerne ertheilt, aber die Ausführung des Vorhabens mußte, zufälliger Hindernisse wegen, auch hier wieder fallen gelassen werden.

Im October folgten dem „Teut" die „Sieben Todsünden" in die Oeffentlichkeit. Beide Werke erschienen (wie alle folgenden, wenn nicht ausdrücklich Anderes bemerkt ist) im Verlage von J. F. Richter in Hamburg. Auch die „Sieben Todsünden" wurden von der Kritik damals sehr gut aufgenommen, nur nicht von Johannes Scherr, der sie zu realistisch und gegen den guten, feinen Geschmack verstoßend fand, von welchem er selbst, als Prosaiker, in so reichlichem Maße — das Gegentheil besaß. Es dürfte doch wohl nicht unbemerkt geblieben sein, daß dieser kürzlich verstorbene Johannes Scherr als Kritiker ein großer Philister war. Die „Todsünden" wurden in's Holländische übersetzt von F. W. N. Hugenholtz (Amsterdam 1876), das Goldschmidt'sche Libretto auch in's Französische und Englische; in letzteres von John P. Jackson (London 1878).

Digitized by Google

Die Dichtung zählt zu den verbreitetsten meiner Werke; es befindet sich ein *sechster* Neudruck derselben unter der Presse.

Inzwischen beschäftigte mich wieder ein neuer größerer Entwurf. In den Gestalten, die in mir heimisch waren und mir ein, so zu sagen, *persönliches* Interesse einflößen mußten, gehörte seit längerer Zeit auch das leuchtende Bild der griechischen Aspasia mit ihrer Cohorte von Helden, Weisen, Dichtern und Künstlern der goldenen Zeit des Hellenenthums. Wie hätte bei dem von früher Jugend an in mir regen Schönheitscult die Griechenwelt mich nicht anziehen und begeistern sollen! Es fehlte aber auch bei dieser strahlenden Griechenwelt nicht der verhängnißvolle Hintergrund, den nach dem Ausspruch jenes Kritikers meine Muse liebt und braucht. Auch hier war sie am Platze, die Darstellung des ewigen Ringens der Menschheit zwischen Heil und Unheil, Licht und Dunkel, mit dem zeitlichen Siege des letzteren, aber auch dem ewigen *ideellen* Triumphe des ersteren. Und hier ergab sich eine besonders lockende Gelegenheit, das allmälige Hervorwachsen des Unheils aus dem Heil, des Verfalls aus der Blüte selbst zu belauschen und darzustellen — den notwendigen Hebel zur Vollendung jenes ewigen Kreislaufs. Blüte und Verfall sind ja ein Einseitiges, das die Natur durch einander ausgleichen will und muß, wenn immer neues frisches Leben sprießen soll auf dieser Erdenwelt. Für die Natur ist dieses Wechselspiel Lebenswonne, für den Menschen ist es tragisch.

(Fortsetzung folgt.)

Heimkehr vom Gericht.

Eine Dorfgeschichte aus Steiermark von **P. K. Rosegger.**

„Schöne Weihnachten, das! grollte der junge Schreiner vor sich in das finstere Schneegestöber hinein „sanbere Weihnachten das!"

Meint Ihr, er knurre über das arge Decemberwetter? Oh! Dieses Tosen in den starren Bäumen, dieses Stöbern und Schneetreiben, diese unbändige Sturmnacht war ihm ja noch das einzig Erträgliche an diesem Christfest. Wenn nur der Orkan Alles hinwegfegen wollte, oder der Schnee Alles begraben, sein Haus, das Dorf, die Stadt, das Gericht! Es ist abscheulich.

Der sonst so frische, lebensheitere Mann — und jetzt so verzagt, so grauenhaft verzweifelt! Das muß schon keine Kleinigkeit sein.

Vor einem Jahr an diesem Tage jauchzte er es in den offenen Himmel hinein: Ich brauch' Dich nicht, Du himmlische Seligkeit, ich habe an der irdischen genug! Er war Bräutigam. Vor kaum zwei Monaten, am Tage der Heiligen Gottes, war der Himmel wieder offen und gab ihm den Erstgebornen. Ein liebes Weib, einen süßen Knaben, und Särge machen für die Todten des Dorfes! Vor lauter Herzensfreude über sein häusliches Glück hobelte er auch die Innenwände der Särge glatt, eignete die lindesten Hobelspäne zu Kopfkissen und suchte es dem Himmel an den Todten zu vergelten, was der ihm an seinen lieben Lebendigen gab. — Am Tage des heiligen Leopold war der Unglücksmorgen: Als

Digitized by Google

Frau Sabina in ihrem Bett erwachte, fand sie eng an ihrer Seite das todte Kind.

Das Leid der jungen Eheleute war so groß, daß sie glaubten, es könne nicht mehr größer sein. Es dauerte nur drei Tage, dann wurde das Leid noch größer. Ein Gendarm kam, verhaftete das Weib und führte es in die Kreisstadt. Sie gieng widerstandslos, wie traumverloren. Man sagte, sie habe ihr Kind erdrückt. Es that ihr jetzt fast wohl, zu denken, daß sie bestraft werden sollte, weil sie sich selbst unglücklich gemacht hatte. Sie sah darin eine freundschaftliche Gesinnung der Obrigkeit. Ihr Mann Ernst gieng mit ihr bis an die Pforten des Gefängnisses, dort wurde er zurückgewiesen. Unermeßlichen Grames voll kehrte er heim in's öde Haus zu seiner Arbeit. Jetzt wollte er einmal nach Herzenslust Särge zimmern, aber siehe das höhnende Geschick! es waren Wiegen bestellt.

Ernst gieng zu Leuten, die er für sachverständig hielt, und fragte, was denn mit seiner Sabina geschehen werde? Der Gemeindeschreiber sagte ihm, er möge seine Einsiedelei nicht auf Wochen, sondern auf Jahre einrichten. Von der Eingezogenen kam auf all seine Schreiben und Fragen ein einziger kurzer Brief, behandelt werde sie gut, aber die Langweile bringe sie um. Ob es wahr wäre, daß der kleine Ernst gestorben sei? Es habe ihr so geträumt, es habe ihr Alles nur geträumt, oder sie sei eine Närrin geworden. Ein langbärtiger Herr sei bei ihr gewesen, der habe gesagt, sie müsse nächstens vor das Gericht, weil sie ihr Kind umgebracht habe, und er werde sie vertheidigen. Da habe sie ihm in's Gesicht gelacht. — Noch ein paar häusliche Maßregeln für Ernst, und daß er auf seine Gesundheit achten solle, sonst nichts.

Als nun der Christabend gekommen war und in den Häusern die Fenster begannen zu leuchten, da floh er aus dem Dorfe, wie vor einem Gespenste floh er, durch Schnee und Sturm wollte er wandern die ganze Nacht bis zur Stadt, zu seinem unglücklichen Weibe. — Und im Horste, unter tosenden stäubenden Bäumen stand er plötzlich vor ihr. Den Oberrock über den Kopf gehüllt, über und über beschneit, ein lebendiger Schneemann, so huschte sie heran. Wer den gellenden Doppelschrei im Walde gehört hätte, der wäre todeserschrocken davongelaufen oder rettungsmuthig zu Hilfe geeilt, es war aber nur der Freudenschrei der sich so plötzlich und unerwartet Gefundenen.

Jetzt giengen sie miteinander heim. Jetzt war der pfeifende Sturm zu Maienvogelsang geworden, und die Schneeflocken zu wehenden Apfelbaumblüten. O schöne Weihnacht! — Aber als sie daheim in der Stube waren und Ernst das Lampenlicht hinstellte auf den Tisch, da sah er es, wie blaß und abgehärmt seine Sabina geworden war.

„Gottlob, jetzt bin ich wieder da!" sagte sie und setzte sich erschöpft auf die Bank am Ofen, in welchem die Flamme knatterte, wie ein Kleingewehrfeuer zwischen den grimmigen Feinden Hitze und Kälte. „Mein lieber Mann! Was ich ausgestanden habe!" Sie zitterte vor Erregung.

„Um Gotteswillen, Weib!" rief er, „ist es schlecht ausgegangen?"

„Gut! Gut!" sagte sie unter Weinen, „sonst könnte ich ja nicht da sein. Ich weiß mir vor Freuden nicht zu helfen."

Er ließ vom Wirtshaus Braten und Wein holen, und von Allem, was sie dort für das Fest in Vorrath hatten. Er zündete die zweite Lampe an, daß es nur recht hell sei auch in seinem Haus. In den anderen Häusern lachen sie vor Freude, aber hier hat der heilige Christ ein so großes gewaltiges Glück gebracht, daß die zwei Leutchen vor Freude weinen müssen. So groß wäre die Seligkeit nicht gewesen, wenn sie jetzt zu Dreien vor einem Christbäumchen gestanden wären, wie sie es sich einst ausgemalt! Zum hellsten

Digitized by Google

Glücke führen die dunkelsten Wege und der Pfad zum Himmel geht durch das Fegefeuer.

„Und jetzt, mein Weib," bat der Ernst, als sie sich erquickt und etwas beruhigt hatten, „jetzt erzähle."

„Der gestrige Tag!" sagte die Sabina, starrte vor sich auf den Tisch und schüttelte ein wenig den Kopf. „Daß der Christenmensch so was kumnt aushalten, geglaubt hätt' ich's nimmer."

„Trink Eins!" mahnte er und stieß sein Weinglas an das ihre. Sie langte nach dem Glase, wollte es zum Mund führen, vergaß aber drauf, indem sie anhub zu erzählen.

„Schon vorgestern ist es mir gesagt worden," begann sie, „daß ich mich auf die Verhandlung vorbereiten solle. Kein Auge habe ich zugethan die ganze Nacht vor Freude darüber, daß die Leidenszeit nun ein Ende haben wird. Denn ich habe an nichts gedacht, als daß sie mich meiner Leichtsinnigkeit wegen tüchtig ausschelten und aus dem Arrest entlassen würden. Die fünf Wochen sind mir Lehr genug gewesen, ich will mir's merken, daß man kleine Kinder nicht mit in's Bett nimmt. Früh morgens kommt die Kerkermeisterin, bringt mir einen guten Kaffee und einen großen Wecken dazu; ich sollt mich nur stärken, hat sie gesagt. Ich habe noch an nichts Schlimmes gedacht. Drauf, wie es grau wird — licht wird's ja gar nie im Kotter, kommt der Gendarm mit aufgepflanztem Gewehr. Na, das wird eine Gefahr haben für den starken Kerl! denke ich. Wie er mich auf die Gasse führt, stehen am Thor viele Leute. Da kumnt sie! heißt's, da kommt die Kindsmörderin! und lauft uns der ganze Schwarm nach. Ich hätte dem Gesindel meine Meinung gesagt, aber der Gendarm läßt mir keine Zeit. Jesus Maria, wie ich in den Gerichtssaal komm, ist alles voller Leut, daß wir uns kaum durchdrängen können, und ein Aufsehen ist das, und ein Stoßen und Drängen! ich kumnt die Kaiserin gewest sein. Jetzt, vor einem grünen Tisch muß ich stehen bleiben. Ein Crucifix und zwei Kerzen. Der Gendarm steht hinter mir wie ein steinernes Bildnis. Ich schau nicht nach rechts und nicht nach links, das Kopftüchel zieh ich mir schier über die Augen vor; vergehen, hab ich gemeint, muß ich vor lauter Schand. — Jetzt geht eine Thür auf, jetzt kommen sie. Güldene Krägen und lichte Knöpfe haben sie an ihren Röcken. Drei setzten sich vor mir an den Tisch. Einer setzt sich links an einen anderen Tisch; nachher kommt der langbärtige Mann, der mich im Kotter besucht hat, und gesagt, daß er mich vertheidigen müßt, und setzt sich auch an einen Tisch. Zur rechten Hand sitzen ihrer eine Menge auf der langen Bank, lauter Männer; da werden die Kerzen angezündet, und sie müssen Jeder ein Juament ablegen. Na, gute Nacht, denk ich, wenn das alles mich angeht! — Alsdann, jetzt hebts an. Von den Dreien der Mittlere, das ist der oberste Richter —"

„Der oberste Richter ist Gott!" unterbrach sie Ernst.

„Das habe ich mir auch gedacht," sagte sie, und so habe ich mir nicht viel daraus gemacht. Jetzt, der Richter hebt an und fragt mich aus, von meinem Geburtstag an bis zum dasjährigen Leopoldtag, wo das Unglück ist geschehen. Ich hab ja schon früher Alles erzählen müssen, und erzähl's jetzt nochcinmal. Und wird mir vorgehalten, daß ich einmal gesagt hätt, ich wolle kein Kind haben. Und werde gefragt, obs wahr wäre, daß ich gesagt hätt, ich brauch' kein Kindsmädel, es würd so nicht lang dauern. Und solche Sachen. Und daß ich das erstemal anders ausgesagt hatt, als jetzt, dazumal sei das Kind auf der rechten Seiten gelegen und jetzt auf der linken. Das erstemal hätt' ich sogleich nach dem Mann gerufen, jetzt thät's herauskommen, daß ich ihm die Sach hätt verheimlichen wollen. — Mir wird ganz blau vor den Augen, und wie ich mir

Digitized by Google

denk, jetzt schauen viel hundert Augen auf Dich, und viel hundert Ohren fangen Deine Red auf, und der Widerspruch ist da und der Verdacht ist da — und jetzt weiß ich nimmer, was ich red. Auf das steht Einer auf und liest eine Schrift. Ernst! Mein Ernst, das ist eine schredbare Schrift gewesen. Ein schlechtes Weibsbild thät' ich sein und hätt mein Kind mit Fleiß umgebracht. Ich spring vor zum Tisch, jetzt auf einmal ist mir ein Licht aufgegangen. Leut! schrei ich, Mit Fleiß hätt ichs gethan? Jesus Christus soll mich verdammen! Ich mein Kind umgebracht! — Still sollt ich sein, hat's geheißen, es würde bald aufkommen. Ist die Eier-Kathel bei der Thür hereingeführt worden, die schaut mich freund an, und so kalt, als ob ich ein Stück Holz wär, und keine Schulgenossin aus ihrem Heimatsdorf. Die muß auch einen Schwur ablegen vor dem Crucifix, daß sie die Wahrheit, und nichts als die Wahrheit sagen will, so wahr ihr Gott helfe. Und sagt alsdann aus, daß ich ihr einmal eingestanden hätt, ich wollt kein Kind haben. — Du Narr! ruf ich, wann hab ich Dir das eingestanden? Als ich noch lang ledig bin gewest. — Ob sie sonst was von mir thäte wissen? — Nein, nichts Gutes und nichts Schlechtes. Nachher hat sie gehen können. Die zweite Zeugin ist die Zimmermeisterin Fragler. Wie sie eintritt, schaut sie mich so boshaft an, als ob sie sagen wollt: Siehst Du, vor einem Jahr hat der Schreiner den Zimmermann verklagt, daß er Tische und Schränke thät machen; heut wird es die Zimmermännin der Schreinerin zurückerstatten. Na, die hat auch baldausgepackt, des Kindsmädels wegen. Da muß ich schon bitten! begehr ich auf. Zurückgewiesen werd ich, still sein hab ich müssen. Nachher ist die Red von der rechten und linken Seiten, wie das Kind gelegen, und vom Rufen nach dem Mann. Ich weiß nimmer, was ich sage, falle auf's Knie und bitte um Verzeihung, wenn ich etwas ungenau angegeben hätte. Sollt aufstehen, heißt es, da gäb's kein Unverzeihungbitten. Nun tritt der Gerichtsarzt herfür, das ist derselbe, der unsern Ernst zerschnitten hat, und der beweist es haarklein, daß das Kind nicht durch Zufall erstickt, daß es gewaltsam um's Leben gebracht worden ist. So fest hat er gesprochen, daß ich es selber habe glauben müssen. Ist schon sonst Niemand über's Kind gekommen in derselbigen Nacht, gut, so habe ich es halt selber erwürgt im Schlaf. Im Gottesnamen, sollen mit mir machen was sie wollen. Und habe nichts mehr gesagt."

Der Ernst hielt sein Weib krampfhaft an der Hand, als sollte es ihm jetzt noch entrissen werden können. Sabina fuhr fort:

„Wie ich jetzt gemeint hab, es wär' aus und sie führen mich von der Stell weg zum Galgen, hebt der Herr, den sie den Staatsanwalt heißen, an zu sprechen. Hab' gemeint, ich wär ohnehin schon zu Grund gerichtet genug, der druckt mich noch mehr unter; keinen Funken Bravheit läßt er an mir, eine verstockte Sünderin, eine Rabenmutter heißt er mich vor allen Leuten. — Meine Herren Geschworenen! sagt er, wenn Sie diese Person laufen lassen, so haben wir im nächsten Jahr um zehn Kindsmörderinnen mehr, denn Sie erlauben das Verbrechen! — Da hab ich mir gedacht: Sie wollen halt Eine haben, daß sie ein Exempel aufstellen können, und weil sie keine Schuldige erwischen, so nehmen sie eine Unschuldige her. Meinetwegen! auch unser Herrgott ist unschuldig gekreuzigt worden. — Aber gesagt hab ich nichts mehr. — Wie der Staatsanwalt mit seiner Litanei fertig ist, denk ich: Jetzt wird die Metten los gehen. Die Richter und die Geschwornen auf ihrer Bank bleiben steinfest sitzen, als obs ihnen noch alleweil nicht genug wäre. Auf einmal steht der langbärtige Mann auf. Ich hab dem Menschen mein Lebtag nichts Gutes gethan, und er redet so über mich! Wie sich der um mich an-

Digitized by Google

genommen hat, mein lieber Ernst, das ist nicht zu beschreiben. Und wenn's mein leiblicher Vater gewesen wär, so schön und so gut hätt er mir nicht das Wort reden können. — Meine Herren! hat er gesagt, aus allen vorliegenden Beweisen und Aussagen ersehe ich, daß die Angeklagte eine brave Frau ist. Als Jungfrau von siebzehn Jahren hat sie gesagt, daß sie kein Kind haben möchte. Hätte sie das Gegentheil sagen sollen? Als Mutter hat sie das Kindsmädel verschmäht, weil sie ihr Kind selber ätzen will. Sie hat das Hauswesen versorgt, das Kind gepflegt, genährt, hat Nächte durchwacht, was Wunder, wenn sie der Schlaf einmal übermannt hat! Daß sie nach dem Erwachen im ersten Schreck ihren Mann nicht gerufen, ist doch erklärlich; bedenken Sie ihre Angst, ihre Verzweiflung, die Schuld, die sie sich wegen der Unachtsamkeit selber beilegen muß. Endlich, da ihre Versuche, das Kind zum Leben zurückzurufen, vergeblich sind, hat sie ja doch um Hilfe gerufen, und so finde ich keinen Widerspruch. Und wenn sie das einemal sagt, das Kind wäre auf der linken Seite, und das anderemal, es wäre auf der rechten Seite gelegen, so sehe ich darin nur ein Mißverständnis, nicht aber einen Widerspruch. Das Kind ist an der linken Seite der Mutter auf seiner rechten Seite gelegen. — Jetzt haben die Leute gelacht und da ist ein Sonnenstrahl durch den Saal gegangen. Der Vertheidiger hat ihnen jetzt aber so in's Herz geredet, und hat zuletzt die Richter und Geschwornen gefragt, ob sie denn mit einem ungerechten Urtheil gegen eine arme Familie in's heilige Weihnachtsfest eintreten wollten? — Wie das Alles vorbei ist, wendet sich der Oberrichter zu den Männern in der Seitenbank und sagt: Jetzt wär's an ihnen, jetzt sollten sie sagen, ob ich mein Kind mit Fleiß umgebracht hätte oder nicht. Sie hätten vor Gott dem ewigen Richter geschworen, gerecht zu urtheilen, aber wenn sie nach all dem, was sie gehört hätten, noch immer in Zweifel wären, so sei es besser, einen Schuldigen freizusprechen, als einen Unschuldigen zu verurtheilen. — Nachher gibt er einen Wink und ich werde hinausgeführt. Unterwegs zwischen den Leuten hin höre ich noch: Die hat ihre zehn Jahre schon so viel wie schriftlich. Im Nebenzimmer stellen sie mir ein Glasel Wein vor. Mein Ernst, da habe ich an Gall und Essig denken müssen, und fällt's mir ein, was ich für eine Frevlerin bin, daß ich mich mit unserem Heiland vergleichen will. Ich gebe mich willig drein, aber wie mich der Gendarm wieder in den Saal führt, und es jetzt schreckbar still ist, daß man eine Nadel kunnt fallen hören, und ist doch der Saal voller Leut — und wie ich mir vorstell: jetzt gilt's, ob Du noch einmal glücklich sein sollst auf der Welt, oder verdammt und ehrlos —"

„Beruhige Dich, Sabina," sagte der Gatte, „erzähle jetzt nicht weiter."

„Ich bin ja schon fertig," antwortete sie und dämpfte die Aufregung nieder. „Der Richter nimmt ein Blatt Papier: Im Namen Seiner Majestät des Kaisers! — Eilf Stimmen: Nein. — Freigesprochen!" — —

Nun waren beide Eheleute still. Der Ernst war todtenblaß gewesen, aber jetzt sprang vom Herzen das Blut in seine Wangen. „Stark bist gewesen, Sabina!" rief er, sie umarmend, „daß Du nicht hingefallen bist, wie ein Stück Holz."

„Erst nachher," sagte sie. „Wie ich das Urtheil gehört habe, im ersten Augenblick hab ich keine Freud und kein Leid gespürt. Es gibt doch eine Gerechtigkeit! nur das habe ich denken können. — Die Leute drängen bei den Thüren hinaus, jetzt schaut mich Keines mehr an, ich bin wieder ein gewöhnlicher Mensch. Der Gendarm mit dem Spieß steht auch nicht mehr hinter mir, und auf einmal bin ich auf der freien

Digitized by Google

Gasse, ich weiß selber nicht wie. — Da zünden sie schon die Laternen an. So lang, den ganzen Tag haben sie mit mir gearbeitet. Ich schau nicht um, eil fort hinaus, und wo keine Häuser mehr sind, und keine Leut, nur Nebel und Nacht und Schneegestöber, sehe ich eine rothe Ampel, der gehe ich zu. Sie brennt vor einem großen Crucifix und herunten steht die schmerzhafte Mutter Gottes. Da sink ich auf's Knie und wein mich aus und ist mir Hören und Sehen vergangen."

„Jesus, so hättest ja erfrieren können!" rief der Ernst.

„Im Schnee halb vergraben hat mich Einer gefunden, hat mich in sein Haus bringen lassen und seine Frau hat mich geazt und beherbergt über Nacht. Und heut früh, wie ich mich bedanken will, erkenne ich in ihm den Staatsanwalt, der mich gestern so arg hat verderben wollen. Auf ihn sollt ich nicht böse sein, hat er gesagt, es wäre so seine Pflicht gewesen, ich solle in Demuth und Frieden heimkehren und glücklich sein." —

Draußen in der Winternacht klangen die Weihnachtsglocken, und das junge, wieder vereinte Paar — der Himmel beschirme seine Liebe und seine neue Hoffnung!

Die sinnliche Auffassung der Gebirgsdimensionen.

Von Dr. August Böhm.

Ob das Weltmeer oder das Hochgebirge großartiger und überwältigender beim erstmaligen Anblick auf den Beschauer einwirkt? Diese Frage wird häufig gestellt und viel umstritten. Geht man bei ihrer Erörterung rein objectiv zu Werke, so wird man nicht verkennen, daß zwischen Meer und Gebirge ein wesentlicher Unterschied in physiognomischer Beziehung vor Allem darin besteht, daß sich jenes dem Beschauer als eine weite kreisrunde Fläche darstellt, während dieses eine körperliche Entwicklung aufweist. Eben derselbe auffallende Gegensatz obwaltet aber auch zwischen Gebirge und Flachland, welch letzteres ja mit dem Meere den Flächencharakter gemein hat. Der Flachländer also, welcher zum erstenmal an das Meer herantritt, wird allerdings ob der großen Ausdehnung und Gleichförmigkeit der endlos vor ihm sich weitenden Wasserfläche erstaunen, aber er wird angesichts derselben keine Erweiterung seiner Raumkenntnis nach einer neuen Richtung hin gewinnen. Ganz anders steht der gleiche Beobachter als Neuling dem Hochgebirge gegenüber. Hier lernt er thatsächlich räumliche Beziehungen kennen, von welchen er vorher keine Anschauung hatte, ein Mangel, über welchen ihm selbst die lebhafteste Phantasie nicht hinwegzuhelfen vermochte. Sich vom Meere, ohne es vorher gesehen zu haben, eine ziemlich richtige Vorstellung zu entwerfen, dürfte wohl den Meisten gelingen, denen ein freier Umblick auf offenem Felde nichts Neues; sie haben sich nur anstatt der Landfläche eine Wasserfläche zu denken und sich mithin lediglich eine substantielle Veränderung innerhalb bekannter Raumverhältnisse zu vergegenwärtigen. Dahingegen ist der Bewohner der Ebene auch nicht im Entferntesten im Stande, von vornherein die Entfaltung des Hochgebirges zu erfassen, welches so ganz und gar aus dem Rahmen der ihm allein geläufigen Flächenausbreitung

Digitized by Google

emporsteigt; es steht der Flachländer, der es in seiner Heimat so gut wie ausschließlich mit den beiden Erstreckungen nach Länge und Breite zu thun hat, dem Hochgebirge gewissermaßen als ein zweidimensionales Wesen gegenüber, welches die dritte Dimension, die Höhe, die nun mit einem Male neu hinzutritt, nicht klar und deutlich zu begreifen vermag. Sicher wird deshalb das Hochgebirge im unmittelbaren Anblick überraschender und bestrickender auf seine Sinne einwirken als das Meer, dessen Eindruck, an sich geringer, erst durch daran geknüpfte Reflexionen zu ähnlicher Größe gesteigert wird.

Hierzu kommt nun noch Eines. Die weite Wasserfläche des Meeres entbehrt vermöge ihrer Gleichmäßigkeit eines jeglichen Fixpunktes; keine Stelle hat etwas vor der anderen voraus, unbehindert gleitet der Blick kreuz und quer nach freier Wahl in die Ferne und schweift ruhig am Horizont dahin, ohne irgendwelchen Anlaß oder Anhalt zu einer Abschätzung der durchmessenen Strecken zu finden. Das Hochgebirge dagegen blendet durch die äußere Pracht und bezaubert durch die Vielgestaltigkeit seiner Erscheinung; unablässig und ruckweise hastet das Auge bald hierher, bald dorthin und gehorcht hierbei einer höheren Gewalt als dem eigenen Willen: der magischen Anziehungskraft der vielfältigen Contraste. Stets sondierend und mit dem Bestreben nach Orientierung tastet das Auge an dem Gebirgsrelief umher, dessen ungewohnte Größenverhältnisse jeden derartigen Versuch bis zur völligen Verwirrung des unkundigen Beschauers vereiteln. Ueberwältigt und betäubt steht der Neuling dem Hochgebirge gegenüber, er fühlt sich von dessen Majestät in einer Weise ergriffen, wie es beim ersten Anblick des Meeres gewiß nicht der Fall ist.

Jedes Urtheil über Entfernungen ist in letzter Linie auf Bewegungen unseres Körpers oder einzelner Theile desselben zurückzuführen. Durch fortgesetzte Uebung werden wir mit gewissen Abständen vertraut, die wir alsdann anderwärts als Vergleichsmaterial, als Maßstab verwenden; wir messen nach Fußen, Ellen, Schritten, Meilen. Immer aber bleibt unser räumliches Auffassungsvermögen an jene bestimmten Grenzen gebunden, innerhalb deren sich unsere beständigen Abschätzungen von Größenverhältnissen im Alltagsleben bewegen. Wenn eine Größe diese ziemlich engen Grenzen überschreitet, dann ist sie unserer unmittelbaren Auffassung entrückt und der Beurtheilung nur mehr auf dem Wege von Reflexionen zugänglich. Die letzteren knüpfen zumeist an die Zeit an, die wir benöthigen, um die fragliche Strecke zu durchmessen. Es wäre eine Selbsttäuschung, würde Jemand meinen, sich eine Entfernung, wie etwa jene zwischen Wien und Berlin, als solche vergegenwärtigen zu können; er kann dieselbe mit einer ihm geläufigen Längeneinheit vergleichen und sagen, die letztere ist in der ersteren so und so oft Mal enthalten, aber das ist eben nicht mehr eine unmittelbare Vorstellung, sondern eine Reflexion.

In der Auffassung und Beurtheilung von Entfernungen macht, wie allenthalben, Uebung den Meister, und wir werden deshalb Abstände desto rascher und schärfer erfassen, je häufiger wir im gewöhnlichen Leben mit ihnen in Berührung kommen. In der Auffassung von uns ungewohnten Dimensionen bleiben wir hinter der Wirklichkeit zurück, und zwar um so weiter, je mehr dieselben die uns geläufigen Maße überschreiten. Im Hochgebirge findet dies allenthalben statt, und wir werden deshalb die Größenverhältnisse desselben stets unterschätzen. Da nun aber die horizontalen Dimensionen des Gebirges — die Abstände der Gipfel, die Längen der Bergflanken und -Kämme, die Breite der Thäler — weit beträchtlicher sind als die verticalen Distanzen, so werden wir die ersteren noch unvollkommener erfassen als die letzteren, und werden mithin die Ausdehnung des Gebirges stärker unterschätzen als seine Höhe.

Digitized by Google

Gegenüber der horizontalen Ausdehnung wird also die Höhe des Gebirges überschätzt, aber diese Ueberschätzung ist eben nur eine relative, denn in Wirklichkeit werden auch die Bergeshöhen von uns unterschätzt, weil sie die uns geläufigen Höhenverhältnisse weit übersteigen. Eine Höhe von 2000 Metern zum Beispiel können wir nicht so unmittelbar erfassen wie die Höhe eines Baumes, eines Hauses, eines Kirchthurmes; wir müssen uns, wie gesagt, durch Reflexionen über dieselbe orientieren, und diese Orientierung wird desto mangelhafter sein, auf eine je größere Entfernung sie sich erstreckt.

Die eben erörterte relative Ueberschätzung der Bergeshöhen wird noch dadurch gesteigert, daß uns der Contrast zwischen hoch und tief, erhaben und flach, ob seiner Neuheit und Ungewohntheit ganz besonders auffällt, weswegen wir ihn auch ganz besonders grell und mächtig, und gegenüber demjenigen zwischen schmal und breit, kurz und lang, gewissermaßen verstärkt empfinden. Die Höhe der Berge macht deshalb auf uns einen bedeutenderen Eindruck als ihre Breite, und wenn wir die Ansicht einer Gebirgslandschaft, wie sie uns erscheint, in bildlicher Darstellung wiedergeben, so werden wir hierbei alle Anfragungen nicht unbeträchtlich überhöhen. Die Uebertreibung der Neigungswinkel ist hiervon die unvermeidliche Folge. Daher kommt es, daß unsere Zeichnungen, Skizzen und Bilder von Gebirgsansichten, wenn auch an Ort und Stelle selbst entworfen, der Wirklichkeit nicht ganz entsprechen, sondern nach der Höhe zu mehr oder weniger gezerrt sind. Sie entsprechen aber, wenn gewissenhaft angefertigt und nicht mit Absicht übertrieben, genau dem Eindruck, welchen wir von den Größenverhältnissen des Gebirges empfinden, wie am deutlichsten daraus hervorgeht, daß uns die Berge auf Photogrammen, welche doch die richtigen Verhältnisse wiedergeben, stets zu flach, zu nieder erscheinen.

Insoweit die relativ zu bedeutende Empfindung der Höhe des Gebirges auf der ungewohnten Contrastwirkung beruht, wird sie durch längeren und häufigen, mit Bergfahrten verbundenen Aufenthalt im Gebirge in etwas gemildert. Man gewöhnt sich eben an die Erhebung der Massen, und eine richtigere Beurtheilung des Verhältnisses zwischen ihrer Höhe und Ausdehnung tritt ein. Vor hundert Jahren, als Alpenreisen und vornehmlich Bergbesteigungen noch zu den Seltenheiten gehörten, stand man dem Hochgebirge ganz anders gegenüber als heutzutage, und wenn man die Abbildungen betrachtet, welche einzelne berühmte Reisewerke jener Zeit aus den Alpen brachten, wird man unter den Bergformen fast durchgehends Zuckerhut- und Zahnstochergestalten mit von Spitze zu Spitze springenden Gemsen begegnen. So sehr imponierte damals die Höhe des Gebirges, daß ihr gegenüber die Horizontaldimensionen auf ein Minimum reduciert wurden. Wir lächeln heute über diese Verzerrung, ohne jedoch einen Vorwurf gegen jene Alpenpioniere zu erheben; denn sie haben das Gebirge so gezeichnet, wie sie es empfunden. Wir verlangen heute von unseren alpinen Landschaftsmalern auch keine geometrisch ähnlichen Bilder, sondern wollen empfindungsähnliche Gemälde. Da nun in der Natur der Eindruck der Höhe denjenigen der Horizontalausdehnung überwiegt, so muß die bildliche Wiedergabe, will sie denselben Effect erzielen, dieser unrichtigen Auffassung bis zu einem gewissen Maße entgegenkommen. Diese Differenz zwischen unserer Auffassung und der Wirklichkeit ist heute Dank der größeren Vertrautheit mit dem Gebirge geringer, als vor hundert Jahren, und wird sich vielleicht in der Folge noch etwas mehr verringern.

(„Deutsche Zeitung.")

Digitized by Google

Eine Reise rings um den Dachstein.

Von **P. K. Rosegger.**

(Schluß.)

Der nächste Morgen war trübe; der See hatte sich noch nicht ganz beruhigt; am hohen Hirlaz, am Krippen- und am Sarstein hingen träge Nebelbänke, und im Blau der Ramsauerberge sah man die ersten Schleier des Regens niedergehen.

Wir fuhren von Gosanmühl auf einem Nachen zur jenseits des Sees liegenden Haltstelle. Mit dem nächsten Zuge ging's an Goisern — der Heimat des Bauernphilosophen Konrad Deubler (Heimgarten VII. Seite 200, X. Seite 932, XI. Seite 147,) und Ischl vorüber nach Traunsee. Wir saßen im Aussichtswagen, schauten dem großartigen Wandelpanorama des Gebirges zu und wie sich darüber der Himmel lichtete. Bahnhöfe und Zug waren überfüllt von Sommerfrischlern und Touristen, die ländliche Stimmung war dahin. In Traunsee bestiegen wir den stattlichen Dampfer „Gisela", und während ich mich abseits an die Rampe gelehnt, in die Schönheiten des See's und des massigen Traunsteins vertiefte, bewunderte mein Junge das Dampfschiff, studierte seine Einrichtungen vom Steuerrade an bis zum Rettungskahne und war außer sich vor Vergnügen. Bald öffnete sich der Blick in das grüne Hügelgelände, an dessen Fuß — anfangs nur wie ein leichter Streifen zu sehen — das freundliche Gmunden liegt.

Zu Gmunden stiegen wir in dem wohlbernfenen alten Gasthofe des Herrn Pichler „Zur Sonne" ab, dessen gut bürgerliche Einrichtung und biederen Wirtsleute uns die sonstige Aufgedonnertheit des Modekurortes vergessen ließen. Ein kühlender Regen, der sich Nachmittags einstellte, kam mir zu statten; bei schönem Wetter duldet es mich in solchen Gegenden nicht im Zimmer, es hetzt mich umher in Sonnenglut und Windwehen, auf Höhen und in Thäler, und nimmer will mein Auge sich sättigen an den tranten, großen Gebirgsbildern. Der Regen gab mir Ruhe und sie that wahrlich noth; als die Spannung nachließ, sank ich wie gebrochen auf das Sofa. Für zwei Stunden nur, denn es kam mein Sepp in's Zimmer gestürzt mit der Botschaft, daß auf dem See ein fürchterlicher Sturm tobe und daß wir daher sofort einen Kahn nehmen und hinausfahren müßten. Wenn auf dem See ein Sturm ist, darf der Mensch nicht auf dem Sofa liegen. Wir gingen eilends an das Ufer hinab. Der Regen hatte aufgehört, wuchtige Wolkenmassen rangen mit der niedergehenden Sonne um den Abend, an den Häuptern des Traunsteins und des Höllengebirges schwere finstere Nebel, im Hintergrunde über den Bergen bei Ebensee ein dunkles Regengrau. Ein frischer Wind strich vom Gebirge her, der See glitt in munteren Wellen heran, immer heran und warf rauschend und schäumend seine Wellen an das Ufer. Die Dampfer standen festgeankert, sie hatten Feierabend gemacht. Wir mietheten ein Segelschifflein und — mein Knabe war durch früheres aufmerksames Beobachten bereits sachkundig — segelten hinaus auf „die hohe See". Eine Stunde lang kreuzten wir mit geblähtem Segel zwischen 31. und 32. Grad östl. Länge und 47. bis 48. Grad nördl. Breite. Der scharfe Gegenwind ließ uns nicht recht

Digitized by Google

vorwärts kommen, fiel uns ein parmal so heftig in die Flanke, daß das Schiff, von Gischten über und über begossen, bedenklich auf die Seite schlug. Ora pro nobis! Der See war schwarzblau geworden und nur von zahllosen weißen Schaumwellen und Gischtkämmen unterbrochen. Im Ganzen war die Sache doch nicht so harmlos, als wir es halb scherzend zu nehmen liebten, und als wir in der Abenddämmerung rasch gegen das Ufer glitten, standen dort Leute, die unser kleines Wagestück mit einigem Interesse beobachtet hatten.

Da mir auf dem See der Wind wiederholt meine langen Haare boshaft über die Nase gespielt hatte, so wollte ich solche nun stutzen lassen. Ich that's aber nicht, denn mir fiel die Erzählung eines beliebten Opernsängers ein, die mir derselbe einmal persönlich mitgetheilt hatte, und die davon handelt, wie er sich in der löblichen Stadt Gmunden rasieren und frisieren ließ. Es war Abend, und als der Sänger in den straßenseitigen Friseurladen trat und höflichst bekomplimentiert wurde, fiel es ihm auf, daß zu den bisher brennenden zwei Gasflammen noch drei angezündet wurden, und zudem ein paar silberne Leuchter, so daß der Raum glänzend beleuchtet war. Das Frisieren ging äußerst langsam von statten und immer noch wußte der Haarkünstler zu glätten und zu schnirgeln. Endlich fiel es dem Kunden auf, daß an den gassenseitigen Glaswänden die Vorhänge weggezogen waren, daß sich draußen eine große Menschenmenge versammelt hatte, die hereinschaute, und daß er von dem findigen Friseur als Ausstellungsgegenstand benutzt wurde. Man kann sich denken, daß er nun nicht mehr lange sitzen blieb, sondern dem Inhaber des Ladens riet, anstatt seiner eine drehbare Wachspuppe in's Auslagfenster zu stellen. Derlei kann auch weniger berühmten Personen passieren, wenn das Publikum gerade schaulustig ist.

Am nächsten Morgen, einem sonnigen Sonntag, mahnte mich mein gewissenhafter Gymnasiast zum Kirchgange. Wir hörten in der Stadtpfarrkirche die gute und scharfe Predigt eines greisen Priesters, gegen Klatschsucht und Verläumdung. „Streuet Federn in den Wind," sagte er, „und Ihr seid nicht mehr Herr, sie einzufangen, so wenig, als ausgestreute Verläumdung selbst mit dem besten Willen wieder ganz eingezogen und unschädlich gemacht werden kann." Der alte Mann predigte gegen das abscheuliche und so verbreitete Laster mit vielem Temperament, und das stand ihm gut, unendlich besser als jenem jungen Priester, den ich eine Woche früher gehört, das leidenschaftliche Eifern gegen Andersgläubige. Mit Glaubenslehren macht mir selten ein Prediger das Herz warm, mit Sittenlehren jeder.

Vormittags verließen wir Gmunden, fuhren mit dem Dampfer bis zu dem schönen Traunkirchen und von dort mit dem Eisenbahnzuge über Altmaug und Vöcklabruck bis Kammer. Nach dem Mittagsmahle ging's mit dem Dampfer „Kammer" über das oberösterreichische Meer, den Attersee, bis Unterarch, von da mit Stellwagen bis See, und von hier mit Dampfer „Mondsee" über den Mondsee nach Mondsee, wo wir in der Abenddämmerung landeten. Mein Knabe war gut Freund mit dem Kapitain geworden. Besonders viel Spaß machte ihm die flotte Wettfahrt unseres Dampfers „Mondsee" mit dem neuen Concurrenzdampfer, welcher lange Zeit wie ein Pirat hinter uns kreuzte und endlich durch eine schlaue Wendung an einer Station uns überholte, während der „Mondsee" mit majestätischer Ruhe über die wundervoll schöne Wasserfläche dahinzog.

Ich war auf diesen Wasserfahrten gerne in der stillen Kajüte gesessen, hatte durch die runden Fensterchen den von Schrauben oder Rädern gepeitschten Wellen zugeschaut. In diesen Wellen brachen sich die Sonnenstrahlen und loderten gar bewegsam und flammen-

Digitized by Google

ähnlich zum Fenster herein auf die Kajütendecke.

Im Ganzen waren wir an diesem Tage über vier Stunden auf dem Wasser gefahren, was mein Junge als die größte Merkwürdigkeit seines Lebens sofort nach Hause berichtete. Das Bereich des Schafberges, der seine senkrecht abstürzende Wand den von uns befahrenen Seen zuwendet und die ganze Gegend beherrscht, ist mit Sommerfrischlern, besonders aus Wien, bunt besprenkelt. In Mondsee selbst Wiener Theater, Concerte, Tingl-Tangls. Solche Gegenden sollte man nicht in der „Saison" besuchen, wann sie Stadt spielen, sondern im Frühjahre, im Spätherbst, im Winter, wann sie still und groß ihr ehrliches Landthum bekennen.

Am nächsten Tage, als am sechsten unserer Reise, fuhren wir mit einem Wäglein von Mondsee über das liebliche Thalgau nach Salzburg. Es war eine fröhliche Fahrt in der Morgenfrische durch hügelige Fichten- und Buchenwälder, zwischen grünen Wiesen und reifenden Kornfeldern, zwischen stattlichen, theils schweizerartig gebauten Bauernhöfen und Dörfern hin. Wir drällerten auf holperigem Wagen deutsche Alpen- und Wanderlieder und jauchzten manchmal einen Freudenschrei in das tiefe Blau des Himmels auf. — Da merkt man erst den Vortheil eines eigenen Gefährtes, man ist nicht umschwärmt und umlauscht von fremden Leuten, man ist allein mit sich und der Natur und kann kritiklos je nach Stimmung fröhlich, ausgelassen oder nachdenklich sein.

Als wir bald hinter Mondsee auf einer Höhung in blauer Ferne den Gaisberg bei Salzburg sahen, merkten wir an seinem Rande ein dunkles Wölklein, das sich sachte aufwärts, der Spitze des Berges zu bewegte. Das war der Rauch des Lokomotivs der Zahnradbahn, welche erst wenige Wochen früher auf den Gaisberg eröffnet worden war, und welche auch uns noch an diesem Tag auf die Höhe führen sollte.

Nach dreistündiger Fahrt rasselten wir leicht und munter in die Stadt Salzburg ein. Im Hotel „am Stein" stiegen wir ab, um uns allsogleich zu einem Spaziergang durch die schöne Stadt zu rüsten. Salzburg, die alte Bischofsstadt, hat etwas eigenartig Berückendes: Ueber die breite Salzach die massigen Brücken, dann die stattlichen Gebäude, welche vielfach an südländische Bauart erinnern, die schönen Kirchen, Denkmale und Kunstschätze, die Stadt Mozart's und Makart's. Ferner die rothen senkrechten Wände des Mönchsberges mit dem durch den Berg gebrochenen Neuthor, ferner der berühmte Peters-Friedhof mit seinem Keller, das stimmungsvolle Glockenspiel am Residenzplatz, die plätschernden Fontänen, das Schloß Mirabell, die höchst malerische Festung Hohensalzburg, der vielgliederige Mönchsberg, der grünbewaldete Kapuzinerberg — und darüber herein leuchten die Hochzinnen des Untersberges und anderer Felsriesen, daneben auch die grüne Kuppe des Gaisberges mit den rothen Schrammen der Eisenbahn und dem Hotel auf der Spitze.

Täglich gehen — natürlich nur in der Reisesaison und bei Bedarf — von Parsch nächst Salzburg aus zwölf Züge den Gaisberg hinauf und wieder herab. Die Stationen sind Parsch, Judenbergalpe, Zistelalpe, Gaisbergspitze. Der Zug, gewöhnlich aus zwei Waggons bestehend, für je 30 Personen berechnet, geht in $^3/_4$ Stunden bis hinauf. Fahrpreis hin und zurück 3 fl. Der Schaffnerdienst wird von Soldaten besorgt, die Bahn gehört dem Staat und soll sich auf das Beste rentieren.

Wir wählten den Zug, der 4 Uhr Nachmittags von Parsch abgeht. Auf dem Bahnhof großes Gedränge, Jeder und Jede wollte sich im Waggon den günstigsten Platz erobern. Wenige Minuten hinter dem Bahnhof beginnt die Steigung; dem Jungen, der

Digitized by Google

mitten im Waggon sitzt, fällt es auf, daß draußen alle Bäume schief stehen, als wollten sie umfallen, erst nach einiger Zeit wird er gewahr, was die Täuschung verursacht.

An den Stationen kreuzen die Züge. Oberhalb der Zistelalpe, wo ein Gasthaus steht, nach einer langen scharfen Steigung von 1:4 geht's durch einen Felsendurchbruch; ist derselbe vorüber, so erschallt in den Waggons ein vielstimmiges: Ah! — da unten in blauender Tiefe liegt weit hingebreitet das Salzburger und Oberösterreicher Hügelland mit seinen Dörfern, Schlössern und Seen. Zwei Minuten später steht der Zug auf der Höhe des Berges.

Das grüne Hochplateau war zur Stunde besäet mit Menschengruppen, die sich an der herrlichen Aussicht weideten. Von Westen gegen Süden stehen, vor Allem auffallend, die ätherblauen Schroffen des Hohenstaufen, des Untersbergs, des Watzmann, (zwischen hin der Großglockner), des Hohen Göll, des Hagen- und Tännengebirges. Weiter gegen Osten im Hintergrunde die Gletscher des Dachsteins. Dann das steirische Gebirge, näher heran das Horn des Schafberges, hinter demselben das Höllengebirge und der Traunstein bei Gmunden. Im Norden die Niederung des Hügellandes bis hin zum blassen Striche des Böhmerwaldes, dann die durch das hier winzige Salzburg fließende Salzach, welche sich weit hinaus glänzend hinschlängelt, im Westen die baierische Ebene mit dem fernen Chiemsee. Vom Gaisberg aus sind neun Seen, zwei Gletscher, unzählige Berge, ein weites Hügelland und eine unbegrenzte Ebene zu sehen.

Ich traf auf dem Gaisberg Bekannte aus Berlin und Königsberg, in deren Gesellschaft ich die Rundschau machte und dann im Hotel das „Vesperbrot" nahm. Ein solches Vesperbrot, besonders wenn es in flüssiger Form genossen wird, macht die Fernsicht noch um ein Bedeutendes entzückender; endlich begannen wir sogar von der Ostsee zu schwärmen und stellten Vergleiche an zwischen Meer und Hochgebirge, bei denen gewißlich auch mein kleiner Seefahrer gerne sein Votum abgegeben hätte, wenn er nicht eben auf einer Schmetterlingsjagd gewesen wäre.

Ueber dem Traustein war schon die Nacht heraufgestiegen, die leuchtenden Felder des Dachstein waren schon verblaßt und jene des Glockner in Gewitterdunst gehüllt, als wir in den Waggon stiegen und den Berg verließen.

Seit auf dem Gaisberge anstatt der Kuhschelle die Eisenbahnglocke schrillt, und statt der Sennin Jauchzen das Lokomotive, ist freilich die Bergweihe dahin, man glaubt in einem großartigen Kunstpanorama (Entree 3 Gulden) zu sein; nur ist es hier gestattet, die Gegenstände mit dem Stock zu berühren. Der Stock aber, mit welchem man hier den Dachstein betupfen wollte, müßte sieben Meilen lang sein.

Der nächste Tag war wieder ein weißglühender Sonntag, das blendende Licht der Gebäude und der Straße that dem Auge weh. Es ließ sich bei der drückenden Hitze nichts unternehmen, doch war es selbstverständlich, daß wir das salzburgische Landesmuseum, Hellbrunn und den Mirabellgarten besuchten. In ersterem war uns der Herr Museumsdirektor ein freundlicher Führer. Die große interessante Sammlung erzählt laut, welch eine uralte und mächtige Kulturstätte dieses Salzburgerland ist. Mir persönlich am meisten Vergnügen machte eine aus Gyps ausgeführte Hautreliefkarte des Herzogthumes Salzburg, die einen vortrefflichen Ueberblick auf die natürliche Beschaffenheit dieses schönen Gebirgslandes bietet und auf das Lebhafteste touristische Gelüste weckt. Wie oft habe ich gedacht: Wenn doch auch von Steiermark ein solches Bild existierte! Auf dem Grazer Schloßbergplateau, etwa in einem Glashause aufgestellt, das müßte Bewunderer locken und Bewunderer erzeugen.

Nach Hellbrunn brachte uns die

Digitized by Google

Dampftramway, die zwischen Salzburg und dem Drachenloch am Untersberg verkehrt. Die berühmten Hellbrunner Wasserkünste: Eine Messingkugel, die auf senkrechtem Strahl steht; eine Krone, die, von einem Wasserstrahl getragen, auf- und wiedergehoben wird; ein Glassturz aus Wasser über einem Rosenstrauß; der Regen aus Wänden, Fußpflastern, Plafonds und Hirschgeweihspitzen mit natürlichen Regenbogen; die Zaubergrotte mit den wispernden, pfeifenden, schnarrenden Ungeheuern; dann die durch unsichtbares Wasser bewegten Figuren: der Müller, der Schmied, der Schleifer, der Halsabschneider; das vielgestaltige große Bild: der alles Handwerk beschäftigende Tempelbau mit Orgelklang, der ebenfalls durch Wasser erzeugt wird, u. s. w., machten meinem Jungen ein großartiges Vergnügen. Schließlich ließ sich auch Sankt Peter mit seinen weltberühmten Wasserkünsten nicht spotten, und wir kamen unter Blitz und Donner, hübsch durchnäßt in den Tramwaywagen.

Im Mirabellgarten unterhielt sich mein Sepp eine Stunde lang im Vogelhaus mit einem geschwätzigen Kakadu, während ich vor dem Denkmale eines frühverstorbenen Freundes saß, des Grafen Hugo Lamberg, Landeshauptmanns von Salzburg. Diesem wackeren Mann, der seiner Liebe zur Natur und zum Volke auch als sinniger und humorvoller Dialektdichter schönen Ausdruck gab, hat die Sektion Salzburg des österreichischen Touristenklubs ein kleines Standbild aus Erz aufgestellt im Mirabellgarten, und rings um dasselbe Alpenblumen gepflanzt, die sich freilich dem Barockstyl des Parkes, der gleichsam noch die gepuderte Perücke auf hat, nicht recht anpassen wollen.

Am Abende machten wir einen Spaziergang auf den Mönchsberg, von welchem aus gesehen sich Salzburg am schönsten stellt. Das Plateau des Mönchsberges mit seinen Grasfluren, Eichenwäldern, Villen und Wirtshäusern, ist mannigfaltig. Wir wollten auf der andern Seite des Berges nach der Vorstadt Riedenburg hinab, standen aber plötzlich vor der senkrechten Wand, in welcher der Mönchsberg nach drei Seiten abstürzt. Wir hatten uns also auf diesem Berge, der sozusagen doch mitten in der Stadt steht, verirrt, und fanden mit einiger Mühe den Abstieg zur Reitschule. An demselben Tage hörten wir von dem Thurme des Glockenspieles die „letzte Rose“ klingen, ein lieblicher, elegisch süßer Eindruck, mit welchem der zweitägige Salzburger Aufenthalt einen stimmungsvollen Abschluß fand.

Ich hatte, wahrscheinlich aus Ursache der großen Hitze, in Salzburg stark an Asthma zu leiden und fühlte mich körperlich so unwohl, daß ich gezwungen war, alle Besuche bei lieben Bekannten daselbst zu unterlassen und mich als Fremdling hernmzutreiben. Doch glaube ich, manches mir freundlich zunickende Gesicht gesehen zu haben, wie gerne hätte ich ihm zugerufen: „Tausend Grüß Gott! aber ich kann nicht sprechen!“ wenn ich eben sprechen gekonnt hätte. — Bei der Sommerhitze ist mir das Reisen und der Verkehr, mit wenn auch noch so lieben Menschen, beschwerlich, da versagt mir das Auge, wenn ich sehen und erkennen, das Ohr, wenn ich hören, und der Athem, wenn ich sprechen will; nur das Herz — gleichsam durch das leidige Asthma sich gewaltsam Bahn brechend — schlägt warm für die Mitmenschen; wenn sie das wüßten, sie würden mir manche Unart glimpflich beurtheilen.

Am achten Tage unserer Reise verließen wir Nachmittags Salzburg und fuhren der Salzach aufwärts über Hallein, Golling und durch die großartige Gebirgsschlucht Paßling nach Bischofshofen. Dort stiegen wir auf den Zug, der nach Steiermark geht! da war es leer, das ganze bequeme Coupee gehörte uns. Vom Dännengebirge herab kam ein erfrischender Regen, der traulich an unsere Fenster schlug. Die wilde Großartigkeit der

Digitized by Google

Gegend war in ein sanfteres Alm- und Waldland übergegangen, ich fühlte den ländlichen Frieden, mir war wohl.

Bei Eben verfännten wir nicht, durch das dort sich öffnende Fritzthal nach einem alten Bekannten auszulugen, aber der hohe Herr war tief in Regenwolken gehüllt; wir sahen ihn erst wieder, und zwar in großer Nähe, als wir am selben Abende oberhalb Schladming am tosenden Thalbach standen. Wir sahen ihn jetzt an der südlichen Seite, so wie wir ihn von Altaussee, der Zwieselalpe und dem Gaisberge aus an der östlichen und nördlichen gesehen hatten. Hierher schaut der Dachstein mit seiner ehernen Felsenbrust, seine Eisfelder wallen zur andern Seite hinab. Ein Greis, hat er die grauen Locken nach rückwärts gekämmt, auf hoher Stirn sieht man nur wenig von ihrem silbernen Blinken.

Auch in Schladming war mir der geplante Aufenthalt bei lieben Freunden durch Unwohlsein verleidet; es war hier die dritte Nacht, in der ich kein Auge schloß. So fuhren wir am nächsten Tage, den Ring um den Dachstein bei Steinach schließend, der Enns, Palten, Liesing und Mur entlang, in's Thal der Mürz.

Das war unserer Reise am neunten Tage. Es war, trotz der Beschwerden, eine der schönsten und genußreichsten Fahrten meines wandelbaren Lebens. Hatte mich körperliches Unbehagen schon einmal allzusehr gedrückt, so war meine Seele flink hinübergehüpft auf die jugendfrischen Sinne meines Knaben, und hatte durch dieselben die Schönheiten und Freuden genossen, die der liebe Gott — Ehr und Dank sei ihm! — so reich und gnadenvoll hat ausgegossen über unser Heimatland.

Ein Bahnwächter auf dem Pegasus.

R. Das ist eine besondere Gattung von Leuten. In den gebildeten Kreisen kommen sie sehr häufig, vielleicht zu häufig vor. Sie werden zwar dort nicht immer dazu geboren, sondern erzogen — verzogen, sie gehen gerne auf äußeren Erfolg aus und stiften manchmal Unheil.

Bemerkenswerther ist diese Gattung in jenen Volksschichten, wo man die kümmerliche Standesbildung nicht von der schwarzen Kunst her hat, wo das Papier, wenn es nicht mit Ablaßgebeten bedruckt oder von der Nationalbank gezeichnet ist, verachtet wird. Wenn im Bauern-, im Handwerkerstand einmal Einer vorkommt, der nach der Arbeit Last in den Stunden der Ruhe ein Buch nimmt und Gedichte oder Weltgeschichte liest und gar selber Gedanken hat, Stimmungen ausdrücken kann und Verse macht — das ist seltsam. Und doch kommt es vor; diese Zeitschrift hat im Laufe der Jahre schon manch solchen Naturdichter aufgeführt, dessen Poesien häufig größeren Anklang fanden, als die lyrischen Erzeugnisse sentimentaler Stadtjungen, welch letztere sich etwa nur darum auf's Dichten verlegen, weil sie dadurch berühmt zu werden wähnen, ohne etwas lernen zu müssen.

Ich habe gerne manchem Einsender aus Stadt oder Land die Freude gemacht, etwas von ihm zu veröffentlichen, denn die Freude, sich gedruckt zu sehen, ist bei kindlichen (anstatt kindischen) Naturen eine unbändige. Aber ich habe mich verpflichtet gehalten, ihnen die Freude sogleich auch zu ver-

Digitized by Google

alzen, indem ich zu bedenken gab, daß leidliche Verse zu machen, dreibändige Romane oder sechsactige Tragödien zu schreiben nichts bedeutet, und das was heute gedruckt ist, morgen vergessen sein kann, wenn es nicht eine ganz besondere Kraft oder Weihe hat. Aber ich habe sie beglückwünscht, daß sie eine Seele haben, welche in den Feierstunden edleren Geistesgenüssen fröhnt, anstatt zu trinken, Karten zu spielen und andere Allotrias zu treiben. Es sind das — besonders wenn sie in unteren Ständen vorkommen — zumeist Naturen, die feiner geartet, einsam und unverstanden dastehen unter ihren Genossen, es sind wirkliche Dichtergemüter, zu tieferem Leide und zu edleren Freuden geschaffen als die Durchschnittsmenschen, Gemüter, die, wenn auch selbst nicht schaffensfähig, doch ohne eigentliche Schulbildung im Stande sind, die größten Dichter in sich aufzunehmen. Beneidenswerte Naturen, die einen Himmel in sich tragen, in welchem alles Weh der Welt, so tief es für ihre empfindsamen Herzen sein mag, verlöschen muß. Es ist ja kein Wunder, wenn solche Herzen im Sonnenscheine Homer's oder Goethe's, oder eines anderen Heroen, allmählich anfangen zu blühen, im gewaltigen Schalle Shakespeare's, Schiller's, Lenau's, Hamerling's selbst mitklingen und bestrebt sind, die erweckten Stimmungen ihrerseits zum Ausdrucke zu bringen. Das Dichten, wenn's wahr ist, aus der Seele kommt und nicht etwa aus Absichten nach Ruhm, Geld ꝛc. betrieben wird, ist ein göttlicher Genuß, der sich seiner selbst verlohnt und nicht erst der Druckerschwärze bedarf.

In diesem Sinne freue ich mich, wenn in sonst prosaischen Kreisen ein Bruder in Apoll gefunden wird. Mein Bestreben, aus solchen sofort auch berühmte Männer zu machen, ist mir stets mißlungen, nun versuche ich's gar nicht mehr. Wenn ich doch manchmal ihre Naturpoesien öffentlich anzeige, so hat das erstens den Zweck, die Poeten zu ehren, zweitens sind manche derlei Dichtungen an und für sich gehaltvoll und eigenartig genug, um das Interesse der Leser wirklich zu erregen.

Heute führe ich einen Mann aus dem Volke auf, der beachtenswerte Dichtungen verfaßt. Er heißt Ferdinand Pfeiler und ist Bahnwächter in Langenwang an der Südbahn. Ein Kleinhäuslerssohn aus Mähren, geboren 1853, besuchte er nur eine zweiclassige Volksschule und lernte dann das Schneiderhandwerk. Später machte er die Bekanntschaft einer Bahnwächterstochter, die sein Weib wurde, nachdem auch er sich dem Eisenbahndienst zugewendet hatte. Er dichtete schon als Schneider allerlei Lieder, die er manchmal, wenn er Abends von der Arbeit heimging, zum Ergötzen der Leute laut sang. Und so ist auch heute das feuerschnaubende Dampfroß nicht seine einzige Lebenspoesie; in den wenigen freien Stunden, die sein verantwortungsvoller Dienst ihm schenkt, besteigt er den Pegasus und fährt durch die Wolken davon. Nun ist zwar schon mancher Pegasusritter aus den Wolken gefallen; bei unserem Poeten sind große Enttäuschungen darum nicht möglich, weil er nach außen hin keine stolzen Ziele hat und bescheiden und zufrieden in seinem Stande lebt. Von diesen Eigenschaften geben viele seiner Poesien Zeugnis, besonders ein von ihm verfaßtes Drama: „Das Hemd des Glücklichen." Letzteres ist eine ganz respectable Arbeit und nicht ohne Geschick gemacht. Das bekannte Märchen nimmt sich, in's Moderne übertragen, possirlich aus und hat auch seinen zeitgemäßen „Schlager." Unter den Leuten, die der kranke Fürst befragt, ob sie glücklich sind, befindet sich auch ein „Böhm", dem es doch jetzt so gut ergehe in Oesterreich. Der Böhm aber meint, so lange nicht alle Schulen böhmisch wären, könne er nicht glücklich sein — worauf

Digitized by Google

natürlich sein Hemd für den kranken Fürsten nicht zu gebrauchen ist.

Hier lasse ich eine Reihe von Pfeiler's Gedichten folgen, welche freilich von der Richtung des sogenannten „Jungen Deutschland" weit entfernt, einen edlen und fruchtbaren Idealismus athmen, und in bestem Sinne volksthümlich sind.

Glaube, Hoffnung und Liebe.

Ich wandle oft in dunkler Nacht im Frei'n
Und denke nach, was Gott uns einst gelehrt,
Warum er von den Tugenden den drei'n
Nicht doch die Liebe hat vorausgekehrt;
Denn sieh, schon bei des Kindes erstem Schrei
Treibt Lieb allein das Mütterlein herbei.

Und auch das Kind, kaum von den Windeln frei,
Streckt schon das Aermchen nach der Mutter hin,
Noch unbewußt, was Glaub und Hoffnung sei,
Fühlt es die Liebe schon im Herzen drin;
Es hat sie ihm ein Gott hineingelegt,
Daß sie bald leis, bald stürmisch es bewegt.

Sieh, in des Lebens schönster Blüthezeit
Tritt oft so mancher seinen Glauben ab
Und bleibt der Liebe treu in Ewigkeit,
Und steigt dann selbst als Heide in das Grab,
Doch daß die wahre Lieb dem Glauben weicht,
Das hat noch selbst ein Priester nicht erreicht.

Er predigt wohl den Glauben hier und dort,
Doch schläft dabei so manche Jungfrau ein,
Versuch's und sprich von Liebe nur ein Wort,
Ich wette drauf, so wird sie munter sein;
Weil sich die Lieb auch ohne Hoffnung regt,
Wenn sie zwar schmerzt, man doch sie gerne trägt.

So ist die Liebe stets ein Schutz, ein Hort,
Dem nackten Säugling bis zum siechen Greis,
Sie ist des Dichters allerliebstes Wort,
Und auch am Lebensbaum das schönste Reis.
So muß doch stets die Liebe wahr und rein
Von allen Tugenden die erste sein.

Mädchen, lasse schmücken Dich.

Mädchen lasse schmücken Dich,
Schön mit rothen Rosen,
Lasse nicht umstricken Dich,
Männer sonst die pflücken Dich,
Wenn sie mit dir kosen.

Mädchenherzen sind so weich,
Glauben an Versprechen,
Rosen sind doch dornenreich,
Mädchenherzen brechen gleich,
Ohne daß sie stechen.

Der Frühling.

Im Frühjahr, wenn die Veigerln blühn
Und jeder Baum treibt aus,
Wenn sich im Wald die Vögerl mühn,
Und dau'n sich dort ihr Haus,
Da schleicht sich auch in meine Brust
Ein sanftes, stilles Weh;
Ich fühl's, es ist die Wanderlust.
Ich mach mich auf und geh.

Ich zieh hinaus in's Steirerland,
Dort von den Alpenhöhn
Kann man von einer Felsenwand
In's schöne Mürzthal sehn.
Des Waldes Duft, des Baumes Blühn,
Des Flüßchens rascher Lauf,
Dazu das schöne Alpenglühn
Wiegt viele Leiden auf.

Und wenn im finstern Tannenwald
Der scheue Kukuk ruft,
Daß Alles ringsum wiederhallt,
Dann denk ich an die Kluft,
Die hier besteht bei Stadt und Land;
Der Unterschied ist der:
In Städten schafft nur Menschenhand,
Und hier auch Gott der Herr.

Der Findling.

Von aller Welt verlassen, eine Waise,
So steh ich hier und denk im Geist zurück,
Ich seh mich klein in einem Kinderkreise,
Man stieß mich aus und sprach in schroffer Weise:
Du bist ein Findling, suche Dir Dein Glück.

So mußte ich als zartes Kind schon weichen
In fremdes Land, wo fremde Menschen sind,
Auch dort konnt ich vom Glücke nichts erreichen,
Ich ward gehetzt, weil ich nicht Ihresgleichen,
Man stieß auch dort zurück das fremde Kind.

Wie süß der Mutterkuß, hör ich oft sprechen,
Wie wohl sich's ruht in einer Mutter Schooß!
Vom Mutterschmerz, wenn Kindesaugen brechen,
Es fühlt ihr Herz bei Kindesschmerz das Stechen,
Doch bin und bleib ich schutz- und liebelos.

Ich möchte meine Mutter gerne kennen,
Sie fragen, wo ich meinen Vater find,
Vielleicht könnt Beide ich dann noch versöhnen,
Man wird mich etwa dann auch anders nennen,
Nicht immer wie bis jetzt nur Findelkind.

Der Fluch der bösen That.

Kind, willst Du einst recht glücklich sein,
So achte meinen Rath
Und halte Dein Gewissen rein
Von jeder bösen That:
Sonst heftet alles Böse sich
Auf Deines Pfades Spur,
Dann wird auch selbst zur Qual für Dich
Die liebliche Natur.

Digitized by Google

Im Walde nicht, im grünen Hain
Der Böse nicht hat Rast,
Er denkt, es müssen Teufel sein,
Sobald sich regt ein Ast.
Auch pflückt er bunte Blumen nicht
Und windet keinen Strauß,
Weil sonst der Strauß vom Fenster spricht:
„Hier ist des Bösen Haus".

O bleib allein!

O bleib allein
Und schließ Dich ein
In Deinem kleinen Kämmerlein!
Laß Niemanden zu Dir hinein,
Dann bleibst Du rein.

Das Herz so weich,
An Täuschung reich,
Die Wangen, ach, so hohl und bleich,
Und schlaflos ganze Nächte lang,
Mir ist so bang!

Der Liederschall
Der Vöglein all
Macht mir auch jetzt den Tag zur Qual,
Ja Alles, was mich sonst erfreut,
Verdrießt mich heut.

Wer liebend spricht:
Vergiß mein nicht!
Dann selbst den Schwur der Treue bricht,
Ist werth nicht, daß die Welt ihn trägt,
Ihn nährt und pflegt.

Doch still mein Herz!
Trag Leid und Schmerz!
Und werde hart wie Stein und Erz;
Dann kannst du diesen Liebesweh'n
Vielleicht entgehn.

Das Glöcklein.

Es war im großen Türkenkriege
Bei Wien nach der Entscheidungsschlacht,
Da hat ein Ritter nach dem Siege
Dort einen schönen Fund gemacht.

Ein Glöcklein war's, das er am Felde,
Wo auch des Paschas Zelt noch stand,
Verborgen zwischen vielem Gelde,
In einer großen Kiste fand.

Das Glöcklein war aus feinem Golde,
Mit dem Mustapha, dieser Schuft,
Zu Hause frevelnd zeigen wollte,
Wie Christen man zum Beten ruft.

Und als nach langem blutigem Ringen
Man Gott zu danken Lieder sang,
Ließ auch der fromme Ritter klingen
Sein Glöckchen mit dem hellen Klang.

Dies Glöcklein bringt er seinem Sohne
Aus diesem Türkenkriege heim,
Doch bat er ihn, daß er es schone,
Da es so schön, so zart und fein.

Nur dann soll er dies Glöcklein läuten,
Wenn er einst wirklich glücklich ist;
Das Glöcklein soll es dann verbreiten,
Daß er zum Glücke nichts vermißt.

So baute dann der Sohn ein Schlößlein
Mit vielen Thürmchen groß und klein,
In's schönste hängt er dann sein Glöcklein,
Es sollt sein Glücksverkünder sein.

Das Seil davon nahm er in's Zimmer,
Und so wird neunzig Jahr er alt,
Doch dieses Glöcklein hängt noch immer,
Ohn' daß es von dem Thürmchen schallt.

Nur einmal wollte er es läuten,
Es war als Kaiser Josef sprach:
„Mein Volk sei frei für alle Zeiten,"
Und so die harten Fesseln brach.

Er hielt das Seil schon in den Händen,
Doch ehe er's noch ziehen kann
Erscheint ein schwarzer Schmied und schmiedet
Dem Volke neue Ketten an.

Und so vergehen viele Jahre,
Aus diesem Manne wird ein Greis,
Man fürchtet schon, wie man erfahre,
Daß er vom Glöcklein nichts mehr weiß.

Da, eines Tages, früh am Morgen,
Es war noch nicht die Sonne auf,
Lief schon das Volk in ganzen Horden
In diesem kleinen Schloß hinauf.

„Das Glöcklein klingt," ruft man im Orte,
Der Mann, der muß heut glücklich sein,
Man findet nicht genug der Worte,
Was ihn nur heut mag so erfreun.

Und so gelangt man bis zum Zimmer,
Doch da wird Jedem ach so bang,
Das Glöcklein läutet zwar noch immer,
Doch nicht mehr mit so hellem Klang.

Dann folgte noch ein Ton, ein schriller,
Es leuchtet auf der junge Tag,
Im Hause ward es dunkler, stiller,
Der Mann im ewigen Schlummer lag.

Digitized by Google

Die Moral der Jesuiten.

Diese folgenden Zeilen sollen nicht polemisierender, sondern lediglich nur berichterstattender Art sein. Sie behandeln ein neu erschienenes Büchlein: Die Moral der Jesuiten. Dargestellt von einem frommen Katholiken (Blaise Pascal). In's Deutsche übertragen von Joh. Georg Dreydorff. (Leipzig, H. Haussel. 1887).

Diese sich strenge und genau auf authentische Quellen, die Schriften der berühmtesten und „probabelsten" jesuitischen Schriftsteller, berufende Darstellung läßt uns die Jesuiten ganz anders erscheinen, als sie eigentlich bei uns traditionell geworden sind. Die Jesuiten sind nach dieser Schrift durchaus nicht immer jene fanatischen Asceten und orthodoxen Finsterlinge, als die wir sie zu kennen glauben, sie sind vielmehr — freilich nur dort, wo es ihnen am Platze scheint, um die Herzen und Gewissen zu erobern — die freisinnigsten, weltlustigsten und lockersten Führer, die es je unter religiöser Flagge geben kann. Sie arbeiten mit Sophismen und sind vermöge derselben im Stande, nicht blos Alles zu verdammen, sondern auch Alles zu entschuldigen, zu beschönigen, zu erlauben. Einige dieser jesuitischen Grundsätze und Meinungen seien probeweise hier mitgetheilt:

„Darf man, ohne das Fasten zu brechen, so oft und soviel man will, Wein trinken? Man darf's, und selbst Hypokras*) darf man trinken."

„Wenn sich Einer durch irgend etwas ermüdet hat, etwa durch die Jagd auf ein Mädchen: ist Der verpflichtet zu fasten? Keineswegs."

„Man darf eine Gelegenheit (zur Sünde) geradezu und um ihrer selbst willen (primo et per se) aufsuchen, wenn unser oder unseres Nächsten geistliches oder leibliches Wohl uns dazu veranlaßt."

In der Schrift steht: „Gebt Almosen von Eurem Ueberfluß."

„Was die Weltleute zurücklegen, um damit ihre und der Ihrigen Lage zu verbessern, kann nicht „Ueberfluß" genannt werden; und so wird man bei ihnen und selbst bei den Königen nicht leicht Ueberfluß finden."

„Bei welchen Gelegenheiten darf ein Mönch sein Ordenskleid ablegen, ohne der Strafe des Banns zu verfallen?" — „Wenn er es ablegt, um etwas Schändliches zu begehen, z. B. um zu stehlen oder incognito liederliche Häuser zu besuchen."

„Wenn ein Priester Geld erhalten hat, um eine Messe zu lesen: darf er für dieselbe noch einmal Geld nehmen? Ja, antwortet Filiutius, wenn er den Theil des Meßopfers, der ihm als Priester zukommt, Demjenigen zuwendet, der die zweite Zahlung leistet."

„Briefe und Geschenke überbringen, Thüren und Fenster öffnen, die Leiter halten, während Einer einsteigt, das Alles ist erlaubt und gleichgiltig. Nur was das Halten der Leiter betrifft, so müssen sie im Unterlassungsfall besonders bedroht sein; denn durch Fenster und Haus einsteigen ist ja freilich ein Unrecht gegen dessen Besitzer . . . ."

„Banny hat den Dienern noch besser gezeigt, wie sie ihren Herren alle Dienste verrichten können, ohne mitschuldig zu werden; sie sollen nur ihre Absicht nicht auf die Sünde richten, zu der sie helfen, sondern lediglich auf's Trinkgeld, das sie dafür bekommen." — „Die Beichtväter mögen sich hüten, diejenigen Diener zu absolvieren, welche,

*) Eine Sorte guten und schweren Weins.

Digitized by Google

unzüchtige Botschaften ausrichtend, der Sünde ihrer Herren zustimmen; aber das Gegentheil gilt, wenn sie dies ihres zeitlichen Nutzens wegen thun."

„Ein Sohn kann den Tod seines Vaters wünschen und wenn derselbe eintritt, sich freuen; vorausgesetzt, daß er sich freut wegen des Vortheils, den er davon hat, und nicht aus persönlichem Haß."

„Du darfst Denjenigen, der Dir eine Ohrfeige gegeben hat, tödten, auch wenn er flieht, vorausgesetzt, daß Du es nicht aus Haß und Rache thust, und nicht das Wohl Aller damit gefährdest u. s. w."

„Man darf sogar tödten," „um einer Ohrfeige zuvor zu kommen, wenn's kein andres Mittel gibt, sie zu vermeiden."

„Die Richter dürfen von den Parteien Geschenke nehmen, wenn dieselben sie geben entweder aus Freundschaft oder aus Dankbarkeit für das gewährte, oder im Voraus für das noch zu gewährende Recht; desgleichen, um sie zu einer besondern Sorgfalt für ihre Sache, oder auch um sie zu einer rascheren Beförderung zu verpflichten."

„Wenn man einen Dieb sieht, der eben einen Armen bestehlen will, so darf man ihm, um ihn davon abzubringen, irgend einen Reichen besonders bezeichnen, damit er lieber den bestehle, anstatt jenen."

„Es ist erlaubt zu stehlen nicht nur in der äußersten Noth, sondern auch in einer großen Noth, die noch nicht die äußerste ist."

„Was eine Frau durch Ehebruch erwirbt, ist zwar auf unrechtmäßige Weise erworben, aber ihr Besitz ist rechtmäßig."

„Wie nichtswürdig müßte ein Mensch sein, der von seinem ganzen Leben nicht einen Augenblick opfern wollte, um nur einen Rosenkranz um den Arm zu binden oder in die Tasche zu stecken und sich damit die ewige Seligkeit zu erwerben? denn sie ist denen, welche es thun, so gewiß wie irgend etwas; sie mögen gelebt haben wie sie wollen."

„Man kann schwören, daß man etwas, das man gethan hat, nicht gethan habe, wenn man bei sich hinzudenkt, daß man es nicht gethan habe an einem gewissen Tage oder ehe man geboren war, oder indem man irgend einen andern Umstand, den die gesprochenen Worte nicht verrathen, hinzudenkt."

„Ein Versprechen bindet nicht, wenn man nicht die Absicht hatte sich zu binden."

„Eine Frau darf spielen und das Geld dazu ihrem Manne entwenden."

„Es genügt, bei der Messe mit dem Leibe gegenwärtig zu sein, wenn man auch abwesend sei mit dem Geiste, vorausgesetzt nur, daß man in einer äußerlich respectvollen Haltung bleibe."

„Wenn der Beichtende erklärt, daß er das Bußethun auf's Jenseits verschieben und alle ihm gebührenden Strafen im Fegefeuer erleiden wolle, dann soll ihm der Beichtvater, damit nur das Sacrament vollständig sei, eine ganz leichte Buße auflegen, zumal wenn er sieht, daß derselbe eine größere nicht übernehmen würde."

„Man darf Denjenigen absolvieren, der zugesteht, daß er mit der Hoffnung auf Absolution leichter gesündigt habe, als wie er's ohne diese Hoffnung gethan hätte."

„Es ist Jedermann erlaubt, schlechte Häuser zu besuchen, um verlorne Weiber zu bekehren, wenn es auch sehr wahrscheinlich ist, daß man da sündigen wird."

„Es ist genug, wenn man Gott liebt vor der Todesstunde."

Und so weiter. Natürlich ist überall zur Begründung die Quelle angegeben, wo, und welcher jesuitische Autor das gelehrt hat, und das dann vom ganzen Jesuitencollegium anerkannt wurde.

Wir erwähnen diese Thatsachen, ohne unsere eigene Meinung darüber abzugeben und wir halten es, offen gestanden, für ganz unmöglich, daß

Digitized by Google

derlei ernst gesagt und anerkannt werden konnte. Das genannte Buch hat aber in Frankreich und in Deutschland (auch im katholischen) eine enorme Verbreitung und wir glauben, daß es Aufgabe unserer Geistlichkeit wäre, die Unrichtigkeiten und Entstellungen, welche etwa das Werk enthält, in allem ihrem Zusammenhange klar zu legen; nur möchten wir eine solche Berichtigung nicht von Jesuiten selbst wünschen. Unsere zumeist braven und gewissensstrengen Weltpriester pflegt man auch bisweilen mit den Jesuiten zu verwechseln oder zu vermengen; sie werden sich — wenn auch nur der zehnte Theil obiger Meinungen als „probabel“ erscheint — dafür bedanken. R.

Das Berliner Asyl für Obdachlose.

Eine Skizze von **Paul Lindenberg.***)

Geehrter Herr! Der Verwaltungsrat des Berliner Asylvereines für Obdachlose hat, den Anregungen vieler Mitglieder folgend, beschlossen, denselben Gelegenheit zu geben, die innere Einrichtung und den Betrieb unserer Anstalten kennen zu lernen. Wir erlauben uns dabei, Sie zu bitten, am Sonntag, den 28. März, während der Aufnahmestunden von 7 bis 10 Uhr Abends, die Aufsicht im Männerasyle, Büschingstraße 4, zu übernehmen und Ihre Wahrnehmungen in das ausliegende Aufsichtsbuch zu vermerken. — Die Einführung von Freunden unserer Bestrebungen ist gestattet. — Der Vorstand des Berliner Asylvereines für Obdachlose.“ — — So lautete das Schreiben, welches kürzlich der Verfasser dieser Zeilen erhielt. Die Büschingstraße im äußeren Nordosten der Stadt — ein weites Stück Wegs, der erste schöne Frühlingssonntag in Berlin — verlockend zu einem Ausfluge in das Freie, das waren zwei gewichtige Gründe, die Aufforderung abzulehnen, aber das Interesse, ein für Berlin so gemeinnütziges Institut kennen zu lernen, überwog doch, und so machten wir uns denn am Nachmittage auf die kleine Reise, zu welcher die Ringbahn die beste Fahrgelegenheit bot. Wir biegen in eine Querstraße ein — von fern bereits sehen wir eine dichte Menschenmenge in wirrem Durcheinander auf dem Damme sich zusammendrängen, auch die Pickelhauben der Schutzleute blitzen auf. Gewiß ein Unglücksfall, ein Auflauf, vielleicht eine Arbeiterdemonstration; wir fragen nach der Ursache einen Passanten, der uns in reinstem Berlinisch antwortet: „Ja det wissen Sie nich? Det sind ja die Asylisten!“ — Die Asylisten, wir sind also an unserem Ziel angelangt, dort das große kahle Haus, vor dessen Thorweg das schlimmste Gedränge herrscht, ist das „Asyl für Obdachlose,“ und all die Hunderte, die sich hier zusammenquetschen, die sich stoßen und schieben, um einen vorderen Platz zu erhalten, sie wollen hinein, sie wollen Aufnahme finden, denn in der weiten, großen, glänzenden Millionenstadt Berlin giebt es für sie kein anderes Obdach, da sie nicht einmal die

*) Aus dem „Im Weichbilde des Bären.“ Berliner Skizzen von Paul Lindenberg. (Berlin. J. L. B. Laverrenz.)

Digitized by Google

Paar Pfennige haben, um in einer „Kaffeeklappe" Unterschlupf zu suchen. Das Herz krampft sich uns zusammen beim Anblick dieser großen Schaar von Notleidenden und Hilfsbedürftigen, die aus allen Stadtgegenden hierher geströmt sind; jedes Alter ist vertreten, vom fünfzehnjährigen Burschen an bis zum siebzigjährigen Greise; auch viele starke und kräftige Männer finden wir, es muß doch für sie keine Arbeit, keinen Lohn gegeben haben, denn wahrlich, wohl Niemandem unter den Hunderten wird der Gang in's Asyl leicht sein. Nein, sie Alle mögen gewiß gestrebt und gerungen haben, einen noch so kargen Verdienst zu erhalten, aber es fiel für sie nichts, auch gar nichts vom Tische des Ueberflusses und des Erwerbes in der mächtigen Weltstadt ab, und um nur den Schlaf zu finden, den Tröster der Armen und Bedrängten, um nur ein festes Dach über sich, ein Lager unter sich zu haben, mögen sie manchen Stoßseufzer zum Himmel schicken, um nur nicht hier an der Schwelle des Asyls zurückgewiesen zu werden, hinausgestoßen in das nächtliche Berlin, ohne zu wissen, wo sie die müden Gliedmaßen ausstrecken können! Und doch, wie viele harren vergeblich der Aufnahme; soeben, um sechs Uhr, werden die Thorflügel geöffnet und die dunkle Menge schiebt und drückt sich herein, der Stärkere will den Schwächeren zurückstoßen, denn das Elend macht schonungslos, und Jeder weiß, daß nur die ersten Dreihundert auf ein Quartier rechnen dürfen. Halt, zurück — die Zahl ist schon überschritten, ach, und wie groß ist der Haufen Derjenigen, die nun ihre Hoffnung zerstört sehen, die trotz aller Bitten und trotz allen Flehens wieder hinaus müssen auf die Straße, wieder hinaus in das lärmende Großstadttreiben, in welchem sich Niemand um sie kümmert, in welchem Niemand mit ihnen Mitleid und Erbarmen hat. Wo sie nun bleiben diese Hunderte, das mögen die Götter und die Polizei wissen, vielleicht auf der Straße, in den Neubauten, in Parks und Gartenanlagen, unter den freien Viaducten der Stadtbahn und unter Brücken, hinter Zäunen und auf Bänken; es gruselt uns, wenn wir den Gedanken weiter ausspinnen, und wir begreifen nun die Höhe der Ziffer von 12.000 Personen, die alljährlich in Berlin wegen Obdachlosigkeit zum Polizeigewahrsam gebracht werden.

Während die Zurückgewiesenen das Asyl verlassen, haben sich die „glücklichen" Dreihundert in dem mit Glas überdachten Hofe in zwei großen Abtheilungen fast militärisch aufgestellt. In kurzen Worten werden sie von den Aufsehern instruiert: Jeder muß sich die Hände und das Gesicht waschen, wer will, kann ein warmes Bad nehmen. Namentlich die letztere Vergünstigung ist für Viele eine seltene Wohlthat, und sie hat noch eine zweite zur Folge, denn während des Badens werden die Kleidungsstücke des Betreffenden in einem überaus praktischen Ofen getrocknet und desinficiert, so daß alles lebende Wesen, was in ihnen „kreucht und fleucht," vernichtet wird. Nachdem das Waschen, resp. Baden vorüber ist, gehen die Asylisten am Fenster des Hausvaters vorüber; sie geben ihm nur ihr Alter an und wie oft sie schon im Asyl waren; mehr wie dreimal im Monat ist es nicht gestattet, da das Asyl nicht etwa den Arbeitsscheuen als Unterschlupf dienen soll. Angaben über die Person, über Beschäftigung und Vorhaben, über verbüßte oder noch zu verbüßende Strafen sind im Gegensatz zu dem städtischen Asyl nicht nötig, da dieses Asyl mit der Polizei nichts zu schaffen hat; dieselbe darf nicht die Schwelle übertreten, sie hat von der Aufnahme bis zur Entlassung keine Macht über die Asylisten. Nur unter dieser Bedingung besteht das Asyl, welches seinem Namen und seiner Bestimmung voll und ganz Ehre machen will,

Digitized by Google

und es würde sogleich seine Pforten schließen, wenn sich die Polizei in seine internen Angelegenheiten mischte. Haben die Asylisten dem Hausvater ihr Alter angesagt, so werden sie einem von den drei Sälen zugewiesen; vorher erhalten sie an der Küche einen dampfenden Napf Milchsuppe und ein tüchtiges Stück Brot. Welch eine Erquickung für die Mehrzahl, die den Tag über vielleicht noch nicht einen Bissen genossen! Wie gierig greifen oft die Hände zu, wie freudig leuchten die Augen auf, manche finstere und drohende Mienen erhellen sich da! Hier an der Treppenpfoste, dicht bei der Küche, hat man die beste Gelegenheit, den Zug der Obdachlosen an sich vorbeipassieren zu lassen: barmherziger Himmel, welch eine schlimme Musterung. Wie zerrissen und zerlumpt ist zumeist die Kleidung, welch Elend und welche Sorgen sind in den Gesichtern ausgeprägt, wie hinfällig und erbarmungswürdig sind diese Gestalten! So Manchem mag es an der Wiege gesungen worden sein, daß ihn die Wellen der Großstadt emporheben zu Glück und Reichthum, und sie schlenderten ihn hierher, ohne Dach und Fach, so Mancher mag ehrlich gerungen und geschafft haben, doch er hätte, wie es im Volksliede heißt, „weder Glück noch Stern!“

Doch folgen wir nun den Asylisten. Ueberall fällt uns die größte Sauberkeit auf, auf den Treppen sowohl wie in den Sälen; die drei letzteren liegen übereinander, der im ersten Stockwerke beherbergt die alten, der im zweiten die in mittleren Jahren stehenden, und der im dritten die jungen Leute. Die Säle sind gut geheizt und hell erleuchtet, die eisernen Bettstellen sind mit elastischem Drahtgeflecht sowie mit einer Drillichdecke als Unterlage und einer zweiten zum Zudecken versehen. Für frisches Trinkwasser ist überall gesorgt, desgleichen für das nötige Material zum Ausbessern der Kleidungsstücke und Stiefel. Bis nun zehn Uhr dürfen sich die Leute unterhalten und beschäftigen, dann müssen sie ihr Lager aufsuchen, aber gewöhnlich geschieht dies schon vor der festgesetzten Zeit, denn ein Jeder ist froh, in einem gewärmten, gut ventilierten Raume sein müdes Haupt niederlegen zu können. Um 6 Uhr des Morgens ertönt das Signal zum Aufstehen; ein Jeder muß sich wiederum waschen und erhält dann seinen Napf mit heißem Kaffee und einer „Schrippe“ dazu, darauf kann noch der Arbeitsnachweis geprüft werden und dann geschieht die Entlassung in kleineren Trupps. Und wenn alsbald das geräuschvolle Leben Berlins die Einzelnen wieder umwogt, so tragen sie doch das Gefühl in sich, daß es einen Ort giebt, wo sie in notdrängender Lage menschenfreundliche Aufnahme finden.

Die Geschichte des Asyls für Obdachlose bildet ein wichtiges, interessantes Blatt in der Chronik der Stadt. Im Herbst 1868 bildeten die immer häufiger wiederkehrenden Fälle von Obdachlosigkeit und deren Folgen den Anlaß zu mannigfachen Debatten in den Sitzungen des Friedrichwerder'schen Bezirksvereines, die endlich den Beschluß zeitigten, daß eine Commission den Plan zu einem Asyle, ähnlich den bereits in London, Newyork und Hamburg existierenden Anstalten fassen und beraten sollte. Die städtischen und königlichen Behörden betrachteten wohlwollend diesen bedeutungsreichen Versuch der organisierten Privathilfe. Um Erfahrungen zu sammeln, und weil die materiellen Mittel nur geringe waren, wurde beschlossen, zunächst ein Frauen-Asyl zu gründen, welches am dritten Jänner 1869 in den Räumen des Artillerie-Werkstadt-Gebäudes in der neuen Wilhelmsstraße mit 60 Betten eröffnet werden konnte. In der ersten Nacht suchte nur ein achtzehnjähriges Dienstmädchen das Asyl auf, aber alsbald wurde es so stark besucht, daß die Zahl der Betten auf 163 vermehrt

Digitized by Google

werden mußte. Da demnach das Bedürfnis sehr stark war, beschloß man, energisch an die Errichtung eines Männer-Asyls zu gehen, und die Agitation für dasselbe war von gutem Erfolg begleitet, denn der kleine „Asyl-Verein für Obdachlose" hatte im ersten Jahre eine rein pekuniäre Einnahme von 70.000 M., zu denen sich im zweiten Jahre die reichen Erträgnisse eines Wohlthätigkeits-Bazars gesellten. Schaffensfreudig konnte nun weiter an die Erreichung der gesteckten Ziele gegangen werden. Für das Frauen-Asyl, das schon im ersten Jahre 12.788 Frauen, Mädchen und Kindern Obdach gewährt hatte, wurde in der Füsilierstraße ein eigenes Grundstück erworben und dort ein praktisch eingerichtetes Asyl erbaut. Das bisherige Frauen-Asyl wurde zu einem für Männer umgestaltet und am 29. December 1870 eröffnet; welch eine Lücke es ausfüllte, bewies sein ungeheuer starker Besuch, denn in den ersten drei Monaten wurde es von über 12.000 Personen besucht. Der bevorstehende Abbruch der Artillerie-Werkstatt nötigte den Verein zur Errichtung eines eigenen Männer-Asyls, neu angestellte Geldsammlungen ermöglichten den Ankauf eines Grundstücks in der Büschingstraße, und das auf demselben erbaute neue stattliche Haus konnte am 30. März 1873 eingeweiht werden. Von Jahr zu Jahr wurden nun die Aufgaben des Vereins größer, und in seinem, gelegentlich der Hygiene-Ausstellung 1882 erschienenen Generalbericht konnte der Vorstand mit Stolz sagen: „Während der 13 Jahre seines Bestehens hat der Verein nicht weniger als eine Million fünfundachtzigtausendachthundert Menschen in seinen Räumen beherbergt.

Volkssagen aus Kärnten.

Mitgetheilt von **J. Rappold.**

Vor Kurzem erschien bei Amthor in Augsburg eine von Professor Rappold zusammengestellte Sammlung von Sagen aus Kärnten. Obzwar manche dieser Sagen auch in verschiedenen anderen Ländern vorkommen, so sind doch viele höchst originelle darunter, welche dem Werkchen einen besonderen Wert verleihen. Mehrere derselben sind von dem Herausgeber bearbeitet und fast novellistisch ausgeführt, etliche sind in kärntnerischer Mundart erzählt, in welcher sich diese volksthümlich gedachten Gegenstände besonders gut ausnehmen. Wir ergreifen die Gelegenheit, aus dem empfehlenswerthen Werkchen einige Kärntner Sagen hier mitzutheilen.

Der Trompeterhügel bei Razenegg.

Folgt man der Straße, die von Klagenfurt nach Moosburg führt, so sieht man die Ruinen des Schlosses Razenegg, östlich davon eine mäßige Anhöhe, die der „Trompeterhügel" genannt wird. Im Munde des anwohnenden Landvolkes geht folgende Sage darüber:

Eine Herrin von Razenegg hatte sich ein so großes Vermögen gesammelt, daß sie einst mit anderen sie besuchenden vermöglichen Rittern eine Wette wagte und gewann, die darin bestand, daß sie im Stande sei, ihren einzigen fünfzehnjährigen Sohn zu Pferde, einer Pyramide gleich, mit

Digitized by Google

harten Thalern zu überschütten und zu bedecken, nebstbei noch ihre sich weit erstreckenden Felder und Wiesen mit gleicher Münze zu umzäunen.

Die eitle und stolze Frau starb, und ihr früher streng und karg gehaltener Sohn wirtschaftete nun dergestalt mit dem ungeheuren Vermögen, daß er nach wenigen Jahren barfuß sein Stammschloß verlassen mußte und eines elenden Todes in Klagenfurt starb.

Der oben genannte Hügel war der Schauplatz seiner Verschwendung; dort wurden nächtliche Bachanalien gehalten, von dort kündeten Trompetenstöße den Beginn eines neuen Festes, die Ankunft neuer Gäste. Davon erhielt er seinen Namen, den er bis auf den heutigen Tag behielt.

Der Werkmeister beim Bau von Victring.

Als Victring erbaut wurde, dauerte dem Abte die äußere Verputzung, welche die Schönheit der Façade am Victringhause in Klagenfurt hätte erreichen sollen, zu lange, und er versprach dem italienischen Maurermeister — dessen Name ist nicht bekannt — eine Belohnung von 100 Ducaten, wenn er sie noch im Laufe des Sommers vollende. Wie der Werkmeister dies erreichen wollte, davon erzählt uns die Sage Folgendes:

Unfern von dem Neubau stand eine Bretterhütte, in welcher die Arbeiter ihre Geräthe hatten und der Werkmeister eine eigene Kammer besaß. Beständig trieb der Meister an, und hunderte von Arbeitern standen auf den übereinander sich erhebenden Gerüsten in emsigster Arbeit; aber nur zu oft drohte ein Ungewitter die Arbeiter zu vertreiben und den noch weichen Anwurf hinwegzuspülen. In solchen gefahrvollen Augenblicken eilte der Werkmeister von dem Gerüste herab in die Geräthhütte, verbarg sich in seiner Kammer, und jedesmal verschwand nach einigen großen Tropfen, die gefallen, die drohende Wetterwolke. So blieb es immer schön, die Bauarbeit gieng ungestört fort; aber der arme Landmann der Umgegend, dem das Gras zu Staub wurde, verzweifelte über die entsetzliche Dürre. Das stete Verschwinden des Meisters bei einem heranziehenden Gewitter hatte den Verdacht einer Taglöhnerin erregt, die unfern der Bauhütte Mörtel bereitete. Als nun wieder ein Unwetter drohte, verbarg sie sich zunächst der Kammer des Werkmeisters und entdeckte nun, daß er dort eine breiartige Masse, und zwar *stets nach einer Richtung*, umrührte. Kaum war er weg und hatte das Unwetter vertrieben, so eilte sie in die Kammer und rührte den Brei, aber in der *entgegengesetzten Richtung*; das Gewitter kehrte um, entlud sich mit großer Heftigkeit, und ein Blitzstrahl warf den Zauberer vom Gerüste in den Abgrund.

Diese Sage erzählt das Landvolk von Victring bis zum heutigen Tage; überhaupt blieb dieses bis in die neueste Zeit hartnäckiger als eines im Lande bei dem Glauben an Hexen und Gewittermacher stehen.

Eine Drauthalersage vom Wettersee.

Wie jedes Alpenland, besitzt auch Kärnten einige „Wetterseen". Ein solcher ist der See auf der *Koralpe*, sind die Seen am Kreuzkopf südlich vom oberen Möllthale, ein solcher ist der Walayasee südlich von St. Jakob im Lesachthale, einer in der Mallnitz, und der Durachsee an der Südostseite des Eisenhuts, wo insbesondere die über Klagenfurt sich verbreitenden Gewitter der Volksmeinung nach ihren Ursprung haben.

Von einem solchen Wettersee erzählt eine Drauthalersage:

Ein alter Mann wollte sich überzeugen, ob das Gerede der Leute denn auch wahr sei. Er gieng deshalb zum See hin und schleuderte einen Stein

Digitized by Google

hinein. Nicht lange, so fieng es zu donnern, zu blitzen und zu regnen an. Der Regen wurde immer heftiger; der See schwoll an und trat über die Ufer. Da hielt sich der Alte nicht mehr recht sicher, floh von dannen und kam zu einer Alpenhütte. Hier glaubte er Obdach und Schutz zu finden. Aber auch hieher war ihm das Wasser gefolgt. Und plötzlich kam im ärgsten Sturm und Regen ein ungroßer Mann, halb nackt und mit langem, grünem Gras bewachsen, auf ihn zu. Es war der Wassermann. Zornig verwies er ihm sein Beginnen und sagte: „Ist's nicht genug, daß mich die Kinder beständig beeinträchtigen und stören, mußt nun es auch noch Du thun, der du doch schon so alt bist?" Dann nahm er den Alten an der Hand und führte ihn mit sich. Bei einem Felsen, der sich auf ein paar Streiche von selbst öffnete, hielten sie an. Durch diesen hindurch führte ihn nun der Wassermann in einen langen, unterirdischen Gang, ihn fortwährend an der Hand haltend. Anfangs war es sehr finster, aber je weiter sie giengen, umso lichter wurde es; denn die ganze Wand war Karfunkelstein, und dieser leuchtete wie das hellste Licht. Endlich kamen sie auf einen freien, weiten Raum, auf dem viele tausend Menschen beschäftigt waren und an einer großen Maschine arbeiteten, um das Wasser in die Höhe zu treiben. „Jetzt schau einmal," sagte der Wassermann zu dem Alten, „was ihr den Leuten für Arbeit macht! Wie lange müssen die pumpen, um soviel Wasser heraufzubringen. — Die Leute aber, die Du da siehst sind lauter im See Ertrunkene." Hierauf warnte er ihn abermals und trug ihm auf, auch seinen Kindern zu verbieten, daß sie Steine in den See werfen. Dann führte er den Alten wieder zurück und erlaubte ihm, mitzunehmen, was er einstecken könne. Als der Alte nach Hause kam, erfuhr er, daß er schon einen ganzen Monat ausgewesen sei, während ihm die Zeit kaum ein Tag dünkte. Die Sachen aber, die er mitbrachte, waren viele Millionen wert.

Hansel.

Zwei Hirten auf der Plecken im Gailthale führten ein gar übermütig Leben. Sie machten aus Reisig und Stroh ein Männlein und nannten es Hansel. Dem gaben sie von allem, was sie aßen und tranken und hielten es gut trotz einem Menschen, so daß viel edle Gottesgabe verwüstet ward. Eines Abends, da sie schon mit dem Hilfsbuben zu Bette lagen, fiel es ihnen ein, daß der Hansel noch kein Abendessen bekommen, worauf sie hinausgiengen und dem Strohmännlein eine volle Schüssel vorsetzten. Aber zu ihrem Schreck hub das Männchen wirklich zu essen an und regte und bewegte sich. Sie flohen hurtig in die Kammer und schoben den schuldlosen Hilfsbuben im Bette der Thür zunächst. Jetzt polterte das Strohmännlein die Thüre herein, griff über das Bett und schrie:

Den Ersten fint i,
Den Zweiten schint i,
Den Dritten wirf i über die Hitten abaus.

Und so geschah es. Seitdem heißt der Ort die Schintemunte-Alpe.

Der Dienstag und der Donnerstag.

In einer Pfarre des Unterrosenthals pflegen die Landleute an den Abenden des Dienstags und Donnerstags nach dem Abendessen nicht mehr zu spinnen. Sie erklären diese Gepflogenheit, die eine Feier dieser zwei Tage sein soll, folgendermaßen:

In einem einsam gelegenen Gebirgshäuschen pflegte ein Weib die Abende des Dienstags und Donnerstags gewissenhaft zu feiern. Da erkrankte ihr Mann schwer. Als die Nacht herannahte, rief er sein Weib und befahl ihm, für diese Nacht Jemanden herbeizurufen, denn sie werde

Digitized by Google

schlimm sein. Das Weib erwiderte ihm, daß dies unnöthig sei; sollte er diese Nacht sterben, so wolle sie ihn schon allein waschen, ankleiden und auf die Bahre legen. Um neun Uhr war der Mann todt, und das Weib that, wie es gesagt hatte. Als sie darauf ihren todten Mann bewachte, schlug die Geisterstunde und der Gestorbene fieng an, sich aufzurichten. Voll Angst wollte das Weib entfliehen, da trat ein großer, unbekannter Mann herein, der ein Haselstäbchen unter dem Arme trug. Mit diesem Haselstäbchen schlug er den Todten, der sich sogleich niederlegte. Als er sich über eine Weile wieder aufzurichten begann, trat ein zweiter Mann herein und brachte ihn wie der erste zur Ruhe. — So bewachten die Beiden den Todten und schlugen ihn mit ihren Haselstäbchen, so oft er sich bewegte. Als es Eins schlug, wendeten sich die Fremden zum Gehen und sagten zum Abschied der Häuslerin: „Wir zwei sind der Dienstag und der Donnerstag, die Du so fleißig verehrtest; deshalb sind wir Dir zu Hilfe gekommen, denn sonst hätte Dich Dein Mann, dem Du den Willen nicht gethan, in tausend Stücke zerrissen.“ Darauf waren die Beiden verschwunden.

Hexensage.

Auf der Spitzwiese unter „Albeck“ gegen Altenmarkt zu im Gurkthale hatte sich einmal ein großes Gewitter zusammengezogen. Ein Mütterchen an der Straße warf sogleich alles Geräte, Besen, Zangen, Krücke, Stühle vor die Keusche, begann zu segnen und sprach:

Gê hin, gê hin,
Wo ka hunc krât,
Wo ka moada mât,
Wo ka stier mit gêt,
Wo ka kind geborn wêt,
Dortn koannst di auslârn.

Und das Gewitter gieng schrecklos an ihrer Keusche und deren Grundstücken vorüber.

Der Ahornbaum.

Am Ufer des Millstädter Sees steht ein Baum, von dem folgende Sage geht.

Ein Mädchen, dessen Vater gestorben war, verliebte sich in einen Soldaten. Die Mutter wußte von diesem Verhältnisse nichts; endlich merkte sie es und das Mädchen gestand Alles. Erzürnt spricht die Mutter einen schrecklichen Fluch über die Dirne aus. „Ich wollte,“ spricht sie, „Du wärest ein Ahornbaum und verdorrtest wie das Grün an seinen Aesten.“ Und sieh da! Plötzlich erstarrt das Mädchen, sein Leib wird zäh wie Ahorn, die Brust wird knorrig, die Haut zur Rinde, die Hände werden ästig und die Haare Laub. Darüber entsetzt sich die Mutter, die ihren Fluch so in Erfüllung gehen sieht.

Nach einiger Zeit hörte man einen Fiedler spielen, der saß unter dem Ahornbaum. Er spielte so kräftig, daß ihm der Bogen brach. Der Fiedler nahm sein Messer, um einen Zweig als Bogen zu schnitzen. Und wie er in den Baum schnitt, troff Blut heraus. Als er das Blut sieht, fällt ihm das Messer aus der Hand. Er hebt es auf und schneidet wieder. Da hört er eine Stimme, welche spricht: „Mein Blut ist versöhnt; schneide Dir einen Bogen und spiele mir mit demselben ein Grablied. Gehe dann vor das Bleicherhaus, und siehst Du meine Mutter dort, so geige ihr ein Stücklein und sage, daß der Bogen von ihrem Kinde sei.“ Der Geiger gehorchte und gieng in das Dorf vor's Bleicherhaus. Die Mutter stand gerade unter dem Thore; da nahm er seinen Bogen und spielte ein Lied. Noch nie hatte sein Bogen solche Töne hervorgebracht wie diesmal. Als die Mutter das Spiel hörte, ward ihr Antlitz plötzlich blaß; versöhnt und reuevoll rief sie aus: „Fürwahr, ein gefallenes Kind ist besser als keines.“

Digitized by Google

Die redenden Ochsen.

Ueberall in ganz Deutschland geht die Sage, daß in der Christnacht die Thiere miteinander reden. So erzählt man auch im Möllthale von einem Knecht, der neugierig die Erzählung zweier Zugochsen in dieser Nacht belauschte. „Was werden wir wohl das nächste Mal ziehen?“ fragte ein Ochse den andern. „In einem Holzstock werden wir den Knecht auf den Friedhof ziehen,“ antwortete der andere. — Der Knecht erschrickt und eilt in's Bett; Tags darauf zogen die Ochsen seine Leiche zum Friedhof.

Der Thürmer zu Klagenfurt.

In Klagenfurt steht die Stadtpfarrkirche mit ihrem 48½ Klafter hohen Thurme. Nach uraltem Brauche darf der dort jeweilig angestellte Thürmer den Ruf seines Hornes nur nach drei Himmelsgegenden ertönen lassen, niemals aber nach Süden, wo die Ruhestätte der Todten ist, da diese hiedurch aus ihrem Schlummer geweckt würden.

Nun war einst vor vielen, vielen Jahren ein arger Trunkenbold als Thürmer bestellt. Im Kreise der Zechgenossen vergaß er nicht selten der Pflichten seines Amtes, die dann der Sohn für ihn versah. — Eines Abends, als er wieder im Gasthause saß, spotteten die Genossen und sagten, sein Sohn blase so jämmerlich, daß er die Todten damit erwecken könne. Ueber diesen Hohn erfaßte den Halbtrunkenen wilder Zorn, und racheerfüllt eilte er dem Thurme zu.

„Wartet, ich will sie Euch schicken, die Todten, ihr Spötter,“ murmelte er und ergriff, kaum er sein Ziel erreicht, das Horn. Nach Westen und Norden, nach Osten ertönte dessen Ruf — dann sah des Frevlers entsetztes Weib, wie er sich nach Süden wendete. Vergebens suchte sie dem Wüthenden das Horn zu entringen — er riß sich los, und gellend ließ er es gegen Süden erschallen.

Und bald wurde es lebendig auf dem Friedhofe. Die Gräber öffneten sich, Todtenbeine klapperten und Leichenhemden wehten. Bald hatte sich ein grausiger Zug geordnet, in langer Reihe wandelten die Schattengestalten heran. Doch Alle lenkten dem Thurme zu, mit gränlicher Hast klommen und kletterten sie empor zum schreckensbleichen Störer ihres Friedens. Schon reichten dürre Hände zum Gitter herein, schon hoben sich klappernde Beine, um über die Brüstung zu setzen — da schlug es Eins vom Thurme, und der ganze Spuk verging in Nacht und Nebel.

Nie mehr aber hat es ein Thürmer versucht, die Ruhe der Todten zu stören.

Klagenfurt.

Ein langer, aber erfolgloser Streit nahm sich die Herleitung des Namens Klagenfurt zum Ziele und suchte auf eine natürliche Etymologie dieser sonderbaren Benennung zu kommen. Theils glaubte man, daß der Ausfluß des Sees, welcher das Stadtgebiet an der Südseite begrenzt und jetzt gewöhnlich „Glanfurt“ genannt wird, der Stadt zuerst den Namen Glanfurt gegeben habe, der später in Klagenfurt verwandelt wurde; andere erzählen eine Geschichte, die Anlaß zu dem Namen gegeben haben soll. Gegen erstere Annahme aber spricht der Umstand, daß jener Ausfluß des Sees damals Lankwart oder Langfahrt geheißen hat, wie urkundlich nachgewiesen ist. Richtiger dürfte die Ableitung von einer Furt über die Glan, den an der Nordseite der Stadt dahinziehenden Fluß, sein. Nach dieser soll Klagenfurt Glanfurt geheißen haben, bis eine Begebenheit ihre Bürger bewog, ihren Wohnort umzutaufen.

Bevor wir diese selbst erzählen, ist es vielleicht am Platze, einer

Digitized by Google

satyrischen Anekdote zu gedenken, welche Aeneas Silvius, der nachmalige Papst Pius II., von den Klagenfurtern mittheilt. Sie lautet:

„Es ist bei ihnen Rechtsverfahren gegen Diebe, sie ohne Weiteres, ohne vorhergegangene Beweisführung und Erhebung der Sache, auf bloße Inzicht aufzuhängen; erwahrt sich die Anklage, so bleibt der Dieb am Galgen hängen; wo aber nicht, so nehme man ihn vom Hochgericht, begrabe ihn in den gewöhnlichen Friedhof und halte seiner Seele, der Gott gnädig sein wolle, feierliche Exequien."

Das Ganze ist ein den Klagenfurtern angehängter Spott; vielleicht gab hiezu das Ereignis Veranlassung, welches die Sage folgendermaßen schildert:

Ein Bäckermeister legte die zum Getreideeinkaufe vorbereiteten Geldsäcke auf die Mehltruhe; diese öffnete ein Lehrjunge, ohne zu bemerken, daß hiebei das damals kleine und leichtwiegende Geld in den Mehlstaub hinter der Truhe hinabrollte. Als der Meister das Geld vermißte, suchte er erst gar nicht, sondern beinzichtigte sogleich den armen Jungen des Diebstahls und zeigte ihn beim Richter an. Dieser und die Gerichtsschöppen verurtheilten denselben anfänglich zur Folter und nach dem auf dieser erzwungenen Geständnisse zum Galgen. Das Urtheil wurde vollzogen. — Gleich darauf wurde, als man in des Bäckers Haus, wohl um dem versteckten Raub nachzuspüren, die Mehltruhe wegrückte, das vermißte Geld gefunden. Jetzt war es klar, was für Bewandtnis es mit dem vermeintlichen Diebstahl habe.

Der Meister geriet in Raserei.

Der Richter mit dem Rate aber wußte nicht anders den Justizmord zu sühnen, als daß er durch feierliches Begräbnis und Opfer gleichsam um Vergebung für sich bei dem ewigen Richter ob der begangenen Blutschuld flehte.

Die ganze Bürgerschaft aber beschloß einstimmig zur Mahnung, daß sie nie wieder ihre Hände mit so himmelschreiender Ungerechtigkeit befudle, daß hinfort der Ort „Klagenfurt" heißen und sich so die Klage wegen der begangenen That auf die spätesten Enkel vererben solle.

Noch zeigt man das Bäckerhaus (dem Rathause gegenüber, ehemals Guggitz'sches Haus), an dessen Ecke ein steinerner Kopf eingemauert ist; einen gleichen im ehemals „Schliber'schen," jetzt Eduard v. Moser'schen Hause, dem damaligen Gerichtshause, welche Köpfe den Nachkommen als Mahner dienen und das ungerecht gehaltene judicium capitis sühnen sollen. —

St. Petrus und die Holzknechte.

Zur Zeit, als St. Petrus auf Erden wandelte, geschah es oft, daß er kein Obdach vor den Unbilden der Witterung fand. Er beklagte sich deshalb bei dem Herrn, und der versprach ihm Abhilfe.

Richtig übergab er dem Petrus einige Zeit nachher eine Baßgeige und lehrte ihn, wie er sie zum Schutze gegen das Wetter und als Mittel gebrauchen könne, die Gemüter der wilden Heiden zu sänftigen. Mit der Zeit wurde St. Petrus die Baßgeige zu schwer, und er hätte sie gern wieder los gehabt. Der Herr erriet seine Gedanken und machte die Baßgeige so leicht, daß sie Petrus hinfort nicht mehr beschwerlich fiel. Lustig und guter Dinge wanderte er nun weiter. So kam er in die Malteinerberge, wo eben die Holzknechte von der Arbeit heimkehrten. Die Leute umringten ihn und verlangten, er solle „aufmachen." Petrus, der den Sprachgebrauch der Gegend nicht kannte, dachte an seine Schlüssel und das Himmelsthor und bedeutete den Holzknechten, er könne ihnen erst „aufmachen," wenn sie seine getreuen Schafe geworden. Die Holzknechte

Digitized by Google

aber wollten davon nichts wissen und wiederholten ungestüm ihr Begehren, daß er ihnen auf der Stelle „aufmache“ (aufspiele). Da Petrus sich weigerte, fielen die Holzknechte über ihn her, rissen ihm die Baßgeige vom Rücken und zerschlugen sie in eitel Trümmer. Selbst Petrus verschonten sie nicht, schlugen ihn und giengen dann ihrer Wege.

Petrus verstand jetzt, was die rohen Knechte mit ihrem „Aufmachen“ gemeint, aber es war zu spät; die Geige war dahin, und die Glieder schmerzten ihn.

Da bat er den Herrn, daß er ihn anderswie vor dem Wetter schütze, aber auch die Rohheit den Holzknechten nicht ungestraft lasse. — Kaum hatte Petrus diesen Wunsch geäußert, als der Wald um ihn ein anderes Aussehen bekam. Die astlosen Palmen und Farren, die eben noch nur ein Blätterbüschel an der Spitze getragen hatten, wurden zu ästigen Fichten und Tannen, zu knorrigen Ahornbäumen und Wildhaseln mit breitem Blätterdach und dichtem Gezweige.

Nun fand Petrus überall Schutz vor Unwetter; die Holzknechte aber fluchten, da sie von da an bei jedem Baum zehnfache Arbeit bekamen, bis er zum Abliefern bereit war.

Seitdem ist aber Jeder, der eine Geige am Rücken trägt, vor den Malteiner Holzknechten sicher.

Friedels Herzlieb.

Ein Beitrag zur Geschichte von Altenmoos.

Eines Tages — an einem hellen Werktag — war Friedel, der junge Sohn des Reithofbauers zu Altenmoos in Sandeben gewesen, um im Gemeindeamt die Jahresgrundsteuer zu hinterlegen. Es waren mehrere Personen da aus dem Altenmoos, Manns- und Weibsleute, aber der Bursche hatte sich ihnen nicht angeschlossen, er gieng seiner Wege lieber allein. Die Leute neckten ihn gern der Dirndln wegen, wie das schon so Brauch ist, wenn ein Bauernsohn in die Jahre kommt, wo er an Liebschaften, ja gar an's Heiraten denken kann. Solche Neckereien waren dem Friedel zuwider, er war auch nicht schlagfertig genug, um die Hänseleien gesalzen zurückzugeben und einem Tappel (einfältigen Menschen) wollte er doch nicht gleichsehen.

Heute aber, als er sich auf den Heimweg machte und unterwegs an einem abgepflückten Steinnelkchenstile kaute, was ihm lieber war als Tabakrauchen oder Schwatzen, sollte er einen Weggenossen erhalten. Die Furchenbauern-Tochter aus Sandeben holte ihn ein. Ein feines Mädel, frisch wie der Fisch im Wasser und lustig wie das Vöglein in den Lüften. Gar groß war sie nicht, aber etwas rundlich und jener Zimmermann mit dem losen Maul hatte nicht unrecht, wenn er sagte: „Bei der Furchenbäuerischen ist Alles mit dem Zirkel gezogen: das Gesichtel, das Aengerl, das Göscherl, das Armerl, das Buserl.“ „Wenn nur das Herzerl nicht allzukugelrund ist,“ meinten Andere, „daß es etwan von Einem zum Andern rollt!“ Ob diese Befürchtung gerechtfertigt war, muß sich erst zeigen. Der Name, den sie trug, war auch rund, — Iderl hieß sie — ein feines Mädel!

Sie hatte einen weißen Strohhu-

Digitized by Google

auf und trug einen Handkorb. Als der Friedel vor ihr seine Schritte beschleunigen wollte, rief sie ihn an: was er denn gestohlen habe zu Sandeben, daß er so laufe?

Da blieb er stehen und schaute freundlich auf das Mädchen her. Insgeheim war es ihm zuwider, daß gerade Die es sein muß! Mit Der weiß er schon noch am allerwenigsten was zu reden.

„Was sagst?" rief sie ihm zu.

„Ich hab' nichts gesagt," antwortete er.

„Jetzt hab' ich glaubt, Du hast was gesagt," lachte sie, „na also, gehen wir Zwei einmal miteinander."

„Wo gehst denn hin?" fragte er sie bescheidentlich.

„Nach Altenmoos, wann ich kunnt," versetzte sie.

„In Altenmoos ist's halt nicht mehr lustig," sagte er und kaute an seinem Blumenstiel, das dieser vor der Nase langsam hinundherschlug.

„Muß sein, weil mehr Leute heraus, als hineingehen," engegnete das Mädel. „Mußt Dich aber nicht fürchten, daß ich weit mit Dir geh'. Nur bis zum Rechensteg, dort thut mein Vater holzen und dem trag' ich das Mittagsmahl nach."

Dem Friedel war's recht, daher schwieg er.

„Heut' bring' ich dem Vater sein Guterl (Lieblingsessen)," fuhr sie fort, „Schwammsuppen und gesottene Krebsen. Wir haben eine böhmische Teichgräberin und die kann Krebsen sieden."

Dem Friedel war auch das recht, daher schwieg er.

„Was hast denn Du für ein Guterl?" fragte sie den Burschen.

„Ich?" fragte der Friedel entgegen. „Weiß nicht," und schlug mit den Lippen den Blumenstiel in die Höhe.

„In Altenmoos muß es ja viel Krebsen geben," sagte das Dirndl. „In Altenmoos gefällts mir. Dort solls noch lustige Leut' geben. Gelt ja! In Altenmoos möcht' ich Bänerin sein. Aber einen munteren Bauern müßt' ich haben, der kein Stummerl ist. Sonst thät' mir die Zeit lang werden. Gelt, Du meinst auch so?"

In der Weise plauderte sie heiter neben dem schweigsammen Burschen her, und er dachte: Wenn sie nur immer so fortplandern möchte, man hört ihr gern zu. Und wenn sie nichts sagt, so muß ich was reden, und weiß nicht was. Daß ich bei den Weibsbildern doch gar so dumm bin!

Endlich waren sie am Rechensteg, wo ein paar Arbeiter mit langen Stangen die Holzscheiter losstießen, die sich in den Rechen geklemmt hatten und denselben gefährteten.

„Deinen Vater suchst Du?" rief einer der Arbeiter dem Mädchen zu, „der ist nicht mehr da, ist mit einem Holzhändler über den Lärchensteig nach Haus gegangen."

Das Iderl blieb stehen, schaute den Friedel an und sagte: „So! Jetzt was thu' ich mit der Schwammsuppen und den Krebsen? Wieder heimtragen? Da wird Alles kalt, und kalter ist's nimmer gut. Jetzt ist's noch hübsch warm — Ich weiß was. Komm, Friedel, essen wir's miteinander."

Sie giengen noch eine Strecke fürpaß, und dort, wo unter der Felswand ein grüner Rasenplatz ist und ein schöner Ahornbaumschatten, dort setzten sie sich nieder und das Mädchen packte den Korb aus.

„Du hast eh noch nicht Mittag gegessen, greif' zu!" so lud sie den Burschen ein.

„Ah nah," sagte dieser ablehnend, „werd' schon daheim was kriegen."

„Laß' Dich nicht ehren und iß!" sagte sie, „da ist der Schwammsuppentopf, wart', ich halt' ihn auf dem Schoß, daß er nicht umkippt. So. Da ist der Löffel."

„Nachher hast ja Du keinen Löffel," bemerkte er artig.

„Das macht nichts. Wenn Du genug hast, nachher lang ich zu."

Digitized by Google

„Wenn ich Dir aber nichts überlaß!“ sagte der Bursche schalkhaft und blies endlich einmal seinen Blumenstiel von sich.

„Ist Dir wohl vergnunt. Du brauchst Stärkung auf den weiten Weg.“

Nach einem Weilchen versetzte der Bursche während des Essens leise: „Stark wär' ich eh.“

„Und schmecken thuts auch,“ sagte sie.

Er leckte den Löffel säuberlich mit der Zunge ab, gab ihn dem Mädchen und sagte: „Jetzt iß aber auch Du.“

Als sie so mit der schmackhaften Schwammsuppe fertig geworden waren, that das Mädchen den Teller aus dem Korb, der mit einem weißen Tuch verhüllt war.

„Jetzt paß' auf,“ sagte sie, „jetzt kommt die verdeckte Speis.“

Er machte erwartungsvolle Augen und als sie den Teller enthüllte, rief er aus: „Hundsrothe Krebsen!“

„Pack' an!“ sagte sie.

„Ah na, so Krebsen, die mag ich nicht.“

„Hast ihrer schon einmal gegessen?“

„Nein, ich mag sie nicht.“

„Lapperl, Du! Wenn Du ihrer noch nie gegessen hast, wie weißt es denn, ob Du sie magst oder nicht? Geh, probiers! Beiß' drein, sonst beißen sie drein.“

Sie hatte ihm eine Scheere losgelöst, er biß wacker drein. „Je,“ sagte er, „das Zeug ist ja steinhart!“

Lachend gab sie ihm die Anweisung, wie man Krebsen ißt. Mit den Fingernägeln zerbrach sie die Schale, nahm ein Stück Krebsenmark zwischen die Finger, hielt es dem Burschen an den Mund: „Da, Vogel, schnapp oder stirb!“

„Ah na, sterben nit,“ schmunzelte der Friedel und schnappte nach dem Stück.

„Was sagst?“ fragte das Iderl.

„Gut ists,“ sagte er.

Hierauf aßen sie miteinander das Krebsenpaar.

Als sie damit fertig waren und nur mehr die zerrißenen Schalen herumlagen, wischte sich das Mädchen mit der Schürze den Mund und rief: „So, jetzt hab' ich einmal mit dem Reithofer Friedel aus Altenmoos Krebsen gegessen.“

„Vergelts Gott,“ sagte der Bursche.

Sie blinzelte ihn an. „Vergelts Gott, sagst gleich, und fragst nicht, was Du schuldig bist?“

„Ich zahl's auch, wenn Du willst,“ versetzte der Friedel und griff in seine Tasche.

„Wirst doch einen Spaß verstehen, Lapperl!“ rief sie und zog seinen Arm zurück. „Das heutige Krebsenessen wirst mir ganz anderes zahlen. Heiraten mußt mich.“

Sie lachte bei diesem Worte, aber er wurde so roth im Gesicht, wie es die umliegenden Schalen waren. Dann neigte sein Haupt ein wenig gegen sie und flüsterte: „Iderl, ich mag Dich schon!“

„Nachher ists recht,“ sagte sie und stand auf. Er wollte es ihr nachmachen, blieb aber in knieender Stellung vor ihr und schaute mit halbgeschlossenen zuckenden Augen zu ihr empor.

„Heb' Dich, Bübel und merk' Dirs, mit kecken Dirndln ists nicht gut krebsenessen,“ sagte sie und wurde jetzt ganz ernsthaft. „Mußt aber nicht glauben, daß ich allen Burschen so nachlauf', wie Dir. Ich weiß recht gut, was ich wert bin, aber Du gefallst mir und hast mir schon lang' gefallen. Du hättest mich bis zum jüngsten Tag nicht angesehen, so lang mag ich aber nicht warten und deswegen sag' ich Dir's, daß ich Dich gern haben möcht'.“

Der Friedel — der sanfte Friedel — sprang auf und riß sie stürmisch an seine Brust.

„Oha!“ sagte sie und schob ihn kräftig zurück, „ein Busserl gibst mir und nachher ists gut für dasmal.“

Und in der That, es war gut.

Es ist nicht zu beschreiben, mit welchen Gefühlen der Friedel seines

Digitized by Google

Weges gieng, nachdem die Furchenbauern-Tochter mit ihrem Korbe umgekehrt war. Hundertmal war er stehen geblieben und hatte nach ihr umgeschaut und sie war doch längst nicht mehr zu sehen. Er schlug sich die Faust auf die Brust und sagte mit unerhörtem Nachdruck: „Heiraten, das will ich, und Die wird mein Weiberl!“

Dann gieng er ruhig der rauschenden Sandach entlang, kam stillvergnügt heim und das frohe Leuchten seiner Augen beglückte Vater und Mutter.

Und in dieses Blühen eines Menschenfrühlingstages fiel der Reif!

Kaum ein Jahr später war's, daß der Friedel denselben Weg umgekehrt gieng, von Altenmoos gegen Sandeben. Seine Hände waren mit einem Eisenschloß aneinander gefesselt, zwei Gendarmen mit funkelnden Bajonetten begleiteten ihn. Sie hatten ihn zu den Soldaten genommen, er war aus lauter Heimweh geflohen und sie hatten den Deserteur in Altenmoos erwischt. Der alte Reithofer war dem todtenblassen Sohne gefolgt bis zum steinernen Kreuze bei Sandeben, dort kehrte er um.

Als die Häscher mit dem Flüchtling an die ersten Eschen des Dorfes Sandeben kamen, stand im Kohlgarten die Furchenbauern-Tochter. Neugierig, wen denn heute die Gendarmen dahertrieben — gewiß sei drinnen beim Steppenwirt gerauft worden — trat sie an den Wegrain vor. Da erkannte sie den Friedel. Den Friedel, den sie draußen in der weiten Welt wöhnte und dessen sie gedachte alle Tag in Lieb und Schmerz.

Der Bursche hatte sie sogleich erkannt. Seine Füße wollten in den Erdboden wachsen, da gab ihm der Gendarm einen leichten Stoß: „Vorwärts!“

Der Friedel hob seine geschlossenen Arme wie zur Bitte und hastete fieberhaft seinen Treibern die Worte zu: „Ein einzig Wörtel möcht' ich reden mit Der.“

Die Gendarmen blickten sich gegenseitig an und murmelten: „Armer Teufel!“

„Rede mit ihr was Du willst,“ sagte nun der Eine zum Friedel, „wir werden Dich dort an der Wegschranke erwarten.“

Der Bursche trat an den Rain.

„Zum Sterben bin ich erschrocken,“ hauchte das Mädchen und hielt sich an den Zaun, daß es nicht zu Boden sank.

„Weil ich Dich nur noch einmal sehen kann!“ sagte er mit fast klangloser Stimme, „die Hand kann ich Dir nicht geben — Du siehst es. Ich bitte Dich um Verzeihung für Alles.“

„Friedel!“ schluchzte sie, „ich hab' Dir nichts zu verzeihen. Du lieber Mensch!“

Er wollte sprechen, konnte aber vor innerer Erregung die Worte kaum hervorbringen. — „Vergiß mich nicht ganz, Ida, aber nimm einen Andern. Mich siehst Du nimmer.“

Sie sagte anfangs auf dieses Wort keine Silbe. Endlich sprach sie: „Mußt nicht so verzagt sein, Friedel. Es geht besser aus, als Du meinst. Durchgegangen bist, dafür wirst gestraft. Nachher dienst Deine paar Jahr aus und kommst wieder heim. Ich wart' auf Dich, dranf kannst Dich verlassen.“

Er schüttelte das Haupt und sagte: „Ich werd' derschossen. Behüt Dich Gott das letztemal!“

Damit wandte er sich rasch und gieng den Gendarmen zu, die den Finger am Gewehr dort gestanden waren und kein Auge von ihm gewendet hatten.

Ida gieng in den Kohlgarten zurück und weinte sich die Augen roth.

Bei dem nächsten Feldzuge, als der Friedel ein weißgrünes Korpsfähnlein vertheidigt hatte, erhielt er einen tiefen Bajonettstich in die Brust und sank leblos hin auf die fremde Erde.

Zu der Furchenbauern-Tochter kommen mancherlei Bewerber, sie weist alle ab. Es habe ihr Einer gefallen, sagte sie, und der sei gestorben. R.

Digitized by Google

's kleanasti Thierlwerch.

A Stückl Naturgschicht. Aufgsetzt von an oidn Gstudiertn.

Vorred.

Herrschoft! Springa kunnt i wia=r a Henschreck, so zoni bin i heunt! Wer dös wieda thon hot! Zan grab wen iß s!

Irzt denkt s nar gleih! Wia=r i dan Eifi=Läutn auf n Moar sein Fädroan (Feldrain) kimm, siach i a bor Blinschleia oißa daschlogni liegn un wia=r i gleima kimm, liegt a hinigs Oadaxl a noh danebn. Geht s weid a! Wen wieda dös oarmi Viach girrt hot; den Lend mecht i kenna!

Losst s eng owa noh weida vazöhn, s kimmt irzt dicka! Wüll ebn ban Wedakreuz in Hnat rucka, do dasiach i an Labfrosch — hängt auf r an Schpogad, a wiedr oißa hinnigi. Is schon a Grausn! Den Lend mecht i dohom; den wurd i gheri ausmorcha!

Is nit ois noh! Wia=r i ban Gwoangodan fürgeh, siach i an Scher oißa blnadigi mittn auf da Strosß. Wurd gern nix sogn, wonn dös Viach vo koan Nutzn war, owa grod s Gegnthoi! Mehr Nutzn woi sichar ois so a dolats Lend, dos in sein Unvastond ois vawüast, wos da Gottvoda in seina Liab mit Müah un Kunst hot gschoffa.

Jo, jo — insa Herrgad hot an wolta grosßn Thiergortn, zäm gengan häust Viecha drein um! Der Lend gwißs e a, der gor aso wüast! Owa gor a so!

I woaßs s gwißs, wonn ma dös Ding den Lend gschofft hätt, thon hätt er s nit! Er wurd si gspreizt hom, un eppan wia! — Woun dös da Gottvoda gwißt hätt, dass von den Viach, wos er om fümftn un sextn Tog mit olla Müah gschoffa hot, om simtn wieda gmua=r numbrocht wen mnass, i woass s nit, ob er s nit zeascht hätt sein lossn.

Owa wos hüft denn a ois harbn un giftn? In Zon redt ma si hort nu zan ausrichtn gab s damengi! Do hüft nix ois wia die Bilehrin! (Belehrung.)

Woun eng s znalosn gfreut, oft vazöhl i eng wos von da Naturgschicht. Dös sog i owa glei zeascht: von ollatleanan Viach heb i on; un woil i so furtfohr, oiwei gresser und gresser, fermer un fermer, oft müasst i mei Red woi bschliassn mit r an Ossn.

Oisdonn! An iads Vichal is an Ort. An etla mehr gleichi Ortn gebn a Gottin. Wieda mehr gleichi Gottina gebn a Famühli, un oft geht s furt za Ordnina, za Klassn nn za Kroas.

Die Gstudirtn thoiln ois Viach in sex grosßi Kroas. Kiunt s eng iazt ausroatn, wia vü Nam es do gebn muass. Insa Schnimoasta mog die gonz Naturgschicht ausnamln, hot der Lend an Kopf!

Gehn mar s hoit on, glei in easchtn Kroas. Dös san die gspoasigstn Vicha, die s gibt auf dera Wät. Gstoit hom s koa gwissi; herentgegn hoassn s a nur a gleih furmlose Vicha. Denkt s eng die ollatleanan Vichaln, dö s gibt; so winzi, dass koana von ins, wia mar oi dohuktan, so a Vichal segn mog. Mit n ollabessan Augn nit! Ausgnummar, es hätt oanar a oangs Glos ban eahm, so a Vagrefsrungsglos un soger dös müassat noh a recht a guats Instrument sein, sinst nahmat mar a noh nix wohr.

So kloane Vichal gibts!

Von Leib san s oisond kloanwinzi, guat bunggat un galli. Mehrn thoan

Digitized by Google

ſa ſi denna woi, owa thols durch Thoiling, thols durch Boutzna un Schüſſ. Se lebn ſchier oi in Woſſa, grod an etla=r in feuchtn Koth. Gebn thuat ſie s in Unmaſſa, un ghern thoan ſ za die nützlin Vicha.

In gonzn Kroas thoit mar o in vier Klaſſna. In dar eaſchtn Klaſſ ſan die

Wurznharla.

Dö Wurznharla — Moraud Joſef! — ſan eng dö Künſtla! Dö megn mit eahn blodarortin Leib ſchon olln blobn Tuifi mocha, ſöchte Keln ſan ſ! Da gonz Leib is nix ois oan Blodan; mit den freſſn ſ un ſaufan ſ, mit den ſegn ſ un hern ſ, und ſchöpfn Odn ah ſogor, jo ſe gſpüren un gengan mit eahm un mehrn thoan ſa ſie a mit eahm; zan an iadn Lumprei megn ſ n brauchn, wohr is s!

Se kinnan eahn Blodaleib on an iadn Ort juſt wia=r a Wurzn doni ſtreckn un gleih ois Harn ausnutzn, derwegn ſ a eahn Nom ſo hom.

Mehrn thoan ſa ſie aſo: ſe ſchnürn eahn Leib zſomm, woi iagar ois a Modidam — ſe ſchnürn ſi ſo iag, daſs aus oan zween wen, wos für monign Bräna=Womſtl oft a kummoti Soch war.

Die moaſtn Wurznharla hom a Schoin (Schale). A ſo a Schoin bſteht moaſtnthois von Koich, immrigsmoi a von Kisl, hot gleih an etla Kammal und is auf und auf voi Lückal, un durch die ſän Lückal reckan ſ eahnri Harn. Aufrichti Gott wohr, i lug nit!

Schaut s deant amoi den Fuiſtoan on, den i zan Tawagfui brauch, wonn a grausliga Sturm geht und i ma gen oaus oukentu wü. Schaut s on den Fuiſtoan — er is ledi von Kisl=ſchoina, dä in Wurznharlan amoi ghert hom, zſommgmaurt.

Schaut s a die Kreidn do guat on, dö da Wirt und da Kromar oft gnua=r in wildn Brauch hom, wonn ins Gäd ehnta ausgeht ois da Durſcht un Huma. Schaut s on die Kreidn — ſie is ledi von Koichſchoina, dö in Wurznharlan amoi ghert hom, zſommgmaurt.

Gonzi Gebirg hot ma heunt noh von ſöcht Wurznharlaſchoina und die Franzoſnſtodt Paris is haſn von nur ſöcht Schoina baut.

Afr a Deka Koichſtoan kimmt gwiſs a gnati Müllion Schoin, wonn nit mehr!

Heunztogs findt ma ſ noh wurldick om Mirgrund — in hoaßn Gegadn mehr wia=r in koidn.

In da zweitn Klaſſ ſan die

Aufgufsvicha.

Infuſionsvicha hoaſst ma ſ a no. Sau ebn a ſo winzi, hom owar a Haut üwar eahn gallin Leib und einweni an feſtn Ken und oan oda zwo Blodan. Eahn Mehrin geht von Ken aus, von da Blodan ſchöpfan ſ in Odn.

Eahn Mehrin geht, wia=r i ſchon gſogt ho, von Ken aus, von eahnri kloan Keim, dö d Luft in oi Gegadn trogt.

Wer a guats Aug hot, mog d ollagreſsan Vicha kam ois kloans Punktal gwohrn, die ollakleanan owa ſau mit ollabeſſan Glos haſn nit zan dakenna.

A Haufa von an etla Müllionа ſan nit greſsar ois an Oawasbohnl.

Von Forb is oan Thoi woſſaliacht, oan Thoi brinuroth oda blnatfarbi, oan Thoi is wieda gäb, an ondra greau oda gor blob.

Schaut ma durch a Vagreßrungs=glos in ſo a Woſſatröpfal, oft ſiacht ma woi a Müllion ſöchti Infuſions=vicha in oin Gſtoitn thorſchwimma. Durt a Krüagal, do a Schnopsfloſchn nebn ra Floſchn, zäm a Heſal, durta Stodtherrnzilinda, do a Kuahglockn, zäm a Zühn, durt an Oarl, do a Rigal, durt a Scheibn, do a Spindl, a Ziagſog, a Geigubogn un noh ollahoud.

Dö koan Män hom, dö ziagn eahn Trunk durch d Hant eini. Do

Digitized by Google

ſan kriagn owa doh in d Haut eini gmna; nit?

Monigi hom um eahn Män an oagnan Kronz oda gor an Spridl, mit den ſ eahn Trnnk durch die Gurgl ſpridln.

An etla gibt s, dö hnkkan auf r an Stü (Stiel) wia=r ongleimt, un den Stü ziagn ſ wia=r an Stopplziaga ein und ans.

Monigi wieda treibn ſi mit Goaſln fuat, ouri mit Vorſchtu oda gor mit feini Haarln.

A zachs Lebn müaſſn ſ olli hom; denn wia=r eahnri Waſſar eintrittan, in denan ſ lebn, ſo packln ſa ſi guat ein un gengan auf d Roas. Eahn Roas mochan ſ in da Luft, und d Luft muaſs ſ umranond trogn und es thnat eahn gor nix, wonn d Roas a wia long da wö daurt — gleih ſo a finf a ſer Johr!

Nutzbore Vicha ſan ſ owa do! ſe putzn die Waſſa von oin fäun Zeng un ſan die Koſt von die Muſchlſchneckn un von die jungan Fiſch.

Monigi lenchtu in Mir, monigi wieda fiam s Mir gor ſo ſchen.

Und hiazt gengan ma die dritt Klaſſ on; döš warn hoit die

Schwomma.

Von Gſtoit ſan ſ intaſchiadli, oan Thoi is mehr kügalat, oan Thoi mehr flocha. Die moaſtn Schwomma findt ma=r in Mir un nur an etla=r in Simpf, Seen und in rinnatu Woſſa; owar oi ſand in da Tuifn feſt ongwogſn.

Die Mirſchwomma ſan von Forb boid ſchworz, boid braun, boid roth, boid gäb; die onan Schwomma ſan oi grean.

Von Leib ſan ſ gor ſätſom baut. Eahn galliga Leib is ünroi mit r an feſtn Grüſt üwazogn, wos recht gnat war, wonn die hnnat taufnd Lnkkan nit warn.

A ſo a feſts Grüſt is moaſtnthois nix ois Horn, Koich oda Kisl.

Schaut s on in Bodſchwomm, in Schninmocha ſein beſta Freund; er is nix wia=r a Stock ſſommgwogſni Vicha; s Horngrüſt is noh do, da galli Leib is ſchon ausgrunna.

Is s Grüſt von Kisl, oft hengan wiedr oi auf an Stock banond wia ban Bodſchwomma=r oda ſe liegnan z oanzin, Ndl für Ndl.

Is s Grüſt von Koich, oft lingan ſ oimoi z oanzin und eahn Gſtoit is boid a Ndl, boid a Woizn, boid a Spindl, boid a Hogn, boid a Ndl, boid a Krenz. Und oi dos hot eahn inſa Herrgad gebn zan a Hoit un zan a Wihr.

D Löcher in Schwamman ſan a nit nmaſinſt! Wia hoit nix nmaſinſt do is auf dera gſpoaſin Wät! s Woſſa mnaſs ban herentan Loch eini un ban dreutan Loch wiedar ani; oan Loch geht auf, oans wieda zna un ſo geht s fnat, bis da Schwomma ſott iš; oft hoit er oi Löcha zna. Wonn mir dös a ſſommbrachtan! I vagnmnat s in Wirt nnd a in Steurbiomtnan! I that s eahn vagunna von Herzn! woi!

Om liawan ſan ſ auf die Stoanfäſnan tiaf in Mir. A longs Lebn hom ſ grod nit; oan Johr oda zwoa, mehras nia! In Smmna ſan ſ luſti nnd aufgramt, in Wintar owa ſchlofan ſ ſchen rnahi.

Würnortigi.

In da viatn Klaſſ ſan die Gregarina, gor kloanwinzigi Vichaln. Von Gſtoit mehr würnorti trifft ma ſ om öftan in ſo an Darm von an Mähwurn oder eppan in Leib von an Regnwurn.

So, hiazt war dar caſchti Kroas fiati; von die ondan fünf red i an ondas Moi, heunt thnat mar, anfrichti gſtondn, s Mäu ſchon weh, von vün redn.

Mirkt s eng owa gnat, wos i gſogt hon! Thoat s mar in kloan wia=r in groſs Viach nix on, ſinſt ſeid s Schinda; vaſteht s!

Digitized by Google

Ein Gelegenheitsstück.

Bekenntnisse aus meinem Wortleben. Von **P. K. Rosegger.**

Nachdem es im Sommer dieses Jahres bekannt geworden war, daß das österreichische Kronprinzenpaar Graz und Steiermark besuchen werde, und als Stadt und Land für den Empfang der hohen Gäste zu rüsten begann, erhielt ich vom Festcomité zu Graz ein Schreiben. In demselben wurde ich angegangen, für das Fest ein Theaterstückchen zu verfassen, welches nebst einem Huldigungs-Prologe von Dr. Schlossar im Theater am Franzensplatz zur Aufführung kommen sollte.

Diese an und für sich ehrende Einladung brachte mich um alle Ruhe meines Sommeraufenthaltes im Gebirge. Ich bedachte und überlegte und schrieb endlich dem Obmann des Comités eine ablehnende Antwort. Ich würde sehr gerne mein Schärflein zum Feste beitragen, schrieb ich, allein ein Theaterstück zu machen, dafür hätte ich nicht das Zeug; meine etwaigen Vorzüge in der Novelle, im epischen Genrebild, als Schilderungen, lyrische Seelenzeichnungen, schalkhafte Gespräche u. s. w. seien auf der Bühne lauter Unzukömmlichkeiten, und meine Dramen hätten alle den kleinen Fehler, daß in denselben nichts geschieht. Wenn ich mich schon einmal dramatisch blamieren wolle, so wählte ich lieber einen andern Tag als einen solchen Festabend, da Graz in Frack und Seidenrobe zugegen sein werde. — Aehnliche Vorstellungen machte ich dem Comité und nannte ihm Namen, die für seinen Zweck berufener wären als der meine.

Auf dieses mein Schreiben kam postwendend ein Brief des Bürgermeisters von Graz, als des Festcomité-Obmannes, in welchem gesagt war, daß man die Gründe meiner Ablehnung nicht annehme, daß man fest überzeugt sei, ich würde meine Aufgabe auf das Beste lösen und daß man mich dringend bitte, für das Festtheater ein kleines Volksstück zu schreiben. Der Bürgermeister beschwor mich, das Comité nicht im Stiche zu lassen und bat, ihm mitzutheilen, wann ich in meinem Sommerhause für ihn zu treffen sein wolle.

Dieses treue Festhalten des Festcomités rührte mich. In der Absicht, dem Herrn Bürgermeister einen angenehmen Ausflug in's Mürzthal zu verursachen und ihm mit persönlichem Nachdruck zu beweisen, daß ich nicht der richtige Mann für die Bühne sei, sah ich mit Freude seinem Besuche entgegen.

Die persönliche Verhandlung in Krieglach, bei welcher meine Vorstellungen pariert wurden, der werte Gast hingegen mit mancherlei Plänen und Anregungen kam, hatte Erfolg. Ich sagte zu, ein Stückchen zu schreiben, dasselbe würde sich weder auf das Fest beziehen noch eine ausgesprochene Huldigung enthalten, sondern eine anspruchslose Waldidylle sein, bei welcher sich das hohe Paar von den glänzenden Huldigungen der Festtage eine halbe Stunde lang ausruhen sollte können.

Ich gieng an die Arbeit wie ein Schneider, bei dem ein Paar Stiefel bestellt sind. Eine dramatische Idylle, eine Liebesgeschichte mit heiterem Abschluß, sollte denn das ein Hexenstück sein? Man nimmt ein Liebespaar oder zwei, macht einige Gespräche, thut eine Berglandschaft, eine Verwechslung, ein paar frische Lieder und Jodler dazu, rührt Alles gut durcheinander, und die Dorfidylle ist fertig. Freilich hätte ich lieber einen ernsten, des Anlasses würdigeren Gegenstand

Digitized by Google

aus unserem Volksleben und Leiden gewählt, allein davon ist Abstand genommen worden. Nun, so gieng ich einen Tag in Plangen und Bangen um, den zweiten in guter Hoffnung, und den dritten schrieb ich das Stück.

Bestellte Arbeiten sind mir nie gelungen, ein Umstand, der vor Zeiten schon der Kummer meines Meisters Natz gewesen ist und mich eigentlich vom Handwerk vertrieben hat. Stoffe, die nicht aus mir hervorwachsen, sondern von Außen gegeben werden, sind mir fremd und seelenlos, darum ist unter meinen Gelegenheitsdichtungen, die doch im Laufe der Zeit gemacht werden mußten, nicht eine, die erträglich wäre. Ich schloß mich in mein Zimmer ein, las mir das neue Stück laut vor, und eine Viertelstunde später schlug mein Nachbar draußen auf der Wiese ein Gelächter an, über den halberfrorenen Dichter, der Anfangs September schon in den Ofen heize. Er hatte über dem Schornstein den Rauch gesehen, den mein im Ofen verglosendes Volksstück angerichtet.

Am nächsten Tage nahm ich einen meiner älteren Stoffe und schrieb die Waldidylle: „Verliebte Leut." Dieselbe soll im nächsten Hefte mitgetheilt werden, denn sie dürfte sich besser zum Lesen eignen als zum Spielen, wie die Erfahrung gezeigt hat.

Das Stückchen wurde sofort nach Graz geschickt und zwar mit einem Schreiben, in welchem das Fest-Theatercomité ersucht war, falls die „Verliebten Leut" nicht in allen ihren Theilen entsprechen sollten, dieselben bei Seite zu legen. Das Stück wurde sofort angenommen. Der steirische Volkscomponist Josef Gauby lieferte dazu ein paar herzige Weisen. Eine sehr schöne Hochgebirgs-Decoration wurde gemalt, welche den Dachstein, freilich vom Gosausee, also von Oberösterreich aus darstellte, während die Idylle im steierischen Waldland spielt. Da der treffliche Grazer Charakterdarsteller Director Schreiber als Leiter des Theaterabendes die ihm obliegende Rolle des Bauers Spreitzer nicht übernehmen konnte, so wurde dafür der Schauspieler Martinelli aus Wien berufen. Für die Kleidung des jungen Paares legte ich Volkstrachtenbilder aus der Aussee Gegend vor. Die muntere Rolle der Waldvöglein, welche die Handlung mit lieblichen Gesang begleiten, übernahm Anton Kellner, ein Bauernknecht aus Obersteier, welcher als Vogelstimmennachahmer weit und breit berühmt ist und früher schon wiederholt vor höchsten Herrschaften gepfiffen hatte. Mir lag daran, wie ich dem Theatercomité auf das Angelegentlichste an's Herz legte, daß die Idylle fein, wahr und natürlich dargestellt werde; es war ein Genrebild, eine Art Stillleben, das in allen seinen Theilen auf das Sorgfältigste und Kleinste ausgearbeitet sein mußte, wenn es überhaupt zu solcher Gelegenheit auf die Bühne gestellt werden und seinen Zweck erfüllen konnte.

Als all das eingeleitet war und ich auch den Schauspielern das Stückchen in steirischer Mundart vorgelesen hatte, glaubte ich meine Sache gethan zu haben und kümmerte mich nicht mehr weiter um meine „Verliebten Leut," obschon mir ein Freund die Mahnung ertheilte, verliebte Leut solle man nie ohne Aufsicht lassen!

Endlich spät in den Herbsttagen kam das Fest. Bei der Generalprobe der Theatervorstellung, welcher schon ein großes erlorenes Publicum beiwohnte, kauerte ich im Winkel einer Loge und sah das Ding lebendig vor den Rampen. Da Martinelli noch nicht angekommen war, so spielte seine Rolle Director Schreiber vom Blatt herab. Die Schauspieler hielten sich wacker, allein das sah ich gleich, das waren nicht meine Bekannten vom Waldlande, das waren die landläufigen Theatergestalten. Und die Censur hatte auch genascht. Die Rosinen waren aus dem Kuchen gezwickt, ein paar harmlose Späße, welche ein wenig

Digitized by Google

auf das stets heitere Gemüt der Kronprinzessin berechnet gewesen, waren dahin. Im Ganzen machte das Ding keinen sehr üblen Eindruck. Dort wo ich Verstöße sah, war ich noch bestrebt, nachzuhelfen, erfuhr aber sofort, daß hier zwischen dem Ideal und der fachmäßigen Wirklichkeit kein Steg geschlagen ist. Noch sehnte ich mich einen Augenblick nach den Meiningern, denen kein Mittel zu gering oder mühsam ist, um Stimmung zu machen. Dann zog ich mich zurück, einen Stoßseufzer emporsendend zu dem großen Regisseur des Himmels und der Erde.

Meine Absicht, der Aufführung nicht beizuwohnen, scheiterte an den Verhältnissen. Es fordert's der Anstand, hieß es, und selbst ein „hoher Wunsch" wurde vorgeschützt, um den Autor in's Parterre zu kriegen.

Saß ich denn da in den Trauerfarben des schwarzen Frackes und der weißen Halsbinde, mitten in Glanz und Pracht, in Frohstimmung und Erwartung des Publicums, wenn man die Theaterbesucher dieses Abends „Publicum" nennen darf. Es war nicht das Volk da, es waren die hohen und höchsten Herrschaften des Landes beisammen. Und mitten in all die Herrlichkeit dieser großen Welt soll das arme Volksstückchen des Bauernpoeten gestellt sein!

Endlich erschien in der Hofloge das Kronprinzenpaar, Schlossar's Festspiel begann mit Musik und endete in einem überaus malerischen lebenden Bilde: „Styria's Huldigung." Bald darauf klangen steierische Weisen und mein Stückchen begann. Gleich merkte ich, daß Freund Martinelli seine Rolle anders auffaßte, als ich sie mir gedacht, dadurch gewann das Stückchen eine mir ungeahnte Wendung, die ihm vielleicht nicht mehr weiter nachtheilig war, aber einen andern, allerdings schwer verständlichen Sinn gab. Den Schauspielern war die Befangenheit anzumerken, und wenn sie in derselben des Guten manchmal zuviel thaten, so daß einzelne Naivetäten mit gewisser Absichtlichkeit herauskamen, so ist ihnen das kaum zu verübeln. Es dürfen bei Darstellungen aus dem Dorfleben manche natürliche und gesunde Derbheiten ja nicht umgangen werden, aber sie müssen discret, und durchaus nicht pointirt zum Ausdrucke kommen, das Naive muß eben auch naiv vorgebracht werden. Was ich da vor mir sah und hörte, es war ein buntes Bild für's Auge, aber eine Qual für's Ohr. Die liebe einfache Natürlichkeit in Geberde und Mundart — wo blieb sie? Und ich mußte mir doch selber die Schuld geben an Allem, was da geschah.

Anfangs waren die Zuhörer warm, allmählich wurden sie gleichmütiger, und als das Stückchen mit einem hellen Juchschrei zu Ende war, schauten sie auf die Hofloge. Kronprinz Rudolf und seine Gemalin Stefanie erhoben sich, dankten mit freundlicher Miene für die Huldigung des Abendes und verließen unter Hochrufen des Publicums die Loge.

Als hierauf die Mitglieder des Theatercomités dem hohen Paare vorgestellt wurden, soll Kronprinz Rudolf nach dem Verfasser des Volksstückchens gefragt und die Antwort erhalten haben, derselbe sei nicht zu finden.

Derselbe Verfasser war nämlich sofort nach Hause gegangen. Selbst unbefriedigt von der Leistung und entschlossen, das Stückchen zurückzuziehen, hatte er auf jede wohlwollende Artigkeit verzichtet. Allerdings hat am nächsten Tage der Kronprinz Gelegenheit genommen, ihm über seine Idylle Schmeichelhaftes zu sagen und zwischen Dichtung und Aufführung eine feine Grenze zu ziehen.

Das Eine ist mir durch die Erfahrung klar geworden, daß zwischen Natur und Bühne eine tiefe Kluft besteht, daß die modernen Theaterverhältnisse nicht darnach angethan sind, diese Kluft zu überbrücken, und daß ein Epiker n i e unter die Dramatiker gehen soll, am wenigsten, wenn ein kunstsinniger Prinz eine schöne Prinzessin in's Land führt.

Digitized by Google

Kleine Laube.

Das Amen im Gebete.

Gottlos nannten sie den Herrscher,
Weil er wortkarg stets verweigert
Seines Herzens tiefste Falten
Vor der Neugier zu enthüllen,
Aber, wo es galt den Thaten,
Schritt an's Werk mit Einem Wort
Und kein andres brauchi' er: „Amen!"
Wohl da freute sich die Menge
An den hilfbereiten Dingen,
Wie an einem Schöpfungsakte,
Macht sich Fertiges zu Nutze,
Das man nicht mit Worten herstellt,
Dennoch aber rief sie tadelnd:
„Amen haben wir vernommen,
Aber wo bleibt das Gebete?"
Und der Herrscher hielt's wie immer
Mit dem Schweigen, mit dem Handeln;
Unbekümmert um die Meinung,
Um das Lob, wie um den Tadel
Derer, die von Worten leben.
Als er fühlte nah sein Ende,
Zog er seines Strebens Summe.
Hinterlassend seinen Erben,
Welche das Volk selber waren,
Nebst dem wohlverwehrten Schatze,
Diesen Ausdruck seines Willens:
„Andacht sei Dein Thun vor Allem,
Beten ist Empfinden, Denken,
Doch Dein Thun, die Frucht der Seele,
Ist das Amen im Gebete!"

Ludwig Foglar.

Ganze Männer.

Eine Plauderei.*)

Die Welt ist so groß und die Menschen sind so klein! Schon der Philosoph Diogenes suchte in den Straßen Athens am hellichten Tage mit der Laterne nach einem Menschen, einem wahren, echten, Menschen, und seine Mühe war vergebens. Es gibt Milliarden menschlicher Geschöpfe auf Erden, aber verhältnismäßig wenige treue, uneigennützige Seelen. Bietet es doch schon große Schwierigkeiten für die Armeen physisch gut entwickelte Männer alljährlich in genügender Anzahl aufzutreiben; was Wunder, wenn solche, die das moralische „Maß" — d. h. die Kraft und den Mut, allen Lastern und Leidenschaften zu trotzen — besitzen, selten zu finden sind?

Was macht den Menschen? Doch nicht sein Längenmaß oder seine Kraft? Die bedeutendsten Soldaten unsres Jahrhunderts — Napoleon, Wellington und Moltke — erfreuten und erfreuen sich großen Geistes, aber kleinen Körperwuchses. Man kann sehr schwächlich sein und dabei ein starkes Herz und einen festen Willen zum Guten haben, oder kräftig wie Herkules, und diese edeln Eigenschaften entbehren. Wie oft begegnen wir riesengleichen Personen, zu denen wir staunend aufblicken, ehe wir sie kennen gelernt, von denen wir uns aber bald enttäuscht abwenden, weil wir wahrnehmen, daß in dem schönen Körper ein schwacher, unbedeutender Geist wohnt. Sie haben die vollkommene Gestalt des Menschen, aber die Seele ist bei ihnen ein Gemach mit elastischen Wänden, die sich nach Belieben ausdehnen lassen. Diese Sorte fröhnt gewissenlos ihren Gelüsten, unbekümmert, ob sie ihren Opfern

*) Aus dem trefflichen Buche: „Die Kunst, Mensch zu sein." (Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1887.)

Digitized by Google

oder auch ihren Nächsten dadurch Schmerz bereiten. Männer, welche auf diese Weise ihre Gefühle willkürlich verhärten und ihr Herz versteinern, stehen auf einer niedrigeren Stufe als manche Thiere — z. B. der treue Hund und das edle Pferd — und haben niemals das Recht, sich „Gentleman“ zu nennen, wie sie sich oft genug anmaßen.

Wie oft wird dieses Prädikat falsch angewendet! Man erteilt es ganz unwürdigen Leuten, nur weil Fortuna ihnen gnädig ist, und entzieht es Anderen, die es wirklich verdienen würden, nur weil sie sich keiner Erdengüter erfreuen. Ein beliebter englischer Autor erläuterte das Wort Gentleman wie folgt: „Wodurch macht man sich dieses Ehrentitels würdig? Muß man rechtschaffen, gesinnungstüchtig, tapfer, weise sein und all diese Eigenschaften durch ein gutes Benehmen äußern? Muß ein Gentleman ein guter Sohn, ein treuer Gatte, ein gewissenhafter Vater sein? Muß er ein sittenreines Leben führen? Muß er seine Rechnungen bezahlen? Muß seine Geschmacksrichtung eine edle und sein Lebensziel ein hohes sein? Ja, er muß all das thun und sein und noch verschiedene andere gute Eigenschaften besitzen, wenn er zu jenem Ehrentitel berechtigt sein soll.“

Leider mißversteht man die Bedeutung des Wortes Gentleman zu häufig. Es kann noch dahin kommen, daß sich jeder wirklich rechtliche Mann des aus dem Englischen in fast alle Sprachen übergegangenen Prädikats schämen wird, denn wer läßt sich heute nicht einen Gentleman schimpfen! Da fällt mir eine sehr bezeichnende, wenn auch etwas drastische Anekdote ein. In einem ungarischen Städtchen besorgte ein Knabe Namens Hans die Wegschaffung des „Mistes“. Einmal die Woche fuhr er mit seinem Wagen von Haus zu Haus, laut rufend „Mist, Mist!“ Eines Tages rannte ein übermütiger Schusterjunge vor dem Wagen her und schrie ebenfalls „Mist, Mist!“ Hans sprang ab, faßte den Burschen beim Kragen, schüttelte ihn kräftig und rief ihm verächtlich zu: „Jetzt will schon jeder Lausbub a Mistbub sein!“ Die Menschen vergessen eben, daß jeder Beruf und jeder Titel Verpflichtungen mit sich bringt. Wer sich „Gentleman“ nennt, müßte notgedrungen auch vornehmer Gesinnung sein. Gewöhnlich versteht man aber unter „vornehm“ reich, und doch ist der Reiche nicht immer vornehm und der Vornehme nicht immer reich.

Diese Begriffsverwirrung herrscht nicht nur bei uns; daß sie international ist, mögen zwei Geschichtchen beweisen.

In ärmliche Kleider gehüllt, begab sich einst ein persischer Prinz zu einem Feste. Dort wurde er rücksichtslos hin- und hergeschoben und konnte nicht zur Tafel gelangen. Nach einiger Zeit zog er sich zurück, um bald in seinen kostbarsten Gewändern, mit juwelenbesetzten Schuhen und einem goldgestickten Mantel zu erscheinen. Die Gäste machten ihm ehrerbietig Platz, der Wirt kam ihm entgegen und rief freudig aus: „Willkommen, mein Prinz! Was wünschen Ihre Hoheit zu genießen?“ Als Antwort streckte der Prinz seinen Fuß aus, so daß die Edelsteine blitzten und funkelten, nahm den Mantel von der Schulter, hielt ihn vor sich hin und sagte mit bitterer Ironie: „Willkommen, mein Prinz Mantel, willkommen, mein kostbares Gewand! Was wünschen Ihre Hoheit zu genießen?“ Dann wandte er sich an den erstaunten Wirt und fügte hinzu: „Ich muß meine Kleider fragen, was sie zu essen wünschen, da der freundliche Empfang ausschließlich ihnen gilt.“

Ein im Jahre 1886 verstorbener ungarischer Groß-Bauer, der der reichste Mann in seinem Komitate war, wurde als „höchster“ Steuerzahler natürlich zu allen öffentlichen Festlichkeiten geladen und erschien als Mann von echtem Schrot und Korn stets in seiner gewöhnlichen Tracht. Bei einer bestimmten Gelegenheit jedoch, bei welcher Frackzwang herrschte, wies der Ihürsicher unser Bäuerlein mit dem National-Kostüm zurück. Aergerlich ging er fort, um bald darauf in dem ebenso unschönen wie unkleidsamen Frack zu erscheinen. An der Tafel rächte er sich glänzend. Als nämlich die Braten-

Digitized by Google

sauce herumgereicht wurde, faßte er ostentativ den einen Zipfel des verhaßten Kleidungsstückes und tauchte ihn in die Sauceschüssel mit den Worten: „Du, mein lieber Frack, iß dich doch auch satt, denn eigentlich bist ja nur du eingeladen.“

Der Körper ist ein guter Knecht, aber ein schlechter Herr. Daher muß, wer ein „ganzer Mann“ sein will, die Kraft und Willensstärke haben, den kleinen Versuchungen des Lebens ein energisches „Nein!“ entgegenzurufen. Selbstachtung, Selbsterkenntnis und Selbstbeherrschung verleihen dem Menschen über sich und Andere eine souveräne Macht und stempeln ihn zum wirklichen Manne.

Viele erliegen den Versuchungen der Armut, Andere den nicht geringeren des Reichtums. Der eine haßt seinen Beruf, der andere ist von seiner Häuslichkeit nicht befriedigt. Viele halten das Leben aus anderen Gründen nicht wert, gelebt zu werden. All diese Enttäuschten scheuen eben den Kampf gegen sich selbst, suchen nur die Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens und möchten gern allem Peinlichen aus dem Wege gehen. Der größte Feind des Menschen schlummert in ihm selbst. Nur wer sich selbst bekämpft, ist ein Mann. Ein Mensch im diogenischen Sinne war jener Schotte, den Collyer sagen hörte: „Achtundzwanzig Jahre lang mußte meine Seele bei mir Schildwache stehen, um mein Verlangen nach geistigen Getränken einzudämmen.“ Der Mäßigkeitsapostel Gough erzählte in einem Vortrag: „Ich kenne einen Mann aus den niedrigsten Volksclassen, der beschloß eines Tages, sich das Tabakkauen abzugewöhnen. Er nahm sein Päckchen aus der Tasche, warf es weg und sagte: „Das ist das Ende vom Liede.“ Er hatte sich aber gewaltig geirrt, denn es war erst der Anfang, denn die Macht der Gewohnheit erwies sich als zu groß. Um wenigstens die Kinnbacken in Bewegung zu halten, kaute der Mann alle möglichen unschädlichen Pflanzen, doch das befriedigte ihn auf die Dauer nicht. Eine krankhafte Sehnsucht nach dem Reizmittel erfaßte ihn und er kaufte ein kleines Päckchen Kautabak, um, wenn er es nicht länger aushielte, ein Stückchen davon in den Mund zu nehmen. Als die Versuchung wieder einmal da war, hielt er das Kraut in der Hand und sagte: „Ich liebe dich und ich will dich haben. Bezwingst du mich oder ich dich? Wer ist stärker, ich oder du? Du bist ein Kraut und ich bin ein Mann! Du bist der Satan und ich bin ein Mann! Du schwarzer Teufel, ich werde dich bezwingen, und sollte es mein Leben kosten. Man soll nie wieder von mir sagen: dieser Mann ist einem Dinge unterlegen.“ Sechs Monate hindurch lag er mit der Gewohnheit im bitteren Kampf und — er besiegte sie.“ Wie selten kommen aber solche Fälle vor! Der Weg zur Hölle ist bekanntlich mit guten Vorsätzen gepflastert. Das Ding gewinnt zumeist die Herrschaft über die Menschen, denn sie sind schwach. Dächten doch Alle wie Garfield, der dann erschossene Präsident der Vereinigten Staaten! Als Jüngling erwiderte er auf die Frage, was er werden wolle: „Vor allem muß ich einen Menschen aus mir machen; gelingt mir dies nicht, so wird mir nichts gelingen.“ Dächte Jedermann so, dann wäre die Welt besser beschaffen; wir hätten nur Männer voll Leben und Feuer, die ihre Leidenschaften kraft ihres festen Willens im Zaume halten, im Dienste edler Gefühle die Schönheiten der Natur und Kunst lieben, das Böse haßen und Andere wie sich selbst achten würden.

Im Rathe Gottes.

Ein Märchen von Michl Kröll.

Es war einmal ein Mädchen, es nannte sich ein altes Mädchen, aber das macht nichts, es war doch noch jung, und hieß Stella, was so viel wie Stern bedeutet. Der Name war sehr zutreffend, denn es war wirklich ein Stern, der aus den grauen Wogen der Menschenwelt herausleuchtete.

Stella leuchtete aber nicht nur, sondern erwärmte auch und hätte darum auch Sonne heißen können, oder mindestens

Digitized by Google

Sonnenstrahl. Stella war gar wohl beliebt bei den Menschen, die sie kannten, und war noch mehr beliebt bei dem lieben Gott und seinen Engeln, die sie noch besser kannten.

Stella's besonderer Schutzgeist, der immer um sie her war, hatte sie darum auch ganz besonders lieb, aber er war ein Geschöpf Gottes wie wir Menschenkinder, und darum konnte er auch fehlen wie wir, und Gottes unendliche Weisheit hatte er so wenig ergründet wie wir.

Seine Liebe zu Stella war o! so wohlwollend, aber sie war kurzsichtig wie Menschenliebe. Er trat dereinst vor Gottes Thron und bat den lieben Gott recht inständig — ja hört es nur — er bat ihn, Stella zu sich zu nehmen.

„Mir bangt", sagte er, „um das gute Kind, denn das habe ich schon gesehen, in der Welt unterliegt alles der Veränderung, und eines Tages wird es notwendig sein, Stella'n in die kalte, lieblose Welt hinauszustellen, das gute Mädchen mit dem empfindungsvollen Herzen. Ich dachte wol daran, ob man sie nicht einem Manne geben sollte, aber diese kalten, egoistischen Männer sind wahrlich des herrlichen Geschöpfes nicht wert; auch denken sie viel zu klein, um für den stillen aber unvergänglichen Wert, den Stella in sich trägt, das rechte Verständnis zu haben. Nimm sie zu Dir, o Vater," so bat er, „Du hast keinen lichteren Engel in Deinem Himmel. Ich habe auch schon einen solch schönen Opfertod für das gute Wesen ausgesonnen, der es wol wert ist, sein Leben dafür hinzugeben. Wie in einem Brennpunkte sollen alle ihre Vorzüge darin zur Erscheinung kommen, und ihr Angedenken auf Erden nur der Wiederschein ihrer himmlischen Glorie sein. Vater, laß diesen Tod sie sterben!"

Der liebe Gott hörte ihn zwar geduldig an, konnte aber dennoch seinen Unmuth kaum verbergen. „Ja," sprach er: „ist denn die Welt so reich an Gnaden und Vorzügen, daß ich ein Wesen, das mir nun einmal ganz besonders gelungen ist, allsogleich wieder zu mir nehmen soll? Ich habe Stella'n die Gaben nicht verliehen, damit sie sich nur daran erfreuen soll, sondern daß sie damit der Welt nütze und an meinen Menschen bessere. Den Verzagten soll sie Vertrauen einflößen zu den Menschen und ihrem Schöpfer. Die Kaltherzigen zur Liebe zwingen und der hohlen Eitelkeit ein Beispiel sein, daß äußeres Ansehen und gesellschaftliche Vorzüge nichts bedeuten gegen inneren Wert. Ich weiß es, daß Stella gerade ihrer Vorzüge wegen wird manches leiden müssen, aber das kann mich in meinen Entschlüssen nicht beirren, der ich höhere Zwecke im Auge habe. Es ist Erdenschicksal, das sie erleiden muß. Auch die Fackel verzehrt sich, indem sie leuchtet; soll ich, um die Fackel zu schonen, die armen Wanderer im Dunkeln wandeln lassen?"

Der Engel hörte es und war belehrt.

Nach einiger Zeit trat er wiederum vor Gottes Thron und sagte: „Lieber Vater, Du hast dereinst meiner Bitte nicht nachgegeben und ich preise Deine Weisheit. Verzeihe mir o Vater, daß ich noch einmal Deine Gnade anrufe für meinen Schützling. Die Einrichtungen in der Welt mögen unvollkommen sein, aber die Menschen, die darin leben, müssen sich nun einmal darnach richten. In diesen Einrichtungen ist aber nur wenig Raum für ein Weib, um in's Weite zu wirken. Ich sehe das Weib seinen Beruf am vollkommensten erfüllen, wenn es als Leuchte in einen kleinen Kreis hineingestellt wird, wenn es z. B. als Gattin und Mutter, denen die ihm angehören das Herz erwärmt, und sie zu unwillkürlichen Aposteln schafft, all des Guten und Wahren und Schönen, das in ihm lebt und wirkt. Auch Stella, lieber Vater, wird auf diese Weise am Segensreichsten wirken. Wol sind die Männer zu klein für sie, aber sie wird sie in die reinere Sphäre zu sich hinaufziehen, wird sie größer und besser machen. Lieber Vater, gieb sie einem Manne; aber daß dieser nur nicht böse geartet, daß er nicht unverständig ist. O ich bin so besorgt um das gute Kind, daß Stella nur gut aufgehoben werde!" So schloß er sein bewegtes Gebet.

Digitized by Google

Der liebe Gott antwortete darauf: „Du hast heute sehr vernünftig gesprochen, und hättest Du die letzten Worte noch ausgelassen, dann könnte ich wol glauben, daß Du mich endlich allmälig begreifen lerntest. Diese letzten Worte waren aber sehr menschlich gedacht. Will ich denn Stella'n nur gut aufgehoben wissen? Nein! ich gebe solche Auslese überhaupt nicht als Nahrung, noch weniger zum Genusse — solchen Luxus darf auch ich mir nicht gestatten — sondern nur zur Heilung; und solches Loos wird einem kurzsichtigen Verstande nie begehrenswert erscheinen, das werdet ihr nie gut aufgehoben sein nennen. Ich werde sie auf den Platz stellen, wo sie ihre Vorzüge auch am Besten bethätigen kann, wenn dieser Platz auch Stürmen und Unwettern ausgesetzt ist, und er wird es sein, unglücklich wird sie das nicht machen, im Gegentheile, es wird sie die Wahrnehmung beglücken, daß ich sie nicht nur schön gebildet, sondern sie auch wetterfest gebaut habe.

Ich gedenke sie allerdings einem Manne zu geben, und da erinnere ich mich eines Mannes — ich sehe Dich mit Deinem Haupte schütteln — allerdings ist das Erinnern bei mir nicht wörtlich zu nehmen, denn ich vergesse nichts und Niemanden, wenn Menschen auch manchmal sich von mir vergessen wähnen. Ja ich erinnere mich eines Mannes, der dieses Heilmittels so bedürftig ist, und der es auch würdig wäre, ja sehr würdig . . . . aber es ist heute noch nicht die Zeit, darüber schlüssig zu werden . . . . . Jedenfalls will ich die Angelegenheit im Auge behalten.

Der liebe Gott hatte die Angelegenheit im Auge behalten, und richtig: Gottfried und Stella wurden ein Paar. Ueber Jahr und Tag darauf gab Stella einem herzigen Töchterchen das Leben.

Flugs meldete der Engel sich wieder bei dem lieben Gott, um sich die Gnade zu erbitten, auch das kleine liebe Wesen in seinen besonderen Schutz nehmen zu dürfen. Dabei berichtete er: „Du hast Gnade geübt, Vater, an meinem Schützlinge und mehrfache Gnade, an ihm, dem Du sie zur Lebensgefährtin gegeben hast. Ich bin ja immer um sie und kann es bezeugen, wie vortrefflich sie ihres Amtes waltet.

Sieh nur, was sie aus dem Manne gemacht hat. In ihm, der so ängstlich bestrebt war, sich jeder Freude und jeder Hoffnung abzusperren, hat sie die Freude zum Leben erweckt; sieh nur, mit welcher Lust, mit welchem Eifer er arbeitet, sieh nur, um wie viel mehr Segen auf seiner Arbeit ruht, seitdem sie nicht mehr durch ein verdüstertes Gemüth in ihrer Wirkung beeinträchtigt wird, sieh nur die Stunden alle, die er im müssigen Schmerzbehagen vergrübelte, heute sind sie der segensreichen Arbeit gewidmet; die Erholungsstunden, die er verwendete — o Vater, zürne ihm nicht nachträglich noch, er verstand es nicht besser — um sich zu zerstreuen, heute, heute benützt er sie, um sich zu sammeln.

Es gieng nicht immer glatt und ich belauschte manchen stillen Seufzer, den nur Du, o Vater, hören solltest, und hörte manch, bewegtes Gebet, das sie zu Dir emporrichtete, worin sie Dich um Kraft und um Ausdauer anflehte; aber nie sah ich sie verzagt, nie kleinmüthig werden; die große Aufgabe förderte nur den noch größeren Opfermuth zu Tage. O laß Vater sie so fortwirken und gieb ihrem Wirken so wie bisher Deinen Segen!“ „Amen,“ sagte der liebe Gott.

Das Lied vom Spatzen.

Vom Gebirge schimmert nieder
Neuer Schnee in's kahle Feld,
Rauhe Winde sausen wieder
Durch die müde, müde Welt

Meiner Wohnung gegenüber
Steht ein altes, kleines Haus,
Und ein Schindeldach starrt drüber
In das Wolkengrau hinaus

In dem finstern Erdgeschoße
Haust der Lottocollectant;
Hat an neunzig kleine Lose
Eines jeden Glück gebannt.

Digitized by Google

In des Lottostübchens Enge
Drängt sich früh und drängt sich spat
Die gedankenlose Menge
Um des Glückes Opferstatt.

Alles opfert hier Fortunen,
Von der Gier nach Geld besiegt,
Bis man von den Eiderdunen
Auf die Bettlerstraße fliegt.

In des Daches Fensterlucken
Hat ein Spatz, so gut er's kann,
Um sich vor dem Sturm zu ducken,
Seine Heimstatt aufgethan.

Arm und grau ist sein Gefieder
— Wie ein armer Mann sich trägt —
Und es haben seine Lieder
Keinen Dichter noch bewegt

Armer Spatz! wie bist du klüger,
Und wie besser bist du dran!
Wirst an dir nicht zum Betrüger,
Wie so mancher Menschenmann

Hast ein Körnlein du im Schnabel,
Gibst du's nicht für hundert hin,
Die man dir im Reich der Fabel
Zeigt, bethörend deinen Sinn.

Ja dein Schädel birgt ein feines
Und gesundes Vogelhirn,
Und es hat die Welt des Scheines
Nicht erhitzt noch deine Stirn.

Und wenn doch die Kälte schüttelt,
Und wenn dich der Hunger quält,
Wenn der Sturm am Dache rüttelt,
Als ob's ans wär mit der Welt:

Dir wird nicht die Hoffnung schwinden,
Daß es sich noch anders fügt,
Und es wird dich keiner finden,
Wo Fortuna frech betrügt.

Denn es gibt im Vogelreiche
Nummern nicht und Lottoamt:
Nur der Mensch, der göttergleiche,
Hat dazu sich selbst verdammt

Hans Kronberger.

„Die Rockenreise."

Winterabend-Geschichten aus dem mittleren Böhmerwalde. Von Joh. Peter.

I.

Schön ist des Nordlands Winternacht in dem blendenden, funkelnden und glitzernden Weiß ihrer Schneehülle und Eiskrystalle, in ihrem bestrickenden Zauber des traulichen Lebens am häuslichen Herde. Da finden sich die Menschen am warmen Kamin, bei des heiligen Herdes Gluten, und rufen herbei einen gemütlichen Gast: Stubenpoesie, indem sie Sage, Märchen, Lied und Schwank verweben mit der Winternachtsarbeit, die ja selbst ein Stück Poesie ist. Während der Städter die langen „dunkeln Stunden" im Theater, im Lese- oder Concertsaale, in Vereinsversammlungen und dgl. verbringt, wandert der Bauer im verschneiten Waldgebirge entweder in die Dorfschenke zum schäumenden Gerstensaft, oder er versammelt an seinem Herde eine Anzahl von Bekannten, um sich bei Lied und „Geschichtenerzählen" die „Weilaug" (Langeweile) zu vertreiben.

Beim hellflackernden Lichte des dürren Buchenspans wird geraucht, gescherzt und gelacht, gesponnen und gesungen, erzählt und gearbeitet bis gegen Mitternacht. Draußen brausen zuweilen die Stürme, fallen die Schneeflocken und gefrieren die Wassertropfen zu Eiszapfen — drinnen in der Bauernstube purrt das Feuer, schnurrt das Spinnrad, tönt der Gesang, waltet das häusliche Glück . . .

In meines Vaters Haus, beim „Richter" geheißen, versammelten sich allwöchentlich zweimal die Dorfmädchen und die Dorfmänner, um hier die „Rockenreise" abzuhalten. Mein Großvater, ein alter, gemütlicher Waldbauer, mußte dann immer das junge Völklein mit „Geister- und Ranberg'schichten" unterhalten, bis es den Mädchen „eiskalt über den Rücken lief." Auch der alte „Korlbauer" gab seine gemütlichen Schnurren zum Besten, bis endlich beschlossen wurde, daß jeder Theilnehmer an der „Rockenreise" an einem bestimmten Abende eine Geschichte oder ein Erlebnis erzählen solle, was allerseits mit größter Freude gebilligt wurde.

Es war am Vorabende des zweiten Adventsonntages, als die „Rockenreise" in unserer „großen Stube" ihren Anfang nahm. Die Mädchen saßen mit ihren „Spinnradln" und flachsbeschwerten Rocken an den weißen Wandbänken herum und spannen lustig drauf los. Die Mutter „krampelte" die Wolle und die „Monna"

Digitized by Google

saßen auf der „Ofenbank“, pufften ihre dickbäuchigen Pfeifen und sahen vergnügt das junge Weibervolk an. Endlich sagte der „Korlbauer“ zu meinem Vater: „Richter, i denk, wia fougan heut zan Tazoihn on.“

Alles jubelte diesen Worten Beifall zu.

Der Korlbauer aber fuhr, stolz auf diese Anregung, mit scharfer Betonung fort: „Weil Du in da Gmoa da erschte biſt, so muaßt a heut da erschte im Tazoihn ja. Hou i recht, Monna und Menscha?“

„Jo, da Richter soll onfonga!“ erscholl es sogleich aus dreißig Kehlen. Mein Vater räusperte einige Male, strich sich mit der flachen Hand die Haare aus der Stirne und sah mit seinen guten blauen Augen die Gesellschaft an und begann dann folgendes wahres Erlebnis zum Besten zu geben:

„Als ich noch ein junger „Löffel“ von fünfundzwanzig Jahren war, schickte mich einmal mein Vater nach Kreuzberg ins Bayerische um Schindelnägel. Ich war damals noch ein sorgenfreier Brausewind, der nur seine Freude an Bier, Tanz, Jagd und „Scheibenschießen“ hatte. Meine Alte hielt es wacker mit mir, die zwei ersten Kinder, die wir hatten, blieben der Obhut meiner Mutter anvertraut und mein Vater sorgte für uns alle: wir saßen bei einem Tische, wohnten unter einem Dache und schöpften aus einer Tasche. Mein Vater wollte es so haben und mir war es recht. Daß ich also zurückkomme auf's Bayerische: Es war ein wunderschöner Junimorgen. Der ganze Hochwald glänzte und leuchtete im rothen Scheine der aufgehenden Sonne, der Teufelsbach plauderte mir so fröhlich seinen Morgengruß entgegen und im Grenzwalde schlugen und flöteten die Drosseln und Amseln so süß und weich, daß es einem durch das tiefste Herz gieng und daß man nicht wußte, ob man weinen oder jauchzen sollte. Und dabei war es ringsum so kirchenstill, nur die alten Buchen und Fichten rauschten leise, wahrscheinlich flüsterten sie dem lieben Herrgott ihr Morgengebet entgegen, der in früher Morgenstunde durch den Wald gehen soll . . .

In dieser heiligen Stille wandelte ich dem Walddorfe Finsteran zu, wo ich beim „Tonzer“ die erste „Maß“ trank, die mir auch vortrefflich mundete. Als ich so stillvergnügt auf dem Buchenstuhle saß und mir just eine Bayerische anzündete, trat in die geräumige Wirtsstube ein riesiger „Schandarm“ ein. Dieser musterte mich mit verdächtigen Blicken von Kopf bis zu den Füßen und vorzüglich heftete er sein Auge auf meinen blautuchenen Quäcker, der mich vornehm kleidete. Jetzt setzte er sich mir gegenüber an den Tisch, ließ sich eine „Halbe“ einschenken und sah mich mit durchdringenden Blicken an. Zeitweilig blinzelte er auf meinen Dolchstock hin, der im Tischwinkel lehnte, dessen Gebrauch zwar verboten war, der aber dennoch als natürliche Schutzwaffe gegen den „bayerischen Hiasl“ getragen wurde, der in damaliger Zeit unsere Gegend unsicher machte.

Ich wurde jetzt „harb“, weil mich diese Landwacht gar so beleidigend fixirte. Um ihm zu zeigen, daß ich kein so von der Straße Hergelaufener sei, begehrte ich noch eine zweite Maß und warf die klingende Münze dafür stolz und nachlässig auf den Tisch, daß sie herum kugelte. Kaum aber öffnete ich meinen Geldbeutel, so erhob sich der Spion und sah mir neugierig hinein, und als er entdeckte, daß er voll blinkender Silbergroschen und alter Zwanziger war, machte er ein langes Gesicht, strich sich seinen „Schnurrer“ und brummte behaglich in seinen Bart. Dann erhob er sich, zahlte seine Zeche und entfernte sich rasch, nachdem er noch bei der Thüre einen vielsagenden Blick auf mich geworfen hatte.

„Glaubst mia's, Köppei*),“ sagte jetzt der alte „Tonzer“ schmunzelnd zu mir, „dea Schandam hält di fürn boarisch'n Hiasl?“

Mir lief es eiskalt über den Rücken, denn jetzt ward mir das seltsame Gebahren dieses Menschen mit einem Male klar.

*) Der dorfübliche Name meines Vaters.

Digitized by Google

„Hoſt dau Reiſepoß ba dia?“ fragte der Wirt jetzt wieder.

Ich mußte verneinen. Mir war das völlig neu, daß man auf einmal einen Paß haben ſollte, wenn man in das eine halbe Stunde von uns entfernte „Bayeriſche“ gehen wollte. Der „Tonzer, aber machte eine ſehr bedenkliche Miene, ſagte dreimal „hm, hm!“ und fuchtelte mit den Händen in der Luft herum, dabei ſprechend: „Hör, Köppei, do kehr um und geh ſchnurgrod hoam, wenn da nix Menſchlichs paſſiern ſoll. Unſa Londg'richt in da Freyung valongt von allen Roafaundn den Poß zwegn des boariſchen Hiaſls, dea iatzt gor a wengal z'keck wird und ſich juſtament net fonga loßt. A niada (jeder), dea ſich net ausweiſn kann, wird arretirt und im Loudgricht ſo long einkaſt'lt, bis er nochweiſn kann, daß er net der Hiaſl is. Dea Schandam hoit di — den Kopf wett i drauf! — fürn Hiaſl, und gib acht, du kriagſt es heut noch mit dem vaflnachtn Hoiſakra z'thoan!“

Das war verblüffend.

Doch die übermüthige Jugend ſetzt ſich ſchnell über ſolche Bedenken hinweg; ich überlegte nicht lange, ſondern ſetzte meine Wanderung frohgemuth fort. Als ich hinter Heinrichsbrunn in den finſtern Wald trat, ſperrte mir plötzlich die rieſige Geſtalt des „Schandarms“ den Weg.

„Wohin?“ donnerte er mir entgegen.

„Nach Krenzberg!“ lautete meine Loſung.

„Woher?“

„Von Buchwald im Böhmiſchen!“

„Paß heraus!“

„Habe keinen —“

„Kann nicht helfen, muß arretiren!“

Jetzt wurde mir angſt und bange und in dieſem Seelenzuſtande verlegte ich mich auf's Bitten.

„Ganz die Manier des bayeriſchen Hiaſls,“ donnerte er mich wieder an. „Laß mich aber nicht täuſchen!“

„Aber ich bin ja der Köppei aus Buchwald, der Sohn des Dorfrichters . .“ hatte ich zu bemerken.

„Schweigen und vorwärts!“

Ich ſah ein, daß hier nichts zu machen ſei und ergab mich willig in mein Schickſal.

„Was ſoll der Dolchſtock hier?“ fragte er jetzt grob, dabei meinen Lieblingsſtock an ſich ziehend.

„Damit will ich den bayeriſchen Hiaſl tot machen, wenn er ſich an mich herauwagen ſollte.“

„Her da!“ ſagte er jetzt barſch, legte mir die Ketten um die Hände und trieb mich wie einen verkauften Ochſen vor ſich her. Einen Troſt aber gab er mir doch in meiner verzweifelten Lage: Ich ſollte allſogleich freigelaſſen werden, ſobald mich unterwegs jemand erkennen ſollte. Und Bekannte hatte ich ja genug in Bayern!

So gieng es nun durch die Mant in echtem Verbrecherſchritt. Jedes Kind, jedes Haus glotzte ich an, ob mich denn niemand erkenne? Vergebliche Mühe! Alles gaffte mir mit aufgeriſſenem Munde nach und lachte über mein Schickſal. Ich wollte im Wirtshaus einkehren; der Wirt mußte mich erkennen, weil ich auf ſeinem Tanzboden oftmals den Burſchen „aufgeſpielt“ hatte. Der „Schandarm“ aber hielt das für eine der originellen Liſten des bayeriſchen Hiaſls und vermuthete in der Waldſchenke die getreuen Räuber ſeiner „Bande“, die ihm jedenfalls zur Flucht verholfen hätten.

„Unterwegs! habe ich geſagt“, brummte er mich an. Und mit ſeinem donnernden „Vorwärts!“ trieb er mich zu erneutem Schritte an.

So erreichten wir die Zwölfhäuſer. Dort lebte der „Brunngrober-Michl“, der uns im vergangenen Herbſt den Brunnen gegraben hatte. Zum Glücke dengelte dieſer Goldmann gerade ſeine Senſe vor dem Hauſe, denn es war die Zeit des „Hengens“.

Als wir an ſeiner Hauswieſe vorüber giengen, erhob er den mit einem breiten Strohhut bedeckten Kopf und ſah uns prüfend an. Dann ſprang er mit dem Dengelhammer in die Höhe und ſchrie aus Leibeskräften: „Himmel-Hoi-Sakrament! Köppei, wos hoſt denn ougtoit, daß Du wia-r-a Vabrecha arretirt wirſt?“

Mir fiel ein Stein vom Herzen, denn

Digitized by Google

ich ward unterwegs erkannt. Lächelnd antwortete ich: „Der Herr Schandarm da hält mich für'n bayerischen Hiasl!“

„Oho! Beim Erzengel Michael! Herr Schandarm, dos is a erstunkene Lug; dos is jo der Köppei von Buachat, a ehrlicha, ongesehana Mann! I, da Brunngrober-Michl, setz den Kopf drauf! Den müaßt's af da Stoi frei loss'n!“

Der Gendarm beeilte sich, mich der Ketten zu entledigen und sagte in verbindlichem Tone zu mir: „Ist schon gut, Sie sind frei!“

Ich aber schüttelte dem wackeren Brunnengräber die Hand, begab mich mit ihm in's Wirtshaus, wo wir einen steinernen Maßkrug leerten. Dann setzte ich meinen Weg fort und kam unbehelligt nach Kreuzberg und nach Buchwald zurück, wo ich dem lieben Herrgott herzlichst dankte dafür, daß er mich aus der großen Gefahr rettete. Mein Lebtag vergesse ich dieses Erlebnis nicht, das hiermit als meine Geschichte erzählt sein soll . . .“

* * *

Der Vater schwieg, Alles schüttelte ernst die Köpfe und der alte Korlbauer meinte: „Domois (damals) hätt i net in deina Haut stecka wolln!“ Und alle stimmten ihm zu. Nachdem noch beschlossen wurde, daß nächstens die Reihe des Erzählens am Korlbauer sei, begab man sich, allseits eine gute Nacht wünschend, singend und plaudernd nach Hause.

Und woant nit mehr und locht nit mehr.

Stirbb gach da liabsti Mensch hinaus:
I erst schreit ma laut, daß s gellt in Haus;
Aft woant ma still, sa long as lind
Da kühli Brun von Augnan rinnt.
Aft geht ma star und stumm daher,
Und woant nit mehr und locht nit mehr.
Und's Herz is gspirt mit Gschloß und Bond,
Da Schlüssl ligg in Gottes Hond

R.

Arme Seelen.

In einer geistreichen Gesellschaft war's, als zu mir, der ich abseits saß, ein junger Mann trat und mich um eine Lektüre ersuchte. Er wisse, daß ich viele Bücher zugeschickt bekomme. — Mit wahrem Vergnügen, ich habe allerlei treffliche Bücher. Er wolle aber nichts Gutes, gestand er in rührender Naivetät, er bitte mich um das Unbedeutendste und Schlechteste, was in neuester Zeit erschienen sei, er wolle sich mit seinen Freunden an dem Jämmerlichen und unfreiwillig Komischen ergötzen. Da mag ich den sonderbaren Heiligen einmal angeglotzt haben. Einer, der das Langweiligste sucht, um sich damit zu unterhalten, Einer, der an dem Unbedeutendsten, an Dilettantenarbeiten und Pfuschwerken mehr Freude hat als an den Meisterstücken auserlesener Geister! — Ob er nicht auch im Wirtshaus sich den schlechtesten Wein reichen ließe, um sich darüber lustig zu machen? fragte ich den jungen Mann. — Wie sich manche Leute doch selbst so bitter Feind sein können!

Nun aber verwundere ich mich, daß ich mich über den jungen Mann verwunderte. Solche Leute gibt es heute ja allenthalben. Gerade in der Literatur. Das Nichtige wird begehrt, und gerade darum, weil es nichtig ist. Vortreffliche Erscheinungen werden von Recensenten ignorirt, weil es langweilig und widerlich ist, anzuerkennen. Das Armselige und Lächerliche wird besprochen, weil es angenehm ist, den Richter zu spielen, weil es ein Bedürfniß in unserer Zeit ist, zu schimpfen zu lästern und zu höhnen. Mancher arme Autor, wenn er wüßte, warum sein Buch gekauft wird! Es gibt „Kritiker,“ die nicht einen Schinderling für bedeutende Werke ausgeben möchten, aber elende Machwerke — falls sie nicht als Recensionsexemplare geschickt werden — um gutes Geld kaufen, bloß um sie zu verreißen. Solche kennen ihr Lichtlein nur zu gut, um es nicht vor der Sonne, sondern nur über Fäulniss-Phosphorglanz aufzustellen.

Es ist im Allgemeinen so: das leichtfertige und boshafte Urtheilen über fremde Personen und Werke richtet auf der Welt weit mehr Unheil an, als alle Raubanfälle und Diebstähle. Ein hungriger Junge,

Digitized by Google

der dem Bäcker eine Semmel stiehlt, wird eingesperrt, der unwillige Zerstörer von Ehre und Familienglück geht heil aus. In der Literatur ist solche Gefahr nicht so groß, aber schlimm genug, wenn das Spotten und Lästern des Recensenten dem wertlosen Buche eine unfreiwillige Reklame wird.

Man würde sich viel heimischer fühlen auf dieser Welt, wenn man für die guten Seiten der Mitlebenden nicht absichtlich das Auge verschließen wollte; würden wir an ihnen diese so scharf sehen als die schlimmen, es gäbe weit mehr bessere und glücklichere Menschen auf der Erde. Oft habe ich darüber nachgedacht, worin denn der Grund liegen mag, daß die Leute einander so gerne schlecht machen. Und ich bin zu dem Schluß gekommen, daß Solches weniger aus Bosheit, denn aus Eitelkeit geschieht. Im Charakter und im Können hochstehende Menschen werden nicht leicht über Andere zwecklos abfällig urtheilen; hingegen Solche, die selber auf dem tiefen Niveau des Gewöhnlichen und Armseligen stehen und doch auch das Bedürfnis haben, etwas Besonderes zu sein. Solche müssen ihre Umgebung noch niedriger und armseliger zu machen trachten, damit sie selber hervorragen. Darum wird mit der Zunge oder mit der Feder Alles niedergestochen, was sich etwa erdreisten möchte, zur Höhe zu streben und an Sein oder Ihun den nachbarlichen Tropf zu überragen. Bei den Recensenten trifft das besonders zu, und wenn Einer selbst nichts kann, so hat er's eilig, zu zeigen, daß Andere auch nichts können, damit nicht etwa er als Taugenichts allein dastehe.

Es gibt genug Leute, die nach schlechter und niedriger Lektüre greifen, weil ihnen dieselbe näher steht als edle Werke, weil sie sich mit derselben wirklich unterhalten und vielleicht sogar in gewissem Sinne erbauen. Diese lasse ich seitab, ich meine hier jene Käuze, die nach armseligen literarischen Machwerken greifen, weil sie das Schlechte und Verpfuschte an denselben sehen und sich darüber freuen. Man sollte es ja nicht glauben, daß es auch solche arme Seelen gibt, aber es gibt deren, und wenn ich sie vergleichen wollte mit jener Art von Käfern und Fliegen — doch nein, der Vergleich wäre zu beleidigend, weil er zu treffend ist.

Wahr bleibt das: Das sittliche und geistige Unvermögen der Menschen ist die Hauptursache ihrer Unduldsamkeit, ihrer Spott- und Verläumdungssucht. Und so eine arme Seele kann sagen: Die Fehler Anderer sind meine Tugenden.

R.

A klains Gschichtl.

In der Egerländer Mundart erzählt von G. M. Dümmler.*)

Nali, 's waa(r) zan Gebetläutn, ligh i am Fenza u rauch ma Pfeiffn, dan häi r i drüwan ban Gartnzaun(n) af aamal a Greina u a Gamman, daß si a Staa(n) häit dabarma kinna. Wos schölli's denn dan gebm, denk a ma, schan n hurch stad wöi a Mäusl.

Draf häia i a Weiwatsstimm riadn: „Mit afghnama Händn bitt i Di, Lippl, lan mi niat sitzn! Siah, wöi hanst Du's datriebm, wos hanst gredt u vasprochn, bis i Dia afgmacht ho sell Naacht, — um Gotteswilln, bi niat schlecht, Lippl! I ho kain Menschn in da weitn Welt, dea mit mia Mitleid haut, jeda Ihüa r is füa mi zou, wennst mi Du vastäßt. Wöi oft hanst ma a gonta Maining vüaghaltn u Da(n) Ehrlichkeit baschwoan, daß D mi haian wüllst jna bal s Trai van Fellan is."

U wieda greint's zan Dabarma.

„Owa bi do amal gscheid", häia r i wieda a reat bakanta Maanadsstimm draf, „dös Ghäi(n) hülft öitza do nex mäiha. I sogh ja niat, da r i Di vastanffn will! — Siah, Kattrl, morgn wiad mia ma Erbschaft aszohlt, i pack ma affa r a Mühl dan in da Gnächt u nimm Di mit sammt Dein Kind za mia. Nea Aius thou i mia asbadinga, dös, daß D kain Menschn wos sagst, da r i — nu, Du darathst scho(n) wöi i

*) „Gahalandrisch's" Schwank und Schnaugn von Hans N. Krauß und G. M. Dümml. (Eger. u. E. Witz. 1887).

Digitized by Google

main. Siahst, i brauch holt Aina mit Gold, u Du brauchst nea an Gscheidn z macha, nauchha wiast mit mia scho(n) zfri'n sa(n)." — —

Ei, denk i, dös is gwiß da Müllas-Lippl va danid, wal a var a „Erbschaft" u van „Mühlpacha" redt. Scaht's amal hea, dean Duckmausa! — — — —

Iu ra paa Jögn draf thoun ma s Grummad a(n)fah(r)n. S Meist waa wuhl scho(n) dahaim, owa drinwan dan Säi hobm ma nu a Foidal liegn ghatt. Mia hobm si tummelt wöi da Dunna.

Dan schreit af aamal da grauß Bou: „Jessas, Vana, dan liegt Aina r in Wassa!"

„Siah loiwa da ma förti wean, äih uns da Reng dawischt", zank i u Boum nu as.

Wöi a owa zwaa-, dramal röifft, gäih i denna ümmi u — grod donta, wans sua gana töif aini gäiht, siah r i a bloutgungs Maidl drinna liegn. S haut kain Mucka mäiha thun(n). I drah's mit'n Rechn üm u schau's han Gsicht — „Herrgott", röiff i daschrocku, dös is ja s Kattrl, mei(n) Gvattan sa(n) Er-Enkerl!"

D.

Bücher.

Eine Heimstätte. Roman von F. v. Fritsch. (Leipzig. Friedrich. 1888.)

Es nimmt eine krankhafte, vielfach zum Zerrbild und zur Unnatur entartende Leidenschaftlichkeit in unserer Romanliteratur überhand, welche im Allgemeinen nach dem Geschmacke unserer hysterisch und nervös überreizten Mädchen und Frauen sein mag. Aber wollen nicht auch Frauen von ruhigerem und gesünderem Blute, deren es gewiß noch so manche gibt, sich lesend ergötzen, ohne in einen Wirbel von sinnlich aufregenden und widerwärtigen Phantastereien hineingerissen zu werden? Zu den belletristischen Leistungen, welche diesem Bedürfnis genügen, zählt der vorliegende Roman einer auch dramatisch thätigen Grazer Schriftstellerin. Nächst der maßvollen Darstellungsweise ist ein hervorzuhebender Vorzug desselben der humane Zweck, den die Verfasserin dabei verfolgte und den sie in der Vorrede andeutet. Es gibt Kinder im Getümmel der Welt, welche keine Eltern haben, nicht einmal todte, an deren Grabe sie beten könnten — Kinder, welche ihren Vater, ihre Mutter nicht kennen, nicht kennen dürfen, weil ihre Herkunft, Standesvorurtheilen zu Liebe, geheim gehalten werden muß. Den Lebenslauf eines solchen heranwachsenden Kindes, eines Mädchens, schildert die Verfasserin der „Heimstätte." Sie schildert uns die ohne Heimstätte in der Welt Umhergestoßene. Auch die in Fällen solcher Art sich ergebende Möglichkeit einer verhängnisvollen Liebe zwischen Geschwistern, die sich nicht als solche kennen, spielt in dem Roman eine Rolle, wird aber, wie alles Uebrige, nicht zu starken und tragischen Conflikten ausgenützt, sondern entwickelt sich in der maßvollen, ruhigen Weise, die ich schon als eine charakteristische Eigenschaft dieser Erzählung bezeichnet habe. So viel vom Stofflichen dieser literarischen Erscheinung. Wie verhält es sich nun mit der poetischen Form, mit dem ästhetischen Wert derselben? Was diesen Punkt anlangt, halte ich es zur Empfehlung des Buches für das Geeignetste, auf andere kritische Stimmen zu verweisen, auf den Artikel z. B., mit welchem die Grazer „Tagespost" den Roman der Frau v. Fritsch der allgemeinen Aufmerksamkeit zu empfehlen sich beeilt hat. Was braucht es nach all dem mehr, um das Publikum zu bewegen, daß es hingehe und diesen Roman kaufe und lese?

R. Hg.

Neue Gedichte.

Brockenteufel. Ein Harzlied von Wilh. Röseler. Berlin 1887, (Freund und Jeckel.) — **Penlidia.** Eine Dichtung von Ludwig Anders. (Frankfurt a. O., P. Waldmann's Verlag.) — **Der junge Goldschmied.** Dichtung von Carl Ernst Altena (Berlin 1887, Wilhelm Friedrich Nachfolger.) — **Kahlweide.** Gedicht von Helmer vom Elm. (Wolfenbüttel, Jul. Zwißler.) — **Menschenlieder.** Von Adalbert von Hanstein (Berlin 1987, C. F. Conrad.) — **Im Rauschen der Eichen.** Deutsche Lieder von Franz Tiefenbacher. (G. Forostiin Villach.) — **Asteroiden.** Von Rud. Feil. Prochazka (Leon Elm). (Prag 1887, Heinr. Mercy.)

Obwohl die Mehrzahl der uns heute zur Besprechung vorliegenden Gedichte der epischen Gattung angehört, deckt doch keines diese Kunstform ganz oder reicht auch nur dem Inhalte nach an diese Kunstform hinan. Wir müssen von einem strengen Maßstabe hier wohl absehen und da wollen uns die Brockenteufel von Wilh. Röseler, dem der deutsche Büchermarkt schon einige hübsche Bücher verdankt, am meisten anmuthen. Sie sind in guten, wohlklingenden Versen, sozusagen in einem Zuge, geschrieben und stellenweise dramatisch belebt. Wenn man die Personen vom sagenhaften Grunde loslösen und als Charaktere betrachten wollte, müßte man allerdings die Motivirung sehr dürftig finden — doch wir wollen das Gedicht nur für das nehmen, für das es der Verfasser auch ausgibt, für eine Sage, die Ilsen-Sage, und können es als solche

Digitized by Google

auf das Beste als Lectüre empfehlen. — Weniger gefällt uns Ventidia von Ludw. Anders. Diese Dichtung führt uns nach Rom zur Zeit der Christenverfolgung unter Nero. Wir fanden Einzelheiten, die spannend, ja packend wirken, andere, die uns allzu kraß dünchten — das Ganze scheint uns jedoch in der Anlage verfehlt, denn da es das Christenthum gewissermaßen im Gegensatze zum Heidenthum glorificiert, sollte es nicht des versöhnenden Elementes entrathen. Die dichterische Sprache ist nicht immer auch gewandt und correct — Unbedeutend dem Inhalte und der Form nach ist Der junge Goldschmied von C. E. Attena. Es träumte dem Dichter am Ufer des Rheins die ganze Geschichte vom jungen Goldschmied, und dieser Umstand mag Vieles entschuldigen. Einige nicht üble Bilder lassen immerhin dichterische Begabung erkennen, z. B. Der Abschied der untergehenden Sonne vom Rhein:

„Und küßt scheidend einmal noch
Das bange Wellenkind,
Darob die Fluthen schamhaft, doch
Beglückt, erröthet sind."

Den Uebergang von der epischen zur lyrischen Dichtung bildet Kahlweide von Helmer vom Elm. „Hervor, du Denkmal der Vergangenheit!" ruft der Verfasser und spannt unsere Erwartung bedenklich hoch. Dann hebt er an:

„Mein Glück ist aus — ich muß von dannen,
Aus weichen Armen, aus lachenden Fluren —"

Denn er wurde, wie er uns vertraulich mittheilt, nachdem er uns längere Zeit zum Besten gehabt, aus der Residenz zu eines „Assessors Soulagierung — mit Diäten" nach Kahlweide transferiert. Dort langweilt er sich und den Leser einige Druckbogen lang und legt einen wahren Galgenhumor an den Tag, der ihn zu einer Strophe mit folgenden Reimen verleitet: „— personieren — generen — proclamieren — alarmieren — agieren — instigieren — kritisieren." — „Was nun?" Diese Aufschrift gibt der Verfasser dem zweiten und besseren, weil kürzeren Theile des Buches und kommt weiters resolut zu diesem Schlusse:

„Euch anvertrau ich dieses Widerhallen
Des Gottesrufs aus meinem Erdenwallen."

Auch wir könnten nun schließen, können aber doch nicht umhin, um dem Dichter auch ganz gerecht zu werden, auszuplaudern, daß er „stets nach Wirklichem gerungen" hat, so daß er „jetzt wirklicher Geheimrath" ist. Nun — wir gratulieren! Jetzt werden auch die geistreichen Sentenzen, als: „was Dich hier schweigend anspricht" (schweigend sprechen kann nur ein Geheimrath), „fordert Schweigen!" und die netten Perfecta: „funden" und „wiederfunden" erklärlich, wozu sich kein gewöhnlicher Poet bekennen dürfte. Aber am Ende narrt er uns, und während wir vor der Excellenz ehrfürchtig ersterben, ist er gar kein Geheimrath, ja — genug, nachstehende Verse gereichen jedem Verfasser oder jeder Verfasserin wegen der ungeschminkten, in ihnen enthaltenen Wahrheit zur Ehre:

„O Langweil von Kahlweide,
Wie bist Du so exquisich!"

Die Menschenlieder von Ad. v Hanstein sind gedankenreich. Die Schreibart ist durchweg edel und poetisch. Doch will uns scheinen, die Gedichte seien mehr erdacht als empfunden, mehr reflectierend als lyrisch, und der Verfasser sei mehr Philosoph als Dichter. Einzelne Gedichte sollen nicht für sich allein beurtheilt werden, sie wollen nur Bruchstücke sein, zusammengehalten durch gemeinsame Gedanken — diese ganz treffende Bemerkung des Verfassers überhebt uns einer kritischen Beurtheilung des Inhaltes mancher Gedichte. Der warme Patriotismus, der aus den Deutschen Liedern von Franz Tiefenbacher spricht, läßt so manche Formmängel übersehen. Wir wollen es dem Dichter auf das Wort glauben, daß er für Freiheit und Deutschthum begeistert ist, obwohl uns die Wiederkehr dieser Worte in fast jedem Gedichte verleiten könnte, sie für bloße Schlagwörter zu halten. Wir wünschen dem Büchlein eine recht große Verbreitung, umsomehr, als der Ertrag einem wohlthätigen Zwecke gewidmet ist. — Der noch junge Verfasser der Asteroiden hat eine vielversprechende Zukunft vor sich, denn, wie uns der Literatur-Kalender belehrt, ist er nicht nur Lyriker, sondern auch Novellist, Componist und Jurist, und wie uns der Titel seines Buches sagt, auch noch Astronom. Allerdings müssen wir wünschen, er sei ein tüchtigerer Jurist als Astronom, denn was er Asteroiden nennt, sind nichts weniger als Sterne im Planetensysteme der Lyrik. Wir wollen dem Verfasser im Ganzen dichterische Begabung nicht absprechen, Einzelnes, wie das Gedicht an die Freundschaft, ist ganz hübsch — aber das Meiste der Sammlung ist herzlich — unbedeutend.

— tt —

Kommet zu mir! Bilder aus dem Leben des Heilandes. Festgabe für christliche Familien von Heinrich Hofmann. (Breslau, J. J. Wiskott.)

Eine Sammlung von dreizehn entzückend schönen Bildern, welche in der Manier ihrer Darstellung dem Auge wie die allerfeinsten Bleistiftzeichnungen erscheinen. Wir wünschten nur, unseren Lesern zur Probe etwa die Bilder „Die drei Weisen aus dem Morgenlande," „Auferweckung des Jünglings zu Naim," oder „Die Ehebrecherin vor Christo" bieten zu können. Das allerschönste Bild der Sammlung dünkt uns die „Flucht nach Egypten" zu sein. Die Weihe und Anmuth, welche in diesem Bilde liegt, ist ganz unbeschreiblich. Es ist ja die herkömmliche Anordnung: Josef führt in der Wüste den Esel, auf welchem Maria mit dem Kinde sitzt. Aber wie viele Innigkeit und Liebreiz liegt in dieser Maria, an welche sich das Kind schmiegt! Und kann etwas Rührenderes und Ergreifenderes kann es geben in der christlichen Kunst, als das holde, treuherzige, leidende und sanftergebene Angesichtlein dieses

Digitized by Google

Jesukindleins. Von besonderem Interesse ist auch das „Heilige Abendmahl," und zwar seiner eigenartigen Auffassung wegen, die von den herkömmlichen Darstellungen ganz abweicht. Für Freunde religiöser Bilder kann es wohl kaum ein schöneres Festgeschenk geben als Hofmann's „Kommet zu mir." R.

Friedefinchens Lebenslauf. Niedersächsische Walddorfgeschichte von Heinrich Sohnren. Verlag von H. Bacmeister. (Bernburg und Leipzig.)

Heinrich Sohnrey hat sich durch seine Dorfgeschichte „Hutte und Schloß" als Jugend- und Volksschriftsteller eingeführt. In „Friedefinchens Lebenslauf" hat er uns wieder eine treffliche Gabe gespendet. Es wird uns darin erzählt, wie des biederen Lindemanns Friedefinchen aus Hilgenthal eine mit Freud und Leid durchwobene Jugendzeit in seiner Dorfheimat verlebt und dann als Magd in der Fremde sein Schicksal mit erfüllen hilft. Sohnrey besitzt einen allerliebsten Erzählerton, daneben viel Phantasie und ein tiefes Gemuth. Schön sind im ersten Theile die Kapitel: Die Hexe, Pfingstkuchenbacken, Kommt man aus der Noth, so kommt der bittre Tod ꝛc. Scharf, aber nicht schroff sind die Charaktere gezeichnet, die psychologische Durchführung ist gelungen. Eine tiefe Religiosität weht durch das ganze Buch und wirkt erziehlich und veredelnd. Der Verfasser kennt das Volksleben in all seinen Schattierungen, und ich wette, daß ihm zu jeder Figur irgend eine bekannte Dorftype direct als Modell gesessen hat. Das deutsche Volksleben ist ja fast überall gleich! Der eigentliche Schwerpunkt, d. h. der sittliche Zweck, liegt im zweiten Theile des Buches. Da wirft der Verfasser scharfe Streiflichter auf das oft traurige Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienstboten. Nur selten sind die „Grundhofleute" zu finden, bei denen das Gesinde zur Familie gezählt wird. Das hartherzige Dorfprozentthum, welches es nicht gestattet, daß sich Ludwig Holzhofer, Friedefinchens Bräutigam, im Dorfe seßhaft macht und sich aus Verzweiflung den Tod gibt, ist im letzten Capitel mit bitterer Satire gezeichnet. Friedefinchen, dieses Mädchen-Ideal, erträgt alle Schicksalschläge im unwandelbaren Vertrauen auf Gott; ihre Devise ist: „Man muß den Mai nehmen, wie er kommt!"

Philo vom Walde.

Wie die Gulendorfer reich wurden. Eine Geschichte aus dem Volke von Leo E. Přibyl. (Selbstverlag des Verfassers. In Commission bei W. Frick, k. k. Hofbuchhandlung in Wien.)

Die deutsche Literatur hat bekanntlich in Zschokke's „Goldmacherdorf" ein ausgezeichnetes Werkchen, das noch immer allen ähnlichen Publicationen über die Verbesserung der Bewirtschaftungsart des Kleingrundbesitzes als Vorbild dienen mag. Trotz seiner Vorzüge kann aber nicht geleugnet werden, daß Zschokke's Goldmacherdorf angesichts der großen Fortschritte der letzten Decennien und des allmählich zur Geltung gelangenden Principes der Association veraltet ist. Dr. Leo E Přibyl, ein durchaus berufener Autor, sucht nun im vorliegenden Buche die Vorzüge des Zschokke'schen Vorbildes mit den neuen Errungenschaften auf landwirtschaftlichem Gebiete und der Association zu vereinen. Daß dies im vollsten Maße gelungen sei, möge der Erfolg des Buches lehren, dem wir die weiteste Verbreitung unter der Landbevölkerung in deren eigenem Interesse lebhaft wünschen müssen. Das Buch belehrt, indem es unterhält.

— tt —

„Eghalandkrisch's." Schwank und Sinange von Hans N. Krauß und G. N. Dümml. (Eger. A. E. Witz 1887.)

Der Vorzug dieser prächtigen Sammlung liegt besonders in der Form. Der Volkston im Allgemeinen und die Egerländer Mundart im Besondern ist ausgezeichnet getroffen. Man weiß nicht recht, welchen von den beiden Autoren man den Vorzug geben soll; während Krauß sich etwas breiter und behäbiger gibt, scheint Dümml für Gedrängteres und Zugespitztes Vorliebe zu haben. Wir wählen als gute Probe von Letzterem das Stück: „A klains Gschichtl," welches an anderer Stelle dieser Zeitschrift mitgetheilt wird. R.

Gedichte von Alexander Petöfi. In deutschen Nachdichtungen herausgegeben von Alfred Teniers, Halle a. d. Saale. Otto Hendel.

Alfred Teniers hat mit feinstem kritischem Geschmacke nicht nur das Beste aus den Werken bisheriger hervorragender Petöfi-Uebersetzer auszuwählen und zu einem charakteristischen Ganzen zu vereinigen verstanden und das Gebiet der Petöfi-Uebersetzung mit einer Anzahl eigener Uebertragungen von Gedichten des genialen Autors auf das Rühmlichste bereichert. Wir begegnen in dem vorliegenden Werke nebst den Uebersetzungen Teniers solchen aus der Feder namhafter Dichter und berufenster Uebersetzer wie Karl Beck, Adolf Dux, Ludw. Ritt. v Böczy, Moriz Hartmann, Karl Max, Kertbeny, Heinrich Leuthold, Moriz Ludasin, Alfred Meißner, Ladislaus Neugebauer, Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy und vieler anderer. Der Herausgeber hat mit oftmals größter Mühe und stupendem Fleiße vielfach ihm nur allein zu Gebote stehende Quellen sich zu erschließen und solche zu benützen gewußt, so z. B. das nur in Handschrift erhaltene Gedicht „Es bleibt das Recht der Blume unbenommen" des leider so frühzeitig verstorbenen hochtalentierten Petöfi-Uebersetzers Arnold Zilty, dessen gesammter literarischer Nachlaß, bis auf das eine bezeichnete Gedicht, von unkundigen Händen der Vernichtung preisgegeben wurde, und manches ähnliche mehr, und erscheint eine beträchtliche Anzahl

Digitized by Google

der in dem Buche veröffentlichten Gedichte überhaupt zum erstenmale in deutsches Idiom übertragen. Das den Gedichten vorangehende Lebensbild Petöfi's aus der Feder des Herausgebers wirft, natürlich innerhalb des Rahmens seiner Aufgabe, oftmals frappierend helle Schlaglichter über die gesammten socialen und gesellschaftlichen Verhältnisse Ungarns aus der vormärzlichen Epoche, aus dem großen Ringen des Ringens und Hastens aller Völker nach Licht und Freiheit. Als Probe der Uebersetzungen die folgenden Gedichte:

Weil ein Vöglein drauf flog . . . .

Weil ein Vöglein drauf flog,
Daeum zittert der Strauch.
Weil zu Dir es mich zog,
Drum zittre ich auch;
Weil zu Dir es mich zog.
Mein Täubchen, mein' Seel –
Zu Dir, die der Welt
Kostbarstes Juwel.

Weil die Donau so voll,
Strömet über sie auch,
Und mein Herz klopft wie toll
In sehnsüchtigem Hauch.
Ob Du, Liebchen, mich liebst,
Süß Rosenduft mein,
Die mehr Du mir giltst
Als den Eltern Dein!

Als der Sommer im Land
Und vorbei Winters Hauch,
Da umschlang wie ein Band
Deine Liebe mich auch.
Und nun segne Dich Gott,
Ob Du mein vergißt –
Doch tausendmal mehr,
Wenn teen Du mir bist!

Das Alter.

Das Alter überfällt mit seiner Pein
Auch die Natue, die Menschen nicht allein.
Sieh doch den Tag, kommt der December an:
Gleicht er nicht ganz und gar „dem alten Mann."
Spät steht er auf und kaum dem Bett entrafft,
Schaut er zum Himmel, der gleich ihm ohn' Kraft.
Der aeme Tag! Verdrießlich, kalt und stumm,
Sieht er sich bald nach seinem Bette um.
Und sieht, mit Schmerz, wehklagt er auch nicht laut
Daß er von Stund zu Stunde mehr ergraut,
Und sieht sein Haar vorahnend tiefstes Weh,
Wie Greisenhaar, weiß wie gefallnee Schnee! . . . .

Die Hoffnung.

Was Hoffnung sei? Ein Dienlein wilder Art,
Die Jedermann in gleicher Weis umfaßt,
Und Dich verläßt, wenn Du den größten Schatz,
Die Jugend, ach! an sie vergeudet hast.

Gebet.

Allmächt'ger Gott! Schick keine Blindheit mir;
Unsäglich würde ja mein Wehe,
Wenn ich fortan auf Erden hier
Nicht Pfeifenrauch und Mädchen säde! . . . .

Gust. Andr. Kessel.

Jugendheimat. Jahrbuch für die Jugend zur Unterhaltung und Belehrung, herausgegeben unter Mitwirkung vieler Jugendfreunde von Hermine Proschko. Reich illustriert. II. Jahrg., dem Kronprinzen Erzherzog Rudolf gewidmet. (Graz, Druck und Verlag Leykam.)

Mit lebhafter Freude begrüßen wir das Erscheinen des II. Jahrganges dieses ersten österreichischen Jugend-Albums und finden bei Durchsicht desselben, daß die Herausgeberin sowohl wie die Verlagshandlung hinsichtlich des Textes und der Ausstattung mit großer Sorgfalt vorgegangen sind. Insonderheit sind die schwarzen und colorirten Original-Zeichnungen nach Entwürfen der bekannten Künstler Ernst Pösler, Heinrich Schwach und Ludwig v. Kurz meisterhaft ausgeführt — Es wird wohl wenige Jugendschriften geben, deren Text mit solch peinlicher Gewissenhaftigkeit ausgewählt ist, wie bei der „Jugendheimat;" es ist hier alles strenge vermieden, was die jugendliche Phantasie zu sehr aufregen würde, wie dies durch grelle Schilderungen von Räubergeschichten und unwahrscheinlichen Abenteuern und dergl. bei Jugendschriften häufig vorkommt. Der II. Jahrgang bringt wieder eine Fülle des Interessanten und Erhebenden in angenehmer Abwechslung: Historische und streng moralische, anziehende Erzählungen, Geschichtliches, Geografisches, Gedichte zum Declamieren in Schulen (was von den Schulleitungen gewiß wieder beifälligst begrüßt werden wird), und unter Anderem auch rein Unterhaltendes, z. B. Märchen, die die Jugend so sehr liebt, allerlei zum Nachsinnen, wie verschiedene Räthsel u. s. w. Es ist eine gesunde, erfrischende Lectüre, welche in der „Jugendheimat" geboten wird, nicht ermüdend in der Belehrung, nicht seicht in der Unterhaltung. Nachdem durch die verschiedenen Rechtschreibungen der deutschen Sprache bei der Jugend eine völlige Begriffsverwirrung hervorgerufen wird, so kann bei dem Kauf von Unterhaltungsbuchern für die noch schulpflichtige Jugend nicht genug empfohlen werden, die Wahl nur unter solchen zu treffen, welche die österreichische Rechtschreibung in Anwendung bringen. Auch aus diesen Gründen lenken wir die Aufmerksamkeit der Eltern, Angehörigen und kaufkustigen Bücherfreunde unserer Schuljugend auf die „Jugendheimat", denn in derselben wird die vorgeschriebene österreichische Rechtschreibung angewendet. Wenn schon im Vorjahre eine Reihe hervorragender Namen dies Album schmückten, so hat sich dieser schöne Mitarbeiterkreis im zweiten Jahrgange noch durch mehrere ausgezeichnete Kräfte vermehrt, unter denselben sind uns besonders aufgefallen Carmen Sylva, Hofrath Simony, Franz v. Seeburg, Emm v. Zelau, Helene Stökl. Gleich dem Inhalte ist auch dem Aeußeren der „Jugendheimat" besondere Sorgfalt gewidmet, so daß dieselbe jedem derartigen Erzeugnisse würdig an die Seite gestellt werden kann. Wie wir schon im Vorjahre beim Erscheinen den I. Jahrgang dieses Albums gelegentlich des Weihnachtsfestes recht warm empfohlen haben, so thun wir dies nicht minder auch heuer, denn die „Jugendheimat" wird durch ihren gediegenen, fesselnden, allgemein interessierenden Inhalt, welcher durchwegs Originalien bringt, für die gesammte deutsche Jugend stets einen willkommenen Hausschatz und das schönste Festgeschenk bilden. K.

Digitized by Google

Illustriertes kleineres Handbuch der Geographie von Dr. H. A. Daniel. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von Dr. W. Volkenhauer. (Leipzig. Fue's Verlag. 1887.)

Wir halten dieses Buch, wovon der erste Band eben erschienen ist, für eines der besten geographischen Werke, sowohl seiner Uebersichtlichkeit als auch Genauigkeit wegen. Der erste Band enthält die allgemeine Geographie und die außereuropäischen Erdtheile. Besonders erwähnenswert sind die Tabellen der allgemeinen Georgraphie, in welchen die Verhältnisse der Tageszeit, Höhen, Tiefen, Meere, Seen, Flüsse, Völkerstämme, Länder, Religionen, u. s. w. u. s. w. durch vorzügliche bildliche Darstellungen gegeneinander verglichen werden. Die überaus zahlreichen und stets sehr instructiven Bilder und Kärtchen sind überhaupt ein großer Vorzug und Schmuck dieses schönen Werkes, durch welches sich der Laie auf die angenehmste Weise mit der Erde, ihren Wundern und ihren Völkern vertraut machen kann. M.

Die **„Deutsche Rundschau"** hat ihren vierzehnten Jahrgang eröffnet. (Berlin.) Getreu den Grundsätzen, nach welchen Herausgeber und Verleger durch diese Reihe von Jahren die Zeitschrift geleitet haben, werden sie, so hoffen wir, auch weiterhin Ziel und Aufgabe derselben darin erkennen, ein literarisches Organ von repräsentativer Bedeutung zu sein, d. h. eine Zeitschrift, in welcher, dem hohen Stande der deutschen Bildung entsprechend, diese vielseitiger und planmäßiger als bisher in der periodischen Presse zum Ausdruck gelange durch Berücksichtigung aller nationalen Interessen und die Mitarbeiterschaft ausgezeichneter, in ihren besonderen Fächern maßgebender Persönlichkeiten: in welcher also, mit strengem Ausschluß des Dilettantischen, neben der deutschen Dichtung in Roman und Novelle, die Wissenschaft in allen ihren Zweigen gleichwertig vertreten sei. V.

Der Supplementband zur 13. Auflage von **Brockhaus' Conversations-Lexikon** ist soeben mit dem 15. Hefte vollständig geworden. Dieser Ergänzungsband ist bekanntlich dazu bestimmt, das in den Jahren 1882—87 in 16 Bänden erschienene und im März d. J. abgeschlossene Hauptwerk in dessen ganzem Umfange bis zur Schwelle der Gegenwart fortzuführen. Dementsprechend enthält er, abgesehen von außerordentlich zahlreichen kleineren Ergänzungen, welche viele Artikel des Hauptwerks erfuhren, auch noch eine bedeutende Anzahl größerer Artikel, die theils ebenfalls eine Ergänzung von bereits vorhandenen bilden, theils aber auch vollständig neu sind. V.

Geschichte der Weltliteratur in übersichtlicher Darstellung von A. Stern (Stuttgart. Rieger'sche Verlagshandlung.) Die Art und Weise, wie Adolf Stern den gewaltigen Stoff gruppiert, namentlich das feine Verständnis für die nationale Eigenart und der poetische Schwung der Sprache, geben dieser übersichtlichen Darstellung ein im besten Sinne anregendes Gepräge. V.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Der Wert des Lebens. Populär dargestellt von Dr. E Dühring. Dritte verbesserte Auflage. (Leipzig, Fue's Verlag.)

Sache, Leben und Feinde von Dr. E. Dühring. Als Hauptwerk zu seinen sämmtlichen Schriften. (Karlsruhe. H. Reuther.)

Die Sprachreinigung und ihre Gegner von Hermann Dunger. (Dresden. Albanus'sche Verlagshandlung.)

Der göttliche Ursprung und die hohe Bestimmung des Menschen, bezeugt durch die Gesetze der Schöpfung. Herausgegeben von J. E. Schmid, Glasfabrikant in Annathal bei Schüttenhofen, Böhmen. (Selbstverlag des Verfassers. 1887.)

Die intellectuelle Persönlichkeit des deutschen Reichskanzlers von Freimund. (Berlin. Richard Eckstein Nachfolger.)

Aus der Wilhelm-Straße. Erinnerungen eines Officiösen. (Berlin. Richard Eckstein Nachfolger.)

Das Gemeindekind. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. (Berlin. Gebr. Paetel. 1887.)

Der letzte Republikaner. Roman von Ernst Rethwisch. (Norden. H. Fischer Nachfolger. 1888.)

Das Mädchen mit dem Schleier. Novelle von H. Aus dem Schwedischen übersetzt von J. Lorenzen. (Norden. H. Fischer Nachfolger. 1888.)

Allerhand Leute. Von P. K. Rosegger. (Wien. A. Hartleben.)

König Erich. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Stephan Milow. (Norden. H. Fischer Nachfolger. 1888.)

Licht und Schatten. Gedichte von Rudolf Eckart. (Norden. H. Fischer Nachfolger. 1887.)

Verhallte Gluten. Gedichte von Ewald Müller. (Norden. H. Fischer Nachfolger. 1888.)

Gedichte von Alexander Petöfi. In deutschen Nachdichtungen herausgegeben von Alfred Teniers. (Halle a. d. Saale Otto Hendel.)

Johannesfeuer. Eine Dichtung von Marie von Najmajer. (Stuttgart. A. Bonz & Comp. 1888.)

Kärntner Alpenblüten. Erste Ausgabe. Sechzig deutsche und Dialectdichtungen von Peter Suppan. (Klagenfurt. F. v. Kleinmayr. 1887.)

Digitized by Google

Hogotie. Ein Sudetenschatz. Rübezahl-Lieder von Emil Steiner (Berlin. J. Zenker. 1887.)

Gedichte von L. Nordyck. (Stuttgart J. B. Metzler'sche Buchhandlung.)

Die Kunst, Mensch zu sein. Herzensworte und Lebensweisheit. Von Edward John Hardy und Berta Katscher. Durchgesehen und herausgegeben von Leopold Katscher (Leipzig. Ed. Wartigs Verlag. 1887.)

Zum Wohle der Jugend. Von C. W. Adler (1888. Selbstverlag des Verfassers Wien IX. Servitengasse 12.)

Vögel der Heimat. Unsere Vogelwelt in Lebensbildern. geschildert von Dr Karl Ruß. 14. Heft (Prag F. Tempsky.)

Sechs Volksbilder von Joseph Ritter von Führich. Photolithographisch vergrößerte Holzschnitte als Wandbilder 1 Die heilige Nacht. 2. Am Weihnachtsabend. 3. Emmaus. 4. „Jesu, komm doch selbst zu mir!" 5. „Ihrer ist das Himmelreich." 6. (Doppelbild) „Selig sind, die da Leid tragen." (Alphons Dürr in Leipzig.)

Das literarische Deutschland. Von Adolf Hinrichsen. In Lieferungen. (Rostock. C. Hinstorff.)

Geschichte der Musik von Franz Brendel, bearbeitet von Dr. Wilhelm Kienzl. (Leipzig. Heinrich Matthes.)

Streifzüge aus dem Gebiete des geistigen Lebens. Monatlich ein Heft. (Weimar. Herm. Weißbach.)

Rede zur Enthüllung des Hebbel-Denkmals in Wesselburen am 2. September 1887. Von H. Krumm. Der Reinertrag fließt der Hebbel-Stiftung zu. (Kiel. Lipsius & Tischer.)

Die Humanität. Monatsschrift für Förderung der öffentlichen Wohlfahrt, Fachblatt für Kranken-, Siechen-, Irren-, Blinden-, Taubstummen- und sonstige gemeinnützige Anstalten u. Vereine. Herausgegeben v. Anton Pfeiffer, Krankenhaus-Verwalter in Reichenberg.

„Schachspiel der Zukunft." (Dresden. Carl Höckner.)

Jahresbericht des „Schubertbund" über das XXIV. Vereinsjahr. Erstattet von Josef Janetschek. (Wien. Verlag des Schubertbundes. 1887.)

Postkarten des Heimgarten.

⨯⨯ Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

Falls — wie es bisher so oft geschah — Nachdruck meiner Aufsätze aus dem Heimgarten beliebt wird, bitte ich sehr, sich vorher mit mir oder der Verlagshandlung ins Einvernehmen zu setzen. Eigenmächtige Nachdrucke ohne Quellenangabe müßte ich rücksichtslos verfolgen. Rosegger.

Anonymus, Frankfurt: Das ist fürstlicher Dank. Er erhebt ob seiner zarten Form auch moralisch, sowohl den Sender als auch den Empfänger. Aber man hätte doch gerne Gelegenheit gehabt, für solchen Gruß die Hand zu drücken.

F. B., Leoben: Die Roheit mancher unserer Schuljungen kann ja nicht geleugnet werden. Wer sich aber die Zustände der alten Schulära vergegenwärtigt: Damals war es noch weit schlimmer, in den Städten wie auf dem Lande. Damals war die Bevölkerung trotz vieler Vorzüge, die ihr heute abgehen, überhaupt noch roher; die Gerichtsakten können erzählen, wie sehr die Gewaltthätigkeiten abgenommen haben. Es werden wenig ältere Leute leben, die nicht irgend ein schlimmes Schelmenstückel aus ihrer eigenen Jugend zu erzählen wissen. Und bilden sich am Ende noch was drauf ein. — Es ist nicht wacker, Alles Schlimme, was heute und immer an der Jugend vorkommen kann, der neuen Schule in die Schuhe zu schieben. Es ist besser geworden. Besonders auf dem Lande fällt der Unterschied auf zwischen der boshaften Ausgelassenheit der Schuljugend auf der Gasse von dazumal, und dem gesitteteren Benehmen von heute.

M. R., Salzburg: Bereits geschehen. Machen Sie aufmerksam auf den trefflichen Aufsatz: „Ein Wort an die Fliegenden" im „Neuen Wiener Tagblatt" 21. Oct. 1887.

K. O., Graz: Wenn Sie gehört haben und glauben, daß R. in Wiener Privatkreisen für Geld vorzulesen pflege, so sind Sie von einem Spaßvogel angeführt worden. R. hat vor Jahren ein einzigesmal in einem Wiener Bürgerhause gelesen, und zwar aus anderen Gründen, als den von Ihnen angedeuteten. Ohne für humanitäre oder gesellige Vereine einen wohlthätigen Zweck mit zuverbinden, liest er überhaupt nicht

P. F. G., Prag: Im Gegentheile, wir brauchen keine Taufnamen, die man deren Trägern erst erklären müßte. Inmeist werden sie gar nicht erklärt und Mancher trägt lebelang einen Namen, ohne zu wissen, was derselbe sagen will oder bedeutet. Lesen Sie Müller-Guttenbrunn's Aufsatz „Unsere Namen" in dem Kalender des deutschen Schulvereins 1888. Der macht Ihnen den Standpunkt klar.

J. J., Olmütz: Sie fragen, warum die Militäruniformen so hellfarbig bunt sind, lichtes Riemzeug, funkelnde Knöpfe, Helme ꝛc. haben. Sie kennen doch den Zweck des Soldaten, zu schießen und angeschossen zu werden. Wie soll ihn der feindliche Schütze treffen, wenn er — etwa wie ein Laubfrosch im Grase, wie ein Hase im Wald — von seiner Umgebung sich nicht an auffallender und in die Augen springender Farbe unterschiede?

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Digitized by Google

4. Heft Januar 1888. XII. Jahrg.

Martin, der Mann.

Eine Erzählung von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Zweites Buch:

Maria.

Als Maria, die Försterstrau, den letzten Brief der Königin gelesen hatte, ging durch ihr Wesen ein Grauen. Ihr Auge starrte auf die Unterschrift. Dieser liebliche Name Juliana, der ihre Freude und ihr Stolz, ja ihre Liebe war, zu dem ein großes Volk vertrauend aufblickte wie zu einem freundlichen Stern — dieser Name hatte jetzt einen Menschen umgebracht.

Es war ihr den ganzen Tag etwas ungewiß zu Muthe und beim Abendbrote, als es schon finster war und der kleine Franz in seinem Bettlein schlief, schrak sie mehrmals auf: es klopfe jemand draußen an der Thür, es gehe oben auf dem Dachboden jemand umher. Der Peter versicherte sie, es sei nichts, er höre gar nichts und wenn sie etwas vernehme, so sei es der Wind. Es war ein stiller Sommerabend und draußen auf den hohen Bäumen rührte sich kein Wipfel. Als am Feuerherde die verbrennenden Scheiter in sich zusammenfielen, that das Weib einen Schreckruf und fuhr mit der Hand zum Herzen. Warum sie heute so „schreckig" sei, sie wußte es selbst nicht. Sie verriegelte vor dem Schlafengehen alle Thüren und Fenster mit besonderer Sorgfalt, es war ihr, als müsse in der Nacht ein Unglück geschehen. Aber als sie erwachte und zu den hellen Fenstern die aufgehende Sonne hereinschien wie gewöhnlich, der kleine Franz im Nest sein Lieblingsliedel trillerte und der Peter in Hemd und Unterhose an seinem Bettrande saß und sich schon die Pfeife stopfte

Digitized by Google

wie gewöhnlich, wunderte sich die Maria nicht, daß kein Unglück geschehen war, sondern vielmehr, daß sie Abends zuvor so ängstlich gewesen sein konnte.

Sie nahm in diesen Tagen das Weib eines Holzschlägers auf und begann sachte, aber ganz unnachsichtlich, das Haus umzukehren. Sie rieb die in Stubenrauch braun gewordene Zimmerdecke mit Bürsten, daß sie glänzend werde, sie wusch die Stubenwände von oben bis unten, sie putzte die Fensterscheiben, daß auch nicht das kleinste Fliegenpünktchen daran war, sie scheuerte den Tisch und die Bänke und Stühle, sie entstaubte die Heiligenbilder: Das Herz Jesu, das Herz Mariens, das Christkind, den heiligen Florian und den heiligen Petrus. Seit jenen Tagen der Gefahr hatten sie auch ein kleines Bild des heiligen Lazarus, als eines Schutzpatrones vor dem Lebendigbegrabensein. Sie hing diese Bilder wieder an die Wandecke über den Tisch, zierte das dreieckige Gestelle davor mit einem hellblauen Tüchlein, das mit dem Namen Jesu und mit Goldfransen geschmückt war; sie stellte auf dieses Altarbretlchen das messingne Crucifix und an den beiden Seiten desselben je ein Krüglein mit rothen und weißen Wildrosen, die sie jeden Tag begießen wollte. Dann befestigte sie zwischen den Fenstern den kleinen Hängespiegel an der Wand. An den Pfosten der Stubenthür hieng sie das grünglasierte Weihwassergefäß. Und an der gegenüberstehenden Wand, welche die größte Fläche in der ganzen Stube hatte, stellte sie das Bild der Königin auf und umgab es mit einem Kranze von Preißelbeerkraut und Immergrün.

Als sie all diese Gegenstände so geordnet hatte, scheuerte sie den Fußboden, bis er blank war wie ein Küchenbrett und erließ an Mann und Kind das Verbot, die Stube zu betreten. Der Franzel kümmerte sich nicht viel drum; er lief den ganzen Tag im Freien umher, fand blaue Glockenblumen, das war gut, fand reife Erdbeeren, das war besser, fand im Strupp ein Zeisignest mit drei Jungen, das war bei all dem Glücke des Tages weitaus am besten. Der Peter schmunzelte ein wenig zum Verbot, denn in der Stube stand der Tisch zum Essen und das Bett zum Schlafen; das that nichts, die Maria blieb dabei, die Stube dürfe von keinem Menschen betreten werden. Und die Betten standen auch gar nicht mehr in der Stube, sondern in einer Nebenkammer, die gleichfalls gescheuert und zum Schlafzimmer eingerichtet worden war. Die Schußgewehre, der Stock mit dem kleinen glänzenden Beil daran, und was sonst noch der Werkzeuge und Dinge waren, hiengen und lehnten in dieser Kammer an der Wand. Auch ein zweites Nebenzimmer und ein Gemach im Dachboden war in Stand gesetzt worden. Gegessen wurde in der Küche am Herd. In der schönen Stube stand noch der Gewandkasten, aber der Peter hatte nicht die Erlaubniß, einen Rock, ein Sacktuch oder dergleichen zu holen, die Maria besorgte ihm Alles, durch ihr Betreten litt nichts, denn sie betrat die Stube mit bloßen Strümpfen.

Nicht minder reinigte und ordnete die Försters-frau Küche, Vorhaus und Stall, bis alles Geschirr spiegelblank, alle Kübel rein und weiß ihre Fladerung zeigten. An den Kühen mußte die Magd jeden Morgen etwaige Krustlein oder Widerhaare weg- und glattstriegeln und wenn sie damit fertig war, nahm ihr die Maria den Striegel aus der Hand und striegelte nach. Jeden Tag mußte frisches, feingehacktes Reisig in den Stall gestreut werden. Den Schweinstall tapezirten sie mit Stroh und Moos aus und die Futtertröge wurden so sorgfältig gereinigt, daß die Magd in Freuden ausrief: „So, jetzt will ich selber draus essen!“

Dann ging's an den Gemüse- und Ziergarten. Die jungen Salat- und Kohlpflanzen standen auf ihren

Digitized by Google

Beeten in Reih und Glied, und dazwischen wurde nicht ein einzig fremdes Halmlein geduldet. Der Zwiebel streckte seine blaugrünen Schwerter hervor, der Schnittlauch seine gelbgrünen Pinsel, die Petersilie und der Meerrettich legten ihre Blätter malerisch aus. An einer Ecke des Gartens stand der Strauch mit den großen leuchtenden Glutaugen der Pfingstrosen, die Reseden blühten auch schon und dufteten noch mehr, die blaßgrünen Stämme der Nelken, die in Bündeln an Stäben gehangen waren, hatten erst die festen Knospen. Als der Garten gejätet und von allen Wucherungen, Steinen und Steinchen befreit war, machten sich die Weiber an den Hof, wie die kleine Fläche zwischen Haus und Stall hieß; er wurde ausgefegt wie ein Tanzboden, und so oft die Maria vom Fenster aus auf denselben ein Aestlein liegen sah, das der Wind vom Baum geschlagen hatte, oder eine Rinde, die vom herbeigeschafften Brennholze abgefallen war, gieng sie hinaus und trug solchen Unrath weg. Dann strich sie um Haus und Stall und guckte in jeden Winkel, und wo ein dürrer Halm hervorstand, da riß sie ihn aus, und wo ein Spinnenweb war, da fegte sie es ab. — Die Königin kann ihr Gschloß mit Gold und Seiden und Edelgestein schmücken, der Schmuck der armen Leute ist die Reinlichkeit.

Zuletzt wollte sie mit ihrem langstieligen Besen auch noch die zwei Schwalbennester herabfegen, die unter dem Dachgiebel in friedlicher Nachbarschaft nebeneinander klebten, weil sie die grauen Striemlein für überflüssig hielt, die an der Wand herabgiengen. Dagegen erhob der Peter Einsprache. Fahnen könnten sie keine auf den Giebel stecken, weil sie keine hätten, wenn man auch die kreisenden Vöglein verjagen wolle, welche für einen Hausgiebel wohl die schönste Zier seien, nachher möge sie den Besen selber auf's Dach stecken. Man weiß aber nicht genau, that der Förster diese Einsprache den Schwalben zu Lieb, oder der Zier, oder seinem Söhnlein, aus dessen weinenden Augen leuchtende wurden, da er sah, daß die Vogelnester gerettet waren.

Und als die ganze Wirtschaft nun so in den Stand gesetzt war, daß selber dem Förster, wenn er mit Gewehr und Beil vom Walde zurückkam, das Herz im Leib lachte, strich die Maria noch immer um und forschte nach Gegenständen, die zu putzen wären. Sie war scheuerungssüchtig geworden. Und da nichts mehr zu finden war, sprang sie plötzlich in die schöne Stube, mitsammt den Schuhen sprang sie hinein, und riß von dem Bilde der Königin den Kranz herab. „Die Hudelei hat's nit noth," sagte sie, „und wann das Bild sonst keinen Kranz hat, so braucht es jetzt auch keinen. Wenn man einen Menschen einmal von Herzen lieb hat, da braucht's kein Schmeicheln." —

Eines Tages hieß es, draußen im Timerthale, auf dem Schloße Edenstein, sei die Herrschaft angekommen.

Jetzt berieten sich unsere Eheleute, ob sie nicht hinausgehen und der Königin einen Besuch machen sollten, bevor sie käme; der Entschluß war: nein, wir dürfen uns nicht aufdrängen; will sie uns sehen, so wird sie uns finden.

Von diesem Tage an zogen sie jeden Morgen ein besseres Gewand an. Der Peter hatte seine schmucke Försterstracht, die seiner wohlunterseßten Körpergestalt erst das rechte Ansehen gab: Joppe aus grauem Loden mit grünen Aufschlägen, Hirschhornknöpfe, Kniefellhose mit grünen Wadenstrümpfen, scharf mit Eisenhaken benagelte Bundschuhe. Dann grüne Weste mit silberner Uhrkette, an welcher nebst der schweren Sackuhr, die noch von Peters Vater ein Andenken war, ein alter Silberthaler und ein Eberzahn hiengen; unter dem weißen Hemdkragen die rothen Ecken des Halstuches und ein grüner, etwas zugespitzter Filzhut mit niederhängender Krempe, einer Auer-

Digitized by Google

hahnfeder und einem fächerförmig gefaßten Gemsbart. Das Gesicht war wohl gebräunt und etwas klobig und die kleinen zwinkernden Augen schauten sehr treuherzig drein. Die nußbraunen Haare hatte der Peter hübsch vorn über die Stirn herabgekämmt, und unter der Nase stand ein kräftiger Schnurrbart, auf den er was zu halten schien, er strich daran jedes Widerhärchen glatt, sei es mit der Hand, sei es mit der schwarzbeinernen Spitze des Pfeifenrohres. Dem kleinen Franzel gegenüber kam ihm dieser Schnurrbart überaus zu statten; war der Knabe recht übermütig im Hüpfen, Klettern, Gewandzerreißen, so sagte der Peter: „Franzel!“ und dabei zuckte der Schnurrbart. Dem Kleinen kam das stets unheimlich vor und er wurde geschmeidig und folgsam. Die Maria wußte es freilich recht gut, daß dieses drohende Zucken des Schnurrbartes seine Ursache nur in den schmunzelnden Mundwinkeln hatte.

Die Maria, welche in freier Zeit die Nähterei auszuüben pflegte und an den Kleidern alles auf das Beste schlichtete, war in ihrem Anzuge immer ordentlich, jetzt hielt sie sich mit ganz besonderer Sorgfalt. Ihr mattgrauer Rock war etwas faltiger und länger als solche anderer Bäuerinnen, und hatte nahe dem unteren Rand einen schmalen schwarzen Sammtstreifen. Die Joppe hatte außer den schwarzen glänzenden Beinknöpfen keinen weiteren Schmuck. Die Aermel hatte sie gern ein wenig zurückgestreift, sie fühlte sich unbehaglich in einem Gewand, das sie an der Arbeit hinderte. Um den Hals trug sie eine feine Leinwandkranse und auf dem glattgescheiteten schwarzen Haar einen sehr schönen Schildkrötenkamm; diese außerordentlichen Dinge hatte der Peter damals, als er die Forstanstellung bekam, der Frau Försterin zum Andund gekauft. Das Gesicht der Maria war nicht mehr so blaß und abgehärmt wie damals, als die Jugendfreundin Juliana sich von ihr verabschiedet hatte; es war frisch gefärbt, rundlich, und zeigte Neigung zu einem leichten Doppelkinn. In den Ohrläppchen staken zwei zarte goldene Ringlein. Die Maria hatte eine stattliche, sehr ebenmäßig gebaute Gestalt, in den Gesichtszügen war sie aber nie eigentlich schön gewesen und sie gehörte zu jenen Frauen, die mit zunehmendem Alter schöner werden. Manchmal schienen ihre Züge beinahe herb, sie lächelte fast nie mit dem Munde, aber sehr oft mit den Augen, diese hatten einen so weichen, innigen Glanz, daß sie alle strenge Ernsthaftigkeit der Züge zu Schanden machten.

Im größten Glücke war zu dieser Zeit der kleine Franzel. Er durfte das graue Sonntagshösel tragen und den kirschrothen Brustfleck und den grünen Hosenträger darüber. Das schöne Köppel zog er geflissentlich nicht an, damit man die weißen Hemdärmeln sehen konnte so wie beim Vater, wenn er am Sonntag auf der Bank vor der Hauswand saß und seine Pfeife rauchte. Der Franzel rauchte nur erst Rispenhalme, die er in Form einer Pfeife umbiegt, sie sind auch gut, aber doch nicht so ganz. Sein Gesichtchen ist rund und frisch und roth wie ein Apfel, die grauen schalkhaften Augen hat er vom Vater, das ein bißchen aufgestutzte Näselein von der Mutter, und das Nasse, was zuweilen ein wenig aus demselben hervorguckt, von sich selber. Wenn er der Mutter in die Nähe kommt, zwickt sie ihm manchmal ohne allen Anlaß mit dem Sacktuch die Nase zusammen. Sie streicht ihm aber auch das weiche feine Blondhaar von der rechten Seite, wo es gescheitelt ist, quer über die Stirn, daß er aussieht wie ein Student. Und so oft am Haarscheitel der weiße Hautstreifen nicht schnurgerade geht, schilt sie ihn, daß er schon wieder die Haare verrüttet hätte und kämmt und glättet heftig an ihm herum. Das schon bald fünfjährige Bübel lief barfuß. Die Maria wollte ihm in diesen Tagen auch die

Digitized by Google

Kalblederschuhe anziehen, aber der Peter gab zu bedenken, daß er sich damit die Füße verwöhnen würde; für ein Wald- oder Bauernbübel sei es keine Schand und keine Unschicklichkeit, im Sommer barfuß zu laufen. Der Peter war überhaupt für's Abhärten, während die Maria behauptete, das Abhärten könne auch leicht schwächen und lähmen und wenn sie in ihrer Kindheit nicht so viel hätte barfuß gehen müssen, so hätte sie jetzt nicht das Leiden mit ihren Frostbeulen, so oft das Wetter wechsle. Trotzdem war sie es, die dem Franzel manchmal ein neues grobleinernes Hemdchen an den Leib nöthigte, und war er es, der den Knaben bedauerte und verhätschelte, wenn dieser über das kratzende Zeug in ein Jammergeschrei ausbrach.

So war nun Alles gerüstet auf die Ankunft des Gastes. Nun sah die Maria eines Tages zu ihrem nicht geringen Schreck, daß auf dem Fußboden der schönen Stube, in welcher mittlerweile auch ein hohes Bett aufgeschichtet worden, die Pfötlein des Franzel gezeichnet waren. Der Peter hatte nämlich einmal zum Knaben gesagt: „Du Bübel, ich hab Schuh an, darf nit in die Stuben, geh hol mir das Griesbeil heraus, das hinter dem Kasten lehnt.“ Der Franzel that's, brachte den Bergstock und ließ den Abdruck der Pfötlein drinnen. Jetzt gab's einen Aufruhr. Allsogleich die Magd herbeigerufen, unten den Wasserkessel geheizt, Kästen, Bett, Bank und Tisch von der Wand gerückt und den Boden frisch gescheuert. Noch einmal wurde im Hause Alles drunter und drüber geworfen, die Maria hatte ihr schlechtes Gewand angelegt, damit sie selbst mithelfen konnte und kniete auf dem Boden umher und rieb und wusch mit dem Strohlappen, gleich der emsigsten Magd.

Am frühen Nachmittag war's, da schlug Bergmann, des Försters großer schwarz und braun gefleckter Hund an. Es wird wieder ein Habicht in der Nähe sein, oder gar ein Fuchs, derlei brachte das wachsame Thier stets in Unruhe. Jetzt gieng der Peter über den Hof gegen das Haus und wollte die Stubenthür aufmachen. Die war just mit Kasten und Stühlen verrammelt und die Maria rief von innen aus ihrem Schnaufen hervor: „Draußen bleiben! Jetzt hab ich für nichts Zeit!“ Und rieb und scheuerte.

Da stellte sich der Peter von außen auf einen Vorsprung der Wandzimmerung, nahm die Pfeife aus dem Mund und sprach zum Fenster hinein: „Wie ich vorhin vom Wolfgangberg herabgegangen bin, hab ich durch den Scharngraben einen Wagen hereinfahren sehen.“

„Du, sei so gut!“ hauchte die Maria und schnellte empor. Da lief vom Anger her der Franzel und rief: „Vater! Ueber den Bühel gehen zwei schwarze Frauen herauf.“

„Jesus Maria und Josef!“ ächzte die Maria, ließ Wisch und Lappen liegen und stürzte in die Küche hinaus. Da sah man die Fremden schon durch die Planken hereingehen und gegen das Haus.

„Sie ist's!“

Die Maria steht todtenblaß am Herde und ist schier gelähmt vor Schreck. Endlich schießt sie in's Vorhaus, wo der Peter steht, und sagt: „Geh Du hinaus und red' mit ihnen. Und daß sie mir jetzt nit in's Haus kommen, um Gotteswillen! Just heut, wo wir in der Remasuri sind! Aber just heut!“ — Mit diesen Worten eilt sie händeringend von einer Ecke zur andern, bis ihr endlich der gute Gedanke kommt, alles wie es ist, liegen und stehen zu lassen und ein besseres Gewand anzuziehen. Sie kommt allmählich zu sich, und während des Ankleidens fällt es ihr ein, wie sie der Königin einmal geschrieben, sie sollt dem Peter nit für übel halten, daß er ungeschickt wär. Wer ist denn jetzt das Ungeschickte?

Die beiden Frauen schritten ziemlich rasch heran. Der Peter gieng ihnen

Digitized by Google

etliche Schritte entgegen, er erkannte in der Einen die Königin sofort. Sie war größer geworden, aber die Stadtfarbe hatte sie und ihre Wangen waren nicht gar rundlich. Bei einem Menschen, der wenig zu essen hat, möchte einen das nicht wundern, dachte sich der Peter. Jetzt nahm er den Hut ab und stellte sich am Wegrand kerzengerade auf.

„Gott grüße Euch, Ihr seid ja der Förster!" mit diesen Worten gieng sie auf ihn zu und reichte ihm die Hand hin. Auf das war nun der Peter aber gar nicht gefaßt, und weil er in der Linken den Hut und in der Rechten die Tabakspfeife hielt, so bedurfte es taschenspielerischer Fertigkeit, bis er hinter dem Rücken die Pfeife in den Hut stecken konnte und die Rechte zum Händedruck frei bekam. Dann wendete er sich gegen den Knaben, der an der Hausthür stand. „Bub, geh, trag eilends das Bankel heraus!"

„Ist das der Franzel!" fragte die Königin, „aber wie gewachsen! wie gewachsen!"

Als sie sich auf der Bank, die nun unter dem Eschenbaum stand, niedergelassen und auch ihrer Begleiterin darauf Platz gemacht hatte, wollte denn der Peter seine schicksame Anrede halten und sagte: „Wie geht's alleweil?"

Sie nickte freundlich dankend mit dem Kopf, indem sie den Knaben an der Hand hielt und ihm das Haar aus dem Gesicht strich. Der Peter beachtete derlei nicht, um seine Befangenheit zu verbergen, fuhr er fort: „Wie steht's mit der Gesundheit? Das Aussehen ist nit am besten."

Die Königin gab zur Antwort, sie hoffe, daß ihr der Landaufenthalt, den sie auf längere Zeit zu genießen gedenke, auch noch so rothe und volle Backen machen werde, wie sie der Franzel habe. Dann mahnte sie den Förster, doch den Hut aufzusetzen. Der Peter that es mit einiger Säumnis, da fiel ihm die Tabakspfeife vorne über das Gesicht herab. Um seine Verlegenheit zu übersehen, machte sich die Königin mit dem Knaben zu schaffen und fragte nach seiner Mutter.

Mittlerweile war die Maria mit ihrem Anzug zur Noth fertig geworden, doch als sie durch das Fenster guckte, die junge Frau dort unter dem Baum sitzen sah und den Peter fast armselig vor ihr stehen, da kam ihr plötzlich die Angst vor der Königlichen Majestät. Sie zitterte an den Knien. Wie soll sie sich benehmen? Was soll sie sagen? Sie war ganz fassungslos. Jetzt sah sie, wie die Königin den Franzel hernahm, ihn auf ihren Schoß hob und ihm einen Kuß gab. Gewonnen war's. Sie ist niemand Anderer, sie ist die liebe treue Juliana.

Maria gieng hinaus, ganz ruhig gieng sie über den Anger und that nichts dergleichen, als hätte sie in der Brust ein unbändig schlagendes Herz. Sie gieng an den Eschenbaum zur Königin, gab ihr die Hand und sagte: „Grüß Dich Gott!" Und während sie die rechte Hand so ihrer hohen Freundin reichte, strich sie hinter dem Rücken mit der linken an die des Peter und entriß ihm die Pfeife.

„Du darfst nicht glauben, daß ich Dir Deinen Alten umsonst gegeben habe, ich nehme mir den Jungen dafür." Das war das erste Wort, welches die Königin, den Kleinen auf dem Knie, zur Försterin sprach, und mit diesem Scherze war die Spannung gebrochen.

Maria drückte alsbald in wenigen, aber tiefempfundenen Worten ihr Mißgeschick aus, daß gerade an diesem Tage in ihrem Haus ein greuliches Durcheinander sei und sie die Frauen mit bestem Willen nicht in die Stube führen könne.

„Wir giengen Dir auch nicht hinein," sagte die Königin, „wir sind sehr froh, endlich einmal in der freien Welt Gottes wohnen zu dürfen, nicht wahr, Baronin?"

Die letzten Worte richtete sie an ihre Begleiterin, die sehr jung und sehr blatternarbig war und sehr schüchtern dasaß.

Digitized by Google

„Das ist meine gute Baronesse Alsenhof," sagte sie, dem Försterpaare ihre Begleiterin vorstellend, dann wendete sie sich an Diese: „Und das ist meine liebste Freundin Maria Baumgartner, das ihr braver Mann und das ihr herziger Franz. — Wir wollen uns jetzt überzeugen, wie ihr lebt hier im grünen Wald, dann müssen wir heute noch Edenstein zurück. In einigen Tagen komme ich wieder, und dann will ich länger bei euch bleiben, wenn ihr mich als Miethpartei nehmen wollt. Ich brauche eine Kammer, deren Fenster in's Grüne geht, ich brauche ein frisches Wasser, eine gute Luft und sehr viel Milch."

Als sie dieses und Aehnliches gesprochen hatten, giengen sie, um das kleine Anwesen der Försterleute in Augenschein zu nehmen. Die Maria führte ihre Gäste vor Allem in den Kuhstall, in die Milchkammer, in den Hausgarten, und ohne sich viel zu zieren, zeigte sie die Dinge und erklärte Eines oder das Andere. Sie war ganz die praktische Hausfrau, und jetzt war es ihr nicht anzusehen, daß sie so tiefgemüthvolle und in ihrer Art weltverständige Briefe schreiben konnte. Ruhig und ernst, so war sie auch als junges Mädchen schon gewesen, und eben das nicht zum geringsten Theile hatte die Herzogin Juliana zu ihr hingezogen.

„Du bist noch ganz meine liebe Alte," sagte die Königin und legte ihren Arm um den Leib des Weibes, das still neben ihr hergieng, „und nun zeige mir doch auch die Wohnung."

Es konnte nicht mehr länger verschoben werden und Maria führte ihren Gast in das Haus und stammelte noch eine Entschuldigung ob der Unordnung, und fügte bei: „Wenn Du gestern gekommen wärst, so hättest Du Alles sehr schön gefunden, heut wollt ich es noch schöner machen, und jetzt ist der Wust fertig."

Nun sah die edle Frau jene Stube, die für sie bestimmt war, und es befiel sie eine wahre Ungeduld zu sehen wie es wäre, wenn die Dielen trocken und die Geräthe an ihrem Platz stünden. „Zwar," sagte sie zur Maria, „lasse ich mir nicht weißmachen, daß dieses Zimmer bei euch unbenützt dasteht, es ist euer eigentliches Wohnzimmer; aber ich achte die Freundschaft, mit der ihr es mir überlassen wollet, und ich nehme sie an. Es wäre ja nicht schwer geworden, mir da in der Nähe Deines Hauses eine Hütte aufschlagen zu lassen, und selbst wenn ein Jagdschloß daraus geworden wäre. Jedoch, erstens bin ich kein Jäger, zweitens will ich nicht, daß mein Aufenthalt in diesem Waldwinkel sehr bekannt werde, und drittens will ich hier nicht die Königin sein, sondern irgend Jemand, der von der Stadt auf das Land flüchtet, daß er die Frische seiner Gesundheit und die Heiterkeit seiner Jugend wieder finde. Ich muß Dir aber, bevor ich meine Königswürde ablege, ein strenges Gesetz geben: Du darfst meinetwegen keine großen Umstände machen und so lange ich bei Dir bin, mich nicht ein einzigesmal bei meinem Titel nennen. Ich bin Juliana von Edenstein, und diese Juliana will auf ein Weilchen der Sorgen, ja sogar der Pflichten vergessen, die auf ihr lasten, und will nichts, als bei euch in der Waldnatur sein. Ich habe die Ruhe und den Wald nöthiger als es scheinen mag, und Du mußt mir helfen, sie zu genießen. Versprich mir's, Maria!"

Sie verlangte ihr den Handschlag ab.

„Und jetzt darf ich Dir eine Schale Milch aufwarten?" fragte die Försters-frau.

„Ich habe mich schon die Fahrt her gefreut auf Deine Milch," sagte Juliana, „wir werden euere Milch und euer Schwarzbrot mit euch zusammen essen, hingegen müßt ihr hernach den Imbiß, den ich mitgebracht, mit uns theilen."

Mittlerweile waren vom Engthale,

Digitized by Google

wo der Wagen stehen geblieben, herauf zwei Männer gekommen; der eine trug am Rücken eine große Ledertasche, der andere auf der Achsel einen viereckigen Ballen, der in graue Leinwand geschlagen und mit Stricken umbunden war. Juliana hielt Rundschau nach einem Platze, wo die Tafel aufzuschlagen wäre.

Vor dem Forsthause war eine Wiesenmulde, hinter welcher der Hügel anfangs sachte, dann steil in die Schlucht abdachte. In der Schlucht rauschte ein Wasser und aus ihr ragten Wipfel alter Fichten herauf. Ueber diese Wipfel hin sah man den gegenüberliegenden Berghang mit Wald und einigen grauen Felsen, die in stumpfen Knauren aus dem Berg hervorstanden. Hinter dem Hause gieng eine breite tesselförmige Grasblöße sanft aufwärts gegen die steilen Lehnen des Wolfgangberges, zwischen dessen Felsen kümmerliche Baumgruppen standen; hoch oben am Berge ragten einzelne verdorrte Stämme, und war das dunkle Gefilz der Zirme. Auf der Grasblöße hinter dem Hause prangten gruppenweise sehr schöne üppige Lärchen und junge Fichten, deren untersten Aeste fast auf der Erde ruhten, und die sich in sanfter Wölbung bis zum gezackten und gekreuzten Wipfel verjüngten. Die Luft war überaus rein und lind, und an den Bäumen begannen sich die Schatten zu dehnen. Auf der Blöße unter einer der Lärchen, von der aus man das Gehöfte und das Engthal übersehen konnte, war der rechte Platz. Bänke waren bald da, als Tisch wollte der geschäftig gewordene Peter den vierräderigen Fütterkarren herbeischieben und Bretter über denselben legen. Allein die Maria bemerkte, sie hätte zu einem solchen Tisch kein besonderes Vertrauen, es könnte ihm doch zu unrechter Zeit einfallen, daß er Wagen ist. Hierüber lachten Alle, selbst die wortkarge Baronesse Alsenhof; der Karren wurde abgelehnt und ein Tisch aus dem Hause rasch mit schneeweißem Linnen gedeckt und unter den Lärchbaum getragen.

Juliana begann nun, während Maria eine Schüssel mit beraahmter Milch und einen großen Laib Brot brachte, die Ledertasche auszukramen. Ein Pack mit kaltem Fleisch, theils frisch und theils geräuchert, ein Stück Ochsenzunge und eine kurze Wurst, die so dick war wie ein Arm. Etliche schlanke Weinflaschen; eine silberne Büchse, welche voll kleiner gepreßter Fischchen war, die anstatt in Wasser in Oel lagen. Eine ungeheure Tüte mit rothen Kirschen und frischen Birnen. Ein Papierpäckchen mit feinem Backwerk, und noch ein Papierpäckchen, welches Juliana ungeöffnet auf die Seite legte. Maria brachte Geschirr und Eßzeug herbei, die Baronesse schnitt die Fleischstücke in Blättchen und Scheibchen, Juliana schenkte den wie lauteres Gold funkelnden Wein in die Gläser, und eigentliche Gäste, die nichts thaten sondern nur dasaßen und auf's Essen warteten, waren der Peter und der Franzel.

„Jetzt gesegne es uns Gott im grünen Wald! Langet Alle zu!" mit diesen Worten lud Juliana zum Schmause ein und sie selbst begann mit ihrem Löffel an der Milch zu schaufeln. Der Peter hielt sich mehr an's Fleisch und schielte nach dem Weinglase. Dem kleinen Franzel ging's nach den Kirschen und Birnen, aber Juliana erklärte ihm, daß er solche erst bekommen werde, wenn er ein Stück Fleisch gegessen und ein Stück Zwiebad genuspert hätte. Der Kleine entschloß sich zu diesem Opfer, aber seine Augen hiengen während des Kunsperns wie angeheftet an den schwellenden Früchten, die in einem Körbchen mitten auf dem Tische standen und dem Franzel also die ganze Esserei höchst unbehaglich machten, so lange sie nicht selbst an die Reihe kamen.

Die Maria aß ein paar Löffel Milch und ein Schnittchen Brot und ein kleines Stückchen Geräuchertes, und

Digitized by Google

ihre Augen standen beständig auf der Wacht, daß Alles in Schick und Ordnung bleibe. Sie merkte es, wie die Hand des fleißig zugreifenden Peter schon ein paarmal auch nach dem vollen Glase gezuckt hatte. Sie vermuthete, daß er der Versuchung nicht mehr allzulange würde widerstehen können, und um dem Beginnen eine gute Form zu verleihen, nahm sie ihr Glas in die Hand und sagte: „Der liebe Herrgott gesegne unser glückseliges Beisammensein!“

Sie stießen Alle an und der Peter ließ sich die gute Meinung nicht zweimal gesagt sein. Der kleine Franzel betrieb die Verrichtung mit besonderem Nachdruck, und als er mit Julianen anstieß, schrillte es grell. Aber sein wie ihr Glas war ganz geblieben, und jetzt kamen die Kirschen.

So hatte die kleine seltsame Gesellschaft auf dem Anger vor dem Forsthause eine fröhliche Stunde zugebracht. Die beiden Frauen frischten ihre Jugenderinnerungen auf, der Peter machte den bescheidenen Zuhörer und lächelte dienstbeflissen, so oft die edle Frau eine heitere Bemerkung that. Allmählig aber begann er mit den Augen umherzusuchen, auf dem Tische, auf der Bank, unter dem Tische, griff mehrmals in den Sack und war unruhig. Maria sah, daß er seine Pfeife suchte und winkte ihm mit den Augen, er solle das heute bleiben lassen! Denn sie kannte den Duft seines Krautes.

„Ei, so hätte ich doch bald vergessen!“ rief plötzlich Juliana, „da ist noch etwas nur für den Herrn Förster!“ Und öffnete das früher bei Seite gelegte Packet. Es waren Cigarren.

Nun stand der Himmel erst für Alle offen. Der Peter stülpte den Ellbogen auf den Tisch, schmauchte, nahm manchmal einen Schluck, nickte manchmal ein wenig mit dem Haupte, schmunzelte vor sich hin und sagte auf einmal: „Mit der Frau Königin beisamensitzen, es ist halt doch eine schöne Sach!“

Und so ist das Wiedersehen der Königin mit ihrer Freundin gefeiert worden. Die Sonne war schon lange hinter der Wucht des Wolfgangberges hinabgesunken, als Juliana sich von der Försterfamilie verabschiedete.

„Es bleibt bei dem Verabredeten,“ sagte sie noch, „in wenigen Tagen bin ich bei euch. Dann gebe Gott uns schönes Wetter im Walde und auch — draußen, daß wir im lieben Frieden einmal können das Leben genießen.“ Nach diesen Worten gab sie dem Förster und seinem Weibe die Hand und gieng mit ihrer Begleiterin den Hügel hinab in das Engthal zum Wagen. — Das Leben genießen nennt sie das, dachte der Peter bei sich, wenn sie aus dem Königsschloß zu den Hinterwaldhäuslern herabsteigt. Was doch die hohen Herrschaften für wunderliche Passionen haben!

Jetzt war aber unter der Esche jener viereckige Ballen mit der grauen Leinwandumhüllung vergessen worden, und als ihn der Peter näher besah, entdeckte er daran einen Zettel mit den Worten: Das ist der Stadtmarkt für meine Freunde im Forsthaus.

Er wollte allsogleich aufthun, doch die Maria sagte, es müsse früher noch das Haus in Ordnung gesetzt werden. Als dieses endlich — es war schon die Dämmerung da — geschehen, trug der Förster den Ballen hinein auf den Stubentisch und zog sein scharfes Messer aus dem Sack, die Bande aufzutrennen.

„O nein,“ wehrte Maria, „den schönen Strick laß ich nicht zerschneiden. Du hast einunddreißig Jahre lang auf den Stadtmarkt warten müssen, Du wirst auch noch warten, bis ich an dem Strick die Knoten gelöst habe.“

Bei Kerzenschein sahen sie die Gaben. Da war ein rothseidenes, durch und durch fertiges Bettzeug für drei Betten. Dann war eine kleine goldene Frauenuhr, und es war ein Fernrohr, und ein Wettermesser neuester Art und es war ein kleiner, sehr putziger

Digitized by Google

Steireranzug. Die Freude war groß, der kleine Franzel mußte noch den Anzug an's Körperlein streifen, und darin war er freilich so herzig, daß die Mutter ihm den Kuß gab, welcher der Spenderin vermeint gewesen. Der Peter zog sein Fernrohr auseinander und schaute damit in die Nacht hinaus, und die Maria sah so lange auf ihre goldene Uhr, bis sie zum Aerger des Kleinen ausrief: „Jetzt ist's aber Zeit zum Schlafengehen!"

Das Bettzeug wurde wohl für dieselbe Nacht noch nicht benützt, aber dieses ausgezeichnet geschnittene und gesteppte Bettzeug, wenn es die Maria ansah, machte ihr ein wahres Herzeleid. Daß doch so gar keine Freude vollkommen sein darf auf der Welt! Wie schön wäre es gewesen, wenn diese Decken und Kissen nicht fertig in's Haus gekommen, wenn sie sie selber hätt nähen können!

Und nun kamen die merkwürdigen Sommertage, als die Königin im Waldhause wohnte bei ihrer bäuerlichen Freundin.

Es waren aus Friedau Gewerbsleute gekommen, um am Forsthause einzelne Bequemlichkeiten anzubringen und Einrichtungsstücke zu schaffen; die Maria hatte ihnen aber nicht viel zu thun übrig gelassen. In der Nähe des Hauses waren Ruhebänke angebracht worden, aber als Juliana nun so umhergieng, wählte sie selten eine dieser Bänke zur Rast, sie gieng weiter in den Wald oder stieg die Höhe hinan und setzte sich auf einen Stein oder auf einen Baumstrunk. Maria begleitete sie fast immer, war es mit, war es ohne den Knaben. Der Peter schritt, wenn er mit dem Gewehr und seinem Bergmann in die Wälder gieng, auch manchmal ein wenig neben den Frauen her, war sehr zuvorkommend, gab ihnen Fußsteige und freundliche Rastplätze an, unterwies sie auch sonst in mancher Eigenthümlichkeit der Gegend, schlug sich jedoch bei guter Gelegenheit in seine Forste und Geschläge. Er kam sich in der feinen Gesellschaft, so schlicht sich Juliana auch gab, recht einfältig, fast dumm vor. Er hätte mit der Königin schon auch klug plaudern mögen, aber die Gegenwart seines Weibes hemmte ihn. Er meinte, daß sie jedes Wort, welches er sprach, wäge und auf seine Hoffähigkeit prüfe, und jemehr er sich zusammennahm, desto ungeschickter kam oft manche Bemerkung heraus. Daß sich Maria seiner zu schämen hätte, das wollte er nicht, und so war ihm bei seinen Bäumen wohler, als in Gesellschaft der lieben Frauen. Zudem durfte er unter den Fichten und Lärchen auch nach Herzenslust seine Pfeife rauchen; ja er war sogar geneigt, seine Blödigkeit bei der hohen Frau dem Umstande zuzuschreiben, daß er dort nach strenger Vorschrift seiner Maria im Munde nicht die Pfeife haben durfte. Und in der That, wenn er im Walde behaglich rauchend dahin schritt und mit seinem munteren Bergmann plauderte, da sprach er wie einer der sieben Weisen.

In vielen Theilen des Waldes, den er zu hegen hatte, arbeiteten immer noch Holzschläger, um die von dem großen Schnee verursachten Brüche aufzuscheitern oder in ganzen Klötzen zu Thale zu bringen. Und wenn die Frauen ruhig unter einer Lärche auf dem Anger oder am Waldrande beisammen saßen, so hörten sie manchmal den verlorenen Hall eines stürzenden Baumes oder eines in die Tiefe fahrenden Klotzes.

Juliana hatte stets eine Strickarbeit oder ein Buch, oder eine Zeichenmappe bei sich, Maria benützte diese Zeit, um für die Ihren die Winterstrümpfe zu stricken. So saßen sie beisammen und planderten ruhig von Diesem und Jenem und Juliana wurde nicht satt, die Waldgegend zu betrachten. Am Fuße des Wolfgangberges, wo der sanft aufsteigende Grasanger zu Rande geht und an steilerem Hange der Wald beginnt,

Digitized by Google

war eine Stelle, wo sie gerne saßen. Da konnten sie hinabschauen auf das taubengraue Schindeldach des Hauses, auf die in den Weiden grasenden Kühe, auf die futtermähende Magd, sie konnten hinschauen auf den gegenüberliegenden Waldberg, auf den starrwipfeligen Tannenhorst, der zur linken Hand die Aussicht schloß, und konnten hinschauen rechterhand auf einen felsigen, theils mit dunklem Gestrüpp bewachsenen Ausläufer des Wolfgangberges, von dessen Lehnen ein Wässerlein niederkam, das hernach unten in der Schlucht hinausrieselte. Die Ruhe ringsum war so sanft und tiefergreifend, daß es der Juliana manchmal zum Weinen war vor lauter Glückseligkeit.

Und wenn sie ihr Auge auf die Gegenstände der nächsten Nähe warf, so kam ihr jedes Steinchen, jedes Pflänzlein und Thierchen bedeutend vor, und Maria hatte eine besondere Naturgeschichte. Sie hatte in der Pflanzenkunde nicht allein ihre Vergißmeinnichte, Himmelschlüssel, Hahnenfüße, Hundszungen, Rittersporne, Frauenhaare, Ehrenpreise, Tausendguldenkraut und dergleichen; auf diesen Matten wuchsen auch Junggesellenherzen, Blutige-Tren, Kinderaugen, Kopfindiehöh, Höllisch-Feuer, Wachsindenhimmel, blaue Zauberin, Bettelweibel, Traumirnit, Starrköpfel, Todtenblüh und allerhand andere Pflanzen und Blumen mit seltsamen Namen und Geschichten. Zu Allem wußte sie ein Märchen, eine Sage, die sie so halb unbewußt hersagte, oder ein launiges oder sinniges Sprüchlein. Auch die Käfer, die unter den Halmen krabbelten, und die Vögel, die in allen Zweigen sangen, hatten hier andere Namen, fast in jeden hatte der Mensch einen Gedanken hineingelegt. Der ganze Wald war beseelt und es gab — wie Juliana bei sich dachte — zartere und reinere Seelen darunter, als ihrer in der großen Residenz zu finden sind. Gegen den kleinen munteren Franz beobachtete Maria stets einen gewissen Ernst, der den Knaben im Zaume hielt, während es Juliana gerne gesehen hätte, daß er seine ganze kindliche und gesunde Unbändigkeit entwickelt hätte. Einmal hatte der Kleine das Unglück, sich durch Genuß von Himbeeren und Stachelbeeren den Magen zu überanstrengen. Die Folgen davon waren heftig, und die Mutter überhäufte ihn mitten in seinem Leiden mit herben Vorwürfen. Da nahm sich der Peter des Knaben an und sagte: „Wozu ihn denn noch ausknurren, den armen Kerl? Wenn man ihn einfach aufmerksam macht auf die Ursach seines Jammers, so wird das genug sein. Er ist gestraft genug und merkt sich's."

„Dein Mann hat wohl recht," bemerkte hierauf Juliana zu ihrer Freundin. „Wenn ich Kinder hätte, zanken wollte ich mit ihnen so wenig als möglich. Daß ich bei aller Gelegenheit meinen Aerger an den Kindern ausließe, dafür wären sie mir zu gut."

„Du redest genau so," sagte Maria, „wie alle Leut reden, die keine Kinder haben. Wenn ich noch etlichen Jahren Dir Deine schöne Lehr zurückgeb, so mußt Du's auch leiden."

„Ich werde es gern leiden," sagte Juliana.

So vergiengen liebliche Tage. Allmählich dehnten die beiden Frauen ihre Gänge aus und stiegen höher den Berg hinauf. Der Fußsteig gieng im Zickzack durch durch Waldschatten, und dort, wo die Bäume aufhören und die Wände beginnen, rieselte aus dem Gestein auf dünnem Holzrinnlein eine Quelle in einen Trog. Davor im feuchten Sand waren Klauenspuren von Hirschen, die an dieser Quelle ihren Durst zu löschen pflegten. Man nannte die Quelle den Hochbrunnen. Nun stiegen die Frauen manchmal hinauf zum Hochbrunnen, setzten sich dort auf den Kopf des Troges und schauten über die Wipfel hinaus. Das Forsthaus war hier nicht mehr zu sehen, es lag zu tief unter dem Walde. Im Uebrigen war das schon ein weiterer Blick als unten auf dem Anger; der gegenüberliegende Wald-

Digitized by Google

rücken war niedergesunken und hinter demselben standen jetzt andere Berge, theils bewaldet, theils mit glatten Blößen, theils mit Felsgruppen. Auf den Almblößen ruhte dort und da ein lichteres Würfelchen, es waren Sennhütten. Die Berghöhen standen in leichtem Dufte, und darüber lag der stille Sommertag mit seinen schimmernden Wölklein.

Juliana saß hier oft stundenlang und schaute in die Gegend aus und sprach kein Wort. Manchmal kam es der Maria vor, als ob ihr lieber Gast ein geheimes Anliegen hätte, aber sie forschte nicht darnach, sondern war freundlich und zuvorkommend, ohne aufdringlich zu sein.

Manchmal, wenn sie an diesem Brunnen auf der halben Höhe des Wolfgangberges so dasaßen, war es, daß neben im Gestrüppe etwas knisterte. Sofort standen die Frauen auf und giengen in entgegengesetzter Richtung hinter Erlen- und Haselgesträuche. Da kam der Hirsch, hob das hochgekrönte Haupt, schnupperte in der Luft umher, ob es wohl geheuer sei, trabte dann zum Brunnen und trank.

Eines Tages, als die Frauen wieder emporstiegen zum Hochbrunnen, und Juliana, die ihrer Freundin um einige Schritte voraus war, auf einem Steine sitzend wartete, wo man schon den Brunnen erblicken kann, sah sie, wie zwischen dem Erlengebüsch ein Weib mit Rückenkorb und Rechen herankam, am Brunnen rastete und dort ihre Schuhe auszog. Die Schuhe ließ sie neben dem Holztroge stehen und stieg barfuß mit ihrem Korbe in die Felsen hinauf, wo sie allmählich in den Schründen verschwand.

Als unsere beiden Frauen am Hochbrunnen wieder nebeneinander saßen, wies Juliana auf die hier zurückgelassenen Schuhe und fragte, was das bedeute.

„Das wird wohl eine Wildheuerin gewesen sein," antwortete Maria, „da gehen die Weiber auf den Wolfgangberg, um Heu zu sammeln; denn wenn man auch meint, der Berg wäre lauter Stein, zwischen den Wänden liegen doch grüne Wiesen, die man von unten nicht sieht und auf denen ein süßes Futter wächst. Ich selber habe mir oftmals davon geholt, aber man muß an manchen Stellen barfuß hinaufklettern, daß man nicht abrutscht und sich mit den Zehen in die Steinspalten einklammern kann. So wird's auch dieses Weib machen und darum hat sie die Schuhe ausgezogen."

„Und die Leute begeben sich eines Korb voll Heues wegen in Lebensgefahr?" fragte Juliana erstaunt.

„Das thun sie nit," sagte Maria. „Deswegen ist's ja, daß man die Schuhe auszieht, damit keine Lebensgefahr ist."

Juliana betrachtete die groben, mausgrauen Riemenschuhe, die da ganz nahe, als ob sie sich sehr lieb hätten, beieinanderstanden und auf ihre Herrin warteten; sie waren an den Sohlenrändern mit Eisennägeln beschlagen, daß der Pechdraht durch die Nägelköpfe geschützt war und auf rauhen Wegen nicht so leicht zerrissen werden konnte. Das Ueberleder war stark verwaschen, wohl schon lange nicht mehr eingefettet, und daher spröde und rissig geworden. Die aufgelösten Riemen, theils noch durch die Löcher gezogen, hiengen zu Boden; ihre Enden waren mit Messingstiften beschlagen, damit man sie leichter durch die Löcher ziehen konnte. Das Alles hatte Juliana betrachtet und jetzt sagte sie scherzend, sie möchte doch einmal wissen, wie sich's in einem solchen Bergschuh gehen lasse! wolle ihre Sammtstiefelchen ausziehen und ihre Füße in die plumpen Aelpler stecken.

„Geh," verwies ihr Maria solches Beginnen, „daß Du nachher einem Bauer oder Holzknecht oder Ochsenhalter nachlaufen müßtest!"

„Wieso?" fragte Juliana.

„Du kennst doch die Geschichte von den entwendeten Stiefeln?"

„Erzähle sie mir!" bat Juliana.

„Mein Gott, ich erzählen!" sagte

Digitized by Google

Maria, „ich kann nit Geschichten erzählen. Ja bei mir allein schon, aber wenn mir wer zuhört, da geht's nit."

„Das bildest Du Dir nur ein," lächelte Juliana, „also wie war's mit den Stiefeln?"

„So will ich's probieren. Wann's Dir nit gefallt, so sag's halt, daß ich aufhör'."

Maria richtete ihr Strickzeug zurecht und fieng an zu erzählen: „Da ist halt einmal ein Prinz gewesen, ein wunderschöner Prinz. Aber weil er übermüthig ist gewesen und seine Hunde lieber hat gehabt wie das Volk, so haben ihn die Leut nit mögen. Und wie sein Vater gestorben ist und er hat wollen König werden, ist in seiner Residenzstadt ein Aufruhr ausgebrochen und — nein," unterbrach sich Maria, „das ist recht ungeschickt, es geht nit."

„Weiter, weiter, es geht sehr gut," drängte Juliana.

„Also, ist ein Aufruhr gewesen und haben sie den schönen Prinzen umbringen wollen. Der hat sich bei stockfinsterer Nacht von seinem Schloßfenster mit einen Strick hinabgelassen und ist davon. Hat sich geflüchtet weit in's Land hinaus und in die Wildnis. Da sind ihm beim Wandern seine zarten Füß heiß und wund worden, und wie er im Wald zu einem Tümpel kommt, hat er die Stiefel ausgezogen, um die Füß im kühlen Wasser zu baden. Jetzt kommt ein schlanker Bauernknab daher, der will im Tümpel fischen. Wie er den schönen Jüngling sieht, der am Ufer sitzt und seine Füß hinabhängen laßt ins Nasse und mit seinen Augen unverwandt in den tiefen finsteren Wasserspiegel schaut, bleibt der Knab stillstehen und weiß nit recht, was er machen soll. Jetzt sieht er auf einmal im Moos die feinen Stiefel stehen, die der Prinz ausgezogen hat, und da denkt er: Mein Lebtag, so möcht ich doch wissen, wie sich's in so zwei Herrenstiefelein lauft. Fürwitzig löst er seine groben Schuh los und steckt seine Beine in die Stiefel des Prinzen. Die sind woltern schmal und lang, dieweilen des Knaben Pfoten kurz und breit sind. Aber das weiche Leder gibt nach und er ist drinnen. Da ist ihm so leicht wie zum Tanzen und Springen, und weil der fremde schöne Herr immer noch nachdenklich in's Wasser schaut, so lauft der Knab mit den Stiefeln davon. Er lauft davon, wohin sie ihn tragen, und sie wissen gar seltsame Wege, und der Knab ist wohl sehr verwundert darüber, wohin sie ihn führen. Sie führen ihn aus der Wildnis in's schöne flache Land, und an den Straßen wo er geht, werden Ehrenbögen gebaut, und in den Dörfern, wo er vorbeikommt, werden die Kirchenglocken geläutet. Die Stiefel führen ihn gegen eine große Stadt, dort kommt ihm viel Volk entgegen, und das jubelt und trägt ihn auf hoher Sänfte durch die Gassen und Straßen, und hinauf in den königlichen Palast. Da denkt der Knab: Ich sehe, daß ich ein Glückskind bin, es schaut aus, als ob ich ein hoher Herr sollt werden. Wann das ist, so will ich zu den schönen Stiefeln auch ein seidenes Gewand haben, und einen wohlbestellten Tisch und ein weiches Federbett, und ein schönes Edelfräulein; die dumme Dasel mag ich jetzt nit mehr. — Jetzt will er im guldenen Saal stehen bleiben und die Herrlichkeit bewundern, wie er sie noch niemalen gesehen hat, allein die Stiefel wollen nicht stehen bleiben, sie strampfen keck in den Boden und führen den Knaben die Stufen hinauf zum Königsthron. Und just, wie er sich dort niedersetzen will, stürmen Rotten herbei, packen den Knaben und sagen: Dieser Thron ist für Dich viel zu nieder, Du mußt einen höheren haben! Und führen ihn vor die Stadt und auf ein hohes Gerüst, und schlagen ihm den Kopf ab."

„Und der wirkliche Prinz?" fragte Juliana, als die Erzählerin schwieg.

„Ja, der wirkliche Prinz," fuhr sie also fort, „wie der sich genug die Füß gebadet und genug in den Tümpel

Digitized by Google

geschaut hat, steht er auf und will seine Stiefel anziehen. Er findet sie nit und findet nur die groben Ochsenlederschuh, die der Bauernknab zurückgelassen hat. Im Gottesnamen, sagt er zu sich, eher daß ich mit bloßen Füßen weitergeh, leg ich diese festen Schuh an — und steckt sie an die Füß, und riemt sie fest, und trabt schwerfällig davon. Lang muß er gehen, da kommt er zu einer Hütte. Steht ein altes Weib vor der Thür und schreit: Aber Toni, aber Toni, wo bleibst so lang, wir warten auf Dich mit der Suppen! Er geht in's Stübel und setzt sich zum Abendbrot: Milch mit Käse und einen fetten Eierkuchen! Meiner Tag, wie ihm das geschmeckt hat! Denn er war hungerig geworden auf dem weiten Weg. Jetzt hat ihm das Weib auch noch einen Krug Wein gebracht, und ein alter Mann, der beim Ofen sitzt, schaut glückselig auf den Prinzen und sagt: Trink, Toni, trink. Wir geben gern unsere Rothgroschen aus, daß Du essen und trinken kannst. Schau, wir haben Dich so viel gern. Hast gleichwohl keine Fisch nit heimbracht, macht nix. Sollst Dich nit abmühen der paar Fisch wegen, geh iß und trink. — Weil sie, wie Du Dir denken kannst, gemeint haben, es ist ihr Sohn. Alsdann will der Prinz in's Bett gehen, es ist aus lockerem Stroh und hat eine grobe Leinwand darüber und auch eine solche Hüll, die wohl weiß und sauber ist. Wie er den Fuß auf die Bank thut und daß er die Schuh will aufriemen, springen diese mitsammt dem Prinzen auf's Fletz und zur Thür hinaus in die Nacht. Und laufen über ein grünes Kornfeld hin zu einem Nachbarshaus, und dort hinterseits zu einem Fenster. Das geht auf, und drinnen sagt ein sauberes Dirndel: Schlüpf nur still herein, es schlaft schon Alles. Aber die Schuh zieh aus, sonst thut's dem Bettgewand schlecht. — Nachher hat sich der Prinz sogar aus der Weis verliebt in das Bauerndirndel, daß er auf's ganze Königsgspiel vergessen und die saubere Dasel geheiratet hat, und das ist die G'schicht von den entwendeten Stiefeln."

„Also meinst Du," scherzte nun Juliana, „daß mich diese Schuhe der Wildheuerin auf solche Wege führen könnten!"

„Kannst leicht sein," sagte Maria.

„Du hast nur vergessen zu erzählen, ob der Prinz mit der Bäuerin glücklich gewesen ist."

„Natürlich ist er glücklich gewesen, in den Geschichten sind die Leut immer glücklich, wenn sie zusammheiraten."

„Wer weiß, ob's nicht manchem Prinzen mehr um das gienge, als um's Königsein," bemerkte Juliana mit einem leisen Seufzer. Und setzte nach einer Weile bei: „Ja, meine liebe Maria, das Königsein ist eine harte Sache!"

„Freilich wohl auch eine schöne," sagte Maria und zählte die Maschen ihres Strickstrumpfes. „Wer sich so brav hält wie Du, und so viel Gutes stiftet, der kann sich wohl nicht beklagen."

Juliana nahm sie an der Hand und sagte: „Es freut mich, daß Du mir dieses Wort sagst."

„Wenn Du —" sprach Maria, und bückte sich auf den Boden nach einer hinabgefallenen Nadel, „wenn Du nur Eins nit hättest gethan."

Juliana blickte ihr in's Gesicht, weil die Försterstrau weiter aber nichts sagte, so versetzte sie: „Du hast gegen mich etwas auf dem Herzen."

„Es thut mir nur um Dich leid," sagte Maria, „denn vielleicht hat er's ja verdient, es thut mir nur um Dich leid."

„Sprich Dich aus, liebe Freundin," sprach Juliana, „Du weißt ja, wie sehr ich Deine Meinung achte; Du bist eine Frau aus dem Volke, aber Du hast mir auch in Dingen, die Dir ferne liegen, nie etwas gesagt, das ich für thöricht hätte halten müssen. Kannst die große Welt und ihre Werke und Ziele freilich nicht verstehen, aber Du denkst von ihnen wie ein ganzer natürlicher Mensch. Und selbst wenn Du

Digitized by Google

einen Irrthum sagst, so irrst Du nur vor den Weltwegen und nicht vor Dir; so irrst Du nur, weil Du nicht weißt, wie die Zustände sind, aber nicht, weil etwa die Sache, die Du meinst, unrichtig wäre. Ich höre in Dir das, was ich sonst fast nie hören kann, den Menschen, und das ist mir viel wert, denn ich soll ja Menschen regieren, und nicht Soldaten, Kaufleute, Edelleute und Arbeiter als solche. Also sei offen, Maria, ich bitte Dich, und sage, wenn Du etwas gegen die Königin auf dem Herzen hast."

„Dein Brief," sagte nun Maria, „hat mir schier die Seele verbrannt."

„Welchen meinst Du?"

„Wo Du mir schreibst, daß Du Einen zum Tode hast verurtheilt."

Einen Augenblick schwieg Juliana, dann sagte sie, wie für sich selbst: „Also das ist's. — Ich habe ihn nicht verurtheilt, meine Liebe," wendete sie sich dann gegen die Freundin, „verurtheilt hat ihn das Gericht, ich habe das Urtheil nur unterschrieben. Und ich mußte es thun; hätte ich es nicht gethan, so wäre das so viel gewesen, als ich hätte es in mein Königreich hinausgerufen: Der Königsmörder verdient nicht zu sterben, er verdient zu leben! Und jene Partei, die sich heute gegen den Thron, gegen die Ordnung und die Gesetze erhebt, soll ihres Amtes walten, denn sie wird ohne Strafe sein!"

So sprach die Königin. Maria schwieg.

Und als Maria immer schwieg, versetzte Juliana leise: „Und Unrecht habe ich doch, ich mag es beschönigen, wie ich will. Nicht als Königin habe ich Unrecht, daß ich einen Verbrecher tödten ließ, aber als Mensch, daß ich einen Menschen hingerichtet habe. Ich fühle es tief, Maria, und ich kann nicht mehr so kindlich froh sein als früher. Ich sah es nicht, wie sie den Greis erwürgt haben, aber ich sehe es jeden Tag und jede Nacht, auch da bei Dir im Walde, ich sehe es, wie ihm die Schlinge um sein graues Haupt geworfen wird. Er war kein gemeiner Verbrecher, er wollte mit der unseligen That Gutes vollführen, er hat der Gefahr nicht geachtet, die er über sich heraufbeschwor, er war ein Held, und ich mußte es sein, der ihn zu einem Märtyrer der Menschheit machte."

„Jetzt kommst Du wieder zu weit auf die andere Seiten hin," versetzte Maria. „Ein Mensch wie dieser Kammerdiener, der das Vertrauen seines Herrn auf solche Weis mißbraucht, der ist bei mir kein Held. Die Treue geht voraus, und wenn das gute Werk ohne Verbrechen nicht geschehen kann, im Gottesnamen, so soll es halt nicht geschehen. Aber daß Du just das, was Du an dem Andern bestrafest, selber thust: Einen umbringen, das ist nit in Ordnung. Auf zeitleben in den Kerker werfen, den Kerl, das gehört ihm. Man muß sich halt doch allemal an das halten, was unser Herrgott selber gesagt hat, und der hat gesagt: Du sollst nicht tödten." Da jetzt Juliana gedrückt dasaß und schwieg, so setzte Maria bei: „Schau, Du mußt mir's verzeihen, daß ich so denk, ich versteh's nit besser. Es wird ja recht sein, wie es ist, und daß ich's ganz aufrichtig sag: Ob er geheult worden ist oder nit, das ist mir alles eins, mir ist nur um Dich und wie ich Dich kenn, wird Dir das eine Weil nachgehen. Mich hat's nur gedrückt, daß ich Dir's sag', jetzt ist mir leicht. Mach's Kreuz darüber und denk an die vielen tausend Leut, denen Du Hilf gebracht hast. Denk an die, so verkommen und zugrund gangen wären ohne Deiner — schau, Königin, an die mußt denken."

So war Maria die Anklägerin und Trösterin, und Juliana wußte kaum, wie ihr geschah.

Oben hinter einem Felsvorsprunge saß schon lange das Weib mit dem Henkorb und war in tausend Aengsten. „Jetzt sind da unten beim Brunnen zwei Frauen, wie komm ich zu meinen Schuhen! Eine ist schier fürnehm und hinabgetrauen thät ich mich um kein'

Digitized by Google

Streich. Und sie gehen nit weg, und sie gehen nit weg.“ So sagt das Weib zu ihrem Korb und guckt hinab. Endlich gehen sie doch weg und die Schuhe lassen sie stehen, wo sie stehen, und jetzt steigt die Wildhenerin flink hinab zum Brunnen und thut die Schuhe an. Wie sie vorhin die Frauen heimlich beguckt hat, so begucken jetzt wir sie bei ihrer vertraulichen Verrichtung. Und wenn wir Alles erwägen, ihre Jungheit und ihre Drallheit, und noch dazu ihre Lustigkeit, wie sie jetzt frisch dahinschreitend ein helles Jodeln anhebt, so können wir nicht in Zweifel sein, wohin sie die Schuhe führen — zum Mann, wenn er ihr nicht gar entgegenkommt auf halbem Weg, oder noch weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Sonnenschein und Lampenlicht.

Ein Bild aus der Künstlerwelt. Von **J. Meixner.**

In dem nicht allzugroßen, aber behaglich eingerichteten Zimmer, in welches die matten Strahlen der Morgensonne durch die kleinen Fenster auf den blankgescheuerten Estrich fallen, sitzt ein Pärchen: sie eine jugendliche, beinahe mädchenhafte, jedoch kräftig hohe Erscheinung mit einem Gesichtchen rund und roth, darin zwei kohlschwarze Augen wie zwei Feuerrädchen funkeln und rollen. Mit dem weißen, mit Spitzen kokett besäumten Schürzchen, das sie um die Taille mit zwei rosenrothen Bändern gebunden hat, gibt sie da einer Kaffeeschale, dort einem Löffelchen noch den letzten Glanz; er sitzt ihr gegenüber beim runden Tisch, die Füße behaglich ausgestreckt, in der Hand ein Heft, das auf ein Haar einer Rolle gleicht; es muß auch eine sein, denn er blickt bisweilen von ihr auf nach der Decke des Zimmers, wo die ersten Frühjahrsfliegen ihr munteres Spiel treiben und murmelt etwas vor sich hin, das ganz den Klang Schiller'scher Verse hat. Eine mittelgroße Figur, von ebenmäßigen Formen, nur gegen Brust, Schultern und Nacken stark gedrungen. Das nicht unschöne Gesicht ist glatt rasiert und läßt die Conturen des energisch geformten Mundes sehen, in dessen Winkeln Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit spielen. Hin und wieder fällt der Blick des jungen Mannes auf ein in der Ecke des Zimmers stehendes Kinderbettchen, unter dessen Decke das Athmen eines lebenden Geschöpfchens hörbar ist. Dann leuchtet's in seinen guten Augen auf, wie Vaterfreude und Vaterstolz, und er dämpft seine Stimme beim Memorieren, um den kleinen dreijährigen Willi nicht aufzuwecken.

„Trink jetzt Deinen Kaffee, Schatz, sonst wird er kalt; da erst Morgen Probe ist, kannst Du Dir zum Trinken schon Zeit lassen!“

„Gleich, gleich, Mariechen, nur noch den verteufelten Monolog einmal durchgesprochen, dann einen Kuß von Dir und darauf kommt der Kaffee; Du weißt, mir läßt's keine Ruhe, bis ich meiner Rolle vollkommen Herr bin. Bist Du denn schon mit Deiner Stuart im Reinen?“

„Noch lange nicht, aber Du weißt, ich lerne schnell und höre den Souffleur vortrefflich.“

„Mir ist es unbegreiflich, wie man eine Rolle wie die Maria Stuart nach dem Souffleur spielen kann; ich werde das an Dir so lange tadeln, bis Du es sein läßt; vergiß nicht, daß Du doch eine echte Künstlerin werden willst

Digitized by Google

und daß die Befriedigung seiner selbst das Hauptziel des Künstlers sein soll, wenn er etwas Großes werden will."

„Pedant!" und dabei lachte sie hell auf, wie ein Kind, so daß der kleine Willi dort in der Ecke sich unter der Decke zu regen und zu strecken beginnt, die Augen aufschlägt und seine kleinen Händchen emporwirft.

„Ah, guten Morgen mein Prinz, wie geruht? wie geschlafen?" und die junge Mutter hüpft zum Bettchen und zieht den Knirps unter der Decke hervor, dessen kleine Arme sich um ihren Hals schmiegen, während die Füßchen unruhig herumzappeln.

„Mama, Papa — guten Morgen!" lallt der Willi. Mama hüllt ihn in ein warmes Tuch — denn der Ofen strahlt noch keine genügende Wärme aus — bringt ihn schwingend zu Papa, der ihm gleich hundert Küsse auf sein Rosenmündchen drückt und ein Brödchen in seine Hand. Dann setzt sich die Schauspielerin nieder, nimmt ihn auf den Schoß und gibt ihm die besten Bissen.

In demselben Augenblick klopft es an der Thür, das Dienstmädchen — nicht das ihrige, denn sie wohnen hier als Aftermiether — tritt mit einem Briefe von ungewöhnlichem Format ein; sie legt ihn auf den Tisch und verschwindet; die Schauspielerin greift hastig darnach und schreit auf: „Rudolf schau, was da steht!" — „Die Direction des neuen Stadttheaters in W."

„Und an wenn adressiert?"

„Da lies! damit Du mich nicht der leichtsinnigen Erbrechung fremder Briefe beschuldigst" — sagt sie mit einem drollig ernsten Pathos, indem sie seine Stimme frappant nachahmt.

„An Frau Marie L . . . Schauspielerin am Stadttheater in T . . . z." Er las es mit merklicher Aufregung, aus der ein leiser Ton wenn, nicht des Neides, so doch der Ueberraschung hindurchklang, weil der Brief nicht an ihn, sondern direct an die Frau adressiert war. Marie war in demselben Augenblick wie ausgewechselt; sie riß dem Manne den Brief aus der Hand, stürzte mit dem kleinen Willi zu seinem Bettchen, wo sie ihn beinahe unsanft fallen ließ und begann das Convert mit dem Finger aufzureißen. Willi war von dem jähen Wechsel so überrascht, daß er fast zu weinen anfieng, und auch der Vater schüttelte unzufrieden den Kopf und suchte den enttäuschten Kleinen mit Liebkosungen zu beruhigen.

„Willst Du zuhören, oder nicht, Rudolf" rief die Schauspielerin in merkwürdiger Erregung aus — „laß jetzt den Fratzen und höre!"

Mit zitternder Stimme und von Zeile zu Zeile sich steigernder Freude las sie folgenden Brief:

„Sehr geehrte Frau!

Im Auftrage der Direction des W . . . Stadttheaters habe ich die Ehre, die Anfrage an Sie zu richten, ob Sie geneigt wären, Ende dieses oder Anfang nächsten Monates an unserer Bühne ein auf Engagement abzielendes Debüt zu absolvieren, nachdem das Fach einer ersten jugendlichen Heldin und Liebhaberin durch den Abgang Fräulein K . . . 's vakant wird. Indem ich Sie bitte, mich umgehend in Kenntnis zu setzen, ob und unter welchen Bedingungen Sie diesen Antrag acceptieren würden, zeichne ich hochachtungsvoll T . . . Secretär. Im Auftrage der Direction."

„Was sagst Du zu diesem unverhofften Glück?"

Rudolf schwieg eine Weile wie beklommen, dann senkte sich sein Blick zu Boden und er fragte mit etwas gepreßter Stimme: „Von mir ist also in diesem Briefe keine Rede?"

„Wie Du siehst mein Schatz, nein," sagte sie kurz hin, mit beinahe stolzer Selbstverständlichkeit; doch gleich darauf, als wollte sie die Schärfe, die in ihren Worten lag, wieder gut machen, eilte sie mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu, setzte sich auf seinen Schoß, schlaug

Digitized by Google

ihre Arme um seinen Hals und streichelte ihm so zärtlich die Wangen, so zärtlich .... und fing an, ihm begreiflich zu machen, daß sie gegenwärtig am Stadttheater in W... mit Darstellern von Liebhaberrollen über und über versorgt sind, sonst würde er sicherlich den gleichen Antrag erhalten haben wie sie; daß er nur ruhig und ohne Scrupel das Engagement in diesem Neste aufgeben und mit ihr nach der Hauptstadt ziehen sollte; „für die ersten paar Monate" — schloß sie, werden wir Beide mit meiner Gage reichlich auskommen können — denn unter dreihundert Gulden monatlich gehe ich garnicht hin — und später, wenn ich selbst festen Fuß gefaßt, werde ich auch Dir eine Stellung beim Director auswirken .... eine Stellung die Deinem bedeutenden Talente entsprechen wird" — setzte sie rasch hinzu, denn sie sah die Wolke, die sich finster über ihres Mannes Augen lagerte.

Die gute Marie; ach, sie wußte es nur zu gut, daß ihr Rudolf nicht das Talent in sich habe, um mit dem ihrigen gleichen Schritt halten zu können auf dem dornigen Wege der Kunst; was ihr Genie spielend und mit unbewußter Leichtigkeit überwand, daß mußte er auf dem künstlichen Wege des strengsten Fleißes, der kalten Reflexion aus sich heraus pressen und während, ihre Leistungen den Stempel unverfälschter herzerquickender Natur an sich trugen, schleppten die seinigen den Eindruck des mühsam Erlernten, Gekünstelten und Gemachten wie eine Kette nach sich; sie wußte das, sie fühlte es instinktiv, ohne sich darüber bewußte Rechenschaft geben zu können; er verwechselte seine flammende Begeisterung für die Kunst, der zu Liebe er vor fünf Jahren eine sichere Stellung in seiner Vaterstadt aufgegeben, mit der Kunst *selbst*, er war in denselben Wahn befangen wie tausend Andere, daß dieses begeisterte *Wollen* auch die sichere Bürgschaft des künstlerischen *Könnens* sei.

Um so leichter wurde es der Gattin, all seine Einwürfe, Bedenken, Zweifel und Scrupel zu beseitigen. Denn was vermag nicht ein Weib, wenn es von ihrem Manne so geliebt wird, wie Marie von Rudolf! Er stimmte schließlich ihrer nicht ohne Scharfsinn gemachten Combination bei, die sie in Betreff ihrer künftigen Stellung, ihres künftigen gemeinsamen Glückes so siegesbewußt entwarf, und beschloß, sogleich nach Ablauf der Saison gemeinsam mit ihr nach der Hauptstadt zu reisen.

Die letzte Vorstellung in T...z weihte der geschäftskundige Director dem Abschiede der hier so beliebten und gefeierten Schauspielerin, denn er wußte, daß er das beste Geschäft dabei machen würde. Auf dem Theaterzettel prangte in mächtigen Lettern: „Zum Abschiede von Frau Marie W... zum letztenmale Marie Stuart." Die Vorstellung verlief glänzend — für Marie W...

Schon als sie auftrat, brauste ein minutenlanger, begeisterter Beifall durch das dichtbesetzte Haus; sie spielte die schottische Königin mit einer Einfachheit und Größe der Empfindung, die selbst den Blasiertesten ergreifen mußte. Ihr Mann stand indessen an der Thüre des Prospekts, des Augenblicks harrend, in dem er als Mortimer an der Seite seiner vergötterten Marie stehen würde; der Empfang, welcher seiner Frau zu Theil wurde, durchbebte ihn freudig und doch und doch ..... als der Jubel donnernd durch's Haus rauschte und garnicht enden wollte, als das Publikum immer wieder nur den Namen seiner Frau rief, da entrang sich unwillkürlich seiner beklemmten Brust ein tiefer, tiefer Seufzer .... warum? er wußte es selbst nicht — er gab sich keine Rechenschaft darüber — er *wollte* sich vielleicht keine geben .....

Nach dem dritten Akte, nach der Scene mit Mortimer, stieg die Begeisterung des Publikums auf's Höchste. Der Vorhang rollte in die Höhe und Marie erschien dankend mit Mortimer, die Frau mit ihrem Manne; das erstemal ließ sich's das Publikum gefallen, als

Digitized by Google

sie aber auch nach dem zweiten Aufheben Hand in Hand mit ihm vortrat, da rief das Publikum gleichsam protestierend: „Maria, Maria! Wiederkommen! Bravo Maria!“ .... Mortimer zog seine Hand rasch aus der ihrigen und drückte sich eiligst in die erste Coulisse; denn es kam ihm vor, als hätte er mitten durch all den Beifall auch boshaftes, hämisches Zischen vernommen, das sogleich aufhörte, als er sich zurückzog ....

An diesem Abende kämpften in Rudolfs Brust Künstlerstolz und Mannesliebe einen merkwürdigen, einzigen Kampf, und solcher Kampf läßt Narben zurück, kleinere und größere, auch solche, die niemals ganz verheilen ....

Drei Tage darauf dampften Rudolf und Marie W... mit ihrem kleinen Willi der Residenz zu. Es war ein heller, sonniger Frühlingstag, der jeglichen Kummer vom Menschenherzen zu bannen vermag, und doch waren nur Marie und das Kind heiter, ja beinahe ausgelassen, indeß Rudolf unbeweglich in einer Ecke lehnte und trüb hinausstarrte auf die vorüberfliegenden Aecker, auf denen die Winterfrucht fröhlich keimte. Sein Weib konnte leicht guter Dinge sein, aber er?.. welcher Zukunft, welchem Schicksale eilte er entgegen? Würden die Ideale die er sich gesetzt, in der Residenz ihre Verwirklichung finden? Dort als Künstler wirken zu können, war sein Wunsch, sein Streben immerdar; aber rufen mußte man ihn dorthin — wie seine Frau; nicht ungerufen wollte er kommen, nicht durch die Vermittlung eines Weibes emporgehoben werden, denn er haßte und verachtete jede Protection, er kam sich vor wie eine Waare, die dort nach der Hauptstadt geschmuggelt werden sollte .....

Den nächsten Tag nach ihrer Ankunft fuhr Marie W... in ihrem schönsten Kleide nach der Wohnung des Theaterdirectors, die in dem elegantesten Stadttheile der Residenz lag.

Er empfieng sie nicht wie eine arme Provinzkomödiantin, sondern wie eine bereits anerkannte erste Künstlerin der Residenz, was ihr unendlich schmeichelte und ihr im Nu eine Haltung, ein Selbstbewußtsein einflößte, zu dem sich ihr Mann in seiner angeborenen und vermöge seiner echten Bildung tief eingewurzelten Bescheidenheit niemals hätte aufraffen können; wozu ein Anderer Monate und Jahre braucht, um sich einzuleben und einzuarbeiten in große Verhältnisse, das gelang ihr in der kurzen Unterredung mit dem Director, in nicht ganz einer Stunde; ja schon nach den ersten Worten schlug sie ihm gegenüber einen Ton an, der ganz so klang wie der einer verhätschelten, allbeliebten Primadonna.

Der Director sah die Mache dieser Metamorphose, aber sie imponierte ihm doch höchlich; sehr natürlich: denn diese war der beste Beweis ihres schauspielerischen Könnens, die beste Bürgschaft eines großen Erfolges auf den weltbedeutenden Brettern.

Sie kam, sah, wurde gesehen und siegte. Wo ihr künstlerisches Können noch nicht hinreichte, dort half ihre blendende Schönheit siegreich nach. Das Publikum, insbesondere die Männerwelt, sprach nur mit zum Himmel gewandten Augen von ihr und die Kritik pries mit wenigen Ausnahmen den neuen flammenden Stern, der auf dem Kunsthorizonte aufgegangen. Ihre glänzenden gesellschaftlichen Talente verschafften ihr bald den Zutritt zu den ersten Zirkeln der Residenz, Wohlthätigkeits-Vereine bestürmten sie mit Bitten um ihre Mitwirkung bei allen möglichen Theatervorstellungen, Matinéen und declamatorischen Soiréen, junge und alte Habitué's umdrängten, wenn sie „zu thun“ hatte, die Thüren ihrer Garderobe, um der Ehre theilhaftig zu werden, sich ihr vorstellen zu können und ein freundliches Wörtchen von ihren schönen Lippen zu erhaschen, kurz, Marie W... war urplötzlich aus einer unbekannten Provinzschauspielerin eine Kunstgröße ersten Ranges geworden.

Digitized by Google

Trotz der Warnungen und Abmahnungen ihres Mannes, der an den Triumphen seiner Marie einen mehr stillen, in sich zurückgezogenen, als öffentlichen Antheil nahm, wurde gleich nach ihrem ersten Erfolge eine elegante Wohnung gemiethet und so möbliert und decoriert, daß selbst die verwöhnteste Gesellschaft darin empfangen werden konnte. O, wie peinigte dies Heraustreten aus stiller, behaglicher Häuslichkeit den armen Mann, wie anders hatte er sich einst sein eheliches Glück gedacht, geträumt! Und wäre er nur auf gleicher Höhe des Erfolges mit ihr gestanden; hätte er ihr nachkommen können in dem rasenden Fluge, den ihr Talent so plötzlich, so unerwartet genommen; freilich hatte ein Wort von ihr genügt, um den Director sofort zu bestimmen, auch ihn in den Verband des Theaters aufzunehmen, aber mit welch süßsanrer Miene that er das, und welchen Gehalt bot er ihm an! Aber auch dieses hätte er hinabgewürgt, wenn nur seine künstlerische Stellung eine bessere, hervorragendere gewesen wäre!

Während seine Frau „die Jungfrau von Orleans" unter stürmischem Jubel des Publikums spielte, war er gezwungen, irgend einen nichtssagenden Ritter im Gefolge Karl's des VI. darzustellen. Und dabei kam es ihm immer vor — er wußte nicht recht, war's Einbildung oder Wirklichkeit — als gienge bei seinem jedesmaligen Auftreten ein höhnisches Zischen und Lispeln durch die Reihen des Publikums! Während seine Frau in den Zwischenacten, von begeisterten Verehrern umringt, Hof hielt, stand er in einiger Entfernung, in einem Winkel an eine Coulisse gelehnt, unbeachtet und vergessen, und verbiß seinen Groll, seine Eifersucht so gut er konnte; sie war bestrebt, ihn in diese Gesellschaft mit hineinzuziehen, sie winkte ihn zuweilen zu sich heran, um ihn all den huldigenden Größen vorzustellen; wie lästig war ihm das! er trat heran, verbeugte sich stumm, reichte wohl auch dem Einen oder dem Andern die Hand, wenn sie ihm gerade dargeboten wurde, aber es geschah so erzwungen, so abstoßend höflich, daß die Leute — ihn, den Bescheidenen — für arrogant oder für dumm hielten.

Viele von ihnen waren ihm geradezu spinnefeind, weil — nun, weil er der Gatte des herrlichen Weibes war; diese sahen dann auf ihn von oben herab, wie man eben auf einen untergeordneten Schauspieler herabsieht. O, wie das brannte in seinem Innern, wie das lastete auf seinem Herzen! er vergalt den Hochmuth mit doppelter Verachtung, und sah er seine Frau mit Einem dieser „Theaterparasiten," wie er sie gerne nannte, so liebenswürdig, so einschmeichelnd, ja er mußte sich's endlich gestehen — so kokett verkehren, so wallte es auf in seiner Brust und er wurde gegen sie rauh und herrisch.

Eines Abends — sie spielte die Iphigenie — wollte es der Zufall, daß er, der in diesem Schauspiele nicht mitzuwirken hatte, in dem Augenblick auf die Bühne kam, als einer der einflußreichsten Actionäre des Theaters, welcher der schönen Tragödin den Hof machte, mit empörender Zutraulichkeit seinen Arm um ihre Taille legte, indem er ihr dabei etwas in ihre rosige Ohrmuschel flüsterte. Rudolf erstarrte — das war zu viel! Im ersten Augenblicke wollte er sich auf den Betreffenden stürzen und ihn für seine Kühnheit züchtigen; aber war denn seine Frau nicht die Schuldige? Konnte jener Mann sich so viel erlauben, wenn ihn nicht ihr Benehmen dazu ermuthigt hätte? Und sie lachte — lachte so unbefangen, als wenn sich dies Alles von selbst verstünde, als ob dahinter nichts Arges wäre . . . . !

Er trat näher, maß den Actionär mit einem Blicke voll Wuth und Verachtung, faßte — ihm den Rücken kehrend — seine Frau am Arme und zog sie etwas unsanft einige Schritte mit sich.

Digitized by Google

„Was soll das — bist Du verrückt?“ zischte sie zornig zwischen den Zähnen hervor.

„Ich möchte Dich ersuchen, wenn schon nicht mich, so doch wenigstens Dich selbst mehr zu achten — wie kannst Du Dich von diesem Bengel so ruhig umarmen lassen?“ — dabei bebte seine Stimme und seine Augen funkelten unheimlich.

„Willst Du denn gar nicht vernünftig werden? Begreifst Du denn nicht, daß das Theater kein Kloster ist und daß besonders wir Frauen uns Manches gefallen lassen müssen um unserer Existenz, um unseres Brodes willen? Wie willst Du mit Deinen beschränkten, spießbürgerlichen Ansichten hier Carrière machen? Ich gebe es auf, Dich zu bekehren, Du bist unverbesserlich, verschlimmerst Deine Situation durch Dein täppisches Benehmen nur noch mehr, und zerstörst mir die Fäden, deren ich zur Festigung meiner Stellung bedarf. Wenn Du nicht das Talent oder den Willen dazu hast, so lasse wenigstens mich so gescheit sein, für uns Beide zu sorgen.“

— „Um diesen Preis verzichte ich auf Glück und Carrière!“

— „Du — aber ich nicht! — das merke Dir ein= für allemal!“ und damit drehte sie ihm, einer Furie ähnlicher als Iphigenien, den Rücken, um gleich darauf mit dem Ausdruck engelgleicher Milde und Hoheit auf die Scene zu treten.

Rudolf stürzte wie rasend davon; in seinem Innern brannte eine Hölle von Enttäuschungen, Schmerz, Reue und Verzweiflung. Das war das bescheidene, holde, anspruchslose Geschöpf, das er vor vier Jahren in einer kleinen Provinzstadt — als unbedeutende Schauspielerin kennen lernte, die sich glücklich pries, wenn er — dort der gepriesene Heldenliebhaber — sich herabließ, ein paar freundliche Worte mit ihr zu wechseln? Er hatte sie damals unter seinen Schirm und Schutz genommen, sie mit Büchern beschenkt, mit deren Hilfe sie ihre Anschauungen über ihre Kunst klärte und erweiterte; er war es, der den Funken des Genius, der in ihr schlummerte, zur schönen, leuchtenden Flamme entfachte, der ihr rathend und lehrend die Wege wies, die sie zu Ruhm und Bedeutung emporführen sollten; er war ihr geistiger Vater und Bildner — und nun — und nun stand er ihr im Wege — sie sagte es selbst! Nein, das soll, das muß anders werden, das ertrage ich nicht — rief's in ihm, während er durch die Straßen rannte — es mag biegen oder brechen!

Unwillkürlich lenkte er die Schritte nach seiner Wohnung; an der Thür kam ihm sein Kind entgegengesprungen; das arme Kind! seit die Eltern in der Residenz wohnten, mußte es oft viele, viele Stunden unter der Obhut des Dienstmädchens zubringen; der Vater beschäftigte sich noch hin und wieder mit ihm; aber Mama hatte jetzt so wenig Zeit für ihn, so wenig!

„Papa, lieber Papa!“ jubelte es Rudolf entgegen. Ah! der Klang der Kinderstimme fiel wie kühlender Balsam auf sein heißes, pochendes Herz. Er preßte den Kleinen an sich, er war Alles, was ihm von seinem Glück zurückgeblieben . . . . .

Rudolf und Marie wurden gegen einander immer kälter, immer fremder. Natürlich fanden sich auch hier gute Freunde, welche die klaffende Spalte zum unüberbrückbaren Abgrund erweiterten. So etwas kommt herum, besonders beim Theater; Einer flüstert's dem Andern zu, Eine der Andern, und schließlich ist's ein offenes Geheimnis, daß die reizende Marie W . . . mit ihrem Manne nicht harmoniere. Auch gibt es in einer Großstadt Blätter genug, die sich eine so pikante Thatsache nicht entgehen lassen; es erscheint eines Tages in einem derselben eine scheinbar mysteriös gehaltene Geschichte, die ihren Lesern nebst dem disharmonierenden Gatten auch schon die Ursache der Dis=

Digitized by Google

harmonie auftischt; sie ist nicht wahr, aber sie enthält Motive, welche die Gesellschaft so leicht begreiflich findet, und welches Motiv läge bei einer Bühnenkünstlerin näher als — der Liebhaber?

In einer Nacht — es hatte bereits auf dem großen Dome ein Uhr geschlagen — saß Rudolf beim Bettchen des kleinen Willi, der mit glührothen Bäckchen zwischen den weißen Kissen dalag und den tiefen, ruhigen Schlaf eines sorglosen Kindes schlief. Auf dem kleinen Tischchen nebenan brannte eine Lampe, deren Licht durch einen grünen Schirm gedämpft wurde; von Zeit zu Zeit nahm der Vater ein dort liegendes Buch zur Hand, um es gleich wieder hinzuwerfen und in das dämmerige Gemach hineinzustarren, oder die ruhigen Athemzüge des Kindes zu belauschen; sein Blick war gläsern und unstät, wie der eines Fieberkranken; auf den hohlen Wangen brannten zwei große dunkelrothe Flecken; wenn sein Geist zurückschweifte nach früheren, glücklicheren Tagen — — da perlten schwere Tropfen aus seinen Wimpern und er mußte mit aller Macht seinen Jammer niederkämpfen, um nicht aufzuschreien wie ein Thier . . .

Doch still — unten auf der Straße halten Wagen vor dem Hausthor; eine lustige, lachende Gesellschaft von Damen und Herren steigt aus — und er hört durch die Winternacht die Stimme seiner Frau: „Keine Müdigkeit vorgeschützt, Ihr müßt Alle zu mir hinauf! ich braue Euch einen Punsch, wie Ihr noch keinen in Eurem Leben getrunken!" „Bravo! bravo! ein herrlicher Gedanke, vorwärts!" schrien ein paar Männerstimmen. Rudolf schwirrt es vor den Augen; schon hört er die Klingel des Hausthores — jetzt knarrt dasselbe in seinen Angeln, jetzt hört er den lustigen Schwarm auf der Treppe — und er weiß nicht, was er thun soll; er fährt mit den Händen durch die Luft, als suchte er eine Waffe, um sein Haus, sein Kind vor Ueberfall zu schützen; aber ohnmächtig fällt er in den Stuhl zurück. Die Gesellschaft betritt lachend und lärmend die Zimmer; ist's Täuschung? etwas wie ein Seidenkleid rauscht durch's anstoßende Gemach; eine Hand legt sich auf die Klinke der Kabinetthüre, wo er mit dem Kinde sich befindet; — seine Frau steht vor ihm . . . . .

„Nun, Herr Gemahl, wollen Sie nicht endlich Ihre Bärenhöhle aufgeben und mit den Lustigen lustig sein — hier ist meine Hand, ich biete Ihnen Versöhnung an," sagt sie mit einem unnatürlichen, erzwungenen Lachen, indem sie die eine Hand gegen ihn ausstreckt.

„Fort von hier, elendes Weib!" ruft Rudolf, während seine Hand sich drohend ballt; dann, als sie spöttisch auflacht, springt er auf, und stößt sie mit einem Ruck vor die Thür, die er so heftig zuschlägt, daß der kleine Willi aufwacht. „Einfältiger Schwachkopf!" hört er noch aus dem anstoßenden Zimmer rufen, dann dringt nur gedämpfter Schall lachender Männer und Frauen und klirrender Gläser zu ihm herüber.

— — — — — — — — — — —

So wartet er das Dämmern des Morgens ab; dann kleidet er das schlaftrunkene Kind an, packt das Nothwendigste in eine Reisetasche, nimmt Willi auf den Arm und eilt mit ihm zum Bahnhof. Abends erreicht er die kleine Stadt, wo ihm noch das alte Mütterchen wohnt. Bei ihr angekommen, umhalst er sie stürmisch und drückt sie an sich, legt ihr sein Kind in die Arme und ruft: „Was ich Dir hier bringe, Mutter, ist das Beste, was ich aus den trüben Wellen meiner Kunst gerettet."

Digitized by Google

Verliebte Leut'.

Ein Idyll aus steirischem Waldlande von P. K. Rosegger.*)

Personen:

Spreitzer	Ein Bauernhofbesitzer.
Georg	Sein Sohn.
Stegerin	Eine Bauernhofbesitzerin.
Zilli	Ihre Tochter.

Frischer Wald. Morgentliche Stimmung. Ueber die Bühne im Schiefeck ein Holzzaun, wie solche an Grenzrainen zu stehen pflegen. Ueber demselben ein Bretterstiegel. Im Vordergrunde, rechts den Zuschauern, wildes Rosengesträuche, vor demselben ein dicker, liegender Baumstrunk. Im Walde hört man in den kleinen Zwischenpausen des ganzen Spieles, und gleich anfangs, Jiuken und Amseln singen.

I. Scene.

Georg, ein frischer, strammer Bauernbursche, in streng steirischer Tracht, im Gürtel ein Holzbeil, sitzt auf dem Baumstrunk und ist damit beschäftigt, einen Hahnenfederstoß in sein grünes Hutband zu stecken.

Georg (den Hut aufsetzend). Gut steht er! —

A Schneid in da Brust,
Und a Stößl afn Huat,
Und a Dirndl zan liabn
Steht an iadn Buabn guat.

(Im Wald hört man von einer weiblichen Stimme einen Jodler singen. Georg horcht auf.) Tausend sapperalot! Den Vogl kenn ih!

(Vom Hintergrund gegen den Zaunstiegel kommt Zilli, ein junges erwachsenes Mädchen, in streng steirischer Tracht, die nicht ganz neu, aber nett und reinlich aussieht. Eben beschäftigt, ein Blumenkanzel zu binden, naht sie trällernd dem Stiegel. Wie sie darüber steigen will, tritt Georg vor.)

Georg: Halt! da heißt's mauthen!

Zilli (überrascht): Uh, der Görgerl!

Georg: A Bußl kost's!

Zilli: Geh, drah Dih!

Georg: A Bußl kost's!

Zilli: Moch koani Gschichtn und loß mih weita.

Georg: A Bisserl a Busserl!

Zilli: Nit amol denkn! Hon koa Zeit, muaß mit mein Soom hoam.

Georg (geschmeidig): Soom (Samen) host? Wos dan für oan!

Zilli: Nuabsoom trog ih hoam. D Nuada will n heint noh oubaun.

Georg: Woaßt wos, Zilli? Bleib Du do ba mir und loß d Nuabn in Sock wochsn. Wann s zeiti sein, essn ma s mitanonda.

Zilli: Weita loß mih! Bin heint nit aufglegg.

Georg: Mir kimpp's a so für. Ih kenn's scha, Dir geht's viel z guat, und däs mocht zwider.

Zilli (lacht überlaut): Freilih, mir geht's z guat. Letz knut oans wern, da so an dolgadn Redn! (setzt sich auf das Stiegelbrett.)

Georg (der jetzt diesseits des Zaunes sitzt, schäkert mit ihr, ihre Hand streichelnd): A so a feins Handl möcht ih hobn.

Zilli (gibt ihm ein Tätschchen auf die Wange): Do host oans!

Georg (nach einem Veilchen): Ba Dir hät ih ma wos Bessers vahofft.

Zilli: Bin heint nit aufglegg, sog ih!

Georg (langt nach ihrem Kranze): 's Kranzl wirst ma doh onschaun lossn.

Zilli: Jo, wort a wenk! (entrückt ihm den Kranz.)

Georg: Für wen ghört's dann?

Zilli: Dos woaß schon ih selba.

Georg: Schod um Dei Gsichtl,

*) Der Gegenstand dieses Stückchens ist vor einigen Jahren als Erzählung unter dem Titel: „Zizii, zizii" im Heimgarten gestanden. Später wurde er aus Anlaß der Anwesenheit des Kronprinzenpaares in Graz zu einem dramatischen Idyll bearbeitet, zu welchem Josef Gauby eine reizende Musik besorgt hat. Auf ein uns mehrfach ausgesprochenes Verlangen drucken wir die Kleinigkeit hier ab. Die Red.

Digitized by Google

daß s ſa finſta dreinſchaut. Hoſt grod ſo ſchön gſunga!

Zilli: Ih giſt mih.

Georg: Gegngift. Singa mar oans mitanond!

Zilli: Wegn meina.

(Singen.)

Das Diandle, das hat mir
Mei Herz ſchier varuckt,
Hat mih blos ſo liab angſchaut,
Mir d Hand amol druckt.
Wann ih ſtillſteh, wann ih ſtadſteh,
So wunderts Euk nit;
Ih trag ja mei Diandle
Im Herzkammerl mit.

Georg: Guat is s gonga, nix is brochn!

Zilli: Wegn meina ſing wiaſt willſt — ih giſt mih.

Georg: Na ſa woos hoſt dann? (Aufbrauſend) Hiaz red amol! Ih kon de Mockerei nit ausſtehn!

Zilli: Geht's Dih wos on?

Georg (herzlich): Du hoſt an Onliegn.

Zilli: A Schond und a Spott is s. Hiaz denk da s Görgerl, mei Muada will heiratn.

Georg: Recht hot's.

Zilli: Maria und Joſef, Du redſt ihr's Wort?

Georg: Worum dann nit?

Zilli: Ih mog oba nit!

Georg: Sie wird ſcha ſelba mögn.

Zilli: A Sünd und an Undonk is s, daß ſ afn vaſturbnen Vodan vagißt. Hot ihr Haus und Hof zuabrocht. An orms Deanſtbot war ſ heint noh, wann ſ da Voda nit gheirat't hät. Und wia guat as er is gwen af ſie! Nochher is er gſtorbn. Und hiaz hot ſ n ſcha vageſſn. Und koan Stiafvodern mog ih nit! (Schluchzt.)

Georg (nachdenkend): Is a vahöllti Gſchicht!

(Während Solchem ſind unter dem Stiegelbrett zufällig an beiden Seiten die Pfoſten umgefallen, ſo daß die Beiden auf dem Brette ſchaukeln können.)

Zilli (weinend für ſich): Nochha hon ih neamb af da Welt. Bin wul an orms Haſcherl.

Georg (beginnt ſachte zu ſchaukeln): Und is s ah nit recht, daß ſie bei Vodahaus an Frembtn znaſpielt. Du ſelba kunnſt drauf heiratn, wia Du s oanzigi Kind biſt ban Haus! Du ſelba!

Zilli: Wonn ih bös wult ſein, gelt, ih dawihrads? Sie deafad ma neama heiratn. Juſt nit! Schau, däs warn Forn!

Georg: Konnſt nix mochn. Wonn ſo an Weib noch Oan plongt, do hilft ka Bittn und ka Betn — gheirat't wird!

Zili: Oba Jeſſas na!

Georg: Gheirat't wird. Dei Muader is an erfohrns Weib, de woaß s: da Monn is nit zan grothn.

Zilli: Görgerl, va Dir hät ih mar an beſſern Znaſpruch vahofft. Hät ih da s liaba nit dazählt! Hör auf mit Dein dumen Hutſchn!

Georg: Loß na Zeit, Dirndl, ban Hutſchn keman oan gſcheidti Gedonkn. Schau, do is ſchon oana. — Da Frau Muada muaß ma fulgn. Däs ghört ſih.

Zilli: Für a ſelchti Lehr branch ih Dih nit, de gibb ma da Pforer af da Konzl und hot dabei a weißi Pfoad on.

Georg: De hon ih ah on. Und ih bleib dabei: s Kind muaß in guatn Beiſpiel der Eltern fulgn. Will da s gleih ſogn, wia. Geh her, den gſcheidtn Gedonkn muaß ih dar in's Ohrwaſchl ſtecken, ſiſt fliagg er davon. (Er küſſert ihr etwas in's Ohr.)

Zilli (fährt mit der Hand über das Geſicht): Geh, oba na! — Ih woaß nit, gonz — gonz damiſch wird ma ba den Hutſchn.

Georg: Is s da recht?

Zilli: Oba, Görgerl!

Georg: Wos Du mih nar ollaweil Görgerl hoaßt. Bin ih dann noh a kloana Bua?

Zilli (ſchelmiſch): Groß warſt ma gmua.

Georg: Oba z weng ſauber?

Zilli: D Sauberkeit that ſih ah juſt nit fahln.

Georg: Na alſo!

Digitized by Google

Zilli: Gscheidta kunntst sein.

Georg: Ih, gscheidta?

Zilli: Wan Oana mit an Weibsbild onfongg, muaß er gscheidt sein. Ih sog da s, Büabel: Trau Du den Dirndln nit!

Georg (selbstbewußt): Mir wird Koani z gscheidt.

Zilli (Geht plötzlich auf, das Stiegelbrett schlägt um, Georg purzelt auf den Boden.)

Georg (erhebt sich langsam und sagt verdrießlich): Zilli, dos is an olta Gspoaß.

Zilli: Und host n ollaweil noh nit kennt.

Georg: To woaß ih an bessern. zsom gehn ma! (Er bricht an der Stiegl eine Zaunstange ab, um durchzuspringen.) Mei Voda, der is ah noh ka Hascherl. Kunt ah wieda heiratn, wann er wullt. Will oba nit. Denkt af sein Suhn. Weg mit da Stong! Zwischn mein Voders Grund und Dein Muaders Grund brauchn ma koan Zaun. Is mei Grund und Dei Grund. To bin ih! (Er steht bei ihr drüben.)

Zilli: Recht host.

Georg: Die Oltn hobn eahna Soch ghobb. Hiaz keman die Jungen zan Tisch. So is s eingricht't; so geht's af da Welt.

Zilli: Is ah wohr.

Georg (legt seinen Arm um ihren Nacken): Mir Zwoa gehn mitanond.

Zilli: Gilt scha.

Georg (innig): Zillerl! Dih hon ih gern. Ih kunn das nit sogn, wia mar is, wann ih ba Dir bin. Zillerl! Dih hon ih gern.

Zilli (schweigt und schaut zu Boden).

Georg: Dirndl, schan mih on. A Bisserl wirst mih doh Du ah gern hobn. A kloans Bisserl!

Zilli (nickt mit dem Haupte): A kloans Bisserl wul!

Georg: Ausgmocht, aufgschriebn und petschiert (will ihr einen Kuß geben).

Zilli: Oha, petschiert wird ban Omtmonn!

Georg: Kimm, ih woaß an kürzern Weg. Gib her Dei Kranzl, ih trog da s. Na sa gib's her!

(Beide im Hintergrunde ab. Vogelgesang.)

II. Scene.

Der **Spreitzer**, ein ältlicher hagerer Mann. Noch ziemlich aufrecht, doch schon verschiedene Gebrechen des Alters. Altbäuerlich gekleidet, die Pfeife im Munde, ohne daß sie brennt. Tritt links im Vordergrunde langsam auf.

Spreitzer (schaut in's Gewipfel): A Frend, so wos. Is a Frend. Wir ih noh a so a kloana Holtabua bin umgsprunga, sein ma gleich groß gwen, ih und de Bam do. Hiaz sein s storki Zimmerbam. Ih bin ah noh so weit frisch, Gott sei Dank. Wettn will ih nir, ih suach ma noh Oani! A Frend is s. (Sieht den zerstörten Zaun.) Saggera! Wen is der Zaun in Weg gwen! Daß oba scha nir meh sicher geht! Hargott, wan ih amol Oan dawischad! (Macht die Geste des Prügelns. Beginnt dann den Stiegel wieder aufzurichten.)

III. Scene.

Stegerin, ein stattliches Weib, sorgfältig gekleidet, im Gesicht unzählige aber kaum sichtbare Runzelchen. Tritt von rechts auf, ohne den Spreitzer sofort zu bemerken.

Stegerin: De Dirn kunnt ma rein um an Tod schickn. Zruck kimbbs eh nit. In Soom brauchad ih! Wird eh wieda wos Saubers hoam bringa. Wia vorigs Johr. Hon ih Ruabn gsaat, sein Krautgebl gwochsn.

Spreitzer (während des Zusammachens): Eh wul. Mir is s umkehrt gonga. Hon meines Gedonkst an Krautsoom gsaat, sein Ruabn gwochsn.

Stegerin: Da Nochbor! Ollaweil fleißi, fleißi!

Spreitzer: Hot mar a so a vadonckta Lolli in Zaun grissn. Oba kimbb ma nar amol Dauer in d Fanst, a Selchta! Den gfegns Gott!

Stegerin: Geh, he he, kunntst leicht Du ah wild wern. Schaut da nit gleich.

Spreitzer: Wan ih amol harb bin, do bin ih ka Guata!

Stegerin: Ih muaß mih a wenk niedasetzn. (Setzt sich mit einiger Umständlichkeit auf den Baumstrunk.) Ah, do is s guat sitzn. (Pause. Fährt sich über das Gesicht.) Worm is s.

Digitized by Google

Spreitzer: Is eh wohr. Wulta dämi.

Stegerin: Ih roat, as bleibb neama long schön.

Spreitzer: Branchn eh a Krautweda. (Pause.)

Stegerin (wischt sich mit der Schürze an den Händen herum): An schön Habern host heur, af da Leitn ent.

Spreitzer: Eh nit zwida. Wan ma n eina kriagn wir er draussn steht. (Pause.)

Stegerin: Wia geht's da dann ollaweil, Nochbar?

Spreitzer: Uh mei, wia s holt gehn kon. Af da bessern Seitn nir nutz. (Für sich:) Kruzitürkn, wan ih den Kerl dawischad!

Stegerin: Um Dei Bäurin wird da holt ollaweil noh load sei.

Spreitzer: Is eh a so. (Pause.)

Stegerin (fächelt mit dem rothen Handtüchel): De Gölsn! — Hon mar oft denkt — wia ma schon immeramol z denkn kimbb, wan mar alloan is: daß s uns Zwoa schier gleich geht. Dir is s Weib gstorbn und mir da Monn.

Spreitzer: Is eh wohr. (Pause.)

Stegerin (ihm bei der Arbeit zuschauend): Daß D da koan Speil einstößt! Dei Voder hot eahm ah amol an Speil eingstößn, dan Zaun mochn.

Spreitzer: Wird eh sein.

Stegerin: Hon an no guat kennt, Dein Vodern. Woaß s noh guat, wir er mih af sein Knia hot ghutscht und gern gfogg hot, wann ih holt sei Töchterl wa! Oda Schwiegatöchterl, wir er gfogg hot. Mei Gad und Herr! Wia s hiaz ausschaut, hiaz kunts as sih schickn.

Spreitzer: Eh wohr ah.

Stegerin: Wurd jo koan Unglück sein.

Spreitzer (Zimmer am Zaun arbeitend): Ah däs nit. (Zaun längs des Zaunes vortretend bis gegen die Rampen, als wollte er ihn untersuchen. Für sich): Hiaz gscheidt sein! Wonn ih nohamol heirat, sa nimm ih a Jungi. An Olti hon ih eh ghobb. — A Junger kann leicht an Olti nehma, do danerts nit long. — A wenk foppn umaß ih s. (Wendet sich gegen die Stegerin, thut mit der Pfeife um und dem Feuerzeug, ohne etwas zu Stande zu bringen.) Woaßt as, Stegerin, wir oft a Weibadi af Zell gehn umaß, bis s an Moun kriagg?

Stegerin: Neunmol, sogg ma. Ba mir glouggs, he, he, he.

Spreitzer: Und woaßt as, wir oft da Moun af Zell gehn umaß, bis er s Weib wieda weckbringg?

Stegerin (schäkend): Geh geh! Es Manner seids froh, wanns as hobbs!

Spreitzer: Woaßt as, wia der Odam s Vodrunsa betn hot glernt?

Stegerin: Wird wieder a saubers Stückl sei!

Spreitzer: Is nit zwida. Lous zua. — Wia da Gott Voda d Welt daschoffn ghobb hot, do sogg er zan Odam: Odam, sogg er, zan a schuldiga Dankfogung dafür, daß ih Dih daschoffn hon, sulst ma hiaz a Vodrunsa betn. — Ih? sogg der Odam, Vodrunsa betn? Vodrunsa betn kann ih nit. — Wos, schreit da Gott Voda, Du kanst s Vodrunsa nit? Du willst in Menschngeschlecht eahna Stammvoda wern und kannst s Vodrunsa nit? Du, mih zimbb, Dir gehts z guat. Du bist noh koan Noth ine worn, d Noth lehrt betn. Leg Dih nieda! — Der Odam legg sih nieda, draht sih a pormol hin und her und müad is er gwen, woaß mar a so, und — schlost ein. Noch a Weil, wir er munter is worn — steht s Weibsbild do. Af da Stell sollt hiaz in Odam s Vodrunsa ein und flint bet't er s her nochanonda bis zan: Erlöse uns von Uebel Amen.

Stegerin: Nau wort! A so Fravel treibu do da! Du Spitzbua, Du.

Spreitzer: Hi, hi, an Gspoas muaß mar ah hobn. Jo. (Für sich:) Und hiaz hupfn ma von Gspoas afn Ernst üba. (Etwas bekangen) Weil ma scha sa weit redn va da Soch, weil ma scha redn davon. Ih hon ma schon öfta denkt, hon ih ma. — Dei Zilli! — Dei Zilli! —

Digitized by Google

Däs war a Spreißerin! Däs war a Weib für mih!

Stegerin (macht sich mit dem Anzug zu schaffen): Mei Zilli? Doh leicht a went gor z jung.

Spreißer: Aelta wird s. A zwoanzg Jahrl Untaschied. Wos is dos? Heiratn noh Jüngeri und Aelteri zsom. Jo. Wos glaubst dann? Zwischn Dir und — mein Georg is der Untaschied ah nit viel kleana. Jo.

Stegerin (stutzt, dann für sich): Sei Georg? Mih und den? Mih und in jungern Buabn, moant er? Jessas, Jessas, däs war a Gschick!

Spreißer: Ih lossn heiratn, mein Buabn.

Stegerin: Und moanst — moanst wul, daß u recht wa?

Spreißer: Möcht wissen, warum nit? Ih denk, er kriagad an Dir a bravs Weib. Und Haus und Hof dazua. Will mar eh neama recht guat thoan, dahoam. Will ollaweil schon a Wirtschoft hobn. Do hot er gleih oani. Gsund und stork is er ah. Jo.

Stegerin (freudig erregt): Und da mir, däs mnaß ih scha sogn, da mir trifft's Oana nit schlecht. A fruchtbora Korngrund. Gnua Wold und Vieh do. 's Gebäu über und über in guatn Znastond. Koani Schuldn. Unseroans — na, ma siachts eh. Ka horts Zuchaheiratn, Nochbar, ka horts Zuchaheiratn!

Spreißer: Ih woaß s, ih woas s eh. Und da mir is s gleich Ding. Ongschmiert is Oani nit, de da mir Bäurin wird. Bin Koana z sporsum, grob oder so wos scha gor nit. Wer mih kennt, der wirds sogn. Jo. Ba mir, wann sih Oani schickn kann, fahlt ihr nir. Mein erstes Weib hot ollaweil ihrn Kaffee ghobb, und a schöns Gwond. A por Monat eh s gstorbn is, hon ih ihr noh an greanseiden Kidl kafft. A por Monat, eh s gstorben is noh. Na Du woaßt as eh.

Stegerin: Ih woaß s, ih woaß, Nochbar. Kunnt meina Zilli koan bessern Ort wünschn, wia Dein. Koan nit. Is richti wohr: Gfreun thats mih, wanns z Stand kam, däs Sochn. Scha da Freundschoft wegn.

Spreißer (Während des Rauchens überlegt er, nach kleiner Pause): Und sist — wegn an Heiratsgnat, daß ma sogg — gonz noch frein Willn, moanad ih. Dei Tochter heirat't af mein Hof, mei Suhn af Dein Hof. Wos Dei Bräutigom nit mitkriagg, dos bleibb Deina Tochter.

Stegerin (Bewegung mit der flachen Hand): Wird Koans betrogn wern!

Spreißer: Olsa! — Olsa! Bist einvastondn, Stegerin? (Hält ihr die Hand hin) Bist einvastondn?

Stegerin: G'segn s Gott, Schwieger!

(Das Folgende in halb singendem Tone):

Spreißer: Du mei Schwiegamuada!

Stegerin: Und Dei Schwiegatochter!

Spreißer: Ih Dei Schwiegavoda!

Stegerin: Und mei Schwiegasuhn!

Spreißer: Und mei Bua Deiner Tochter ihr Voda!

Stegerin: Und ihr Suhn!

Spreißer: Und Dei Tochter mein Suhn sei Muader!

Stegerin! Und sei Tochter!

(Beide mit komischer Geberde singend):

Schau Du, der Handl is fein!
Lusti wirds, gheirat't muaß sein.
Ih bi Dei Suh,
Mei Tochta bist Du,
A Weiberl wir a Täuberl — gugu!

Stegerin: Singa konnst schön!

Spreißer: Jo eh! Hi hi. Probir ma's nohamol.

Stegerin: Liaba nit. Ih sog daß s, ih hon scha mei Sorg. Daß s doh eppa geht.

Spreißer: Gehts a so nit — sa (verständliche Geste mit den Fingern) schmiert ma.

Stegerin: Nochha, war ih da Moanung, mir fongadn gleih on, gleih.

Digitized by Google

Spreitzer: Nit long umziachn, ih sogs ah. Woaßt, Schwiegerin, Schwagerin, mir müassn unsa Zeit nutzn, hi hi. Vastehst? Ih geh s mein Buabn sogn, gleih geh ih eahms sogn. Muaß eh in Wold do nit weit sein, ba da Hulzorbat. Der wird schaun, wann ih sog: Feirobnd mochn, Görgl! Jan Heiratn is s! Der wird schaun! — Thua wortn, Schwiegerin, wern gleih do sein oll Zwee. (Für sich) Nochha za da Zilli. De wird ah schaun! Pfiat Dih Gott da weil! (Stolpert) Oha!

(Links hinter dem Zaune ab.)

IV. Scene.

Stegerin allein. Sie geht langsam, mit Zeichen der Ungeduld, hin und her, schaut öfters nach der Richtung, wo der Spreitzer abgegangen.

Stegerin: A prächtiga Monn, da Spreitzer. Gleih geht ers on. So is s recht. Jessas, hiaz bringg er mar in Georg! Den liabn Kerl! — Nit umsist hot ma trampp, da Georg wär af mein Hausdoch gfessn und hät an Nogl in First gschlogn. Wos er sogn wird, wann hiaz af oanmol da gouz Steghof eahm ghört. Und die Bäurin dazua! (Sie ordnet mit Hast ihren Anzug, pflückt vom Strauch Rosen, steckt sie an den Busen, in's Haar.) So! A Braut muaß sih aufputzn. Gfolln that ih eahm so ah, ih woaß s. — Scha, do ah a Bleamerl! Do ah noh oans, do steht's gor guat! Ei jo, sauber bin ih eh a so ah. Ober a Röserl is ollaweil schön, is überoll schön. (Mit einer großen Rose pudert sie sich die Wangen.) So! Z jung und z frisch kann da Mensch nit leicht ausschaun. Guat is s. — Wanns na ba die ondern Zwoa ah so leicht geht! Di Zilli is immeramol a Trutzkopf. Daß s n eppa doh mog, den Oltn! War eh ah gscheidter für eahm, er denkad af's Ausnahmsstübl, as wir af's Heiratn. Wir an olta Mensch na so valiabb sei kann! — Mei Zilli, bis heint hot s koa Liabschoft ghobb, dos woaß ih. — Kuntn scha do sei. — Is holt doh besser a Junga, wir an Olta. Is besser. (Man hört im Walde einen zweistimmigen Jodler singen.) Schau Du! Dos is mei Zilli. Und noh Oana! Sults da Spreitzer sein? Kunnt scha do sei, Meiner! — Ober a Bussl loß ih ma nit gleih gebn. Muaß nit gleih sei, hot Zeit. Mit Wortnlossn muaß ma da die Monnleut d Liab aufzügln. Daß s recht groß wird. D Liab is ma nia z groß, mir nit. — Und nochha, wann er moant, ih hät ka Feur, nochher nimm ih n her und druckn vor lauta Gernhobn d Seel aussa, den liabn Kerl! Scht! Er kimpp!

V. Scene.

Zilli aus dem Hintergrunde. Pflückt Blümlein, um sie in das Kranzel zu flechten.

Zilli (bei sich): A Bleamerl Herzliab! Und a Sträußl gnati Hoffnung. —

Stegerin: Du bist es, Zilli?

Zilli: Jo Muada.

Stegerin: Is er da begegnt?

Zilli: Jo Muada.

Stegerin: Nan? — Nan?

Zilli: Wos dann, Muada?

Stegerin: Hot er nix gsogg?

Zilli (schämig): Wul wul.

Stegerin: Kriagst an bravn Monn. Mein Segn hobbs ollzwoa.

Zilli (anfangs verblüfft, später aufjubelnd): Jessas Maria! Muada! Wos hot d Muada gsogg? Heiratn dersn ma? Heiratn? Heiratn? Mir? Und d Muada sogg Jo dazua?!

Stegerin: Do schau da den Bolg on. Valiabb üba d Ohrwaschl in eahm. Gwiß hinta mein Ruckn scha long ausgmocht! Na ih sogs, de jungen Leut! — Dank Dein Gott, Madl, daß er mir ah recht is. Na ih vagunn da n, er ghört Dei.

Zilli (hüpft und tanzt vor Freude): Juch Juch! Mei ghört er. Gouz mei. Gor neambb Ondern. Ollaweil mei! Da schöni Bua! Da liabi Schotz! Ih woaß ma nit z helfn. (Springt der Stegerin an den Hals) Vagelts Gott, Muada! Vagelts Gott, Voder in Himmel! — Ih kenn mi nit aus va lauter Freud!

Digitized by Google

Stegerin: Do schauts her! Wos de findt in dem oltn Krocher!

Zilli: Mein ghört er, der liabi Bua! Mein ghört er. Du greana Wold! Es liabn Vögerln af n Wipfeln, kembbs, helfts ma singa! Helfts ma juchazn, ih derf mein Liabstn hobn! Grüaß Dih Gott, Du schöni Welt! Ih derf mein Liabstn hobn. (Wirft den Kranz in die Luft.) Ih bin glückseli! (Plötzlich weich:) Ih woaß nit, wia mar is. Olls z gach is s kenan, olls z gach. Ih möcht woanen. Ih möcht betn.

VI. Scene.

Spreitzer und **Georg** aus dem Hintergrunde.

Spreitzer: Do, do hobn s man zrissn, de Saggerer, in Zaun.

Georg: Wo is s dann?

Spreitzer (deutet auf die Stegerin): Siachst as dann nit?

Georg: Ih? Wen? (Erblickt die Zilli) Jessas, jo! s Zillerl is do!

Spreitzer (zerrt ihn am Arme heran): Na, sa kimm na, kim! Sie wort't schon af Dih. Gleih keck onpockn. Do, do host as! (Schupft ihn gegen die Stegerin. — Georg und Zilli stürzen sich entgegen.)

Zilli: Görgerl, mir derfn! Zsomheiratn derfn ma!

Georg: Is s wohr? (Nimmt sie um die Mitte und ruft jauchzend:) Jo, Dirndl, ih mog Dih!

(Der Spreitzer und die Stegerin stehen in komischer Verblüffung da.)

Spreitzer: Do hobn ma s!

(Vorhang fällt.)

Der Mutter.

Gedichte von **Gustav Starcke.**

Der Lebenden.

Der Wind fegt wirbelnd durch beschneite Straßen,
'S ist heilige Weihnachtszeit und bitterkalt.
Mit kummervollem Antlitz, nassem Auge,
In fadenscheinigem Mantel eingehüllt,
Und an der Hand ein schlanker, blasser Knabe,
So schreitet rüstig stolz zum Weihnachtsmarkte
Mit eilenden Schritten eine hohe Frau.
Du Mutter bist's und ich der kleine Knabe,
Denkst Du der Zeit, wo hungernd wir und frierend
Am Weihnachtsmarkte Krippchen feilgeboten,
Die ach, in kummerschweren, kalten Nächten
Dein Fleiß hervorgezaubert, um uns Kindern
Auch eine Weihnachtsfreude zu bereiten?
Denn Du, an Glanz und Reichthum einst Gewöhnte,
Beugtest Dich nicht, Almosen zu empfangen.
Und denkst Du dann, wie selig wir in Liebe
Am Weihnachtsabend um den Baum versammelt
Mit Königen nicht tauschten unser Glück?
O, heilige Weihnacht!
Die Zeit verrauscht, und wieder ist es Weihnacht,
Und wieder strahlen hell die bunten Kerzen,
Und wieder jubeln laut die Kinderherzen,
Und wieder schwebt's vom Thurm, wie traumverloren:
Hosianna Euch, denn Christus ward geboren!
Ich blieb Dein Kind, Du mir die theure Mutter,
Mein Leitstern stets in jeder Lebensnacht.
Doch eine lange, finstre Zeit der Trennung
Lag zwischen uns. Hinausgeweht vom Hafen
Der Heimat und des theuren Vaterlandes,
Trieb meines Lebens Schiff auf dunklem Meere.
Ich ließ Dich liebios, flog auf schwankem Kiel
Hinüber in die neue, kalte Welt,
Um arm an Freuden, an Enttäuschung reich
Und weitrem Ziele trauend heimzukehren.
Doch Du, mit Deiner immergleichen Liebe
Scheutest nicht Schnee und nicht des Nordens Frost,
Du suchtest mich, glättetest die Falten
Und nahmst den Schleier mir vom dunklen Auge
Und trocknetest die Thräne von der Wange.

Digitized by Google

So standen Beide wieder wir beim Christbaum.
Doch war der Knab zum Jünglinge gereift,
An seiner Seite eine holde Braut:
Die heilige Kunst! Du segnetest uns Beide,
Und selig lächelnd lag ich Dir am Hals,
Und küßte dankbar Deine lieben Augen,
O, heilige Weihnacht!

Seit dann, ach, abermals sind Jahre hin,
Bin ich allein. Ich bin ein Mann geworden,
Doch nagt an mir des Weihnachtsheimwehs Schmerz,
Dein Bild steht vor mir, denn Du selbst, o Mutter,
Weilst weit von mir im deutschen Heimatland,
Ich aber, tief im Süden, denke Dein.
Ich denke Dein mit all der warmen Liebe,
Die Du in's Kindesherz mir eingepflanzt.
Langsam fällt Schnee und hüllt in's Leichentuch
Die müde, stille Erde traulich ein,
Die Glocke klingt, die zu der Mette ruft,
Wie Geisterhauch weht's grüßend durch die Luft,
Wie aus der fernen Kindheit holdes Singen;
D'raus hör ich, Mutter, Deine Stimme klingen.
Sind wir getrennt durch hunderte von Meilen,
Kann meine Liebe doch auf Flügeln eilen
Und meine Sehnsucht, Mutter, fliegt Dir zu!
Und bringt Dir Tannenduft und Kerzenschein,
Und huscht zu Dir in's kleine Kämmerlein,
Sieht Dich, verlassen von den Kindern allen,
Für die Entfernten heiß Gebete lallen.
O Tag des Heils, der heute mir vergönnt,
Dich, die der Jahre Last zu Boden drücken,
Mit reichen Liebesblüten nun zu schmücken,
Denn alles Elend meiner Kindeszeit
Liegt hinter uns nun weit,
Und nichts erinnert an die Zeit, die trübe,
Als Deine, meine immerwache Liebe.
So wandre denn, geziertes Christbäumlein
Hin zu der Mutter hochgelegener Klause,
Strahl ihr mit Lichterglanz in's goldne Herz,
Daß sie vergesse jeden Trennungsschmerz,
Und sag ihr: daß ein Kind in Liebe wacht.
O, heilge Weihnacht!

Der Todten.

I.

Nun ist der erste Schnee gefallen
Und deckt den kleinen Hügel zu,
Wo mir das Theuerste von Allen
Schläft in der kalten Todtentruh.

Ein Leichentuch liegt ob der Erde,
Weiß wie ein Todtenangesicht;
Ob Frühling, ob es Winter werde,
Die stille Schläf'rin fühlt es nicht.

Du frierst nicht, Mutter! doch mir Armen
Dringt Frost in's innerste Gebein
Und nimmermehr werd ich erwarmen,
Du nahmst mir mit den Sonnenschein!

II.

O daß ich Dich verloren hab
Verlor'n für immer,
Mein Lebensstern, im dunklen Grab
Verlosch Dein Schimmer.

Du hast mit Deiner Liebe Strahl
Den Lauf vollbracht,
Ich steh allein mit meiner Qual
In dunkler Nacht.

Und bleibe ewig, ewiglich
Im tiefen Leid,
Denn diesen großen Schmerz um Dich
Heilt keine Zeit.

III.

Was wäre das für eine Lieb' gewesen,
Wenn sie der Lauf der Zeiten heilen könnt?
Nein, aus dem Schmerze gibt es kein Erlösen
Es ist ein Weh', das unaufhörlich brennt.

Schlägt Dir das Leben noch so tiefe Wunden,
Es wächst ein Balsamkraut für jeden Schmerz,
Doch nimmer, nimmermehr magst Du gesunden,
Traf Dich der Pfeil des Schützen Tod in's Herz.

IV.

Es flattert immer um Dein Grab
Ein kleiner Vogel auf und ab.

Ob Regen, Wind, ob Sonnenschein,
Er fliegt um Deinen Leichenstein.

Und singt mit nimmer müder Kehle
Erinnerung — 's ist meine Seele.

Digitized by Google

Klageruf eines Materialisten.

Das Schlimmste, was einem echten Menschen passieren kann, ist das Denken. Das Nachdenken über das Elend der menschlichen Gesellschaft. Er kann in solchem Zustande keinen Frieden finden. Nicht die Erkenntniß, daß wir schlecht liegen, wirkt so sehr beunruhigend, als vielmehr die Erkenntniß, daß wir besser liegen k ö n n t e n. Wir haben gesunde Sinne, haben Gemüt, haben Vernunft, haben Geschicklichkeit, haben eine große Gewalt über die uns umgebende Natur, wissen was wir wollen und sollen — und können uns nicht helfen. Wir müßten uns eigentlich schämen, wenn wir wüßten vor wem.

Hier nimmt ein Mann das Wort, der allerdings ein halber Pessimist ist, und dem man lange nicht in Allem folgen kann, weil er jenen Weg geht, der uns immer weiter von den Bereichen des Gemütes hinweg in die graue Theorie des für das Menschenherz so unfruchtbaren Materialismus führt. Aber diesmal hat er recht. Es ist ein Schmerzensschrei, den Ludwig Büchner ausstoßt, und der fast wie ein Vorwurf gegen die sonst so hochgefeierte Naturwissenschaft klingt: daß sie in gesellschaftlicher Beziehung für die menschliche Behaglichkeit in moralischem Sinne bisher noch so wenig Vortheile errungen hat.

Ludwig Büchner sagt in einem vor Kurzem in der „Deutschen Revue" erschienenen Essay:

„Grenzenlose Armut neben grenzenlosem Reichtum, grenzenlose Gewalt neben grenzenloser Ohnmacht, grenzenloses Glück neben grenzenlosem Elend, grenzenloser Ueberfluß neben grenzenloser Entbehrung, höchstes Wissen neben tiefster Unwissenheit, angestrengteste Arbeit neben mühelosem Genuß, Schönes und Herrliches jeder Art neben tiefster Versunkenheit menschlichen Seins und Wesens — das ist — vorurteilslos betrachtet — der Charakter unserer heutigen Gesellschaft, welche in der Größe und dem Widerstreit dieser Gegensätze die ehemaligen Zeiten politischer Unterdrückung und Sklaverei fast noch überbietet. Tagtäglich sehen wir die erschütterndsten, aus jenen Gegensätzen entstehenden Tragödien an uns vorüberziehen, ohne ihnen mehr als einen Augenblick vorübergehenden Mitleids zu schenken, da uns, wie gesagt, die Gewohnheit stumpf dagegen gemacht hat, und da wir der festen Ueberzeugung leben, daß sich gegen diese Tragik ebenso wenig mit Erfolg ankämpfen lasse, wie gegen verheerende Natur-Ereignisse.

Unaufhaltsam tobt der Strom des Lebens über die Unglücklichen, Gefallenen hinweg, und das allgemeine Feldgeschrei in diesem allgemeinen Wettrennen nach Glück und der angstvollen Flucht vor Not und Entbehrung lautet: Rette sich, wer kann! Unterliege, wer muß!

Es ist keine Harmonie, sondern ein Gegeneinanderarbeiten der individuellen Interessen, ein im Stillen geführter Krieg, wobei jeder für sich selbst und jeder gegen alle arbeitet, und wobei nur allzuoft der Untergang des Einen das Glück des Andern begründet und begründen muß.

Es ist klar und kann nicht bestritten werden, daß ein solcher Zustand der Dinge nicht blos in ökonomischer, sondern noch mehr in moralischer Beziehung die größten Nachteile hat und haben muß. Die Armut, das Elend, die Besitzlosigkeit neben Mangel der für alle Menschen notwendigen Bildung und die damit notwendig verbundenen

Digitized by Google

Anreizungen stacheln zu Verbrechen auf, während andererseits die Langweile und Arbeitslosigkeit der Besitzenden oder Reichen die Veranlassung zu allerhand Lastern und Fehltritten wird. Die allgemeine Concurrenz erzeugt Neid, Haß, Mitleidslosigkeit und setzt an die Stelle der allgemeinen Liebe Neid und gegenseitige Verfolgung. In einer richtig organisierten Gesellschaft müßte jeder Einzelne durch das Leben oder durch die Anstrengungen und Erfolge der andern gewinnen, während jetzt das gerade Gegentheil der Fall zu sein pflegt. Unsere größten Gewinne erzielen wir durch eine der traurigsten Ursachen oder durch den Tod derjenigen, welche uns am nächsten stehen, und deren Leben uns das Liebste sein sollte, indem wir uns ihre Hinterlassenschaft aneignen. Der Baumeister und alle bei Banten beschäftigten Arbeiter müssen sich freuen, wenn Häuserabbrennen oder einstürzen, gleichviel ob Menschen dabei Schaden erleiden; die Grubenarbeiter desgleichen, wenn hunderteihrer unglücklichen Kameraden im Dunst der Bergwerke ersticken. Der Schneider, der Schuhmacher, der Hutfabrikant u. s. w. müssen sich freuen, wenn die Gegenstände, welche sie produciren, übermäßig rasch verbraucht werden. Der Arzt muß Gefallen an vielen Krankheiten, am Auftreten von Epidemien u. s. w. finden; der Advokat nährt sich von Processen, welche seinen Mitbürgern Ruhe und Vermögen rauben, und sucht sie möglichst lange hinauszuziehen. Der Familienvater (wenn er nicht zufällig ein reicher Mann ist) muß sich freuen, wenn er möglichst wenig Kinder bekommt, obgleich die Fortpflanzung des Geschlechtes eine der natürlichsten und Hauptaufgaben aller organischen Wesen ist, und obgleich Kinder-Reichthum und Zunahme der Bevölkerung als das größte Glück jedes staatlichen Gemeinwesens betrachtet werden sollten; und im vollen Widerspruch mit diesem Grundsatz werden unmoralische Theorien ausgedacht, um der Zunahme der Bevölkerung entgegenzuarbeiten, während in einer richtig organisierten Gesellschaft das Gegentheil angestrebt werden sollte. Der Verfertiger oder Verkäufer geistiger Getränke, der Wirt, der Kellner u. s. w. müssen Gefallen daran finden, wenn die Trunksucht zunimmt, während die verlorenen Töchter des Volkes mit der Zunahme des Lasters das eigene Wohlsein steigen sehen. Ein Gewitter oder Hagelschlag, welcher anderen so großen Schaden bringt, wird von dem Glaser oder dem Versicherungsagenten gern gesehen; und das entsetzlichste Uebel, welches die Menschen betreffen kann, nämlich der Krieg, wird von hunderten und tausenden tapferer und edeldenkender Männer aus persönlichem Interesse auf das lebhafteste herbeigewünscht. Und was sollte aus unserem Heer von Beamten, Sicherheitswächtern, Gefängnisaufsehern, Advokaten u. s. w. werden, wenn, was doch höchlich zu wünschen wäre, Verbrecher und Processe auseinmal aus der Welt verschwinden würden! u. s. w., u. s. w.

Ist so der Widersinn des Systems in moralischer Beziehung schon groß, so ist er in ökonomischer womöglich noch größer. Während die Erde so viele Nahrungsstoffe hervorbringt, daß die ganze lebende Menschheit reichlich damit versorgt werden kann, und bei richtiger Bewirtschaftung noch viel mehr hervorbringen konnte, und während der Nationalwohlstand und die Ansammlung kolossaler Reichthümer in einzelnen Händen eine nie gesehene Höhe erreichen, gehen fortwährend mitten im Schoße einer vom Ueberfluß umgebenen Gesellschaft eine Menge von Menschen aus Not und Entbehrung schnell oder langsam zu Grunde oder werden durch unzureichende Nahrung und Lebenshaltung an Leben und Gesundheit auf das schwerste geschädigt. Und derselbe Staat, welcher mit peinlicher Sorgfalt jedes entstehende Leben schützt und jede, auch die kleinste Ver-

Digitized by Google

sündigung gegen Leben, Gesundheit oder Eigenthum seiner Angehörigen mit schwerer Strafe ahndet, welcher jährlich Millionen ausgibt und Verordnungen über Verordnungen erläßt, um die öffentliche oder private Gesundheit und Sicherheit zu erhalten, sieht ruhig zu, wie fortwährend hunderte und tausende seiner Bürger durch Elend, Not und Entbehrung in einen bald freiwilligen, bald unfreiwilligen Tod getrieben werden!

Soweit Büchner, der Mann von „Kraft und Stoff". Freilich hofft er auf Abhilfe dieser fürchterlichen Mißstände durch neue gesellschaftliche Formen. Er sieht eine Rettung darin, daß der Privatbesitz in den Besitz der Gesammtheit übergehe und daß das Recht der Gütervererbung möglichst beschränkt oder aufgehoben werde. Man muß sich diesem Wunsche, dieser Forderung wohl anschließen. Sie wird einmal durchgeführt werden, es wird besser sein als heute, aber es wird neuerdings dem Schlechten zustreben und das Unrecht und das Elend auf Erden wird nicht abkommen.

Wir fragen: Was ist die Ursache dieser Zustände? Antwort: Der natürliche Eigennutz. — Was ist da zu machen? Kann der natürliche Eigennutz des Individuums gebrochen werden? — Nein. Aber geleitet, veredelt kann er werden. Wenn der Mensch merkt, daß nichts für ihn da ist, als das materielle Gut, so wird er mit Begier nach demselben jagen, und wenn man ihm immer wieder sagt, daß hier nichts und wieder nichts für ihn zu finden ist, als das irdische Gut, und daß ihn dort nichts weiter erwartet, daß er gar nichts hat und haben kann und haben wird, als was er sich in seinen kurzen Lebensjahren an Sinnengenüssen erjagt, so wird er mit doppelter Begier nach materiellen Gütern hasten und in dem Rennen darnach Jeden niederstoßen, niedertreten, der ihm auf dem Wege steht und schwächer ist als er.

So lange in der gebildeten Menschheit nicht eine mächtige Bewegung entsteht, welche die Aufgabe hat, den Schwerpunkt des irdischen Glückes auf Seelenwerte zu legen, so lange ist eine verhältnißmäßige Ausgleichung und ein Besserwerden nicht zu hoffen. Die Seelenwerte, welche ich meine, sind Ideale und Freude an Tugenden. Der Mensch läßt sich zu Allem erziehen, also auch zur Freude an Tugenden. Der Mensch ist mit Phantasie begabt, um auch in Idealen glücklich, ja selig sein zu können. Ist die Phantasie nicht auch ein Sinn des Menschen? Und ist das Hegen eines Ideals nicht auch ein sinnlicher Genuß?

Freilich wird es immer roh und besonders materialistisch angelegte Leute geben, die Solche, welche sich mit Seelenwerten begnügen, materiell erst recht ausbeuten können. Es kommt aber für den Ausgebeuteten nur darauf an, ob er sein grenzenloses Elend inne wird, wie heute, oder ob er in seinen inneren seelischen Besitzthümern, die ihm nicht genommen werden können, Genugthuung, oder wenigstens einen Theil der Befriedigung und des Trostes findet.

Wenn der Philosoph des Materialismus, trotzdem er selbst in gewissem Sinne Idealist sein muß, diese Meinung belächelt, was ja auch der Fall ist, so mag er uns einen besseren Rath geben, wie den furchtbaren Uebelständen, die er selbst beklagt, abgeholfen werden könne.

Digitized by Google

Unſere literariſche Ausländerei.

Von **Eugen Reichel.**

Die Zeit, da Lichtenberg den Charakter des Deutſchen durch die zwei Worte: patriam fugimus bezeichnen zu dürfen meinte, iſt wohl ſo gut wie vorbei; trotz der ununterbrochen fortbeſtehenden Auswanderungen nach England, Amerika und Auſtralien, läßt ſich doch nicht leugnen, daß der Deutſche ſeit 1870/71 ſein Vaterland liebt, aus dem einfachen Grunde, weil er ſtolz auf dieſes Vaterland, auf die jüngſte Geſchichte desſelben und auf die materiellen Erfolge ſeines Handels und ſeiner Induſtrie ſein kann. Deutſchland iſt nicht mehr nur ein geographiſcher Begriff; es iſt zu einem ſtaatlichen Organismus geworden, deſſen Ueberlegenheit ſich in ganz Europa fühlbar macht. Die Deutſchenverachtung hat aufgehört — der Deutſchenhaß ſteht in üppigſter Blüte — und „ein Kerl, den Alle haſſen, der muß was ſein.“

Man ſollte nun glauben, daß dieſer politiſchen Erſtarkung unſeres Volkes auch die Feſtigung des literariſchen Selbſtbewußtſeins zur Seite gehen müßte; daß unſer Volk endlich gelernt haben müßte, das Gute im eigenen Lande zu ſchätzen und das Fremde nur inſoweit zu benützen, als es unumgänglich nothwendig und nicht zu überſehen iſt — leider gewahren wir jedoch von Alledem auch heute noch das Gegentheil. Der Ausſpruch Herder's: „Das ausländiſche Gemiſch, woher es auch komme und was für Sitten es wirke, bleibt billig im Vorrathe,“ findet heute noch eben ſo gut ſeine Anwendung bei uns wie vor hundert Jahren; die Ausländerei, die blinde Hochſchätzung des Fremden auf dem Gebiete der Literatur iſt nach wie vor eine betrübende Thatſache. Hat ſie einen vernünftigen Grund? Sind die Leiſtungen der franzöſiſchen, engliſchen, norwegiſchen, ruſſiſchen, italieniſchen Dichter und Schriftſteller ſo vorzüglich, daß das Verlangen, ſie immer wieder und wieder zu leſen, ſei's im Original, ſei's in einer Ueberſetzung, begreiflich erſcheint?

Da es leichtfertig wäre, wenn ich hier ohne eingehendere Begründung ein Urtheil ausſprechen würde, ſo will ich höflich ſein und die Daudet, Zola, Goncourt, Feuillet, Erckmann-Chatrian, Ohnet, Augier, Dumas, Sardou, Longfellow, Bret Harte, Collins, Elliot, Trollope, Tennyſon, Björnſon, Ibſen, Kielland, Lie, Turgenjeff, Tolſtoi, Doſtojewski, Goutſcharoff, Kraszewski, Jokai, Farina, Carducci (um nur bei dieſen bekannteſten Namen zu bleiben) ſammt und ſonders und ohne Unterſcheidung für Autoren erſten Ranges halten, die wohl verdienen, daß man ſie auch in Deutſchland kenne und jede Zeile, auch wenn ſie uns durch irgend einen armſeligen Ueberſetzer vermittelt wird, in ſich aufnehme. Es wäre gewiß nichts dagegen einzuwenden, daß man dieſe Autoren und noch ein paar andere Modelieblinge des Auslandringes auch bei uns kennen zu lernen wünſcht, wenn — ja, wenn es nur bei dem „kennen lernen“ bliebe, wenn wir nie vergäßen, daß wir Deutſche ſind und jenen vierzig oder fünfzig Autoren eine Ehre damit erweiſen, daß wir ſie bei uns leſen; wenn wir nie vergäßen, daß die Werke jener ausländiſchen Autoren eben ausländiſche Waare ſind und für uns daher immer eine fremdartige Speiſe bleiben müſſen.

Digitized by Google

Aber wie steht es in Wirklichkeit?

Schon allein das massenhafte Uebersetzen hierzulande verhindert, daß die fremden Autoren es für eine Ehre ansehen lernen, von uns übersetzt zu werden. Warum auch? Wer alles Fremde, schon weil es fremd, für Astrachaner Caviar hält, wer einen solchen Heißhunger nach ausländischer Waare zeigt, daß er wahllos Alles verschlingt, was ihm vor Augen kommt, der gibt zu erkennen, daß ihm diese Nahrung, sei sie nun gut oder schlecht, ein heftiges Bedürfnis ist und wo ich das Bedürfnis eines Anderen befriedige, da gebührt mir der Dank, und nicht dem Befriedigten.

Daher darf es uns nicht wundernehmen, daß uns nie ein Wort des Dankes von Seiten der ausländischen Autoren geworden ist, daß uns dieselben im Gegentheil oft genug ihre Geringschätzung haben zutheil werden lassen. Selbst ein Ibsen, der in Deutschland ohne Zweifel fanatischere Bewunderer hat als in seiner Heimat, soll gelegentlich erklärt haben, daß es ihm lieber sein würde, wenn man seine Stücke nicht in's Deutsche übersetzte. (Er ist überhaupt von dänischem Deutschenhaß erfüllt.)

Und nun gar die Franzosen! Was sollen die Pariser Autoren davon denken, wenn ihnen die deutschen Uebersetzer, die deutschen Theaterdirectoren, die Agenten und Verleger unaufhörlich über den Hals gelaufen kommen, wenn man ihnen für das um Gotteswillen zugestandene Recht der Uebersetzung oder Aufführung Summen zahlt, wie sie bei uns den einheimischen Talenten für Originalarbeiten niemals bewilligt werden würden? Müssen wir ihnen nicht lächerlich und verächtlich erscheinen?

Aber diese Gier nach dem Fremden, diese Hochschätzung, die wir allem Ausländischen, weil es ausländisch ist, entgegenbringen, bewirkt noch viel Schlimmeres als nur unsere geistige Demüthigung vor den Ausländern: die Vernachlässigung unserer eigenen Dichter, die Verkümmerung unseres einheimischen Schrifttums. *)

Wie geschieht das? Einfach genug!

An dem Uebersetzungsunfug sind hunderte von Menschen ganz materiell betheiligt; es ist für sie, wenn schon nicht immer eine Lebensfrage, so doch eine Wohllebensfrage, daß der Hunger nach der fremden Speise nicht nachlasse; daher muß er unaufhörlich angefacht werden. So vergeht denn bei uns kaum Ein Tag, an dem uns nicht in einer Reihe von Zeitungen (ganz abgesehen von den übersetzten Romanen und Novellen, Skizzen und Skizzchen aus dem Französischen, Englischen, Schwedischen, Dänischen, Russischen, Polnischen, Ungarischen, Spanischen, Italienischen, Wallachischen, Armenischen und Anderen mehr, welche die Feuilletonspalten füllen) ausführliche Besprechungen über ausländische Meisterwerke vorgesetzt oder liebevolle Charakte-

*) Ich möchte nicht mißverstanden werden. Ich stehe der Masse der literarischen Production durchaus ablehnend gegenüber, gleichviel ob sie nun deutschen oder nichtdeutschen Ursprungs ist. Meiner festen Ueberzeugung nach werden (auch in Deutschland) alljährlich höchstens zehn Bücher veröffentlicht, welche verdienen, von den Gebildeten der Nation gelesen zu werden; alle 25 Jahre höchstens zehn Bücher, welche verdienen, daß auch die besseren Köpfe des Auslandes von ihnen Kenntnis nehmen, und kaum in jedem Jahrhundert erscheint ein Autor (Dichter oder Schriftsteller), dessen beste Werke Gemeingut der ganzen Welt zu werden verdienen. Wenn man aber die einheimische zeitgenössische Literatur unbeachtet lassen wollte, weil ja doch unter 1000 Büchern kaum Ein gutes zu finden und die Entscheidung über das eine gute zu schwierig sei, so muß daran erinnert werden, daß auch die Masse der literarischen Erstlinge ihre große, wenn auch vorübergehende Bedeutung hat. Das Genie steht einsam, aber ihm müssen die Millionen unter ihm als Folie dienen. Das Genie wird wohl immer und überall hungern, wenn nicht verhungern müssen; aber wenn schon die Talente darben und verkümmern müssen, so ist das ein Beweis von Armseligkeit, der die Nation bloßstellt. (Sollte es gegenwärtig im deutschen Volke denn wirklich keinen Dichter geben, der mehr ist als ein „Talent"? Das wäre eine etwas frostige Empfehlung. Die Red.)

Digitized by Google

ristiken dieser „Meister“ und „Zierden der Weltliteratur“ geliefert würden. So erscheint kaum Ein Wochenblatt, das nicht allwöchentlich der ausländischen Belletristik seinen Zoll darbrächte, die „Gegenwart“ bringt sogar seit längerer Zeit auch Uebersetzungen der verschiedenartigsten „Perlen,“ kaum Eine Monatsschrift, die es nicht für selbstverständlich hielte, sich dann und wann mit ausländischer Waare zu schmücken, und bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit einen Essay über ausländische Literatur oder eine ausländische Literaturgröße zu veröffentlichen. Ueber jeden Vorgang innerhalb der ausländischen Literatur wird in unsern Zeitungen ernsthaft berichtet; von jedem Proceß, den Zola oder sonst ein Held des Tages führt, von jeder geschmackvollen oder geschmacklosen Reclame jenseits der Grenzen erhalten wir genaue Kunde. Wie Daudet, Zola, François Coppée, Turgenjeff, Tolstoi, Björnson, Ibsen, Carducci, Stecchetti aussehen, wie sie leben und arbeiten, was für Privatmeinungen sie haben, wie schlecht sie über Deutschland und seine Schriftsteller urtheilen — das weiß Jeder von uns; denn es wird uns immer und immer wieder in den Zeitungen und Zeitschriften erzählt und nicht nur in den Zeitschriften — ganze Broschüren, umfangreiche Bücher werden über einzelne dieser Heroen in Deutschland geschrieben, und es kann vorkommen, daß zwei oder drei Biographen desselben Autors um die Palme ringen. Wenn sie nicht gleich nach Erscheinen eines Romans von Zola oder Daudet, eines Stückes von Ibsen oder Augier mit einer Uebersetzung oder Aufführung bei der Hand sind, so steht irgend ein Bönhase bei uns auf, um uns an unsere „literarische Ehrenschuld“ zu mahnen — und wenn gar ein ausländischer Autor so gnädig ist, dem Drängen seiner Bewunderer nachzugeben und der Hauptstadt des Deutschen Reiches einen Besuch abzustatten, so kann er sicher sein, als ein „unsterblicher Genius der Weltliteratur“ von hundert edlen, großherzigen Germanen ganz persönlich gefeiert und angetrunken zu werden.

Was aber geschieht mit den deutschen Autoren?

Im Feuilleton der Zeitungen haben sie Mühe, sich neben den Ausländern zu behaupten, und auch nur dann, wenn sie in ihren Forderungen so bescheiden sind, sich nach der Decke zu strecken, welche den Uebersetzungsschluderern genügt; im Buchhandel kommen sie kaum zur Geltung; und die Presse bekümmert sich im Uebrigen so gut wie gar nicht um sie — ein deutscher Leser kann suchen, bis er eine ernsthafte, respectvolle Besprechung eines deutschen Dichtwerkes findet; und bis ein deutscher Dichter dahin gelangt, daß man ihm einen Essay widmet — ja, da kann er warten! Die Folge davon ist, daß unsere Dichter arme Leute sind, die von der Hand in den Mund leben und oft genug schreiben müssen, was sie nicht schreiben möchten; daß sie sich ohne Fühlung mit ihren Zeitgenossen wissen, daß sie verkümmert und verbittert durch's Leben gehen, frühzeitig altern und sterben oder dem Irrsinn verfallen — und daß das Ausland unsere Literatur verachtet*), weil wir selbst sie nicht zu schätzen wissen oder sie nicht schätzen wollen.

Welchem Engländer wird es einfallen, einen Geibel oder Hamerling (vorausgesetzt, daß er sie, wenn auch

*) Ich erinnere an die Urtheile Turgenjeff's über die deutschen Schriftsteller (aus deren Masse er nur den einen Heyse herausgehob, vielleicht weil dieser dem „großen Meister der russischen Novelle“ einen Band Novellen ehrfurchtsvoll gewidmet hatte!), die das „Berliner Morgenblatt“ vor einigen Jahren mit vollem Behagen veröffentlichte; an die Verurtheilung der deutschen Schriftsteller aus dem Munde des Brandes (in einem Vortrage, den er in Wien hielt) oder gar an die naive Frage Ibsen's einem Bewunderer gegenüber, der ihm von Gottfried Keller gesprochen hatte, ob der Mann auch Dramen geschrieben habe!

Digitized by Google

nur dem Namen nach, kennt) über Tennyson oder Swinburne oder auch nur neben sie zu stellen? Welchem Franzosen kann der Gedanke kommen, einen Heyse, Keller, Spielhagen, Freytag für größer zu halten als einen Daudet, Zola, Feuillet? Welcher Norweger kennt einen Wilbrandt oder Lindner? Welch einem Russen wird es einfallen, einen Stifter, einen Sealsfield, einen Scheffel oder Storm zu nennen, wenn er Gogol, Turgenjeff oder Tolstoi nennt? Wir aber werden glauben, die Engländer, die Franzosen, die Norweger, die Russen zu beleidigen, wenn wir unsere hervorragenden Dichter (Schiller und Goethe natürlich ausgenommen) neben ihre hervorragenden Dichter stellten. Wie oft bin ich belächelt worden, wenn ich Heyse für mindestens ebenso groß hielt wie Turgenjeff, Hebbel für größer als Ibsen — ich hatte gut reden!

Wenn wir Tennyson, Swinburne, Elliot, Zola, Daudet, Björnson, Ibsen, Turgenjeff, Tolstoi, Carducci sagen, so blicken wir wie begeistert gen Himmel — wenn wir Geibel, Hamerling, Heyse, Keller, Freytag, Wilbrandt, Scheffel sagen — nun, so bedauern wir im Stillen am Ende doch, daß die wackeren Leute nicht wenigstens Goethe heißen.

Wie viel Talente sind bei uns allein mit dem Namen Shakespeare todtgeschlagen worden!

Aber noch schlimmer.

Nicht nur, daß wir Alles verschlingen, was uns die Uebersetzer in die Krippe werfen; nicht nur, daß wir alles Ausländische (wenn es nur nicht offenbarer Schund ist) ohneweiters für wertvoll halten, anstatt dem Fremden, schon weil es das Fremde ist, vorsichtig und vornehm zurückhaltend gegenüberzustehen — wir ahmen auch sofort das Fremde nach, sobald es mit einigem Trara über die Grenze gekommen ist. Wenn Turgenjeff Mode geworden, so schreiben wir wie Turgenjeff; hat man in Paris die Entdeckung gemacht, daß Emile Zola ein neues Evangelium predigt und dementsprechende Meisterwerke hervorbringt, so predigen bei uns gleich zehn Evangelisten dasselbe, ohne zu prüfen, ob unsere Verhältnisse „Zolareif" sind oder nicht; und eine ganze „naturalistische Literatur" schießt in die Halme und bringt das halbe Deutschland in Bewegung. Wenn Daudet gefällt, so schreiben wir wie Daudet (das heißt wir bilden uns natürlich immer nur ein, so zu schreiben wie die großen Originale) — und unsere Dramatiker werden selbstverständlich nicht müde, von Sardou, Dumas, Augier und Ibsen zu lernen, vorausgesetzt, daß sie überhaupt zum Lernen veranlagt sind. Ja, diese Nachäffer haben noch die meiste Aussicht, von uns beachtet zu werden, weil sie die Originale so genau kennen — „er schreibt fast wie Turgenjeff;" „er schreibt fast wie Daudet;" „fast wie Zola;" „ein deutscher Sardou," — was für eine Anerkennung! Und wie stolz reckt sich der deutsche Mann in die Höhe, wenn ihm ein solches elendes Compliment zutheil wird! Einen Götzen müssen wir immer haben, denn wir sind geschmackvolle, begeisterungsfreudige Leute, und da es kein heimischer Götze sein darf, so muß es ein fremder sein.

Die Franzosen der guten alten Zeit waren so selbstbewußt, zu behaupten, daß ihre „Classiker" die Heroen von Athen weit übertroffen hätten; selbst die englischen Dramatiker im Zeitalter der Elisabeth glaubten Sophokles und Seneca geschlagen zu haben, und die Spanier wußten sich schon als katholische Christen den alten Heiden überlegen — nur wir Deutsche blicken und blicken mit verklärten Augen demuthvoll zu diesen schlechthin unübertrefflichen Meistern empor und werden es auch heute noch für Blasphemie halten, wenn wir einen Goethe, Schiller, Kleist, Grillparzer oder Hebbel auch nur neben Aeschylos, Sophokles und Euripides stellen wollten. Wo geriethen wir hin, wenn wir den schuldigen Respect vor diesen fragmentarischen Gestalten vergäßen! Daß diese Dichter, wenn

Digitized by Google

sie auferstehen könnten, vielleicht selbst über die „Dramen“ lächeln würden, die man unter ihrem Namen bewundert — was darf es uns anfechten! Ein echter aeginetischer Oberschenkel ist uns noch allemal mehr wert, als eine Ariadne von Dannecker, eine Büste von Reinhold Begas, ein Mensch von Hildebrandt.

Kein Volk bekümmerte sich um Shakespeare — selbst in England spielte er die merkwürdigste Rolle, wurde von Drayton, Davenant, Garrick und Anderen nach Belieben mosaikartig zusammengeflickt, als Staffage für Pferderennen benützt und dergleichen mehr — da wurde er bei uns vor hundert Jahren durch einen Zufall bekannt, in mehrfachen schlechten Uebersetzungen importiert — und sofort stand das ganze literarische Deutschland in Flammen; sein klangvoller Name wurde zum weithinschallenden Feldgeschrei und alle deutschen Dichter dichteten à la Shakespeare, da sie lange genug à la Corneille gedichtet hatten. Diesem freuden Genius gestand man auch bereitwillig zu, daß er die Griechen bis zu einem gewissen Grade übertroffen — dafür aber mußten auch unsere Goethe, Schiller, Kleist und die Anderen vor ihm zu Kreuze kriechen — wehe Dem, der an dieser selbstverständlichen Ueberlegenheit zu rütteln gewagt hätte! —

In den letzten Jahren sind wir ganz besonders mit solchen ausländischen Götzen begnadet gewesen: Björnson, Turgenjeff, Zola und neuerdings Ibsen wurden und werden als erhabene Genien der Weltliteratur gefeiert; und wer weiß, ob Tolstoi nicht der deutsche Heiland des 20. Jahrhunderts sein wird.

Daß wir eine sehr ernste Verpflichtung gegen unsere einheimischen Talente haben, daß wir dem Genius unseres Volkes die schwersten Wunden schlagen, wenn wir dem Ringen unserer Dichter und Schriftsteller gleichgiltig zusehen — davon wissen wir nichts. Was gehen uns die Blumen im Garten unseres Hauses an? Mögen sie wachsen wie sie wollen — am Ende werfen wir wohl auch einen Blick auf sie und freuen uns, daß dieser und jener Rosenstock so schön in Blüte steht — aber was kümmert's uns im Uebrigen es sind der Blumen zu viel, so viel, daß wir uns den Ekel mit dem Parfum des Auslandes vertreiben müssen.

Es sind der Blumen zu viel! Und mancher Strauch steht noch obenein überreich in Blüte — wer soll daran seine Freude haben!

Wenn ein Paul Heyse in jedem Jahre einen schmächtigen Band mit Novellen veröffentlicht, so schreien wir sehr bald über Vielschreiberei und lesen ihn kaum noch. Wenn Zola in jedem Jahre einen stattlichen Roman auf den Markt bringt, so bewundern wir sein maßvolles Schaffen, die gedrungene Kraft, die an jedem Tage nicht mehr als eine Seite hervorbringt; wir sind ohne Weiteres überzeugt, daß der Mann, der alljährlich nur Einen Roman schreibt, das Beste liefert, und finden es ganz in der Ordnung, daß alle Welt etwas so Einziges lesen will, daß die Bände in wenigen Wochen zu hunderttausenden sich über den Erdkreis verbreiten.

Zu Hunderttausenden! Man wird weich, wenn man dagegen an die Dürftigkeit der Auflagen unserer Bücher, selbst der besten denkt.

Scheffel's „Ekkehard“ hat es in fünfundzwanzig Jahren allerdings auf hundert Auflagen gebracht; ein Erfolg, der in Deutschland ganz einzig dasteht, den das Buch vielleicht am wenigsten seinen großen Qualitäten verdankt. Aber ein Roman wie „Soll und Haben“? Man möchte glauben, daß er in jedem Winkel Deutschlands zu finden wäre — man suche nur! In dreißig Jahren sind wirklich dreißig Auflagen nöthig geworden! Oder ein Roman wie „Die Kinder der Welt“? Vor fünfzehn Jahren erschien er, und die fünfte Auflage ist noch nicht verkauft! „Im Paradiese“ ist noch schlechter

Digitized by Google

„gegangen.“ Der „Grüne Heinrich,“ ein ganz einziges Buch, hat in vierzig Jahren drei Auflagen erlebt; die köstlichen „Leute von Seldwyla“ in fast derselben Zeit vier Auflagen! Kein Heyse'scher Novellenband ist über die siebente Auflage hinausgekommen; die neueren Bände bringen es lange nicht mehr so weit — weniger „glückliche“ Autoren erleben eine zweite Auflage ihrer Bücher überhaupt nicht. Von Gedichten und „Bücherdramen“ will ich ganz absehen — es gehört eine große Bildung und sehr viel Kunstverständnis dazu, um an Schöpfungen dieser Art Geschmack zu finden — kein Wunder, daß man in Deutschland von ihnen wenig wissen will, daß auf ihnen sogar ein leiser Schimmer von Lächerlichkeit ruht.

Man sollte nun wenigstens glauben, daß dieser Gleichgiltigkeit gegen die Lebenden wenigstens eine rührende Pietät für die Todten entspräche, da wir ja doch nicht umsonst ein idealistisches Volk sind. Aber wie steht es in Wirklichkeit damit? Wer bekümmert sich heute bei uns noch um Hippel, Klinger, Lenz, Bürger, Hölty, Hölderlin, Jean Paul, E. T. A. Hoffmann, Platen, Mörike, Eichendorff, Lenau, Sealsfield, Hebbel — um nur einige zu nennen? Wer liest Goethe'sche Gedichte? Ja, wenn ich nach meinen persönlichen Erfahrungen urtheilen soll: wer liest noch den „Faust,“ den „Tasso,“ die „Iphigenie,“ die „Wahlverwandtschaften,“ den „Werther“? Man hat die Sachen vielleicht ein- oder zweimal als Schüler und Student gelesen, man hat die „Werke“ wohl auch in irgend einer schäbigen Ausgabe im Bücherschrank stehen und glaubt seine Schuldigkeit gethan zu haben. Wer möchte auch seine Zeit an solche „alte Sachen“ vergeuden, wenn er noch Zola's, Daudet's, Ohnet's, Feuillet's, Turgenjeff's, Dostojewski's, Tolstoi's, Jokai's, Björnson's und Ibsen's sämmtliche Werke und hundert andere Kostbarkeiten lesen muß, um keine „literarischen Ehrenschulden“ auf sich sitzen zu lassen! Diese Sachen sind pikant und leicht verständlich — wie anspruchsvoll sind dagegen unsere einheimischen Dichter! Wie viel Sammlung verlangen sie, damit man nur überhaupt fähig werde, sie rein in sich aufzunehmen, und wie langweilig ist Alles im Grunde! Kaum jemals eine rechtschaffene Aufregung, keine verrückten Paradoxen, keine naturalistischen Schweinereien — es ist am Ende ganz natürlich, daß man sie beiseite schiebt und liegen läßt.

Ich will hier abbrechen, denn wir könnten in's Grenzenlose gerathen, wenn wir die Verhältnisse noch eingehender betrachteten.

Auch die lautesten Stoßseufzer werden daran nichts ändern, so lange unser Volk nicht begreift, daß es zur Würde einer Nation gehört, vor allen Dingen im eigenen Hause Bescheid zu wissen; so lange die Kritik es verschmäht, sich liebevoll mit den heimischen Geistesschöpfungen zu beschäftigen und das Publikum in gewissenhafter Weise auf das Gute und Bessere hinzuweisen und nicht nur hinzuweisen; so lange unsere Schuljugend nicht auch ästhetisch erzogen und dazu angeleitet wird, auch für die Literatur Opfer zu bringen, nicht nur für den Staat, für die Kirche, für den Fleischer, den Bäcker, den Brauer und Gastwirt. Wenn wir in Schlachten siegreich sind, so haben wir noch wenig gewonnen. Aber lernen wir unsere Dichter und Schriftsteller achten, lieben und — lesen; haben wir so viel Selbstachtung, um uns auf unsere Literatur und nicht nur auf Goethe, Kant und Schiller etwas einzubilden, schätzen wir das bescheidenste aber echte heimische Talent unter allen Umständen höher als irgend ein staubaufwirbelndes Talent des Auslandes, lassen wir die Modeverfasser des Auslandes vor den Grenzen warten, weil unsere Hauptmode die Pflege der eigenen Talente geworden ist — dann — — — aber es wird ja nie dazu kommen!

(Deutsche Zeitung.)

Digitized by Google

Homunculus.

Modernes Epos in zehn Gesängen von **Robert Hamerling.***)

Bravo! sagte der Homunkel,
Als er fertig, und hernieder
Von der riesigen Retorte
Sprang er auf den Tisch des wackern
Hoch- und tiefgelehrten Doctors
Und Magisters, welcher eben
Nach unsäglichem Bemühen
Mit den Mitteln der Chemie nur
Aus den ersten Elementen
Dargestellt und hergestellt ihn,
Zum Triumph der Wissenschaft.

„Bravo, Doctorchen!“ so rief er
Noch ein zweites Mal, indem er
Fröstelnd in ein Wämschen schlüpfte,
Welches schon für ihn bereit lag;
Und mit gnäd'ger Miene klopft' er
Auf die Achsel dem Erzeuger.

„So im Ganzen und vom reinen
Chemisch-physiolog'schen Standpunkt
Aus betrachtet, ist, mein Lieber,
Was Du schufst, ein respectables,
Lobenswürdiges Stück Arbeit.
Im Detail, da wäre freilich
Mancherlei davon zu sagen.“
Also fortfuhr der Homunkel,
Ließ dann einige gelehrte,
Schätzenswerthe Winke fallen,
Sprach von Albumin sehr Vieles,
Von Fibrin, von Globulin auch,
Keratin, Mucin und Andrem,
Und von regelrechter Mischung,
Und belehrte seinen Schöpfer
Und Erzeuger gründlich, wie er's
Hätte besser machen können.
Musterte hierauf des Doctors
Hochgethürmten Bücherschragen,
Nahm ein Buch herab und streckte
Lesend sich in einen Lehnstuhl.

Mit Respect still von der Seite
Sah der Doctor sein Geschöpf an,
Welches übrigens frappant ihm
Aehnelte: dieselben Augen,
Schlaffen, übernächt'gen Züge,
Nur daß, runzlig, der Homunkel
Aelter aussah als sein Vater,
Anderseits jedoch ein Kind noch,
Oder, wenn man will, ein Zwerg war.

Allgemach begann zu kritteln
Und zu nörgeln an dem Buche,
Welches er in Händen hatte,
Der Homunkel. Int'ressant war
Dies dem Doctor, er notierte
Die Bemerkung in's Notizbuch:
„Erste literar'sche Regung
Eines Menschleins — Recensieren.“

Mit diesem Gesange beginnt das neueste Werk Robert Hamerlings, der „Homunculus.“ Ein modernes Epos, wie man sieht.

Allerdings kann der gelehrte Doctor einen solchen „Sohn“ nicht brauchen. Noch einmal wirft er ihn in die Retorte, um es bei der zweiten Fabrication klüger zu machen. Der aus derselben unter Mitwirkung des mütterlichen Principes hervorgegangene Munkel ist thatsächlich ein Wesen, das zur Noth als Mensch gelten kann und in welchem denn auch die Richtungen und Bestrebungen unserer Gegenwart drastisch zum Ausdrucke kommen. Zu seiner ihm ebenbürtigen Gemalin erkieset er sich die einstige Nixe, jetzige Opernsängerin Lurlei, die ganz ein modernes Weib geworden: sein weibliches Seitenstück. Gleiche Interessen verbinden sie und das Liebespaar hat nur das eine Mißgeschick, daß es nicht lieben kann, beide sind zwar überaus gescheit, aber herzlos.

„Andere haben falsche Locken,
Falsche Busen, falsche Glieder:
Aber dieses Weib hat eine
Falsche Seele, die sie ablegt
In der Nacht, wenn sie allein,
Auf dem Tischchen der Toilette.“

Doch hat Lurlei später Augenblicke, wo sie sich sehnt nach den sieben Schwertern des Mutterherzens, da sie schon dessen Freuden nicht erfahren kann.

*) Hamburg. Verlag von J. F. Richter.

Digitized by Google

Wir können hier den Hauptfaden der Handlung nur auf das Flüchtigste verfolgen; der Reichthum an großartigen und originellen Ideen ist fast unerschöpflich.

Schon Munkels Lehrjahre sind bewegt. Das Erste ist, daß er Poet wird, und er macht „die Entdeckung, daß im Lenz die Knospen springen und die Rosen lieblich duften, und die Wasser wonnig rauschen, und gelinde Lüfte wehen, und daß hübsche junge Mädchen angenehm sind anzusehen, und er glühte vor Verlangen, dies Entdeckte ohne Säumnis aller Welt nun mitzutheilen.“ Auch macht er die Entdeckung, daß die Menschen an socialen Uebeln kranken, und auch solches offenbart er im Gesange. Das Buch wird gedruckt. Doch während „vom Lob des Buches die Journale wiederhallen, schwand das Jahr und sieh, vergriffen waren — dreizehn Exemplare.“ — Ferner geht Munkel im Dienste eines jungen Cavaliers auf Reisen, in Modebäder, „wo so recht behaglich plätschert Einer in dem Schmutz des Andern,“ in Spielhöhlen, wo ihm das erstemal die Ahnung seines Berufes aufdämmert: Geld erwerben! Im Laufe der Jahre wird Munkel Volksmann, Freischarenführer, Börsenjobber, Wunderdoctor, Vortragsbummler, Medium, Gedankenleser, Hungerkünstler, Unterschriften-, Wurzel-, Kräuter-, Lumpen-, Abonnentensammler und so weiter. Eine wahre Seelenwanderung führt er aus in Standes-, Kleider- und Gesinnungswechsel. — Dann gründet er ein Blatt für Alles und für Alle, kostenfrei geliefert, nur mit der Bedingung, daß man die Inserate lese. Endlich verkauft er das Blatt an eine Actiengesellschaft, wird Gründer und bringt es bald zum Billionär, der stets eine „große dampfgetriebene Couponsschnittmaschine“ beschäftigt. Eine Actiengesellschaft zur Behebung des versenkten Nibelungenhortes im Rhein strebt er an. Dann erkrankt, wirft er „den Aerzten jeder Schule Haufen Goldes vor die Füße; und die Aerzte übersetzten ihm in's Griechische seine Leiden — das war Alles was sie konnten.“ — Eine neue Wendung führt ihn nun mit der Lurlei zusammen. Bei den Hochzeitsfeierlichkeiten dieses Paares wird auch ein Festspiel: „Literarische Walpurgisnacht des laufenden Jahrhunderts“ gegeben, dessen Einzelheiten hier zu verfolgen unmöglich. Alle modernen Dichterschulen stellen sich vor, daneben eine Unzahl charakteristischer Einzelgestalten der Sage und Poesie. Professor Jäger geht umher als Seelenriecher, findet aber „viel Gestank und wenig Seele.“ Victor Hugo, „für ein Honorar von mindestens hunderttausend Franken steht er einem Spiritisten, der den Todten beschwört, auf der Schiefertafel zu Diensten.“ Ein Zeitungs-Leitartikel „preist des deutschen Geistes, deutschen Schriftthums, deutscher Sprache Macht und Pracht, und ist geschrieben im reinsten Parlaments- und Zeitungs-Diebsdeutsch, gespickt mit odiösen, ominösen, factiösen, so wie auch minutiösen und irrelevanten Themen.“ Bei diesem Feste ergibt sich eine Gelegenheit, bei welcher unser Autor ein Zweigespräch mit dem Teufel in eigener Sache hält.

Unzufrieden mit den bisherigen Erfolgen wandert Munkel auch nach Eldorado, einem gesegneten Lande, in welchem es keine Wanzen in den Pfühlen, keine Flöhe in den Ohren, keine Steine auf dem Herzen, keine Haare in der Suppe u. s. w. gibt. Friedlich lebten die Bewohner „ohne Spiegel, ohne Schminke, ohne Schulden und Duelle, ohne Hörner in der Ehe, ohne Antisemiten, ohne Juden u. s. w.“ Die Bewohner „zämmten nie das Pferd beim Schwanz auf, machten nie den Bock zum Gärtner, faßten nie beim Schwanz den Aal und ein schönes Weib beim Worte.“ Hier gründet Munkel Gesetze, die Paragraphen macht er aus Kautschuk, daß sie sich nach Belieben biegen lassen. Im Parlamente sitzt ein Rath der Alten, der die Rechte der Vergangenheit vertritt, und ein Rath der Jungen, welcher

Digitized by Google

stets vertritt das Recht der Zukunft. Die Gegenwart bleibt unvertreten."

„In religiösen Dingen
Herrschte Duldsamkeit; doch wieder
Eingeführt ward eine heilige
Hermandad für Tagesmeinung,
Im Bereich der Wissenschaften
Streng verbrannte man die Ketzer."

Die Nachkommen dieses so der Cultur zugeführten Volkes haben Alles, nur im Leib kein Herz. Großartig ist, nebst so vielem Anderen, das Parteileben entwickelt.

„Musterhafte Disciplin war
Eingeführt in dieses Eilands
Rührigem Parteileben.
Jeder Einzelne — bei schwerer
Leibes- oder Lebensstrafe
War, wie billig, er verpflichtet,
Blindlings zuzuschwören einer
Von den herrschenden Parteien,
Blindlings dann in allen Stücken
Aufzuopfern jener Meinung,
Die zufällig just im Schwange
War im Schoße der Partei,
Seine beff're Ueberzeugung,
Und nicht anders sein zu wollen,
Als Partei-Kanonenfutter.

Der Zersplitterung der Stimmen
Und der unheilvollen Schwäche
Weich-rühreliger Gemüther
War gesteuert durch Gesetze,
Streng, doch wirkungsreich — wie folgt:

Wer da zu behaupten wagte,
Daß die andere Partei auch
Nur ein einzigmal im Recht sein
Könnt' in der geringsten Sache —
Fünfzig Streiche auf die Sohlen
Mit dem Bambusrohr bekam er.

Wer der Meinung, daß des Rechtes
Und der Sittlichkeit Begriffe
Gelten auch im Völkerleben,
Gelten auch im öffentlichen
Leben müßten — ward gesteinigt.

Wer behauptete, man dürfe
Auch im öffentlichen Leben
Kämpfen nicht mit allen Mitteln,
Nicht mit Lüge und Verleumdung —
Ward gesperrt in's Haus der Irren.

Wer so dreist war, eine Sache
Je von einem andern Standpunkt
Als dem Standpunkt der Partei,
Etwa dem des Rechts, der Wahrheit,
Zu erörtern — ward gelöpft.

Einer, der in seinem Blatte
Einmal ließ verlauten etwas,
Dessen Kunde, wenn auch wahr, nicht
Im Int'resse der Partei lag,
Während seine Pflicht erheischte,
Im Parteiblatt einzig dessen
Zu erwähnen, was da Wasser
Auf der Mühle der Partei war,
Alles And're zu verschweigen,
Zu verdrehen — ward geächtet."

Weitere schöne Einrichtungen Eldorados müssen wir übergehen. Im Ganzen gipfelt Alles in Gold, bis ein feuerspeiender Berg die goldgierigen Einwohner plötzlich mit flüssigem Gold überschüttet und Munkel nur mit Noth fliehen kann.

Da mit den Menschen nichts mehr anzufangen, gründet Munkel eine Affenschule, in welcher dargethan wird, was die Schulen und Hochschulen aus Affen für vollkommene Wesen machen können, entgegen Solchen, die der Meinung sind, „Affenthum summiert mit Bildung und mit Wissen gäbe lange noch kein echtes Menschenthum." Ein herrliches Geschöpf dieser Anstalt ist der beflügelte Affe, von dem man hier nicht mehr verrathen will.

Aus Eldorado hatte Munkel ein in natürlichen Urzuständen aufgewachsenes Liebespaar mitgebracht, Eldo und Dora, das will er nun wissenschaftlich ausbilden lassen. „Gefegt ward aller Wahn aus ihren Seelen, alle Phantasien, Gefühle, Schwärmerei'n der Kindheit." Doch leider:

„Voll Natürlichkeit und Einfalt
Blieben Beide, naiv unschuldig,
Blieben schüchtern stets und blöde,
Waren frühreif nicht, noch altklug.
Thaufrisch blühte Dora, niemals
Litt an Bleichsucht, Hysterie sie;
Unverschämt gesund war Eldo."

So wird das unverbesserliche blöde Paar verstoßen hinaus auf's Land, wo jedes zu einzeln hinter dem Pflug, hinter einer Lämmerherde seinen Unterhalt suchen muß.

Bald nachher geschieht es, daß „den Christen wieder einmal nicht gefiel des Juden Nase." Da macht Munkel den Hebräern den Vorschlag,

Digitized by Google

sie möchten nach Jerusalem auswandern, die orientalische Tracht passe ihren schönen patriarchalischen Gestalten weit besser, als Frack und Cylinder. In Jerusalem wird er ihr König und Messias, indem er das dritte Testament einführt, nicht als ein Messias des Herzens, wie der arme Galiläer es gewesen, sondern als Messias des Verstandes!

Bald aber behagt es den Juden nicht mehr in Jerusalem, „es konnte Keiner je den Andern überlisten," denn „gleich pfiffig waren Alle, Alle dreist und ohne Skrupel." „Die gewiegtesten Recensenten hatten nichts zu recensieren, und die beißendsten der Spötter nichts zu spotten, nichts zu beißen." „Ein Weltmarkt schimmelte von alten Hosen," „Niemand fragte nach dem Wert in Wahrheit, sondern nur nach Hausse und Baisse." „Israel war ein Magen, welcher drohte, bald sich selber aufzuätzen." Gegen den König und Messias Munkel entfacht sich eine Empörung und sie kreuzigen ihn auf einer felsigen Anhöhe bei Jerusalem.

Mittlerweile beginnt man im Westen die Juden zu vermissen, „schien es doch nunmehr zu fehlen allenthalben an dem rechten Sauerteig im Völkerleben," „zu Tage trat es, daß sie ohne Juden leben nicht und sterben konnten." „Abgesandte von des Westens Völkerschaften sind gelandet, einzuladen die Hebräer, nach Europa heimzukehren." Wieder Gleichberechtigung wird geboten, mit der Bedingung aber, daß die Juden ihre von den Christen noch unbezahlten Schuldscheine vernichteten. Vor Jerusalem verbrennen sie die „papierene Riesenschuld des Abendlandes" und zogen dann nach Europa.

Der ewige Jude befreit den Munkel vom Kreuze, denn dieser, obzwar tief in Welt- und Lebensverachtung versunken, möchte weiterleben, „nur um weitum in den Landen zu verkündigen das große Evangelium des Todes." Blasiertheit und Nervosität hat die Menschen ergriffen, und Lebensfatthheit, selbst „der Zeisig sang nur mehr in Molltonweisen, lebertrank die Fische schlichen durch die Wellen, und die Rinder wiederkäuten — Schopenhauer." Munkel beruft einen Weltcongreß, in welchem Vorschläge gemacht werden, wie die Menschheit zu vernichten sei. Völkerkämpfe, Rassenkämpfe entfesseln! Nationen grimmig aufeinanderhetzen! — Der Wille zum Leben muß verneint werden. Einer erfindet eine Lust- und Unlustwage, um das Deficit der Lust zu bestimmen. Andere bemessen nach der Höhe der Freudensprünge und nach der Tiefe des Kopfhängens die Lust oder Unlust zu leben in einer Welt, in der es alle gerühmte Cultur noch nicht so weit gebracht, „endlich eine Art von Knöpfen zu erfinden, welche fest am Rocke sitzen." Nun eine allgemeine Abstimmung über den Willen zu leben oder nicht zu leben. Allein bei dieser Abstimmung wird eine einmüthige Weltverneinung nicht erreicht, weil ein blödes Liebespaar, Eldo und Dora, beim Kosen den Augenblick versäumt und seine Stimmen nicht abgibt. „Euere Sehnsucht nach dem Tode", ruft Munkel ärgerlich nun den Menschen zu, „mit der ihr so gerne flunkert, ist ein Wahngeschwätz von Kindern, die nicht wissen, was sie wollen." „Ihr erklärt für lebensmüd Euch, und doch wünscht von Euch ein Jeder die neun Leben sich der Katze insgeheim, anstatt des einen."

Nach all diesen Mißerfolgen gelingt endlich dem Munkel in tiefster Zurückgezogenheit etwas wirklich Großes. Er erfindet unter Anderem und construiert eine Denkmaschine, ein „Dianoëtikon", jedes Denkproblem zu lösen. So gelingt es ihm auch, ein wunderbares Riesenschiff zu bauen. Mit diesem fährt er in den Sternenhimmel auf und erlebt die großartigsten Abenteuer, sieht sich aber schließlich den Rückweg zur Erde versagt. In wildem Trotz fordert er auf zielloser Irrfahrt Himmel

Digitized by Google

und Erde heraus, fühlt aber doch zuletzt ein Heimweh nach der letzteren im Hinblick auf sie erwachen:

„Sie erschien — o Wunder! — leuchtend
Als ein schöner, heller Stern ihm,
Als ein Stern voll wundersamen
Glanzes, und sein Zauberfernrohr,
Das ihm greifbar schier stets nahe
Brachte selbst das Allerfernste,
Ließ in seiner vollen Reinheit,
Ließ in seiner lautern Schönheit
Ihn das Erdenthal betrachten
Wie von eines Berges Gipfel.
O wie schien es ihm verwandelt!
Welcher Reiz, o, welcher Zauber!
Funkelnder Demant bedünkt ihn
Nun des Eispols Kronenschimmer,
Blitzend strahlt des Wüstensandes
Gelber, gold'ner Riesengürtel,
Flüssiger Saphir erscheint ihm
Nun das Meer, Smaragd die Fluren,
Und es schlingt als Heil'genschein sich
Um der Erde Stirn das Nordlicht!
Wälder, Auen, Hügel sieht er
Ruh'n in heit'rem Sonnenscheine,
Sieht beglückte, frohe Menschen
Trauben keltern, Früchte pflücken,
Sieht auf Triften munt're Hirten
Singen und Schalmeien blasen,
Sieht in Hainen Liebespaare,
Sieht die Kinder selig gaukeln,
Oder ruhn am Mutterbusen,
Sieht auf gold'nem Saatgefilde
Eldo sich'n und Tora, lächelnd,
Glückumstrahlt, ein Bild der Urkraft,
Vollbeseelten Menschenthumes,
Das im Wandel der Geschlechter,
Ob umdunkelt auch, umdüstert,
Sich behaupten wird auf's Neu stets
Bis an's Ende aller Tage.
Helden sieht er, Streiter, Dulder,
Die, nach hohen Idealen
Ringend, freudig selbst sich opfern,
Helden sieht er freier Forschung,
Schleierloser Wahrheit — Helden
Der Erkenntnis, die mit reinem
Aug der Isis Schleier heben,
Und bei welchen Licht im Haupte
Sich mit Wärme paart im Herzen —
Schöpferische edle Geister
Sieht er, welche auf sich schwingen,
Schönheitstrunken, ohne Luftball,
In die höchsten Regionen . . .
Und je länger er betrachtet
Das Gestirn aus weiter Ferne,
Desto mehr fühlt er von Heimweh
Sich ergriffen nach dem Sterne —
Und es überkommt ein Sehnen
Ihn nach menschlichem Geschicke,
Menschenleid und Menschenfreude.
Schier begehrenswerter scheint nun
Dort entsagendes Genügen
In des Daseins enger Schranke,
Als in ruheloser Irrfahrt
Das Unendliche durchschweifen,
Und sich fühlen stets unselig!
Ach, was hilft Unendlichkeit
Dir, unsel'ger Weltdurchstürmer?
Kann sie Dir verleihen, was zur
Seligkeit Dir fehlt: die Seele?" —

„Wem nicht die Natur, die heil'ge,
Die geheimnisvolle Mutter,
Gab das Leben durch die Liebe,
Gab das Leben in der Liebe,
Dem verweigert auch den Tod sie,
Und den schönsten Tod vor Allem,
Das Ersterben in der Liebe —
Und kein Grab der sel'gen Ruhe,
Keine Stätte em'gen Friedens
Hat für ihn das weite Weltall."

In solchen herrlichen Tönen klingt das Werk aus, von dessen Inhalt und Zusammenhang unser kurzer Bericht Einiges andeuten, aber keinen vollen Begriff geben konnte. Es ist eine der hochgemutetsten, witzigsten, schneidendsten und zugleich phantastischesten Satyren, die je geschrieben wurden.

Hochgenial und von tiefster Bedeutung ist in diesem Epos auch die Zusammenstellung des Homunkels mit der Lurlei, dem ewigen Juden und dem fliegenden Holländer, welcher mehrmals in die Handlung eingreift, von Lurlei hoffend, daß sie ihn erlösen werde, und bitter enttäuscht wird. Schilderungen und Stimmungsbilder, wie jene der Kreuzscene und des Fluges im Weltraum, zeugen wieder von der grandiosen Kraft unseres Dichters. Und so hätten wir in dem Homunculus eine gewaltige Verkörperung der Lehre, die der Dichter als Motto voranstellt:

„Geist und Sinn hat ewige Unrast:
Nur im Herzen keimt der Friede,
Keimt die Freude, lebt die Liebe,
Lebt der heilige Daseinswille."

Digitized by Google

Ein reicher Geist, eine arme Seele.

Literarische Skizze von **Georg Weitenböck.**

Ich kam zu früh, ich kam zu spät,
So ward mein Leben auch verweht. J. M.

Ich lade den Leser ein, mir zu einem überwachsenen Grabe zu folgen, dessen Spur mir ein freundlicher Zufall entdeckt hat. Nur Wenige scheinen es zu kennen. Und doch ruht darunter ein Mensch, einer der Unsern, der um seines reichen Geistes, um seiner tiefen Innerlichkeit, um seines traurigen Schicksals willen nicht bloß jedes menschliche Mitleid, sondern geschichtliches Andenken verdient. Für sich selbst eine der Betrachtung würdige Erscheinung, steht er so hoch über dem Geistesleben Oesterreichs in den 20er und 30er Jahren, daß die Wissenschaft ihn nicht übersehen darf, wenn sie die Entwicklung der neueren Bildung in unserer Heimat darstellen will. Was die höchsten Erhebungen des Landes für das geographische Bild, das bedeuten die höchsten Geister, mögen sie auch selten sein, für das Kulturbild. Unser Mann hat allerdings weder in die Breite noch in die Ferne gewirkt. Allein wer für jemand außerhalb unserer Bildung Stehenden die Geschichte dieses Menschen verständlich erzählen wollte, der müßte ein Gemälde aufrollen, auf dem nicht mehr und nicht weniger als die geistige Gesichtsweite der Deutschen im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts zu sehen wäre. Wie Viele gibt es, von denen sich dergleichen sagen läßt?

Der Mann hieß Johann Mayrhofer. Mancher Verehrer Schuberts mag sich des schlichten Namens entsinnen. Er hat ihn wohl flüchtig über Liedern des unsterblichen Meisters der Töne gelesen; denn nicht weniger als 38 Gedichte und einen Operntext Mayrhofers („Die Freunde in Salamanka") hat dieser in Musik gesetzt. Allein wer war der bescheidene Dichter?

Er wurde am 3. November 1787, also vor 100 Jahren gerade, zu Steyr in Oberösterreich geboren. In Linz gieng er durch Lateinschule und Lyceum. Dem Wunsche seines Vaters folgend trat er in das Chorherrenstift St. Florian bei Linz. Aber nach drei Jahren, noch vor den verhängnisvollen Gelübden, verließ er es; schwere Seelenkämpfe hatte er überstanden. Er begab sich nach Wien und studierte die Rechte, wie immer bisher durch ausgezeichnete Schülerleistung den hervorragenden Geist bewährend. Im Jahre 1812 geschah ihm das Glück, Theodor Körners Freund zu werden. In mehreren Gedichten feiert er den Heldenjüngling, der nur ein Jahr später Unsterblichkeit gewann. In derselben Zeit etwa scheint er mit dem bedeutenden W. F. Meyern (s. über diesen Schönbach in der Allg. Deutschen Biographie) in fruchtbaren Verkehr getreten zu sein. Ihre Naturen waren einander verwandt: eigenartig, ja eigensinnig, dem Gemeinen feindlich, hochstrebend, nach außen hin verschlossen, formlos. Ist auch die persönliche Bekanntschaft der Beiden nicht nachgewiesen, so steht doch fest, daß Mayrhofer die Schriften des unverdient schon damals Vergessenen sehr hoch schätzte. Was Wunder, wenn der Mann, der mit Vorliebe einsame Seitenpfade gieng, sich endlich auch in den dunkeln Wald der Mystik verlor? So liebte er des abenteuerlichen Ignaz Feßlers Symbolik (Rückblicke auf eine 70jährige Pilgerschaft), so vertiefte er sich sogar in die apokryphen Ueberlieferungen, die unter dem Namen des

Digitized by Google

Hermes trismegistos erhalten sind. Dabei trieb er mit Eifer geschichtliche und naturwissenschaftliche Studien, deren Ertrag eine pantheistische Weltanschauung im Sinne Goethes wurde.

Wohl die mächtigste persönliche Wirkung auf Mayrhofer übte Franz Schubert aus. Im Neuen Archiv für Geschichte u. s. w. 1829, S. 121, stehen Mayrhofers „Erinnerungen an Franz Schubert." „Mein Verhältnis mit Franz Schubert wurde dadurch eingeleitet, daß ihm ein Jugendfreund das Gedicht „Am See" zur Composition übergab. An des Freundes Hand betrat Schubert im Jahre 1814 das Zimmer, welches wir fünf Jahre später gemeinsam bewohnen sollten. Es befindet sich in der Wipplingerstraße. Haus und Zimmer haben die Macht der Zeit gefühlt: Die Decke ziemlich gesenkt, das Licht von einem großen gegenüberstehenden Gebäude beschränkt, ein überspieltes Klavier, eine schmale Bücherstelle; so war der Raum beschaffen, welcher mit den darin zugebrachten Stunden meiner Erinnerung nicht entschwinden wird. Gleichwie der Frühling die Erde erschüttert, um ihr grüne Blüten und milde Lüfte zu spenden, so erschüttert und beschenkt den Menschen das Gewahrwerden seiner productiven Kraft; denn nun gilt Goethes:

> Weit, hoch, herrlich der Blick
> Rings in's Leben hinein,
> Vom Gebirg zum Gebirg
> Schwebet der ewige Geist,
> Ewigen Lebens ahndevoll.

Dieses Grundgefühl und die Liebe für Dichtung und Tonkunst machte unser Verhältnis inniger; ich dichtete, er componierte was ich gedichtet, und wovon Vieles seinen Melodien Entstehung, Fortbildung und Verbreitung verdankt."

Mayrhofer schließt: „Mir war und bleibt Franz Schubert ein Genius, welcher mich mit angemessenen Melodien durch's Leben, bewegt und ruhig, wandelbar und räthselvoll, düster und licht, wie es ist, treulich geleitet."

Der ganze Aufsatz ist bezeichnend für Mayrhofers Verschlossenheit. Seine Person tritt fast nirgends heraus; immer steht Schubert im Vordergrund, und von ihrem innigen Zusammenleben erfahren wir nichts als die oben abgeschriebene Stelle. Was hätte ein L. A. Frankl und dgl. daraus gemacht! Mayrhofer war einer der Ersten, die Schuberts Begabung zu würdigen verstanden. Nur seine Scheu vor der Oeffentlichkeit, die Schamhaftigkeit der Seele behalten die persönlichen Erinnerungen zurück, die gewiß den Dank nicht bloß neugieriger Leser verdient hätten. So sieht überhaupt der ganze, kaum vier Spalten lange Aufsatz wie abgenöthigt aus; karg werden die Sätze gegeben, aber jeder bringt einen neuen und bedeutsamen Gedanken. Die feinste Kunstempfindung zeigt sich in der Deutung, welche die Composition des Goethe'schen Liedes „Auf dem See" erfährt. Es ist tiefste Auffassung. In der Beurtheilung Schuberts übergeht Mayrhofer auch dessen Schwäche nicht: „Ihm waren Falschheit und Neid durchaus fremd; in seinem Charakter mischten sich Zartheit mit Derbheit, Genußsucht mit Treuherzigkeit, Geselligkeit mit Melancholie. Bescheiden, offen, kindlich." Hier mag der Schlüssel liegen, welcher das Verständnis der Entfremdung aufschließt, die zwischen den Freunden nach zweijähriger Zimmergenossenschaft entstand. Dazu stimmt eine Stelle, welche Ernst Feuchtersleben dem Nachlasse Mayrhofers entnimmt: „Gehilfe in der Schule, die sein Vater in einer entlegenen Vorstadt hielt, hatte Schubert in einer engen Stube ein elendes Klavier stehen. Wie oft hab ich ihn da aufgesucht! Mit welcher Empfindung betrat ich im November 1829, am Tage, da das Requiem für den Verewigten gehalten ward, wieder dieses Haus! Der Strom der Verhältnisse und der

Digitized by Google

Gesellschaft, Krankheit und geänderte Anschauung des Lebens hatten uns später auseinander gehalten; aber was einmal war, ließ sich sein Recht nicht mehr nehmen. Oft hatte ich Schuberts würdigen Vater über das Fortkommen des Sohnes zu trösten, und ich wagte zu prophezeien, daß Franz gewiß durchdringen, ja daß eine spätere Welt ihm den Antheil nachtragen werde, der ihm anfangs nur langsam ward. Während unseres Zusammenwohnens konnte es nicht fehlen, daß Eigenheiten sich kund gaben; nun waren wir jeder in dieser Beziehung reichlich bedacht, und die Folgen blieben nicht aus. Wir neckten einander auf mancherlei Art, und wendeten unsere Kanten zur Erheiterung und zum Behagen einander zu. Seine frohe gemüthliche Sinnlichkeit und mein in sich geschlossenes Wesen traten schärfer hervor und gaben Anlaß, uns mit entsprechenden Namen zu bezeichnen, als spielten wir bestimmte Rollen. Es war leider meine eigene, die ich spielte."

Unter den Freunden, mit denen Mayrhofer zu dieser Zeit und in den folgenden Jahren umgieng, werden als die Bedeutenderen die Spaun, Joseph Kenner, Karl Kreil, der Hofopernsänger Vogel, Moriz v. Schwind, Franz v. Schober*), Ottenwalt, die beiden Fenchtersleben genannt. Einen Ueberblick über seine Freunde mag das Verzeichnis der Subscribenten bieten, welches den im Jahre 1824 herausgegebenen Gedichten vorgedruckt ist. Man erkennt daraus, daß der Dichter wenig über die Kreise des landsmannschaftlichen und des amtlichen Verkehrs hinausgetreten ist. Immer enger wurde vollends seine Gesellschaft, seit er sich von Schubert trennte. Denn nunmehr zogen dunkle Gewalten ihn immer tiefer in ihre trübe Nacht, Gewalten, denen seine Seele wohl schon frühzeitig bestimmt war. Schubert war einige Jahre die leuchtende, wärmende Sonne gewesen, vor welcher die Dämonen der Schwermuth wichen. Auch die Liebe zu einem Weibe hatte freundliches Licht auf seinen Pfad geworfen; aber um so dunkler wurde es um ihn, da sie plötzlich erlosch. Gerne hatte er es gesehen, wenn die Muse bei ihm einkrat; er hatte sich ihrer Gunst erfreut. Doch immer breiter erschien ihm die Kluft, welche ihre olympische Herrlichkeit von dem elenden Treiben hienieden trennt; immer geringer ward die künstlerische Zeugungskraft, seit die nicht mit glücklichster Hand ausgewählten Dichtungen wenig Verständnis fanden; immer näher und ernster umringten den wachsenden Mann die Forderungen des wirklichen, wirkenden Lebens, die so weit hinter den Erwartungen eines idealistisch gesäugten und genährten Geschlechtes zurückblieben. So daß er in übler Laune wohl zu sagen pflegte: „Wer nichts Besseres kann als Gedichte machen, mag sich schlafen legen." Es wäre durchaus falsch, wollte man diesen Ausspruch als Barbarei deuten. Dies würde schon durch die Freundschaft mit Schubert widerlegt; zudem aber offenbart sich an vielen Gedichten Mayrhofers jene hellenistische Trunkenheit, in der Goethe, Schiller und Wilhelm v. Humboldt wandelten. Jenes verletzende Wort Mayrhofers ist vielmehr nur das Zeugnis, wie qualvoll ihm der Kampf zwischen künstlerischer Neigung und pflichtmäßiger Arbeit wurde. Je härter der Kampf, desto wertvoller scheint der Sieg.

Denn seine amtliche Arbeit war geeignet wie kaum eine andere, die Unzufriedenheit zu nähren. Er war k. k. Bücherrevisor, und angeborenes Pflichtgefühl ließ ihn sein Amt nicht anders als mit strengster Gewissenhaftigkeit verwalten. Welche Ironie! Er, ein Jünger des Evangeliums der Revolution, im Schergendienste Metternichs!

An dieser Ironie gieng denn auch

*) Lebt der feinsinnige Dichter noch?

Digitized by Google

der Mann zu Grunde. Ein körperliches Leiden vermehrte seine Qualen. Nachdem er den Tod vergeblich in der Donau gesucht, fand er ihn durch einen freiwilligen Sturz aus dem Fenster. Das Unglück geschah im Revisionsamt auf dem Laurenzerbergl. Mit zerschmetterten Gliedern blieb er liegen, aber noch 40 Stunden litt er entsetzlich. Er starb am 5. März 1836. Er hinterließ nur eine trauernde Schwester. Wer erinnert sich nicht Michael Enks, des unglücklichen Benediktiners? Der, ein Vierteljahr später als Mayrhofer geboren, sieben Jahre nach diesem sich das Leben nahm? Die Zeitungen meldeten das Ereignis, einige hoben wohl auch hervor, daß der Verstorbene ein hochgebildeter Geist, ein begabter Dichter gewesen. Aber dem Wiener Publicum, das läßt sich denken, war er fremd gewesen und blieb es auch, als sein treu ergebener Freund Ernst Freiherr v. Feuchtersleben im Jahre 1843 eine neue Sammlung von Mayrhofers Gedichten herausgab, die fast alle dem Nachlasse entnommen wurden. Der Herausgeber zollt seinem Freunde die höchste Verehrung. Ich zweifle sehr, ob jemand im Stande sein wird, diesem ein erhabueres Denkmal zu setzen, als Feuchtersleben in dem Lebensabriß gethan hat, den er von dem Dichter gibt. Wenn irgendwo das Goethe'sche Beiwort „bedeutend" am Platze ist, so verdient es dieses Denkmal. Aber auch die Dichtungen, denen es vorgesetzt ist. Für sie gilt Mayrhofers Spruch, mit dem er sich selbst zu bezeichnen scheint: „Den Flachen unverständlich, den Tieferen erkenntlich."

Leicht läßt sich aus ihnen des Dichters künstlerische Bildung erkennen: wie er erst im Schiller'schen Balladenton sich versucht; wie er in den Chor der Befreiungslyrit einstimmt; wie ihn die Romantik gefangen nimmt; wie er, halb im Geiste des ihm allzeit theuren Herder, die Eroberung der Weltliteratur begrüßt; wie er endlich auf diesem Wege zu Goethe hinansteigt, dessen reflektierende Altersdichtung seinem ernsten und tiefen Geiste das eigentliche Element war. „Der allbewunderte Goethe — sagt Feuchtersleben — wares weniger, der ihn interessierte, als der nicht mehr verstandene." So sehr lebte er sich in dessen häufig mystische Schleierpoesie hinein, daß es ihm gelang, sie täuschend nachzuahmen.

Man höre das Gedicht, „Goethe" überschrieben:

Einsam trink ich meinen Becher, —
Haben ihn allein gelassen
Jenen stillen, grauen Zecher;
Nun, so will ich einsam prassen.

Mit der Liebe heil'gem Oele
Salbe ich des Herzens Wunde,
Schmücke dann mit Laub die Höhle,
Ich und Frühling noch im Bunde.

Und die Sonne blickt recht heiter,
Und die Quelle murmelt lieblich,
Alles schreitet rüstig weiter,
Wie es hergebracht und üblich.

Alle Sinne aufgeschlossen,
Find ich mich zusammenhängen
Mit den Wellen, klein und großen,
Die mich hin zur Mündung drängen.

Ja im Meere selber Welle,
Reg ich die krystallnen Glieder,
Sauge Thau und Mondeshelle,
Tauche auf und steige nieder.

Anempfindung! ruft vielleicht jemand. Ja hätten wir nur viele Anempfinder, die so herrliche Lieder schüfen wie dieses, das man ohne Vermessenheit kongenial nennen darf!

In dieser ätherischen Poesie, die süß duftet wie die unfaßbare Blume alten Weines, fand Mayrhofer die willkommene Hülle um seine Gedanken, die er nicht offen durfte erscheinen lassen.

„Denn durch Larve und Vermummung
Ist der Mensch zuletzt ersichtlich,
Und Verrenkung wie Verstummung
Unnatürlich, — doch geschichtlich."

Gerne kleidet er die Hoffnung auf Freiheit in das Bild der Morgenröthe oder des Frühlings.

So spricht auch aus dem Folgenden der Geist, dessen Eingebungen Ana-

Digitized by Google

flasius Grün auf den „Spaziergängen“ erfuhr:

Treue.

Was frommen Worte, frommen Zeilen,
Die uns den Geist nur lieblich binden?
Die That allein vermag zu heilen,
In Treue nur ist Heil zu finden.

Denn wird die Lüge Herr und Meister,
Vergiftend Auge, Herz und Lippen, —
O wohin flüchten edle Geister?
In Wälder? oder unter Klippen?

Die Liebe wird zu losem Spiele,
Die Kraft gebannt an morsche Krücken,
Das Recht läßt sich nicht mehr erblicken, —
Es zweifeln Alle, jammern Viele.

Da müssen Wunder sich begeben,
Die Todten aus den Gräbern steigen,
Und blutigrothe Flammen zeigen
Den Weg zu einem neuen Leben.

Immer und immer wieder flüchtet er vor innerem und äußerem Jammer zur Natur, zur Kunst, zur Wissenschaft.

Was suchst Du nur in Thal und Flur?
„Ich bin der Freiheit auf der Spur!“

Ja, sprich es dankbar aus, nicht achtend
Der eingeschrumpften Welt Verhöhnung:
Dir ward im Dunkel, furchtbar nachtend,
Durch Kunst das Licht und die Versöhnung.

Mit Bettlern mag ich nicht verkehren;
Was frommt's, das Innre zu verschenken?
Der Geist muß forschend weiter streben
Und würdig sich in sich versenken.

Zum Schluß noch ein ergreifendes Gedicht, eine Urkunde des Verzweiflungskampfes:

Fluch.

Oft zuckt mir durch den bangen Sinn
Ein Blitz mit glühend rothen Flammen, —
Und Nacht und Nebelqualm zusammen
Entweichen, und das Land wird grün.
O könnte ich den Lichtstrahl halten:
Mein Leben wäre dann geschlichtet,
Der Kampf, der es zerstört, gerichtet,
Und milde, tröstende Gestalten
Umschwebten mich! — Doch — wieder Nacht!
Und frisch erneuert sich die Schlacht.
So wälzen mich empörte Wogen
Zum wüsten Schlunde donnernd mit, —
Der Hoffnung milde Sterne logen,
Und was ich fürchtete, geschieht.
So sei es denn! Doch will ich ringen,
Bis meine letzte Kraft erlischt,
Mit meinem Blut den Boden düngen,
Den Boden, den mein Blut erfrischt;
Sei er gesegnet, sei verdammt!
Vergebens nicht hab es geflammt!

War es die Krankheit jener Zeit, der Weltschmerz, dem der Dichter unterlag? Kaum; denn schwerlich ließe sich damit sein reines, im höchsten Sinne religiöses Gemüth, sein der Forschung hoffnungsvoll hingegebener Geist in Einklang bringen. Wie unendlich hoch schwebt seine Gesinnung über derjenigen, welche gleich einer Eiterbeule in Musſets „Confessions d'un Enfant du Siècle“ aufbricht! Vielmehr mag die kurze Notiz, welche Goedeke von ihm gibt, die Wahrheit treffen: daß ihn der Gram über die öffentlichen Zustände Oesterreichs in die Verzweiflung getrieben. Feuchtersleben's Einleitung, fast die einzige Quelle über den Dichter (auch Wurzbach hat das Meiste daraus geschöpft) enthält darüber keine bestimmte Angabe. „Rücksichten,“ sagt er, „die ich mir selbst auflege, die mir die Verhältnisse gebieten, machen es zur Pflicht, zu schweigen.“

Nun aber, da der edle Dichter seit mehr als einem halben Jahrhundert in kühler Erde ruht, schiene es eine dankenswerte Aufgabe für einen Sachverständigen, dem Leben und Streben dieses hochsinnigen Menschen genauer nachzuforschen und das Dunkel aufzuhellen, in dem sich seine Spur häufig verliert. Eine dankwürdige Aufgabe wäre es auch, seine Gedichte neuerdings herauszugeben. Aus den wenigen hier gegebenen Proben schon hat der Leser hoffentlich erkannt, daß der einzige Mayrhofer das ganze Geschlecht der Castelli, Saphir e tutti quanti in die Höhe schnellt, obwohl deren unendliches Wasser noch immer auf dem Markt, selbst in neuen Gebinden, versilbert wird, während Mayrhofer verloren und vergessen ist. Eine neue Ausgabe wäre mehr als ein curioser Neudruck; sie wäre eine schuldige Anerkennung des schmählich Uebersehenen; sie böte ein geistiges Stahlbad, das uns österreichischen Deutschen noch immer sehr heilsam wäre.

Digitized by Google

Die Hochwarte von Neugraz.

Blick eines Heimgekehrten von J. Hofer.

Wer sich gerne an dem frohen Erstaunen eines Menschen weidet, der soll einmal mit einem gebornen Grazer, der nach etwa zwanzigjähriger Abwesenheit in seine Vaterstadt zurückkehrt, die erste Fahrt durch das heutige Graz machen.

Nehmen wir an, die Fahrt gehe vom stattlichen Südbahnhof aus durch die Baumkircher- und durch die Kepplerstraße über die obere Eisenbrücke, durch die Humboldtstraße zum spanischen Palais, von dort durch die Körblergasse in den Stadtpark, von diesem durch die Schubertstraße, Lusthausgasse, Elisabethstraße, Lichtenfelsgasse bis zur Schillerstraße, dann derselben entlang bis zur Herz-Jesukirche, von dieser durch die Sparbersbachgasse mit Kreuzung der Rechbauerstraße in die Grazbachgasse bis zur Klosterwiesgasse, von derselben durch die Brockmannstraße in die Westbahnstraße, die Wielandgasse und die Neuthorgasse, am neuen Post- und Telegrafengebäude vorüber durch die Kalchberggasse auf den Murquai bis zur Albrechtsbrücke in die innere Stadt — der Heimgekehrte würde seine Vaterstadt nicht wieder erkennen.

Er wird noch in Erinnerung haben die zu seiner Zeit entlegenen Winkelgäßchen mit den ebenerdigen Häuschen und kleinen Landwirtschaften, die Garten- und Wiesenpläne, die sich damals weit außerhalb der Stadt erstreckten und auf denen jetzt breite Straßen mit Pferdebahngeklingel sich hinziehen und hunderte der elegantesten Stadthäuser stehen. Prunkhafte Paläste und reizende Sommerhäuser, neue öffentliche Gebäude, Brücken, Brunnen und kunstvolle Denkmäler wird er schauen und nicht genug stannen können über das, was Menschenhände seit zwanzig Jahren in dieser Stadt geschaffen, aus dieser Stadt gemacht haben. Im Stadtparke dürfte sein Staunen den höchsten Grad erreichen. Hat denn auch die Natur hier schneller gearbeitet als sie es sonst in ihrem Jahreszeitenwechsel gemächlich zu thun pflegt? Wo vor zwanzig — ja vor siebzehn Jahren — noch die öden, staubigen Glacisgründe gelegen, wuchert heute ein herrlicher Wald mit scheinbar fünfzigjährigen Bäumen. Der Heimgekehrte findet sich nicht zurecht, er sieht wohl den alten Schloßberg mit dem wohlbekannten Uhr- und Glockenthurm, aber das verwirrt ihn noch mehr, denn nun muß er es glauben, daß er in Graz ist, und doch sieht er fast lauter fremde, neue Gegenstände um sich. Seine Verwunderung macht — trotz einer gewissen wehmütigen Stimmung über ihm Trautes und nun Untergegangenes — der hellen Freude Platz. Ungeachtet des großartigen Aufschwunges der Stadt sieht er nirgends die Spuren von Ueberstürztem, Ungemäßem, Schwindelhaftem, überall offenbart sich ein gesundes Wachsthum und besonders die vielen Spuren von Gemeinsinn, die auffallen, erfüllen ihn mit Stolz. Mit wahrer Genugthuung bemerkt er den idealen Sinn, den hier die materielle Zeitrichtung nicht zu tödten vermocht hat und der sich ausdrückt in Kunstgegenständen, in Denkmälern für bedeutende Menschen. Die alten Kirchen selbst haben sich geschmackvoll herausgeputzt und bei dem großartigen Anwachsen der Stadt, bei der Thatsache, daß in manchem Jahre zu Graz mehrere hundert Wohnhäuser gebaut werden, ist auch das Bedürfnis nach neuen Gotteshäusern entstanden.

Digitized by Google

Schon an der Station Gösting, bei dem ersten Blick auf Graz, ist dem Heimkehrenden ein Thurm aufgefallen, welcher links hinter dem Schloßberg hoch in einer schlanken Nadel aufstrebt. Er hatte sich in früherer Zeit öfters gedacht, wie sich wohl der Wiener Stefansthurm neben dem Grazer Schloßberg ausnehmen möchte? Nun sieht er ja beide nebeneinanderstehen, und wie er sich überzeugen kann, ist dieser spitze Thurm, der sich weit draußen hinter den Grazbachgründen erhebt, so hoch als der Schloßberg, ohne die auf dem Plateau stehenden Gebäude mitzurechnen. Auch in vielen Straßen der Stadt fällt dem Heimgekehrten der schöne gothische Thurm auf, welcher aus der Mitte eines ganz neuen und prächtigen Stadttheiles ätherblau empor in die Lüfte strebt. Der Thurm der Herz-Jesukirche.

Es ist kaum sieben Jahre her, seit der Fürstbischof Johannes von Seckau, unterstützt durch freiwillige Beiträge, die manchmal in's Großartige giengen, den Bau der Herz-Jesukirche beginnen konnte. Einer der bedeutendsten deutschen Baumeister, der Grazer Georg Hauberisser, der Erbauer der berühmten Rathhäuser zu München, Kaufbeuern und Wiesbaden, hat dazu die Pläne geliefert, nach welchen der Architect Robert Mikovics den Bau ausführte. Die Frühgothik, wie sie sich in Frankreich aus dem romanischen Style entwickelt hat, gibt dem Baue die Form, welche auf den Beschauer eine tiefe Wirkung übt. Ferdinand Krauß, ein Kundiger im Fache, schreibt über diesen Bau:

„Hochinteressant ist die Fundierung der Kirche mit ihrem gewaltigen Strebesystem, welches bezweckt, die gleichsam in einer Mulde liegende Kirche über das Niveau der sie umgebenden Straßenzüge emporzuheben. Diese schwierige Aufgabe führt Hauberisser zu der in ihrer Art bisher einzig dastehenden Construction einer Unterkirche, welche von zu förmlichen Kreuzgängen ausgebildeten Arkaden flankiert wird. Diese mächtigen, aus Quadern gefügten spitzbogigen Hallen, deren Portale von den gewaltigen Strebepfeilern umspannt sind, verleihen dem Bau das Gepräge stolzer Kraft und ernster Würde und benehmen ihm zugleich den Eindruck des Schweren und Massigen. Die Höhe der Unterkirche, welche 1·56 Meter unter das Terrain hinabsteigt, beträgt 5·60 Meter, ihre Decke bildet den Fußboden des Kirchenschiffes.

Der Grundriß der Kirche. Ein einziges Schiff von gewaltigen Dimensionen mit vieleckigen, einfachem Chorschluß, beiderseitig von je fünf Kapellen flankiert, an welchen sich an der Nordseite das Sakristeigebäude und an der Südseite die durch einen vieleckigen Abschluß ausgezeichnete Marienkapelle anschließen, eine Vorhalle an der Westfaçade, unter welcher eine Freitreppe zum Hauptportal der Kirche emporführt, innen der Musikchor, zu welchem man durch den kleinen Seitenthurm gelangt, und rechts an der Westfaçade der mächtige Hauptthurm, unter welchem sich die Taufkapelle befindet. Gehen wir auf die Dimensionen des Baues näher ein, so finden wir: innere Gesammtlänge 62·71 Meter, innere Breite des Schiffes 12·98 Meter, Höhe des Schiffes 24·50 Meter, Spitze des Hauptthurmes 109·60 Meter.

Diese dürren Zahlen bekommen aber erst ihre Bedeutung, wenn wir sie mit anderen bekannten Kirchenbauten vergleichen. Was nun zunächst den Hauptthurm betrifft, so finden wir in ganz Steiermark keinen einzigen halbwegs würdigen Rivalen, da der bisher höchste Thurm der Mariazeller Kirche mit seiner Höhe von nur 79·60 Metern gegen den 109·60 Meter hohen Thurm der Herz-Jesukirche ganz zwerghaft erscheint, und der schöne Thurm der Kirche in Straßengel erscheint mit 47·4 Metern gar nur wie ein niedlicher Dachreiter gegen unseren Riesen. Es lohnt sich somit nicht, sich mit den heimischen Kirchthürmen weiter zu befassen, und müssen wir unsere Parallele

Digitized by Google

auf jene mächtigen Bauten ausdehnen, die religiöse Begeisterung vor Jahrhunderten am Rhein und an der Donau erstehen ließ, so die Thürme des Regensburger Domes mit 115·6 Metern, den Thurm des Domes in Freiburg mit 117 Metern, jenen des Stefansdomes mit 136·7 Metern und der Kölner Thürme mit 157 Metern Höhe, während die Thürme der Votivkirche bei 99 Metern um 10 Meter gegen den Grazer Thurm zurückbleiben.

Aehnlich steht es mit den übrigen Dimensionen; so bleiben die Grazer Domkirche mit 54·6 Metern und die Stadtpfarrkirche mit gar nur 49·9 Metern Länge weit gegen die Länge der Herz-Jesukirche mit 62·71 Metern zurück und wird dieselbe nur von der Mariazeller Kirche mit 84·3 Metern, der rein gothischen Kirche zu St. Lambrecht mit 78 Metern (s. Vorhalle) und jener zu Neuberg mit 67·9 Metern Länge übertroffen. Noch gewaltiger erscheinen die Breitendimensionen des Mittelschiffes, welche für die Gewölbspannung charakteristisch sind; so zeigt die Grazer Domkirche nur eine Mittelschiffbreite von 11·2 Metern, die Stadtpfarrkirche von 10·4 Metern, die Neuberger Kirche von 9·4 Metern gegen 13 Meter der Herz-Jesukirche, und selbst das Mittelschiff des Regensburger Domes zeigt nur 14·2 Meter Breite. Ebenso gewaltig steht die Herz-Jesukirche mit ihrer Schiffshöhe von 24.50 Metern den übrigen steirischen Kirchen gegenüber, da selbst die Kirche von Mariazell, welche mit 22·7 Metern bisher die höchste Schiffshöhe zeigte, um nahezu 2 Meter zurückbleibt, während unsere Domkirche gar nur 21·2 Meter Schiffshöhe zeigt: dagegen zeigt der Regensburger Dom 23·8 Meter und der Kölner Dom gar 44·2 Meter Schiffshöhe. Unsere in sieben Jahren emporgewachsene neue Kirche zeigt somit nach allen Richtungen Dimensionen, wie wir sie bisher in Graz nicht zu sehen gewohnt waren.

Nachdem es heute noch verfrüht erscheinen würde, über die Wirkung des noch ganz mit Gerüsten überspannten Innern der Kirche ein Urtheil abzugeben, so wollen wir unsere Skizze über diesen Kirchenbau mit einem Rundgange um denselben beschließen. Wir begeben uns somit auf den mächtigen planierten Platz, der, in voller Niveauhöhe mit den umliegenden Straßenzügen, von der Westfaçade der Kirche sich gegen ihre Mauer hinanzieht, und blicken jetzt empor: da ist es vorerst der zierlich kleine Thurm, der die Aufmerksamkeit auf sich zieht, von ihm schweift der Blick an der reichen Fiale vorbei den mächtigen Giebel des Schiffes, von welchem uns heute noch die acht Meter im Durchmesser zählende runde Oeffnung, in welche die Fensterrose eingesetzt werden wird, entgegengähnt, hinan und hinab und wieder hinauf zu der schwindelnden Höhe der Spitze des Hauptthurmes. Gehen wir um den Thurmbau herum, so fällt unser Blick auf das prächtige, reichst durchgebildete Südportal, zu welchem man einst über eine Brücke hinanschreiten wird, und zu oberst auf das achteckige, über das Dach aufragende Signalthürmchen. Bald stehen wir, weiter schreitend, auch vor dem Chorschluß, mit den überaus schlanken hohen Fenstern, und diesen umgehend treffen wir auf das Sakristeigebäude, welches eine höchst originelle Fensterstellung zeigt. Noch einmal wird unser Blick gefesselt durch die reiche, an den kleinen Thurm gelehnte Bogenhalle, welche sich über das Nordportal der Kirche wölbt."

Es ist vorauszusehen, daß der Thurm der Herz-Jesukirche ob seiner Höhe insoferne ein Rivale des Schloßberges werden wird, als die Rundsicht von ihm aus nicht minder prächtig ist, denn die des letzteren, trotzdem aber ganz anders und in ihrer Art einzig. Der heimgekehrte Grazer besteigt nun selbstverständlich diesen Thurm, die Hochwarte von Neugraz, um von derselben aus so recht die großartige Veränderung und Ausdehnung der neuen Stadt zu

Digitized by Google

schauen, die vom Schloßberge aus nicht genug in's Auge fällt. Nun sieht er unter sich das Häusermeer mit den zahllosen Giebeldächern, Kuppeln und Erkern, die mit ihrem Schiefermateriale und ihren Steinmetzarbeiten ein ganz verschiedenes Bild geben von dem der alten Stadt. Die Ausdehnung der neuen Stadt ist überraschend. Hier zieht sich's bis hin an den sachten Hang des Ruckerlberges und an denselben hinauf. Nach der andern Seite hin stant das Häusermeer sich an den üppigen Baumkronen des Stadtparkes und des hinter demselben aufsteigenden Schloßberges. Links am Schloßberge liegt die alte enggedrängte und vielthürmige Stadt, hinter welcher der schöne waldige Bergzug blaut; rechts am Schloßberg über den Graben und Kalvarienberg hinaus fliegt der Blick in die Murenge, in dessen Hintergrund die Hochalpen blinken. Das Bild ist entzückend und noch mannigfacher und reizvoller, als es sich vom Schloßberge aus gesehen darstellt. Auch der Rosenberg und die Gegend des Hilmteiches zeigen sich hier in einer ganz ungewohnten Form, und einen solchen Standpunkt, von dem aus man auf einen Blick ein großes Stadtbild und Gebirgsbild hat, findet man wohl selten anderswo. Das Rauschen der Arbeiten aus den Baustätten und Neubauten und des allmählich in das Neugraz sich erstreckenden Verkehres dringt dumpf herauf zu unserer schwindelnden Höhe. Unser Blick schweift noch hinaus gegen die weiten Flächen im Süden, über welche die Stadt ebenfalls hinzustreben beginnt, so daß man ihres Wachsens kein Ende sieht.

Nun freilich glaubt es der heimgekehrte Grazer, daß die Einwohnerzahl seiner Vaterstadt seit zwanzig Jahren um 30.000 Einwohner gestiegen ist, das heißt, es ist seither ein Villach und Klagenfurt dazugebaut worden.

Was die neue, allerdings zur Zeit noch nicht fertige und noch viel Geld heischende Kirche anbelangt, so erfreut sich jeder Grazer, abgesehen von der religiösen Bedeutung derselben, an dem edlen Kunstwerke, das hier erstanden ist und der schönen Stadt zur Zierde gereicht. Ehre ihren Gründern, Gönnern und Erbauern!

Der Schnee als Verkehrsmittel im Gebirge.

An einem schneienden Decembertage war's, als ich auf dem Eisenbahnzug durch ein oberländisches Gebirgsthal fuhr. Die Berghöhen in Nebel, die Wälder schwer mit Schnee belastet, in den Schluchten hier und da eine Hütte, ein Hof kauernd, halbvergraben im Schnee.

„Ach, mein Gott," sagte einer der Mitreisenden, der sehr behaglich in seinem Fauteuil lehnte und etwas geringschätzig gegen das Fenster blickte, „im Sommer mag's schön sein hier, aber im Winter muß es ein trauriges Leben sein in dieser Gegend, so ganz abgeschlossen von aller Welt, so ganz verloren!"

Ein Mann, der am Fenster saß und schon lange mit einer gewissen Sehnsucht hinausgeblickt hatte in die winterliche Gebirgsgegend, wandte sich jetzt zu dem, der obige mitleidige Bemerkungen gemacht, und sagte: „Es ist nicht so schlimm. Bei den Gebirgsbauern geht's im Winter lustiger und geselliger zu als im Sommer, und der Schnee ist wie das Meer: scheinbar trennt er, in der That verbindet er die Menschen miteinander."

„Wieso, wieso?" fragte der fremde

Digitized by Google

Reisende, „Sie sehen doch, wie die Schneelasten Weg und Steg vermauern und Alles unter sich begraben wollen!“

„Das ist nur heute so,“ sagte der Andere, „das ist nicht hier allein so; auch in den Städten muß jetzt ein Heer von Schneeschaufelern thätig sein, soll der Verkehr fortbestehen, und ich bürge nicht dafür, daß wir heute auf der Eisenbahn nicht stecken bleiben. Den Landmann da drüben in seinem einsamen Hof sieht das nicht an. Mit allem Bedarf für den Winter versehen, bleiben an den stürmischesten Tagen die Leute hübsch in der Stube, vertreiben sich die Zeit mit Spänelieben, Garnspinnen, mit Ausbessern von Geräthen oder mit Kartenspielen. Der Weg zu der gegenüberliegenden Tenne und Stallung muß freilich offen gehalten werden, weil man Stroh zu bereiten und Vieh zu füttern hat. Weiters kümmert man sich heute nicht um die Welt. Wird's in der warmen Stube finster, so zündet man den Lenchtspan an, trinkt Milch oder Most, unterhält sich mit Geschichtenerzählen oder Liedersingen, oder — wenn ein paar muntere Burschen und Mädeln da sind — mit Schwänkemachen. Jeder weiß eine Schnurre, ein Spiel, eine Posse und es bleibt kaum Zeit für das Rosenkranzgebet, das der Hausvater am Abende anzustimmen pflegt. Von neun Uhr Abends bis fünf oder sechs Uhr Früh ist Zeit genug, um sich auszuschlafen, wenn es die fleißige Magd nicht etwa vorzieht, tief in die Nacht hinein bei ihrem Nähkorb zu sitzen und für sich oder ihren Schatz die Strümpfe zu stopfen, die Hemden zu flicken.

Der Bauer setzt auf den Schneefall schon seine Speculation. Das wird wieder einmal ein Schlittweg, Gottlob! Jetzt kann's nachher vorwärts gehen. — Und in der That, am nächsten Tage, wenn das Schneien aufgehört hat, da heißts: Hinaus! Der Schneemassen sind stellenweise ganz gewaltige, aber man braucht sie ja nicht überall wegzuschaffen; zuerst, so lange sie noch locker sind, geht man mit Schneereifen darüber; ein paar starke Ochsen ziehen einen breiten Schlitten dahin, der Schnee setzt sich fest und gibt eine vortreffliche Bahn. Hoch an den Berghängen oder in den hinteren Schluchten hat man den Sommer über Brennholz, Bauholz, Kohlenholz zusammengeschleppt, diese Lasten werden jetzt über dem Schnee mit geringer Mühe zu Thal, zur Kohlstatt, in's Dorf, zur Eisenbahn geschafft. Ebenso werden die Kohlen, die Streufuhren, von Steinbrüchen die Steine weiter befördert. Manche Häuser, die hoch am Berge stehen, lassen ihre Lebensmittel gerne erst im Winter heimholen. Den Zugochsen werden, wie den Pferden, die Hufe beschlagen, und so ziehen sie auf Schlitten oft gewichtige Lasten den steilen Berg hinan, ohne besondere Anstrengung. Der Bauer wartet darum sehnsüchtig auf Schnee, der die rauhen Wege glättet. Dann will er auch einmal eine lustige Schlittenfahrt machen zum Kirchdorf, oder gar in's Kreisstädtchen, und so sind zur Winterszeit die Wege und Straßen belebter als im Sommer. Im Sommer kann's der Eschbauer mit seinen flinken Rößlein nicht unternehmen, mit dem Eisenbahnzug wettzulaufen, im Winter kann er's. Und so ein einmal festgebahnter Schlittweg hält wochenlang, monatelang; neuer Schneefall bessert ihn immer von Neuem aus. Erst im März, wenn das Thauwetter kommt, wird's ungemütlich im Gebirge, die Wege werden grundlos, die Stege und Brücken sind gefährdet durch Lawinen und Hochwasser. Das Wasser ist dem Gebirgsbauer immer unangenehm, der Schnee selten. Nie sind die Wege und Gassen so belebt als im Winter; auch das Stöbern und Schneetreiben vermag es nur selten, die Leute in ihre Schlupfwinkel zu scheuchen. Wo das Schlittschuhlaufen nicht der Brauch ist, da ergötzen sich die Dorfburschen mit Eisschießen, die Knaben mit Schneeballenwerfen

Digitized by Google

und Schandern (Schlittenrutschen von den Lehnen nieder); es ist ein munteres Lärmen und Schellen auf den Straßen, und von den hintersten Berghütten kommen die Leute zur Winterszeit heraus aus ihren fernen Winkeln. Ja man kann sagen, der Winter ist auf dem Lande dem geselligen Leben und Verkehr weitaus günstiger, als die übrigen Jahreszeiten. Von einem Abgeschlossensein der Einzelhöfe ist, mit Ausnahme bei etwa außerordentlichen Stürmen, schon gar keine Rede. In solchen Tagen kann es ja wohl einmal geschehen, daß ein Kranker ohne Arzt und Priester versterben muß, weil des Unwetters wegen keiner zu erreichen ist, und daß der Leichnam länger auf seinem Bahrbrett liegen bleibt, als es das Gesetz vorschreibt und den Hinterbliebenen lieb ist. Aber derlei kommt selbst in den unwirtlichsten Gegenden, wo noch Menschen wohnen, alle zehn Jahre kaum einmal vor. Im Allgemeinen wirkt der Winter gesellschaftlich belebend und die Leute freuen sich stets auf ihn; da sind die Tage kürzer, die Nächte länger, die Arbeiten weniger anstrengend, und die Wirtshäuser bestellen Musikanten und der Kaufmann Spielkarten, und zu Weihnachten wie in den Faschingtagen wimmelt es im Kirchdorf trotz Schneegestöbers von munteren Menschen aus allen Höhen und Engthälern, und selbst auf ihren Heimgängen zu spätnächtliger Stunde finden sie ihren Weg."

Als der Mann am Fenster — der wohl selbst zu der Klasse der Winterbären gehören mochte, — so berichtet, stand der Eisenbahnzug still und der Schaffner erklärte, sie könnten nicht mehr weiter; das Schneetreiben habe die Bahn mannshoch verlegt.

Trübselig blickten wir zu den Fenstern hinaus auf die Landstraße, wo die Bauernschlitten leicht und lustig hinglitten. Endlich verließen wir unsere Polstersitze im Wagen und miethten bis zur nächsten Station einen Bauernschlitten, auf welchem der Fremde nun thatsächlich die Erfahrung machen konnte, daß der Winter die Leute im Gebirge nicht voneinander abschließt, vielmehr munter miteinander verbindet.

K.

Die heilige Weihnachtszeit.

Eine Plauderei von P. K. Rosegger.

Wenn der Städter über Feiertage etwas Sicheres wissen will, so muß er sich bei den Bauern anfragen. Der städtische Arbeiter genießt den Feiertag, ohne viel darüber nachzugrübeln; der Bauer, der sonst nicht gerade gewohnt ist, den Grund und Zweck der Dinge zu erfassen, will jedoch wissen, warum er rastet, in die Kirche geht oder sich einen Rausch antrinkt. Er hat seine Feiertagswissenschaft und seine Feiertagsstimmung.

Ich will von mir nicht reden, sagt man, wenn man von sich selbst zu reden beginnt. Allein um das zu sagen: Ich war, so lange mich die Bauernfeiertage noch etwas angiengen, ein gar radicaler Patron. Mir waren der Kirchenkalender und darin die einzelnen Feste chronologisch zu sehr verschoben. Ich wollte, daß das kirchliche Jahr und das Sonnenjahr gleichen Schritt halten sollten, wie sich's auch gehört, wenn Himmel und Heiland mit einander harmonieren wollen. Da die Sonne nun aber einmal nicht nachgibt, so sollte die Kirche nachgeben. Sie hätte, wie ich einmal gelesen, ihre

Digitized by Google

größten Feste ohnehin auf willkürliche Tage gesetzt. Und wenn am 22. December, als an dem Tage, da die so tiefgesunkene Sonne ihre Umkehr hält, schon der Advent nicht beginnen will, so hätte ich es mindestens gern gesehen, daß am selben Datum der Christtag gewesen wäre. Daran hätten sich ohne Einschub schicksam gereiht alle Feste, die sich auf die Kindheit Jesu beziehen, als das Fest der Beschneidung, der Opferung, der Heiligen drei Könige, der Unschuldigen Kinder u. s. w., so daß wir mit den Weihnachtsfeiertagen bequem vor dem Fasching fertig geworden wären. Ich habe diese Reformpläne auch richtig einmal meinem Beichtvater, dem guten alten Pfarrer Johann Plesch in Kathrein am Hauenstein, vorgelegt; dieser meinte, wie er die katholische Kirche kenne, würde sie auf eine solche Aenderung nicht eingehen wollen. Es hätten die Franzosen einmal bei einer großen Revolution mit Feuer und Schwert die Sonn- und Feiertage verlegt, wäre aber doch schließlich die heilige Kirche mit ihrem alten Brauch Herr geblieben. So sollte ich als einfältiger Bauernbub von solchen Sachen hübsch still sein.

Sonach beschäftige ich mich heute mit Dem, wie es ist, und nicht mit Dem, wie es sein sollte.

Die Weihnachtszeit hebt — wie die Weltgeschichte überhaupt — mit Adam und Eva an. Diese unsere lieben Eltern haben dem Kalender nach am 24. December ihren Namenstag. Daher könnten schlechte Christen die Weihnachtsgeschenke auch so auslegen, als ob am Tage ihrer ersten Eltern, als am Erinnerungstage ihres eigenen Entstehens, die Menschheit sich mit Liebesgaben selber gratuliere. Weil ihr in der That zu gratulieren wäre, wenn sie sich täglich so benähme, wie am Weihnachtsabende.

Die eigentliche Weihnachtsvorahnung beginnt mit dem „Nicolo“ und vollends mit der Thomasnacht. Die Thomasnacht, die Christnacht und die Sylvesternacht sind die Nächte der fragenden Jungfrauen. In der Thomasnacht werfen sie ihre Schuhe nach der Kammerthür; bleiben die Schuhe so liegen, daß die Spitzen in die Kammer weisen, so kommt im nächsten Jahr ein Bräutigam; stehen die Schuhspitzen gegen die Thür, so kann auch einer kommen, geht aber wieder fort. In der Christnacht tragen die Jungfrauen vom Holzgelaß einen Arm voll Scheiter in's Haus; sind die Scheiter paarweise, heißt das: in gerader Zahl, so wird im nächsten Jahr geheiratet. In der Neujahrsnacht endlich soll beim Bleigießen ein Figürlein die Hoffnung bestätigen. Das liebe Dirndl im Hochreithhofe! Die Schuhe versprachen ihn, die Scheiter versprachen ihn und das Blei ließ die günstigste Auslegung zu. Er kam, sie saß ihm auf und — blieb sitzen. Jetzt weiß man nicht, sind die Männer nichts nutz oder die Gebräuche!

Das heilige Schauern, das am Christabend durch die Welt geht, empfindet auch der Bauer. Auch ihm wird warm. Ist's doch, als ob an diesem Tage die Naturgesetze andere geworden wären. Fast bangt man um das Gleichgewicht der Welt, da so plötzlich Alles Freude ist und überall die Charitas herrscht.

Zum Glück ist der Tag bald vorüber, dem großen Feste ducken sich St. Stefan und Johannes an; der Erstere will als Erzmärtyrer an der Weihnachtsfeier Antheil haben, der Letztere beruft sich auf seine besondere Freundschaft mit dem Heiland; der Erstere macht sich bei den Bauern durch sein Stefaniewasser wichtig, der Letztere weiß sich mit dem Johannesweih einzuschmeicheln — aber zu dem eigentlichen Weihnachtsgefolge gehört keiner von Beiden. Erst der Unschuldigen-Kindertag ist wieder echt; er bringt in den süßen Weihnachtsfrieden die schreckbare Kunde von dem Kindermassenmord des Herodes. Das Volk feiert dieses Gedächtnis durch Ruthen-

Digitized by Google

streiche, mit denen Eins das Andere am Morgen des achtundzwanzigsten Tages im December mit den Worten: „Frisch und gesund!“ aus dem Bette peitscht.

Nach den unschuldigen Kindern kommt ein heiliger Thomas, geborner Londoner, ein Bischof zu Kandelberg, der sich so wacker und unbiegsam den Staatsgesetzen seines Vaterlandes widersetzt hatte, daß ihn die Kirche heilig gesprochen. Unsere Bauern nennen den Mann „Thoma Windfeier“ und sagen, wenn sie an diesem Tage nicht arbeiten, so werden sie im kommenden Jahre von kalten Winden und Stürmen verschont bleiben. Sie machen daraus den fünften Weihnachtsfeiertag.

Als sechster folgt einer aus dem alten Testament — ein berühmter Poet und Saitenspieler — der liebenswürdige König David. Der alte Herr hat in der That auch ein Recht, Weihnachtsbesuch zu machen bei dem Kinde, das ja seinem — dem Geschlechte Davids entstammt. Heiligen-Legenden und antisemitische Kalender ignorieren den Alten und protegieren an diesem Tage die heilige Witwe Melania. Von dieser Witwe steht's in der Hauspostille des Bauers gar schön zu lesen: sie war eine reiche Römerin, aus Liebe zu Gott etwas störrisch gegen ihren Mann, bis sie dann Beide in's Kloster giengen, wo der Gatte bald starb, Melania sich jedoch den göttlichen Wissenschaften hingab und mit großer Beredsamkeit der Frauen gegen die Irrlehren kämpfte. Vor so Einer muß der jüdische Harfenist freilich zurückstehen.

Endlich ist Sylvester da. Dieser Mann war bekanntlich römischer Papst; er hatte stark mit den Juden zu kämpfen. Ich erinnere mich an ein Geschichtlein. Eines Tages brachten die Juden einen wilden Ochsen zu ihm und sagten: Der Name ihres Gottes sei so groß und schrecklich, daß, wenn sie selben dem Ochsen in's Ohr sagten, das Thier auf der Stelle todt zusammenstürzen müsse. Der Papst ließ es auf eine Probe ankommen, und in der That, der Ochse fiel bei der Nennung des Judengottes um und war todt. Nun sagte der Papst Sylvester: „Wenn der Name Eueres Gottes so schrecklich ist, ein Thier zu tödten, so ist der Name des meinen so mächtig, es wieder zum Leben zu erwecken.“ Er rief das Wort aus — und das Thier wurde wieder lebendig.

Indes hat Sylvester seine große Berühmtheit weniger dieser Auferweckung zu danken, als dem Umstand, daß er der Schlußwart des Jahres geworden ist. Das ist er aber beziehungsweise seit kurzer Zeit; erst im Jahre 1583, also vor dreihundert Jahren, hat der gregorianische Kalender im katholischen Deutschland Eingang gefunden, wonach Sylvester als Thorschließer angestellt wurde und als solcher mancherlei Gratificationen bezieht.

Das Neujahrsfest ist der achte in der Reihe der Weihnachtsfeiertage. An diesem Tage schiebt der Bauer seinem Vaterunser folgenden Satz an: „Wölln Gott bittn um a glückseligs neugs Johr; und daß er's verflossni Johr glückselig g'schenkt hot, danksogn!“ Der Kracher Martin auf der Niederlenthen ist so gottergeben zufrieden, daß er, als ihm an einem Jahr ein reicher Oheim, zwei Weiber und eine Schwiegermutter starben, in dem Satz des darauffolgenden Neujahrsgebetes: „'s verflossni Johr glückselig g'schenkt hot, danksogn“ nicht eine Silbe änderte.

Nun kommen vier Werktage, die aber, weil sie noch in der Weihnachtszeit liegen, eine gewisse Ausnahmsstellung genießen; es soll in denselben weder gedroschen noch gesponnen werden. Der Abend des 5. Januar geberdet sich, als ob mit ihm das hohe Fest von neuem beginnen wolle. Wie am Christ- und am Sylvesterabend, so geht der Bauer mit dem Weihrauchgefäß und dem Sprengwedel durch Haus und Hof, nur der Unterschied, daß er diesmal mit der Kreide an jede Thür und jedes Thor drei Kreuze zeichnet, und

Digitized by Google

auf die Thürstirne seiner Stube oder den Trambaum folgende Zeichen malt: C + M + B +. Mancher, der's selber nicht kann, entlehnt sich irgendwo einen Schriftgelehrten, der ihm die „heiligen drei Könige" aufschreibt.

Mich ließ einst für dieses Geschäft unsere Nachbarin, die alte Riegelbergerin, holen; nun war im Hause ein Stück Kreide von der Größe einer Erbse, so daß ich es kaum zwischen den Fingern zu halten vermochte. Das C und das M gelang mit Mühe, dann sprang das weiße Körnlein plötzlich ab, verkollerte sich auf dem Fletz und war nicht mehr zu finden. Was jetzt? Ich zeichnete das B mit einem Stück Holzkohle. Die Riegelbergerin erschrak, denn gerade als Schutz gegen den „Schwarzen" hatte sie sich die heiligen Zeichen machen lassen. Fragte ich sie denn, ob sie diese Sache je mit besserem Schick und Sinn ausgeführt gesehen? Ob sie nie etwas davon gehört, daß von den heiligen drei Königen der Eine, der Balthasar, ein Mohr gewesen?

Der Ausspruch hat mir ein Stück Kletzenbrot eingetragen; was weiter war, weiß ich nicht mehr.

Wenn ihr brave Kinder wäret, meine lieben Leser, ich würde euch viel Anmuthiges erzählen von den heiligen drei Königen. Es sollen, sagt eine Auslegung, nicht sowohl Könige als Weise gewesen sein, aber man hat erwogen, daß man vor dem Volke mit goldschimmernden Königen mehr Ehre einlegt, als mit Weisen. Der Prophet Balaam hatte einst gesagt: Es wird aus dem Reiche Jakob's ein Stern aufgehen, und der wird einen mächtigen König bedeuten über Juden und Heiden. Hierauf stellten die Heiden Wächter auf einen Berg, den Stern zu erspähen, und diese wachten anderthalbtausend Jahre. Aber in einer Nacht, da von der Wüste der warme Hauch herauswehte und aus der Ferne das Meer rauschte, schliefen sie ein. Da gieng der Stern auf. Das kündeten sie den Ländern. Und hierauf machten sich drei Könige auf den Weg, den Stern zu suchen. Es war nächtig und der Stern zuckte vor ihnen über den Erdboden dahin, und weil sie Weise waren, so giengen sie dem neuen, unbekannten Lichte nach, Tage und Tage lang; es gesellten sich ihnen auch andere Könige und Herren bei mit großem Gefolge, bis sie in die Stadt Jerusalem kamen. In dieser Stadt sprachen sie beim Herodes vor, fragend, wo der große König sei, auf den der Stern deute? Der Judenkönig beehrte die Gäste mit Pomp und antwortete: Der große König sei er selber und einen anderen kenne er nicht in diesem Lande. Sie möchten aber suchen, fänden sie einen, der größer wäre als er, so sollten sie es ihm wissen lassen, dann sei er der Erste, der sich neige. — Sie wanderten weiter. Der Stern glühte über die Auen dahin und stand still über einem Dache, das eine reisende Handwerker-Familie barg. Und ein Kindlein war da in der größten Armuth und Bedürfnislosigkeit, und hatte helle, freundliche Augen. Die Könige, da sie müde waren und nicht mehr hoffen konnten, den Gesuchten zu finden, legten ihre besten Gaben dem Kinde hin. Aber die armen Leute sagten: „Wozu brauchen wir Euer Gold, Eueren Weihrauch, Euere Myrrhen? Die Erde ist unser Bett, der Himmel ist unser Hut. Dieses Kind, welches so hablos ist, daß wir es auf das Heu des Rindes legen mußten, ist nicht gekommen zu empfangen, es ist gekommen zu geben."

Da flüsterten die Könige zu einander: „Wir haben ihn gefunden. Laßt es uns eilig dem Herrn Bruder melden!" Einer von ihnen, der schwarz an Farbe war, gab die Meinung ab, Herodes scheine nicht dazu angethan, sich in seinem Lande vor einem Andern zu beugen. Es würde klug sein, ihm das Kind nicht zu verrathen. Sie kehrten auf anderem Wege in ihre Länder zurück. — Herodes hatte trotzdem erfahren, daß sich unter den kleinen Kindern zu Bethlehem eines befinde, das nach der Weissagung der Juden

Digitized by Google

größter König werden würde, und da es ihm nicht gelang, dasselbe herauszufinden, so ließ er in und um Bethlehem alle Knaben ermorden. —

Schlaft ihr? Oder weint ihr? Oder belächelt ihr den Erzähler? Ach, ihr habt die Mythe schon allzu oft und in allzu absichtlicher Weise gehört, um die göttliche Lieblichkeit und gewaltige Größe, die darinnen liegt, noch zu empfinden! Von den drei wirklichen Weihnachtsfesten — der Geburt, der Beschneidung und der Erscheinung der Könige — birgt das letztere den grandiosesten Inhalt, die unbegreiflichsten Wunder. Warum kamen die mächtigen Herren und knieten vor dem armen Kinde? Weil sie Weise waren. — Und warum giengen sie wieder davon und ließen das hilflose Wesen, von dem sie so große Dinge hielten, zurück? Warum nahmen sie es nicht mit sich in ihre Paläste? Weil sie Weise waren. Sie wußten, daß sich im Wohlleben und Prunk kein Gottmensch entwickeln kann, daß die Armuth und die Einsamkeit und die Verlassenheit, und alle Liebe und alles Leid des Volkes dazu gehört, einen großangelegten Menschen zu einem Propheten und Erlöser zu machen.

Wenn ich wieder einmal auf der Tenne stehen sollte und den Korngarben predigen, wie einst als zehn- bis vierzehnjähriger Junge, da ich den Strohköpfen die Weihnachtspredigten hielt, bis mir unser Knecht Marcus einmal im Vertrauen mittheilte, ich sei der schönste Pfaff für die Haus-Capelle in einem Narrenthurm — wenn ich wieder einmal so vor Strohköpfen predigen sollte (kein Mensch kann's wissen, was ihm bevorsteht), ich wollte die Geschichte von den heiligen drei Königen und ihrem Stern so verwegen ausspinnen, wie ich mir's an dieser Stelle natürlich nicht erlauben darf.

Am zweiten Tage nach Heiligen-Drei-König ist das Gedächtnis des heiligen Erhard, der im steierischen „Mandelkalender" mit einem Bischofsstabe und einer Holzaxt angedeutet steht. Die Legende erzählt, daß die Holzaxt das Marterwerkzeug wäre, mit welcher der heilige Bischof getödtet worden sei; aber der Bauer weiß es, daß Sanct Erhard die Art hat, um damit endlich die Weihnachtsfeiertage abzuhacken, nachdem solche mit leichten Unterbrechungen zwei volle Wochen gedauert haben. Andere Auslegungen sind, daß Erhard mit der Art die eingefrorenen Mühlräder enteisen und dann in den Wald Brennholz hacken gehen will.

Und so ist Werktagszeit geworden. In der Kirche klingt die Weihnachtsstimmung noch bis Maria Lichtmeß fort. Hier Außen tobt der Carneval; wer nicht arbeitet und nicht betet, der mag tanzen, der Erdboden ist eingeölt, der Himmel drückt ein Auge zu.

Und mich wollen jetzt, da ich diese Betrachtung beschließe, die Profanen haben und die Frommen; die Ersteren, um den bigotten Feuilletonisten zu verhöhnen, die Letzteren, um den frivolen Schriftausleger zu verbrennen. Ich entschlüpfe den gierigen Krallen wie ein Schmetterling. Ich liebe die Blumen. Und die holde, die selige Weihnachtszeit mit ihren heiligen Mythen ist eine Blume mitten im Winter des Jahres und des Lebens — eine Blume, die an meinem Busen blühen möge, wenn ich freie und wenn ich sterbe. Oder weiß Einer von Euch Frommen und Profanen im Himmel und auf Erden Schöneres zu denken, als eine junge keusche Mutter mit dem Kinde? Als ein Kind, das mit dem Fleisch gewordenen Worte: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" die Welt erlösen will?

Digitized by Google

Kleine Laube.

Der Sänger des Dachsteinliedes.

„Hoch von Dachstein an, wo der Adler haust! „Welches Steirers Herz hebt und weitet sich nicht bei diesem Klang! Welche Erinnerungen knüpfen sich nicht an ihn, welche Gefühle von Heimatsglück! Wie oft habe ich dieses Lied mit seiner berückenden Weise in der Fremde gehört! Wie oft hat es mich im Auslande mit Stolz und Freude erfüllt, und wie oft habe ich als der einzig dazu Berechtigte mit den schwäbischen oder preußischen Sängern gejubelt: „Dieses schöne Land ist mein Steierland, ist mein liebes theures Heimatland"!

Das Lied ist des Steirers beredtester Ausdruck seines Heimatsgefühles geworden, zu einer Art Vaterlandshymne, die sich nicht blos als Volkslied in Hause des Aelplers, auf der Hochmatte der Hirten, bei Volksfesten, bei Landes-Ehrentagen, sondern auch auf dem Schlachtfelde erprobt hat. Schon der Text, der die Schönheiten der Steiermark so zusammenfassend schildert, bewegt unser Gemüth.*) Viel lebhafter aber noch entzündet uns die allbekannte Melodie von Ludwig Karl Seydler, die sich soschr in das Ohr und Herz des Steirers eingegraben hat, daß am jüngsten Tag der Engel mit der Posaune das Dachstein-Lied blasen wird müssen, wenn er den sonst etwas bequemen Steirer zum Auferstehen bewegen will.

Es wird Manchen, der das traute Lied schon in seiner Jugend gesungen hat, überraschen, wenn er hört, daß der Tonsetzer des Dachstein-Liedes noch in unserer Mitte lebt. Zwar als siebenundsiebzigjähriger Greis, aber immer noch frisch und rüstig und seines Amtes als Dom-Organist zu Graz gewissenhaft waltend.

Vor Kurzem, am 27. November 1887, hat Seydler das fünfzigjährige Jubiläum seiner Thätigkeit als Dom-Organist begangen. Bei dieser Gelegenheit hat sich die Steiermark wieder einmal erinnert des Dankes, den sie dem Manne schuldet. Wir schließen uns der Erinnerung an, indem wir den Lesern des „Heimgarten" nach A. Schlossars Skizze einen kurzen Blick auf Seydlers Leben und Schaffen vermitteln.

Am 8. März 1810 wurde Ludwig Karl Seydler zu St. Leonhard bei Graz geboren. Sein Vater, und schon sein Großvater bekleideten den Schulmeisterposten in St. Leonhard. Auch Ludwig zeichnete sich durch bedeutendes musikalisches Talent aus; da er eine hübsche Sopranstimme hatte, wurde er im Landestheater als Sängerknabe verwendet und sang sogar größere Partien mit Erfolg. Tüchtigen Musikunterricht erhielt er später von dem damaligen Dom-Organisten Karl Lamprecht. Nach dessen Tode wurde Seydler im Jahr 1837 auch zu dessen Nachfolger als Organist an der Grazer Hof- und Domkirche ernannt. Er bekleidete diese Stelle mit unermüdlicher Pflichttreue und großem musikalischem Geschick, so daß er bald als einer der besten Organisten in ganz Oesterreich galt. In jungen Jahren stand er im regsten Verkehre mit Neukomm, Reissiger und Sech-

*) Der Text rührt von Jakob Dürnböck her. Siehe Heimgarten VI. Jahrgang Seite 616.

Digitized by Google

er, ebenso mit Anselm Hüttenbrenner. Eine Locke Beethoven's, welche ihm der Letztere als Zeichen seiner Verehrung schenkte, wird in der Familie Seydler's als Heiligthum verehrt.

Als Componist hat Seydler sich insbesondere der Kirchenmusik zugewendet und Vieles und Bedeutendes geleistet, wenn auch seine größten Werke bis heute ungedruckt geblieben sind. Von denselben müssen vor Allem genannt werden ein großes Oratorium im Stile Neukomm's: „Die sieben Worte des Erlösers am Kreuze," zwei „Requien" und mehrere Messen, darunter die Pastoral-Messe in C-dur, welche bei Meuschik in Graz seinerzeit ediert wurde. Alle diese Werke gelangten oft und beifällig zur Aufführung. Am bekanntesten sind seine Kirchenlieder, die sich durch einfache, innige Melodien auszeichnen, wie z. B. das prächtige „Milde Königin gedenke," oder die feierliche choralartige „Papsthymne." Dieselben sind zumeist in den 1857 erschienenen „Maiblüten" und in den zuerst 1845 und sodann wieder 1858 herausgegebenen „Feierklängen," einer Sammlung geistlicher Lieder, enthalten. Weit verbreitet finden wir auch die 1860 in Graz erschienenen „Hymnen und Responsorien für die heilige Charwoche" und die „Processions-Hymne." Eine Motette: „Ecce quo modo" wurde in Frankreich abgedruckt und wird noch heute öfter in Pariser Kirchen gesungen. Alle diese Compositionen zeichnen sich durch edle Einfachheit und andächtige Innigkeit aus und sind wahre Perlen des Kirchengesanges. In früherer Zeit hatte Seydler übrigens auch manches heitere Tanzstück verfaßt, das sich großer Beliebtheit erfreute, wie die Walzer: „Vergißmeinnicht," „Rosetten-Walzer," die Galopade „Der letzte Tanz im Fasching."

Auch als Musikschriftsteller war Seydler thätig.

Am Meisten und am Weitesten bekannt ist unseres Componisten „Dachsteinlied" oder, wie der authentische Titel lautet: „Der Steirer Land, Hoch vom Dachstein." Den Text hat Dirnböck gedichtet, die Composition Seydler zum 25jährigen Jubiläum der steiermärkischen Landwirtschaftsgesellschaft in Graz im Jahre 1844 verfaßt. Seine weite Verbreitung hat das „Dachsteinlied" erst seit den Fünfziger-Jahren erlangt, seitdem aber gilt es als das „Steirerlied" insbesondere in allen deutschen Gauen und ist sogar über den Ocean gedrungen. Dem Componisten wurde für die vielfachen Verdienste um die Kirchenmusik 1878 das goldene Verdienstkreuz mit der Krone verliehen, das Mozarteum in Salzburg und der Gesangverein „Styria" in Graz ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Einen ehrenvollen und günstigen Ruf als Organist an die Hauptkirche nach Dijon schlug er aus Liebe zu seiner steirischen Heimat aus, welche er nicht verlassen wollte. Diese Heimat aber kann auch ihn und sein Lied nie vergessen, daß in den Bergen und Thälern der Steiermark immerdar ertönen wird. R.

Der Kanzler.

Aus der Wilhelmsstraße. Erinnerungen eines Officiösen. (Berlin. Richard Eckstein Nachfolger.)

Diese Randglossen zur neuesten Geschichte Deutschlands entstammen einer Feder, die dem Fürsten Bismarck nicht fern zu stehen scheint. Trotzdem die Schrift zum Theile eine Sammlung von Leitartikeln und Anekdoten ist, eröffnet sie doch neue Perspectiven in den Charakter des deutschen Reichskanzlers und seiner Thaten. Man merkt wohl manchmal die diplomatische Vorsicht des Schreibers, die sich besonders in einer strenge aufrechtgehaltenen Objectivität zeigt. Von vielem Interesse sind uns die Absätze: Eine Episode aus dem Culturkampf, oder Windthorst und die Frauen vor Gericht, Bismarck und die Presse, Aus Kissingen, mit intimeren Nachrichten über Ludwig II., Bismarck und der Antisemitismus, Bismarck und das Parlament. Auch läßt sich Manches aus Aeußerungen lernen, die Bismarck s. z. dem Dichter Jokai gethan hat.

Er sagte zu diesem unter Anderem Folgendes: „Wir haben gute Freunde, die uns damit verdächtigen, daß wir die österreichi-

Digitized by Google

schen Erbländer annectieren wollen. Gott bewahre! Wir haben genug mit Elsaß-Lothringen zu schaffen, genug mit dem dänischen Grenzproceß, und wenn es geographische Rücksichten nicht geboten hätten, würden wir nicht eine Spanne Erde, auf welcher Franzosen wohnen, zu Deutschland annectiert haben. Dieser nie zu versöhnende wilde Feind — denn die Franzosen sind ein wildes Volk, ziehen wir von den Franzosen den Koch, den Schneider und den Friseur ab, so finden wir den messinghäutigen Indianer! — Könnten wir uns nur in irgend einer guten Weise von jenem Uebel befreien, das wir uns bereits eingeschafft haben! Nicht aber, daß wir nach jenen österreichischen Leuten seufzen würden, die hierher nach Berlin wallfahrten gehen! Und was würden wir denn mit Wien als Grenzstadt anfangen? Wien und Pest-Ofen haben die Mission, zu den reichen Mittelpunkten der Civilisation und des Handels im Osten zu werden, und jeder deutsche Minister, dem es einfallen würde, etwas von Oesterreich zu occupieren, wäre reif dazu, daß . . . (hier machte er mit der Hand die Pantomine des Hängens). Ich für meinen Theil wäre, wenn die österreichischen Provinzen „mit Gewalt“ zu uns kommen wollten, im Stande, deßhalb einen Krieg gegen sie anzufangen. Die österreichisch-ungarische Monarchie wird, insofern man mit menschlichem Verstande die Zeitläufe vorhersagen kann, durch lange Zeit Niemand antasten.“

Ueber den Antisemitismus sagte Bismarck eines Tages zu einem seiner jüdischen Geschäftsleute in Varzin: „Ich mißbillige ganz entschieden diesen Kampf gegen die Juden, sei es, daß er auf confessioneller oder gar auf der Grundlage der Abstammung sich bewege. Mit gleichem Rechte könnte man eines Tages über Deutsche von polnischer oder französischer Abstammung herfallen wollen und sagen, es seien keine Deutschen. Nichts kann unrichtiger sein, als die Annahme, daß ich mit dem Antisemitismus gehe.“ Bismarck setzte ausdrücklich bei, daß er gegen die Veröffentlichung dieses Ausspruches nichts einzuwenden habe.

Aehnlich klare und rückhaltslose Aeußerungen des Fürsten über Zeitfragen findet man in dem Buche wiederholt. M.

Die Sprachreinigung und ihre Gegner.

Eine Erwiderung auf die Angriffe von Gildemeister, Grimm, Rümelin und Delbrück. Festschrift zur Begrüßung der ersten Hauptversammlung des Allgemeinen deutschen Sprachvereines in Dresden am 8. und 9. October 1887, Hermann Dunger. Dresden 1887. Verlag der Albanus'schen Buchdruckerei Christian Teich.

Wie alles Neue, und wenn es noch so gut und berechtigt ist, hat auch die Sprachreinigung und ihr vornehmster Anwalt, der Allgemeine deutsche Sprachverein, rasch Gegner gefunden. Nichtsdestoweniger schreitet die Bewegung fort. Zwar ist ihr Gang nicht ungestüm, sondern ruhig, aber dabei stetig; und das gerade bürgt für ihren dauerhaften Bestand. Es sind aber auch wackere Männer, die da unverdrossen mitarbeiten und sich ihrer viel und heftig angefeindeten nationalen Schöpfung mit warmer Begeisterung und klugem Verstande annehmen. Einer der schneidigsten und tüchtigsten Kämpen ist Dunger.

Vier der schärfsten Gegner unserer Sache hat er auseinmal zum Kampfe gefordert.

Zuerst legt er die Grundsätze dar, nach welchen der Allgemeine deutsche Sprachverein den Kampf gegen die Fremdwörter zu führen sich vorgezeichnet hat, umzirkt also gleichsam den Boden, auf welchem er mit den Widersachern der Sprachreinigung zum Turnier antritt. Dann beginnt das Lanzenstechen: gewandt und kampftüchtig fängt Dunger die Stöße der Gegner mit seinem starken Stahlschilde auf und zersplittert ihre Speere.

In dem sechsten Abschnitte faßt er die Gründe für und wider die Sprachreinigung übersichtlich zusammen, um sodann die letzteren einzeln weiter auszuführen. Er thut im siebenten bis neunten Absatze dar, daß der gegenwärtige Zustand unserer Sprache krankhaft, und

Digitized by Google

das herrschende Fremdenwörterunwesen eine Krankheit sei: dies beweise eine Vergleichung des Deutschen in dieser Hinsicht mit den Sprachen anderer Völker; dies beweise der Spott des Auslandes, namentlich der Franzosen, welchen wir uns durch die ekelhafte Sprachmengerei zugezogen; dies beweise die geschichtliche Entwicklung des Fremdwörterwesens.

Im zehnten Abschnitte zeigt er uns, daß unsere Muttersprache die Mittel biete, dem Uebel zu steuern: sie sei reich und bildungsfähig genug; wir müßten nur deutsch denken. „Wer deutsch denkt, dem wird es auch nicht an deutschen Ausdrücken fehlen."

Gerade diesen lehrreichen und beherzigenswerten Theil der Düngerischen Streitschrift empfehle ich Allen, welche es mit unserer Muttersprache ernst und ehrlich meinen, auf das Wärmste, zumal Jenen, welche den redlichen Willen haben, rein deutsch zu sprechen, oft aber an der Möglichkeit verzweifeln wollen, weil sich ihnen in dieser oder jener althergebrachten und geläufigen Wendung der richtige, der bezeichnende Ausdruck für das übliche Fremdwort durchaus nicht finden will. Weg mit dem Fremdworte und zugleich mit der ganzen Wendung, und, unbeeinflußt durch das Fremdwort, anders, deutsch gedacht! „Das ist mir interessant." Das ist mir — ja, wie sagt man denn da statt „interessant"? Die Sache ist sehr einfach; man braucht nur das „ist" über Bord zu werfen und wird dann gleichwertige Ausdrücke finden, wie: das fesselt mich, das zieht mich an. Dies als Beispiel! Und nun wieder zu Dunger zurück!

Da unsere Sprache die Mittel zur Beseitigung des Uebels im reichsten Maße biete, sagt er im elften Abschnitte, sei es auch unsere Pflicht, die Fremdwörter zu vermeiden; dies fordere der gute Geschmack, die Klarheit, Verständlichkeit und Sprachrichtigkeit.

Der folgende Absatz legt die Quellen der Fremdwörterei blos: die üble Gewohnheit, die Gedankenträgheit, die Eitelkeit. Und noch eine vierte deckt Dunger auf, die unlauterste von allen: die edle Ausländerei, diesen leider unbestrittenen Eigenbesitz des deutschen Volkes.

Daran knüpft er nun an und erklärt es, heiligen Feuers voll, für eine nationale Pflicht, daß wir „eintreten für die Rechte unserer allzulange vernachlässigten und gemißhandelten theuren Muttersprache."

Ja, eine nationale Pflicht ist es; Dunger hat recht.

Denn „Ein geistigeres und innigeres Element des Lebens als die Sprache hat ein Volk nicht, sagt Arndt: will also ein Volk nicht verlieren, wodurch es Volk ist, will es seine Art mit allen seinen Eigenthümlichkeiten bewahren, so hat es auf nichts so sehr zu wachen, als daß ihm seine Sprache nicht verdorben und zerstört werde."

Gehe Jeder daran, diese nationale Pflicht zu erfüllen! Und wer von ihr noch nicht durchdrungen ist, der lese Dungers treffliches Buch.

Graz. Polzer.

Vom Juden der nichts gesehen hat.

Eine Geschichte von W. Hauff.

Herr, ich bin aus Mogador, am Strande des großen Meeres, und als der großmächtigste Kaiser Muley Ismael über Fetz und Marokko herrschte, hat sich die Geschichte zugetragen, die Du vielleicht nicht ungerne hören wirst. Es ist die Geschichte von Abner, dem Juden, der nichts gesehen hat.

Juden, wie Du weißt, gibt es überall, und sie sind überall Juden: pfiffig, mit Falkenaugen für den kleinsten Vortheil begabt, verschlagen, desto verschlagener, je mehr sie mißhandelt werden, ihrer Verschlagenheit sich bewußt, und sich etwas darauf einbildend. Daß aber doch zuweilen ein Jude durch seine Pfiffe zu Schaden kommt, bewies Abner, als er eines Abends zum Thore von Marokko hinaus spazieren gieng.

Er schreitet einher, mit der spitzigen Mütze auf dem Kopf, in den bescheidenen,

Digitized by Google

nicht übermäßig reinlichen Mantel gehüllt, nimmt von Zeit zu Zeit eine verstohlene Prise aus der goldenen Dose, die er nicht gerne sehen läßt, streichelt sich den Knebelbart, und, trotz der umherrollenden Augen, welche ewige Furcht und Besorgnis und die Begierde, etwas zu erspähen, womit etwas zu machen wäre, keinen Augenblick ruhen läßt, leuchtet Zufriedenheit aus seiner beweglichen Miene; er muß diesen Tag gute Geschäfte gemacht haben; und so ist es auch. Er ist Arzt, ist Kaufmann, ist Alles, was Geld einträgt; er hat heute einen Sclaven mit einem heimlichen Fehler verkauft, wohlfeil eine Kameelladung Gummi gekauft und einem reichen, kranken Mann den letzten Trank, nicht vor seiner Genesung, sondern vor seinem Eintritt bereitet.

Eben war er auf seinem Spaziergang aus einem kleinen Gehölz von Palmen und Datteln getreten, da hörte er lautes Geschrei herbeilaufender Menschen hinter sich; es war ein Haufe kaiserlicher Stallknechte, den Oberstallmeister an der Spitze, die nach allen Seiten unruhige Blicke umherwarfen, wie Menschen, die etwas Verlorenes eifrig suchen.

„Philister!“ rief ihm keuchend der Oberstallmeister zu, „hast Du nicht ein kaiserlich Pferd mit Sattel und Zeug vorüberrennen sehen?“

Abner antwortete: „Der beste Galopläufer, den es gibt; zierlich klein ist sein Huf, seine Hufeisen sind von vierzehnlöthigem Silber, sein Haar leuchtet golden, gleich dem großen Sabbathleuchter in der Schule, fünfzehn Fäuste ist er hoch, sein Schweif ist drei und einen halben Fuß lang, und die Stangen seines Gebisses sind von dreiundzwanzigkarätigem Golde.“

„Er ist's!“ rief der Oberstallmeister. „Er ist's!“ rief der Chor der Stallknechte. „Es ist der Emir,“ rief ein alter Bereiter, „ich habe es dem Prinzen Abdallah zehnmal gesagt, er solle den Emir in der Trense reiten, ich kenne den Emir, ich habe es vorausgesagt, daß er ihn abwerfen würde, und sollte ich seine Rückenschmerzen mit dem Kopfe bezahlen müssen, ich habe es vorausgesagt. — Aber schnell, wohinzu ist er gelaufen?“

„Habe ich doch gar kein Pferd gesehen,“ erwiderte Abner lächelnd, „wie kann ich sagen, wohin es gelaufen ist, des Kaisers Pferd?“

Erstaunt über diesen Widerspruch wollten die Herren vom Stalle eben weiter in Abner dringen, da kam ein anderes Ereignis dazwischen.

Durch einen sonderbaren Zufall, wie es deren so viele gibt, war gerade zu dieser Zeit auch der Leibschooßhund der Kaiserin entlaufen. Ein Haufe schwarzer Sclaven kam herbeigerannt, und sie schrien schon von weitem: „Habt Ihr den Schooßhund der Kaiserin nicht gesehen?“

„Es ist kein Hund, denn Ihr suchet, meine Herren,“ sagte Abner, „es ist eine Hündin.“

„Allerdings,“ rief der erste Eunuch hocherfreut, „Aline, wo bist du?“

„Ein kleiner Wachtelhund,“ fuhr Abner fort, „der vor Kurzem Junge geworfen, langes Behänge, Federschwanz, hinkt auf dem rechten vordern Bein.“

„Sie ist's, wie sie leibt und lebt!“ rief der Chor der Schwarzen, „es ist Aline; die Kaiserin ist in Krämpfe verfallen, sobald sie vermißt wurde; Aline, wo bist du? Was soll aus uns werden, wenn wir ohne dich ins Harem zurückkehren? Sprich denn geschwind, wohin hast Du sie laufen sehen?“

„Ich habe gar keinen Hund gesehen, weiß ich doch nicht einmal, daß meine Kaiserin, welche Gott erhalte, einen Wachtelhund besitzt.“

Da ergrimmten die Leute vom Stalle und vom Harem über Abner's Unverschämtheit, wie sie es nannten, über kaiserliches Eigenthum seinen Scherz zu treiben, und zweifelten keinen Augenblick, so unwahrscheinlich dies auch war, daß er Hund und Pferd gestohlen habe. Während die Andern ihre Nachforschungen fortsetzten, packten der Stallmeister und der erste Eunuch den Juden und führten den halb pfiffig, halb ängstlich Lächelnden vor das Angesicht des Kaisers.

Aufgebracht, berief Muley Ismael, als er den Hergang vernommen, den gewöhnlichen Rath des Palastes und führte, in Betracht der Wichtigkeit des Gegenstandes,

Digitized by Google

selbst den Vorsitz. Zur Eröffnung der Sache wurde dem Angeschuldigten ein halbes Hundert Streiche auf die Fußsohlen zuerkannt. Abner mochte schreien oder winseln, seine Unschuld betheuern oder versprechen, Alles zu erzählen, wie es sich zugetragen, Sprüche aus der Schrift oder dem Talmud anführen; mochte rufen: „Die Ungnade des Königs ist wie das Brüllen eines jungen Löwen, aber seine Gnade ist Thau auf dem Grase;“ oder: „Laß nicht zuschlagen Deine Hand, wenn Dir Augen und Ohren verschlossen sind.“ — Muley Ismael winkte und schwur bei des Propheten Bart und seinem eigenen, der Philister solle die Schmerzen des Prinzen Abdallah und die Krämpfe der Kaiserin mit dem Kopfe bezahlen, wenn die Flüchtigen nicht wieder beigebracht würden.

Noch erschallte der Palast des Kaisers von Marokko von dem Schmerzgeschrei des Patienten, als die Nachricht einlief, Hund und Pferd seien wieder gefunden. Alinen überraschte man in der Gesellschaft einiger Möpse, sehr anständiger Leute, die sich aber für sie, als Hofdame, durchaus nicht schickte, und Emir hatte, nachdem er sich müde gelaufen, das duftende Gras auf den grünen Wiesen am Bache Tara wohlschmeckender gefunden, als den kaiserlichen Hafer, gleich dem ermüdeten fürstlichen Jäger, der auf der Parforcejagd verirrt, über dem schwarzen Brod und der Butter in der Hütte des Landmannes alle Leckereien seiner Tafel vergißt.

Muley Ismael verlangte nun von Abner eine Erklärung seines Betragens, und dieser sah sich, wiewohl etwas spät, im Stande, sich zu verantworten, was er, nachdem er vor Sr. Hoheit Thron dreimal die Erde mit der Stirne berührte, in folgenden Worten that:

„Großmächtigster Kaiser, König der Könige, Herr des Westen, Stern der Gerechtigkeit, Spiegel der Wahrheit, Abgrund der Weisheit, der Du so glänzend bist wie Gold, so strahlend wie der Diamant, so hart wie das Eisen, höre mich, weil es Deinem Sclaven vergönnt ist, vor Deinem strahlenden Angesichte seine Stimme zu erheben. Ich schwöre bei dem Gott meiner Väter, bei Moses und den Propheten, daß ich Dein heiliges Pferd und meiner gnädigen Kaiserin liebenswürdigen Hund mit meines Leibes Augen nicht gesehen habe. Höre aber, wie sich die Sache begeben.

„Ich spazierte, um mich von des Tages Last und Arbeit zu erholen, nichts denkend, in dem kleinen Gehölze, wo ich die Ehre gehabt habe, Seiner Herrlichkeit, dem Oberstallmeister und Seiner Wachsamkeit, dem schwarzen Aufseher Deines gesegneten Harems zu begegnen; da gewahrte ich im feinen Sande zwischen den Palmen die Spuren eines Thieres; ich, dem die Spuren des Thiere überaus gut bekannt sind, erkenne sie alsbald für die Fußstapfen eines kleinen Hundes; feine, langgezogene Furchen liefen über die keinen Unebenheiten des Sandbodens zwischen diesen Spuren hin; es ist eine Hündin, sprach ich zu mir selbst, und sie hat hängende Zitzen und hat Junge geworfen vor so und so langer Zeit; andere Spuren neben den Vordertatzen, wo der Sand leicht weggefegt zu sein schien, sagten mir, daß das Thier mit schönen, weit herabhängenden Ohren begabt sei; und da ich bemerkt, wie in längeren Zwischenräumen der Sand bedeutender aufgewühlt war, dachte ich: einen schönen langbehaarten Schwanz hat die Kleine, und er muß anzusehen sein als ein Federbusch, und es hat ihr beliebt, zuweilen den Sand damit zu peitschen; auch entgieng mir nicht, daß eine Pfote sich beständig weniger tief in den Sand eindrückte; leider konnte mir da nicht verborgen bleiben, daß die Hündin meiner gnädigsten Frau, wenn es erlaubt ist, es auszusprechen, etwas hinke.

„Was das Roß Deiner Hoheit betrifft, so wisse, daß ich, als ich in einem Gange des Gebüsches hinwandelte, auf die Spuren eines Pferdes aufmerksam wurde. Kaum hatte ich den edlen, kleinen Huf, den feinen und doch starken Strahl bemerkt, so sagte ich in meinem Herzen: da ist gewesen ein Roß von der Race Tschenner, die da ist die vornehmste von allen. Ist es ja noch nicht vier Monate, hat mein gnädigster Kaiser einem Fürsten in Frankenland eine ganze Kuppel von dieser Race verkauft, und mein Bruder Ruben ist da-

Digitized by Google

bei gewesen, wie sie sind Handels einig geworden, und mein gnädigster Kaiser hat dabei gewonnen so und so viel. Als ich sah, wie die Spuren so weit und so gleichmäßig von einander entfernt waren, mußte ich denken: das galoppiert schön, vornehm, und ist blos mein Kaiser wert, solch ein Thier zu besitzen, und ich gedachte des Streitrosses, von dem geschrieben steht bei Hiob: Es strampfet auf den Boden und ist freudig mit Kraft und zeucht aus, den Geharnischten entgegen; es spottet der Furcht und erschricket nicht und fleucht vor dem Schwert nicht, wenn gleich wiederklinget der Kocher, und glänzen beide, Spieß und Lanzen. Und ich bückte mich, da ich etwas glänzen sah auf dem Boden, wie ich immer thue, und siehe, es war ein Marmelstein, darauf hatte das Hufeisen des eilenden Rosses einen Strich gezogen und ich erkannte, daß es Hufeisen haben mußte von vierzehnlöthigem Silber; muß ich doch den Strich kennen von jeglichem Metall, sei es ächt oder unächt. Der Baumgang, in dem ich spazierte, war sieben Fuß weit, und hie und da sah ich den Staub von den Palmen gestreift; der Gaul hat mit dem Schweif gefochten, sprach ich, und er ist lang drei und einen halben Fuß; unter Bäumen, deren Krone etwa fünf Fuß vom Boden anfieng, sah ich frisch abgestreifte Blätter; seiner Schnelligkeit Rücken mußte sie abgestreift haben: da haben wir ein Pferd von fünfzehn Fäusten; siehe da, unter denselben Bäumen kleine Büschel goldglänzender Haare, und siehe da, es ist ein Goldfuchs! Eben trat ich aus dem Gebüsche, da fiel von einer Felswand ein Goldstrich in mein Auge: diesen Strich solltest du kennen, sprach ich, und was war's? Ein Probierstein war eingesprengt in dem Gestein und ein haarfeiner Goldstrich darauf, wie ihn das Männchen mit dem Pfeilbündel auf den Füchsen der sieben vereinigten Provinzen von Holland nicht feiner, nicht reiner ziehen kann. Der Strich mußte von den Gebißstangen des flüchtigen Rosses rühren, die es im Vorbeispringen gegen dieses Gestein gerieben. Kennt man ja doch Deine erhabene Prachtliebe, König der Könige, weiß man ja doch, daß sich das Geringste Deiner Rosse schämen würde, auf einen andern, als einen goldenen Zaum zu beißen. Also hat es sich begeben, und wenn —"

„Nun, bei Mecca und Medina!" rief Muley Ismael, „das heiße ich Augen; solche Augen könnten Dir nicht schaden, Oberjägermeister, sie würden Dir eine Kuppel Schweißhunde ersparen; Du, Polizeiminister, könntest damit weiter sehen als alle Deine Schergen und Aufpasser. Nun, Philister, wir wollen Dich, in Betracht Deines ungemeinen Scharfsinns, der uns wohl gefallen hat, gnädig behandeln; die fünfzig Prügel, die Du richtig erhalten hast, sind fünfzig Zechinen wert, sie ersparen Dir fünfzig; denn Du zahlst jetzt blos noch fünfzig baar; zieh Deinen Beutel und enthalte Dich für die Zukunft, unseres kaiserlichen Eigenthums zu spotten; wir bleiben Dir übrigens in Gnaden gewogen."

Der ganze Hof bewunderte Abners Scharfsinn, denn Seine Majestät hatte geschworen, er sei ein geschickter Bursche; aber dies bezahlte ihm seine Schmerzen nicht, tröstete ihn nicht für seine theuren Zechinen. Während er stöhnend und seufzend eine nach der andern aus dem Beutel führte, jede noch zum Abschied auf der Fingerspitze wog, hohnte ihn noch Schnurri, der kaiserliche Spaßmacher, fragte ihn, ob seine Zechinen alle auf dem Steine sich bewahrten, auf dem der Goldfuchs des Prinzen Abdallah sein Gebiß probiert habe. „Deine Weisheit hat heute Ruhm geerntet," sprach er, „ich wollte aber noch fünfzig Zechinen wetten, es wäre Dir lieber, Du hättest geschwiegen. Aber wie spricht der Prophet? Ein entsichtknipftes Wort holt kein Wagen ein, und wenn er mit vier flüchtigen Rossen bespannt wäre. Auch kein Windspiel holt es ein, Herr Abner, auch wenn es nicht hinkt."

Nicht lange nach diesem sur Abner schmerzlichen Ereignis gieng er wieder einmal in einem der grünen Thaler zwischen den Vorbergen des Atlas spazieren. Da wurde er, gerade wie damals, von einem einherstürmenden Haufen Gewaffneter eingeholt, und der Anführer schrie ihn an:

Digitized by Google

„He! guter Freund, hast Du nicht Goro, den schwarzen Leibschützen des Kaisers, vorbeilaufen sehen? Er ist entflohen, er muß diesen Weg genommen haben in's Gebirge."

„Kann nicht dienen, Herr General," antwortete Abner.

„Ach! bist Du nicht der pfiffige Jude, der den Fuchsen und den Hund nicht gesehen hat? Mach nur keine Umstände; hier muß der Sclave vorbeigekommen sein; riechst Du vielleicht noch den Duft seines Schweißes in der Luft? siehst Du noch die Spuren seines flüchtigen Fußes im hohen Grase? Sprich, der Sclave muß herbei; er ist einzig im Sperlingschießen mit dem Blaserohr, und dies ist Seiner Majestät Lieblingszeitvertreib. Sprich! oder ich lasse Dich sogleich krumm schließen."

„Kann ich doch nicht sagen, ich habe gesehen, was ich doch nicht hab gesehen."

„Jude, zum letzten Male: wohin ist der Sclave gelaufen? denk an Deine Fußsohlen, denk an Deine Zechinen!"

„O weh geschrien! Nun, wenn Ihr absolut haben wollt, daß ich soll gesehen haben den Sperlingschützen, so lauft dorthin; ist er dort nicht, so ist er anderswo."

„Du hast ihn also gesehen?" brüllte ihn der Soldat an.

„Ja denn, Herr Officier, wenn Ihr es so haben wollt."

Die Soldaten verfolgten eilig die angewiesene Richtung; Abner aber gieng, innerlich über seine List zufrieden, nach Hause. Kaum aber war er vierundzwanzig Stunden älter geworden, so drang ein Haufe von der Wache des Palastes in sein Haus und verunreinigte es, denn es war Sabbat, und schleppte ihn vor das Angesicht des Kaisers von Marokko.

„Hund von einem Juden," schnaubte ihn der Kaiser an, „Du wagst es, kaiserliche Bediente, die einen flüchtigen Sclaven verfolgen, auf falsche Spur in's Gebirge zu schicken, während der Flüchtling der Meeresküste zueilt und beinahe auf einem spanischen Schiffe entkommen wäre? Greift ihn, Soldaten! Hundert auf die Sohlen! Hundert Zechinen aus dem Beutel! Um wie viel die Sohlen schwellen unter den Hieben, um so viel soll der Beutel einschnurren."

Du weißt es, o Herr, im Reiche Fetz und Marokko liebt man schnelle Gerechtigkeit, und so wurde der arme Abner geprügelt und bestenert, ohne daß man ihn zuvor um seine Einwilligung befragt hätte. Er aber verfluchte sein Geschick, das ihn dazu verdammte, daß seine Sohlen und sein Beutel es hart empfinden sollten, so oft Seine Majestät geruhten, Etwas zu verlieren. Als er aber brummend und seufzend unter dem Gelächter des rohen Hofvolks aus dem Saale hinkte, sprach zu ihm Schnurr, der Spaßmacher: „Gib Dich zufrieden, Abner, undankbarer Abner; ist es nicht Ehre genug für Dich, daß jeder Verlust, welchen unser gnädiger Kaiser, den Gott erhalte, erleidet, auch Dir empfindlichen Kummer verursachen muß? Versprichst Du mir aber ein gut Trinkgeld, so komme ich jedesmal eine Stunde, bevor der Herr des Westens etwas verliert, an Deine Bude in der Judengasse und spreche: „Gehe nicht aus Deiner Hütte, Abner, Du weißt schon warum, schließe Dich ein in Dein Kämmerlein bis zu Sonnenuntergang, beides unter Schloß und Riegel."

Dies, o Herr, ist die Geschichte von Abner, der nichts gesehen hat.

Lond- und Leut-Liadl.

In Bauernmundart

von Alfred Meiers und F. Burger.

Da Weise.

Da Lippelbauer sagt, ih bin
Gscheidt wia r a Weiser,
Wann ih noh lesn kunnt,
Wurd ih 'leicht Kaiser.

Beim Abschied.

Bhüat Gott mitanand,
Gebt s mir Alle noh d Hand,
Ham uns prächti vatragn,
Und uns halbert daschlagn.

Der Einsam.

Der Einsam, des is a Herr,
Der drobn am Bergl hanst,
Za den loa Mensch net därf,
Weil eam vor n Leutn graust,

Digitized by Google

Ob die Sunn goldi lacht,
Oder drauß pfeift da Wind,
Er sitzt in sein Stübl drin
Und — pfnurrt und spinnt.

Da brave Mann.

A recht a braver Mann,
Thuat Guats ohne Rast,
Wia-r a ganz tiafer Brunn,
Der sih net daschöpfn lasst.

Vergänglichkeit.

Af derer Welt, da is
Gar nix von Dauer,
San d Weinbeer noh so süaß,
Da Wein wird sauer.

Da Bettler.

Han noh Neamd um was bettelt,
Han a Feld und a Hüttn,
Um a bisserl a Lieb
Möcht ih Dih gern bittn!

Bilder aus dem Kleinleben der Großstadt.

Von V. Chiavacci.*)

„Das Auszieh'n."

Es gibt für einen temperamentvollen Jungen so wenig Aufregendes und Romantisches in dem Kleinleben einer Großstadt. Man kann tagelang im Prater herumstreichen, ohne einem Tiger zu begegnen; die Wien birgt alles Andere, nur keine Krokodile und Nilpferde; man kann durch die ausgestorbensten Gassen gehen, ohne von Indianern skalpiert zu werden; im Keller gibt es weder Klapperschlangen, noch sonstiges giftiges Gewürm, und auf dem Boden horsten keine Lämmergeier. Bleibt also nichts übrig, als sich mit den paar Gelegenheiten des Alltagslebens zu begnügen, wo die Phantasie des Kindes einen freieren Spielraum hat.

Eine solche Gelegenheit ist das „Ausziehn". Die Eltern könnten ihren Kindern keine innigere Freude bereiten, als wenn sie sich entschlössen, jedes Vierteljahr auszuziehen. Herr Diesl hatte das Glück seiner Kinder so wenig im Auge, daß es ihm gar nicht eingefallen wäre, auszuziehen, wenn ihm der Hausherr nicht „aufgesagt" hätte. Dieser brauchte die Wohnung für seine Tochter, welche demnächst heiraten sollte. Natürlich war in Folge dessen die Stimmung gegen die „Hausherrnleute" eine sehr gereizte. Es kam zu allerlei Plänkeleien; es wurde hinüber- und herübergeschossen. Zuerst kam es wegen zerbrochener Fensterscheiben zu scharfen Auseinandersetzungen. Franzl, Karl und Lisi, das junge Geschlecht der Diesl, wurden zusammenberufen und sollten beim Barte des Propheten schwören, daß sie niemals einer Fensterscheibe etwas zu Leide gethan. Sie schwuren zwar auf das Bereitwilligste; doch eine Confrontation mit ihrem berühmten Zeitgenossen, dem Lackirer Schorschl, ergab, daß ihre Hände von Glasscherben nicht ganz rein zu waschen waren. Vater Diesl zahlte muthschnaubend die Fensterscheiben, beutelte seine Buben und war von ihrer Unschuld überzeugt.

Jetzt ging man aber zu Repressalien über. Diesl verlangte eine Ablösungssumme für die mit doppelten Farben bemalten Wände — der Hausherr schlug eine Lache auf. Mutter Diesl zeigte auf ihren Sparherd, den sie als Trümmerhaufen übernommen hatte, so daß ihre Kinder mit den Marionetten die Zerstörung Jerusalems darin aufgeführt hatten, während er jetzt dastehe, blank und gleißend, wie der Tempel Salomonis. Die Hausleute beneideten sie alle wegen der guten „Hatz" (die Heizungsvorrichtung), die sie von einem Künstler habe bauen lassen, der mittlerweile gestorben sei. — Der Hausherr bemerkte höhnend, daß er für seine Tochter einen Kachelherd bauen lasse; sie möge sich daher ihre „Hatz" getrost mitnehmen in die andere Wohnung.

Das war entscheidend. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen und die Kinder bekamen den gemessenen Befehl, die Wohnung „ordentlich herzurichten". — Die Würfel waren gefallen; nun nahm das Unheil seinen Lauf. Wenn eine Horde Panduren oder Baschi-Bozuks in eine belagerte Stadt eindringt, so kann ihr satanisches Behagen am Zerstören

*) Aus dessen köstlichem Werkchen: „Wiener vom Grund." Teschen, Carl Prochaska.

Digitized by Google

kein größeres sein, als das unseres Franzl, Karl und der blonden Lisi. Zunächst wurde der Sparherd „hergerichtet.“ Die Bratröhren wurden ihm aus dem Leibe gerissen; die eisernen Reifen zerschlagen, die „Katz“ demoliert, so daß kein Künstler den edlen Mechanismus hätte wieder herstellen können. Dann wurden im Zimmer die Bilder „herabgenommen“; die kostbaren Nägel durften natürlich nicht stecken bleiben, denn was ist ein Bild ohne Nagel? und wenn gleich die halbe Wand mitgegangen wäre. Bald waren die Wände voll furchtbarer Wunden und das Zimmer voll Mörtel, daß es aussah, als ob eine Panzerfregatte darin ein Probeschießen veranstaltet hätte. Welch Hochgenuß war es für den künstlerisch veranlagten Franzl, die Fensternischen noch in Eile mit Kohlenskizzen von seiner Künstlerhand bedecken zu können. Seine bis nun gefesselte Phantasie schwelgte dabei in den abentenerlichsten Formen und Gestalten; inzwischen hatte Karl einigen widerspänstigen Schlüsseln den „Bart“ abgebrecht, worauf diese sich zur großen Belustigung der Lisi beliebig oft im Schlosse umdrehen ließen; die gute Lisi war während dieser Zeit auch nicht müßig geblieben; schwärmerisch veranlagt, wie sie schon war, konnte sie sich von der Stätte ihrer kindlichen Freuden nicht trennen, ohne in den Thürstock ein großes Herz mit den Initialen ihres Namens eingeschnitten zu haben.

Der Hausherr war bei der kritischen Lage der Dinge auf seinem Rechte bestanden, daß ein Zimmer sechs Tage vorher vollständig geräumt werde. Das war den Kindern eben recht. Nun standen Kisten und Kasten, Bettgewand und Küchengeräth im wirren Durcheinander und ließen kaum den nöthigen Raum zum Durchschlüpfen. So sollte es immer sein, sagte Franzl zu seinem Bruder, hüpfte vom Stuhl auf einen Tisch, von diesem kletterte er auf einen Kasten und sprang von dort auf einen Hügel von Plumeaus und Matratzen hinunter. Hier kugelten und überschlugen sie sich nach Herzenslust und führten die gewagtesten Kunststücke aus. Sie fühlten sich dabei so wohl, daß sie sich das Paradies als einen großen Möbelwagen vorstellten und die Worte des Dichters, welche er von der „jungen Liebe“ sprach, für sie nur auf die Ausziehzeit Geltung hatten. Ein Wonneschauer durchrieselte sie bei dem Gedanken, einmal in keinem Bette schlafen zu müssen. Franzl trug sich sein Bettgewand in einen hochromantischen Winkel, wo das „Speis'kast'l“, der Bügelladen, das Vogelhaus, die Stockuhr, ein „Mehlwurmhäfen“ und das Bildniß des heiligen Johannes stand. Hier schlug er sein Lager auf und vertrieb sich die Zeit bis zum Einschlafen damit, mit der Thüre des Speis'kastens zu „weankerzen“ und gleichzeitig mit der großen Zehe den Perpendikel der Uhr in Bewegung zu setzen. Dem Johannes steckte er einen Mehlwurm zwischen die halbgeöffneten Lippen, worüber der Staar, dessen Leibspeise die Mehlwürmer sind, aus dem Häuschen gerieth und seinem Freunde zurief: „Spitzbua, geh'st weiter.“ So schlief er endlich ein mit dem beseligenden Bewußtsein, dem Bruder Karl sein Lager durch heimliches Unterlegen einer Kopfbürste, einer Feuerzange und einiger „Wäschkluppen“ weich und ruhesam gemacht zu haben.

Andern Tags in aller Frühe kam der Möbelwagen und vierschrötige Männer packten die schweren Möbelstücke und trugen sie ins Vestibule. Die Buben wurden mit der Mission betraut, den Boden auszurämmen, indeß die Lisi unten Acht geben mußte, daß nichts von den Kostbarkeiten gestohlen wird. Auf dem Boden ist der bunteste Kram beisammen: Alte dreibeinige Stühle, zerbrochene Gefäße, Besenstiele, spanische Wände, verblichene Bilder, der Christbaumvorrath vom Vorjahre, ausgemustertes Spielzeug, von Motten zerfressene Kleider, russige Ofenröhren, Flaschen und Gläser, Kiste, Koffer und Körbe, ein „Theater“ und ein „Rasler,“ Stricke und Fetzenbinkel — das Alles war der Obhut des Franzl und Karl anvertraut, sie liefen damit unzählige Male hinab, stolperten über

Digitized by Google

die Tram, zerbrachen was noch ganz war und zerrissen und beschmutzten ihre Kleider nach Herzenslust — aber dafür ist ja „Ausziehn“. —

Nun meinte Vater Diesl, es wäre gut, wenn die gebrechlichsten Gegenstände von den Kindern einzeln in die neue Wohnung getragen würden, da ja die Leute in dem Wagen doch nicht gehörig „Acht“ darauf gäben. „Deß freut sich das entmenschte Paar“ und packt gleich an. Karl nimmt die Minerva, welche mit Lanze und Schild immer auf dem Ofen gestanden hat, während sich Franzl des Johann von Nepomuk annimmt. Eine Zeitlang gehen sie ruhig nebeneinander; jeder preist die Vorzüge seines „Heiligen“. Da aber schließlich Karl der heiligen Minerva eine größere Wunderkraft zutraut, als dem braven Nepomuk, so wird Franzl unwirsch und stoßt seinen Bruder über den Kragstein des Trottoirs hinunter. Das läßt sich dieser nicht gefallen, und so entsteht allmählich eine regelrechte Rauferei, in die sich schließlich auch die beiden „Heiligen“ — sehr zu ihrem Nachtheile — einmischen. Die Minerva verliert bei diesem Handel Lanze und Schild, und der gute Nepomuk seinen Kopf. Dieser Letztere kollert bis in die Mitte der Straße, welchen Umstand sich der „Tiger“ des Greißlers zu Nutze macht, um sich den Kopf als „Apportl“ zu holen und damit zu verschwinden.

„Je nun, beim Ausziehn geht es nicht anders,“ tröstet sich der Franzl, und zerbricht beim zweiten Gang einen Spiegel, womit zugleich die Assecuranzprämie gegen jeden Glücksfall auf sieben Jahre vorausbezahlt ist; denn, wer einen Spiegel zerschlägt, hat sieben Jahre kein Glück.

Endlich ist der Möbelwagen vollgepackt, die Buben sehen nochmals hinauf in die Wohnung, ob nichts vergessen wurde, schlagen zum Abschied noch eine Ecke aus dem Mauerwerk heraus und ziehen dann „betrübt“ ab. Natürlich lassen sie sich's nicht nehmen, die „via triumphalis“ auf dem Bocke des Möbelwagens, beneidet von sämmtlichen aus der Schule kommenden Altersgenossen, zu durchmessen. Die Mutter steigt zuletzt hinauf, den „Stmz“ und die Mutter Gottes auf den Knien, und die Lisi hält ihre Puppe und die Kaffeemühle, das Liebste, was sie hat, in den Armen.

Bevor Jemand die Wohnung betritt, geht die Mutter in's Zimmer und stellt in die vier Ecken: Salz, Brot, ein Vierkreuzerstück und ein Heiligenbild — damit das Glück nicht vor der Schwelle umkehrt. Brot und Geld wird dann einem Armen geschenkt, und jetzt erst kann die Wohnung bezogen werden. — Für die Kinder beginnt aber wieder die harte, prosaische Zeit des Schulbesuches.

„Mit dem Zins is a Kreuz!“

Mit dem Zins is' halt a Kreuz! — Diese Redensart ist wohl die häufigste und am meisten nachempfundene, wenn sich die kleinen Leute aus der Vorstadt ihr Leid klagen. Unlängst hörte ich sie von einem vierjährigen Mädchen, das mit ihrer Puppe „Frau Nachbarin“ spielte. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, als sie der Frau Nachbarin gestand: „Ja, ja, Frau Naberin, mit'n Sins is' a Treitz!“ — Das hatte sie gewiß so oft von ihren Eltern gehört, daß sie es für den wichtigsten Gesprächsgegenstand hielt, mit dem man eine Frau Nachbarin unterhalten kann.

Und es ist wirklich ein Kreuz mit dem Zins. Die Quartalsquote ist für den kleinen Mann das drohende Gespenst, das seinen Schlaf stört, ihm griesgrämig in die Töpfe guckt, manchem unschuldigen Vergnügen ein Veto zurufft, und die Stunden der Erholung auf's Aeußerste einschränkt. Mit allen anderen Sorgen des Lebens hat er sich schon gütlich abgefunden. „Von der Hand in den Mund“ hat für ihn keinen Schrecken mehr, da ihn die Erfahrung gelehrt hat, daß man auch in den verzweifeltsten Lagen sich immer durchbringt, wenn man eben nicht mehr in den Mund steckt, als man in der Hand hat. In Gesellschaft ertragen sich Entbehrungen leichter, und wenn man nur weiß, daß Einem Niemand in den

Digitized by Google

Magen sieht, so macht man mit sothanem Magen keine besonderen Umstände.

Was Anderes ist es aber mit dem Zins. So eine große Summe, wie er sie vierteljährlich an den Hausherrn abzuliefern hat, war noch niemals als sein Eigenthum in seinem Kasten gelegen, und das kreuzerweise Ersparen derselben macht der ganzen Familie die bittersten Sorgen. Das eine Axiom aber hat volle Giltigkeit: „Der Zins ist heilig" — alles Andere muß vor dieser Nothwendigkeit in den Hintergrund treten. Wer seinen Zins nicht bezahlt, ist ein „Gesindel"; das steht fest. Er weiß es, daß dieses Urtheil unerbittlich über ihn gefällt wird, und er übt die gleiche Strenge gegen Andere. Da wird kein Pardon gefordert und keiner gegeben. Davon hängt also seine bürgerliche Ehre ab. Die Pfändung ist der fürchterlichste Schlag für ihn, von dem er sich nie wieder erholen kann, und und die Folge ist der Bettelstab und das Asylhaus.

In den Zinskasernen der Vorstädte und Vororte ist daher an solchen Tagen eine große Bewegung zu bemerken. In der Frühe wird vom Hausmeister „eingesagt," das heißt, die Stunde bekanntgegeben, in welcher der gestrenge Hausherr den Zins entgegennimmt.

Dieser sitzt im ersten Stock im Schlafrock und Hauskäppchen, vor sich die „Fassion" und hält strenges Gericht über Gerechte und Ungerechte. Die Behandlung der einzelnen Parteien ist denn auch nach Maßgabe ihrer „Solidität" eine sehr verschiedene.

Zuerst kommt der Beamte ans dem zweiten Stock. Er hat zwar eine zahlreiche Familie, kämpft jahraus jahrein mit Noth und Elend, hat mit Greisler, Milchfrau und Kaufmann stets Compromisse zu schließen, Schneider, Schuster und Leinwandmann verlangen ungestüm ihre Raten; sie Alle kann er nur theilweise befriedigen; Einzelne revanchieren sich durch übermäßige Preise und Wucherzinsen; aber der Einen Sorge ist er wenigstens enthoben: das Quartiergeld enthebt ihn derselben; dieses brennt ihm daher in der Hand, und sobald er nach Hause gekommen, läuft er damit zum Hausherrn, denn „der Zins ist heilig." Alles Andere ist Kinderspiel dagegen. Dieser Gang ist ihm daher auch der liebste. Der Hausherr empfängt ihn freundlich, bietet ihm einen Stuhl an, und Herr Heberl, so heißt der Beamte, sitzt mit steifem Nacken im Gefühle seiner Würde, und plaudert mit dem Gewaltigen wie mit Seinesgleichen. Er wagt es sogar, einige Beschwerden vorzubringen. Der finstere Boden, auf dem die Wäsche nicht trocknen will, macht seiner Frau viel Verdruß. Der Hausherr versichert gnädig, daß er einer so soliden Partei gerne gefällig ist, und verspricht, einen Machtspruch zu thun, damit eine „andere Partei," die einen lichten Boden hat, mit ihm tausche.

Die Beiden haben ein leises Klopfen überhört, und als jetzt die Madame Ponsitl schüchtern ihren Kopf zur Thüre hereinsteckt, ruft ihr der Hausherr zu: „Nur herein."

„Nein, nein, ich bitt', ich kann schon warten," sagt diese, und zieht rasch wieder ihren Kopf zurück.

Der Hausherr zieht die Stirne in Falten: „Aha, kann m'rs schon denken," murmelt er halblaut; „hängt schon wieder." —

Herrn Heberl's Brust schwellt ein Gefühl des Stolzes: „Gott sei dank, daß ich nicht bin, wie diese," denkt er bei sich und empfiehlt sich.

Zitternd und zagend tritt nun Frau Ponsitl ein. Sie räuspert sich verlegen, dann beginnt sie: „San's nöt böj', Hausherr, fünfzehn Gulden fehl'n halt no. Waß Gott, i hab' nöt mehr z'sammbringa können. Dösmal is halt rein All's z'sammkummen. Mei Resi hat an Blutstürz g'habt, dös wissen's eh. Der Doctor hat ihr's Nahen ganz verboten; aber der kann leicht reden. Bei dö jetzigen Zeiten muaß ma froh sein, wann ma a Arbeit hat. Sie huaft'n an' fort; dös Mad'l steckt in kaner guten Haut. Mir san eh die letzten Nächt' bis Ans, Zwa aufblieb'n: sie hat g'naht und i hab'

Digitized by Google

d'Maschin' treten, weil's dös z'viel anstrengt, blos damit mir no vor'n Zins abliefern können. Ihr schön's Umhängtüach'l hab' i a einitrag'n. — Aber, mein Gott, ma kriagt ja nix. Ueberall hab' i dö Kreuzer z'sammg'scharazt. In Franzerl sei' Sparbüchsen hab'n m'r a plündert. Na, wann dös der Bua wiss't, er platzet sie z'Tod. Mir hab'n ihm aber Knöpf dafür einigeb'n. Wann's nur scheppert, nachdem is er schon beruhigt. Segn's, der Vermälungsgulden, den er von sei'n Göden zum Namenstag kriagt hat, is a dabei. San's halt z'frieden; a Schelm, der mehr gibt, als er hat. Sö wissen, Sö hab'n no allerweil Ihna Geld kriagt, denn: Der Zins is m'r heilig.

Der Hausherr ist diesmal gnädig; das Schicksal der armen Witwe, die mit ihrer todtkranken Tochter sich abmüht, dauert ihn: „Alsdann, jetzt haßt's halt dazuschau'n, Frauerl," sagt er, „daß m'r net immer tiafer einikummen. Den Vermälungsguld'n nehmen S' nur wieder mit, daß Ihnen der Franzerl net d'raufkommt auf Ihnere Schlich'."

Mit Thränen in den Augen dankt die Frau Ponfikl und geht beglückt davon, und ihr Antlitz strahlt vor Freude, als hätte sie ein König mit reichen Ländereien belehnt.

Jetzt kommt der Herr Bastl, der Flickschuster aus dem Gassenladen. Er hat wieder seine eigene Art, mit den Großen dieser Erde umzugehen. Vierschrötig und plump tritt er herein und ruft schon an der Schwelle: „Dös sag' i Ihna glei, Hausherr, thuan S' was S' wölln; dösmal kriagn S' nur in Halbeten. Dö Zeiten san schlecht, All's is sündmartertheuer; leb'n will m'r a. Dös wird der Hausherr do einseg'n."

„Da werd'n m'r halt an' Aenderung reffen müassen, mei liaba Herr Bastl, wann dös so fortgeht," sagt der Hausherr strenge, „ma muaß si' strecken nach der Decken; aber bei Ihna schreit halt der Kreuzer so lang in der Taschen, bis'n außalassen. Ich kunt's do eher thuan; aber bei mir werd'n S' unter der Wochen ka Gansl am Tisch seg'n."

Der Flickschuster blickt mit der Miene der gekränkten Unschuld zu dem Bilde des Großvaters des Hausherrn empor, als wollte er diesen zum Zeugen anrufen, wie die Waise aus Lowood: „Du weißt es, Onkel Read."

„Aber, Hausherr, na so was! Wann Ihna der Hausmaster All's steckt, so hätt' er ihna a sag'n können, daß das a krepirt's Gansl war, das i nur quasi aus Mitleid 'gessen hab', damit's net verdirbt. Wär' eh guat, wann's m'r a Gans traget."

Herr Bastl wird ungnädig entlassen, mit dem Bedeuten, daß ihm gekündigt wird, wenn der Zins nicht noch in diesem Monat bezahlt wird.

So geht es bis gegen Mittag. Bei den wenigsten Parteien läuft es ganz glatt ab. Manche zahlen in Monatsraten. Manche haben das Geld von ihren Dienstgebern aufgenommen und sind nun für die nächsten Wochen auf schmale Kost gesetzt.

Zuletzt kommt der Hausmeister. Er hat nur einen kleinen Betrag zu zahlen. Beim Abschließen des Buches bemerkt der Hausherr eine offene Post.

„Was is' denn mit'n Atzler? Warum kommt der denn nöt?"

„I hab' eahm's g'sagt," antwortet der Hausmeister, „aber was soll er denn da thuan, wann er nix dalassen kann?"

„A Bisl was wird er do hab'n?" fragt der Hausherr.

„Nöt an Kreuzer," sagt der Hausmeister.

Der Hausherr steht auf und geht einigemale erregt im Zimmer auf und ab. „Na wart', G'sind'l, i wir Dir —"

Dann donnert er dem Hausmeister zu:

„Die Aufsag' schicken." —

Dieses Wort klingt in dem Munde eines Hausherrn so furchtbar, wie Richard III. berühmtes: „Den Kopf ihm ab." —

Der Hausmeister lacht hämisch. „Is eh' g'scheidter, ma packt mit der nothigen Bagage aus. Wie heut mei Weib auffikummt, stengan am Herd a Massa Heferln. Mußt do einischau'n, denkt sa si, was da auf und auf kocht wird. Sie hebt an Deckel nach dem andern auf. War nix

Digitized by Google

als Wasser drinn. So a Volk hat nothwendi, daß' no Strach' macht a."

Der Hausherr stutzt. „Die Leut' hab'n sechs Kinder," murmelt er. „Warten S' no a Bissel," sagt er zum Hausmeister, „vielleicht zahln j' do noch." Dann nimmt er, die Hände über den Rücken gekreuzt, seine Wanderung wieder auf. „Mein Gott, die Leut' hab'n s halt net," murmelt er. „Dös is halt a Kreuz mit dem Zins!"

Pessimistbeet-Blüten.

Jungdeutschland! So nennt sich eine gegenseitige Versicherungsgesellschaft junger und sehr junger Dichter, welche seit einigen Jahren eine neue Schule „Sturm und Drang" gründen will. Sie hat manches gute Gedicht schon gezeitigt, allein ihr Hauptkennzeichen besteht in einer überaus jugendlichen Stellungnahme gegen die Literatur der Vergangenheit und Gegenwart, in einem wunderlichen Naturalismus und Pessimismus und in einem wohlorganisierten Coteriewesen.

Richard Schmidt-Cabanis hat nun zu Ehren dieses hoffnungsvollen „Jungen Deutschland" ein Büchlein geschrieben unter dem Titel:

Pessimistbeet-Blüten
jüngstdeutscher Lyrik. (Friedrich Pfeilstücker, Berlin.)

Ein Büchlein voll gutmüthigen Spotts und scharfer Satyre. Wie der Titel andeutet, geht der Verfasser in diesen kostbaren Gedichten jener Gattung jüngerer Dichter und Poesie-Fabrikanten zu Leibe, welche, ohne selbst des Lebens Bitterkeiten gekostet zu haben, in ihren schmerzüberschwemmten Poesien einen Ueberdruß selbst an den harmlosesten Freuden dieser Welt zur Schau tragen, welcher um so abstoßender wirkt, je mehr der Leser erkennen muß, wie wenig dieses besungene Leid ein wirklich empfundenes ist.

Das Büchlein trägt die Widmung: Den großen Jüngsten einer „kleinen Zeit" in unbewußter Verehrung hinterwärts aufgewidmet vom Herausgeber.

Es sei uns gestattet, gleichsam als Motto, den Anfangs- und die beiden Schlußverse aus „dem schmerzhaften Dichter" unseren Lesern vorzuführen.

Ich bin der Dichter mit dem Schmerz;
Schon fünfzehn Jahr zählt ich im März
Und leide unvergeßlich!
Wodurch, wovon, wofür, woran:
Geht keinen Menschen etwas an — —
Genug, mein Leid ist gräßlich!
Stromweis entquillt mein Ach und O
Der Seele Labyrinthen;
Wie einst beim seligen Chamisso
Der Zopf hieng Einem, grade so
Hängt mir der Schmerz stets hinten!

Betracht ich mich und meinen Schmerz,
Sind alle Dichter — von Properz
Bis Goethe dumme Jungen;
Drum sei durch mich vertilgt die Spur
Der ganzen Welt-Makulatur,
Die uns bis heut gesungen!
Frisch gegen Alles wird getobt — —
Nur die paar gleichgesinnten
Schreihälse, die auch mich gelobt,
Preis ich als Dichter wohlerprobt —
Der Schmerz hängt ihnen hinten.

Und nun für meinen Riesenschmerz
Herbei mit aller Truckerschwärz
Aus Süd, Nord, West und Osten!
Ihr blas't — blas't auf mich zum Genie,
Reklameposaunisten! — die
Familie zahlt die Kosten!
Ich fühl's, schon schweb ich himmelwärts
Zum Aether, dem verdünnten:
Auf Wetterwolken thront der Sterz
Des Dichters mit dem ew'gen Schmerz —
Der Schmerz, der hängt mir hinten!

Im Liede von „der pessimistischen Dichterschule" heißt es unter Anderem:

Hinweg mit jeglichem Ideal:
Mit Schönheit, Liebe und Freiheit —
Das Alles erscheint uns verschlissen und fahl
Und entbehrt vollständig der Neuheit!
Die alten Weisen sind abgeläßt,
Von denen ist nichts mehr zu hoffen;
Wir haben ein Poesie-Geschäft
Eröffnet mit „dunkleren" Stoffen!
— — — — — — — — —
Wir heulen, fern von des Elends Spur,
Ob der socialen Mängel —
Wir Schmerzens-Babies der Literatur,
Jüngst-Deutschlands Klage-Bengel! —

Dem Gedichte „Tod dem Geschichtsunterricht" entnehmen wir die Strophen:

Tod dem Geschichts-Unterricht!
(Von August Lehmann, Cand. abeundi)

Betracht ich mir den „Geist" so „der Geschichte,"
Erscheint im Grund er mir höchst lächerlich,

Digitized by Google

Wo jetzt doch fühlt sogar der Mensch, der schlichte:
„Der Mittelpunkt der Gegenwart bin Ich,
Weshalb ich mit Vergnügen drauf verzichte'
Zu wissen, was vor mir ereignet sich!" —
Man lasse uns mit Zeiten ungeschoren,
Worin persönlich wir noch nicht geboren!

Denn was den Zustand in der Welt verschlimmert,
War fast doch immer ein „berühmter Mann!"–
Wenn die „Vergangenheit" man nie zertrümmert,
Wann kommt die „Zukunft" endlich 'mal heran?!
Hat Julius Cäsar sich um mich bekümmert —?!
Na also — frag ich — was geht er mich an?!
Hätt Herodot von mir was schreiben müssen,
Er würde mehr kaum, als von ihm ich wissen!

Ob Xenophon die Termopylenpäße
Beim Rückzug deckte, ob Leonidas:
Für mich hat's nicht das mindeste Int'resse,
Und nach Odysseus frag ich ... sonst etwas;
Um sämmtliche Achills und Perilesse
Mach ich mir nicht den kleinen Finger naß;
Mich schert es nicht, ob Hektor starb am Fieber,
Ob an der Mauer Ilions — — Schwamm darüber!

„Aus den philosophischen Gedichten des Handlungsdieners Willibald Schmalzlerche" nennt sich folgendes interessante Poem:

Seit ich erkannt: das Werk des Menschen ist
Der Stunde gleich, die es geboren flüchtig,
Nenn ich mit Stolz mich „Düten-Pessimist,"
Denn sie zu kleben, scheint mir nicht mehr wichtig!
Gewürz und Butter — alles was entsteht,
Ist wert allein, daß es zu Grunde geht —
Häring und Seife selbst sind nichtig!

Wem gält es als erstrebenswertes Ziel,
Daß er, beim Strahl der ersten Morgenfrühe
Empor sich raffend von dem weichen Pfühl,
Der Träume unbewußtem Reich entfliehe?!
Schon des Bekleidens That schafft Dem Verdruß,
Der Abends sich entkleiden wieder muß;
Wer lohnt uns die gehabte Mühe?!

Erfüllt sich dadurch das Gesetz der Welt,
Liegt darin unsers Daseins Zweck und Nutzen,
Daß ich die Stiefel, paarweis' hier gesellt,
Vom Tagesstaub mir säubern muß und putzen?!
Die Glanzumwohnen zieht man freudlos an,
Zwängt mit Gewalt den Fuß in ihren Bann,
Um sie auf's Neue zu beschmutzen!

Doch beugt mein starrer Philosophen-Hals —
In stummem Trotz — sich nicht des Schicksals Streichen:
Nicht kann mich's schrecken, wenn ich Bittersalz
Anstatt des Zuckers that der Dienstmagd reichen;
Nur Fehler ist's im Schöpfungsplan, daß sich
Die beiden Stoffe — ähnlich äußerlich —
So wenig in der Wirkung gleichen!

Nie hat's mich auch bekümmert, noch verstimmt,
Wenn ich des Hahns vergaß am Essigfasse,
Und durch des Kellers weite Wölbung nimmt
Den Weg die flücht'ge Flut von saurem Nasse;
Geleert wird das Gefäß in kurzer Zeit
Doch immerdar, ob ich die Flüssigkeit
Hierhin, ob dorthin rinnen lasse.

Der jungen Hausfrau Herz, ich merkt' es wohl,
Erfüllt' es kürzlich fast mit Mißbehagen,
Daß Mostrich, Pflaumenmus und Sauerkohl
Ich ihr in einen Topf gab heimzutragen;
O blindes Vorurtheil! wie bald nach Tisch
Ruh'n jene drei — ein friedliches Gemisch —
Vereinigt still in Einem Magen!

Daß jüngst ein Dieb des Mammons ihn beraubt,
Den Chef der Handlung hat es arg verdrossen,
Und seinen Zorn ergoß er auf mein Haupt,
Weil ich zur Nacht den Laden nicht verschlossen;
Verblendet Hirn, das solche Blasen trieb!
Fand er sie zu — erbrach die Thür der Dieb ...
Und ich muß dulden derlei Possen!!

Schmachvoll Jahrhundert, wo kein Prinzipal
Den hohen Flug des Genius mag verstehen:
Seit einem Jahr zum hundertfünften Mal
Reicht man die Kündigung mir mit herbem Schmähen!
Doch bleibt ein Trost mir: wenn zum letzten Haus
Des Lebens Unverstand mich trieb hinaus,
Brauch in kein weit'res ich zu gehen!

Und schließlich sei zur vollen Charakterisierung des Werkchens und seines Gegenstandes noch abgedruckt ein Theil des Gedichtes:

Klein-Großm ... ündchen.

(Aus den Selbstbekenntnissen eines litterarischen Schreibballes.)

Hier steh ich, der Zukunft Federheld,
Des Schrifttums Eisenfresser:
Auf Gott und die ganze weite Welt —
Wer schimpfte je schneidiger und besser?!
Noch steck ich zwar in Pumphöschen und
In Kinder-Schuhen und -Strümpfen,
Doch ausgewachsen ist völlig mein Mund,
Das gibt sich räumlich am besten kund
Beim Schimpfen, beim Schimpfen, beim Schimpfen!

Digitized by Google

Als Klippschuljunge lernte ich schon
Meine Lebensbestimmung begreifen:
Beim Ausbruch der geistigen Revolution
Besorg ich das Heulen und Pfeifen;
Ich schleud're Koth wider Groß und Klein
Mit Besen-Stielen und -Stümpfen;
Mit kraftgenialischem Pflasterstein
Den Leuten schmeiß ich die Fenster ein
Und befreie die Menschheit durch Schimpfen!

Ich schimpfe auf Alles, was besteht,
Mein Geifer mag nichts verschonen:
Ich schimpfe auf die Classicität,
Ich schimpf auf die Epigonen.
Ich spiele gegen das Ideal
Die höchsten Lippen-Trümpfe;
Doch ist mir im Grund das Object egal:
Auch auf den Realismus einmal
Gelegentlich tönt mein Geschimpfe!

Ich schimpfe der Bildung Fesseln entzwei
Und der Logik schnöde Umspinnung;
Ich schimpfe für jegliche Partei —
Was scheert wohl mich die Gesinnung?!
Ein Zungen-Recke ziehe ich aus,
Das All „verunzunglimpfen;"
Und wirft man zur Thür mich vorn hinaus,
Ich rufe von hinterwärts in's Haus:
„Pst, haben Sie nichts zu schimpfen?!"

Ich schimpfe in moll, ich schimpfe in dur,
Ich schimpfe nach jeglicher Richtung —
Der kleine Großhals der Literatur,
Der Rohrspatz der deutschen Dichtung!
Und was ich denke, ist Fuhrmannsfluch,
Und was ich schreibe, sind Sümpfe:
Man kennt von weitem Broschüre und Buch
Aus meiner Mache schon am Geruch — —
Ich schimpfe — ich schimpfe — ich schimpfe!

Wohl Niemand sonst mit solchem Gemisch
Zu werfen sich erdreistet — —
Wie schimpft es sich doch so fröhlich und frisch,
Hat selbst man noch gar nichts geleistet!
's kann über das, was ich erschuf
Kein Mensch die Nase rümpfen:
Ich bin nicht da zum „Erbauungs"-Behuf —
„Herunterzureißen" ist mein Beruf,
Und Schimpfen, ach Schimpfen, ja Schimpfen!

Wir beglückwünschen das jüngste Deutschland zu diesem sinnigen Weihnachtsgeschenke und hoffen, daß es sich selbst baß daran ergötzen wird. M.

Bücher.

Das Gemeindekind. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. (Berlin, Gebr. Paetel. 2 Bde.) —

Wir haben schon bei Besprechung der „Zwei Comtessen" den dem Leben abgelauschten Ton hervorgehoben; im vorliegenden Romane bedeutet er um so mehr einen Vorzug, als er hier nur im Dienste eines künstlerisch geläuterten Geschmackes sich äußert. Die einzelnen Gestalten sind mit feinem psychologischen Verständnisse gezeichnet, so insbesondere der brave Schullehrer. Auch die protzigen Dorfväter mit ihrer liebreichen Fürsorge für das Gemeindekind entbehren nicht einer derben, bitteren Realistik, während im Gegensatze die Auflösung der armen Milada im Kloster mit den zartesten Linien entworfen ist. Der Schluß des Romans, in dem das Gemeindekind den Glauben an seine unschuldig verurtheilte Mutter voll zurückerhält, ist von bedeutender, ästhetischer Wirkung. — Die Wandlung im Charakter des Helden scheint allerdings nicht hinreichend psychologisch motiviert und entbehrt dadurch der vollen Lebenswahrheit — gegen die sonstigen Schönheiten nicht zu sehr in die Augen springend. Wer wird sich die Freude an einem guten Gemälde eines etwas verzeichneten Beines wegen vergällen lassen — dergleichen Menschlichkeiten, die den Gesammteindruck nicht stören, passierten ja auch einem Makart. —tt —

Oberland von Ludwig Ganghofer. (Bonz & Comp. Stuttgart 1887.)

Ludwig Ganghofer, der Meister der Hochlandsgeschichte, überrascht uns hier mit einer neuen Musengabe. Alle Geschichten dieses trefflichen Erzählers durchweht ein wunderbarer Hauch von tiefer Poesie und oft auch echtem Humor. Diese neue Sammlung enthält vier solche Dialekterzählungen, bei denen man wiederholt deutlich sieht daß Ganghofer erzählt, um wirklich zu erzählen, während viele moderne Novellisten der Tendenz willen die Erzählung vernachlässigen. Der Dichter versteht es, uns seine Charaktere in ihrer ganzen Eigenart anschaulich zu machen und es wird wohl Niemand geben, der sich von der ersten Erzählung „Auf der Wallfahrt" nicht tief ergriffen fühlte. Welche von den hier gebotenen Novellen die beste sei, ist schwer zu entscheiden, denn jede ist es in ihrer Art. Ueberall hübsche Motive, psychologische Feinheiten, treffliche Schilderungen, gelungene Charaktere und dabei gesunder Realismus. Die Lectüre dieses Buches wird gewiß Jedermann, sowohl an Geist, wie an Herz erfrischen. A. El.

Wiener vom Grund. Bilder aus dem Kleinleben der Großstadt, von Vinzenz Chiavacci. (Teschen, Karl Prochaska 1888.)

Der durch sein Werk: „Aus dem Kleinleben der Großstadt" in weiten Kreisen bekannt und beliebt gewordene Wiener Sittenschilderer hat uns durch dieses neue Buch wieder einen interessanten Blick aufgethan

Digitized by Google

in das Leben des Wiener Volkes. Die Skizzen „Guten Morgen," „das Auszieh'n," „die Bisgurn," „der Ausbund," „die Hochzeitsreise," „Frau Sepherl" und ihre politischen Standreden auf dem Naschmarkt u. s. w. sind ansprechende Bilder des Wiener Humors, welche vor Allem durch ihre Naturwahrheit eine wirkliche literarische und ethnographische Bedeutung gewinnen. Uns am wohlsten thut die warme Liebe zum Volke, die überall, manchmal fast kindlich naiv zum Ausdrucke kommt. Es hätte übrigens das Buch nicht entwertet, wenn der Autor manchmal herber und ernster gegen so manche Unsitten und Schwächen der lieben Wiener aufgetreten wäre. Indes, die Leute — „bei denen doch keine Predigten und Dreinschlagen was nutzt," wie Anzengruber's Pfarrer von der Gmös sagt — zu nehmen, wie sie sind, ist vielleicht das Klügste und eines Philosophen würdig. Wir gestatten uns, aus dem neuen Buche Chiavacci's „Wiener vom Grund" ein paar Skizzen für den Heimgarten herauszugreifen. Das Weitere in sein Eigenthum zu bekommen, sei jedem Freunde von Wien und den Wienern angelegentlich gerathen. Er wird sich köstlich daran ergötzen. R.

Meine Erlebnisse. Von Ferdinand Arlt. (Wiesbaden, J. F. Bergmann 1887.)

Diese schlicht und treu dargestellte Lebensbeschreibung muthet an, sie wird Jedem, der sich für bedeutende Männer interessirt, besonders aber dem ärztlichen Stande willkommen sein. Ritter von Arlt, der weltberühmte Augenarzt, war der Sohn eines Bergschmiedes in dem nordböhmischen Törichen Obergraupen. In Leitmeritz studierte er Gymnasium und war für den geistlichen Stand bestimmt. Auf der Universität in Prag entschloß er sich für den ärztlichen Beruf, in welchem er zu Prag und später zu Wien in so hohem und erfolgreichem Grade thätig war. Der Lebensgang ist verhältnißmäßig einfach und normal, doch ist viel daraus zu lernen. Das Werkchen ist mit zwei Bildern und einer Handschrift von Arlt geschmückt. M.

Zum Wohle der Kinder. Von A. W. Adler. (Wien, Selbstverlag des Herausgebers. Servitengasse 12.)

Dieses Sammelwerk von Aufsätzen über Pflege, Erziehung und Behandlung von Kindern und aus dem Kinderleben, reich mit Bildern geschmückt, mit Gedichten und Sprüchen durchselt, kann allen Eltern und Kinderfreunden empfohlen werden. Jeder wird in dem umfangreichen Buche etwas finden, was er brauchen kann und ihn anspricht. Die Dinge sind alphabetisch) geordnet wie zu einer Art von Kinder-Lexikon, was freilich mehr der Mannigfaltigkeit, als der abgerundeten Einheitlichkeit von Nutzen ist. Es ist nicht ein gewachsenes, sondern ein gemachtes Buch, nicht ein mit der Feder geschriebenes, sondern ein mit der Scheere geschnittenes, was aber natürlich den Wert der einzelnen Stücke nicht beeinträchtigt. M.

Von deutscher Art. Gedichte zur Förderung deutscher Gesinnung. Herausgegeben von Anton Ohorn. (Leipzig. Gebhardt und Wilisch.)

Wenn die Liebe, das Leid, die Religion, die Kunst u. s. w. ihre Anthologie haben, warum nicht auch der Nationalismus? Die deutschen Dichter haben herrliche Lieder an ihr Vaterland, an ihr Volk geschrieben, und eine Sammlung solcher Poesien ist besonders in unseren Tagen zeitgemäß. Der beliebte Schriftsteller und Dichter Anton Ohorn hat sich durch die obgenannte Sammlung ein schönes Verdienst erworben; das mit großem Geschmacke ausgestattete Buch mit seinen vier Abtheilungen: Das deutsche Wort, das deutsche Lied, das deutsche Schwert, die deutsche Treue, ist in der That ein nationales Schatzkästlein. M.

Hellenische Erzählungen. Uebersetzt und herausgegeben von Professor Dr. August Boltz. (Halle a. d. S., Otto Hendel 1887.

Der treffliche Kenner hellenischer Literatur, Professor Boltz, vermittelt uns hier sehr sinnige und interessante Novellen und Sagen in guter Uebersetzung. Den einzelnen Erzählungen gehen kurze Biographien über deren Dichter voraus. A. E.

Gedichte von Amelie Godin. (München, Th. Ackermann.)

Diese von echt deutschem Gemüte zeugenden Gedichte werden manches Herz erquicken. Wir erwähnen besonders den Cyklus „Carl" und als Probe liebenswürdiger Schalkhaftigkeit das folgende:

Am Johanni.

Beeren, süße Beeren reifen
Um Johanni,
Gold'ne Feuerwürmchen schweifen
Um Johanni.
Rosen, rothe Rosen blühen
Um Johanni,
Feuer auf den Bergen glühn
Um Johanni,
Junge Herzen schneller schlagen
Um Johanni,
Und man weiß, was reif're wagen
Um Johanni.

Digitized by Google

Deutsche Singedichte. Herausgegeben von T. Hack. (Otto Hendel, Halle a. d. S.)

Hack bietet eine verständnisvoll zusammen gestellte Sammlung deutscher Epigramme von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, welche um so größeres Interesse einzuflößen geeignet ist, als das Sinngedicht immer mehr und mehr von der Oberfläche der Dichtung verschwindet.

A. E.

Gedichte von Albrecht Graf Wickenburg. (Wien. Carl Gerold's Sohn.)

Von diesen werthvollen Poesien ist eben eine neue, veränderte Auflage erschienen. Man spürt in der Veränderung wohl den strengen kritischen Geist des Autors, der nicht gegen Andere, wohl aber gegen sich selber streng und kritisch ist, was schon an sich von Charakter zeugt. Der literarische Charakter dieses Dichters ist bekannt und zum Theile auch gewürdigt worden; jedes seiner Gedichte rechtfertigt seine Worte:

O müßigste der Fragen:
„Was ist die Poesie?!" —
Die sie nicht in sich tragen
Ergründen sie auch nie.
Drum nennt mir nicht pathetisch
Ein Einzelnes, das paßt.
Denn Alles wird poetisch,
Das ein Poet erfaßt.

R.

Das literarische Deutschland. Von Adolf Hinrichsen. Vollständig in 4 Lieferungen. (Rostock. Hinstorff.)

Dem bisher erschienenen ersten Hefte, welches im Alphabet von A—E geht, nach zu schließen, wird das Werk ein vortreffliches Nachschlagebuch. Es enthält über alle Dichter, Schriftsteller und Journalisten der Gegenwart das Wesentlichste. Lücken und Unrichtigkeiten bleiben freilich auch nicht aus, können aber bei späteren Auflagen gutgemacht werden. Andererseits findet man Vieles, was eigentlich nicht zur Literatur gezählt werden kann, hoffentlich sind solche Elemente die besten Verbreiter des Werkes und erfüllen somit auch einen literarischen Zweck. Im Ganzen ist das „Literarische Deutschland" ein löbliches Unternehmen, welchem der beste Erfolg zu wünschen ist. Wir kommen hoffentlich noch einmal darauf zurück.

M.

Ithaka. Von Alexander Freiherrn von Warsberg. (Wien. Carl Gerold's Sohn. 1887.)

Ein wenn auch nicht umfangreiches, so doch in allen Theilen treffliches Werk. Bedeutend als Beschreibung von Land und Leuten der griechischen Insel, des Odysseus' Vaterland, bedeutend als Kunstwerk. L. H. Fischer hat dazu eine Anzahl ausgezeichneter Illustrationen geliefert, wovon die Farbenbilder an Wahrheit und Stimmung geradezu entzücken sind. Ein heute wenig gekanntes schönes Eiland aus sonnigen Himmelsstrichen wird uns vor Augen gezaubert, verwoben mit Erinnerungen aus den glücklichsten Zeiten der Menschheit.

M.

Der Kampf um's Recht. Drama in vier Akten von Heinrich d'Allona. (Annaberg: Rudolf und Dieterici.)

Das Stück beschäftigt sich mit der Frage der Entschädigung unschuldig Verurtheilter. In dem Ganzen liegt ein gesunder Zug, und wenn dieser Zug auch nur sehr naturalistisch zum Ausdruck kommt, so ist er doch entschieden wegen der Idee, der er dient, als bedeutsam anzuerkennen.

V.

Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwickelung, von Friedr. von Hellwald.

In dem Bestreben, dieses neueste, aus langjährigen Studien hervorgegangene Werk des auf dem Gebiete der Kulturforschung unübertroffenen Verfassers in die weitesten Kreise dringen zu lassen, hat sich die Verlagshandlung (von Ernst Günther in Leipzig) entschlossen, dasselbe in Lieferungen erscheinen zu lassen, und zwar ist der Umfang des ganzen Werkes auf 10 vierwöchentliche Lieferungen berechnet. Indem wir unser Urtheil für eine spätere Zeit aufsparen, lassen wir eine kurze Inhaltsübersicht des ganzen Werkes folgen: Die Geschlechter und der Waarungstrieb. Verbesitten und Geschlechtsverkehr im Thierreich. Familienleben der Thiere. Naturmensch und Urmensch. Das Schamgefühl und dessen Aeußerungen. Kuß und Liebe. Der Geschlechtsverkehr in der Urzeit. Geschlechtsgenossenschaft und Muttergruppe. Erogamie und Clanbildung. Matriarchat und Mutterrecht. Polyandrie und verwandte Erscheinungen. Der Frauenraub und seine Folgen. Die Kaufehe und ihre Verbreitung. Das Patriarchat. Die antike Familie. Die Familie der Südslaven. Die väterliche Familie der neueren Zeit.

V.

„Handbuch für Vogelliebhaber" (Fremdländische Stubenvögel) von Dr. Karl Ruß. Dritte Auflage. (Creutz'sche Verlagshandlung. Magdeburg 1887.)

In der vorliegenden dritten Auflage erscheint Ruß' „Handbuch für Vogelliebhaber" I als ein fast ganz neues Werk. Obwohl dasselbe ja bisher die beste Aufnahme gefunden, hat der Verfasser es sich doch nicht verdrießen lassen, durch Vervollständigung und Ergänzung, namentlich des allgemeinen Theils: Verpflegung und Züchtung der

Digitized by Google

Vögel, so alle neueren Erfahrungen zu berücksichtigen, daß dies kurz- und knappgefaßte „Handbuch" jetzt im wesentlichen und wohl noch mehr gewährt, als manche große, umfangreiche Naturgeschichte zu bieten hat. Zur Zeit des alten Bechstein (1794) waren 72 Arten fremdländischer Vögel bei uns eingeführt, die erste Auflage dieses „Handbuchs" beschrieb 230 Vögel und gegenwärtig kommen 820 Arten im Handel vor. Außer der naturgeschichtlichen Beschreibung und Schilderung bringt das „Handbuch" Angaben über Einfuhr, Vogelhandel, Einkauf, Verpflegung mit Einschluß der Besprechung aller Futtermittel, über Haltung (allerlei Käfige, Papageienständer, Flugbauer u. a.), Züchtung in Heckkäfigen, Vogelstuben und Volièren, Beschreibung der Geschlechtsverschiedenheiten, des Nestes, der Eier, der Jugendkleids, der Verfärbung u. a. m., sodann Anleitungen zur bestmöglichsten Wartung und schließlich zur Heilung der Krankheiten. V.

„Die sprechenden Papageien." Ein Hand- und Lehrbuch von Dr. Karl Ruß. Zweite Auflage. (Grenz'sche Verlagsbuchhandlung. Magdeburg, 1887.)

Das Buch bietet außer der naturgeschichtlichen Beschreibung und Schilderung aller hierher gehörenden Vögel praktische Rathschläge sowohl für die zuträglichste Ernährung und bestmöglichste Verpflegung überhaupt, als auch für die Zähmung und Abrichtung. In einem der wichtigsten Abschnitte gewährt es sodann Anleitung zur Erkennung, Feststellung und wenn möglich Heilung der Krankheiten. Während die erste Auflage bereits 151 Arten behandelt hat, bringt die zweite im ganzen noch 9 Arten mehr, und zwar: 2 Langflügelpapageien, 1 Edelpapagei, 2 Edelsittiche, 2 Keilschwanzsittiche, 1 Schmalschnabelsittich und 1 Plattschweifsittich, deren Sprachbegabung erst neuerdings festgestellt worden. Die Namen aller beschriebenen Papageien in den Sprachen der vier Länder (Deutschland, England, Frankreich und Holland), in denen die Hauptzufuhr dieser Vögel stattfindet, sind auch hier angegeben. V.

Wald-Tafeln, Wild-, Wald- und Waidmannsbilder aus Oesterreichs Bergen, von Hanns von Radich gen. Hanns Waldlieb (Neudam, J. Neumann.)

Das Leben des Berufsjägers im Hochgebirge wird uns — nach seinen verschiedenen Phasen, welche die Jahreszeiten bedingen — dargestellt. Wild-, Wald- und Waidmannstypen mit Anschaulichkeit und Treue bis in die kleinsten Feinheiten gezeichnet und geschildert. Ein zarter, tiefpoetischer Hauch leuzeichnet die Schilderungen des Waldlebens. V.

Die im Verlage von Caesar Schmidt in Zürich erscheinenden „Städtebilder und Landschaften aus aller Welt" bringen in ihrer Nummer 42 „Meran mit Ober- und Untermais und Umgebung", aus der verläßlichen Feder des Herrn Gurdirektors Carl Wolf in Meran. Dem gediegenen Text, der den hübsch ausgestatteten Führer zur angenehmsten Lectüre gestaltet, gesellen sich noch 28 hübsche Illustrationen und 2 Pläne bei. V

Reffel's Familienfreund. Eine lyrisch-belletristische Monatsschrift. (Warnsdorf in Böhmen.) — Wir können nicht umhin, eines literarischen Unternehmens wiederholt zu gedenken, das wirklich den Namen einer „österreichischen Ehrenleistung" verdient. Der „Familienfreund" ist in Böhmen das einzige deutschpoetische Blatt, welches sich behaupten konnte und welches heute, nach fünfjährigem Bestehen, zu den angesehensten und gediegensten Familienjournalen Deutschlands zählt. Seinen großen Aufschwung verdankt es dem Namen Reffel, der mit dem Familienfreunde eng verknüpft ist. Der laufende Jahrgang des „Familienfreund" bringt unter vielen gediegenen lyrischen, novellistischen und wissenschaftlichen Beiträgen auch einen Roman von With. Reffel, dem bekannten Verfasser der „Moosblumen", „Auf Wellen und Wogen", und wir nehmen nicht Anstand, dieses Werk eines echten Dichters und ganzen Menschen, welches in kurzer Zeit in Buchform erscheint, als einen Zeitroman edelster Sorte zu bezeichnen. V

Wenn wir überhaupt hinweisen auf die **Trommer'schen Kalender** aller Formen und für alle Stände, wovon die wichtigsten: Kalender des deutschen Schulvereins, Schlinkerts großer Bauernkalender, Wiener Auskunftskalender, Einschreibe-Geschäftskalender, Kalender für die elegante Welt, Hand-, Wand-, Blockkalender, Clerus-, Feuerwehr-, Forst-, Juristen-, Musikalischer, Studentenkalender u. s. w., so machen wir ganz besonders aufmerksam auf Vogl's Volkskalender. Dieser erfreut seit vierundvierzig Jahren in seinem originellen dunkelrothen Umschlag Jung und Alt in der ganzen Monarchie. Der neue Jahrgang, redigiert von Dr. August Silberstein, trägt auch durch die verfeinerte Ausstattung, größeres Format und besseres Papier, den stetig steigenden Ansprüchen der Zeit Rechnung. Nur die Bilder konnten besser sein, diese stehen weit unter jenen der ersten Jahrgänge. Der kalendarische Theil zeichnet sich durch Reichhaltigkeit und Genauigkeit aus. In dem Volksbuch zur Belehrung und Unterhaltung finden wir die besten Namen mit geschmackvoll gewählten Beiträgen.

Digitized by Google

So deckt der Fromme'sche Kalenderverlag alle Kalenderbedürfnisse in bester Weise und wir können ihn mit gutem Gewissen empfehlen. M.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Villa Tolconieri und andere Novellen von Paul Heyse. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1888.)

Die Vernunftheirat und andere Novellen von Marie von Olfers. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1887.)

Was ist die Liebe? Erzählung von Felix Dahn. (Leipzig. Breitkopf und Härtel. 1887.)

Schriftkeller-Roman von B. von Suttner. (Dresden. E. Pierson 1888.)

Erhard von Rochow, oder: Die Schule von Reckahn. Eine vaterländische Erzählung aus dem Zeitalter der Aufklärung. Für Alt und Jung von Hermann Jahnke. (Berlin. L. Ochmigke's Verlag. 1888.)

Erzählungen aus dem Wasgau von Hermann Ludwig. (Leipzig. F. Wilhelm Grunow. 1887.)

Herzenskrisen. Roman von W. Heimburg. Zwei Bände. (Leipzig. Ernst Keil's Nachfolger.)

Heimatklang. Roman von E. Werner. (Leipzig. E. Keil's Nachfolger.)

Nach dem Sturm. Roman von B. Renz. (Leipzig. E. Keil's Nachfolger.)

Zwei Ehen. Roman von Alfred Friedmann. 2. Auflage. (Berlin Verlag von Rosenbaum und Hart. 1888.)

Die Alten und die Neuen. Roman von M. Kautsky. Leipzig. (Verlag von Karl Reißer.)

Der Regenbogen Sieben ausgewählte Novellen und Erzählungen von Neera. Einzige autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von Moritz Smets. (Großenhain. Baumert und Ronge. 1888.)

Die Hermannsschlacht. Ein Bild aus Deutschlands ruhmreichsten Tagen. Von W. Fricke. Mit 1 Abbildung. (Aug. Helmich, Bielefeld.)

Friedrich Gottlieb Klopstock. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von Franz Muncker. Mit Klopstocks Bildniß. Erster Halbband. (Stuttgart. G. A. Göschen'sche Verlagshandlung. 1888.)

Ulrich von Hutten. Ein Reformations-Festspiel von Manfred Wittich. (Commissionsverlag von E. Thiele in Leipzig.)

Memorandum über den Schwindel mit Geheimmitteln in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von Emil Richter. (Reichenberg. 1884. Schöpfer'sche Buchhdlg.)

Allerhand Deutsames. Bilder und Geschichten von Hans Grasberger. (A. G. Liebeskind. Leipzig. 1888.)

Ueber Lesen und Bildung. Von Anton E. Schönbach. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1888.)

Gedichte von Albrecht Graf Wickenburg. Zweite veränderte Auflage. (Wien. Carl Gerold's Sohn. 1888.)

Transatlantisches. Von H. Keller-Jordan. (Stuttgart. W. Kohlhammer. 1888.)

Der entfesselte Prometheus. Ein lyrisches Drama in vier Acten von Schelley. Deutsch in den Versmaßen des Originals von H. Richter. (Stuttgart. Max Waag.)

Des Prometheus Götterbildnis. Dramatisches Gedicht von Don Pedro Calderon de la Barca. Mit Einleitung, theilweiser Uebersetzung, Anmerkungen und einem metrischen Anhange von Konrad Pasch. (Wien. Brockhausen und Bräuer. 1887.)

Was der Sturm sang. Märchen von L. Rafael. Berlin und Rostock. Verlag der Albumstiftung. (Carl Hinstorff's Verlag. 1887.)

Aus Herzens Tiefen. Ausgewählte Dichtungen von Josef F. Stolz. (Graz 1887. Commissions-Verlag von Paul Cieslar.)

Die Krahnen. Ein Cyklus vorsündflutlicher Romane von Hans Marian. (Leipzig. Verlag von Reinhold Werther. 1888.)

Lebensblätter. Gedichte von Anna Rumpff. (Rostock. Carl Hinstorff 1887.)

Gedichte und Erzählungen. Von Felix Reidhart. (Wien. 1887. A. Amonesta.)

Gedichte von Philipp Quenzer. (Heidelberg. C. Winter. 1887.)

Rumänische Volkslieder. Uebersetzt von W. Rudow. Nebst Einleitung: Der rumänische Volksgeist in seinen dichterischen Erzeugnissen. Zweite Auflage. (Leipzig. H. Barsdorf. 1888.)

Ernste Weisen. Ein Bändchen Lyrik von Friedrich Beck. (Wien. Carl Konegen. 1888.)

Räthsel. Eine moderne Liebesgeschichte in Versen von Siddy. (Wien. Carl Konegen. 1887.)

Lessing-Perlen. Eine systematisch geordnete Blumenlese aus Lessing's sämmtlichen Werken von S. Blumenau. (Bielefeld. A. Helmich.)

Styria's Huldigung. Ein allegorisches Festspiel zur Feier der höchsten Anwesenheit Ihrer kaiserlichen und königlichen Hoheiten des durchlauchtigsten Kronprinzen Herrn Erzherzog Rudolf und der durchlauchtigsten Kronprinzessin Frau Erzherzogin Stefanie in der Landeshauptstadt Graz im October 1887. Von Anton Schlossar. (Graz. Styria.)

„Steirische Lieder" für die Zither componirt von Sylvester Wrzal. (Eigenthum des Verlegers. Graz, Burgring 14.)

Lieder vom goldenen Horn Von Carl Foy. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1888.)

Digitized by Google

Lieder der Huldigung von G. G. Häbler. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1888.)

Analolische Volkslieder. Aus der „Kaba Dili“ von Leopold Grünfeld. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1888.)

Der Zürcher-See. Mit Illustrationen und Karten. (Städtebilder und Landschaften aus aller Welt. Nr. 19. 20. (Zürich. Caesar Schmidt.)

Der Prediger in der Wüste. Monats-Blatt. Eine Wächterstimme an alle Christen, zur Vorbereitung auf die Wiederkunft unseres Herrn Jesu Christi. (Hamburg.)

Das Postsparcassengesetz. Populäre Darstellung des neuen Gesetzes und Anleitung zur Benützung der Postsparcasse im Sparsowie im Checkverkehr für alle Kreise der Bevölkerung. Mit Einbezug der wesentlichsten unterscheidenden Bestimmungen der in Oesterreich und der in Ungarn geltenden Normen. Von Robert Stern. (A. Hartleben. Wien.)

Skatbuch in Versen von Paul Renz. (Wismar. Hinstorff. 1888.)

Gedichte von Ferdinand von Saar. Zweite vermehrte Auflage. (Heidelberg. Georg Weiß. 1888.)

Neue Märchen und Fabeln von Otto Weddigen. Illustrirt von Carl Gehrts. Dritte Auflage. (München. Georg F. W. Caltwey.)

Für gesellige Kreise. Eine Sammlung ernster und heiterer Declamationsstücke nebst einem Anhang von Gelegenheitsgedichten. Mit einem Vorwort von Minona Friedblumauer. Herausgegeben von Olga Morgenstern. (Berlin. Rosenbaum und Hart. 1888.)

Gedichte von Moritz Ptarschke. (W.-Glasbach. Emil Schellmann 1887.)

Allerlei Denkfames. Bilder und Geschichten von Hans Grasberger. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1888.)

Schweizer-Dütsch. Aus dem Kanton Aargau. Zweites Heft. Gesammelt und herausgegeben von C. Sutermeister. (Zürich. Orell Füßli & Co.).

Der Sagenschatz des Steierlandes von Hans von der Sann. (München. E. Mühlthaler. K. Hofbuchdruckerei.)

Rumänien. Eine Darstellung des Landes und der Leute von Rudolf Bergner. Mit 26 Illustrationen und einer Karte. (Breslau 1887. F. A. Kern's Verlag, Max Müller.)

Die Elektricität des Himmels und der Erde. Von Dr. A. Ritter von Urbanitzky (Wien. A. Hartleben.)

Tabaksblätter. Studien für Raucher von Wilhelm Huschal. (G. A. Bibus. St. Johann i. P.)

Vegetarische Rundschau. Monatschrift für vernunftgemäße Lebensweise. Organ des „Deutschen Vegetarier-Vereins“ u. s. w. V. I. Jahrgang. Herausgegeben vom „Deutschen Vegetarier-Verein.“ (Berlin.)

Der Schriftbote des Pothes. Unter diesem Titel wird von Neujahr 1888 an eine von Heinrich Sohnrey in Möllenhanfen (Hannover) herausgegebene Monatsschrift zur Förderung und Ausbreitung des deutschen Volksthumes erscheinen.

Verzeichniß ausgewählter Werke aus dem Verlag Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Auerbach's Deutscher Kinderkalender auf das Jahr 1888. Eine Festgabe für Knaben und Mädchen jeden Alters. Sechster Jahrgang. Mit Illustrationen.

Crewendt's Volkskalender für 1888. 44. Jahrgang. (Breslau, Eduard Trewendt.)

Crewendt's Hauskalender für 1888 im 41. Jahrgang.

Bayreuther Taschenkalender. 1888. Herausgegeben vom Allgemein. Richard-Wagner-Verein.

Postkarten des Heimgarten.

⨯⨯ Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honorirt die Verlagshandlung nicht.

Falls — wie es bisher so oft geschah — Nachdruck meiner Aufsätze aus dem Heimgarten beliebt wird, bitte ich sehr, sich vorher mit mir oder der Verlagshandlung ins Einvernehmen zu setzen. Eigenmächtige Nachdrücke ohne Quellenangabe müßte ich rücksichtslos verfolgen. Rosegger.

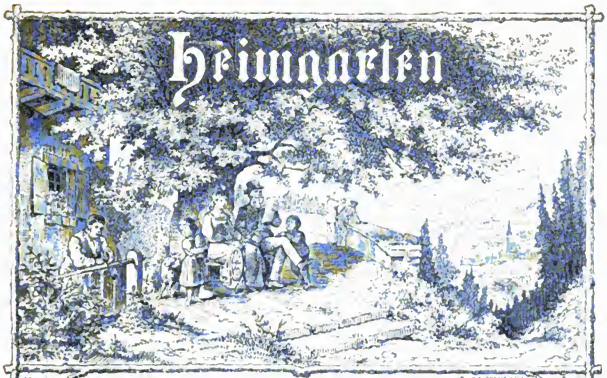
J. W. W., Crieft: Am 20. Februar 1888 sind es zehn Jahre, seit Leo XIII. auf dem päpstlichen Stuhle sitzt. Seinen Papstnamen hatte er sich nach altem Herkommen selbst gewählt, und zwar den Namen Leo darum, weil er, wie er sagte, ein großer Verehrer Leo XII. sei.

O. A., Wien: Sie irren, das Duell hat seine sittlichen Vortheile. Erinnern Sie sich an die ritterliche Satzung, daß ein Geforderter, der die Forderung abgelehnt hat, nicht mehr im Stande ist, den Geforderten oder seine Gesinnungsgenossen zu beleidigen. Je häufiger also durch Forderungen Gelegenheit gegeben wird, solche abzulehnen, desto geringer wird in der menschlichen Gesellschaft die Möglichkeit, einander zu beleidigen.

A. S., Lappezierer, Wien: Ihr „kulturhistorischer“ Aufsatz ist etwas zoologisch gerathen. Anstatt Essay schreiben Sie „Essäu“, anstatt Literaten steht „Liederratten.“ — Aber darum keine Feindschaft nicht.

Für die Redaction verantwortlich F. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Digitized by Google



5. Heft Februar 1888. XII. Jahrg.

Martin, der Mann.

Eine Erzählung von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Mehrere Wochen waren schon vergangen, seit „Juliana von Edenstein“ im Waldhause wohnte und ihre früher beschriebenen Wald- und Berggänge machte. Einmal war sie auf wenige Tage in ihr Schloß hinausgefahren, um mancherlei Anordnungen zu treffen, dann kam sie wieder. Im Lande war Frieden. Die Partei der Unzufriedenen, meinte die Königin, müsse man schreien lassen; wäre sie müde, so würde sie von selbst wieder ruhig. Von den Regierungsgeschäften ließ sie sich nur das Allerwichtigste kommen; es trug sich kaum etwas zu, was nicht die Minister bewältigen mochten. Auch der hohe Rath hatte sich auf Sommerfrische zerstreut im weiten Lande. So waren es zumeist nur Privatbriefe und nichtssagende Zeitschriften, die der Königin nachfolgten in ihr Waldasyl. Sie konnte sich ihre Erholungszeit mit aller Ruhe und gutem Gewissen gönnen. Seit jenem Gespräche bei dem Hochbrunnen hatte sie auch wieder die natürliche Heiterkeit erlangt, denn ihr quälendes Bewußtsein war dort ausgesprochen und durch den Zuspruch der Freundin gemildert worden. Regentage waren. Der Wind warf Tropfen an die Fensterscheiben und die Güsse der Dachrinnen flatterten wie zerfetzte Fahnen durch die Luft und wurden neuerdings Regen, bis sie zu Boden kamen. Der Peter ordnete seine Gewehre, las auch gern in einem forstwirtschaftlichen Werke und machte sich daraus Aufzeichnungen, dann wieder spielte er mit dem Knaben oder mit dem Bergmann. Die Frauen waren in der Stube beisammen und Juliana half der Freundin kleine häusliche Arbeiten verrichten. Sie war dabei sehr munter und sagte einmal, als sie mit geröthetem Gesichte eine Leinwandglätte hinundhergerollt hatte: Wenn

Digitized by Google

ich ein weiser Mann wäre, ich schriebe ein Buch über den Genuß der körperlichen Arbeit. Bloß mit dem Geiste zu arbeiten, das macht den Menschen welk, empfindsam und mürrisch, eine regelmäßige körperliche Beschäftigung thut gerade das Gegentheil. So kommt es wohl auch, daß die Lebensanschauung der bloß geistig Arbeitenden sehr subtil und tiefsinnig ist, aber gesünder und thatkräftiger ist die des Bauers und des Werkmannes.

Als sich die feuchten Nebel wieder gelöst hatten in der Sonne, als die Bäume aufgehört hatten zu triefen, und der trockene Harzduft wieder durch den Wald gieng, zogen unsere Freundinnen mit doppelter Lust in das Freie. Sie durchstrichen die Gegend einmal thalwärts, einmal bergwärts; sie saßen am Bache und hörten dem Murmeln desselben zu oder beobachteten eine im klaren Tümpel stehende Forelle. Sie saßen bei Kohlenbrennereien und blickten in den langsam aufsteigenden weißen Rauch und blickten in die Glutmasse, wenn der Köhler dem Meiler mit eisernem Haken die Brust aufriß.

Eines Tages giengen sie langsam durch jungen Fichtenwald hinaus gegen den Holzschlag, um am Feierabende den Peter heimzubegleiten, es war Samstag. Der Franzel, selbstverständlich immer im steierischen Gewande, wozu er einen wohlunterseßten Körperbau und sogar niedliche Wädelchen hatte, lief voraus um Erdbeeren zu suchen. Der Kalksandweg war glatt wie in einem Kunstgarten, und die frischen, üppigtreibenden Bäume waren überall wohlgepflegt, und doch alles Naturwald, nur daß ihn die Menschenhand schützte vor schlimmen Auswüchsen, vor Dürre, vor Ungeziefer und anderen schädlichen Einflüssen. So gefiel es Julianen, und da sie des tüchtigen Försters gedachte, sagte sie zu ihrer Begleiterin: „Du führst wohl ein gutes Leben, Maria. Aber Eins gefällt mir auch an Dir nicht."

„Eins wär nit viel," meinte die Försterstrau.

„Wahrhaftig bloß Eins. Und darf ich Dir's sagen?"

„Es wird mich gefreuen," versetzte Maria.

„Du bist gegen Deinen Mann nicht recht," sagte Juliana. „Du thust ihn zu viel bevormunden."

„So!" lachte Maria, „das denkst. Das ist nit so ernst gemeint, wie es etwa ausschaut. Er laßt sich nit bevormunden, und wollt ich ihm in der Waldwirtschaft was drein reden, Gott gnade mir!"

„Ich habe bemerkt, daß Du ihn in meiner Gegenwart geradezu einschüchterst."

„Weißt," sagte die Försterin, „der Peter ist nicht dumm, aber wenn er bei so Leuten ist, wo er sich geniert, da wird er ungeschickt und redet das närrischeste Zeug daher."

„Ich glaube, er läßt sich sonst nicht leicht genieren," versetzte Juliana, „er wird nur befangen, wenn Du da bist und immer darauf ausgehst, ihn zu meistern. Ich habe vor ein paar Tagen mit ihm ein Gespräch geführt, das nicht allein von der Waldcultur gehandelt hat; es war von den Soldaten die Rede, vom Häuserbauen, von Dampfwerken und Eisenbahnen, die sie jetzt überall bauen, auch von der sich steigernden Unzufriedenheit der Leute, und daß Alles oben hinaus will — Maria, ich sage Dir, Dein Mann hat sehr vernünftige Ansichten, er ist ein kluger Kopf."

Maria hatte bei diesen Worten rothe Wangen und leuchtende Augen bekommen. „Du kannst mir keine größere Freude machen," sagte sie dann, „als wenn Du's erkennst, was mein Mann wert ist. Kann er sich gleichwohl nit immer so geben, wie er inwendig ist —"

„Daran bist gewiß Du ein wenig die Schuld," unterbrach sie Juliana. „Schau, da habe ich meine besondere Meinung. Ich möchte Keinen, den ich meistern könnte, so Einer hätte es bei mir nicht gut, ich wollte ihn knechten und verachten wie einen

Digitized by Google

Sclaven. Habe ich jedoch einmal einen Mann, einen ganzen, einen wirklichen Mann, dann will ich in Allem sein unterthäniges Weib sein. Und selbst, wenn er mir einmal Unrecht thut und etwas begeht, was in meinen Augen eine Thorheit ist, ich will ihm ergeben sein."

„Weil wir schon von solchen Sachen reden," sagte jetzt Maria, „so möchte ich Dich über etwas um Deine Meinung fragen. Glaubst Du, daß ein ganzer Mann seinem Weib auch immer treu sein wird?"

„Das glaube ich bestimmt, weil die Treue das wichtigste Wahrzeichen eines ganzen Mannes ist," sagte Juliana.

„Wir Frauen haben Kinder und haben unsere Zeiten," bemerkte Maria, „der Mann ist immer gesund."

„Und das zweite wichtige Wahrzeichen eines Mannes ist, daß er sich beherrschen kann," setzte Juliana bei, „und ich denke, Deinem Peter wird es keine große Kunst sein, sich anderwärts zu beherrschen."

„Bedank mich recht!" schmunzelte die Försters frau, „manchmal gefreut auch uns Bauerslent eine Schmeichelei. Du wirst Dich auch verwundern über meine Frag, aber wie wir eingeschneit gewesen sind und wie ich dem Peter das vom Försterjung eingestanden hab, da hat er ein Wort fallen lassen, über das ich oft nachdenken muß."

„Ich weiß es, er hat gesagt: Wenn auch ich immer so stark gewesen wäre!"

„Wie weißt Du das?" fragte Maria lebhaft.

„Weil Du mir es geschrieben hast; und ich habe auch darüber nachgedacht. Er ist fünfundzwanzig Jahre alt gewesen, wie er Dich geheiratet hat, er ist über ein Jahr lang bei den Soldaten gewesen."

„Das letzte gilt nit!" sagte Maria.

„Freilich gilt's nicht. Und ich bin überzeugt, er hat mit seinem Wort gar nichts gemeint, als daß er sich nicht zähmen konnte und Dich damals unwürdig behandelt hat, und daß er Deinen Heldenmuth hoch anerkennt und den guten Willen hat, es Dir nachzumachen."

Dieses Gespräch wurde von dem Bergmann unterbrochen, der jetzt des Weges heranlief und freudelechzend der Maria an die Brust sprang. Konnte auch der Förster nicht weit sein. Und in der That, sie waren am Platze, wo etliche Holzknechte gefällte und entrindete Bäume zersägten und die Klötze zu Scheitern spalteten. Peter in weißen Hemdärmeln stieg zwischen den liegenden Bäumen und Holzstücken umher, maß und klafterte mit seinem Stock herum, gab in kurzen und entschiedenen Worten Anordnungen und griff selbst flink zu, so daß die ganze Arbeit dadurch gleichsam einen lebhaften Puls bekam. Der ganze Platz war voll Harzduft, und das frischgrüne Reisig, das da überall umherlag, kam Juliana vor wie Festschmuck um die Arbeiter und ihr Werk. Als die Scheiter in Stößen geschichtet lagen, sagte der Förster zu den Holzknechten: „Feierabend ist's!" da suchten die Männer ihre Röcke, Tabaksblasen, Hacken und Sägen zusammen, packten Alles auf hölzerne Tragen, diese nahmen sie auf den Rücken, sagten zu einander: „Gute Nacht!" und „Glückseligen Sonntag!" und giengen auseinander, jeder seiner Hütte, seinem oft fernen Hause zu.

Unsere Försterslente und ihr lieber Gast schritten langsam den glatten Waldweg hin gegen das Forsthaus. Maria hatte ihre Augen immer auf dem Erdboden, und wo ein Pilzling stand, da unterbrach sie jedes Gespräch, um ihn auszuheben und in ihrer Schürze mit nach Hause zu nehmen. Der Bergmann und der Franzel waren einmal voran, einmal hinten, der Eine schnappte nach Fliegen, der Andere nach Beeren, und munter waren beide.

Die Ermüdung, welche Juliana in der ersten Zeit nach solchen Gängen empfunden, war nach und nach ganz gewichen; zum Hochbrunnen hinauf stieg sie ohne alle Beschwerde, und da sie dem Berge einmal so weit und hoch

Digitized by Google

beigekommen waren, so kam die Begierde, ihm auf's Haupt zu steigen.

Zu Anfang August, an einem thaufrischen Morgen, stiegen die beiden Frauen an. Einen baumstarken tauben Holzknecht hatte ihnen der Peter mit auf den Weg gegeben, daß er ihre Uebermäntel und den Eßvorrath trage und ihnen den besten Fußsteig weise. Juliana hatte, wie ihre Begleiterin, gute Bergschuhe an den Füßen und einen scharfbeschlagenen Alpenstock in der Hand. Ihr einfaches dunkles Kleid, das sie immer trug, war heute kurz geschürzt, und über ihrem in zwei Zöpfchen geflochtenen Goldhaar saß ein dunkelgrünes Filzhütchen.

So giengen sie, anfangs sachte und in gemessenem Schritt, nie hastend und nie stehen bleibend, wenig sprechend und sich wenig nach Blumen oder Beeren bückend. Diese Maßregeln hatte ihnen der Peter eingeschärft, es sind die Grundmaßregeln aller Bergsteiger. So giengen sie über die grüne Matte zwischen den jungen Lärchengruppen dahin; der Peter stand vor dem Hause, und die Pfeife im Mund, blickte er ihnen schmunzelnd nach. Er ließ es nicht merken, aber er freute sich unbändig, daß sein Weib mit dieser Person auf den Wolfgangberg gieng. Sie verschwanden im Walde und giengen ziemlich steil im Schatten aufwärts; der Weg bog sich einmal rechts und einmal links, als ob er es sich angelegen sein lasse, wie er die Frauen am besten und mühelosesten emporbringe. Erhard, der Begleiter, gieng mit seiner Rückentrage stets eine Strecke voraus, schaute aber fortwährend um, ob die Frauen ihm nichts zu befehlen hätten, denn ihren Anruf hätte er nicht hören können, er mußte auf ihre Winke achten. Sie winkten nicht, sondern stiegen sachte bergan. Sie kamen nun in das Gestrüppe der Erlen- und Haselbüsche, sie kamen an sumpfige Stellen, wo man im Boden die tiefen Eintritte des Hochwildes sah; über manche Moorstrecke waren Brettchen oder nebeneinander ein paar Stangen als Steg gelegt. Am Hochbrunnen rasteten sie, aßen etwelches Brot und tranken Wasser mit Wein gemischt. Sie waren schon hoch, aber die Sonne war noch höher, der Himmel war tiefblau und die Wolken, welche am Gesichtskreise standen, waren scharf geschnitten.

Alsbald hinter dem Brunnen kam ein schlimmes Stück; es war ja dort, wo die Wildhenerinnen ihre Schuhe auszuziehen pflegen; aber unsere Wanderer giengen den ausgetretenen Pfad, welcher in Stufen zwischen Felswänden emporführte. Hier gieng Erhard nicht voraus, sondern hinten; wenn Eine stürzt, dachte er, so stürzt sie nicht aufwärts, sondern niederwärts. Hinter dieser Strecke kamen Almen, an welchen der Steig quer dahin und sachte anstieg. Erhard gab den Frauen die Mäntel und sagte, sie möchten dieselben noch nicht anziehen, sondern bloß umhüllen. Auf den Almen wuchs kurzes feines Gras und standen sehr viele Blumen; es waren die weißen Schlüsselblumen, die blauen Glockenblumen, die gelben Kronen der Arnika, die schneezarten Steinbrechblümlein, die blaßrothen Pechnelken, und Andere und Andere; solche, wie sie vor Wochen unten beim Forsthause geblüht hatten, blühten jetzt da heroben. Weiter an den Lehnen hin, an und zwischen Felsknauren, zog sich das finstere Gefilze des Knieholzes, dazwischen waren rothlenchtende Gründe, von denen Erhard sagte, das wären die Alpenrosensträucher.

Die Aussicht gegen die Mitternachtsseite hin hatte sich entzückend gedehnt; hinter jenem Almenzug, der vom Hochbrunnen aus gesehen in den Himmel hineinstand, hatten sich jetzt zahlreiche Bergzüge erhoben, wovon keiner in den Himmel hineinstand, denn ganz im Hintergrunde verdämmerte das Grau der Berge in jenen Duft der Ferne, in dem das Auge ertrinken muß.

Die Frauen schritten stets wacker aus und Maria sagte: „Je länger ich gehe, desto frischer werde ich."

Digitized by Google

„Und je höher ich steige, desto wohler wird mir," setzte Juliana bei, „das macht die leichte reine Luft. Und da fällt mir wieder ein, daß man Königsstädte, wo hochherzige Menschen leben sollen, eigentlich auf hohe Berge bauen müßte und nicht in die tiefen Ebenen hinein, wo die schwere Luft das Herz platt drückt und der Thalnebel die Köpfe anfüllt."

Schon lange sahen die Wanderer vor sich eine Hochkuppe, der sie zugiengen, aber als sie auf derselben angelangt, kam ihnen ein schneidender Luftzug entgegen und sie sahen, daß sie noch ein starkes Stück bis zu dem Gipfel des Berges hatten. Hier zogen sie ihre Mäntel an und schritten rüstig fürbaß. Der Boden war nicht mehr glatt, sondern ruppig und steinig, und kein Schritt konnte wie der andere gesetzt werden. Im Rasen hatte der Wind und das Eis Scharten und Löcher ausgewühlt, die grauen Steine waren verwaschen und stumpfkantig, als fließe über sie ein Wasser dahin, einzelne waren sogar glasig, zerflossen und wieder erstarrt, daß sie wie Lava aussahen. Erhard sagte von solchen Steinen, daß sie der Blitz zerschmolzen hätte. Und neben diesen Malen elementarer Gewalt stand wieder das zarte Steinbrech- und das blauängige Alpenvergißmeinnicht und das blutrothe Kohlröschen, welches die Luft erfüllte mit seinem süßwürzigen Duft.

Durch ein Kar gieng nun der Weg abwärts und dann wieder durch ein Kar aufwärts, ein Kessel, in welchem die Wanderer derart eingeschlossen waren, daß sie ringsum nichts als die steinigen Lehnen und Kuppen sahen, und die Schutthalden, die aus Wänden und Klüften hervorquollen. Kein Strauch und keine Pflanze und kein Wasser war da, alles öde und starr, und den Wind, der oben über die Riffe fegte, konnte man da nicht sehen und nicht hören und nicht fühlen. Hier wollte sich Juliana auf einen Stein niederlassen und schauen.

„Aber man sieht ja nichts," sagte Maria.

„Man sieht viel, wenn man Neues sieht," versetzte Juliana, „in einer solchen Abgeschlossenheit und Leblosigkeit wie hier, bin ich noch nie gewesen. Ich bin noch nie in einer Gegend gewesen, wo die Welt eine steinerne Schale ist, und in derselben ist Niemand als Du und ich und der gute taube Erhard. Und Niemand als der blaue Himmel schaut herein. So findet man auf hohen Bergen nicht allein das Unbegrenzte, sondern auch das Engbegrenzte, und das ist manchmal auch schön und groß."

Endlich stiegen sie den letzten Ruck aufwärts, und nach vierstündiger Wanderung waren sie auf der Höhe des Wolfgangberges.

Hier war es Maria, welche vor Verwunderung die Hände zusammenschlug. So etwas hatte sie in ihrem Leben nicht gesehen und sie hatte nicht geahnt, daß es in der Nähe ihres Wohnortes so etwas gebe. Wie sie früher in der engen Schale gewesen, so waren sie jetzt ausgegossen über die halbe Welt. Die halbe Welt wenigstens, was man hier sieht, dachte Maria. Aber sie mußte ihre Hand vor die Augen halten, es wollte ihr schwindeln und sie konnte das Licht nicht vertragen. Licht! So viel Licht! Sie war ja in den Himmel hineingehoben und es schien ihr, als wachse der Wolfgangberg, auf dem sie stand, immer noch höher und höher mit ihr empor.

Auf dieser höchsten Höhe des Gebirges war der Wind still, er war ja nicht eingeengt und durch nichts mehr gehindert und gespannt, hier hatte er die freie Weite und konnte seine Lüfte gemächlich hinlegen, wie sie liegen wollten, und ruhen im Sonnenschein.

„Daß es so viel Berge geben kann auf der Welt!" rief Maria endlich aus.

Wie man gegen die Mitternachtsseite hin die weiten Almen und blauen Höhenzüge sah, so standen gegen Sonnuntergang die abenteuerlich geformten

Digitized by Google

Spitzen mit den weißen Wänden. Sie standen in Nah und Fern und waren nicht zu zählen; viele hatten Schluchten, in denen eine blaue Nacht lag, andere hatten in ihren Hochgräben Schnee. Sie standen alle schreckbar hoch und doch däuchte der Beschauerin, der Berg, auf dem sie stehe, wäre noch höher und er wäre der größte und der Mittelpunkt, und alles Andere ringsum habe sich aus Ehrfurcht vor dem Wolfgangberg in einen weiten Kreis um ihn gestellt. Jetzt kam es heraus, daß tief unten die Waldberge des Scharnthales und der anderen Thäler eigentlich keine Berge waren. Weit draußen, zwischen dem Bergzug der grünen Almen und dem der schroffen Felsen, war eine blaßgrüne Rinne mit Höhenrauch, in welchem glänzendweiße Punkte standen und ein stellenweise blinkender Streifen sich hinzog. Das Timerthal. Sie sahen das große Dorf Friedau wie ein Steinhäufchen, sie sahen das Schloß Edenstein wie ein kantiges Sandkörnlein. Sie nahmen das Fernrohr des Peter, das Erhard mitgenommen hatte, und schauten durch dasselbe hinaus. Maria sah nichts als eine zitternde wasserblaue und manchmal wie Perlmutter schimmernde Scheibe; Juliana sah die Fenster des Schlosses und die vier Thürme und den alten Baumgarten und den weißen Weg, der den Hügel herabgeht.

„Kann man denn Deine Residenzstadt nit sehen?“ fragte Maria.

„Wenn dort die Bergzüge der Almen nicht stünden,“ antwortete Juliana, „und hinter denselben andere Bergzüge nicht, und es wäre Nacht und die Luft wäre rein, und die Residenz stünde in Feuer, so könnte man das glühende Streifchen von hier aus sehen.“

„Ich bin nit neugierig darauf,“ sagte Maria.

Juliana war nicht sosehr überrascht von dem, was sie nach dieser Seite hin sah; sie war auf den Almen und im Felsgebirge schon manchmal gewesen. Ganz anders aber, was sich ihren Augen gegen Sonnaufgang hin darbot! Zu den Füßen des hier steil abstürzenden Wolfgangberges lag eine Schlucht, die fast ganz mit weißem Schutt bedeckt war, dann kam ein niedriger Felsbergrücken, theils mit Bäumen bestanden, und hinter denselben lag unabsehbar eine tiefblaue Fläche hingegossen, die bis an den fernsten Gesichtskreis gieng und dort plötzlich durch eine schnurgerade Linie abgeschnitten war. Weil am Himmel einige Wolken standen, so lagen auf der blauen Fläche Schattenstreifen, die fast schwarz waren, an anderen Stellen war es wieder, als ziehe ein zarter Nebelstreifen hin, und all das versank wieder in dem unendlichen Blau.

Juliana hatte lange hinausgeblickt und den Kopf geschüttelt. „Kann's denn sein!“ rief sie aus, „ist es wirklich das Meer?“

„Das Meer, wo?“ fragte Maria, „das Blaue dort hin soll das Meer sein? Sollt mich wundern, daß ich davon nichts gehört hätt.“ Sie wandte sich an Erhard.

„Das Meer?“ fragte nun auch dieser, „das große Wasser? Das Blaue dort? Nein. Das ist ja der Schatt.“

Der Schatt? Was das wäre? fragte Juliana.

„Vom Schatt hab ich oft gehört,“ entgegnete Maria, „das ist der große Wald in den man kommt, wenn man vom Scharnthal über den Spullsattel geht. Es soll dort noch Alles Wildnis sein.“

Als sich unsere Frauen dergestalt an der Rund- und Fernsicht ergötzt hatten, setzten sie sich auf einen breiten Stein, um ihren Imbiß einzunehmen. Die Sonne, die jetzt fast mitten im hohen Himmel stand, schien ihnen auf den Schoß, der ihren Tisch bildete, und in's Gesicht, welches bei Jeder voller Fröhlichkeit war. Erhard saß neben ihnen und mußte von Allem was sie hatten essen und trinken; da sprang er plötzlich empor und deutete mit dem Finger auf

Digitized by Google

einen Felshang hinab und konnte vor Aufregung nicht sprechen. Er schoß hin und her, raffte seinen Bergstock auf und zielte ihn wie ein Gewehr gegen die Stelle am Hang. Jetzt erst ahnten die Frauen, um was es sich handle und nun sahen sie auch das Rudel von Gemsen, welches dort weidete. Die Thiere standen fast wie in der Luft und grasten die Halme ab, die aus den Steinspalten wuchsen. Dann hob eines um das andere sein Haupt und schaute umher, weniger um die schöne Gegend zu betrachten, als um gegen etwaige Gefahren auf der Hut zu sein.

Juliana reichte dem Manne das Fernrohr.

„Erhard wendete es eine Weile in der Hand hin und her. „Kann einer damit auch schießen?“ fragte er.

„Ach, muß es denn immer geschossen sein!“ rief Juliana, „macht Euch das Thier denn nicht mehr Freude, wenn es munter über die Felsen springt, als wenn es getroffen in den Abgrund stürzt!“

„Ist eh wahr,“ sagte Erhard und legte das Fernrohr auf den Stein.

„Ja, Maria,“ bemerkte sie hierauf zur Freundin, „in unseren Landleuten steckt doch noch die Bestie.“

„Sie steckt auch in den Stadtleuten,“ entgegnete die Försters-frau. „Der Landmann will sich an dem Wildpret einmal satt essen, ihm sind die Hirsche, Rehe und Hasen auch für seine Saaten und Gärten zu Schaden, da ist's nit einmal ein Wunder, daß er an die Büchse denkt, wenn er Wild sieht. Aber warum die hohen Herren gerade gleich an's Niederpuffen denken, das kann ich nit verstehen. Da halten sie einen Schock Jäger. Mein Mann ist auch einer und gefreut ihn der Hirsch und die Gems. Geschossen wird er noch nit viel haben; er schaut sie lieber lebendig an, sagt er. Was hilft's? die Herren kommen, piff! paff! puff! Ja, sie lassen sich was kosten und züchten das Wild, sie züchten es zum Niederschießen. Und wenn es todt ist, verthun sie es wohlfeil oder verschenken es gar. Ihnen ist nur um's Umbringen!“

Maria war bei diesen Worten schier hitzig geworden, Juliana faßte ihre Hand und sagte: „Das steht Dir gut. Du hast recht. Das unschuldige Thier muß sein Leben büßen, damit der Cavalier eine Unterhaltung hat. Doch lassen wir's gut sein und verderben uns den Bergfrieden nicht mit solchen Sachen. — Ich denke, da wir uns jetzt gestärkt haben, wir ruhen ein wenig.“

Sie breitete hierauf den Mantel weiter auseinander, legte sich darauf hin und scheuchte noch mit einem Papierblatte, in das eine der Weinflaschen gewickelt gewesen war, muntere Fliegen hinweg, die sie umgaukelten. Maria blieb etliche Schritte seitwärts auf ihrem Steine sitzen und schaute still hinaus in die weite Welt. Sie hielt die Hände gefaltet im Schoße und es fielen ihr ihre längst verstorbenen Eltern ein. Sie betete im Gedanken ein Vaterunser. Erhard war über den Steinbühel gestiegen und schaute in alle Wände nach Gemsen aus.

Juliana schien die Ruhe, die sie genießen wollte, nicht zu finden. Das Blatt noch immer in der Hand setzte sie sich auf. „Maria,“ sagte sie endlich leise, mit sehr unsicherer Stimme.

„Auch Du magst nit schlafen,“ versetzte Maria.

„Ich weiß nicht,“ sagte Juliana, und sie war blaß bis in den Mund hinein, „mich deucht, es ist ein großes Unheil da.“

„Ist Dir was, Juliana?“ fragte Maria, indem sie aufstand und zur Freundin hinging. Dieser zitterte in der Hand das Blatt Papier und sie sagte:

„Da finde ich eine Zeitung. Ich sehe, sie ist noch vom Juli her, es ist eine Flasche eingeschlagen gewesen in dieses Blatt. Ich warf einen Blick hinein. Ich werde aber doch schlecht gelesen haben, ich bin ganz irr —“

„Um Gotteswillen, ist etwas geschehen?“

„Ich lese da“, sagte Juliana, ihr

Digitized by Google

Athem zuckte, sie stieß die Worte nur kurz hervor, „ich lese da vom Jost Kadesch.“

„Jost Kadesch? Wer ist denn das?“ fragte Maria.

„Der Kammerdiener, der hingerichtet wurde. Maria, lies Du, ich bitte Dich, mir tanzen die Buchstaben vor den Augen.“

Maria las im Zeitungsblatte, es hätte sich aufgeklärt, daß an Jost Kadesch, dem Kammerdiener des hochseligen Königs, ein Justizmord verübt worden sei. Es wäre nun bewiesen, daß der Mann wirklich irrsinnig und nicht der Königsmörder gewesen. Es wären Schriften zu Tage gekommen, die keinen Zweifel mehr übrig ließen. Der Königsmörder sei ein gewesener Student und heiße Reihensteiner. Er habe sich in's Gebirge geflüchtet und man sei ihm auf der Spur.

Maria legte das Blatt hin und sagte: „Mein Gott, wenn Alles wahr wäre, was in den Zeitungen steht! Jetzt ist Sommer, jetzt wissen sie sonst nix zu schreiben.“

„Solche Sachen druckt man nicht, wenn sie nicht wahr sind,“ entgegnete Juliana.

„In unsere Gegend kommt er nicht,“ sagte Maria, „schlechte Leut halten sich da herum nie auf.“

„Du glaubst, daß ich mich vor dem Mörder fürchte,“ sagte Juliana, „ja, und Du hast recht, vor mir selbst fürchte ich mich, ich bin der Mörder! Ein Justizmord!“ sie war aufgestanden und schritt schnell gegen den steilen Hang hin. Maria eilte ihr nach, faßte sie an der Hand und sagte scharf: „Komm, jetzt gehen wir heim.“

Aus der Tiefe unten in den Schutthalden hörte man das Rieseln der Steine, welche die Gemsrudeln losgetreten hatten.

„Weißt Du es noch, was ich vorhin gesagt habe?“ fragte Juliana ihre Freundin. „Die unschuldigen Thiere habe ich in Schutz genommen. Und tödte unschuldige Menschen. Du hast mir mit Recht Vorwürfe gemacht, daß ich einen Schuldigen hinrichten ließ! Und jetzt . . .!“

Maria schwieg. Sie zermarterte ihr Gehirn, um ein tröstendes Wort zu finden, und fand keines. Noch einmal ließ sie es über die Zeitungsschreiber losgehen, die lauter Fabelhänse und Lügner wären, und wäre es doch erst vor Kurzem zu lesen gewesen, die Königin sei unpaß und gedenke den Sommer auf Johannesluft zuzubringen, während sie in Wahrheit frisch und munter in den grünen Wäldern des Scharnthales umsteige. Wäre an der Sache etwas, so müßte ihr schon längst von amtswegen eine Nachricht zugekommen sein.

„Ich danke Dir, meine Liebe, für Deine Absicht, mich zu beruhigen,“ sagte Juliana. „Du siehst, ich bin auch schon ruhig. Wir wollen nichts mehr davon sprechen.“

Sie rüsteten sich zum Abstiege. Die Sonne hatte sich hinter Wolken versteckt. Es strich ein scharfer Wind. Mühselig war die Wanderung über das quellende Gestein hin, und als sie auf den Boden der Almen kamen, zitterten unseren Bergsteigerinnen die Knie. Am Hochbrunnen rasteten sie wieder, Juliana trank an der Quelle und Maria suchte sie daran zu hindern, daß sie nicht zu rasch das eiskalte Wasser schlürfe.

„Laß mich, laß mich!“ wehrte Juliana ab. Das war ihr einziges Wort auf dem ganzen Abstieg. Als sie durch den Wald hinabgiengen, wurde es fast dunkel und in den Wolken hallte dumpf ein ferner Donnerschlag. Im Walde rührte sich kein Ast und kein Wipfel und als sie auf der grünen Matte dem Forsthause zuschritten, hub es sachte an zu regnen.

Juliana dankte Maria für die Begleitung auf den Berg, entlohnte den Erhard, dann bat sie, man möchte heute mit dem Abendmahle nicht auf sie warten, sie sei müde. Und gieng in ihre Stube.

Digitized by Google

Von diesem Tage an war Juliana eine Andere. Sie war wortkarg und saß gerne allein oben am Waldrande. Sie schickte einen Boten um Roß und Wagen und fuhr hinaus in das Timerthal und nach Edenstein, wo sie mancherlei bestimmte Erkundigungen einzog. Nach wenigen Tagen kehrte sie zurück, war wieder aufgeweckter und sagte, mit ihrer Sommersruh in diesem Bergwinkel habe es nun ein Ende, sie wolle weiter.

Die Försterslente erschraken.

„Ihr solltet mich ja eigentlich begleiten," sagte Juliana zu ihnen.

„Um des lieben Gottes Willen, nur nit in die Stadt!" rief Maria.

„In die Stadt gehen wir nicht," sagte Juliana, „im Gegentheil, ich will noch weiter von ihr fort. Vom Wolfgangberg haben wir ein weites blaues Meer gesehen."

„Das ist aber kein Meer!" versicherte Maria.

„Nein, es ist kein Meer," fuhr Juliana fort, „es ist der Schatt. Es ist die große menschenleere Wildnis mit Sümpfen und Ungründen und mit viethundert Jahre alten Bäumen. Ich habe mich erkundigt nach der Gegend und sie ist nicht im besten Rufe, weil Fieberdünste in derselben aufsteigen sollen. Es führen keine Straßen durch, sie ist weit abgelegen von dem Verkehre, und so konnten die Menschen bisher diese Wälder nicht nutzbar machen. Jäger, die den Schatt zuweilen durchstreifen, erzählen von der großen Wildheit und von dem großen Thier- und Pflanzenleben, so darin waltet. Die Jäger erzählen so reizend und die Abneigung der Leute gegen die Gegend ist so groß, und meine Neugierde ist so lebhaft geworden, daß ich den Entschluß gefaßt habe, den Schatt zu durchwandern."

Maria stellte sich mit gefalteten Händen vor die Freundin hin und sagte: „Ich bitte Dich, thu das nit."

„Dich kann ich freilich nicht mitnehmen," versetzte Juliana, „Du hast Mann und Kind."

„Und Du? Wer bist denn Du?!"

„Mir sollen die Fieberdünste, auch wenn es ihrer dort wirklich gibt, nichts anhaben. Ich komme aus der Stadt und bin für die schlimmsten Dünste abgehärtet. Sei versichert, liebe Freundin, mir geschieht nichts. Ich nehme ein paar verläßliche Leute mit, auch ein gutes Roß, auf dem ich reiten will. Ich kann Dir nicht sagen, Maria, wie mir ist. Mich drängt's fort, mich drängt's in Himmelsstriche, wo keine Cultur ist, wo es keine Menschen gibt, oder nur Naturmenschen, die kein Gesetz übertreten können, weil sie keines haben. Wen sie tödten, den tödten sie aus Selbsterhaltungstrieb oder aus Leidenschaft. Sie tödten nicht grundsätzlich. Sie tödten keinen alten Mann, der seiner Tage lang ein treuer Diener war, sie sprechen keinen armen Kranken schuldig, um ihn umbringen zu können. Ich will in die Wildnis."

Als Juliana diese Worte, besonders die letzten, wie einen wilden Quell hervorgestoßen hatte, trat Maria ganz nahe an sie, faßte sie an der Hand und sagte voller Innigkeit: „Jetzt sehe ich's wohl, liebste, allerliebste Juliana, Du bist krank. Du hast Dir den unglückseligen Irrthum allzuviel zu Herzen genommen. Hast denn Du Dich geirrt? Das Gericht hat ihn verurtheilt. Das Gericht ist für sich selber, kein Mensch darf ihm dreinreden und was es ausspricht, das müssen alle Anderen halten, als hätt's Gott selber gesagt. Was willst denn Du für's Gericht verantwortlich sein! Mir hat's ja gewiß auch nit gefallen, daß es hat sein müssen, aber ich hab wohl gesehen, daß Du nit anders hast handeln können. Und es ist ein viel größeres Unrecht, daß Du Dich jetzt selber peinigst, wo nichts mehr zu ändern ist. Und wenn Du schon an den Jost Kadesch denkst: für den ist es ja viel besser in der andern Welt, daß er unschuldig ist, als wenn's anders wär. Mußt Dich nit so kränken, meine Juliana!"

So sprach Maria, da fiel ihr die

Digitized by Google

Freundin um den Hals und schluchzte: „Dich muß Gott sehr lieb haben, daß Du so denken kannst, und mir so gute Worte sagen. Nein, meine Theuerste, was ich thun will, das ist kein Schritt der Verzweiflung, gewiß nicht. Es ist ein Schritt zum Leben, zur Gesundheit. Ich will mich zerstreuen, will mich körperlich anstrengen, auch manch kleines Ungemach wird mir wohlbekommen und ich will eine neue Seite der Natur kennen lernen. Es bleibt dabei, ich will den Schatt durchwandern."

„Dann nimm ein Gefolge mit," sagte Maria. „Deine Person gehört mit Dir allein, sie wird gefordert werden, und sie kann von uns gefordert werden, wo Du Dich aufgehalten hast.. Du hast ja Leute genug, es werden wohl auch solche sein, die Dir den Weg ausschlagen durch den großen Wald, die Dich vor wilden Thieren schützen, die Dir die Lebensmittel nachführen und die Dir ein Dach aufrichten, wenn es Nacht wird."

„Das wäre freilich ein bequemes Reisen durch die Wildnis," sagte Juliana, „aber wo liegt dann der Reiz der Ursprünglichkeit, der wilden, echten Natur, die ich suche? Ich werde mich nicht leichtsinnig in Gefahren begeben. Zwei Jäger sollen mich begleiten und ein Knappe soll mir das Pferd führen und der brave Erhard soll mir Lebensmittel nachtragen und zwei andere Männer mögen sein, die mir ein Zelt nachschleppen, damit Du ganz beruhigt bist. Ich fürchte ja doch, daß der große Wald eher eine Grenze haben wird, als Du glaubst und als mir lieb ist. Heute erquickt mich der Gedanke, daß es noch unermeßliche Wälder gibt; also gib mir Deinen Segen und laß mich hineinziehen in solch einen Wald."

„Ich will mit Dir gehen," sagte Maria. „Wenn Deine Natur, die im feineren Leben und in der Stadt zart geworden ist, die Fieberdünste nit fürchtet, meine Bauernnatur fürchtet sie auch nit."

„So wandern wir mitsammen," sprach Juliana. „Ich vermuthe übrigens, daß die schlechten Nebel weniger im Walde, als in den Köpfen der Leute sind. Also frischauf in den Schatt!"

Es stand nun vier Tage an, und der seltsame Zug gieng vom Forsthause aus und hinein in die kleinen Scharungräben. Juliana von Edenstein ritt auf einem kleinen braunen Pferde, das ein Knecht des Wirtes in Friedau am Zaume hielt. Ein Jäger mit Gewehr und Hirschfänger, aber ohne Hund, ein Holzhauer mit Beil und Hacken, der schwerhörige Erhard mit einem großen Korbe auf dem Rücken, ein Kohlenbrenner mit einem zweiten Korbe und Maria mit einem kräftigen Stocke — Alle in kleidsamem Lodengewand, das war der Zug.

Bis auf den Spulsattel hatte sich ihnen auch der Peter angeschlossen.

„Gib recht Acht auf den Franzel daheim," schärfte die Försterstrau dem hier Umkehrenden ein, „um uns sollst Du gar keine Sorge haben."

„Ich habe auch gar keine," sagte der Peter, „ihr kommt viel eher wieder zurück, als ihr es vermeint."

Maria schaute noch einmal in ihre Gegend zurück, über welche die grünlich graue Kuppe des Wolfgangberges anragte. Dann wendeten sie sich auf der anderen Seite thalwärts.

Der Weg war hier noch leidlich, allerdings weniger von Wagenrädern, als vom Wildwasser ausgehöhlt. Er war so steil, daß Juliana vom Pferde stieg und Hand in Hand mit Maria vorsichtig niederstieg. Wer in dieser Gestalt die Königin des Reiches vermuthet hätte! Sie sah in ihrem langen braunen Lodenmantel, der am Halse geschlossen war, und mit dem kecken Filzhütchen, eher aus wie ein zwanzigjähriges Herrnsöhnlein, das vorwitzig auf eine Jagd geht, denn als eine Frau.

Nach einiger Zeit kamen sie in eine Engschlucht, wo auf dem Wege das Wasser rann. Hier setzten sich die beiden Frauen auf's Roß. Es gieng wieder aufwärts. Es war aber kein

Digitized by Google

rechter Wald, es war dichtes Gestrüppe aller Art, welches manchmal sosehr über den Hohlweg zusammenwucherte, daß es wie ein dunkelgrüner Stollen war, durch den sie zogen und in welchem die Füße des Pferdes im Wasser dahinplätscherten. Auf einmal gieng dieser Hohlweg schnurgerade einen Berg hinan und machte nunmehr gar kein Hehl daraus, daß er kein Weg, sondern nur ein Wassergraben war. Unsere Wanderer arbeiteten sich aus der Rinnse, zwischen kriechendes Geschlinge des Brombeer-, des Himbeerlaubes hin und zwischen die großen Blätter der Germen, der Ein- und Hundsbeere durch. Hier war es das erstemal, daß der Holzhauer das Beil ziehen und einen Steig schlagen mußte durch das Strauchwerk. Aus demselben stand hie und da ein verdorrter Fichtenstamm auf, der seine braunen nadellosen Aeste gegen Himmel streckte, gleichsam um Rache schreiend gegen das üppige Gezüchte der Erlen, Weiden, Rüsten, Sauerdorne, Kreuzdorne, wilden Holler und Hagesträucher, die ihm hier die Nahrung unter den Füßen weggezogen hatten, bis er zu Grunde gieng.

Später kamen sie auf eine hochgelegene Haide, die weitum braun war vor Erikenkraut und nur manchmal einen graubemoosten Stein herausschauen ließ aus ihrer sandigen Erde. Hier war es leicht, vorwärts zu kommen und unter den Füßen wuselten Eidechsen und graue Schlänglein dahin. Weil die Sonne hier so freundlich auf die Gründe schien, und weil in einem Schrunde ein Wässerlein rann, so ließen sich unsere Reisenden nieder und stärkten sich durch Speise und Trank und durch muntere Rede. Jeder fand in solchen Gegenden etwas für sich, besonders wer ein Freund der Beeren und der Pilze war. Unbefriedigt schien der Jäger, weil das laute Gebahren der Leute alles Wild verscheuchen mußte. Juliana und Maria sammelte Blumen, schöne Farrenkräuter und anderlei, um sie später wieder wegzuwerfen.

Es kam Höhe und Thalmulde, Wald und Strupp, Stein und Anger, und als sie schon glaubten, recht tief in der Wildnis zu sein, weil die Gräser auf den Wurzeln faulten und die niedergebrochenen Bäume vermorschend auf dem Boden lagen, standen sie plötzlich vor einer gezimmerten Hütte. Sie stand am Rande einer kleinen Blöße und hatte über sich die knorrigen, halbdürren Aeste einiger alten Tannen. An ihrem Dache fehlten viele Bretter, an ihrem Eingange lag die Thür auf den Boden niedergebrochen, in ihrem Innern wuchs auf lockerer schwarzer Erde ein üppiger Wald von Farnen und Brennesseln. Das was ein verkommener, weil längst nicht mehr gebrauchter Unterstandsstall für Rinder, der nun hergerichtet wurde, daß er auch Menschen als Schutzdach diene für eine Nacht. Die Frauen hatten sich in der Hütte mit dem mitgebrachten Zeuge keine schlechten Lager bereitet. Neben denselben hatten sie auch das Pferd angebunden, welches mehrmals pfusterte und dann zur Ruhe kam. Die Männer giengen nicht unter das Dach, sondern breiteten unten den Tannen auf dem Boden, der dicht mit dürren Nadeln bestreut war, ihre Wettermäntel aus, legten sich darauf, rauchten ihre Pfeifen und schliefen dann ein. Mitten in der Nacht war es, daß der Holzhauer sich halb aufrichtete und horchte; nicht auf die Baummaße horchte er, die zuweilen krarten, als drehe sie Jemand um; auch nicht auf den Habicht, der in einem der Wipfel horstete und manchmal unruhig mit den Flügeln schlug. Er horchte auf das Gebelle eines Hundes, das er in stiller Nacht aus der Ferne vernahm. „Es müssen doch Menschen da sein," sagte er halblaut vor sich hin, „Hunde allein bleiben nit."

„Hunde allein bleiben wohl, wenn es wilde sind," versetzte jetzt der Jäger, der auch nicht schlief. „Was Du hörst, Bruder, das sind Wölfe."

Die Morgenröthe brachte einen Lufthauch mit, der den im Freien Ruhenden durch Mark und Bein gieng. Sie

Digitized by Google

standen auf, und auch Juliana schaute schon aus dem Fensterlein, um zu sehen, wie die schwarzen Wipfel des Getannes in's Gold des Morgenrothes hineinstanden. Dort und da piepste ein unvorsichtiges Singvögelein, aber ein Häher, der krächzte und ein Geier der pfiff, machte es, daß die kleinen Sänger sich des Weiteren fein still verhielten. Nach dem Frühbrote machten sich unsere sieben Wanderer wieder auf den Weg in der Richtung hin, in welcher nun die Sonne aufstieg.

Das war die Kloberschafshütte gewesen; der Holzknecht hatte sie noch zu benennen gewußt. Die Anderen sagten, so weit seien sie noch nie herinnen gewesen. Nun begann ein Dickicht von Nadelholz, zu dessen Fuß es fast finstere Nacht war, sofehr über den hellgrünen Wipfeln auch der Sonnentag leuchtete. Das Dickicht wurde umgangen. Moorgründe mit Germen und hohem Binsengrase lagen da, sie wurden ebenfalls umgangen, denn man wäre in denselben versunken bis über die Knöcheln. Jetzt war Hochwald da, die gewaltigen Stämme hatten unten dürre Aeste, oben schweres, weit ausgreifendes Gezweige. Eichhörnchen sprangen in denselben umher, daß oftmals ein losgetretenes Reisigstückchen herabfiel. Der Boden war ohne Gras und ohne Haidekraut, er war voll knorriger Wurzeln und darüber lag mancher dürre Ast, mancher gebrochene Stamm. Zwischen den rothbraunen Stämmen durch starrte tiefe Nacht.

„Dahier hebt der Schatt an," sagte der Holzknecht. Darüber waren die Anderen verwundert, hatten sie doch gedacht, sie wären schon lange im Schatt. Juliana machte ein fast vergnügtes Gesicht und drängte zum Weitermarsch. Es war hier nicht schwer weiterzukommen, doch stellte es sich immer mehr heraus, daß das Reitpferd überflüssig und eine Last war. Die Aeste hingen zu tief herab und Juliana war nicht gesonnen, das Schicksal Absalons zu theilen. Rasch entschlossen schickte sie den Knappen mit dem Pferde zurück. Der Kohlenbrenner hatte sich schon früher unpaß gemeldet; da Juliana die Dinge, die er zu tragen hatte, auf die übrigen Personen vertheilen ließ, so nahm er die Gelegenheit wahr und bat, daß man ihn mit dem Pferdeführer umkehren lasse. Gar sehr war er vergnügt, als es wieder der Gegend zugieng, aus welcher der Wolfgangberg emporstand.

Nun waren der Wanderer noch fünf. Von einem Wege nirgends eine Spur, außer es wären halb ausgetretene Pfade von Hirschen und anderem Hochwild. Der Jäger hatte einen Compaß bei sich und sie hielten genau die entgegengesetzte Richtung ein von der, die der Zeiger wies. Erhard bemerkte einmal zu seinem Nachbar: „Dieser Zeiger in der Glasuhr wird wohl der Gescheiteste sein von uns Allen. Aber wir folgen ihm nit, wir sind große Starrköpfe, und die dort, die Kleine" — er deutete auf Juliana von Edenstein — „die ist noch der allergrößte und starrste!"

„Wohin sie nur will, möcht ich wissen," sagte der Holzknecht.

„Gott weiß es," sprach der Jäger.

„Ich kann mir's denken, was dahintersteckt," hierauf wieder der Holzhaner. „Es werden unfriedliche Zeiten kommen und da verstecken sich die hohen Herrschaften gern in die Wildniß. Und wir sollen jetzt einen Winkel suchen, wo der Feind nit hinkann."

„Meinst?" sagte der Jäger.

„Bruder wenn's uns nur nit am End so ergeht, wie dem treuen Bartel."

„Wer ist der treue Bartel? Ich weiß nichts von ihm."

„Du weißt nichts von ihm?" fragte der Holzhaner, „der Bartel, das ist dem König Karl sein Knappe gewest. Und der hat ihn, wie der Etzel ist in's Land kommen, in die Wildniß führen müssen. und ein Wegweiser sein, und hat den König in eine Höhlen versteckt, wo er sicher sollt sein vor dem Etzel. Jetzt, wie der König Karl sicher ist

Digitized by Google

und Niemand auf der Welt die Höhlen weiß, als wie der Bartel, da hat der König Karl den Bartel niedergestochen, daß er ihn nit hat verrathen können an den Etzel."

„Du, das ist eine sanbere Geschichte," sagte der Jäger.

„Und uns wird's auch so ergehn," versicherte der Holzhauer; „wenn die zwei Thaler Taglohn nit wären, ich wollt mich bedanken für so ein tolles Umzigennern in den Waldungen."

„Was helfen Dir denn die zwei Thaler Taglohn, wenn Du hin bist?"

„Wie so?"

„Hast just gesagt, daß es uns auch so ergehen wird, wie dem Bartel," versetzte der Jäger.

„Wie dem Bartel?" fragte der Holzknecht, „wie ist's denn dem Bartel ergangen?"

„O Kreuz Gottes, Bruder, dein Gedächtniß! Der König Karl hat ihn erstochen, damit er ihn nit hat verrathen können."

„Hörst, Jäger, Du weißt aber schöne Geschichten!" rief der Holzknecht verwundert über eine Mittheilung, die er eben früher selber gemacht hatte.

Und sie trabten wohlgemut voran.

Der Wald blieb finster. Der Boden war stets bedeckt von braunen Ameisen, die nach Käfern, Würmern und todten Mücken jagten; aber ihre Nester, die sie an Baumstämmen oder Strünken angebaut hatten, trugen die Spuren des Ameisenmarders. Nicht minder lebhaft und nicht minder kriegerisch war das Leben in den Höhen. Hier schoß der Reiher auf ein Finklein nieder, dort hielten Sperber einen Zweikampf, daß die grangestrienten Federn flogen, und einmal sah man, wie etliche Sperber ein Eichhörnchen anfielen. Das hüpfte von Ast zu Ast, die Raubvögel setzten ihm nach; voller Todesangst schlüpfte es in eine dichtverästelte Baumkrone, die Vögel konnten nicht hinzu, vertheilten sich aber, um zu allen Seiten Wach zu halten. Weil das Eichhörnchen aus seinem Versteck nicht hervorkam, so schrieen die Reiher: „kirk, kirk, kirk, gi, gi, gi!" und glaubten damit den Flüchtling hervorzulocken. Der aber zog seinen Schweif ein, hob in höchster Erregung sein Köpfchen und stieß pfeifende Töne aus. Plötzlich flogen die Vögel ab. Noch längere Zeit ließ das Eichhörnchen vergehen, bis es sich aus seiner Festung hervorwagte, endlich aber sprang es heraus und an den Aesten hin. In demselben Augenblicke schwirrten die Sperber herbei, stürzten sich auf ihr Opfer und zerhackten es.

Derlei Dinge und Vorgänge hatte Juliana unterwegs oft zu beobachten Gelegenheit. Da klang ihr wohl manchmal das alte Lied an, daß der Kampf zwischen lebenden Wesen in der Wildnis noch rücksichtsloser und furchtbarer sei, als in den Gegenden der Cultur. Und doch waren ihr jene wilden Feindseligkeiten, Falschheiten und blutigen Kämpfe weniger anwidernd, als diese unter Menschen in der sogenannten gesitteten Welt. Diese Menschen, so rief es in ihr, branchen ihre Bildung, ihre Erfahrung und Wissenschaft, ihre Klugheit und Genialität doch nur als Schutz und Angriff gegen die Nebenmenschen, und wo alle ihre übrigen Waffen nicht zulänglich sind, da brauchen sie die niederträchtigste, die der Heuchelei, und läuft ihnen auch die sonst oft unüberwindliche Einfalt in's Garn. — Vorwärts, vorwärts, tiefer in die Wildnis!

In der Gegend war kein Berg mehr, und in dem hügeligen, von Schründen durchzogenen, stets wild bewachsenen Bereiche war das Vorwärtskommen schwierig, und ohne Compaß die Richtung nicht einzuhalten.

Einmal stand der Jäger wie angewurzelt still und behauptete, der Compaß müsse fehlerhaft geworden sein, denn er zeige plötzlich eine falsche Richtung. Indes war nur das Orientirungsvermögen in seinem Haupte fehlerhaft geworden. Die Sonne war selten zu sehen, ward durch das Ge-

Digitized by Google

wipfel einmal eine Lücke frei in den Himmel, so ſtand ſie dort nicht, oder es waren Wolken. Der Boden ſtets rauh, immer wieder verſperrte Gefällholz den Weg. Eine feuchte, moderige Luft lag, den Männern war ſehr unbehaglich.

Um ſolche Zeit ſahen unſere Waldwanderer zwiſchen dem Geſtämme ein zweibeiniges Weſen huſchen. Der Holzknecht riet auf einen großen Affen, der Jäger ſtellte es bald feſt, daß es ein halberwachſener Knabe war und machte Jagd auf ihn. Dieſer mochte den Zug wohl für eine Räuberbande halten, er lief was er laufen konnte, purzelte mehrmals über und über, raffte ſich wieder auf und plötzlich, als die Männer ſchon ganz in ſeiner Nähe geweſen, war er verſchwunden. Sie hätten des Knaben dazu bedurft, daß er ihnen Auskunft gebe über den Wald und die Richtung. Der Holzknecht bekreuzte ſich insgeheim, denn er dachte an ein Geſpenſt; Menſchen können nicht ſo plötzlich verſchwinden, und Affen, ſo viel er wußte, auch nicht. Da fand man den Knaben verſteckt in einem hohlen Ahornbaum. Er ſah übrigens ganz aus, wie andere Knaben, nur die Kleidung war ein wenig anders: einen grauen Lodenſack als Joppe, eine alte Lederhoſe, die ihm bis zu den Knien gieng; die Unterſchenkel waren bloß, die Schuhe waren aus Baumrinden zuſammengeheftet, mit dem Glatten nach innen und den Schuppen nach außen. Ueber den Kopf hatte er eine Wollenhaube gezogen, die weder vor Regen noch vor Sonnenſchein ſchützen, ſondern lediglich nur dazu dienen konnte, daß der Waldläufer mit ſeinen zerrütteten Haaren nicht hängen blieb im Geſtrüppe. Die Augen, mattgrau und etwas blöde, gewannen in der Angſt, in welcher ſich der Junge befand, einen gewiſſen Glanz. An der rechten Seite der Lederhoſe hatte er ein ſchmales roſtiges Meſſer ſtecken, welches faſt dolchähnlich war. Der Knabe ſtürzte vor den Männern, die ihn aus dem hohlen Baum gezogen hatten, auf die Knie, faltete die rauhen Hände und bat in faſt unverſtändlichen Worten um ſein Leben. Juliana ließ ihm Brot und Wein geben, da wurde er zutraulicher. Der Jäger wollte nun mit ihm ein Geſpräch anheben, und das Geſpräch entfaltete ſich, wie folgt:

„Woher kommſt Du denn?“ fragte der Jäger. Der Knabe ſchaute drein und antwortete nicht.

„Wie heißeſt Du?“

„Tackel,“ war die Antwort.

„Bei wem biſt Du daheim?“

Der Knabe ſtarrte den Frager an.

„Wo Du daheim biſt, will ich wiſſen.“

Der Knabe ſchüttelte das Haupt: „Ich weiß es nicht.“

„Wo willſt Du denn hin?“

Nach einer Weile antwortete der Knabe: „Fort.“

„Wohin denn?“

„Ich weiß es nicht.“

„Willſt Du nach dieſer Richtung?“ Der Jäger deutete nach rechts.

„Ja,“ ſagte der Knabe.

„Oder etwa nach dieſer?“ nach der linken Seite deutend.

„Ja,“ ſagte der Knabe.

„Oder willſt Du gerade vor Dich hin?“

„Ich weiß es nicht.“

„Willſt Du in das Scharnthal hinüber?“

Der Knabe ſtarrte ſprachlos drein.

„Suchſt Du ein Haus, wo Leute ſind?“

Der Knabe nickte mit dem Haupt.

„Wie heißt denn das Haus, wohin Du willſt.“

„Ich weiß es nicht.“

„Sage mir einmal, liebes Kind, weißt Du, wie Dein Vater heißt?“

„Nein,“ ſagte der Knabe.

„Haſt Du noch einen Vater?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wozu brauchſt Du das große Meſſer, das Du bei Dir haſt?“

Digitized by Google

„Ich brauch es wohl," sagte der Knabe und legte seine Hand an den Griff, als fürchte er, daß man es ihm wegnehme.

„Wozu brauchst Du es?"

„Für den Wolf," sagte der Knabe.

„Wo schläfst Du denn, wenn es Nacht wird?"

Der Knabe schaute drein.

„Du hast in einem Hause geschlafen, nicht wahr?"

„Ja," sagte der Knabe.

„Sind in dem Hause Leute?" fragte der Jäger.

„Ja," sagte der Knabe.

„Sind mehrere Häuser dort?"

„Ja," sagte der Knabe.

„Ist ein Feld dort?"

„Nein."

„Sind Kühe dort? Oder Ziegen?"

Der Knabe nickte.

„Sind Bäume dort? Viele Bäume?"

„Ja," sagte der Knabe.

„Weißt Du, wo das Haus steht, in dem Du geschlafen hast?" fragte nun Maria drein.

Die neue Fragestellerin mache ihn neuerdings verwirrt.

„Weißt Du, wo das Haus steht?" fragte wieder der Jäger.

„Nein," sagte der Knabe.

„Wenn ich Dir," der Jäger zog seinen Lederbeutel aus dem Sack, nahm eine kleine Münze hervor, „wenn ich Dir das gebe, willst Du uns alsdann zu dem Hause führen?"

„Ich weiß es nicht," sagte der Knabe.

„Du kannst mit uns gehen," sprach der Jäger.

Da machte der Knabe einen Satz, lief davon und verschwand bald in tiefem Getanne.

Nun trat Juliana von Edenstein vor den Jäger und fragte ihn: „Wer hat Euch denn befohlen, diesen Knaben zu verhören?"

„Daß er uns etwa hätte weisen können," antwortete der Jäger, „denn wir wissen die Richtung nicht genau, und mein Compaß zeigt nach einer falschen Gegend."

„Was kümmert uns euer Compaß!" versetzte sie scharf, „ich will keine Häuser, ich will den Schatt durchwandern, und das geht nach dieser Seite hin."

„Gnädigste Frau," sprach jetzt der Jäger sehr ehrerbietig, „wenn wir nach dieser Seite hin weitergehen, so gehen wir in's Verderben. Da geht's in die Fiebernebel und es heißt, daß hier schon Leute hineingegangen und nicht mehr zurückgekommen sind."

„Ah, Ihr meint das Märchen von dem versteinerten Wald," lächelte Juliana, „wenn Ihr für Euer Leben fürchtet, so kehret um."

Die Männer schauten sich gegenseitig an, dann sagte der Jäger: „Und die gnädige Frau geht mit uns zurück."

„Ich gehe weiter," versetzte Juliana.

„Es ist völlig eine Frevelhaftigkeit," redete jetzt der Holzknecht drein. „Vernünftige Leut gehen da nit. Es ist völlig eine Narrheit."

„So kehret um!" sagte Juliana, „kehret allsogleich um! Ich will es! Gib deine Tasche her, Erhard! Gib sie her, ich will sie selber tragen. Kehret um! auf der Stelle! Ich befehle es! Du nimm das Beil, Maria! Komm!"

Sie langte nach den Dingen und faßte dann die Freundin an der Hand. Rasch schritten sie zwischen den schründigen Stämmen hin, und bald waren sie im Waldesdunkel verschwunden.

Die Männer schauten sich sprachlos an, nur Erhard that den Mund auf und sagte: „Was ist denn das?"

„Verabschiedet haben sie uns!" schrie ihm der Holzknecht in's Ohr.

„Bin ich denn taub, daß Du so schreien mußt!" versetzte Erhard verdrießlich, „sag mir's Du, Jäger, was haben denn die Frauen, daß sie so davonrennen?"

„Wir können heimgehen," sagte der Holzhauer.

Digitized by Google

„Du mit deiner unschicksamen Red hast sie zornig gemacht," rief der Jäger zum Holzknecht.

„Das Beil hat sie mir nur so aus der Hand gerissen," versetzte der Holzknecht. „Unschicksame Red!" Darfst Du einen Prinzen bei den Haaren anpacken? Gewiß nit, das thät unschicksam sein. Wenn der Prinz aber in's Wasser fällt und will untergehen, da darfst ihn schon bei den Haaren anpacken und herausziehen, das ist nit unschicksam."

„Das gehört nit her da," sagte der Jäger.

„Das gehört schon her da," sagte der Holzhauer, „die zwei Frauensleut wollen auch untergehen und ich hab ihnen gesagt, das ist eine Narrheit. Ich hab's ja nur gesagt, daß sie sich hüten, höflicher kann man doch keinen Menschen bei den Haaren packen. Ich glaub, Bruder, wir müssen sie noch viel kecker angehen, sonst rennen sie heilig in ihr Verderben. Die wissen noch immer nit, was ein wilder Wald ist."

„Wir müssen ihnen nach!" Dieser Entschluß war bald gefaßt und sie eilten weiter.

Sie stiegen in eine Thalung hinab, sahen aber nicht zwanzig Schritte vor sich. Ein junger Lärchenwald kam; so zart und grün seine Wipfel standen, im Innern hatte er lauter sprödes, nadelloses Astwerk, welches den Männern wie Krallen in's Gesicht schlug und den Weg fast ganz verlegte.

„Hier können sie nit durch sein," sagte der Jäger.

Erhard glaubte im Genadel Fußspuren zu sehen und meinte, man werde die Flüchtlinge bald haben, hier seien sie in's Netz gegangen und würden noch recht schön bitten, daß man sie daraus loslöse. Endlich war auch das Dickicht zurückgelegt; sie kamen auf moorigen Boden und zu einem schwarzen Tümpel, der zwischen halb abgestorbenen Sträuchern und Strüppen leblos dalag. An den Ufern standen die Gewächse des Schierlings, der Einbeere; große Lattichblätter hatten sich hingelegt auf die Fläche des Wassers, anderes Geschlinge hatte sich darauf hingewebt und dazwischen standen auf dem Wasser die kupferbraunen, stellenweise in Perlmutterglanz schimmernden Schichten des Erdöles und phosphorescierender Fäulnisstoffe. Dort und da sprang eine Kröte oder ein anderes Thierchen in den Tümpel, was ein Plätschern gab und weithinzitternde Wasserringe, sonst war Alles öde.

„Daß sie hier nit sind und den Waldsee anschauen, wundert mich," bemerkte der Holzknecht.

„Es wird regenfinster," sagte der Jäger, „wir müssen weiter."

Sie kamen nun aber nicht mehr weit. Sie kamen in Sumpf und Sumpf. Ueppige Germengewächse, mannshohes Farnkraut mußten niedergetreten werden und bildeten auf dem Boden liegend oft die einzigen Brücken, daß die Männer nicht versanken im Morrast. Der Jäger hatte sich zu weit vorgewagt, da sank er bis an die Lenden ein und mußte über seine Achseln Kröten hüpfen, und über sein Haupt Libellen und Hornisse schwirren lassen. Mit Mühe nur konnten ihn die Genossen befreien, und da sagten sie: „Hier ist es unmöglich, hier können die Frauen nicht vorwärts gekommen sein, sie müssen eine andere Richtung eingeschlagen haben."

Auf hohen Baumwipfeln begann es lebendig zu werden und einzelne Windstöße fuhren in die Gründe und peitschten die Farnkräuter.. Unsere drei Männer begannen nun angstvoll hin und herzufahren. Der Jäger hatte mehrere Schüsse losgebrannt; er trug eine Messingpfeife bei sich, in diese blies er unaufhörlich. Der schrille Ton drang tief in die Wildnis, aber er rief kein Lebenszeichen von den Frauen wach.

„Sie haben sich verirrt und wir haben uns verirrt," sagte der Holzknecht tief verzagt, und wenn sie hin

Digitized by Google

sind, so werden wir alle Drei aufgehenkt.

„Dein Pfeifel pfeift auch nit mehr gut," sagte Erhard, da er den Jäger hineinblasen sah und doch nicht viel hörte.

„Halt deinen Mund!" rief der Jäger unwirsch und horchte immer wieder auf ein Gegenzeichen. In den Bäumen schwirrte der Wind.

„Das ist jetzt eine verdammte Geschichte!" fluchte der Jäger.

„Werden aufgehenkt," wiederholte der Holzknecht in fast singendem Tone.

„Sie hat es selbst gewollt," sagte der Jäger, „aber wir hätten gescheiter sein und nicht zurückbleiben sollen."

„Ich wette, sie sind umgekehrt und gehen heim," meinte Erhard.

„Der Wetterstrum kommt, die Nacht ist nimmer weit. Wir müssen auf uns selber denken," sagte der Jäger.

„Wenn wir sie nit finden," versetzte der Holzknecht, „so bin ich nit der Narr und geh in's Scharnthal. Ich verbleib in der Wildnis und vertreib mir die Zeit mit Wildern und Rauben, wer mir unterkommt. Henken laß ich mich nit."

So sprachen sie hin und her, dann liefen sie, da Eis vom Himmel zu saufen begann, unter eine dicht verknorrte Tanne und kletterten, weil der Grund bald voller Wasser war, an derselben hinauf. Es war aber keine vergnügliche Nacht da oben. Sie hatten sich zwar bald ihr Nest geflochten und waren in dem dichten Reisiggefitze zur Noth geschützt vor den Unbilden des Gewitters. Die Blitze leuchteten so ununterbrochen, daß der Holzknecht meinte, man könne dabei Kartenspielen. Zu beneiden war der schwerhörige Erhard, er hörte weder das Donnern in den Wolken, noch das Heulen der Wölfe, er kauerte sich zwischen dem Geäste zusammen und schlief. Der Jäger blies immer und immer wieder heftig in seine Pfeife, daß die Frauen, wenn sie in der Umgebung wären, die Nähe ihrer Beschützer wahrnehmen und sich melden könnten. Nach einem solchen Pfiff war es, daß Erhard seinen Kopf aufhob und flüsterte: „Habt ihr nichts gehört? Sie müssen in der Nähe sein. Ich habe es ganz deutlich vernommen, sie haben gepfiffen."

„Der ist auch so wie jener Schnarcher," spottete der Holzknecht, „derselbe wacht über sein eigenes Schnarchen auf und schreit, man solle doch die verdammte Holzsäge abstellen, er könne vor lauter Rasseln und Scharren nit schlafen."

„Es wär Alles recht," seufzte der Jäger, „wenn wir nur die Frauen wüßten!"

Das Gewitter war vorüber, von den Bäumen troffen die ganze Nacht Tropfen um Tropfen, und als der Morgen kam, machten sich die Männer zeitlich auf zu neuer Suche. Als die Sonne durch die Bäume herfunkelte, schaute der Jäger auf seinen Compaß und auf die Sonne, und wieder auf den Compaß, und endlich auf seine Kameraden. „Ich weiß nit," sagte er, „bin ich dumm oder hat sich die Welt verdreht!"

„Die Welt wird sich nit verdreht haben," meinte der Holzknecht.

„So hat der Zeiger doch recht!" rief der Jäger, „und ich hätte meinen Kopf gewettet, die Sonne müßte da rechterhand aufgehen, und jetzt geht sie linkerhand auf! Ich kenn mich nit mehr aus."

So kommt es, wenn der Mensch seiner Einbildung mehr glaubt als der Magnetnadel, müßte man hier ausrufen, wenn die Erzählung eine moralische wäre. Der Jäger, einmal verwirrt geworden, war noch immer nicht überzeugt von der Richtigkeit der Nadel und der Sonne, und er kletterte auf einen hohen Baum, um den Ausblick in die Gegend zu gewinnen. Es war ein schwieriges Steigen von Ast zu Ast und er verirrte sich sogar auf dem Baume. Denn dieser zweigte sich auf halber Höhe in zwei Stämme und er kletterte gerade an

Digitized by Google

dem empor, der in einem Stumpf ausgieng und keine Fernsicht über die Wipfel gewähren konnte. Er stieg wieder zurück und an dem andern Stamm hinan. Da sah er sich endlich über den Wald erhoben, Wipfel um Wipfel hin und hin bis in blauende Ferne, und als er in weitestem Hintergrunde die duftgraue Kuppe des Wolfgangberges sah, die in der Richtung gegen Abend stand, mit der Nadel und mit der Sonne stimmte, war er beruhigt.

Erhard, der nicht recht wußte, warum der Jäger auf den hohen Baum gestiegen war, rief hinauf, ob er die Frauen irgendwo sähe?

„Ja freilich sieht er sie," schrie ihm der Holzknecht boshaft in's Ohr, „sie sitzen auf dem Wipfel eines alten Lärchbaums und schaukeln sich."

Die Männer rüsteten sich, aßen vom Brote, das sie bei sich hatten, aßten sich mit der Hoffnung, daß die Vermißten ihren Weg gefunden haben würden und traten bald darauf die Wanderung an in der Richtung gegen den Wolfgangberg.

(Fortsetzung folgt.)

An der Landstraße.

Eine Skizze von **G. v. Berlepsch.**

Ein heißer Sommertag. Die Landschaft flimmert in blendendem Lichte; die Luft zittert vor Glut. Auf den Thürmen der Stadt, die im weißgrauen Sonnennebel beinahe verschwinden, beginnt es Mittag zu läuten.

An einer der Landstraßen, die von der Residenz hinaus in's weite Reich führen, haben ein paar Wegknechte gearbeitet, Steine geschaufelt und Karren geschoben. Ihre bronzefarbenen Gesichter triefen von Schweiß, das Haar starrt von Staub. Beim ersten Glockenton haben sie ihr Werkzeug hingeworfen, die volle Schaufel, den Karren, der, zur Seite geneigt, schon halb geleert war — alles bleibt stehn und liegen, wie es gerade ist. Wer wird von der ersehnten Mittagsrast eine Minute opfern! Ein Einziger unter ihnen — es ist nicht der Jüngste — nimmt sein Werkzeug zusammen und legt es ruhig bei Seite. Schwerfällig trotten sie von dannen und lassen sich unweit am Straßenrand nieder, im Schatten einer kleinen, weißgetünchten Wegkapelle, die hinter einem Gitter das Bild der Muttergottes mit dem Kinde birgt.

Der Schatten, den das winzige Bauwerk spendet, reicht kaum so weit, daß er die Köpfe der Lagernden deckt; ein seitwärts stehender Hollunderstrauch hilft ihn ein wenig vergrößern. Alles ist dicht bestaubt, das Distelgestrüpp, das halb versengte Gras, das Marienbild hinter dem Gitter, wie der Hollunder, an dem noch ein paar verspätete Blüten stehen — zu solcher Stunde für den Müden aber dennoch ein Platz wie in Abrahams Schoß!

Aus einem Versteck wird Flasche und Brod hervorgeholt, um Mittag zu halten. Weitum ist kein Brunnen, auch weit bis zur nächsten Schenke; da hat sich denn Jeder seinen Trunk und sein Essen mitgebracht.

Den Einen hat sein Weib mit einem Imbiß am Platze erwartet. Im Sonnenbrand ist sie hinausgewandert, den Korb und ein Kind auf dem Arm,

Digitized by Google

ein zweites an den Falten ihres Rockes. Sie sitzt am Boden, die Hände um die Knie geschlungen, das Kopftuch weit vorgeschoben, und sieht zu, wie die Männer essen. Riesige Bissen werden zum Mund geführt und halb gekaut schon verschlungen; die Flasche ist in langen durstigen Zügen bald geleert. Schlaff sind die Bewegungen, gierig das Essen, kaum von einem Worte unterbrochen. Nach beendetem Mahle werden die Glieder gestreckt und ein lautes Gähnen ausgestoßen.

Bei dem einen der Männer kauern die zwei Kinder und schauen ihm ebenfalls beim Mahle zu. Es sind die seinen, d'rum steckt er dann und wann, statt sich selbst, einem von ihnen den Löffel in den Mund. Er weiß, sie sind nicht hungrig; aber Kinder essen immer und ihm verschlägt es nichts, einen Bissen mehr oder weniger. Auf ihren Blondlöpfen liegt der helle Sonnenschein, — ja gesund wären sie so weit, wenn man nur immer, so wie jetzt, genug für sie zu essen hätte, — aber der Winter, die kalte arbeitslose Zeit, wo manches in den Ofen wandern muß, was dem Magen zugute käme! — Er hat sich's heute im Schweiße des Angesichtes beim Steinaufladen gedacht, als die Quadern ihm wie Kohlen in den Händen brannten: wenn Unsereins so einen warmen Steinhaufen im Winter hätte! —

Wie todt liegen sie da, die gedrungenen Gestalten mit den knochigen braunen Fäusten. Den Hut über's Gesicht gelegt, schlafen sie jetzt alle, bis auf den Einen, auf dem das kleine Wesen herumkrabbelt, welches sein Weib mit hergeschleppt hat. Es fährt ihm in den Bart, patscht sein Gesicht und lacht hellauf; es läßt ihm nicht Ruhe, gleich den Andern einen kurzen Schlaf zu thun — und doch wehrt er es nicht ab. Das zweite der Kinder streicht noch in dem Topf herum, aus dem der Vater gegessen.

Heiße sonnige Mittagsstille ist's. Einsam zieht sich die Straße in's Land hinaus. Ein Handwerksbursch mit dem Felleisen ist vorbeigewandert nach Gruß und Frage, wie weit es bis zur Stadt noch sei; seit Morgens vier Uhr war er auf den Beinen. Jetzt marschiert er schon ein gut Stück weiter drinnen, trotz wunder Füße und Sonnenbrand; bald winkt ihm ja die Herberge.

Zwischen der Pappelallee dort unten schwankt langsam ein linnenüberdachter Wagen mit müden Gäulen — sonst nichts Lebendes rings umher. In der Ferne zerstreut blinken ein paar Kirchlein mit Ortschaften. Jenseits der Ebene blaue Berge, weitgestreckte Höhenzüge, halb in Duft verschwommen, Grenzmarken anderer Länder; darüber wallen langsam, langsam glänzende weiße Wolken, wie Bilder überirdisch lichten, fremdartigen Lebens. Das Weib am Straßenrand blickt ihnen nach und aus der traumhaft stillen Weite dämmert ein Ahnen in ihr enges Seelenkämmerlein, wie groß und reich die Welt sei. — —

Unabsehbar dehnen sich Felder mit reifender Frucht; kein Lüftchen bewegt die Halme und doch rauscht es darin wie ein leiser verhallender Chorus von Stimmen, die der Menschheit sagen: Sieh, hier wächst dein Brod! —

Der Mann und die Kinder sind endlich auch eingeschlafen, dicht neben einander, ein armselig Häuflein Familie. Wie köstlich schmeckt ihnen der Schlaf; die brauchen weder Pfühle noch Schlummerlieder!

So halten sie täglich gemeinsam Mittagsrast. Das Weib scheut den Weg nicht und die Kinder wollen immer mit, wenn es heißt zum Vater. Sie hält Wache bei den Schlafenden, bis der Glockenschlag des nächsten Kirchthurms in der Vorstadt wieder zur Arbeit ruft. Die Sonne brennt senkrecht auf ihr Kopftuch herab und sengt sich in das schwere, verflickte Gewand der Männer, doch Keiner rührt sich; sie sind es so gewohnt. Eine Fliege,

Digitized by Google

ein Bienchen summt dann und wann über ihre Häupter hin. —

Ein Uhr! —

Die Männer recken sich und richten sich gähnend auf. Schaufel und Schiebkarren werden wieder ergriffen, die Steine klappern. Alles hat sich inzwischen von Sonnenwärme vollgesogen; das Werkzeug brennt schier in den Händen.

Auch die Frau rüstet sich wieder zum Aufbruch. Sie nimmt den Korb und das schlummernde Kind auf den Arm — es schläft an ihrer Schulter ruhig weiter. Das größere kommt herbei gesprungen mit einem Strauß von Cyanen und Mohn, den es zwischen den Aehren noch schnell gepflückt hat.

So wird der Platz beim Hollunderstrauch wieder leer; Mutter und Kinder wandern heim. Ein helles Staubwölkchen, das der Kleine mit seinen patschenden nackten Füßen aufwirbelt, begleitet sie.

Der Vater schaut ihnen einen Augenblick nach und wischt den Schweiß von der Stirn.

In das vergitterte Gehäuse der Wegkapelle fällt jetzt etwas schräg ein Sonnenstrahl. Er spielt in einer der Glasperlen, deren Flitter das Marienbild schmückt. Wie ein Edelstein funkelt sie in Blau, Roth und blendendem Weiß, und der Reflex fällt auf das Angesicht der heiligen Mutter, daß es fast aussieht, als ob ein Wunder an dem Bild geschähe, als ob es lächelte. —

Keiner nimmt es gewahr und doch ist's wie ein Sinnbild, dieser Glanz des bestandten Stückchens Glas, in dem die Sonne sich spiegelt, ein Sinnbild, wie nichts zu gering, kein Los zu armselig ist, daß es nicht geadelt werden, nicht einen Strahl von Glück in sich bergen könnte, auf welches die Himmlischen selber lächelnd herabschauen.

D' Antoni-Kapelln.

A lehrreichi Begebnheit in da steirischn Gmoansprach dazählt.

Eh wohr, daß ih s Gschichtl va der Antoni-Kapelln dazähln kunt.

D Antonikapelln steht afn Weg, der von Untalond gegn an grossn Kirchfohrtort Mariazell geht. Sie steht in an grean Lärchnwaldl, hot danahst her long a Weil a zlempperts Doch ghobb, aber einweni is s schen — urnmigla schen! Is an Ottarl und steht a lindnbamaner Antoni drauf, braun ongmoln die Kuttn, und bliarothi Wangerler in Gsicht wir a junga Franzaschgana, der z gach in die Kuttn is gfprunga. s Besti is oba noh untern Ottarl dina gwen, mei Liaba! Untern Ottarl diner in da Maur is a tiafi Ritschn gwen, und in der Ritschn is a heiliga Leib glegn, über und über einbachlt in seidani Tüacher und Pflasta, wos oba scha stark gschosn sein in da Forb, und guldani Flimerla funkatzn dron und über Olls is a weissa Schloar ghüllt und da heiligi Leib is so viel hoch gweicht und heili.

Und weil da heiligi Leib holt so viel hoch gweicht und heili is, sa hobn s vor die tiaf Ritschn a fests eisnanas Gata gmocht, daß ma nit einigreifn kon afn heilign Leib. In heilign Antoni seiner wars, sogn d Leut, nau und wans d Leut 'sogn, sa wirds ah richti sei. Ueba da Ritschn is a Gschrift, und wer gnat buachstabirn kon — mei Gad, s Lesn hobn s wul amol a went glernt in da Schul, oba holt grechn wieder olls vagesn — nau, sa buachstabirt er s zsom, wos do steht: „Wer

Digitized by Google

verlorne Sachen finden will, beim heil. Antoni find't er viel."

Olli Johr in Summa fein die Kirchfohrta glaffn. Nau, und wia ſ za der Antoni-Kapelln kenan, do kneanſ gern nieder und betn a Votrnnſer eini, gebn in heilign Antoni a Buſſl ban Schnachſpitz, oder wer glonga kon, ban Knia, und imer Oana, der s va da Welt her recht guat woas, daß ma nur mitn Geld wos ausrichtn kon, wirft auſſer guati Wort ah noh a Kreuzerl eini durchs Gater in d Nitſchn.

Die Kapelln hot ſchon a ſchlechts Doch ghobb. Sie hot in Namelmorn ghört, und da Namelmor is an orma Baur gwen, den s ſelber in d Stubn hot einigregngg af ſein Schock Kinern; wia kunt Oana s do valonga, daß er die Kapelln eindeckad; da Heiligi is ſelba guat on mit unſern Hergottn, wans n z viel eini regngg, er kons onderſt mochn.

Hiaz muas ih oba ſogn, daß in ſewin Gai a Menſch umgongen is, den ſ in Kalbl-Hiaſl hobn ghoaſſn. Is a gleruta Fleiſchhocka gwen, hot oba ban Küahondln und Kalblkaffn ſa viel Baurn ongſchmiert, bis er ſelber aſn Hund kemen is, weil ungrecht Guat ſei leppa koa Guat thnat. Trunkn hot er ah gern, da Hiaſl; ollaweil a por Kinamentſcha hot er ghobb, hot Milchkreuza zohln müaſſn und wos er ban Kegſcheibn gwungen hot, däs hot er ban Kortnſpieln ſchen ſauba dathon. Wou ah! A Geld hot er ollaweil wiſſn aufztreibn und is dena noh aſn Füaſſn gſtondn; a ſchens Gwond hot er ghobb und va ſeina ſilberan Uhrkedn hobn die oltn Thola na gleih aſo hin und herglangglt, daß ma gmoant hot, händdnlweis kunt ma s owabrockn, die Thola von Kalbl-Hiaſl.

Nau, daß ih mei Gſchicht fürbring, der Menſch, da Hiaſl, geht amol vabei va der Antonikapelln und wir er Olls um und um awent a ſo onſchaut, in Antoni obn und in heilign Leib untn, und in Sprnch va die „verlornen Sachen" leſt und dabei eppa lacht gor af s valorni Vamögn denkt, däs er ſcha hot vawixt, do kimppn a fruma Gedonkn. Er geht zan Namelmorn, thnat as wia wan er na wegn an Tabakfenr Znaſprnch nahm und wir er ſcha fnatgehn will, noh af da Thürſchwellu frogg er holb gſpoas holb ernſt: „Wos is s, Namelmor, dei Antoni-Kapellu kuntſt ma vapochtn."

Wia dos gmoant wa, frogg da Baur, a Wirtshaus kunt ma vapochtn, oder a Kapelln? Wer betn wult, ſtands an Jadn umaſunſt offn.

„Und war ſcha s Thor znagſpirt," moant da Hiaſl, „ſa kunt oana jo ban a Dochlnckn einiſchliafn. Namelmor!" ſogg er, „ih woas wos. Ih deck da die Kapellu ein, dafür oba munſt ma drei Johr long d Nutzniaſſung übalaſſn."

Wos däs für a Nutzniaſſung war ba da Kapellu? frogg da Namelmor.

„Nau, die Gebeta, de d Leut betn diner, und ſo."

„Gnat," ſogg da Baur, „de Nutzniaſſung ghört ſcha dein. An Jada bet't s Gebet für eahm ſelba."

Ohgmocht is s, und da Kalbl-Hiaſl kriagg in Schlüſſl. Er loßt d Antoni-Kapelln eindeckn und ausbeſſern und hot dafür d Nutzniaſſung af drei Johr. „Betn därf ih ah während der Zeit in da Kapelln," nimbb ſihs da Namelmor aus.

„Sa viel daß d willſt," ſogg da Hiaſl, „die auswendi Thür loß ih offn."

Und wia die Kapelln ſchen über und üba hergricht't is, ſtellt da Hiaſl a por Bloamantöpfeln hin, noglt um d Nitſchn an grean Kronz und ſteckt a por Kreuzer eini durchs Gater, und an Groſchn, und a Silbaſechſerl, obaſo, daß ma s ſchen liegn ſiacht diner af n Ziaglboden nebn an heilign Leib. Däs is da Soom, daß ma woas, wos einighört.

Hias kenan die Kirchfohrter. Mochn eahna Gebet ban Antoni und an Jada hot ſein Onliegn. An Jada hot ſei

Digitized by Google

Tog scha wos valorn, wars a Briaftoschn oder a Tabakpfeifn, wars der ehrlichi Nom oder a liaba Mensch. „Wer verlorne Sachen finden will, beim heil. Antoni sind't er viel." Betn a Sprüchl und opfern a Geld. Immer Oani wirft af die gnati Moanung, daß ſ ihr valorni Jugnd, oda gor a valorns Kranzerl wieda sul findn, an Voterunser und a Silbagröschl in d Nitschn.

Olli Sonsta kimpp da Kalbl-Hiasl mit n Schlüssl, spirt s Nitschn-Gater auf, suacht s Kloangeld zsom — loßt ober ollamol an Soom liegn — und geht ins Wirtshaus.

A pormol begegngg a Kirchfohrtaschor af da Stroßn in Hiasl, wir er kreuz und streams üba d Stroß tirggelt und hoamzua dusit. Brava wöllu ſ sein, wia der Lump, gehn in die Kapellu, betu und opfern in d Nitschn und hobn holt jo wul koan Gsiu, daß ſ mit eahnan frumen Opfer in Lumpn-Kerl an neign Rausch kaffn.

As is wul ah gschechn, daß immer a Spitzbua mit da Leimspindl is kemen und a vor Kreuzer aussagfischt hot durchs Gater; hot nit viel kleckt und s Gschäftl hot da Hiasl gmocht.

Oba noh rund ehs die drei Johr ausworn sein, hotn da Pfora s Houdwerch glegg. „Mei Liaba!" fogg er zan Hiasl, „Du bist noh long nit da heiligi Antoni, den s Opfa vamoant is, s Geld ghört da Kirchn!"

An Schmenta hot er gmocht, da Kalbl-Hiasl, und is ohgfohrn. —

Wos heint mitn Geld gschiacht, däs die Kirchfohrter in d Nitschn schmeissn — ih woas s nit.

Erklärung. Kirchfohrta: Wallfahrer; danahst her: vor einiger Zeit; zlempert: zerrissen; Franzaschgana: Franziskaner; Nitschn: Nische. einbachelt: eingewickelt; Flimerla: Sternfunkeln; knean: knieen; einigregngg: hineingeregnet; Gai: Gau; Soom: Same; kreuz und streams: kreuz und quer; tirggelt: torkelt; koan Gsiu: keine Ahnung; Schmenta: Flucher.

Emma.

Von **Adolf Pichler.**

Entschuldigung.

1848.

Es schwand die Zeit, wo Lieb' mit süßem Bangen
Zur bleichen Mondesscheibe seufzend schaute,
Wo sie noch horchte, wie die Vögel sangen
Und ihren Schmerz den Veilchen anvertraute.

Die Freiheitsmütze trägt sie wild und blutig
Jetzt auf dem Haupt mit trotzigen Geberden,
Ihr Auge schleudert Blitze todesmutig,
Sie ruft: „Es soll ein Tag der Rache werden!"

Sei's immerhin! sie wird Euch stets berücken,
Sie bleibt ja doch die Königin der Herzen,
Ihr müßt Euch feig vor ihrem Throne bücken,
Verhängt sie Wonnen oder bitt're Schmerzen.

Und fallen endlich ab der Kette Glieder, —
Was bleibt zurück dann, als die kalte Trauer?
D'rum heft' ich still entsagend diese Lieder
Als Weihgeschenk an ihres Tempels Mauer.

1847.

I.

Was liegt daran, ob sie auch tückisch grollen
Und uns zu trennen zieh'n die schwere Kette,
Den herben Trunk, den sie uns keltern wollen,
Sie schlürfen ihn noch selbst, — es gilt die Wette!

Sie haben nie vom Geiste was vernommen,
Wie sollten sie? das ist verlor'ne Kunde!
Sie wissen nicht: wo Liebe treu entglommen,
Daß Geister Zeugen sind dem festen Bunde.

Laß sie's nur wagen, sind mit mir verschworen
Die Erde und des Himmels weite Räume!
Die Nachtigallen flöten tauben Ohren,
Dir bringen sie des Liebsten Frühlingsträume.

Und wärest du im tiefsten Thurm verschlossen,
Ich hieße dann den Epheu aufwärts ranken;

Digitized by Google

Die Blätter lispeln, die um's Gitter sprossen
Und künden meine innersten Gedanken.

Und muß der Epheu ihrem Messer weichen,
So werden Dir die Sterne Botschaft bringen,
Was wissen sie von diesen hehren Zeichen,
Den Harmonien, welche Sterne singen!

Und würden sie den Himmel Dir verhängen
Mit schwarzem Flor, so wird mein Lied erklingen
Und des Verließes dunkle Wände sprengen,
Dir meiner Liebe Friedensgruß zu bringen.

II.

Wie ist das Leben reich an Gegensätzen,
Die keine Weisheit je vermag zu klären!
O glücklich Jener, den sie nicht verletzen,
Dem milde Götter leichten Sinn gewähren!

Der rauhe Kiesel hält das Licht gebunden,
Das edle Gold verlarven schlechte Erze,
So hab ich meine Lilie gefunden
In einem Sumpfe mir zum bitt'ren Schmerze.

III.

Ich weiß es wohl, sie streuen ihre Samen
Und pflanzen Kraut mit wohlverstand'ner Pflege,
Die Beete schließt der grüne Buchs als Rahmen,
Die kahle Mauer zieht sich um's Gehege.

Sie dulden da und dort auch eine Blume,
Wie sie die Liebe dulden in dem Leben,
Die knappe Wirthschaft rechnen sie zum Ruhme;
Die Blüte kann ja später Heu noch geben.

Ich seh es wohl, wie sie bedeutlich schweigen,
Weil ich gelernt nicht, ihnen mich zu fügen,
Es mögen aufwärts meine Keime steigen,
Ich mag sie nicht um ihren Lenz betrügen.

Aus meinem Herzen soll die Liebe blühen,
Wie an des Lavabergs heißen Räumen
Der wilden Rebe volle Beeren glühen,
Daß die Pokale von dem Feuer schäumen.

IV.

Sie drohen schweren Fluch und lange Reue,
Wenn Du noch ferner wagest mich zu lieben,
Doch unerschüttert fest bleibt Deine Treue,
Sie ist kein Spruch, auf Schiefer hingeschrieben.

Sie ahnen nichts von Deiner Seelengröße,
Sonst würden sie vor Dir im Staub sich neigen;
Doch nur Geduld, in ihrer ganzen Blöße
Wird Deines Herzens Lauterkeit sie zeigen.

V.

Dieselbe Sonne weckt das Ungewitter,
Die aus der Erde lockt des Veilchens Blüte,
O schilt mich nicht, erschein ich herb und bitter,
Wenn Dich beseelen Harmonie und Güte.

Durch uns ist unser Wesen nicht geworden,
Der Zufall bildet es aus tausend Quellen!
Es fließt Dein Strom an lichten Blumenborden,
Der meine braust in sturmgejagten Wellen.

VI.

Als ihre schwersten Flüche Dir erklangen,
Erhobest Du gleich einem Heil'genbilde
Die Hände zum Gebete, riefst mit Bangen:
„Verschone Gott die Ungerechten milde!"

O sage mir, wie kann ich Dich verehren?
Ich lege meine Waffen Dir zu Füßen,
Du brauchst sie nicht, ein Strahl kann Dich verklären
Und Engel werden Dich als Freundin grüßen.

VII.

Je heftiger geschwungen wird der Hammer,
So stärker wird er ab vom Amboß pralleu;
Ihr Drohen macht mir schwerlich großen Jammer,
Es wird ein Nichts vor meinem Ohr verhallen.

Doch Eines ist's, das fürcht ich stets mit Beben:
Sie treffen Dich mit ihres Bannes Strahlen,
Da bin ich jeder Wunde bloßgegeben
Und nichts beschützet mich vor Todesqualen.

VIII.

Sie haben Recht, daß sie mich schuldig nennen
Und mir den Stab mit strengem Urtheil brechen,
Wenn sie das Schandmal auf die Stirn mir brennen,
Ich werde, stolz und kalt, nicht widersprechen.

Zu keck bin ich auf ander'm Weg gegangen,
Als welchen sie mit strenger Sitte zogen,
Wo scau's Pförtchen pochen scheu mit Bangen,
Hab ich die Schranken frevelnd überflogen.

Wenn sie mich schelteud einen Sünder heißen; –
Mir liegt nicht viel am Lobe und am Tadel,
Nur eines will mir fast das Herz zerreißen:
Daß sie beflecken Deiner Seele Adel!

IX.

Dämone fliehen vor des Kreuzes Zeichen,
Die Geister werden von dem Geist gebunden,
Wo aber wird die Waffe, der sie weichen,
In diesem schweren Kampfe wohl gefunden?

Es ist umsonst, mich wider sie zu stellen;
An ihrer Roheit, ihres Herzens Härte
Muß jede Klinge hoffnungslos zerschellen, —
Sie greifen nach dem Koth, statt nach dem Schwerte.

Digitized by Google

X.

O schweiget still von Edelmuth und Güte,
Daß Euch der Gott der Liebe nicht verdamme!
Wenn Ihr von allen Zweigen streift die Blüte,
Was bleibt wohl übrig noch dem nackten Stamme?

Euch zu versöhnen, soll ich ihr entsagen,
Von ihrer Huld wie Kain mich flüchtig wenden,
Nicht darf sie hören meines Liedes Klagen,
Ihr wollt ja Trost mit zartem Wort ihr spenden!

Ob dieses mir nicht Edelmut verkünde?
Man möchte fast für Spott die Frage nehmen!
Ich werde nie verleugnen meine Sünde,
Doch Eures Edelmuts wird' ich mich schämen.

XI.

Sie haben mich im tiefsten Schmerz gesehen,
Das Auge feucht von ungewohnten Zähren,
Sie wandten sich jedoch von meinem Flehen
Und mochten keine Schonung Dir gewähren.

Ich dacht', wie Jener rief mit bleichem Munde:
Mein Gott, mein Gott, was hast Du mich verlassen!
Und seufzte still in dieser schweren Stunde:
Ich will sie Deinetwegen nicht mehr hassen.

XII.

Sie hetzten mich aus Deiner trauten Nähe;
Ich zählte fliehend nicht der Wand'rung Stunden,
Ich habe eines nur: der Trennung Wehe,
Doch nicht des Körpers Müdigkeit empfunden.

Die Sohle blutig und das Kleid zerrissen
Saß ich am Tisch, von Schmerz ein satter Zecher,
Die Wirtin stellte auf den kargen Bissen
Und Alpenwasser in dem Zirbelbecher.

Ich konnte nicht die starren Blicke wenden
Im Winkel dort von des Erlösers Bilde,
Gebräunt von Rauch, mit ausgespannten Händen
Neigt' er zu mir voll Gnade sich und Milde.

Da ist der Sinn davon mir aufgegangen:
Daß nur der Dulder fasse Christi Lehren,
Ich deckte mit den Händen meine Wangen
Und mochte nicht den heißen Thränen wehren.

XIII.

Wann bat ich Euch, Ihr sollet mich berathen,
Wie zu bezwingen meine herben Qualen?
Ihr rechnet mit der Liebe nach Ducaten
Und wollt die Lust, den Schmerz mit Gold bezahlen.

Nur jener Mann der Bibel konnt es fühlen,
Was Ihr mit Eurem Trost nicht wißt zu fassen:
Er sah die Schweine in den Trebern wühlen
Und mußte ihnen seine Perle lassen.

XIV.

Es stieg die Nacht vom Sternenhimmel nieder,
Auf Erden ihres hehren Amt's zu walten,
Der Schlummer schloß auch mir die matten Lider
Und öffnete das Thor den Traumgestalten.

Auf einer Heide, traurig und verlassen,
Schritt ich dahin, Du schwebtest mir entgegen,
Ich wollte freudig Deine Hände fassen,
Als wie gefesselt konnt' ich mich nicht regen.

Da giengest Du mit leisem Gruß vorüber,
Ich sah Dir nach, durchzuckt von wildem Leide,
Zu Häupten ward der Himmel trüb und trüber
Und düst'rer noch erschien die braune Heide.

1850.

Wie viele Stunden sind seitdem entflogen,
Als ich voll Schmerz die Verse hingeschrieben,
Beruhigt sind der Leidenschaften Wogen, —
Vorüber alles! — nur das Lied geblieben!

Gleich einem Schatze will ich es behalten,
Die Schlacke ist's von einem heißen Leben,
Wird trüb das Aug und will das Herz erkalten,
So mag es von Vergang'nem Kunde geben.

Und auch Dein Bild, von Duft und Glanz umwoben —
O daß es nie vor meinem Sinn verblasse,
Ward auch die Mauer zwischen uns geschoben
Erbarmungslos von ihrem feigen Hasse!

Es steh'n auch sie gezeichnet in dem Liede,
Und dieses sei des Dichters ganze Rache:
Der Jungfrau Haupt umspielen Licht und Friede,
Doch ihr zu Füßen liegt der Höllendrache!

Digitized by Google

Ueber Lesen und Bildung.

Ein Gegenstand, über den schon Vieles gesagt, gelehrt, geschrieben worden ist, und der einem klaren Geiste doch immer neue Anregung gibt zu frischen Gedanken und Wendungen, wie solches vor Kurzem wieder Anton Schönbach gezeigt, als er in Graz zu Gunsten des „Frauenheims" drei Vorlesungen hielt über Lesen und Bildung.

Diese Vorlesungen sind nun unter obigem Titel im Druck erschienen (Verlag Leuschner & Lubensky, Graz). Mangelt der Lectüre freilich der lebendige Ausdruck des gesprochenen Wortes, das bei dem Vortragenden in meisterhafter Weise zur Geltung kam, so gestattet sie uns dafür, länger bei einzelnen Schönheiten und Tiefsinnigkeiten zu verweilen, an denen das Büchlein reich ist. Der Verfasser — welcher der Schrift eine Liste der von ihm zur Ausbildung und Unterhaltung vorgeschlagenen Bücher aus der klassischen und modernen Literatur beigegeben hat — lehnt sich in seinen Betrachtungen vornehmlich an englische Schriftsteller, besonders an Ralph Emerson, dem er eine große Bedeutung zuschreibt. In der ersten Abtheilung bespricht Schönbach die sich auf die Bildung beziehenden Zustände der Gegenwart, in der zweiten zeigt er die anzustrebenden Ziele und in der dritten weist er Mittel und Wege, diese Ziele zu erreichen. Die sowohl praktisch gehaltene als ideal gedachte Schrift wendet sich mit edlem Muthe gegen manche Verirrung der Gegenwart, gegen manche Ärmseligkeit und Widerlichkeit des herrschenden Geschmackes. Sie bespricht die Schule, das moderne Reisen, das Theater, das Briefschreiben, die Zeitung und andere Dinge, welche die Menschen bilden sollten, sie aber thatsächlich *verbilden*.

Der Heimgarten hat diese Gegenstände und Fragen schon wiederholt in solchem Sinne behandelt, wir können uns daher um so eher der positiven Seite der Schönbach'schen Schrift zuwenden, nämlich den Mitteln und Wegen, die der Verfasser vorschlägt, um das Lesen zu einem richtig gewählten und fruchtbringenden zu gestalten.

Wie oft kann man aus dem Munde sonst ganz kluger Leute hören: Bitte, geben Sie mir 'was zu lesen, *ist es was immer*! Eine größere Geringschätzung der Literatur und eine verzweifeltere Verständnislosigkeit für das Lesen überhaupt, als in diesem Satze liegt, kann man nicht aussprechen.

Wem es doch wirklich darum zu thun ist, aus dem Lesen Freude und Nutzen zu ziehen, den verweisen wir auf Schönbach's Rathschläge. Da heißt's unter Anderem:

Unsere Universitätsbibliotheken zählen ihre Bücher schon nach Hunderttausenden, und von da geht es aufwärts bis zur Bibliothèque Nationale in Paris, welche zur Zeit in der zweiten Million von Bänden steht. Wie wird das allmählich werden, da man die Zahl jährlich in allen Ländern neu erscheinender Bücher auf nahe 25.000 anschlägt?

Die Leistungsfähigkeit des einzelnen Lesers kann von alledem doch nur einen überaus kleinen Ausschnitt beherrschen.

Wie soll man aus dem Chaos dieses Beste wählen ohne Irrthümer, ohne sich in das Chaos selbst zu vertiefen?

In unseren Tagen ist eine lebhafte Bewegung über die Frage entstanden, welche Bücher aus dem Vorrathe der Welt ein gebildeter Mensch eigentlich gelesen haben müsse. Die verschiedensten Meinungen sind dabei zum Vorschein gekommen. Und weil man gerne den

Digitized by Google

Pack an Bildung, welcher für den Lebensweg unentbehrlich scheint, nett und knapp beisammen sehen möchte, ist man darauf verfallen, die Zahl der Werke, deren Kenntnis zur Bildung unerläßlich dünkt, durch „Hundert“ abzugrenzen.

Ich will den möglichen Nutzen solcher Vorschläge oder Entwürfe nicht ganz verkennen, muß aber doch einige naheliegende Einwendungen erheben. Einmal ist es thöricht, eine Zahl festzustellen, die bald zu groß, bald zu klein, kaum je ganz dem wirklichen Stande der Dinge entsprechen und daher meistens unpassende Zugeständnisse nach der einen oder der anderen Seite hin veranlassen wird. Dann aber scheint es mir durchaus unräthlich, solche Listen anders denn als unmaßgebliche Resultate der eigenen Erfahrung bekannt zu machen, von denen nach Gutdünken Gebrauch gemacht werden kann.

Ralph Waldo Emerson stellt in einem Essay drei Regeln auf, nach denen man seiner Meinung gemäß eine fruchtbare Lectüre einrichten solle. Sie lauten: 1. Lies nie ein Buch, welches nicht ein Jahr alt ist; 2. lies nie andere als berühmte Bücher; 3. lies nie Anderes als was Dir gefällt. — Jedermann sieht sofort, daß diese Regeln nicht ganz ohne Einschränkungen gelten können.

Die erste, man solle nie ein Buch lesen, welches nicht ein Jahr hinter sich habe, will eine Schutzwehr aufrichten, an der sich die Massen neuer unbekannter Bücher stauen sollen, bei denen der Leser, welcher sie benutzt, Zeit und Geld riskiert. Für die wissenschaftliche Literatur hat diese Regel geringere Bedeutung, da ein wohlorientierter Fachmann meistens schon weiß, was er von einer gewissen neuen Arbeit zu erwarten hat, auch die Ansichtssendungen der Buchhändler eine Vorprobe verstatten. Bei der schönen Literatur ist ein solcher Zaun wichtiger; nicht immer erfährt man früh genug oder richtig genug aus der Zeitung, von sachkundigen Freunden, wie es mit dem eben erschienenen Werke bewandt sei, das Anblättern einer Gedichtsammlung oder eines Romanes hilft wenig. Nun werden freilich gerade die Schriftsteller von Beruf mit dieser Regel nicht einverstanden sein, denn sie wünschen natürlich, daß von den neuen Büchern möglichst viel abgesetzt werde; ihr Einkommen hängt, sofern es nicht aus der Zeitung stammt, von der Kauflust des Publicums ab. Allein bei Erwägungen, welche sich wie die unseren, mit Grenzen und Zielen, Mängeln und Vorzügen der modernen Bildung im Allgemeinen beschäftigen, kommen die Interessen des Schriftstellerstandes nicht zuvörderst in Frage. Dieser Stand zählt heutzutage viele Mitglieder, in Deutschland leicht zu viele. Unter den zwölftausend Namen, welche Kürschner's Deutscher Schriftstellerkalender für 1887 anführt, bezeichnet gewiß nur ein geringer Theil wirkliche Autoren, die von ihrer Feder leben, und manche von diesen stehen in fester Verbindung mit den Redactionen politischer oder belletristischer Blätter. Doch kann man sich der Wahrnehmung nicht entschlagen, daß diese freie Bahn, in welcher das Ziel dem Anfänger so verlockend zu winken scheint, allzu häufig betreten wird. Denn nur ganz wenige unbestrittene Meister, noch dazu theilweise vom glücklichen Zufall gehoben, ziehen aus ihren Schriften reichliche Renten; viele, darunter sehr tüchtige, müssen bei steter Arbeit mit genügendem Auskommen zufrieden sein; noch mehr sind von Sorgen bedrückt, und die dunkle Schaar zählt Niemand, die in elendester, weil geistiger, Tagelöhnerarbeit dahinsiecht. So wäre es wohl für die Gesammtheit unserer Production vortheilhaft, wenn die Reihen der Autoren von Beruf sich etwas lichteten. Wer jedoch mit klarem Auge die Verhältnisse überblickt und sein Glück auf das Los des Schriftstellerthums setzt, der darf dann nicht nach dem Publicum rufen, wenn er eine Niete zieht. Aus Mitleid braucht Niemand

Digitized by Google

neue Romane zu lesen und thut wohl auch Niemand. Die schwachen, kleinen Leute, welche hart dadurch getroffen würden, wenn die Regel Emerson's in Kraft träte, sind keine verläßlichen Stützen der deutschen Literatur der Gegenwart, sie sollten bei Zeiten zum eigenen Wohle anderwärts ein dichtes Dach und einen warmen Herd aufsuchen. Uebrigens, keine Sorge darum, daß diese Regel je dem modernen Schriftthum die Luftwege unterbände! Man wird nie völlig darauf verzichten können, von den neuen Büchern Kenntuis zu nehmen, und daran wird man recht thun. Denn der Mensch lebt in der Gegenwart und nicht in der Vergangenheit, und wenn es ihm sehr werthvoll ist, diese zu erforschen, so geschieht es doch nur, damit er jene daraus besser verstehe; die Strömungen des modernen Lebens historisch zu begreifen, damit man sein Schifflein darnach steuere, wird allein nicht ausreichen, man muß auch mit den Zeitgenossen lebendige Fühlung behalten. So hat die Regel ihre Schuldigkeit gethan, wenn sie davor bewahrt, sich unbedacht dem riesenhaften Schwalle der modernen Bücherproduction hinzugeben, und den Einzelnen darauf verweist, aus den Erfahrungen Anderer Nutzen zu ziehen. Es wird sich aber kein Verständiger darob Enthaltsamkeit von allen neuen Schriften auferlegen, welche vielleicht gerade die Probleme behandeln, die seinem Herzen am teuersten sind, und sich dadurch von dem befruchtenden Austausch mit seinen Mitkämpfern abschränken.

Die zweite Regel Emersons spricht davon, daß man nur berühmte Bücher lesen solle. Scheinbar mit der ersten fast identisch, sie nur aus dem Negativen in's Positive wendend, aus der Gegenwart in die Vergangenheit fortsetzend, will sie doch etwas Anderes. Auch sie weist auf den Vorzug einer guten Auswahl unter den Büchern hin und findet sie durch das festgestellte und überlieferte Urtheil der früheren Leser gesichert. Das Richtige, was diese allgemeine Mahnung enthält, ist leicht zu würdigen. Aber etliche Einwendungen erheben sich sofort. Wer macht denn die Bücher berühmt? Doch die Leute, welche sie zuerst lesen oder noch geraume Zeit nach ihrem Erscheinen, bevor sie berühmt werden. Wollte aber Jedermann dieser Regel folgen, dann gäbe es alsbald nur noch solche berühmte Bücher, die es jetzt schon sind. Das hat Emerson nicht gemeint, vielmehr ist sein Rath mit einer Beschränkung zu verstehen: er gilt vor allem Jenen, deren Bildung und Urtheilskraft nicht zureichen, Bücher recht zu unterscheiden, die beides sich erst durch Lesen erwerben wollen, diese soll eine unbestochene öffentliche Meinung zurechtweisen. Und es soll aufmerksam gemacht werden, daß, wer nach allgemeiner Bildung strebt, bevor er sich zu dem blos Interessanten wendet, erst das Nothwendige gelesen haben müsse, welches durch die Tradition als solches erkennbar wird.

Was ist aber „berühmt"? Wir müssen insbesondere Berühmtheit und Mode auseinander halten. Nicht immer sind es neue oder Schriften der letzten Jahrzehnte, welche von der Mode begünstigt werden, zuweilen auch recht alte, die sich durch eine hervorstechende, vielleicht pikante Eigenheit dem augenblicklichen Geschmack empfehlen; dann werden sie wohl von der Sandbank, an der sie lange gelagert waren, weggerissen und hoch auf der Flut hingetragen, bis sie wieder in stilleres Wasser gelangen und dann unter einem Busch dauernd hängen bleiben. Es sind nicht gerade schlechte Bücher, welche von diesem Schicksal betroffen werden, nur gewiß nicht solche ersten Ranges — denn die können sich nicht lange verbergen — meistens kleine poetische Formen, eine reizvolle Sonderbarkeit des Stiles, barocke Phantasie. Franzosen und Engländer sind für solche Liebhabereien zugänglicher als wir; dort hat man etwa die Romanzen François Villon's,

Digitized by Google

des dichtenden Vagabunden, oder die marmornen Verse Baudelaire's zur klassischen Höhe emporgeschraubt, einen kleinen Elisabethanischen Dramatiker neben Shakespeare, Herick neben Milton, Keats über Byron und Wordsworth gestellt. In Deutschland beschäftigt sich kein gebildeter Dilettant mit der älteren Literatur seines Volkes, und die zünftigen Literaturforscher sind viel zu wohlgeschult und solide, als daß sie auf solche Sprünge des Geschmackes verfielen. Sicherlich herrscht die Mode am ungebundensten über jene Werke, welche ihr schon die Sprache zuweist, die modernen, und da könnte freilich Jemand, der es mit Emerson genau nähme, und etwa „beliebt" und „berühmt" verwechselte, übel ankommen.

Denn wie in allen Dingen, so bevorzugt auch in der Literatur die Mode nur selten das wirklich Beste, das Gehaltvolle, das Echte. In der Stille, in den kleinen Kreisen der Kundigen, reift zuerst der bleibende Ruhm. Es fehlt uns nicht an Beispielen. Wie lange ist Gottfried Keller's Begabung nur von Wenigen geschätzt worden, seine „Leute von Seldwyla" sind 1854 erschienen, er hat im dunklen Eckchen gestanden, heute preist ihn alle Welt und Die am lebhaftesten, welche seine besten Sachen am wenigsten kennen. So wird es Arthur Fitger ergehen, so wird auch der treffliche Erzähler Wilhelm Raabe allmählich zu seinem Recht kommen, so die Novellen Ferdinand's von Saar, Meisterstücke ihrer Art, so Kürnberger's Essays und vieles Andere. Mit dem Kunstwerte solcher Schriften wird freilich auch eine ferne Zukunft rechnen, wenn unsere Modebücher längst in den Orkus des Alkovens einer Leihbibliothek hinabgeglitten sind oder sich in alte Kisten auf den Dachböden verkrochen haben.

Drittens sagt Emerson: „Lies nur die Bücher, an denen Du Gefallen findest." Das ist nun gar ein zweischneidiges Wort. Recht verstehen werden es allein, die Emerson kennen. Denn da meint dieser Satz nichts anderes als: „Lies nur, was Deinem Wesen sich einfügt, was ihm nicht widerstrebt, damit Deine Gaben sich in der ihnen angebornen, durch Zeit und Umstände näher bestimmten Richtung frei entfalten, nicht durch Fremdartiges, Aufgezwungenes behindert werden." Er geht dabei freilich von der Annahme aus, daß Alle, welchen diese Regel kund wird, mit demselben Bestreben erfüllt seien, die höchsten Ziele zu erreichen wie er, der Lehrer selbst, ein Trieb zur Vervollkommnung beseele ihn und seine Schüler. Leicht wendet sich jedoch dieser Satz so, daß er gerade zu dem Uebel führt, welches Emerson am ängstlichsten vermeiden will, und statt die Unabhängigkeit, die Originalität zu unterstützen, mag er dann von der frivolen Lässigkeit citiert werden. Emerson legt eben überall den höchsten Maßstab an, und jeder Geschmack, jede Neigung sind ihm recht, wenn sie aus ernstem Gemüthe ansquellend mit Ernst betrieben werden. Im Hause der reifen, reinen Bildung, welche er den Menschen wünscht, sind viele Wohnungen, wirklicher Eifer für Selbsterziehung eröffnet den Eintritt.

Zum mindesten wird die dritte Regel beitragen, die Heuchelei zu beseitigen, die sich mit einer nie empfundenen Begeisterung für klassische Literatur drapiert, weil das so guter Ton in der Gesellschaft ist. Wenn Du das Unglück hast — darf man da mit einer Wendung des bekannten Wortes sagen — daß Du Dante langweilig findest, Corneille schwülstig und Goethe's Wilhelm Meister unausstehlich, so verhehle das nicht, sprich es offen aus, dann riegle Dich in Dein Kämmerlein und bitte Gott um einen bessern Verstand; verzieh aber nicht süßlich den Mund und lisple, „wundervoll, entzückend," indes Du in Deinem Herzen Dich nach Zola sehnst!

Wie viele Bücher soll man denn lesen? Das kommt darauf an. Mancher entnimmt nur ein Geringes aus

Digitized by Google

jedem Werk, er muß seine Lectüre ausdehnen, um das Nöthige von Anregung und Förderung einzuheimsen. Wider die Lesesucht zu eifern, wie das in Deutschland während der stillen Zeit vor etwa fünfzig Jahren Brauch war, ist heute, wo so Vieles von den Büchern ablenkt, kaum noch erforderlich. Nur gegen die Oberflächlichkeit, welche sich mit leisen Eindrücken begnügt und daraus ein schnell verwischtes Bild einer Literatur zusammensetzt, müßte Verwahrung eingelegt werden; bei solchen Lesern sieht es aus wie in einem zierlichen Salon voll bric-à-brac, recht nett, aber auf die weißgoldenen Stühlchen kann man sich nicht setzen und die Bibelots vertragen das Anfassen nicht, sie sind nur auf die Wirkung in die Ferne berechnet.

Andere lesen in ihrem Leben nur wenige große Schriftsteller, diese aber immer wieder und schöpfen sie aus. Sie gewinnen nach und nach unvergleichlich viel mehr aus einem Werk, als beim ersten Anbruch zu vermuthen war, sie finden stets neue Schönheiten, tieferen Zusammenhang in dem Buch, es wird ihnen lieb und befreundet, ein Quell des Genusses. Mögen sie auch zuweilen ihres eigenen Geistes ein Stück in die Verse des Dichters legen, ihnen wenigstens wird das nicht schaden. So hat es auch immer, in alter Zeit mehr als in neuer, Leute gegeben, welche, genau genommen, nur Ein Buch, nur Einen mächtigen Autor lesen; entgeht man der Einseitigkeit nicht, so ist es doch Etwas darum, das Wesen eines großen Dichters ganz in sein eigenes eingehen zu lassen.

Wann soll man lesen? Des Morgens, des Abends, nach Tisch? Auch dafür kann es keine Vorschrift geben, ebensowenig läßt sich bestimmen, wie viel Zeit man mit Vortheil auf Bücher verwendet. Am besten kommt man vorwärts, wenn man ein gewisses kleines Zeitmaß sich für die tägliche Lectüre reserviert, sei es auch nur eine halbe Stunde. Bleibt mehr Zeit dafür frei, gut; aber im Anfang empfiehlt sich bescheiden zu sein, damit von dem Festgesetzten nicht sofort abgebrochen werden müsse und dadurch die sittliche Spannung nachlasse. Es ist oft berechnet worden, wie viel sich im Laufe eines Jahres oder mehr bei rechter Benutzung einer täglichen Frist leisten läßt. Zweckmäßig scheint mir auch, wenn man diese Zeit der Lektüre nicht an eine bestimmte Tagesstunde bindet, damit nicht irgend ein Zufall die Ordnung alsbald aufhebe, sondern sie nur für den Tag überhaupt festsetzt. Wirklich fruchtbar wird meines Erachtens das Lesen erst dann, wenn sich daran eine ruhige Viertelstunde für Nachdenken und Ueberlegung schließt. Da nimmt der Leser Stellung zu dem Neuen, beurtheilt es, kostet es nach und ordnet den Gewinn seinem Besitz ein. —

So weit Schönbach in Anschluß an Emerson. Von den weiteren Bildungsmitteln, die angegeben werden, erwähne ich das Notieren von Gelesenem und Erfahrenem, und Lesezirkel.

Die wissenschaftliche Literatur ist in diesen Vorträgen nicht berücksichtigt. „Kenntnisse," sagt Schönbach, „sind nicht Bildung," er erklärt sie vielmehr für Werkzeuge, sowie er die Wissenschaften, die auf der Universität geübt werden, mit der Handwerksfertigkeit (für den Beruf und Erwerb) zu vergleichen geneigt ist. Die echte Dichtung sei dauerhafter und in sich beständiger als die vornehmsten Wissenschaften, die sich immer verbessern müssen.

Was die Liste der Autoren anbelangt, die Schönbach empfiehlt, so sagt er wohl selbst, daß sie auf Vollständigkeit keinen Anspruch mache. Doch sind in derselben Namen ausgelassen, die für die deutsche Literatur und das deutsche Volk zu viel bedeuten, als daß man die Weglassung dem Zufall zuschreiben könnte. Wir fragen, ob der „König von Sion," die „Aspasia" nicht mindestens so lesenswert seien als etwa Austen Miß: „Sense and Sensibility"

Digitized by Google

oder Dostojewski's: „Die Brüder Karamasow?" — Das stimmt aber doch nicht recht mit der in diesen Vorlesungen enthaltenen Rüge, daß die Deutschen leider ausländische Bücher so häufig den oft besseren deutschen Werken vorzögen; es ist vielmehr wieder nur eine Bestätigung der Thatsache.

Die Vorträge beschäftigen sich zumeist mit der ästhetischen Seite der Literatur; die sittliche Bedeutung derselben wird nur gelegentlich berührt. In Bezug auf das ethische Element der Bildung und in Hinblick auf heutige Zustände äußert der Vortragende den Wunsch auf Festigung und Erhaltung des religiösen Sinnes. — Es ließe sich nun vielleicht darüber sprechen, ob nicht auch die Literatur mehr durch ihre sittlichen, als durch ihre ästhetischen Eigenschaften für die Bildung des Volkes maßgebend sei, und ob die Literatur — um eine wirkliche Berechtigung zu haben — nicht eben auch dazu berufen sei, die großen veredelnden und befreienden Ideale im Menschenherzen wachzuerhalten und zu kräftigen? R.

Größenwahn.

Das neueste Heft der Schriftenreihe „Gegen den Strom" (Wien, Carl Gerold's Sohn) behandelt den Größenwahn. Der Verfasser (bisher unbekannt wer und wo) streift die Kindererziehung, die Studenten, die Bürger und Beamten, die Gelehrten, Künstler und Schriftsteller, das Partei- und Vereinswesen und besonders die Zeitungen und die Kritik.

Was die Politik betrifft, heißt es in der Schrift unter Anderem, so braucht man nur acht Tage lang — länger erträgt man es ohnehin nicht — sämmtliche Reden, die in Vereins- und Volksversammlungen, Gemeinderath und Parlament gehalten werden, aufmerksam zu lesen, und man wird genau wissen, was unsere Politiker von sich denken und was man von ihnen zu denken hat. Menschen der allergewöhnlichsten Art, Mittelmäßigkeiten und Strohköpfe sieht man hier die Rolle von Propheten und Volksbeglückern spielen. Einen Mann, der gerade so weit, als der Kirchthurm seines Heimatsdorfes sichtbar ist, für einen Denker, ja sogar für einen Dichter gilt, hört man von der unvergleichlichen Größe und Herrlichkeit des deutschen Volkes, dieses Volkes der Dichter und Denker, declamieren, wobei er bedeutsam mit der Faust auf seine gewölbte Heldenbrust schlägt, damit nur Niemand im Zweifel bleibe, wen man als den reichstbegabten Sohn dieses reichbegabten Volkes anzusehen habe. Ein Anderer rühmt sich an einem Orte, wo er sicher ist, daß ihm nichts geschehen kann, seines unbeugsamen Muthes, seiner reckenhaften Unerschrockenheit, er donnert gegen die Regierung, gegen eine feindliche Partei oder gegen irgend etwas Anderes — er will ja nur donnern, einerlei gegen wen — er berauscht sich an dem Schall seiner Stimme, an der Wucht seiner Grobheit, und er nimmt endlich, wenn er ausgedonnert hat, die Glückwünsche seiner Freunde mit dem Lächeln eines Triumphators entgegen. Ein Dritter, ein Mann von „eiserner Consequenz," die er hauptsächlich dadurch bethätigt, daß er die ihm mangelnde Schulbildung niemals durch Selbstbildung zu ersetzen versucht, ein derber, vierschrötiger Gesell ohne Manier und Schliff, ohne Wissen und Talent — hat sich

Digitized by Google

gar zur Würde eines Parteihäuptlings emporgeschwungen, geberdet sich als der einzig befugte Wortführer der Nation, erklärt bei jeder Gelegenheit, daß Millionen hinter ihm stehen, läßt sich in einem Blatte, das er ausschließlich zum Behufe der Selbstverhimmelung herausgibt, als den bedeutendsten Mann des Landes preisen, läßt sich von einer Schaar hirnverbrannter Anbeter wie ein Götze huldigen, und läßt sich von seinen Taglohnschreibern in besonderen Lobschriften mit sämmtlichen großen Geistern vergleichen, die je gelebt haben — ein Vergleich, der selbstverständlich durchaus zu Ungunsten der Verstorbenen ausfällt.

Vom Zeitungsgrößenwahn sagt der Aufsatz Folgendes:

Der Zeitungs-Größenwahn, eine der merkwürdigsten Erscheinungsformen der Krankheit, ist thatsächlich in allen Redactionsstuben zu Hause und äußert sich vornehmlich darin, daß jede Zeitung in einer Weise geschrieben wird, als ob sie die einzige wäre, die es auf Erden gäbe, und als ob sämmtliche Menschen verpflichtet wären, sie zu lesen und, was sie sagt, zu glauben. Der Journalist, der eines Abends mit den Worten unter seine im Kaffeehause versammelten Genossen trat: „Na, der Czar kann sich freuen! Heute habe ich's ihm einmal ordentlich gegeben," sprach nicht nur aus seinem persönlichen, sondern auch aus dem Größenwahn seiner Zeitung heraus. Was immer in einem der fünf Welttheile sich ereignet und einem unserer Blätter oder Blättchen in den Kram paßt, wird sofort mit einem daselbst erschienenen Artikel in Zusammenhang gebracht und als dessen unmittelbare Folge dargestellt. Und was hienieden nur irgend stürzbar ist, sei es ein an seinen Fauteuils festgewachsenes Ministerium oder ein noch gar nicht recht ernannter Theaterdirector, das wird, wenn es zu Falle kommt, sicherlich ein Zeitungsschreiber „gestürzt" haben.

Derlei ist zwar häufig nur auf die Leser berechnetes Geflunker, noch öfter aber ist es echter, unverfälschter, Größenwahn.

Auch der mächtige Aufschwung, den das Vereinswesen allenthalben in den letzten Jahrzehnten genommen hat, rührt wohl theilweise von der billigen Befriedigung her, die da für die menschliche Eitelkeit zu holen ist. Vereinsmeierei und Größenwahn wachsen — wie Dummheit und Stolz — „auf einem Holz." Die tausend Stückchen und Streiche, die hier zu erwähnen wären, sind zu kleinlicher Natur und zu oft besprochen und belacht worden, als daß man noch ein Wort darüber verlieren müßte. Erwähnenswert ist jedoch eine gewisse Art von Vereinigungen, die bald die strengeren Formen einer Körperschaft, bald nur das lockere Gefüge einer „Partei" annehmen und den Grundzug gemein haben, daß sie sich um den Träger irgend eines berühmten, gefeierten Namens gruppieren. Nie hat es eine Zeit gegeben, in welcher der Personencultus so üppig gedieh und blühte, wie gegenwärtig. Und auch hier sind nicht etwa, wie man meinen sollte, Demuth und Selbstentäußerung, sondern im Gegentheile die allerschlimmste und läppischeste Eitelkeit im Spiele. Wenn Einer nichts, gar nichts ist, wenn er kein Fünkchen in sich entdeckt, mit dem er leuchten könnte, so borgt er von dem Glanze eines Anderen, um damit seine eigene Blöße zu decken. Er sucht sich irgend einen bedeutenden Mann als Gläubiger aus und fühlt sich bald, kraft der Begeisterung, die er für Jenen empfindet, selbst als bedeutender Mann. An Leidens- und Gesinnungsgenossen wird es ihm gewiß nicht fehlen, und haben sich erst etliche gefunden, dann treiben sie vereinigt die Tollheit im größten Styl. Sie schaaren sich um ihr Götzenbild, stimmen Lob- und Jubelgesänge an und betheuern einmal über das andere: „Er ist einzig, Er ist unvergleichlich — wir verstehen

Digitized by Google

Ihn, wir ganz allein — wer nicht für Ihn ist, der ist wider uns — wer nicht für uns ist, der ist wider Ihn: folglich ein Böotier und Dummkopf!" Wird ein Zweifel, ein Bedenken gegen den Meister laut, so nehmen sie das als persönliche Beleidigung auf. Sie sind blind und taub gegen den Inhalt jedes Einwandes: schon daß ein solcher erhoben wurde, genügt, um sie in Harnisch zu bringen. Sie gleichen jenem Magister, der den Aristoteles so hoch schätzte, daß er nicht dazu gebracht werden konnte, durch ein Fernrohr die von Galilei neu entdeckten Sterne zu betrachten, weil er fürchtete, gestehen zu müssen, daß Aristoteles dieselben noch nicht gekannt habe. Die Eitelkeit ist in ihnen so mächtig, daß sie selbst die Lächerlichkeit nicht scheuen. Und schließlich wissen sie vor lauter erheuchelter Andacht und erkünstelter Verzückung nicht mehr genau zu unterscheiden, wer es denn sei, der die bewunderten Werke geschaffen habe, ob sie, die Verehrer, oder Er, der Verehrte. So wird unter dem Vorwande, einem Großen zu huldigen, der Größenwahn der Kleinen gefüttigt und gemästet.

Selbst in dem modernen Zuge des Nationalismus findet der Verfasser Größenwahn. Die darauf sich beziehende Stelle lautet:

Jeder, der es mit seiner Nation ehrlich meint, soll und muß heute seine Stimme erheben gegen die Verirrungen einer künstlich erhitzten, von gewissenlosen Demagogen geschürten und angefachten Leidenschaft, welche die ursprünglichsten und gesündesten Regungen der menschlichen Natur zur aberwitzigen Verblendung und wüsten Hetze ausarten ließ. Glauben die Maulhelden, die mit jener Unermüdlichkeit, deren nur der phrasenhafte Ueberschwang fähig ist, immer und immer wieder das alte Lied von der Größe ihrer Nation, von deren Kriegs- und Siegesthaten, von deren einzig dastehender Cultur, von deren unerreichbar edlen Männern, unnachahmlich züchtigen Frauen, unübertrefflich schönen Liedern, unvergleichlich schattigen Wäldern, süßen Weinen und duftenden Rosen — singen und wiederholen, glauben diese Lobpreiser ihrem Volke hiermit wirklich zu nützen? Wenn ein Erzieher seinem Zögling, statt denselben zur Arbeit und Tugend anzuhalten, fort und fort nur von dessen Ahnen, ihrem Ruhm und ihren Reichthümern erzählte, könnte dies nicht zur Folge haben, daß der Knabe es für angemessen hielte, auf den Lorbeeren seiner Ahnen auszuruhen, daß er dumm, faul und stolz würde? Und solche Volkserzieher, solche Volksverderber sind unsere „nationalen" und „nationalsten" Politiker. Wer sein Volk liebt, der muß vor Allem für sein Volk arbeiten und, wenn er öffentlichen Einfluß besitzt, nicht den Hochmuth der Menge kitzeln, nicht auf das hinweisen, was die Väter geleistet *haben*, sondern auf das, was die Söhne leisten *sollen*. Zwischen Selbstgefühl und Arroganz besteht derselbe Unterschied wie zwischen Nationalgefühl und Chauvinismus. Eine gute Erziehung wird das Selbstgefühl, eine gute demokratische Politik das Nationalgefühl stärken.

Der Verfasser nennt als eine der Ursachen des Größenwahns den wirtschaftlichen Liberalismus, durch welchen auf Kosten der Allgemeinheit die Selbstsucht mächtig wurde und bezeichnet den Größenwahn als den Wahn, nur Rechte, aber keine Pflichten zu haben. Er gibt sich nicht der Hoffnung hin, daß seine Schrift zur Herbeiführung gesünderer Zustände auch nur das Mindeste beitragen werde, denn das wäre Größenwahn, meint aber, daß aus den Kreisen der Arbeit und der Unterordnung — in welche die Corruption noch nicht so tief gedrungen — Besserung und Rettung kommen werde.

Digitized by Google

Das Salz im Volksmunde

und seine sinnbildliche Auffassung.

Von Theodor Vernaleken.

Daß das Meer salzig ist, wissen wir, aber woher kommt das? Die einfachste Erklärung hat Jener gegeben, der sagte:

„Warum sollt das Meer nicht salzig sein,
Es schwimmen ja die Häring drein?“

Bekanntlich gibt es auch auf dem Festlande viele Salzquellen, deren manche durch Zufall entdeckt wurden, z. B. die in Halle. Dort hatte sich vor Zeiten ein Schwein hineingewühlt und — wie Kopisch sagt:

„Es kam heraus und war mit Salz kandiert (überzogen),
Das hat die Leute auf die Spur geführt.
Aus Dankbarkeit legt man das Schwein
Noch jetzt in Salz und pökelt's ein.“

Es geht nichts über den Volkswitz; der macht sich bei allem geltend, was dem Volke wichtig oder auffallend ist. Dazu gesellt sich oft die Phantasie und diese sucht sich die Erscheinungen in der Natur zu erklären oder zu deuten. Das Volk treibt also auch Naturkunde, aber in *seiner* Weise.

Von jeher hat sich die Volksdichtung mit der Frage beschäftigt: *Warum das Meer salzig ist?* Schon die alte Edda berichtet, daß das Salz von einer Mühle herrühre, die so viel Salz gemahlen habe, daß das Schiff untersinken mußte. Im Meere aber entstand ein Schlund und seitdem sei die See gesalzen.*) Erinnerungen an diese Mühle finden wir z. B. in Colshorns Märchen und nach Norwegische Volksmärchen von Asbjörsen mahlt die Mühle noch immer auf dem Meeresgrunde. Selbst eine bis jetzt ungedruckte Ueberlieferung aus Budweis erzählt folgendes:

„In der Mitte eines großen Waldes lag eine Haide und an einem Ende derselben stand eine ärmliche Hütte, von einem alten Manne und zweien Söhnen bewohnt. Diese erbten die Hütte nach dem Tode des Vaters. Sie zogen es aber vor, die Hütte einem Köhler zu verkaufen, den Erlös zu theilen und in ein bewohntes Land zu ziehen. Einer von ihnen verheiratete sich und war bald mit dem Seinigen fertig. Darum sprach er seinen Bruder um Unterstützung an. Der war reich geworden aber auch geizig, und suchte seinen bettelnden Bruder zu entfernen. Als dieser eines Tages wieder kam, sprach der Geizhals zu ihm: „Ich will Dir auch diesmal helfen, wenn Du den Teufel aufsuchst und ihm von mir einen schönen Gruß bringst.“ Der wird ihn nicht loslassen, dachte er. Zögernd entschloß der arme Bruder sich dazu und begab sich auf den Weg. Auf's Gerathwohl wanderte er durch einen dichten Wald, ohne zu wissen, wo er den Teufel finden könnte. Am dritten Tage kam er ermüdet in ein schauerliches Felsenthal, wo ihm ganz unheimlich zu Muthe ward. An einem schwärzlichen Felsen erblickte er den Eingang zu einer Höhle. Halt, dachte er, vielleicht bin ich hier auf dem rechten Wege. Und so war es auch. Er war noch nicht tief hineingegangen, als ihm der Teufel begegnete und ihn fragte: „Was willst Du hier?“ Mit Zittern und Beben antwortete er: „Mein Bruder hat mich hergeschickt, ich soll Dir einen Gruß von ihm überbringen.“ „So,“ sagte der Teufel, „das

*) Simrocks „Edda“ S. 347.

Digitized by Google

freut mich; und kann ich Dir für die Botschaft eine Gnade gewähren?" In großer Verlegenheit erwiderte er: „Gleich am Eingange habe ich eine alte rostige Handmühle bemerkt, um diese möcht ich bitten." Der Teufel schien es ungern zu thun, allein er sagte: „Nimm die Mühle meinetwegen, sie hat die Eigenschaft: wenn man die Kurbel dreimal umdreht und einen Wunsch ausspricht, so wird er erfüllt; sie hört aber nicht eher auf zu malen, bis man wieder dreimal zurückdreht." Dankend entfernte er sich, und seinen Bruder nahm es Wunder, als er ihn wieder erblickte und von der Wundermühle hörte. Es wurde bald ein Versuch gemacht und Gold über Gold fiel unten heraus. Das wäre nun etwas für den geizigen Bruder gewesen. Verschaffe Dir, sprach er, genug Goldstücke und dann überlaß die Mühle mir. Der andere ließ sich bereden, er nahm das Besitzthum seines Bruders, und dieser begab sich mit der Wundermühle in ferne Länder. Als er einst ein Schiff bestiegen hatte und auf offener See war, fehlte es an Salz. Ei, sagte er, da kann ich schon helfen. Er drehte und wünschte und es fiel Salz in Menge heraus. Er wußte aber nicht, daß man dreimal zurückdrehen müsse, darum waren bald alle Räume des Schiffes mit Salz gefüllt, so sehr, daß das Schiff mit Allen, die darauf waren, in's Meer versank. Aber selbst auf dem Meeresboden hörte es nicht auf zu malen, so daß allmählich das ganze große Weltmeer einen Salzgeschmack bekam. Das merkte endlich auch der Teufel und holte sich seine Mühle wieder, aber das Meer war und blieb salzig."

Das hat mir eine Person aus Budweis vor vielen Jahren erzählt.

Es ist gewiß eine merkwürdige Erscheinung in der Kulturgeschichte, daß bei den verschiedensten Völkern der Erde Volksanschauungen angetroffen werden, die verwandt oder sehr ähnlich sind.

Was die Gelehrten über die Entstehung und das Wesen des Salzes lehren, lassen wir unerörtert. Uns interessiert hier nur die poetische Auffassung des Volkes, das übrigens auch den Wert und die Bedeutung des Salzes würdigt, sowohl in Erzählungen als auch in Sprüchen. „Salz ist die beste Würze", sagt Agricola in seinen Sprichwörtern.

In der irländischen See liegt die Insel Man, wo man folgendes fast gar nicht bekannte Märchen erzählt: „Zur Zeit, da die Zauberer noch mächtig waren auf der Insel, bante einer derselben den schönsten und kunstvollsten Palast, den man sich nur denken kann, Alles von Gold und Silber und Edelgestein. Aber die Bewohner des Palastes waren böse Geister; wer von Neugierde getrieben durch die Thore hineingieng, ward von ihnen in Stein verwandelt. Mehr und mehr verödete die Gegend, da die armen Leute aus Furcht sich aus dem Staube machten. Da kam eines Abends ein müder, zerlumpter Bettler, der daselbst nicht heimisch war, an den Palast, und weil er besorgte, man möchte ihm wegen seines elenden Aufzugs doch den Eintritt verwehren, ließ er sich außen vor dem Thor an der Mauer nieder und begann sein erbetteltes Mahl, bestehend in Brod und Fleisch und Salz, zu sich zu nehmen. Zufällig fiel ihm dabei ein wenig Salz auf die Erde an der Mauer, und mit einem Schlag unter Donner und Blitz und Sturm fiel das herrliche Gebäude zusammen. Auf die Kunde davon strömte das Volk zusammen und ließ in Lobgesängen seiner Freude vollen Lauf. Darum ist auf Man das Salz so hoch geschätzt; denn bei jedem Ausgang tragen die Leute ein wenig Salz in der Tasche, und kein Kind wird in Pflege gegeben oder genommen, ohne daß zuvor Salz ausgetauscht worden ist; auch der ärmste Bettler weist die dargereichte Nahrung zurück, wenn nicht etwas Salz dazugegeben wird. Fragt

Digitized by Google

man die Leute nach dem Grund dieser Bräuche, so erzählen sie einem obige Historie.

Salz hat auch eine sinnbildliche Bedeutung. Es ist belebend und dient zum Bilde geistiger Kraft und Nahrung. Deshalb stritten germanische Völker um die heiligen Salzquellen. Wie bei den alten Griechen der Gebrauch war, einen verfluchten Acker mit Salz zu bestreuen, so spielt auch das Salz bei den altdeutschen Zauberkuren eine bedeutende Rolle, immer wohlthätig wirkend. Auch kirchlich wird dem an Quatembertagen geweihten Salz eine schützende Kraft beigelegt. Als im Jahre 1886 die Giesinger Kirche in München eingeweiht ward, segnete der Erzbischof Steichele Wasser und Salz und besprengte damit den Boden, Altar und Kirche. Wie Salz gegen die Verwesung schützt, so auch gegen die Ansteckung mit dem geistig Bösen, und nach allgemeinem Volksglauben bedeutet Salzverschüttung ein Unglück.

Die Bedeutung des Salzes finden wir schon im Alten Testamente, wo es 3 Mos. 2, 13 heißt: „Alle deine Speisopfer sollst du salzen; und dein Speisopfer soll nimmer ohne Salz des Bundes deines Gottes sein, denn in allem deinem Opfer sollst Du Salz opfern."

Bekannt ist auch der Ausspruch Christi in der Bergpredigt, wo er zu seinen Jüngern sagt (Matth. 5, 13): „Ihr seid das Salz der Erde. Wo nun das Salz fad wird, womit soll man salzen? Es taugt zu nichts hinfort, als daß man es hinaus schütte und lasse es die Leute zertreten." Andere übersetzen den Urtext (Môranthê) mit „dumm," es bedeutet hier aber: fade, unschmackhaft, kraftlos. Es ist, als ob der Stifter die Abirrung vom rechten Wege, die spätere Verweltlichung seines Gottesreiches durch die Entartung vieler Pfleger desselben vorausgesehen habe.

Schließlich ist noch der Gebrauch der slavischen Völker zu erwähnen, die ihrem Herrscher Brot und Salz entgegen bringen. Das erinnert an eine Sage Grimms: „Brot und Salz segnet Gott." Ein Fürst hatte sich auf der Jagd verirrt und kam hungrig zu einer Köhlerhütte, und der arme Köhler gab ihm, was er hatte: Brot und Salz. Das aß der Fürst und war auch zufrieden.

Mein Sommerhaus.

Bekenntnisse aus dem Leben von **P. K. Rosegger.**

Wer hätte in seinem Stadt- und Weltleben nicht manchmal das Gefühl tiefer Ermüdung und Verstimmung, ohne eigentlich die Ursache davon zu kennen! Ich leide gar manchmal unter solchen Stunden der Abspannung und des Unbefriedigtseins, habe dagegen aber einen Talisman. Ich öffne ein Kästchen an meinem Schreibtische, in demselben liegt ein eiserner Schlüssel. Er ist nicht etwa aus Stahl fein gearbeitet, sondern schier plump aus Schmiedeeisen vom Dorfschmied verfertigt. Der Anblick dieses Schlüssels erquickt mich, er erinnert mich an köstliche Zeiten und verspricht mir wieder solche, er ist mir ein Anker, an den ich mich anhake, wenn beim Schwimmen im Meere des Weltlebens meine Kraft erlahmen, mein Muth sinken will — es ist der Schlüssel zu meinem Sommerhause im Gebirge.

Digitized by Google

Das Haus steht zur Stunde vielleicht halb versunken im Schnee, Winterstürme umbrausen seine Giebel, kein Pfad führt an seine Thür, die Fensterläden sind verschlossen und kalte Starrnis liegt in den finsteren Räumen. Längst sind auch die letzten Mäuse ausgewandert, denn ihre Naturen sind nicht ideal genug, um einen ganzen Winter über an den deutschen Klassikern und hehren Werken der Philosophen zu nagen. Es ist ein armes inhaltsloses Haus für den, der nach Speck ausgeht. Und doch thut es mir wohl, den Schlüssel in der Hand zu halten und mich in demselben gleichsam des lieben Landsitzes zu freuen, den mir das freundliche Geschick gegeben hat.

Als ich im Jahre 1869 für mein erstes Büchlein „Zither und Hackbret" das Honorar von hundert Gulden erhalten hatte, legte ich die Hälfte dieses Betrages in die Sparcasse. Das war der Grundstein zum eigenen Hause. Acht Jahre später, nachdem ich durch meinen hochherzigen Verleger Heckenast eben so viele Bücher in die Welt geschickt, hatte mein Ersparnis mit Einschluß der Zinsen die Höhe von 4000 Gulden erreicht. Nun gieng ich dran. Nur wenige Stunden von der Tummelstätte meines Kindes- und Jugendlebens, im Dorfe Krieglach, an der Ostseite desselben, erwarb ich einen zwischen Feldern und Wiesen gelegenen halb sterilen Grundstreifen von nahezu einem Joch in der Ausdehnung, und auf demselben ließ ich mir von dem wackeren Dorfbaumeister ein Haus bauen. Den Plan dazu hatte ich mir recht und schlecht selbst entworfen. Man warnte mich vor dem Unternehmen, es würde mir Aerger und Unannehmlichkeiten bringen und am Ende würde der dafür festgesetzte Betrag um ein Großes überschritten sein. Das traf nicht zu, der Bau, das langsame Erstehen des neuen Heims hatte mich im Gegentheile höchst wohlthätig angeregt, jeden Tag gieng ich hin und freute mich an dem Aufsteigen der Mauern, an dem Einzimmern der Thüren und Fenster, an dem Errichten des Dachstuhles, und endlich an dem Fertigstellen des Inneren. Und die bestimmte Bausumme ist nicht um einen Kreuzer überschritten worden.

Der Hausbau begann Anfangs Juni 1877. Am ersten September waren im Arbeitszimmer bereits die Wände übertüncht und die Fenster eingeglast. Brennend vor Verlangen, in meinem eigenen Hause zu sein, zog ich sofort noch an demselben Tage mit ein paar Büchern und der Schreibmappe in das Zimmer. Die Leute warnten mich und erinnerten an das Sprichwort: Ist ein gemauertes Haus fertig geworden, so nimmt man im ersten Jahre seinen Feind, im zweiten seinen Freund in die Wohnung, im dritten zieht man erst selber ein. Ich fand aber die Mauern über den schönen Sommer hin so ausgetrocknet, daß ich ungeachtet der Warnungen, tagsüber während in den Nebenzimmern noch die Tischler und die Schlosser hämmerten, im neuen Hause arbeitete, wobei ich freilich durch die offenen Fenster freie sonnige Luft zu mir herein ließ. Das Freudegefühl dieser Tage ist unbeschreiblich, aber, wie ich glaube, die Folgen davon stellten sich bald ein. Ein heftiger Schnupfen begann, der sich wöchentlich mehrmals wiederholte, jahrelang hinzog und endlich in einen chronischen Brustkatarrh ausartete, von dem ich heute noch nicht ganz befreit bin.

Das war die erste Gabe meines neuen Hauses. Dann kamen freilich bessere. Das größte Gut erwies es meinen Kindern, denen nun ein ländlicher Tummelplatz gegeben war, auf welchem sie die seligsten Jahre ihres Lebens in heller Luft verleben konnten. Die Kinder weihten mir das Haus, wie ich es ihnen geweiht hatte. Mein Herz ist sehr mit demselben verwachsen und es ist mir weh, wenn ich bedenke, was mit ihm geschehen soll, wenn ich nicht mehr bin und es meinen

Digitized by Google

Ueberlebenden der Beruf nicht gönnen wird, in ihm zu wohnen.

Es sind manchmal fremde Leute gekommen, um den Sommersitz zu sehen, sie suchten eine feine Villa im Schweizerstyle, so einen architektonischen Salontiroler, und giengen an meinem Dache vorüber.

Das Haus hat nach außen nicht viel Zierliches, mit seinen dicken Mauern steht es ziemlich derb und vierschrötig da, gar keinen andern Zweck verfolgend, als den, seinen sieben kleinen Wohnräumen mit Zugehör ein solider Burgfried zu sein. Hinter dem Hause ein Gemüse- und ein Obstgarten, in welchen ich eine schmucke Bretterzelle stellen ließ; vor dem Hause ein Wildgarten, dessen gepflanzte Bäumchen jahrelang nicht wußten, sollten sie in die Erde hinein, oder aus derselben hervorwachsen, die sich aber fast plötzlich für letzteres entschieden und heute stattlich und üppig den Bau vor der auf der nahen Eisenbahn vorüberranschenden Welt zu verdecken trachten. Die ganze Besitzung ist mit einem Holzzaune umplankt, welcher freilich alljährlich zu vervollständigen ist, weil manche arme Dorfleute aus demselben ihr Brennholz zu holen pflegen. Ich spüre nicht nach, wer es thut, denn „was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß," Jenen aber macht es warm, und so soll darob keine Feindschaft sein.

Seit zehn Jahren bewohne ich mit meiner Familie das Haus Sommer für Sommer. Der Wildgarten gibt seinen süßen Blütenduft, seinen trauten Schatten, sein Säuseln und Vogelsingen; der Gemüsegarten wird den ganzen Sommer über nicht müde, das beste Grünzeug in die Küche zu schicken, und die Obstbäume geben uns im Herbst, wenn wir mit den Schwalben davonziehen, manchen Korb voll köstlicher Aepfel mit in die Stadt. Das Anwesen ist sehr klein, und doch schafft das Bewußtsein, es selbst gegründet zu haben, ein gutes Behagen.

Es hat sich auch schon angelassen, als ob das Haus thatsächlich zu klein werden wollte, aber ich hüte mich wohl, es zu vergrößern und dadurch den Kreis der Bedürfnisse zu erweitern. Im Gegentheile, ein einziges lichtes Zimmerchen, das all meine Habseligkeiten leicht und ordentlich unterbrächte, wäre das Ideal für meine Person. Gehört ja doch Alles mein, was die Natur ausgebreitet hat im weiten Rund.

Der Landmann, der mag säen
Und ernten Korn und Lein,
Das Feldesblühn und Wehen
Zur Maienzeit ist mein.

Die Karner mögen tauschen
Und nutzen Baum und Stein,
Das Waldesgrün und Rauschen
Und Waldesruh ist mein.

Wie lustig ist das Wandern
Im freien Sonnenschein!
Die schwere Welt ist Andern,
Die schöne Welt ist mein.

Was fienge ein Poetengemüth, das nach solchen Schätzen geizt, zwischen den Mauern an! Wer sich auf fremdem Boden ein Stück Holz, ein paar Kartoffeln aneignet, ja der kommt zwischen Mauern, aber Einen, der den Abglanz der Schönheit, vom Besitze Anderer sozusagen die Seele sich aneignet, den lasset wandeln im Freien, sein Genießen zehrt nicht, es adelt vielmehr den Gegenstand, der sonst von aller Welt so profan und prosaisch geschätzt und verwertet wird.

Doch die ländliche Idylle ist ja längst volksthümlich, abgesehen von den Schäfergedichten sentimentaler Vergangenheit.

Schon aus älterer Zeit, in welcher die ländliche Schönheit noch nicht so tief in das Bewußtsein der Menschen gedrungen war als heute, stammt ein Volkslied:

„Wie schön ist das ländliche Leben!
Mein Häuschen steht auf grüner Flur,
Von schattigen Bäumen umgeben,
Wie schön ist die ganze Natur.
Im Schatten der grünenden Bäume,
Da sitz ich so gerne allein,
Da fallen mir goldene Träume
Der fernen Vergangenheit ein."

Digitized by Google

Als Aufenthalt der Glücklichen ist das Paradies und die Stadt Zion bezeichnet worden. Letztere konnte nie so recht volksthümlich werden, selbst die goldene Stadt ist über den Garten des Paradieses nicht aufgekommen. Mir gab das gütige Geschick alljährlich sechs Monate Erdenleben in der Stadt und sechs Monate Paradies auf dem Lande.

Kaum der Winter seinen Höhepunkt überschritten hat, werden schon die Monate, die Wochen und endlich die Tage gezählt, bis das Landhaus zu beziehen ist. Die Stadt wird lästig und lästiger, die Menge und der Verkehr mit ihr unbehaglicher und das herrliche Aufgrünen im Stadtpark und in der Umgebung ist für mich nur dazu da, um die Sehnsucht nach dem wirklichen Lande mächtig zu entfachen. Ich fühle mich welk, abgehetzt, stumpfsinnig, langweilig, ich empfinde eine Abneigung gegen mich selbst, und der Verkehr mit Leuten macht diese Empfindung nur noch ärger. Es ist keine Arbeitslust, keine Warmherzigkeit mehr in mir, ein grämiger, lederner Geselle, liege und sitze ich in der Stadtwohnung noch einige Zeit herum oder schleiche unlustig und halb verloren durch die lärmenden Gassen, in denen der Aprilwind den Staub aufwirbelt. — Und eines Tages packe ich urplötzlich meinen Handkoffer und übersiedle auf's Land in's Sommerhaus, wo durch die Sorge der wackeren Gattin Alles in guter Bereitschaft steht. Die Familie bleibt einstweilen noch in der Stadt, die Kinder werden noch monatelang in den Schulen zurückbehalten und ergötzen sich im Gedanken, wie gut es dem Vater sein mag.

Dem Vater ist es wirklich gut. Die leibliche Atzung findet er im Gasthause, dann zieht er sich in sein stilles Haus zurück oder streicht über die Fluren, durch die Wälder. Er kann das Glück kaum fassen, das nun wieder wie ein neues Leben über ihn gekommen ist.

In der Stadt, die an allen Enden und Ecken von schönen Sentenzen trieft, ist mancher gute Spruch gehört und gelesen worden, aber einer erdrückt den andern. An mein Landhaus habe ich nur einen einzigen altdeutschen Spruch schreiben lassen, der aber mahnt mich und Alle, die eintreten, um so eindringlicher:

„Treu unser Herz,
Wahr unser Wort,
Deutsch unser Lied,
Gott unser Hort."

Unser Ziel sei der Frieden des Herzens! Nie lebendiger wird mir dieser Gedanke, als wenn ich im Frühjahre das stille Haus betrete. Anfangs sind die Zeitungen, die mir folgen, noch Unruhstifter, bald bleiben sie unter ihren Adreßschleifen in einem Winkel der Stube liegen, bis der Leseverein des Dorfes mich mitleidig von den Papierlasten befreit. Trete ich hinaus, so sehe ich weder Tschechen noch Franzosen, weder Heiden noch Christen, weder Juden noch Antisemiten, sondern nur Menschen, die einen gesunden Egoismus haben, neben demselben auch ein gutes Herz, und beides ehrlich bekennen. Was mich anbelangt, so höre ich weder Lob noch Tadel, die Welt kann mich nicht erreichen und das Dorf läßt mich in Ruh; auch die kampfesmuthige Nachbarschaft im unteren Thale scheint zur Vernunft gekommen zu sein. So ist der liebe, erquickende, versöhnende Frieden da und in solcher Stimmung wird das Leben fast überirdisch, fast wunschlos. Nur, „daß ich angesichts der heiligen Wunder Gottes mich meines Lebens freue, sonst will ich nichts."

Da sitze ich im Stübchen und blicke hinaus auf die Felder, die vor dem Hause weithin ausgebreitet liegen bis zu den blauenden Waldbergen; oder ich schaue in der andern Richtung auf den uralten Dorfkirchthurm, den die Schwalben umkreisen. Ein Buch halte ich vielleicht in der Hand, aber ich kann nicht lesen, ich bin zu glücklich, ich kann nicht denken, ich kann nur träumen und die himmlische Ruhe empfinden,

Digitized by Google

die um mich und in mir ist. — Dann wieder sitze ich am Waldrand und betrachte den allerwärts aufkeimenden Frühling und die lichten sommerlichen Wolken am Himmel. Ich sehe dort einen Landmann, der Korn säet; dieses Korn wird grünen und ich werde seinen köstlichen Blütenduft genießen in den langen Frühsommertagen. Er wird in goldener Reife stehen, der Mohn und die Rade und die Kornblume wird in ihm leuchten, die Schnitter werden kommen mit klingenden Sicheln, Hochsommergewitter werden aufsteigen, und ich werde da sein. Auf den Feldern werden in langen Reihen die Garbenhäuschen stehen, dazwischen wird der Pflug schon wieder die Furchen ziehen, die lichtgrünen Fächer der Rübe werden darauf zittern im kühlen Winde, daneben auf dem Wiesenrand die Herbstzeitlose, und ich werde noch da sein. Endlich werden die gilbenden Blätter von den Bäumen fallen, im Grase wird Reif, auf den Bergen Schnee liegen, auf den Feldern und Gärten wird man die letzten Früchte einheimsen, und ich werde immer noch da sein. Ich sehe den Sommer aufstehen und sehe ihn schlafen gehen, und abgewendet von dem schalen Treiben der Menschen habe ich einen Blick frei in Gottes Weltenuhr.

Regt sich dann auch einmal der Hang nach Geselligkeit, so finde ich im Dorfe Genossen, die vielleicht einen engeren, doch nicht verschwommeneren Gesichtskreis haben als Jene, denen sich das Weltleben zwar geweitet, aber auch verflacht hat. Der Verkehr mit den Menschen auf dem Dorfe — ich meine hier nicht allein den Bauer, sondern auch den Lehrer, den Pfarrer, den Amtmann, den Kaufmann u. s. w. — ist mir stets anregend und meinen literarischen Arbeiten förderlich; von den Stadtkreisen läßt sich das bei mir nur beziehungsweise sagen. Meine erzählenden Werke sind größtentheils auf dem Lande oder durch dessen Befruchtung entstanden, die nachdenklichen und raisonnierenden fast alle in der Stadt und durch deren Einfluß. Und doch muß ich gestehen, daß mir für zeitweiligen Aufenthalt die Stadt unentbehrlich geworden ist. Nicht allein wegen äußerer Bequemlichkeit und aus Gesundheitsrücksichten in den scharfen Wintermonaten, sondern auch wegen der geistigen Regsamkeit, die wie gesagt nicht eigentlich befruchtend auf meine Arbeiten wirkt, mir aber persönlich wohlbekommt, wenn sie einen gewissen Grad nicht überschreitet und nervös wird.

Das Landleben schlichtet geistige Unpäßlichkeiten auf das Trefflichste. Die im Frühjahre fast elementar gewaltige Abneigung gegen das Stadtleben beginnt gegen den Hochsommer hin die Spannung zu verlieren. Zur Zeit, wenn die Kinder mit ihren Schulerfolgen kommen und ich mit ihnen über Berg und Thal wandere, ist die Wage zwischen Stadt und Land fast ausgeglichen. Zum Beginne des neuen Schuljahres werden, ohne daß das Behagen am Landleben auch nur im Geringsten abgenommen hätte, mit der Stadt neue Verhältnisse angebahnt, und im späten Herbste, wenn die Wege grundlos werden und der Frost in die Mauern des Sommerhauses dringt, versucht man's neuerdings mit der Stadt. Die erste Empfindung in derselben ist die der Behaglichkeit. Der Sinn für Theater, Kunst und feinerer Geselligkeit ist wieder rege, mit einem frischen Idealismus schaut man in die Welt hinein. Man wird bald enttäuscht. Ich habe, fast möchte ich sagen, das Mißgeschick, auf dem Lande in geistiger Beziehung anspruchsvoller zu werden. Der Verkehr mit der großen Natur, das Sichvertiefen in die literarischen Werke bedeutender Geister, das eigene Nachdenken auf einsamen Wegen erweitert die Seele, man schaut gleichsam von einem erhöhten Standpunkte aus auf das Menschenleben nieder. Nun ist man plötzlich wieder in der Misere der Welt. Der hohle Prunk, der geistige Hochmuth, der Tratsch im großen Style, das unfruchtbare, herz-

Digitized by Google

vergiftende politische Gehetze und sociale Gezänke, die Modethorheiten, die Impotenz der dramatischen Kunst, die sich nur noch zur Verhöhnung der Sitte zu erheben vermag — alles das und viel mehr noch widert mich nie lebhafter an als im Spätherbste, wenn ich vom Lande komme.

Man ergibt sich indes bald und hat nur sehr auf der Hut zu sein, daß man nicht selbst von solchen Früchten der Hochcultur angesteckt wird. Ein Rückzug in seine vier Mauern steht auch in der Stadt frei und in diesen vier Mauern vermag die Erinnerung wieder eine schöne sommerliche Welt hervorzuzaubern. In der Seele ist Sonnenschein und Blumenblühen und Vogelsang und der ländliche Friede. Und geht's einmal schief, so nehme ich den Talisman aus dem Kästlein, den Schlüssel, und schwelge in dem Bewußtsein des Sommerhauses und seiner reineren Freuden.

So treibt's der Mensch. Und wohl Dem, der eine ideale Welt hütet, in die er sich flüchten kann, wenn die reale ihm zu unangenehm wird.

Der Spieler.

Eine Geschichte, nacherzählt dem lieben Oheim P. Peter Hebel.

Wenn der Großvater seinen Tabak schneidet, so guckt ihn die kleine Marie freundlich und bittend an: „Aehndl, geh, erzähl es noch einmal, dasselbig von gestern, wo die Kundl dabei schlafend ist worden!"

Da rücken sie alle zusamm, die Kundl, das Annchen, das Bärbel und die Marie, mit dem Rocken näher an's Licht, und die Kleinen zupfen einander am Aermel. Das Büblein, der Jakob, nimmt eine Handvoll Lichtspän und setzt sich neben dem Leuchtstock hin und sagt: „Nu will ich's verrichten!"

Und der Hansjörg, der faule, liegt die längste Weil über dem Ofen, preßt die Fäust in die Backen, lugt auf und denkt: da heroben, da hör ich's am besten, bin Niemand im Weg und es kann mir nichts geschehen.

Darauf, wie der Aehndl den Tabak hat geschnitten und das Pfeiflein gefüllt, so hält er das unter den Lichtspan und saugt in durstigen Zügen, bis daß es brennt. Und brennt es, so schiebt er noch einmal mit dem Finger nach, drückt den Deckel zu und sagt: So will ich's halt nochmal erzählen. Doch müßt ihr mir ordentlich still sein, daß ich nicht irr werd, eh es zu End ist. — Und Du, dort oben, Du pack Dich vom Ofen herab! Hast wieder Deinen Platz nicht gefunden! Ist Dir zu wohl und g'lust's Dich gar vielleicht nach dem Karfunkel?! — Nu, merk auf, was das einer gwest ist, von dem ich im Sinne hab.

Es ist wo — so fährt er dann fort, — ein Platz, geht darüber kein Pflug, keine Egge; lauter Gesträuch und giftige Kräuter. Kein Dröscherl singt d'rin, lauter Kröten recken sich und sperren den Mund auf. — Kein ungeschickt Bürschel wär's gewest, der Michel, dasselb sagt man, gar kein ungeschickt Bürschel. Aber allzufrüh hat er in's Wirthshaus gefunden und die Spielkarten sind zum heiligen Sonntag sein Gebetbüchel worden. Fluchen hat er verstanden, daß sich eine Her in ihrer rußigen Kübel hätte besegnet, und die Stern am Himmel haben erzittert.

Da hat einmal Sonntags, wie sie so spielen, ein borstiger Jäger im

Digitized by Google

grasgrünen Rock zugeschaut, welchem das trefflichste Blatt fällt. Mit gottvergessenem Fluchen hat der Michel Stich für Stich und Zehner für Zehner verloren.

„Du verlaufst mir nicht!“ sagt für sich der grasgrüne Jäger.

Noch hört das die Wirthin und denkt: Was das bigott nur für ein Gesell ist! Sollt es ein Bettelmann sein?

— daß es kein Bettelmann war, werdet ihr schon noch erfahren.

Der Michel hat geheiratet, das Gütel verlumpt. Die Straßenwirthstochter, was sie sich nur hat gedacht, daß sie dem ihre Hand und ihr Jawort gegeben! Freilich wohl nicht aus Lieb zu dem Michel, aus Lieb zu den Eltern vielmehr — denn so ist's ihr Will gewest. — Geht er nicht selber in's Wirthshaus, so kommen Gesellen und führen ihn fort. — Und einmal, am Abend daheim schläft sie ein in schweren Gedanken; in derselben Mitternacht hat sie den bedeutsamen Traum gehabt. Es ist ihr gewest, als gieng sie von Staufen herab, auf der Landstraß. Da geht ein Kapuziner daher, der thut beten.

„Schenkt mir ein Bildlein, Herr Pater, wann Ihr so gut seid. Bin eine Braut; 's kunnt sein, es hätt gute Bedeutung.“

Der Pater, der schüttelt den Kopf zieht aus der Kutten eine Handvoll Bilder hervor: „Da, schöne Braut, zieh Dir selber eins heraus.“ Sagt's und wie sie zieht, da ist's eine schmutzige Karte.

— „Hast Du leicht Eichel-Aß? bedeutet rothen Karfunkel,“ sagt er, „es ist kein gutes Geschick.“

„Ja wahrlich,“ sagt sie, „das Eichel-Aß, ja das hab ich.“

Sagt d'rauf der Pater: „Zieh eine zweite! — So, sieben Kreuz hast Du jetzt?“

„Ja wahrlich,“ sagt sie und seufzt.

„Tröst Dich Gott,“ sagt der Pater, „zieh anders, es sind schon auch bessere d'rinnen. — Hast ein blutig Herz?“ —

„Ja wahrlich!“ sagt sie und erschrickt.

— „Zieh noch einmal, Bräutle, kann sein, daß jetzt der Heilige kommt. — Der Schaufelbub ist's?“

„Es wird wohl so sein,“ sagt sie, „beschau ihn Du selber.“

— „Ja, den hast, tröst Dich Gott, der schaufelt Dich ein!“

So hat das Kathel geträumt, und so hat es selbig Nacht geschlafen. Straßenwirthstochter, was hast Du gedacht, daß Du ihn doch noch genommen! — Oh, das hat sie ja müssen, d'rum sagt sie: „In Gottesnamen, so will ich. Nach den sieben Kreuzen und hinter dem blutigen Herzen kommt mein Heiliger — will's der Herr — und schaufelt mich ein.“

Zuerst hätt's mögen gehen. Zwar manchesmal hat noch der Michel gespielt und getrunken mehr als genug ist, geflucht und das Kathel geplagt. Hat ihn dann wieder erbarmt, wenn sie mit Thränen im Aug ihn heiß hat gebeten. Sagt sogar einmal: „Ja, Kathel, nu will ich mich bessern und die Karten verfluchen; daß mich der Teufel hol, wenn ich mir eine noch anrühr! Aber in's Wirthshaus geh ich, 's'selb will ich, 's'selb mag ich nicht lassen. Heul Du, so lang's Dir gefällt, ich kann Dir nicht helfen.“

Ihr ist er ungut, den Anderen treu gewest. Wenn er in's Wirthshaus kommt, sitzt schon der grasgrüne Jäger beim Tisch, der Dritt mischt die Karten und ruft ihm entgegen: „Bist ein Kamerad noch, so komm, wir wollen Eins machen!“

„Nein,“ sagt der Michel, „ich nicht, Kellnerin, bring mir mein Schöppel.“

— „Du nicht,“ sagt der Grüne, „geh laß die Flausen, es geht um nichts, gilt um nichts; thun nur aus Kurzweil.“

— Ei, denkt der Michel, gilt's nichts, so ist's ja nicht gespielt, und setzt sich neben den Grünrock.

Digitized by Google

Ein Knabe mit lockiger Stirn schreit durch's Fenster: „Ein Wort, Meister Michel, der Straßenwirth schickt mich."

— „Schick ihn halt wieder," sagt der Michel, „ich weiß schon, was er im Kopf hat. Wer spielt denn aus? Was ist denn Trumpf? Gestochen die Eichel!"

„Hei," sagt der Grüne, „was bist für ein Glückskind! Willst, so gilt's um einen Kreuzer!"

— Ist jetzt schon Eins, denkt der Michel, gespielt ist gespielt!

„Ist jetzt schon Eins." — „Kommt!" ruft der Knabe und klöpfelt an's Fenster, „nur auf ein einziges Wörtel."

— „Laß mich im Fried jetzt! Kreuz geb ich zu; gestochen und noch einmal gestochen!"

— So geht's vom Kreuzer bis endlich zum Gulden. Wie sie dann aufstehen, sagt der grasgrüne Jäger: „Michel, ich kann Dich nicht zahlen. Nimm meinen Fingerring da, bis ich ihn Dir wieder ablös; stecken verborgene Kräfte darin, da in dem rothen Karfunkel — schau einmal, wie er Dich anblitzt."

— Klopft's jetzt zum dritten an's Fenster: „Kommt, Meister Michel, es ist hohe Zeit!"

— „Laß Du Den schwatzen, wenn er nicht gehen will," so sagt der Grünrock, „nimm jetzt den Ring; sollt Dir das Geld einmal ausgeh'n, so kann's Dir nicht fehlen: steck diesen Ring an den Finger und lang' in den Sack, alle Tag einmal, so hast einen bairischen Thaler. Nur an keinem Feiertag, wollt Dir das selber nicht rathen. Kannst Du mich sonsten noch brauchen, so ruf mich, ich hör Dich; ich heiß Vitzli Butzli."

Dieweilen das hergeht, weint und schluchzt die Frau daheim im einsamen Stüblein. Sie liest in der Bibel, im alten Gebetbuch. Kommt jetzt der Michel und schimpft: „Find ich Dich wieder bei Deinem ewigen Beten und Heulen! Schau, was ich hab gewonnen: einen rothen Karfunkel!

Die Kathel erschrickt: „O Jesus," sagt sie, „was seh ich! das ist kein gutes Geschick!" — Und sinkt darnieder in Ohnmacht. — Wärest doch nimmer erwacht, armes Weib, was Menge von bitterem Kummer hättest verschlafen! —

Jetzt wird's täglich schlimmer. Der Michel flankirt auf allen Märkten von Kirchspiel zu Kirchspiel um, und wo man in ein Wirthshaus tritt, Vormittags, Abends, Mitternachts um zwölf Uhr — sitzt der Michel beim Tisch und mischt Karten. — Die Aecker daheim verwildern, das Gütlein schwindet, Stück für Stück kommt an den Stab, die Frau vergeht in bitteren Thränen. Kommt er zu Zeiten doch einmal heim, so gibt's grobe Reden und Antwort. Mit betrunkenem Maul flucht der Michel und schlägt seine Frau. Jetzt muß er zum Pfarrer, muß jetzt in's Oberamt, mit dem Gendarm.

Geht's schlimm, so kommt's ärger, wenn der Vitzli Butzli wieder in's Ohr sticht und Gall in's Blut spritzt. So währt es sieben Jahre. Dann holt ihn der Grüne und sagt: „Allo! gehen wir in's Wirthshaus? Heim kommst Du noch früh genug und was Dir die Frau zum Willkomm kocht, das wird Dich nicht brennen. Hör, Du erbarmst mich und wenn ich d'ran denk, so möcht ich zerspringen, wie es Dir geht und wie Dir die Frau das Leben verbittert. So ein Mann da, wie Du, der des Tags seinen Thaler verthun kann; im Spiel bist Du glücklich, aber nach dem leidigen Sprichwort, mit dem Weib hast's nicht troffen, das kann ich Dir sagen. Wärest allein, wie hättest es gut und bliebest genußsam. Es kränkt Dich, man sieht's, deine Adern schwellen. Trink Branntwein, ein Schlückel das kühlt Dir die Galle."

Aber daheim die Frau, mit zusammengeschlagenen Händen, sitzt auf der Bank und schaut mit Thränen

Digitized by Google

zum Himmel. „Sieben Jahr und sieben Kreuze!“ so schluchzt sie, „Alles wird wahr sein und Gott im Himmel wollt's enden!“ So sagt sie und nimmt das Buch und bebt in Todesgedanken.

— Auf einmal reißt der Michel die Thür auf und fürchterlich schnauzt er: „Heulst Du schon wieder? Du hast es nöthig, Du falsche Kanaille! Sauerkraut koch mir!“

Das Käthelein sagt: „Es ist nimmermehr Feuer.“

— „Sauerkraut will ich! Lug, ich dreh Dir das Messer im Leib um!“

— „Lieber heut, als morgen!“ sagt sie, „Du bringst mich unter den Boden, ein Weg wie der andere. Das Kind hast mir so schon zu Grund bracht, Du Mördergesell!“ — Sagt's und zuckt, und sinnlos schwanket sie nieder. „Mein blutiges Herz!“ so stöhnt sie im Sinken, „Schaufelbub, komm, da hast mich, schaufel mich ein.“ — —

Der Michel, von Schrecken ergriffen, läuft über's Feld. Der Boden schwankt und es rauscht im Nußbaum. „Grünrock!“ so ruft er, „jetzt rath mir Du!“

Der steht hinter'm Nußbaum und kommt hervor und fragt: „Na, was fehlt Dir?“

— „Das Käthel hab ich erstochen!“

— „So, ist das Alles!“ sagt d'rauf der Grüne, „wahrlich, Du kannst Einen arg erschrecken, daß man meint, was Wunder passiert sei. — Narr, das siehst, im Land kannst jetzo nicht bleiben, es könnt ein Verdruß sein. Dort ist der Rhein, und steht ein Schiff am Gestade, komm, ich will Dich begleiten.“

Drüben in Sorgau steigen sie aus, laufen quer über's Feld; im Einschicht-Wirthshaus brennt noch das Licht. „Jetzt will ich doch lugen, wer drinnen ist,“ so meint der Grüne, „leicht kannst Du Dir da die Grillen vertreiben.“

— Im Wirthshaus sitzen noch späte, nächtige Burschen, und trinken und spielen. „Kreuz ist Trumpf! Und noch einmal so! Und kennet ihr die da? Und noch einmal stech ich — gestochen das Herz!“

Es ist schon halb zwölf Uhr.

Will denn kein Knab jetzt erscheinen mit lockiger Stirn? — Ja, wahrlich, Michel, es endet! Wie spielst Du doch ungeschickt, Michel! Gestochen das Herz! — greift tief in die Seele. Und allemal, wenn er den Stich macht, wirft ihm der Grünrock einen seltsamen Blick zu. Bald wird es zwölf Uhr. — Mit alleweil schlechteren Karten spielt er alleweil schlechter, zahlt zuletzt schon mit Kreiden. — Jetzt schlägt es zwölf Uhr. Dem Michel zucken die Finger, frisch greift er in den Sack: „Wer wechselt ein' bairischen Thaler?“

— Schlechte Münz, Herr Michel! — er greift in gleißende Scherben. Thut einen Schrei und schaut mit Schreck und Graus den Grünrock an. Dieser leert sein Branntweinglas und spottet: „Michel, jetzt troll Dich, der Wirth wird wollen in's Bett gehen. Heut kommen viel Gäste, sie haben ja heut einen lustigen Feiertag. Ludwigstag ist, der fünfundzwanzigst' Augusti. Dreh an dem Ring, so lang als Du willst, geht nimmer vom Finger.“

Der Michel horcht auf: „Ein lustiger Feiertag?“ Wie hat er jetzt die Füße unten um's Tischbein geklemmt! Es hilft nicht lang, es thut nicht gut. Mit Angst steht er auf und sagt kein Wort und geht mit dem Grünrock, wie das Kalb mit dem Metzger zur blutigen Schlachtbank.

Vom Wirthshaus ein' Büchsenschuß weg bleibt stehen jetzt der Grüne und sagt: „Michel, schau, es steht kein Sternlein am Himmel; er hängt voller Wetter über und über. Es zieht kein Lüftchen, es schwankt kein Ast, es rührt sich kein Laub — und Du bist mir auch so still. Ich glaub, Du willst beten. — — — Ich muß Dir's bekennen, Deine Wahl, die war schlecht, seh, Michel, da hast ein Messer, hab's jüngst auf dem Markt gekauft. Gurgel'

Digitized by Google

Dich selber ab, so kostet's kein Trinkgeld . . . . ."

So hat der Aehndl erzählt. Und mit engbrüstigem Athem sagt drauf die Mutter: „Bist bald fertig? Mach mir die Kinder nicht schreckig, sind doch lauter erdichtete Sachen."

„Ja, ich bin fertig. Im Dornstrauch dort liegt er, wo keine Drossel will singen."

Die Marie sagt: „O Mutter, wer wird sich denn fürchten? Meinst, ich kenn's nicht, was er will sagen? Der Grünrock, das ist die böse Versuchung. Sie lockt und sie führt in Sünd und Elend, wenn ein Mensch nicht mag beten und schaffen. Und der lockige Knab ist die gute Stimm des Gewissens. — Ich kenn meinen Aehndl und seine Gedanken."

Almosen.

Von Nora Görner.

Es war eine lustige Gesellschaft, die spät am Abend aus dem Theater kam. Vorn, den Zug eröffnend, ein Brautpaar, dann Dr. F. mit seiner Frau, die Eltern der Braut; dann ein fescher Lieutenant und die Schwester des Bräutigams, und zum Schluß der Major, Bruder der Frau Doctorin, und Tante Otti, eine Verwandte des Doctors. Man sollte bei F.'s soupieren und eilte deshalb der Wohnung der Letztern zu. Da trat eine gebeugte Gestalt an den kleinen Zug heran und murmelte etwas von: Hunger — Noth — krankem Weibe — kleinen Kindern ꝛc. Die Jungverlobten vorn hörten und sahen nichts in ihrem verliebten Geplauder — Frau F. zog, an ihre jungen Rebhühner, die nicht verbraten werden durften, denkend, ihren Mann eiligst weiter und das Fräulein war mit dem Lieutenant in einem so interessanten Gespräche über die nächste Ballsaison begriffen, daß sie des Bettlers ebenfalls nicht achtete. Dagegen hatte ihn der Major, der sehr jähzornig war, sehr gut bemerkt.

„Macht, daß Ihr fortkommt und belästigt uns nicht, sonst rufe ich die Polizei!" schrie er ihn an, so daß der arme Mann erschreckt zurückwich. Nur Tante Otti blieb mitleidsvoll stehen und griff in ihre Tasche; aber o weh, das Portemonnaie war unter dem Operngucker, dem Sacktuche und diversen Schlüsseln nicht herauszubringen. Während sie sich damit abmühte, rief man von allen Seiten: „Wo bleibst Du denn Otti, halt uns doch nicht auf — das Souper wartet" — und der Major fragte barsch: „Wollen Sie vielleicht allein nachkommen? Was mich anbelangt, so warte ich nicht, bis Sie fertig sind."

Der Major war ein Erbonkel, von dem sich die ganze Familie Grobheiten sagen ließ, während Tante Otti nur eine arme Verwandte war, die man zwar gütigst unterstützte und zeitweilig einlud, vor der man sich aber keineswegs genierte. Der Major machte sich noch ein besonderes Vergnügen daraus, das arme, eingeschüchterte Wesen zu brüskieren, wenn auch die Andern scherzweise meinten: Was sich liebe, necke sich.

Auch heute war Otti nicht im Stande, dem energischen, rücksichtslosen Manne gegenüber selbständig zu sein und gab ihren Vorsatz, den Armen zu beschenken, auf, um rasch der Gesellschaft nachzueilen.

Digitized by Google

Man war sehr vergnügt bei F.'s, die Rebhühner und das ganze Souper ließen nichts zu wünschen übrig — und Alles aß und trank mit dem größten Behagen.

Nur Tante Otti starrte auf ihren mit Delicatessen gefüllten Teller, dachte an die gebeugte Gestalt und das bleiche Gesicht, das sie beim Scheine der Gaslaternen gesehen und ärgerte sich über sich selbst. „Warum ich mich doch immer von dem Major einschüchtern lasse," sagte sie sich, „wenn er auch reich ist und ich arm bin, hänge ich doch nicht von ihm ab und er hat mir gar nichts zu sagen. Freilich hätte ich dem armen Manne mit meiner kleinen Gabe nicht aus der Noth geholfen, — indessen war es doch unrecht, daß ich mich abhalten ließ, ihm etwas zu geben."

„Na, schmeckt es nicht," fragte der Major, „Sie haben wohl gar keinen Hunger heute?"

„O ja — doch — gewiß!" Und die gute Seele begann mit so viel Eifer zu essen, daß der Teller gar bald leer ward. Leider hatte sie in dem Wunsche, zu zeigen, wie gut es ihr schmecke, ihrem schwachen Magen zu viel zugemuthet. Das Unbehagen raubte ihr die Nachtruhe. Erst gegen Morgen schlief sie ein und hatte einen lebhaften, seltsamen Traum, dessen Zusammenhang mit den Ereignissen des Abends gleichwohl leicht erkennbar war.

Ihr war, als wäre sie eben gestorben. Weiche Fittige trugen sie empor über das Haus, über die Stadt, über Berg und Thal, immer höher bis an die Wolkenhallen, zwischen denen die Sterne so viel Licht ausstrahlten, daß sie geblendet die Augen schließen mußte. Als sie sie wieder öffnete, befand sie sich in einem unermeßlichen, von mildem Lichte erleuchteten Raume, und um sie herum standen im Halbkreise schemenartige Gestalten, wie sie selbst, alle wartend auf ihr Urtheil. Eine Wage, deren eine Schale weiß, die andere schwarz war, schwebte frei, sich scharf abhebend in dem lichten Nebel. Von Zeit zu Zeit erscholl eine Stimme, einen Namen rufend; gerade wie es Franz Moor so grausig beschrieben in der Vorstellung am gestrigen Abend. Der Gerufene trat vor und mußte zusehen, wie unsichtbare Hände schwarze und weiße Kugeln mit Aufschriften in die Wagschalen warfen. Je nachdem die schwarze oder weiße sich neigte, verließen die Schatten freudig oder verzweifelt den hellen Raum. Nun wurde auch Tante Ottis Name gerufen. Ihr Lebensweg war ein ziemlich ebener, wenn auch schmuckloser gewesen; sie hatte weder große Sünden zu begehen, noch große Thaten zu vollbringen Gelegenheit gehabt; dennoch sah sie zitternd, wie sich die schwarze Schale füllte mit allerlei kleinen Schwächen, Vernachlässigungen und bösen Gedanken. Dann aber — sie athmete leichter — kamen gute Thaten, Gefälligkeiten, die sie erwiesen, Wege, die sie für andere gemacht, kleine Opfer, die sie gebracht und unter diesen, zu ihrem eigenen Erstaunen, weiße Kügelchen, welche die Aufschriften trugen: „Almosen mit freundlichem Lächeln, Almosen mit Beschwerlichkeiten verbunden, Almosen von einem frommen Wunsche begleitet." Und während die Kügelchen fielen, sah sie im Spiegel der Erinnerung die Gestalten der Beschenkten vor sich. Zuletzt erschien auch der blasse, gebückte Mann, den sie am Abend gesehen und sie sah auch sich selbst, wie sie stehenbleibend in ihrer Tasche wühlte. Doch die gute Regung ward nicht zur That, das Bild verwischte sich und die weiße Schale, die sich schon tief geneigt hatte, stieg wieder empor.

O, hätte sie doch den Bettler beschenkt! Das hätte genügt, sie zum Himmel reif zu machen! Nun standen die beiden Schalen auf gleicher Höhe und die Stimme des Richters rief: „Dein Spruch bleibt vertagt, kehre zur Erde zurück und sieh zu, daß Du die weiße Schale besser füllst."

Darauf ward es dunkler und immer

Digitized by Google

dunkler, sie fühlte sich herabsinken aus der Atmosphäre des Lichtes und Duftes, in die schwere, vergiftete Luft der Erde und erwachte, nach Athem ringend, in Schweiß gebadet, in ihrem Bette.

Dieser Traum machte auf Tante Otti einen nachhaltigen Eindruck. Von nun an ließ die gute Seele nie eine Bitte oder einen Wunsch unerfüllt, wenn die Gewährung in ihrer Macht stand und von den Bettlern, die ihrer Schwelle nahten, gieng keiner unbeschenkt von dannen; und mochte sie es noch so eilig haben, mochte das Portemonnaie noch so tief vergraben sein, sie ließ sich durch nichts abhalten, Almosen zu geben. Das wurde nur zu rasch bekannt und bald zogen ganze Processionen vor ihre Thüre, so daß die Kreuzer zu Gulden wurden und sie sich manche Entbehrung auferlegen mußte, um allen Anforderungen genügen zu können.

„Wahrhaftig, Ihre Thüre ist mit Bettelvolk so verbarricadiert, daß ein anständiger Mensch gar nicht zu Ihnen dringen kann!“ brummte der Major, als er eines Tages Tante Otti zum Geburtsfeste beglückwünschen kam. Diese lächelte vergnügt und sagte: „Je mehr desto besser, desto früher wird die weiße Schale voll.“ Und als der alte Polterer sie anstarrte als zweifle er, daß sie bei Sinnen sei, da erzählte sie ihm den merkwürdigen Traum, den sie gehabt.

Ohne ein Wort des Spottes, das sie gefürchtet, verließ sie der Major und kam nie wieder auf dies Thema zurück. Als er aber kurze Zeit darauf plötzlich starb, fand sich ein Testament vor, in dem es hieß: „Zu meiner Universalerbin ernenne ich Fräulein Ottilie F., auf daß sie ihre weiße Schale nach Herzenslust füllen kann. Vielleicht kommt dabei auch mir etwas zu Gute.“

Was dies heißen sollte, wußte nur Tante Otti allein; alle Andern begriffen weder die Verfügung selbst, noch die Motivierung derselben. Indessen war der Wortlaut des Testamentes so klar, daß Niemand dagegen etwas einwenden konnte und die übergangenen Nichten und Neffen trösteten sich damit, daß Tante Otti bei ihrem Hingange gewiß Alles wieder gutmachen werde. Diese aber war durch die Erbschaft nichts weniger als beglückt, denn von nun an schienen ihr alle Freundschaftsbezeigungen ihrer Verwandten, die sie sonst so freudig und dankbar hingenommen hatte, Erbschleichereien und Eigennutz zu sein und mit dem Füllen der weißen Schale war's zu Ende, ihren Armen nützten wohl die reicheren Gaben, ihr jedoch nicht; denn, wenn sie auch mit vollen Händen von ihrem Ueberflusse abgab, so war ihrer Meinung nach das doch kein Verdienst mehr und zählte nichts vor dem ewigen Richter.

Vincenz Maikäfer.

Ein Provinzbild von **Sophie v. Khnenberg.**

Er war die gewichtigste Person in der ganzen Stadt. Das wußte er und hätte Niemand rathen mögen, daran zu zweifeln. Er war Alles in Allem. Würdenträger, Laufbursche, Kunstfreund und gewissermaßen Habitué im Concertsaal, bei Schulvereinsfesten, Commersen und Fackelzügen. Er war nicht das Mädchen für Alles, aber der Mann für Alles. Kein Verein hätte ohne ihn bestehen können, keine Versammlung wäre einberufen

Digitized by Google

worden, wenn nicht Herr Vincenz Maikäfer seine körperlichen und geistigen Kräfte zur Verfügung gestellt hätte. Er rennt täglich alle Straßen auf und nieder, er erklimmt an hundert Stockwerke, denn er überbringt alle Abonnementskarten, Balleinladungen und Vorladungen zu Comitésitzungen. Er kennt alle Leute und Alle kennen ihn. Er hat sich eine gewisse Routine im Verkehr mit den Menschen erworben und hat seine besondere Art für jeden Einzelnen. Die Herren Gemeinderäthe behandelt er mit einer Art devoter Zurückhaltung, Studenten und Künstler mit der freundlichen Miene eines Gönners, und sämmtliche Comitémitglieder mit collegialer Gemüthlichkeit; denn er fühlt sich ihres Gleichen, wenn er ein paar Sessel herbeiträgt, die brennenden Kerzen an dem Pult zurechtrückt, die Kommenden mit weltmännischer Verbeugung begrüßt und sich in den kurzen Erholungspausen, die ihm gegönnt sind, an eine Säule lehnt und die Hand mit dem weißen Glacéhandschuh, Nr. 7¼, zwischen den zweiten und dritten Knopf seines schwarzen Rockes zwängt. Das sind seine glücklichsten Augenblicke. Auch sein Name, der vielleicht manchen Andern geärgert hätte, stört ihn nicht im geringsten. Im Gegentheil. Seit ein berühmter Schauspieler, bei dessen Vorlesung er sein ganzes strategisches Geschick aufgeboten hatte, ihm scherzend gesagt: „Hören Sie, mein lieber Maikäfer, Sie machen Ihrem Namen alle Ehre, Sie schwirren und summen da herum, daß es eine Freude ist," seitdem hört er ihn mit einer gewissen Befriedigung. Er ist ein langer, hagerer Mensch mit einer scharfkantigen Nase und einem struppigen, schwarzen Schnurrbart, der über den Mund herabhängt, wie eine Trauerweide. Auf großen Bällen erscheint er in Kniestrümpfen und Schuhen, und eine große Schleife flattert von seiner Schulter, wie eine Fahne von hoher Thurmzinne. Manchesmal verwandelt man ihn sogar in einen alten Landsknecht oder einen Rathsdiener aus dem sechzehnten Jahrhundert, je nachdem die Decoration des Festes es erfordert, und Herr Vincenz Maikäfer trägt Halskrause wie Hellebarde mit gleichem Stolz. Er kennt keine Müdigkeit; er ist rastlos und pünktlich, wie die Uhr eines guten Geschäftsmannes. Nur zuweilen, an freien Sommer-Sonntagen, wenn alle Vereinssitzungen, Bälle und Concerte selig entschlafen sind und er aller Verpflichtungen für das Wohl der Stadt enthoben ist, vergönnt er sich, Mensch und pater familias zu sein. Er lebt mit seiner Gattin in tiefstem Frieden, denn er sieht sie so selten, daß sie ihm immer neu erscheint, und sie ist stolz auf seine allgemeine Beliebtheit; nur hat sie manchmal kleine Bedenken über seine Unanfechtbarkeit im Ballsaal, wo er Gelegenheit hat, so viel Reizendes zu sehen. Aber sie hat nicht Zeit zu Gardinenpredigten, und so beschränkt sie ihre diplomatischen Ausforschungen auf einige kurze Bemerkungen, die er geschickt zu umgehen weiß. Drei hoffnungsvolle Sprößlinge wandeln den Eltern sittsam zur Seite. Zwei aufgeschossene Mädchen und ein kurzbeiniger, dicker Junge mit einem rothen Apfelgesicht, der sich alle verblichenen Ehrenzeichen des Vaters um den Hals hängt. Herr Vincenz Maikäfer führt ihn an der Hand im Vollgefühl seiner väterlichen und amtlichen Würde. Heute ist wieder Sonntag. Er hat eine Ueberraschung für Frau und Kinder in der Tasche. Fünf Eintrittskarten zu einem Gartenconcert. Mit Jubel begrüßt der ganze Chorus diese Eröffnung. Und eine halbe Stunde später sitzen sie insgesammt um den weißgestrichenen Tisch mit dem grellrothen Kaffeetuch und lassen sich's wohl geschehen. Herr Vincenz Maikäfer bei einer Flasche Schilcher, und alle Uebrigen bei braunem Wasser, Kaffee genannt. Frau Maikäfer hat ihre Plage, die gute Laune der Sprößlinge zu zügeln. Mali und Linerl, die beide in die dritte Bürgerschulklasse

Digitized by Google

gehen, halten sich gegenseitig vor, drei Stück Zucker von dem blaugestreiften Porzellanschälchen entwendet zu haben, und in der heftigen Debatte reißt die Mali die Linerl bei dem dunkelblonden Zopf und erhält dafür von der Beleidigten einen kräftigen Puffer mit dem Ellenbogen, der noch sehr spitz ist. Der kleine Peperl schlürft anscheinend mit musterhafter Ruhe seine Tasse aus, beobachtet aber scharf Vaters Weinglas und angelt dabei mit den Füßen unter dem Tisch herum, so daß Frau Maikäfer die naßduftende Serviette breit über die Knie legt, zum Schutze für das neue braungetupfte Wollenkleid. Der Garten ist gesteckt voll. Musik, Gelächter, Stimmengewirr. Herr Maikäfer wird von mehreren Bekannten gegrüßt, er stellt sich gewohnheitsgemäß mitten in die wogende Menge und verhilft Bedrängten zu einem sicheren Tisch. Im allgemeinen Durcheinander hat der Peperl heimlich Vaters Glas ausgetrunken. Erstaunt über seinen Sonntagsdurst bestellt der Vater eine zweite Flasche. Jetzt erhebt sich plötzlich unter den drei Sprößlingen ein schüchternes Gemurmel, das immer stärker wird. „Ringelspielfahren, Vater, Ringelspielfahren!"

Herr Vinceuz Maikäfer nimmt die Miene eines Mannes an, der ein Uebriges thun will. Die besorgte Mutter schlägt vor, sich mit den drei Kindern in eine der rothangestrichenen Kutschen zu setzen. Aber ein einstimmiges Geheul ist die Antwort darauf. Sie wollen nicht fahren, sie wollen reiten. Der Peperl will durchaus auf einem recht weißen Schimmel reiten, die Linerl und die Mali, die mögen seinethalben auf Seejungfern sitzen, aber er will am Schimmel reiten, nur am Schimmel. Nun sitzt er oben. Der buntbefrackte Reitknecht will ihn mit einem Riemen festschnallen, aber er wehrt sich dagegen mit Händen und Füßen. Er wird sich schon festhalten, er wird nicht fallen, gewiß nicht! Triumphierend lacht er zu seinen Schwestern hinüber, die sich die Fessel ängstlich gefallen lassen. Mit beiden Armen umhalst er den Kopf des Pferdes und stramm sitzen die dicken Füße in den Steigbügeln. Halloh! jetzt soll's losgehen. Aechzend beginnt das Werkel seinen Marsch und langsam dreht sich der große Kreisel mit den jauchzenden Kindern. Der Peperl glüht vor Aufregung. Jetzt reitet er an Vater und Mutter vorüber und immer schneller, immer schneller. Er reißt seinen Schimmel an der struppigen Mähne, er will ihm die Sporen geben und verliert bei dieser Gelegenheit die Steigbügel. Jetzt sanst er wieder bei Vater und Mutter vorüber, er will ihnen zeigen, daß er ohne Anhalten sitzen kann . . . . plumps, da liegt er schon unten mit einem gellenden Aufschrei. Große Sensation unter den Umstehenden. Frau Maikäfer ist nahe daran, ohnmächtig zu werden, Herr Maikäfer will, daß man das Ringelspiel stehen lasse. Hierauf Conflict mit dem Besitzer, Geschrei, Gebrüll des kleinen Peperl, der unter dem kreisenden Ungeheuer hervorgezogen wird. Nein, verletzt ist er er nicht, nur thränenüberströmt, das dunkelblaue Leinenhöschen zerrissen und verstaubt, . . . ein Anblick zum Erbarmen. Aber nicht immer siegt das Mitleid. Und so erhielt der kleine Peperl zu allem Ueberfluß einen recht fühlbaren Verweis auf dem verstaubten Höschen, der nicht dazu angethan war, seine erregten Nerven zu beruhigen und seine gedrückte Stimmung wieder aufzuhellen. Unterdessen ist das Ringelspiel abgelaufen und Linerl und Mali haben ihren erhabenen Posten gleichfalls verlassen. Wie ein Geächteter wird der Peperl von ihnen behandelt und der Vater führt den noch immer Schluchzenden streng an der Hand. Frau Maikäfer hat zu thun, die verschobenen Blousen und zerdrückten Hüte der kleinen Walküren zurecht zu bringen, und in etwas herabgestimmter Laune nimmt die Familie wieder Theil an der allgemeinen Fröhlichkeit. Aber es dauert nicht lange, so siegt das Sonntagsge-

Digitized by Google

fühl der Freiheit wieder über alle bösen Ereignisse der letzten Viertelstunde. Die Mali hat einen Maikäfer gefangen und hält ihn dem Vater vor's Gesicht.

„Vatter, ich hab Dich g'fangt," sagt sie dreist und die Linerl lacht dazu, daß sie ersticken möchte. „Unartiger Fratz," brummt die Mutter, aber Herr Maikäfer zieht es vor, lächelnde Nachsicht zur Schau zu tragen, denn die Linerl ist sein besonderer Liebling; er ahnt in ihr eine künftige Theatergröße, da sie sich alle Couplets merkt und eine frische Stimme hat. „Ueber den Namen gibt's gar nichts zu lachen," sagt er würdevoll, aber immerhin hab ich Euch befohlen, diese Sorte Käfer Blütenkäfer oder Frühlingskäfer zu nennen, das ist ganz dasselbe und fordert keine Vergleiche heraus . . . . . Frau Maikäfer nickte zustimmend mit dem Kopf und der kleine Peperl benützte diese friedliche Uebereinstimmung der Eltern, um den „Vatter" zu bewegen, ihm ein paar große Kastanienblätter herunterzulangen. „Das darf man ja nicht," protestierte Mali, aber der Peperl hatte Charakter. Er ließ sich von einer Idee, die er einmal für richtig erkannt, nicht so leicht abbringen. „Blatti, Blatti" wiederholte er mit erstaunlicher Beharrlichkeit, bis Herr Vincenz Maikäfer seine lange Gestalt empordehnt und einen jener Riesenfächer herablangt, den Peperl nun als Wedel gravitätisch hin und her schwenkt und zuletzt durchlöchert. Linerl und Mali haben indessen einen kleinen Affenpintscher zu sich herangeschmeichelt und quälen ihn mit leidenschaftlichen Gunstbezeigungen. „Wird Euch gleich beißen," mahnt die Mutter. Und wirklich — schon im nächsten Augenblick thut die Linerl einen gellen Aufschrei, der dicke Pintscher fliegt mit einem Satz vom Schoß herunter und ein blutender Finger baumelt im nächststehenden Wasserglas. Abermals große Aufregung. Frau Maikäfer plündert eines der Salzfäßchen und reibt die kleine Wunde damit aus — Linerl brüllt und Peperl, dem Vaters Wein mählich zu Kopf gestiegen, fängt an, aus der Nase zu bluten . . . . Mit wortlosem Entsetzen blickt Herr Vincenz Maikäfer auf diesen tragischen Abschluß des sonntäglichen Ausfluges. Eine Art von wildem Ingrimm erfaßt ihn — da legt sich plötzlich eine schwere Hand auf seine Schulter. Mit einem Ruck dreht er sich um. „Ah — der Herr Redacteur" . . . „Gut, mein lieber Maikäfer, daß ich Sie hier treffe; Sie müssen sich schleunigst auf die Beine machen, wir haben eine Probe für heute Abend. Sie wissen ja, die lebenden Bilder" . . . . „Komme sofort, Herr Doctor." Mit einem Gefühl tiefster Erleichterung verabschiedet er sich rasch von Frau und Kindern und verläßt den Garten.

Seine Frau ist ein wenig gereizt, daß man ihr nicht einmal Sonntags den Gatten vergönnt, die Kinder weinen und schreien um die Wette — Vincenz Maikäfer aber schreitet rüstig aus mit seinen langen Beinen, wirft sich stolz in die Brust und spricht zu sich selbst: Es ist doch schön, unentbehrlich zu sein.

Digitized by Google

Vom Weibe, das mit dem Selbstmord droht.

Skizze von Hans Malser.

„Wie schön wäre doch die Welt!“ rief der Vater aus.

„Und wie süß wäre doch das Leben!“ setzte die Tochter bei.

„Und wie arg ist doch die Mutter!“ sagte der Sohn.

Diese drei Personen saßen auf dem Hügel unter der blühenden Linde. Das Land hatte seine schönsten buschigen Hügel in weiter Runde aufgestellt und der liebe Gott einen herrlichen Abendhimmel darüber gelegt, aus welchem gerade der funkelnde Sonnentropfen hinter der Waldhöhe hinabgeronnen war. Der liebe Gott freut sich, wenn ihm Jemand seine Welt lobt, doch hätte ihm das „Aber“ nicht entgehen sollen, welches hinter den Ausrufen des Vaters und der Tochter verborgen lag. Der Vorwurf bleibt ihm kaum erspart, er wendet den Menschen nicht die richtige Sorgfalt zu; wenn diese in ihrer Art so vollkommen wären, wie die Welt es ist — die Schöpfung wäre, wie jener Philosoph ausrief, ein Meisterstück sondergleichen.

Der Alte sitzt auf der Lindenbank und hat ein weißes wackelndes Köpflein; er thut immer mit Pfeife und Pfeifenrohr um, stopft Tabak ein, nimmt den Stummel in den Mund, sucht Zündzeug und thut gerade so, als ob er die Absicht hätte, über kurz oder lang Eins zu rauchen. Es will mit den Veranstaltungen aber nicht vorwärts gehen, während die Tochter daneben emsig an einem Stickzeug arbeitet. Diese Tochter ist ein hübsches Mädchen, zu sehen, als ob sie gestern den Höhepunkt ihrer Blütezeit erreicht hätte und morgen sachte zum Welken anheben wollte. Bei Mädchen ist es so, wenn man fragen muß: Ist sie schon reif? dann ist's recht, und wenn man sagen muß: sie ist schon reif, dann ist's auch schon zu viel.

Der Sohn sitzt nicht auf der Lindenbank, sondern liegt im Grase hingestreckt, und wenn die Mutter zugegen wäre, so würde er hören, daß er seine Gesundheit muthwillig zerstöre, weil nichts schlimmer ist, als ein Liegen auf dem feuchten Gras. Der Sohn ist eine derbe Gestalt mit einem stattlichen Schnurrbart und mit einer geballten Faust. Diese Faust schlägt er jetzt auf den Boden und ruft: „Allemal und allemal macht sie diese Geschichten!“

Die Tochter hebt ihre Schürze zum Gesicht und weint still hinein.

„Was wißt Ihr davon, Kinder!“ sagt der Vater mit einem dünnen Seufzer. „Mit Enerer Mutter habe ich meiner Tage viel ausgestanden! Ganz anders kumt's sein! Wenn Einen Jemand aus leidiger Boshaftigkeit quält, so ist das zu verstehen, aber wenn Einen Eine aus lauter Lieb peinigt, so ist das ein — ein — !“

Er spricht das harte Wort nicht aus, aber seine Hände zittern sosehr, daß das ganze Pfeifenbesteck, an dem sie herumdrehen, wieder ans Rand und Band geht.

„Ein solches Weib ist — ja, ich sag's, ich sag's!“ fährt er fort, sagt aber eigentlich doch nichts. Und so werde wohl ich sagen müssen, was ein solches Weib ist.

Vor mehr als dreißig Jahren hat der Kaufmann Pantner ein gutes Mädchen geheiratet. Gut muß sie sein, gefühlvoll muß sie sein, das war seine Hauptforderung, denn ein scharfes, polterndes Weib kann der Pantner nicht brauchen und Herr im Hause will

Digitized by Google

er bleiben. Gut und gefühlvoll war sie. Als Herr Pantner einige Zeit nach der Hochzeit seine alte halbsieche Mutter in's Haus nehmen wollte, hat sein Weib bitterlich geweint. Auf seine theilnahmsvolle Frage gestand die Ehegattin, daß sie keinen leidenden Menschen um sich sehen könne. Er meinte, das Sehen des Leidens thäte immer noch nicht so weh, als das Leiden selber, worauf sie in die Klage ausbrach, er hätte für sein Weib kein Herz und sie merke es schon, das Beste für sie sei, nicht auf der Welt zu sein. — Weil Herr Pantner an seinem Weibe diesen tiefen Schmerz wahrnahm, so ließ er die alte Mutter wo sie war — bei fremden Leuten, wo sie sich denn auch bald zur ewigen Ruhe legte.

Wenige Jahre nachher wollte sich Herr Pantner mit einem Theil seines Vermögens an einem großen geschäftlichen Unternehmen betheiligen, das auf gutem Grunde fußend einen stattlichen Gewinn versprach. Sein für das kleine gemeinsame Gut besorgtes Weib bat ihn, solches zu lassen; er wies auf die zu erwartenden Vortheile hin; sie stellte ihm die möglichen, ja nach ihrer Ansicht höchst wahrscheinlichen Verluste vor. Als sie aber sah, daß Pantner trotzdem entschlossen war, sein Glück auf dem ungewöhnlichen Wege zu versuchen, und als sie merkte, daß ihr Weinen und Warnen nichts half, rief sie in großer Erregung, sie wolle das Unglück nicht miterleben, daß sie mitsammt dem Kinde Bettler würden, sie wolle sich auf den Kirchhof legen, dann möge er machen, was er wolle. Herr Pantner war entsetzt über solche Reden der jungen Mutter und ermaß daraus die Größe ihrer Angst vor einem etwaigen Verluste des kleinen Vermögens. Er stand von seinem Vorhaben ab und sah mit Betrübnis zu, als sich das große Unternehmen allmählich auf das Glänzendste lohnte und seine Theilnehmer bereicherte, während Pantner herbe Noth hatte, sein etwas verrottetes Geschäft ein bischen zu heben.

Eines Tages begehrte die Frau, daß Pantner das Ladenmädchen fortschicke, welches aufgenommen worden, um der körperlich schwachen Frau in Haus und Geschäft behilflich zu sein. Herr Pantner erklärte, daß das Mädchen nicht leicht zu entrathen sei und daß kein Anlaß vorliege, es abzudanken. „So!“ sagte sie, „kein Anlaß!“ und weinte. „Kein Anlaß,“ versicherte er. Hierauf wickelte sie ein Papier auf und zeigte ihm Arsenik. „Was soll das heißen?“ rief er. „Oh, fürchte Dich nicht,“ antwortete sie, „ihr geschieht nichts. Und an mir liegt Dir nichts.“ Pantner hat das Ladenmädchen sofort entlassen.

Nun war der Sohn herangewachsen. Er hatte verschiedene Schulen mit gutem Erfolge durchgemacht und war entschlossen, sich einen lohnenderen, zum mindesten interessanteren Lebensweg zu wählen, als den sein Vater wandelte. Er hatte keinen geringeren Plan, als zur Marine zu gehen. Mit aller Vorsicht und Schonung wurde dieser Entschluß der Mutter mitgetheilt; für's Erste schlug sie über ihrem Haupt die Hände zusammen, für's Zweite hatte sie eine Ohnmachtsanwandlung, und für's Dritte sagte sie grauenhaft ruhig, sie sollten machen, was sie wollten, sie würden schon sehen, was geschähe! Der Sohn traf denn auch alle Anstalten zur Abreise nach Pola, wo er aufgenommen werden sollte. Als er eines Tages ein Gewand heimbrachte, das wie ein Schiffsknechtanzug aussah, sagte die Mutter: „Mein Kind, ich werde früher gehen als Du. Ich will es nicht erleben, daß ich mein liebes Kind bei lebendigem Leibe verlieren soll. In meinem Kasten werdet Ihr meinen letzten Willen finden. Ich bin mit Allem fertig, euch verzeihe ich, daß Ihr mich —“ Da brach sie in Schluchzen aus und sank zu Boden. Vater und Kinder erhoben ein Jammergeschrei, denn sie glaubten, es sei

Digitized by Google

schon geschehen. Aber sie lebte und der Vater beschwor den Sohn, von seinem Vorhaben abzulassen und zu Hause zu bleiben. Der Junge blieb zu Hause und stand verzagt hinter der Gewürzbude oder las in den Zeitungen von der Reise um die Welt, der sich mancher junge Marinär angeschlossen hatte.

Uebrigens war das Weib den Ihrigen die reine Güte selbst und that Alles, um ihnen den engen Kreis, in den sie sie gebannt hielt, angenehm zu machen. Für die Unzufriedenheit der Ihren hatte sie weder Auge noch Ohr, sonder that, als ob Alles im Hause eitel Glück wäre.

Jetzt kam der Werber um die Tochter. Es war ein junger wohlhabender Fabrikant aus der Stadt; das Mädchen war selig, der Vater gab sein Jawort, die Mutter begann zu rasen. Sie habe ihr Kind nicht auferzogen, rief sie, um es nun, da es im Hause ihre Stütze sein könne, zu verlieren. Und wenn schon geheiratet sein müsse, so wenigstens einen Andern, nur Diesen nicht! — Warum diesen nicht? Er sei ein braver, gesunder, tüchtiger Mensch, der seine Erwählte sehr zu lieben scheine. — Das sei Alles eins! rief die Mutter, „und wenn sie mir zum Tort gerade Diesen nimmt, diesen unausstehlichen Menschen, dann ist's gut, dann ist's gut!“ —

„Du bist allemal Jedem zu seinem Glück im Wege,“ wagte der alte Pantner einzuwenden.

„So,“ antwortete sie, „mehr brauch ich nicht zu wissen. Wenn ich Euch zu Euerem Glück im Wege bin, so wollen wir's anders machen. Ich habe mich bisher für Euch geopfert, ich will es auch jetzt thun. Es ist das Beste. Es ist das Beste. Lebt glücklich, ich bin auf Niemanden bös, lebt glücklich!“ Und stürzte in ihre Kammer, die sie rasch hinter sich verschloß.

Sie wollten ihr nach, der Alte bat sie bei allen Heiligen, die Thür zu öffnen, sie that's nicht, und als drinnen ein klägliches Aechzen zu hören war, erbrachen sie die Thür. Das Weib kauerte an der Wand und weinte, und die Tochter hatte ihr gelobt, von der Heirat abzustehen. —

Das war die Sache, wegen welcher unter dem Lindenbaum Vater, Sohn und Tochter die Welt und das Leben priesen und die Mutter anklagten.

„Lassen wir's drauf ankommen!“ rief nun der Sohn und hieb seine Faust auf den Erdboden. „Lassen wir's drauf ankommen. Ich wette, sie thut's nicht!“

„Wetten?“ fragte der Vater, der seinen Kindern gegenüber schneidig zu sein verstand. „Was willst Du denn wetten auf das Leben Deiner Mutter? Vielleicht etliche Maß Bier?“

„Wer immer vom Selbstmord spricht, der thut's nicht,“ sagte die Tochter.

„Kinder, Kinder! traut dem Teufel nicht!“ rief der Vater, „wer ihn so oft an die Wand malt, so oft! Ich bitte Euch, habt Geduld mit Eurer Mutter. Denkt an den Schrecken, wenn so etwas geschähe! Denkt an die Verantwortung! Wenn so etwas wär mit der Mutter, ich müßt mir selber ein Ende machen, ich mir selber. Es ist kein Spaß. Ihr denkt nur an Euch, immer nur an Euch, und nach Vater und Mutter fragt Ihr nicht. Oh, die Kinder! die Kinder!“

Sie hätten an jenem Abende ihr Elend noch länger betrachtet, wenn's nicht finster geworden wäre. Weil's aber finster ward, so giengen sie hinab in ihr Haus. Das Abendessen war traurig, obwohl die Mutter gütigen Wesens das Lieblingsgericht brachte. Der Vater aß allein. Der Sohn starrte mit geballter Faust vor sich auf den Tisch, die Tochter hatte sich zum Nachtmahl gar nicht eingefunden.

Am andern Morgen waren ihrer anstatt vier Personen nur mehr drei im Hause, die Tochter war verschwunden. Der Bruder meinte, sie sei klug gewesen und zu ihrem Fabrikanten gegangen, dem war aber nicht so,

Digitized by Google

gegen Abend desselben Tages fand man in einem Tümpel der Hollerschlucht ihren Leichnam.

Der Schmerz des Vaters und des Bruders artete in Wuth aus gegen die Mutter, und sie riefen ihr in der Verzweiflung Grausamkeit zu: Jetzt, jetzt sei es Zeit, jetzt solle sie sich umbringen!

Die Mutter war vor Schreck und Gram in eine schwere Krankheit gefallen, die sachte in ein Siechthum übergieng. Da mußten alle Aerzte und Medicinen herbei und sie halfen doch nicht.

„Nur noch einmal gesund werden!" seufzte das Weib oft und oft, und versprach Bußtage und Wallfahrten und bettelte täglich um ein Leben, das sie früher so oft frivol hinzuwerfen Miene gemacht hatte.

Der Sohn war längst nicht mehr zu Hause, sondern suchte in der Fremde sein versäumtes Glück. Panter, der alte, gebeugte Mann allein war bei ihr, in seinem Auge war kein Vorwurf mehr und keine Freude. Ein elendes Leben! Und von diesem wollte das sieche Weib nicht scheiden, die sonst stets mit dem Selbstmord gedroht hatte, so oft Eines ihrer Familie im Begriffe war, das Glück anzurufen.

Ein unglaublicher Charakter! sagt Ihr. Besinnet Euch, ob nicht auch Ihr Euch eines ähnlichen Weibes zu erinnern wisset, denn es gibt ihrer viele solcher! Das Frauenherz mag noch so liebenswürdig und gut sein — in einem Winkel desselben sitzt doch ein boshafter Dämon — ein Feind des menschlichen Glückes.

Frau Pantner ist endlich gestorben. Der alte Witwer sitzt zur Abendstunde einsam unter der Linde, und jetzt erst kommt er dazu, ruhig sein Pfeifchen zu schmauchen.

Die Waldstubenleut'.

Ein Alltagsbild aus dem Leben des Gebirgsbauers von R.

Die Waldstubenleute bestanden in acht Personen, welche von dem kaum zwanzig Joch großen Gütel leben mußten. Da war der Waldstuber und sein Weib, so viel als der Altknecht und die Altmagd, da waren die zwei ältesten Kinder, die schon Jungknecht und Jungmagd abgeben mußten. Das dritte, ein achtjähriges Mädchen, hegte und pflegte die drei jüngsten Kinder, welche im Waldstubenhäusel so recht die Herrschaft spielten, die Alles umsonst hatten, und thun konnten, was sie wollten.

Die Waldstubenleute hatten kein gutes Jahr gehabt; ihre Aecker, die hoch auf dem Berge am Waldraude lagen, waren dem frühen und späten Schnee und dem Hirschenhunger ausgesetzt. Die Kartoffeln, die von solchen Plagen über der Erde geschützt waren, verfielen unter derselben der faulenden Krankheit, der Kohl wurde auf dem Stengel von den Würmern gefressen. Da die Kinder keine Schuhe hatten, so liefen sie barfuß draußen im nassen oder bereiften Grase, sie wurden krank und der Arzt kostete mehr, als die Schuhe gekostet hätten. Die Sache aber war die: der Schuster konnte nicht borgen, der Arzt gab die Medicinen ohne Geld, schickte aber nach Verlauf des Jahres einen drohenden, Zahlung heischenden Brief.

So war viele Bekümmernis im Waldstubenhäusel, aber nun konnte es besser werden. Die junge Feldfrucht

Digitized by Google

stand sehr hoffnungsvoll, die Kinder waren wieder frisch und munter und ein Holzkohlengeschäft hatte einen größeren Geldbetrag abgeworfen, den zu holen der Waldstuber eben in Sandeben gewesen war. Froh gestimmt kam er heim, brachte den Kindern Wecken mit und dem Weibe ein Glas Wein mit Zucker und zeigte ihm schmunzelnd auch die mit Fünfguldenscheinen gespickte Brieftasche, die nun alle Sorgen dämpfen sollten. Es waren nicht weniger als vierzig Gulden darin. Vor Vergnügen knickte der Waldstuber seine Knie ein und duckte sich zusammen, so daß der ohnehin kleine Mann noch kleiner wurde.

Zur selben Stunde trat ein „herrisch gewandeter" Mann in die Stube. Als der Waldstuber ihn sah, fühlte er urplötzlich eine Herzbeklemmung, denn für den Bauer ist es nie ein gutes Zeichen, wenn ein „Herr" in sein Haus tritt.

Der Fremde grüßte sehr artig, zog sogar den schwarzen Hut vom Kopf und trocknete sich mit dem Taschentuch die Stirne, weil ihm heiß geworden war den Berg herauf. Es war im ganzen Wesen des Mannes etwas wie ein Vorwurf gegen die Waldstubenleute, deretwegen er an diesem Tage so sehr in Schweiß gerathen war. Es währte gar nicht lange, so zog er einen Papierpack aus dem Sacke und löste von demselben mit kundigen Fingern einen grauen, länglich gefalzten Bogen.

„Michael Waldstuber nicht wahr?" fragte der Fremde leichthin, man wußte aber nicht, fragte er den Genannten oder den Papierbogen. „Für den Waldstuber habe ich etwas."

„So," antwortete der Waldstuber, „wär mir schon recht, wenn ich was thät kriegen."

Die Kinder, die auf dem Fletz umherkrochen, machten lange Krägen auf den Tisch hin. Die Bäuerin gieng in die Küche hinaus, sie ahnte schon, was da kommen würde.

„Da, leset!" Der Fremde überreichte den Bogen.

„Oh, zum Lesen was," sagte der Waldstuber, „ich kann nicht lesen."

„So! na, das ist ja wieder einmal recht erfreulich."

„Mein Vater hat immer gesagt, der Bauer kriegt nicht viel Schönes zum Lesen, er sollt's lieber gar nicht lernen."

„Steuerrückstände!" sagte der fremde Herr, denn es war der Steuerbote aus der Krebsau.

„Hab mir's gedacht," murmelte der Bauer, „hab mir's eh gleich gedacht. — Wie viel denn?"

„Fünfundzwanzig Gulden dreinndneunzig Kreuzer."

„Oh, wieso denn?" fuhr der Bauer erschrocken auf.

„Und fünfzehn Gulden einundfünfzig Kreuzer Zuschläge."

„Ei, doch nicht, doch nicht!" rief der Bauer entsetzt.

„Macht zusammen einunddvierzig Gulden viernndzwanzig Kreuzer, welcher Betrag binnen drei Tagen bei sonstiger Pfändung im Steueramt zu bezahlen ist."

Der Waldstuber schwieg, gieng aber mit über den Rücken gelegten Armen rasch die enge Stube auf und ab, einmal das eine, einmal das andere Kind mit den Füßen von sich stoßend.

„Himmel gottverflucht!" stieß er plötzlich hervor und begann ein schauderhaftes Schelten und Wettern gegen die Bauernabtrenner und besonders gegen den Steuerboten, der, manches scharfe Wort schon gewohnt, verblüfft stillschwieg und zuhörte. Hei, wie es da niedergieng auf die Herren und die Staatsregierung, die dem armen Gebirgsbauer so gar nichts geben und nützen könne, aber Alles von ihm haben wolle. „Genießen wir ein Recht?" rief er, „nein, Jeder der höher oben steht als wir, thut mit uns was er will. Haben wir eine Polizei? Nein, wenn wir uns nicht selber wehren, kann uns im Gebirg jeder Vagabund todtschlagen

Digitized by Google

oder das Haus anzünden. Haben wir eine Schul, haben wir Wege und Straßen? Wenn wir sie selber erhalten, ja. Haben wir einen Schutz gegen Schauer und Hochwasser? Ja, wenn wir selber bei den Versicherungen einzahlen. Haben wir —"

„Kann ich dafür?" unterbrach ihn jetzt der Steuerbote. „Glaubt Ihr, es ist mir ein Vergnügen, zu den Nestern im Gebirg hernunzuklettern und Grobheiten einzustecken? Ich habe Kinder daheim, wie ihr, aber schaut sie einmal an, ob sie so gesnud und vollwangig sind, wie die Euren. Wir vom Amt sind dieselben armen Teufel, wie ihr, oder ärmer! ärmer! Die Boshaften von uns haben wenigstens *den* Trost, daß wir Andere um's Geld bringen können."

„Höllvermaledeite Zustände das!" schrie der Waldstuber, und sein Haar sträubte sich auf und seine Wangen waren erdfahl, „ich *hab* das Geld nicht. Ich muß Mehl kaufen, daß wir was zu essen haben, den Kindern Gewand kaufen, den Arzt bezahlen, das Steueramt soll warten. — Ich laß bitten," setzte er kleinlaut bei.

Der Bote schüttelte die Achseln. „Nichts zu machen," sagte er, „der Kloiber-Franz in Sandeben hat auch so geredet, just so, ist gestern vergantet worden."

Der Bauer schlug zum Boten gewendet die Hände zusammen und rief: „Seid Ihr denn nicht auch Menschen?"

„Wieso?" fragte der Steuerbote. „Wir sind Staatsbeamte."

„Und der Staat?"

„— ist kein Mensch."

In diesem Augenblicke trat der Oberförster Ladislaus ein, um zu sehen, worüber denn hier so scharf gestritten würde. Als er die Sache begriff, und er begriff sie bald, sagte er lächelnd zum Waldstuber: „Du mußt heute andächtig zu Deinem Schutzengel gebetet haben."

„Warum das wieder?" fuhr der Bauer, der sich gehöhnt glaubte, drein.

„Weil er Dir einen Retter schickt zu rechter Zeit," sagte der Oberförster und hielt ihm seine Brieftasche hin: „Da drinnen sind Deine fünfhundert Gulden."

Der Bauer trat erschrocken einen Schritt zurück und starrte auf die Ledertasche, die der Oberförster vor ihn hinhielt.

„Nimm's nur," sagte er freundlich, „nimm's, es gehört Dein. Der Kampelherr schickt Dir's für Dein Haus und Grund."

„Im Gottesnamen!" sagte der Waldstuber und nahm das Geld.

Da war er fremd in dem Hause seiner Väter.

Digitized by Google

Gedichte

von **Julius Sturm***).

Nicht ohne Liebe.

Nebel auf Erden,
Wolken am Himmelszelt:
Was ohne Sonne
Wäre die Welt?

Ach, und zu leben
Lohnte sich länger nicht,
Fehlte der Liebe
Goldenes Licht!

Ghasel.

Wenn Einer hoch begeistert ist,
So heißt's: „Er muß betrunken sein."
Denn die Philister kennen nicht
Das in den Geist versunken sein.

Ich sitze gern im Freundeskreis
Und lieb ein heiteres Gespräch,
Doch soll es mir gefallen, muß
Es voll von Geistesfunken sein.

Vor dem Pedanten fühl' ich Grau'n,
Der nur gelehrt zu schwatzen weiß;
Er bleibe fern mir, mag er doch
Vergnügt bei alten Schunken sein.

Dem Ernst des Lebens geb' ich Raum,
Doch Lachen auch hat seine Zeit;
Wer Seufzen nur und Klagen kennt,
Muß aus dem Reich der Unken sein.

Ein geplagter Redacteur.

Da bringt die Post mir ein Paket,
Worauf das „Eingeschrieben" steht.
Das muß wohl von Bedeutung sein!
Laßt seh'n! was schließt es in sich ein?
Zehn Bogen von Gedichten voll!
Der Kerl ist toll!
Das klappert und holpert,
Das hinkt und stolpert
Von Lieb und Wein,
Geldvöglein und Vergißnichtmein.
Dazwischen tanzen
In langathmigen Stanzen
Balladen und Romanzen.
Da dürfen nicht fehlen
Canzonen, Ghaselen
Und lange Ketten
Von Epigrammen und Sonetten.
Und hier ein Brief zehn Seiten lang
Voll Ueberschwang.
Da steht es klar: „Ich erlaube mir
Zu senden einige Proben hier
Von meinen Gedichten.
Sie würden mich zu Dank verpflichten,
Wenn Sie den Liedern Beifall zollten
Und sie veröffentlichen wollten.
Ich sende auf Begehr
Gern mehr;
Denn um die Zeit mir zu vertreiben,
Mag ich am liebsten Verse schreiben;
Mein Leidroß ist der Pegasus."
„Hochachtungsvoll und ergebenst" zum Schluß.
Hab' ich denn meine Zeit gestohlen?
Der Kuckuck mag die Reimer holen!
Sonst hat ein Lied die Leser erquickt,
Wer jetzt noch Verse sieht, erschrickt.
Drum bitt' ich, hochgeehrte Herrn,
Bleibt mir mit Euren Reimen fern,
Denn wißt, mein Korb ist übervoll;
Und damit Basta! — und ohne Groll.

Der Esel und Äsop.

Einst sprach der Esel zu Äsop:
„So spend' doch mir auch einmal Lob."
Doch lachend hört's Äsop und spricht:
„Noch bin ich Deines Gleichen nicht."

*) Bunte Blätter. (A. Herrosé, Wittenberg.)

Digitized by Google

Der Papst in seiner Herrlichkeit.

Einen größeren Einfluß auf die Welt und eine höhere Achtung hat das Papstthum wohl selten gehabt und genossen, als in der Gegenwart, da es — wie man sagt — der weltlichen Herrschaft entkleidet ist. Dieses geistige Königthum, das sich nicht auf materielle Macht stützt, dieses erst leuchtet überirdisch.

Als am 1. Januar 1888 Papst Leo XIII. sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum begieng, huldigte ihm fast die ganze civilisierte Welt. Wir haben viele katholische Stimmen über das merkwürdige Fest gehört, so ist es von Interesse, auch den Bericht eines protestantischen Blattes (der „Täglichen Rundschau" in Berlin) zu vernehmen. Der Bericht schreibt sich vom 1. Januar aus Rom und lautet:

Soeben (gegen 1 Uhr) von der Peterskirche heimgekehrt, eile ich, Ihnen die Eindrücke des heutigen Festtages zu schildern, auf den seit Monaten die Erwartung von ganz Rom gesehen und die Augen der ganzen katholischen Christenheit gerichtet waren.

Als Gesammturtheil möchte ich vorausschicken, es ist Alles gut gegangen, so gut, wie man es nur wünschen und hoffen konnte. Bei einem so ungeheuren Zusammenfluß von Fremden aus allen Weltgegenden, bei einem Hinstreben von vielen Tausenden nach einem Ziel, wäre irgend ein Unfall, eine Störung, wenn auch nicht böswilliger Art, leicht möglich gewesen. Bis jetzt ist mir nichts dergleichen zu Ohren gekommen.

Leicht hat freilich der Einzelne den Genuß der Feierlichkeit nicht erkauft, eine Anstrengung war es jedenfalls, aber auch einer solchen wert.

Die erste Frage war: wie kommt man am besten hin? Für einen Lauwagen wurden gestern 150 Lire, für einen Einspänner 60 Lire gefordert, — ob auch gezahlt, ist eine andere Frage. Doch abgesehen davon, mir schien es das Sicherste und Beste, zu Fuß zu gehen, und ich bin überzeugt, daß ich so am schnellsten vorwärts gekommen bin und unterwegs am meisten gesehen habe. Von halb 6 Uhr ab hörte ich das Wagenrollen, vor 7 Uhr gieng ich aus. Um sich einen Begriff von dem Treiben auf den Straßen zu machen, vergegenwärtige man sich den Morgen der Sonnenfinsternis in Berlin. Uns aber leuchtete ein herrlicher Vollmond vom wolkenlosen Himmel, dessen Licht erst allmählich erbleichte, als wir uns der Engelsbrücke näherten.

Auf dem Petersplatze waren Truppen aufgestellt, des Königs Soldaten hielten Ordnung bei des Papstes Feste! Bis auf die Bersaglieri, die bei den Eingängen Spalier bildeten, hatten sie es aber leicht. Auch Polizeiwachen waren in Menge vorhanden, aber nicht zweckmäßig postiert oder nicht genügend instruiert, sonst hätte es nicht vorkommen können, daß so viele Personen an unrichtige Eingänge geriethen und dann in Massen dem Strom entgegen zurückkehrend, das Gedränge vermehrten. Es stand freilich auf den betreffenden Karten, durch welche Thür man zu gehen habe, aber man bedenke, daß damit für Fremde, welche die Peterskirche nicht genau kennen, noch wenig gesagt war. Innerhalb der Kirche war die Ordnung musterhaft. Die Seitenschiffe waren durch Scheidewände, bekleidet mit rothem, goldverbrämtem Stoff, der Festdecoration der Pfeiler entsprechend, abgeschlossen, niedere Schranken umzogen die Tribünen um die Confession und in den Querschiffen, und schlossen so jenen Theil der Kirche vom

Digitized by Google

Loghause ab, ohne den Gesammteindruck zu stören.

Erhöhte Tribünen waren an den vier Hauptpfeilern und an beiden Seiten des oberen Kreuzarms nach der Cathedra zu, sonst nur gewöhnliche Bänke, von denen man aber den Altar der Confession sehr gut sehen konnte. Fast zwei Stunden des Wartens hatten wir vor uns, allein sie wurden uns nicht lang in dieser prächtigsten und größten Kirche der Welt. Es gab so viel zu sehen! Golden drang die Sonne von oben in den wundervollen Raum und beleuchtete die Kuppel, dies Wunder der Baukunst, mit ihren schimmernden Mosaiken, und die rothen Draperien der mächtigen grauen Marmorpfeiler. Die Flämmchen in den Bronzelampen um das Apostelgrab funkelten von Blumen umkränzt, und hoch darüber brannten riesige bunte vergoldete Kerzen. Selbst mit dem vielverrufenen Bronzebaldachin über dem Altar und seinen geschnörkelten Säulen söhnte man sich aus, um der herrlichen Lichtwirkungen willen. Der Altar war prachtvoll geschmückt, schneeweiß bekleidet, zur Linken von den mächtigen goldenen Leuchtern lag auf rothem Sammetkissen eine prachtvolle Tiara (dreifache Krone), strahlend von kostbaren Edelsteinen, zur Rechten eine goldene Mitra, ebenfalls mit Juwelen übersäet, mit Purpursammet gefüttert. — Unter goldenem Baldachin saß auf seinem Bischofsstuhl in einem Prachtgewande, dessen Purpurgrund unter Goldstickerei verschwand, der erzene Apostel Petrus, die dreifache Krone auf dem Haupt, und mehr als je strömten Andächtige herzu, seinen Fuß zu küssen.

Auf der Tribüne der Diplomaten, an der uns entgegengesetzten Seite, erschienen die glänzendsten Uniformen aller europäischen Staaten, reich mit Orden geschmückt. Die Malteser-Ritter, welche fürstliche Privilegien genießen, hatten eine der besten Tribünen am Altar der heiligen Veronika für sich, die nur wenig besetzt war; gewiß blickten Viele sehnsüchtig nach den leeren Plätzen. Der Großmeister erschien in reichem schwarzem Sammetwams und Mantel, ein riesiges weißes Johanniterkreuz auf der Brust, einige andere Ritter, reich mit Orden besternt, in malerischer Tracht, unten vor der Tribüne standen in rother Uniform die Malteser Herren. Und nun die päpstlichen Kammerherren und Kavaliere in spanischer Tracht, die dienstthuenden Kämmerlinge in violettem Kostüm, die Schweizergarde mit ihrer seltsam bunten Uniform von schwarz, roth und gelb, den Helm mit wallendem Federbusch auf dem Haupte, die Hellebarde in der Hand, die Palastgarde (römische Bürger haben dies Ehrenamt) in ihrer Staatsuniform und endlich die Nobelgarde, Söhne der ältesten und edelsten römischen Geschlechter, in dunkelblauer Uniform, mit weißer Schärpe, goldenem Helm und weißem aufstehendem Federbusch, während ein schwarzer lang über den Rücken fällt, den blanken Säbel hoch haltend. — Es war ein Bild, so reich, so glänzend und farbenprächtig, wie man es kaum so bald wieder sehen wird, und doch nur erst ein Vorspiel zu dem, was kommen sollte.

Die Nobelgarde stellte die Ehrenwache am Altar, die Schweizer standen in weitem Umkreis an den Tribünen und die Palastgarde bildete im Langschiff Spalier, dessen Mittelgang also völlig frei blieb.

Hie und da gieng ein Flüstern durch die Versammlung, ob der Papst auch kommen werde; man habe gehört, er sei leidend, der Arzt habe ihm abgerathen, die Messe zu lesen. Aber etwa um halb Zehn war am äußersten Ende der Kirche eine Bewegung vernehmbar — er ist herabgekommen! er naht!

Für Diejenigen, welche die Peterskirche nicht kennen, ist's schwer, eigentlich unmöglich, sich einen richtigen Begriff von ihrer Größe und von ihren

Digitized by Google

majestätischen Verhältnissen zu machen. Sie werden es also auch schwer begreiflich finden, daß man an einem Ende der Kirche, ja in der Mitte kaum ahnt, was am anderen geschieht. — Jetzt aber erschallen die silbernen Posaunen; wie Sphärenklang erfüllt ihr wunderbarer Ton die weiten Hallen, und jubelnd erhebt sich von Tausenden von Stimmen der Ruf: „Evviva il Papa!“, der wie ein langgezogenes „Ah!“ fortklingt und wie Sturmesbrausen weiterrollt.

Die Garden schreiten voran — Hunderte von Bischöfen und Kardinälen, römischen und fremden Prälaten folgen im Zuge, der sich langsam und feierlich durch das Schiff der Kirche bewegt, aber Aller Augen richten sich nur auf einen Punkt. Jetzt blinken die goldenen Spitzen des schneeweißen Baldachins, jetzt wehen die prachtvollen Straußenfedern der Flabelei, und dazwischen unter dem weißen Baldachin erscheint der Fürst der römischen Kirche auf seinem goldgestickten Purpurthrone, ein schneeweißes Gewand über dem Purpurkleide, die päpstliche Krone auf dem Haupte, dem sie schwer zu sein scheint — denn bleich und abgezehrt, wie ein Antlitz, das kaum noch der Erde gehört, erscheint des greisen Priesters Gesicht, abgemagert und durchscheinend die Hand mit dem großen, von Juwelen funkelnden Bischofsringe, die er segnend erhebt. So macht der Zug die Runde rechts um die Confession, dann senkt sich die Sänfte und der Papst steigt herab von der Sedia gestatoria, nachdem er mit den Meßgewändern bekleidet worden, und geht, von einer Schar hoher Geistlicher umgeben, deren zwei ihn unterstützen, die Stufen des Altars empor. Er trägt ein goldenes Prachtgewand, auf dem Haupt nur ein weißes Käppchen.

Unser Platz ist so günstig, daß uns keine seiner Mienen und Bewegungen entgeht. Mit einem guten Glase erkennen wir die Zeilen im Meßbuche, die rothen und die schwarzen Buchstaben, also auch jeden Zug seines Gesichtes, die Bewegung seiner Lippen, während er die stille Messe liest, auch die Thränen, die ihm in tiefster Bewegung bei der Consecration in's Auge treten. Was mag in der Seele des Greises vorgehen, wenn er zurückdenkt an den Tag vor fünfzig Jahren, als er zum ersten Male das Mysterium des Altars feierte und wohl nicht ahnte, daß er einst hier, an der heiligsten Stätte der katholischen Christenheit, dastehen würde als ihr Haupt, dem Alle huldigen! Mit tiefer Inbrunst küßt er den Altar, das todtenbleiche Antlitz ist verklärt von Andacht. Und nun erschallt ernst und feierlich, und dann jubelnd und triumphierend, herrlicher Chorgesang. So hörten wir noch nie in der Peterskirche singen. Es sind zwei Motetten, eigens zu dieser Gelegenheit componiert, welche die Feier der Messe begleiten, die ungefähr eine halbe Stunde dauert. Dem Papste wird abwechselnd die Mitra und die Tiara auf's Haupt gesetzt; dann kehrt er auf seinen Thron zurück, und nun erschallt das Tedeum laudamus. Der Chor intoniert, tausendstimmig fällt die Gemeinde bei den Responsorien ein. Beim Schluß erklingt vornehmlich die Stimme des Papstes. Nach der Danksagung bewegt sich der Zug links um die Confession, also an unserer Seite hin, nach dem Mittelschiffe zunächst zur Statue des Apostelfürsten, dem der Papst seine Huldigung darbringt, dann hält er vor einem in der Mitte der Kirche errichteten kleinen Ruhealtar, verliest mit klarer, vernehmlicher Stimme eine Schrift und spendet den apostolischen Segen.

Und nun bricht wieder ein Jubel aus, lauter als Posaunenton, heller und freudiger noch als zuvor. Ein Schein, wenn nicht des Triumphes, so doch hoher Freude, liegt auf den Zügen des Papstes, der wohl fühlt, diese Begeisterung ist eine wahre, allgemeine — sie läßt sich nicht halten und macht sich durch lautes Hände-

Digitized by Google

klatſchen Luft, als die Mittelthür der Kirche ſich öffnet und der Segen des Papſtes hinausdringt zu der zahlloſen Menſchenmenge, welche draußen die Stufen und den weiten Platz füllen. Ein großer, unvergeßlicher Augenblick!

Nachdem der päpſtliche Zug die Kirche verlaſſen hat, kommt Bewegung unter die Menſchenmenge im Innern; Einige ſuchen den Ausgang zu gewinnen, Andere an die Petrusſtatue zu gelangen, die meiſten Geiſtlichen ſteigen zum Altar empor und küſſen denſelben, viele Andächtige knieen um die Confeſſion; das Immergrün, welches unten ihre Schranken umgab, iſt im Nu verſchwunden, Jeder ſucht ein Sträußchen, ein Blättchen zu erhaſchen. „Das geht mit nach Spanien!“ ſagt ein alter Prieſter, „das nach Armenien,“ ein majeſtätiſcher, bärtiger Geiſtlicher.

Der Papſt hat für die heutige Meſſe, la messa d'oro, über zwei Millionen Lire in Gold als Oblation erhalten.

Unter den eingetroffenen Telegrammen befindet ſich auch eins vom Schah von Perſien.

Nicht ohne Beſorgnis wird von ſeinen Verehrern über das Befinden des Papſtes geſprochen und von Herzen gewünſcht, daß die Anſtrengungen des heutigen Tages ſeine Kraft nicht zu ſehr erſchöpft haben mögen. Th. H.

Glaube wird nicht untergeh'n.

Glaube wird nicht untergeh'n,
Glaubenslehren ſind kein Glaube.
Gott herrſcht in den ewigen Höh'n,
Und der Meinungskampf im Staube.

Lechſtein.

Digitized by Google

Kleine Laube.

Wie die Wäldler einen großen Dichter feiern.

Die Schoppernauer sind aufmerksame und lustige Leute. Am 23. April 1864, am St. Georgiabend, kamen sie auf dem Dorfplatz zusammen und hatten Pfeifen und Trommeln bei sich und gut eingefettete Gurgeln zum Singen und auch zum Trinken, und Kienspanbuschen zu einem Fackelzug, und Einer war dabei, der hatte eine Rede ausgedacht, die sich vor einem studierten Herrn wohl hören lassen konnte.

Der Herr Doctor H . . . ist ein gar beliebter Mann, sind Alle mit ihm zufrieden, nur der Apotheker und der Todtengräber nicht. Der Doctor verschrieb den meisten seiner Gesunden mäßige Lebensweise und gute Luft, und so besann sich Jeder dreimal, bevor er einmal krank wurde und der Herr Doctor selber mußte die Amtmannsstelle annehmen, daß er leben konnte. Wie er die Leute aber als Arzt verschonte, so griff er ihnen als Amtmann tiefer in den Beutel, als ihnen lieb war; er mußte es thun, denn das Steueramt drängte, und wenn er gleich für einen oder den anderen armen Geiser heimlich den auf eine Gant abzielenden Betrag zahlte, so mußte er sich doch von den ungeschliffenen Schoppenauern bisweilen einen „Bauernschinder" als öffentlichen Gruß gefallen lassen. Im Ganzen sahen die Leute an ihrem Doctor-Amtmann einen braven Mann, und als nun der Namenstag kam, versammelten sie sich vor seinem Hause zu einer musikalischen Huldigung.

Es war schon dunkel geworden, da erscholl der erste Tusch. Nach demselben kam ein lustiger Marsch, der in den Felsen und Wäldern wiedergellte. Nach diesem Musikstück waren sie still und erwarteten, daß nun der Herr Doctor aus dem Hause treten und sich für die Ehr bedanken werde. Aber er zeigte sich nicht. Wohl war er in seiner Wohnung, aber die Verdrießlichkeit über einen Aerger, den sie ihm gerade vor wenigen Tagen angethan hatten, hielt ihn beharrlich im hintersten Winkel seiner Stube zurück. Ließen sie einen blechinstrumenternen Jodler los, einen Landler dann, und warteten wieder. Aber der Angefeierte zeigte sich nicht. Nicht einmal eine Verneigung vom Fenster aus — rein gar nichts. Die Leute, die sich in Haufen versammelt hatten, huben an zu murren über den Hochmut des Doctor-Amtmanns und die Bauersleute seien ihm nur gut genug, wenn sie mit vollen Geldsäckeln kämen. Man wisse recht gut, daß er im Hause wäre, aber wenn er schon das wohlgemeinte Gratulieren mit den Pfeifen nicht hören wolle, so hätte man auch andere Grüße, die noch besser vernehmbar wären, und umsonst seien sie nicht zusammengekommen.

Noch ein drittes Mal versuchten sie es mit einem klingenden Lieblingslied des Gefeierten. Vergebens, der Doctor blieb unsichtbar. Jetzt wurde die Lage gefährlich, die aus allen Berggräben zusammen-

Digitized by Google

gekommenen Leute sahen sich um einen lustigen Abend betrogen, sie wurden immer unruhiger und mancher Schlingel steckte seine Taschen schon mit Kieselsteinen voll, um gelegentlich die Fenster zu bewerfen. Da sprang ein junger, schlanker Mann auf den Kopf des Brunnentroges — es war ein Einäugiger, sah es aber recht gut, was hier zu thun war. Er klatschte mehrmals in die Hände, da stutzten die Leute und sagten: „Still, still, der Jaukomichel redt was!“

Der Jaukomichel war auch ein Bauer, ein recht armer noch dazu, denn er hatte mehr Bücher als Mist — aber gescheit war er und predigen konnte er wie ein Pfarrer. Als er heute die Aufregung gesehen hatte und die Gefahr, die dem braven Doctor-Amtmann daraus entstehen konnte, sann er rasch auf Mittel, den gereizten Gemüthern eine andere Richtung zu geben. Da fiel ihm was ein und als es nun ruhig geworden war, hub er auf dem Brunnentroge stehend so an zu reden:

„Wir sind heute zu einem lustigen Festabende zusammengekommen. Wir haben uns hier auf dem Platz aufgestellt, um mit Musikschall die Leute herbeizurufen aus allen Häusern und von den Bergen herab, denn Jeder soll dabei sein, weil wir heute den Geburtstag feiern wollen von einem großen, weltberühmten Mann. Wer etwa glaubt, daß wir Einen hätten loben wollen, der mitten unter uns ist und seine Pflicht erfüllt, der ist in Irrung; brave Leut müssen wir Alle sein und Einer für den Anderen einstehen, deswegen wird noch Keinem was vormusicirt. — Wir aber ehren heute einen Mann, der schon vor dreihundert Jahren geboren worden ist und der heute noch die Welt erfreut. Ein Dichter ist's, so groß, wie wir vielleicht gar keinen mehr haben auf der Welt. Der hat mehr gethan, als wie der beste Prediger, der hat den Menschen ihre eigenen Seelen gezeigt, ihre eigenen Herzen vorgehalten; da haben wir, wenn ich schon reden soll wie der gelehrte Professor zu Bregenz, die Wetterstürme der Leidenschaften und den Sonnenschein der Freude erst recht erschaut. In den Schauspielhäusern der großen Städte werden die Dichtungen des unvergleichlichen Mannes aufgeführt, der Bürgersmann und der Soldat wohnt ihnen mit Andacht bei, Könige und Kaiser beugen ihr Haupt und lassen sich ergötzen und mitunter auch die saure Wahrheit sagen von dem Dichter, der aus dem Volke des nebelumdüsterten England emporgestiegen ist zu einem leuchtenden Stern für alle Völker. Auch das Bauernthum wird die Werke dieses Mannes verstehen, vielleicht besser wie die Bibel, die noch vor kurzer Zeit in unserem Lande verboten gewesen ist — denn des englischen Dichters Werke sind einfach und gar gewaltig, wie Sonnenschein und Wettersturm — sie vermögen es, die Menschen zu erschüttern, zu läutern und zu erleuchten. — Wer das nicht glauben will, den überzeuge ich zu jeder Stunde. Ist Einer in Traurigkeit oder in der Lust, hat er ein Maidle lieb und kann es nicht kriegen, ist Einer verrathen vom Freund und verlassen von seinen Kindern, oder er hat sonst eine Qual, eine Gier, die glutheiß in seinem Herzen brennt — in den Büchern, die ich meine, wird er Alles wieder finden — sein tiefstes Geheimnis hat der große Dichter vor Jahrhunderten schon laut gemacht aller Welt und eine Fackel dazu gethan zur Erkenntnis. Der Dichter heißt Schekspier. — William Shakespeare heißt er, und fragt die Herren in Au und in Bregenz, und fragt unsern Pfarrer, sie werden Alle davon wissen. Der Dichter ist geboren am 23. April 1564 — also gerade vor dreihundert Jahren. — Der Staub seines Leibes ist längst verweht, wir lebenslustigen Wäldler aber sind heute beisammen, um seinem Andenken ein Fest zu feiern. Wer den großen Dichter kennen lernen will, der komme mit mir in's Wirthshaus!“

Ein großer Dichter und ein Wirthshaus! wer konnte da widerstehen?

Zudem war's ja eine prächtige Demonstration gegen den hochmüthigen Doctor-Amtmann.

Digitized by Google

Bald war der Rößlewirth voll von Gästen, da zeigte das Männlein, welches früher gesprochen hatte, das Bild Shakespeare's, erzählte von dessen Leben und Dichtungen, von dem wahnsinnigen König, von dem Wucherjuden, der sich das Pfund Menschenfleisch verschreiben ließ, von den zwei Liebesleuten Romeo und Julie, die sich selbst um's Leben gebracht, von gedungenen Mördern, mörderischen Fürsten, närrischen Weisen und gescheiten Narren.

Hell begeistert wurden die Bauern. Einen Fackelzug hielten sie, der dem Doctor-Amtmann vermeint gewesen war; auf der Höhung zündeten sie ein Freudenfeuer an, das man weit im Thale sah und die Leute draußen meinten, es wäre die Osternacht. Die Burschen musicierten, die Weiber jodelten dazu, und es kamen immer mehr Menschen zusammen und darunter war auch der Doctor-Amtmann, der hatte selber eine Freude, daß sein Fest auf den großen Briten übergegangen war, zeigte sich als der Lustigste von Allen.

Als sie spät in der Nacht auseinandergiengen, lud der Jankomichel die Leute zu weiteren Shakespeare-Abenden ein, besser in der Stubat (Spinnstube, Heimgarten), als im Wirthshaus. Sie waren einverstanden. Der Doctor-Amtmann drückte dem Jankomichel herzlich die Hand und sagte: „Du bist ein wackerer Mann, Du bist ein Prophet für den Bregenzerwald."

Der Doctor hatte Recht. Das einäugige Männlein, der Jankomichel, war der Bauerndichter und Volksmann Michel Felder. R.

„Die Rockenreise."

Von Joh. Peter.

II.

Der Förster erzählt:

Gefoppt!

Es war in der beschaulich ernsten Fastenzeit. Von den Dächern rannen die „Schortrapfa," denn die Märzsonne schien warm und die Lüfte wehten lau. Der Tannenwald hatte bereits seinen schweren Schneemantel abgelegt und seine Nadeln prangten im freundlichsten Grün. Durch die Natur gieng ein freudiges Lenzahnen wie verheißungsvolles Auferstehen aus Todesbanden.

Soeben sank die Nacht auf's Dörfchen hernieder, als die leichtlebigen Waldmänner der „Tanne" zuwanderten, um dort zu trinken und zu „dischkurieren," wie sie das Ding nannten.

„Monna," sagte der Korlbauer zu seinen Zechgenossen, „Monna, dos „Lusen" wird ma schon zwida! Wett ma um wos!"

„No um wos denn?" höhnte der Dorfschmied.

„Dos woaß i joist no net!" polterte der „resche" Korlbauer zurück.

„I hätt's!" versicherte der als Spaßvogel bekannte Dorfrichter.

„Aussa damit!" brüllte es im Chorus.

Der Richter aber schmunzelte und schwieg.

„No so sog's!" herrschte ihn endlich der Korlbauer an und rückte seine dickbauchige Holzpfeife in den linken Mundwinkel.

In diesem Augenblicke gieng die Thüre auf und der „Thomerl" trat ein. Sein Gesicht lächelte selig, als er der lustigen Gesellschaft gewahr wurde und mit einem herzlichen „Grüaß enk God, Leut!" setzte er sich zu den Bauern an den Tisch.

Nun wird der Leser wissen wollen, wer dieser „Thomerl" war?

Kein Geringerer, als der Pfarrer! Er war ein geborener Dörfler und Jugend- und Spielgenosse der Waldbauern, und bei allem sonstigen Respect, den diese vor der heiligen Weihe hatten, konnten sie es doch nicht über's Herz bringen, ihn anders zu nennen als „Thomerl," was eigentlich Thomas heißen sollte, denn Thomas war des Pfarrers Taufname. Nur in kirchlichen Angelegenheiten beehrten ihn die Männer mit dem salbungsvollen Titel „Hochwürden" und die Weiber küßten ihm sogar die willig dargereichte Hand. Uebrigens wollte es der Pfarrer im gesellschaftlichen Verkehre

Digitized by Google

selbst so haben, und so blieb es denn beim vertraulichen „Thomerl."

Recht so, Waldmänner! Der Pfarrer ist ja nur auch ein Mensch! —

„Thomerl," sagte der Richter, „da Korlbauer hot heut wieda san lustinga Tog; er woi mit uns wettn."

Der Pfarrer lächelte vergnügt, denn er war allezeit ein Freund von gemütlichen Späßen und lustigen Hetzen.

„No so wett ma hoit mit eam!" sagte er freundlich, zog aus den Schoßtaschen seines langen Rockes die silberne Dose hervor und ließ die Waldmänner daraus schnupfen, während er zuletzt mit großem Geräusche die schmachtende Nase labte. Sodann setzte er den mittlerweile vom Wirte zur Verfügung gestellten Steinkrug an und machte einen langen, tiefen Zug daraus, strich sich dann lächelnd sein „Wämplein" und sagte vergnügt: „Ah!"

„Korlbauer," begann nun der Richter unter allgemeiner Aufmerksamkeit, „i wett mit Dir um an Eima Bier, daß Du heut noch g'foppt wirst."

Alles lachte hell auf.

Der Korlbauer, der gerne in die Hitze gerieth und Alles eher ertrug, als gefoppt zu werden, bekam ob dieser Rede „einen Gift" und schlug mit der schwieligen Faust in den Tisch hinein, daß die Bierkrüge zitterten, und schrie: „Dos bist Du dei Lebta net im Stond, du Feazler du! 's goit! Do mei Hond: a Eima Bier!"

Er schrie es und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die Wette war geschlossen.

„Gemach, Monna!" hatte der Pfarrer zu bedenken, „wo und wann wird denn das Bier trunkn? Unsar-eina möcht auch dabei sein!"

„Moring af d' Nocht!" versicherte der erhitzte Korlbauer.

Von der Wette wurde weiter nicht mehr gesprochen; alles ging wieder seinen ruhigen Gang. Der Gerstensaft schäumte, die Männer „dischkurierten." Der Korlbauer aber schualzte mit den Fingern und begann zu singen:

„'s Diandl is hard af mi,
Hon ihr nix thon,
Hon ihr an Kirta kaft,
Nimmt mia'n net on!"

Dann jodelte er ganz burschenkeck und die Waldmänner stimmten lustig ein, während der Pfarrer mit der rechten Fußspitze den Takt dazu stampfte.

Dann sang der Richter in rauhem Bierbaß:

„Unsa Herr Pforra
Is a kreuzbrava Monn,
Weil er aus an Diandl
A Weib mocha konn."

Das gefiel dem Pfarrer ganz prächtig. „Spitzbub!" rief er aus und lachte dazu, daß der stattliche Bauch hüpfte.

So wurde es zehn Uhr und der Korlbauer verließ die Wirtsstube, denn sein „Uilei" (Juliana) hatte um ihn geschickt.

„Monna, iatzt goit's!" sprach der Richter, „iatzt hoift's ma spekkirn, wia ma den Grabschopf am bestn soppn kannt'n!"

Lange riethen sie her und hin, keiner konnte das Richtige finden. Endlich blitzte es in des Pfarrers Auge auf. „Ich hab's!" triumphierte er laut, „stoßt's an!" Und sie tranken sich Bescheid zu. Dann rückten sie zusammen, um den Rath, den ihnen der Pfarrer flüsternd erteilte, zu vernehmen. Dieser aber begann, seiner Gewohnheit zuwider, in der Schriftsprache seine originelle Idee darzulegen.

„Jetzt wartet, bis der Korlbauer ruhig schläft. Dann nehmt ein Schaff voll Kalk und weißet damit dem Korl seinen Rappen an, daß er ansschaut wie ein Schimmel. Der Korl, der viel auf Gespenster glaubt, wird glauben, der Teufel habe ihm diesen Schabernack gespielt und wird zeitlich in der Früh bei mir sein, um mir diesen Spuk zu berichten. Der Richter wartet derweil in meinem Nebenzimmer und wenn ich huste, so tritt er herein zu uns und das Räthsel löst sich auf. So mein ich!"

Und die Waldmänner lachten herzlich über diesen „Einfall" und tranken noch einige Krüge schäumenden Bieres.

„A Gschudirta daroth hoit uwei dos Rechte," bethenerte der Schmied, und die Männer sagten: „Wohr isi's eh!"

Digitized by Google

Dann ließen sie den wackeren Volksfreund, ihren Pfarrer nochmals leben, und als der Nachtwächter die Geisterstunde „ausrief," herrschte im Wirtshause tiefe Ruhe.

* * *

Nur der Richter und der Schmied schlichen mit einem Kalkkübel und Pinsel an der Stallseite des Korlhauses hin. Mit Leichtigkeit ward die lose verriegelte Stallthür geöffnet. Eine alte, einhornige Kuh begrüßte die nächtlichen Störefriede mit leisem Gebrumm, während die übrigen Rinder vergnügt der Ruhe pflegten. Im hintersten „Viehstand" lag der hagere Rappe und gab kein Lebenszeichen, nicht einmal beim Scheine der Laterne, von sich. Nur das schnatternde Völklein der Gänse, welches in einem „abgelegenen" Winkel des Stalles hockte, begann ein protestartiges Geschrei, welches indessen bald wieder verstummte.

„Schmied," flüsterte der Richter „wir hängen den Gaul da vorn her af den larn Stoud; da Korlbauer wird glaubn, daß sich a fremd's Roß oder gor da Tuifl foist einag'schlicha hot."

Der Schmied nickte beifällig und geduldig ließ sich das „verschlafene" Thier an den bezeichneten Ort führen und anhängen. Ein kleines Quantum Hafer ward in den „Born" geschüttet und bald war der Gaul in ein gesegnetes Fressen vertieft, während dessen die beiden Männer ihr Werk vollführten, das auch in der That prächtig gedieh. Nach einer halben Stunde waren sie mit dem seltsamen Anweißen fertig; der Rappe hatte über Nacht eine originelle Metamorphose durchgemacht: er hatte sich in einen Schimmel verwandelt.

Lächelnd entfernten sich die Spaßvögel und bald wachte nur mehr der Vollmond allein, während die Wipfel der Bäume leise rauschten.

* * *

In der Frühe gab es im Korlhause große „Lamentation." Der Korlbauer wollte seinen Rappen einspannen, um den Felddünger in die „Reut" zu führen. Pfeifend betrat er den Stall, da blendete sein Auge ein ungewohnter weißer Schein. Er fuhr zurück. „A Geist!" war sein erster Gedanke. „A Schimmel!" rief er gleich darauf aus, als das arme Thier den Herrn vertraulich anwieherte.

„Hoisakra, a Schimmel, a fremda Schimmel! Leutl, hoist's ma dos Viah aussjogn!" Er schrie es mit ganzer Kraft in das Haus hinein und alsbald kamen dessen Insassen herbei.

„Marion und Josefi!" schrie das Nilei, „dos geht net mit rechtn Dingen zua!"

„Da Tuifl!" schrie die hinkende Inwohnerin, die Mariandl, „da Tuifl ist's!" Und bald lärmte es im ganzen Hause: „Da Tuifl!"

Entsetzt eilte das Nilei um den „Weihbrunnkessel," die Mariandl holte den „Himmelschlüssel," während der Korl nach der Peitsche langte. Die „Teufelsaustreibung" begann. Die Bäuerin besprengte den vermeintlichen Höllenfürsten mit Weihwasser, die Mariandl keuchte Beschwörungsformeln und der Korlbauer war mit Schlägen und Flüchen eifrig bemüht, das mittlerweile losgelassene Thier aus dem Stalle zu jagen.

„Aussi mit dia, du hoivadunnerts Robuviah!" schrie er hitzig und ließ die Geißel fleißig auf den Rücken seines Pferdes tanzen.

„Dille gnatu Geista!" beschwor die Mariandl.

„O mei Godei!" wimmerte das Nilei.

Doch Alles half nichts. Der Schimmel blieb standhaft und wich nicht einen Schritt vom Platze. Er fühlte sich ja in seiner rechtmäßigen Behausung. Geduldig ließ er sich schlagen. Endlich fieng er gar an, laut und lustig zu wiehern. Das wirkte furchtbar! „Da Tuifl ist's!" schrie der Korl, „er locht uns una aus, spürt nix! Laft's!"

Und Alle liefen; am meisten er selbst, der gefoppte Korlbauer.

Er suchte Hilfe beim Pfarrer, fand aber dort den triumphierenden Richter, der ihm das dunkle Räthsel aufklärte.

„Gefoppt!" rief der Pfarrer aus und lachte aus Leibeskräften.

„Vaßnacht!" sagte der Korl und stürmte wild davon.

Digitized by Google

Am Abend desselben Tages wurde in der „Tanne“ der Eimer Bier getrunken, und der Korlbauer mußte sich so manchen „Trumpf“ gefallen lassen, was ihn indessen nicht ärgerte. Wohl aber war er der Verzweiflung nahe, als ihm bald darauf die Dorfburschen allnächtlich vor seinen Fenstern das Liedl sangen:

„Korl, steh af,
Da Tuifl is do!
Jog'n davon
Und schlof net so!“

Die deutschen Sprachinseln der südlichen Steiermark.

Vor Kurzem erschien in Großenhain (Sachsen) als Abhandlung zum Programme der Realschule zu Großenhain eine Schrift: „Die deutschen Sprachinseln in Oesterreich“ von Dr. M. Gehre. Dieses gediegene, für uns deutsche Oesterreicher hochwichtige Büchlein, zählt die Bewohner Oesterreich-Ungarns nach ihrer Umgangssprache, behandelt dann die deutschen Sprachinseln in Böhmen, Mähren, Schlesien, Steiermark, Istrien und Krain, im südlichen Tirol, Galizien und in der Bukowina.

Uns am nächsten liegen die deutschen Sprachinseln in der südlichen Steiermark, und entnehmen wir der betreffenden Darstellung Folgendes:

Nach der Volkszählung vom 31. December 1880 lebten in Steiermark 794,841 Deutsche, 388,419 Slovenen und 3133 einer anderen Nationalität Angehörige. Das deutsche Element dieses Kronlandes ist also mehr als doppelt so stark als das Slovenenthum. Zwölf Bezirkshauptmannschaften (Bruck, Feldbach, Graz Umgebung, Gröbming, Hartberg, Judenburg, Deutsch-Landsberg, Leibnitz, Leoben, Liezen, Murau und Weiz) sind entweder rein deutsch oder doch nur von einer so geringen Zahl Slovenen durchsetzt, daß sie als nahezu rein deutsch erscheinen. Nur die Bezirkshauptmannschaften Cilli (3197 Deutsche und 120,320 Slovenen), Luttenberg (764 Deutsche und 24,372 Slovenen), Marburg Umgebung (9180 Deutsche und 75,690 Slovenen), Rann (981 Deutsche und 45,098 Slovenen), Pettau (4287 Deutsche und 75,690 Slovenen) und Windischgraz (6151 Deutsche und 34,797 Slovenen) sind als fast ganz slovenisch zu betrachten.

Die Sprachgrenze zwischen Deutschen und Slovenen in der Steiermark folgt von der Grenze Kärntens bis gegen Zellnitz im Wesentlichen dem Höhenzuge am linken Ufer der Drau, biegt dann nordöstlich zur Mur ab und zieht sich dann im allgemeinen längs dieses Stromes bis nahe zur ungarischen Grenze.

Südwärts dieser Sprachgrenze liegen nur, eingesprengt in das slovenische Sprachgebiet, eine einzige größere deutsche Sprachinsel und eine Reihe von kleinen deutschen Spracheilanden.

Auf der Kiepert'schen Sprachenkarte Oesterreichs reicht von der Mur eine schmale deutsche Sprachzunge bis hinab nach Marburg, so daß diese Stadt zum geschlossenen deutschen Sprachgebiete gehörig erscheint. Es hat aber diese Sprachzunge nie bestanden; Marburg ist immer Sprachinsel und von dem deutschen Gebiete an der Mur durch die überwiegend slovenischen Ortschaften St. Egidi (337 Deutsche und 657 Slovenen), Ranzenberg (40 Deutsche und 243 Slovenen), Leitersberg (220 Deutsche und 1477 Slovenen), Ober-St. Kunigund (170 Deutsche und 879 Slovenen), Jahring (22 Deutsche und 679 Slovenen), Pößnitz (46 Deutsche und 262 Slovenen) und andere Ortschaften getrennt gewesen.

Marburg, die größte Stadt des südlichen Steiermark, zählt neben 13,517 Deutschen nur 2431 Slovenen.

Vorwiegend deutsch sind in der Nähe von Marburg noch die Dörfer Brunndorf (1045 Deutsche und 263 Slovenen), Rothwein (808 Deutsche und 146 Slovenen) und Pobertsch (574 Deutsche und 178 Slovenen).

Zum Theil deutsch, zum Theil gemischt, zum Theil auch fast ganz slovenisch sind die von der Kärntner Grenze bis nach Marburg hin an oder in der Nähe der Drau gelegenen Ortschaften, die von dem geschlossenen deutschen Sprachgebiete nur

Digitized by Google

durch den Höhenzug des Poßruck getrennt sind. So leben z. B. in Gegenthal 507 Deutsche und 123 Slovenen, in Hohenmauthen 738 Deutsche und 32 Slovenen, in Saldenhofen 498 Deutsche und 1179 Slovenen, in Mahrenberg 1076 Deutsche, in Ober-Feising 572 Deutsche und 611 Slovenen, in Wuchern 48 Deutsche und 399 Slovenen, in St. Primon ob Hohenmauthen 333 Deutsche und 650 Slovenen und in Zellnitz an der Drau 388 Deutsche und 689 Slovenen.

Unterhalb der Stadt Marburg liegen im slovenischen Sprachgebiete an der Drau nur die beiden sprachlich gemischten Städte Pettau (über 4000 Einwohner, fast lauter Deutsche) und Friedau (2728 Deutsche und 819 Slovenen). Nördlich von Friedau zeigt noch der Markt Luttenberg (408 Deutsche und 608 Slovenen) deutsches Gepräge.

Südlich der Drau finden sich noch folgende deutsche Sprachinseln in Steiermark:

Windisch-Feistritz	927	Deutsche,	200	Slov.,
Windisch-Graz	742	„	238	„
Rann	498	„	438	„
Markt Rohitsch	404	„	303	„
Stadt Cilli	3301	„	1872	„
Tüffer	356	„	330	„

Von diesen Orten ist am besten Cilli gegen eine slovenische Ueberwucherung gesichert. Die Deutschen dieser Stadt besitzen nicht nur gute deutsche Volksschulen, sondern auch ein deutsches Obergymnasium. Auch eine gut deutsche Zeitung, „Die deutsche Wacht," vertritt in thatkräftiger Weise die Interessen der Deutschen Cilli's.

Auch gibt es noch eine große Anzahl Orte, in denen die Deutschen entweder einen ansehnlichen Bruchtheil der Bevölkerung bilden oder wo sie, zwar gering an Zahl, doch einen nicht unbedeutenden Einfluß ausüben. Solche Orte sind z. B.:

Gonobitz	468	Deutsche,	2679	Slov.,
Weitenstein	178	„	365	„
Trifail	398	„	7074	„
Schönstein	118	„	615	„
Drachenburg	131	„	633	„
Tüchern	249	„	1303	„
Oplotnitz	246	„	1976	„
Steinbrück	108	Deutsche,	215	Slov.,
Pletrowitsch	184	„	1909	„
Lichtenwald	72	„	1961	„
Sachsenfeld	40	„	1021	„
Wind.-Landsberg	43	Deutsche,	321	Slov.,

und andere.

In allen diesen Plätzen war einst das deutsche Element stärker; das Einströmen der slovenischen Landbevölkerung hat aber den deutschen Charakter der Orte schon längst verwischt.

Da hätte unsere Armee des Friedens, der deutsche Schulverein, viel zu thun.

Blitzgedanken.

Von Alexander Engel.

Frauen, welche nie geliebt, sind ebenso zu verachten, wie Frauen, welche zu viel geliebt.

* * *

Alles dürft Ihr von den Dichtern verlangen, nur das nicht, daß sie Steuer zahlen sollen.

* * *

Damit ein Werk von literarhistorischem Wert sei, genügt nicht allein, daß es dem Publicum gefällt.

* * *

Die Wahrheit kennen die meisten Menschen nur vom — Hörensagen.

* * *

Sage etwas Dummes zum ersten Male, und du bist — unsterblich.

* * *

Die modernen Lyriker dichten nicht weil sie das Herz, sondern weil sie der Magen drückt.

* * *

Es gibt Schriftsteller, welche sehr viele Pseudonymen, aber gar keinen Namen haben.

* * *

Viele Dichter ernähren sich von dem Geiste ihrer Collegen und von der — Geistlosigkeit des Publicums.

* * *

Originell ist das, was künstlerisch vollendet ist, da das Meiste unvollendet.

Digitized by Google

Berühmte Dichter, Maler und Bildhauer sind die effectvollsten Wanddecorationen der Salons.

* * *

Heute liest man nicht die Werke Shakespeare's, man liest vielmehr die Werke, welche ihn bestreiten.

* * *

Die erste Bedingung zur Unsterblichkeit ist — gestorben zu sein.

Der Poetenwinkel.

Lebensregel.

Erfaßt Du im Kampfe das Glück,
So halt es mit kräftiger Faust
Und weich vor dem Sturm nicht zurück,
Der wider Dich deshalb erbraust.

Gelingt's Dir für einige Zeit,
Dann hast Du gewonnenes Spiel,
Der Weg wird Dir eben und breit,
Und sicher erreichst Du Dein Ziel.

Man sieht Dich, man beugt sich vor Dir,
Dein Name, Dein Ruhm und Dein Lob
Erschallen bald dort und bald hier,
So daß Du Dich wunderst darob.

Für immer verloren bist Du,
Erlahmt Dir nur einmal die Hand,
Du findest nicht Rast und nicht Ruh,
Hältst schwer auch im Unglücke Stand.

Doch wanke nicht, bleibe Dir treu
Und meide selbst jeglichen Schein,
Als ob Du Dich ärgerst dabei,
Dann wirst Du nicht lächerlich sein.

Franz Tiefenbacher.

Für Antisemiten.

Ein wilder Ruf tönt weit in's Land
Und lauter wird das Toben,
Wie Brandung an der Felsenwand
Stets wilder drängt nach oben.

Fast scheint's, es stünd von Neuem auf
Das Volk in blindem Hasse,
Als wollte es in schnellem Lauf
Vernichten die semit'sche Straße.

Wohl, was man unter Jud sich denkt,
Hat nichts vom Idealen,
Und mancher, der an diese denkt,
Denkt sicher auch an's — Zahlen!

Doch ist nicht jeder Jude so,
Und — ohne allen Zweifel —
Sind Andre häufig ebenso
Besessen von dem Teufel.

Kommt Feigheit nie und Eigennutz
Und auch der blasse Neid,
Des Geizes allertiefster Schmutz,
Vor in der Christenheit?

Ganz sicher man nur loben kann,
Gen solchen Feind zu ringen,
Doch bei sich selbst fang Jeder an,
Dann wird er ihn bezwingen!

Hans v. Zützen.

Er und Sie.

Gelitten und gestorben und verklärt,
Emporgeschwebt zur sel'gen Himmelshöh,
Vergaßen sie schon längst die Erde hier.
Fern unter ihnen lag die große Welt,
Die Sonnen, Monde, Sterne und Planeten.
Sie sprach: „Sieh jenes arme irre Lichtlein!
Wie's röthlich glänzt, als wär's ein Tropfen Blut;
Es blinkt und brennt und zittert unter all
Den kalten diamantnen Himmelslichtern,
Gleich einer Thräne, groß und heißgeweint!"
Er sprach: „Das ist der Erde Trauerstern,
Die Lebenshölle heißer Liebesflammen:
Die Heimat jener Herzen, die sich, ach,
Zu Tode lieben und zu Tode weinen,
Bis sie erlangen unsre selig'e Ruh."
Sie seufzte traurig: „Kehren wir zurück
Auf jenen Stern!"

August Golf.

Das Dörfchen liegt in Träumen.

Das Dörfchen liegt in Träumen,
Das keusche Mondlicht wacht —
Und Gottes Engel singen
Der Welt ein „Gute Nacht!"

Leisrauschend stehn die Wälder,
Die Blümlein schlafen all —
Im stillen Eichengrunde
Klagt eine Nachtigall.

Allum sonst tiefes Schweigen,
Nachtruhe nah und fern!
Goldstrahlend blickt vom Himmel
Der holde Abendstern. —

Nur ich muß staunend wachen
In süßer Schlafenszeit —
Mir däucht die heil'ge Stille
Ein Gruß der Ewigkeit . . .

Joh. Peter.

Digitized by Google

Schnee, so weit das Auge reicht . . .

Schnee, so weit das Auge reicht,
Und die Flur mit Strauch und Zweigen,
Die den Flocken schwer sich neigen,
Einer weißen Wüste gleicht.

Doch in Hütt und Prunkgemach,
Bei der Lampe mildem Scheine
Wird in traulichem Vereine
Jetzt ein frohes Leben wach.

Denn die Lieb in dieser Zeit
Sinnt, was Andre mag beglücken,
Und den Tannenbaum zu schmücken
Tausend Hände sind bereit.

Ist es nicht, als müßt ein Band
Gleicher Eifer, gleiches Streben
Jetzt von Herz zu Herz sich weben
Ueber's ganze weite Land?

Schnee, so weit das Auge reicht,
Doch Dein Haus, darin die Blüte
Sprießt der Lieb und Herzensgüte,
Einem Frühlingsgarten gleicht.

A. Nicolai.

Das neue Reich.

Die Mänslein haben's ausgedacht
In Sitzungen und ausgemacht:
Das, was durch viele tausend Jahr
Bestanden hat, sei aus und gar.
Im Staat, den sie da führen ein,
Ist weder Hoch noch Niedrig drein;
Es ist daher im neuen Reich
Nun Alles gleich und Alle gleich;
Die Mücke und der Elephant
Sind gleich darum im Gleichheitsland.
Der König Löw ist abgesetzt,
Das Rehlein wird nicht mehr gehetzt,
Das Krokodil, der Wolf, der Bär —
Sie dürfen rauben nimmermehr;
Die Taube und der grimm'ge Aar —
Sie müssen sein ein friedlich Paar;
Die blutge Kost verboten ist,
Verboten streng Gewalt und List;
Hinfüro wird kein Weh mehr sein,
Sie müssen All' des Seins sich freun! —
Die klugen Mänslein in der Nacht
All' das sie haben ausgedacht,
Nur dieses ist noch nicht bestimmt:
Wann's neue Reich den Anfang nimmt.

Dr. Fr. Graber.

Die neue Spritze.

In einem kleinen Orte bei B., der großen Stadt,
Da hielten einst die Bürger wohl einen weisen Rath:
Sie wollten sich erkaufen um vieles schönes Geld
Die große Feuerspritze. Gleich wurde sie bestellt.

Mit stolz erhobnem Haupte gieng Jedermann einher
Und dachte sich im Stillen: „Wenn nur bald Feuer wär!
Wie wollten wir nicht eilen und zeigen unsern Muth,
Und löschen schnell das Feuer und retten Hab und Gut!"

Ihr Hoffen war vergebens, und Tag um Tag entschwand,
Und was auch jeder brachte, so war es doch kein Brand. —
Und Mond auf Monat folgte; die Spritze ward voll Rost —
Den schlichten armen Bürgern verblieb nur wenig Trost.

Da — eines Abends, lange nach Sonnenuntergang
Ertönte durch die Gasse des Feuerhornes Klang.
Auf ihren Ruf erschienen die tapfern Kämpen all
Zu heißem Kampf und Streite, bei zwanzig an der Zahl.

Die Feuermänner rissen die Spritze schnell heraus,
Bespannten sie mit Pferden vom nächsten besten Haus,,
Und wie auf Sturmesflügeln, so jagten sie dann fort
Sie wollten ja erscheinen zuerst am Unglücksort.

Der Himmel war geröthet von wilder Feuersgluth: —
Es wurde wohl das Städtchen ein Opfer ihrer Wuth.
Dort über jenem Walde, dort war des Feuers Herd,
Es schien im ganzen Orte kein Häuschen unversehrt.

Die braven Bürger fuhren in Eil dem Städtlein zu,
— Sie gönnten ihren Pferden nicht kurze Rast und Ruh. —
Sie freuten sich schon kindlich auf Ehre, Sieg und Ruhm. —
Man hieß sie dann die „Schnellen" im Lande ringsherum.

Digitized by Google

Noch dieser kleine Hügel, um den die Straße biegt,
Und vor den Spritzenmännern die Stadt in Flammen liegt.
Da hielten ein die Rosse im schnellen Sturmeslauf —
Nicht steht die Stadt in Flammen — es geht der Mond nur auf!

Remo.

Hoch auft, tief abi.

(A Stadtbiidl.)

Sie will an fein, an bfundern Mann,
Und drinnat ön ihrn Hirn
San nix als wia Beamtnleut
Und Officiarn.

Sie liaberlt uma dort und da,
Hat Den und Den bald gern,
Doh mit da Heirat, fackrawalt,
Will s nixi wern.

Gach wird's mit n ſchena Gſichtl gar,
Dö Herrn ſchaun ſ nimma an,
Da woiflt ſ uma ganz vazagt:
An Mann!!

Und untan Haufn ſtrabelt ſ 'ein,
Und oan, den ſ nia hät' wölln,
Den heirat't ſ hiatzt mit taufnd Freudn, —
An Schuaſtagföllu.

Leopold Hörmann.

Dö liabe Welt is kuglrund . . .

Dö liabe Welt is kuglrund,
So ſagn ſ uns für za jeda Stund,
An ewigs und a bſtimmts Gedrah —
Mia gnatu Leut, mia glaubn eah s a.

Doh ſunderbar: der s zerſt hat gſagt,
Den haun ſ mit Fluach und Foltern plagt.
Dö Zeit vageht, auf d Macht muaßt
D hern —
Heunt kunnt ma umkehrt gmartert wern. —

Leopold Hörmann.

An neies Boaterunſer.

(Lauſitzer Mundart.)

Ber woaren gemittlich
Bei Tiſche zuſomm,
Bun Kuchen und Broaten
Hutt's an mächtigen Tomm.*)

Doas Woaſſer, doas lief uns
Zuſomm ſchunt eim Maul,
Do ſoate der Pauer:
„Nu ſeid mer nich faul.

Haut rein, die a hie ſeid,
Woas 's Zoig immer hält,
Doch erſcht wulln der bäten,
Wie's n Herrgot gefällt!"

*) Tomm — Berg.

Där Klaus fieht de Kleeßel
Und faltet die Händ,
Und ihs vuller Oandacht
Zor Schüſſel gewendt.

Er ihs ganz kumfuſe,
Wird weiß und dann roth,
Und bätet: „Gib täglich
Doas heitige Brot!"

Max Gittrich.

Luſtige Zeitung.

Man muß ſich zu helfen wiſſen! Wie geſchickt es „Directoren" verſtehen, ſelbſt mit einem ſehr mangelhaften Perſonal dennoch Stücke zu geben, die eine große Anzahl von Darſtellern erheiſchen, davon plaudert Ludwig Heveſi: In einem der Vororte Wiens ſah ich in dieſem Sommer „Don Carlos" aufführen. Was mich in die Vorſtellung unwiderſtehlich hineintrieb, war der Theaterzettel, auf dem der ganze Marquis Poſa fehlte. Ich wollte doch mit eigenen Augen ſehen, wie man „Don Carlos" ohne Poſa geben könne. Aber es gieng ganz famos. In der wichtigſten Scene des geſtrichenen Marquis trat König Philipp auf, mit einem Briefe in der Hand; bis an den Souffleurkaſten trat er vor, ſtreckte den Brief weit in's Orcheſter hinein und ſagte zum Publicum: „Hm! Unglaublich! Da ſchreibt mir ſo ein ſonderbarer Schwärmer, ich ſolle Gedankenfreiheit geben. Hahaha!" Da der Darſteller des grauſamen Philipp recht teufliſche Lachen aufzuſchlagen verſtand und überdies, um das heimtückiſch Schleichende des Charakters beſſer zu vergegenwärtigen, Gummiſchuhe trug, die ſeine Schritte unhörbar machten, ſo entſprach der Effect allen billigen Anforderungen. Die Hauptſache, nämlich die geflügelten Worte: „ſonderbarer Schwärmer" und „geben Sie Gedankenfreiheit" war ja doch geſprochen, den Reſt konnte man ſich alſo füglich ſchenken . . . Ich machte dem Di-

Digitized by Google

rector darüber mein Kompliment, aber er lehnte es bescheiden ab. Er sei nur der Schüler eines Größeren, er habe das in Wiener-Neustadt gelernt. Man habe dort in classischen Stücken immer einige Rollen auf diese Art beseitigt, wobei man aber Sorge trug, die populären Schlagworte zu retten. Den „Wilhelm Tell" z. B. habe man stets ohne Attinghausen gegeben, für den eben kein passender Lewinsky vorräthig war. Da aber seine letzten Worte nicht gut zu entbehren sind, so trat Walther Fürst auf und machte dem Publicum tief bewegt folgende Mittheilung: „Jetzt ist der alte Attinghausen auch gestorben. War ein guter, braver Mann. Seine letzten Worte waren noch: Seid einig, einig, einig!" Kein Mensch habe verlangt, daß der Alte ihm persönlich etwas vorsterben solle.

Einer der lustigsten und sprühendsten Schalksnarren Deutschlands war unstreitig Junker Peter, der Lustigmacher des Herzogs Wilhelm zu Neuburg. Einst bot ihm ein Advocat an, er wolle ihm zeigen, wie er seine Rechtshändel führen müsse, um sie nicht zu verlieren. Peter versprach dem rechtskundigen Manne für diese weise Lehre einen Ducaten. Der Advocat war damit zufrieden und sagte: „Du mußt Alles leugnen, wessen man Dich beschuldigt." Als der Advocat nun das ihm zugesagte Honorar forderte, machte Peter sofort von dem guten Rath Gebrauch und leugnete beharrlich, daß er Jenem überhaupt ein solches versprochen habe. Der Advocat hatte das Nachsehen.

Eine schneidige Antwort. Ein berühmter deutscher Dramatiker wurde von einem obscuren Handegen, eines geringfügigen Anlasses wegen, zu einem Duelle gefordert. „Sehr gern!" ließ der Dramatiker erwidern, „doch leider, der Unterschied ist zu groß." „Wieso!" rief der Handegen, „der Mann ist in gleichem Alter wie ich, von gleicher Körperconstitution, wir sind beide geübt in den Waffen und beide satisfactionsfähig." „Allerdings," antwortete der Dramatiker, „allein der Einsatz ist zu ungleich. Wenn mein Gegner das ist und kann, was ich bin und leiste, dann bin ich bereit. Aber so lange er einen Pfennig gegen einen Ducaten einsetzt, spiele ich nicht mit ihm."

Aus dem Gerichtssaal. Richter zu einem Strolch: „Warum betrinken Sie sich in so viehischer Weise?" — „Um meinen Kummer zu betäuben." — „Gelingt Ihnen das?" — Strolch (in schmerzlicher Bewegung): „Nein, er kann schwimmen."

Der Gipfel der Kurzsichtigkeit. „Denken Sie nur, Professor B. ist neulich auf der Straße fast über mich gestolpert, ohne mich zu grüßen." — „Ich bitte Sie, gnädige Frau, das geschah nicht absichtlich. Er ist so kurzsichtig, daß er bei seiner Geburt kaum das Licht der Welt erblickte."

Guter Rath. „Ihnen ist nicht wohl?" — „Nein. Früher hatte ich einen Bärenhunger, arbeitete wie ein Ochse, war Abends müde wie ein Hund, schlief Nachts wie ein Murmelthier . . . ." — „So? — dann würde ich mich aber doch an einen Thierarzt wenden."

Eine poetische Absage. Ein junges Paar in Heidelberg, das sich in den Ehestand begeben wollte und um die Einwilligung des Herrn Papa bat, erhielt von demselben folgenden kurzen Bescheid:

„Sie hat nichts und Du desgleichen;
Dennoch wollt Ihr, wie ich sehe,
Zu dem Bund der heiligen Ehe
Euch bereits die Hände reichen.
Kinder, seid Ihr denn bei Sinnen?
Ueberlegt Euch das Kapitel: —
Ohne die gehörigen Mittel
Soll man keinen Krieg beginnen."

Ein ländlicher Courmacher. Eine bekannte schöne und liebenswürdige Hof-Schauspielerin hatte während eines Ausfluges in einem bekannten Wallfahrts-

Digitized by Google

orte auf ihren Spaziergängen häufig den Sohn des Gastwirts, bei welchem sie wohnte, als Führer mit sich genommen. Der junge Mann kannte Wege und Stege genau, kletterte ohne Bedenken auf die höchsten Felsenriffe, um der schönen Fremden eine seltene Blume zu pflücken. Als die Stunde des Scheidens kam, wollte die dankbare Künstlerin ihrem Begleiter einen Ducaten zum Geschenk machen. Dieser aber wies die Gabe zurück und sagte in zutraulichem Tone: „Behalt's Euer Geld, und wann's Euch recht ist, geh'n wir mit einander zum Pfarrer . . .“ Leider konnte die Künstlerin diesen Engagementsantrag nicht annehmen.

An Bord eines Dampfers tritt ein Geistlicher zu einem Mitreisenden und spricht über die Gefahren einer Seereise. „Haben Sie je daran gedacht, wie nahe jeder Lebende den Pforten des Todes steht?“ — „Ich denke immer daran.“ — „Muß der Gedanke an die Ewigkeit uns nicht mahnen, in Bereitschaft zu sein? Sollten wir nicht so leben, daß wir bernhigt von hinnen scheiden können?“ — „Sie sprechen mir aus der Seele. Das ist's, was ich fort und fort predige, aber die Verblendeten hören und sehen nicht.“ — „Wie? Sie sind ein Amtsbruder? Ihre Kleidung ließ mich glauben, daß . . .“ — „Ich bin Agent für eine Lebensversicherungsgesellschaft.“

Der Druckfehlerkobold hat einem Kurpfuscher einen argen Streich gespielt, indem er die von demselben veranlaßte Anzeige in einem Berliner Blatte folgendermaßen veränderte: „Magen- und Lungenleidende werden sicher beseitigt.“ — Wer hat nun recht, der Kurpfuscher, der nur die „Leiden“ beseitigen wollte, oder — der Kobold im Setzkasten? —

Ein Trost. „Herr Gott, was man für Aerger über die Jungens hat! Da ist mein Emil auch wieder zum zweiten Male in Tertia sitzen geblieben. Was sind die Eltern glücklich dran, die nur Töchter haben. Die können doch wenigstens nur einmal sitzen bleiben.“

Eine merkwürdige Leidenschaft. In der „St. Petersburger Zeitung“ lesen wir folgende heitere Abwehr: Es gibt doch manchmal einen ganz unverständlichen Eifer. Unsere Zeitung hat die Ehre, in einer kleinen Provinzialstadt einen Correspondenten zu besitzen, der uns seit dem Jahre 1867 regelmäßig jeden Monat einen Ueberblick über die wichtigsten Ereignisse seines Oertchens schickt. Seit zwanzig Jahren ist niemals auch nur eine Zeile davon gedruckt worden. Mehrere Chefredactenre haben einander abgelöst, jeder von ihnen hat dem Verfasser geschrieben und ihn gebeten, seine Zeit nicht unnütz zu verlieren, die Postmarken zu sparen. Verlorene Liebesmüh! Die monatlichen Referate kamen nach wie vor. Man hat in eingeschriebenen Briefen die Bitte, die Arbeit einzustellen, wiederholt. Mit geradezu nervenerregender Pünktlichkeit kommen die Briefe nach wie vor, immer noch unter der Adresse der Wohnung, in welcher der damalige Chefredacteur vor zwanzig Jahren wohnte. Wie soll man es nun anfangen, den guten Mann von seiner Leidenschaft zu curieren? —

Am jüdischen Versöhnungsfest werden bekanntlich alte Feindschaften begraben und neue Freundschaften geschlossen. Auch Zeiteles und Veiteles, zwei Händler in alten Kleidern und erbitterte Concurrenten, wollen sich an dem heiligen Tage wieder versöhnen. Zeiteles ergreift die Initiative. „Gib mer de Hand, Veiteles,“ sagte er; „ich wünsche Der Allens, was Du mer wünscht!“ — „Fängst De schon wieder an?!“ gibt Veiteles grimmig zurück.

Kindliche Auffassung. An einem Schilde steht folgende Aufschrift: „Heinrich Koch vorm. Meyer, Möbelfabrik.“ Der kleine Karl: „Vater, weshalb heißt der Mann denn vormittags Meyer?“

Digitized by Google

Musikalisches. Kapellmeister: „Ja, wie blasen Sie denn wieder?“ — Musiker (sich entschuldigend): „Ich blas so schön hinein, ich weiß nicht, woran's liegt, daß es so garstig herauskommt.“

Irrthümlich aufgefaßt. Professor: „Welche Verfassung haben wir eigentlich, Herr Candidat?“ — Rechtscandidat: „Ich wenigstens bin ganz nüchtern, Herr Professor.“

Ein verunglücktes Akrostichon. Ein etwas beschränkter Mensch kam zu einem Reimschmied mit der Bitte, ihm für seine angebetete „Else“ ein Akrostichon zu fertigen. Der Dichter entledigte sich sofort seines Auftrages, indem er schrieb:

Engelsbild im lichten Schein,
Laß mich ganz Dein eigen sein;
Sprich ein Ja und werde mein,
Ende meine Lebenspein!

Wonnetrunken eilte der Liebende nach Hause, setzte sich sofort hin und schrieb das kleine Poem sauber auf einen rosafarbigen Briefbogen. In der angenehmen Erregung bemerkte er jedoch nicht, wie er zwei der Zeilen verwechselte, und eine Stunde weiter las die Gefeierte:

Engelsbild im lichten Schein,
Sprich ein Ja und werde mein,
Ende meine Lebenspein,
Laß mich ganz Dein eigen sein!

Wie die Antwort ausgefallen sein mag, läßt sich denken.

Eine junge Dame, die für Jean Paul's Werke schwärmte, den Dichter aber nicht von Ansehen kannte, befand sich einst mit ihm, ohne es zu ahnen, in einer Gesellschaft und wurde sogar seine Tischnachbarin. Der Dichter befand sich in einer verdrießlichen Stimmung und ließ jede Galanterie gegen seine Nachbarin vermissen. Plötzlich wurde ein Toast auf ihn ausgebracht und erstaunt rief die Dame aus: „Wie, Sie sind der begnadete Dichter, dessen Werke mir so schöne und erhabene Stunden bereiteten?“ Vor Beschämung küßte ihr darauf Jean Paul die Hand und erwiderte: „Allerdings bin ich der Autor der „Flegeljahre,“ aus denen ich Ihnen eben in Person eine Probe gab.“

Nette Ueberraschung. Ein Vater versprach seiner Tochter, die ihre Zeit zwischen Spiegel und Fenster verbrachte, daß er ihr eine Ueberraschung bereiten würde, wenn sie das Kochen lernen wollte. Sie lernte es, und er überraschte sie damit — daß er die Köchin entließ.

Empfehlung. Die Herren Briganten in den Abruzzen stehen nicht mit Unrecht in dem Rufe, wenn sie gerade bei Laune sind, gegen ihre Opfer sehr höflich sein zu können. So soll ein italienischer Räuberhauptmann zu den Reisenden, welche er ausgeplündert hatte, gewöhnlich gesagt haben: „Und nun, meine Herrschaften, bitte ich Sie, recht oft dieses Gebirge zu passieren, da ich bei wiederholten Raubanfällen bedeutenden Rabatt gewähre.“

Gegenseitigkeit. Doctor: „Das Fieber ist aber noch sehr stark.“ — Kranker: „Geschwollene Füße hab ich auch, Herr Doctor.“ — Doctor: „Daraus mache ich mir nichts.“ — Kranker: „Glaub's schon, wenn Sie geschwollene Füße hätten, würde ich mir auch nichts daraus machen.“

Freier Vergleich. Arthur: „Denken Sie sich, mein Fräulein, kürzlich machte ich einen Ausflug zu einem mir befreundeten Landwirt, und das Erste war, daß er mich ... in seinen Stall führte und mir seinen Viehstand zeigte.“ — Emilie: „Ach, das ist eben eine Eigenthümlichkeit des Landlebens, wie wir Städter ja auch solche haben. Kommt z. B. Jemand zu uns, so zeigen wir ihm gleich unser Photographie-Album.“

Im Maler-Atelier. Herr: „Ah, sich da — das ist ja das Bildnis der Baronin X! Außerordentlich getroffen, ganz außerordentlich!“ — Maler: „Pardon, mein Herr, das ist nicht die Baronin X,

Digitized by Google

sondern die Gräfin Y!" — Herr: „Ah, die Gräfin Y! Aber auch gut getroffen, außerordentlich gut getroffen!"

Aussprüche eines berühmten Professors. Am schlechten Wetter ist meist das Sinken des Barometers schuld. — Gestern Mittag war Neumond; es war aber eigentlich erst zehn Uhr. — Vor Erschaffung der Welt waren die Erdbeben sehr selten. — Das Nashorn heißt wegen seiner Dummheit auch Rhinozeros. — Wenn man nach Süden reist, wird das Aussehen der Länder ein immer anderes, und zuletzt kommt man nach Griechenland. — In Korsika ist jeder anständige Mensch ein Mörder. — Die Schweizer sind ein gebirgiges Volk. — Agamemnon und Menelaus waren Brüder; aber sicher weiß man es nur von Ersterem. — Alexander ritt seiner Flotte im Indus voran. — Karl der Große besiegte die Sachsen so oft, daß sie es zuletzt nicht mehr abwarten konnten.

Eine weise Antwort. Ein orientalischer Gelehrter wurde gefragt, auf welche Weise er sich so erstaunliche Kenntnisse erworben habe. „Ich habe mich nie geschämt zu fragen, wenn ich etwas nicht wußte," war seine Antwort.

Eine Billion ist leicht gesagt, aber schwer gezählt, wozu man 1900 Jahre, Tag und Nacht brauchen würde, angenommen, daß man in der Minute von 1 bis 100 zählt. In einem Jahre kann man nur 54,460.000 zählen.

Mißverständnis. Tourist: „Was? Von diesem Punkte aus soll man Zweibrücken und Wiesbaden sehen können? Das ist ja gar nicht denkbar! Da möcht ich nur wissen, wo?" — Führer: „Sehen Euer Gnaden nit die zwei Brücken über'n Fluß und gleich unterhalb derselben — schauen's grad in die Badeanstalt — sehen's nit die Leut, wie's baden?"

Gerade solche. Frau: „Lieber Mann, sei so gut und lege den Revolver weg. Mit Schußwaffen soll man nicht spielen." — Mann: „Aber er ist ja nicht geladen." — Frau: „Das thut nichts, gerade solche haben, wenn sie plötzlich losgegangen sind, die meisten Unfälle veranlaßt."

Ein vielseitiger Vertheidiger. Eine politische Zeitung in Bologna erzählt nachfolgende Geschichte. Vor einiger Zeit fand bei dem dortigen Polizeigericht eine Gerichtsverhandlung statt, zu der sich der officiell bestellte Vertheidiger nicht einfand. Da der wegen einer kleinen Uebertretung Verklagte nichts dagegen hatte, fragte der Präsident, ob Jemand aus dem Saale die freiwillige Vertheidigung übernehmen wolle. Da meldete sich ein feingekleideter Herr und hielt, nachdem ihm das Wort ertheilt war, eine so glänzende, beinahe eine halbe Stunde dauernde Rede, daß das ganze Auditorium in lauten Beifall ausbrach. Auch der Vorsitzende konnte seine Anerkennung nicht verhehlen und fragte ihn, ob er nicht wirklich Advokat sei? „Gewiß," antwortete unser Held, „ich war sogar Staatsanwalt (Allgemeines Erstaunen), bin auch Richter, Gerichtspräsident und Minister gewesen! (Alles sperrt Mund und Augen auf) — ich war auch wegen Mordes und Todtschlages verurtheilt" — (das Erstaunen verwandelt sich in Grauen und der ganze Gerichtshof schnellt von den Sitzen empor), der kühne Redner aber fährt mit Pathos und Seelenruhe fort: „denn ich bin der Schauspieler Luigi Pistoresi, Sie können sich heute Abend selbst überzeugen!" — Dem Angeklagten wurde das geringste Strafmaß von drei Lire zugemessen, welche der Vertheidiger auch selbst bezahlte.

Ein Oesterreicher und ein Sachse treffen sich in New-York am East River. Oesterreicher: „I bitt, wie haaßt denn der Fluß da?" — Sachse: „Ja, heeren Se, mei Kut'ster, das kann ich Sie

Digitized by Google

wirklich nich jagen — aber bei uns derheeme heeßen mersch de Elbe!"

Selbstbewußt. Lehrer: „Wer hat die Welt geschaffen?" — Fritzchen: „Der liebe Gott." — Lehrer: „Und Dich?" — Fritzchen: „Auch der liebe Gott, aber (zeigt) nur so klein, das Andere habe ich alles selbst zugewachsen."

Frommer Wunsch. Lieutenant: „Sie wollen mir also wirklich nicht die Hand Ihre Fräuleins Tochter geben? Herr Commercienrath, könnte doch meine Qual Ihr Herz erweichen!" — Commercienrath: „Bedauere sehr, Herr Lieutenant, ich folge in diesem Punkte nicht dem Herzen, sondern dem Gehirn." — Lieutenant: „Und darf ich auf keine Gehirnerweichung hoffen?"

Vom steierischen Landschadenbundbecher,

ob er verkauft werden soll oder nicht.

(Beantwortung einer Zuschrift.)

Sie verlangen vom Heimgarten eine Meinung, ob das Land Steiermark seinen wertvollen „Landschadenbundbecher" verkaufen solle oder nicht.

Der Landschadenbundbecher ist ein Prachtwerk der Goldschmiedekunst aus dem 16. Jahrhundert, es soll von Benvenuto Cellini stammen. Es ist das wertvollste Kunststück, welches das Land besitzt und wird wie ein Heiligthum im Landhause zu Graz aufbewahrt. Mehrmals sind dem Lande für dieses Kleinod hohe Summen geboten worden; Rothschild wollte 300.000 Gulden dafür geben. Es war eine große Partei im Lande, welche für den Verkauf stimmte, um das Geld für praktischere und nothwendigere Zwecke, etwa für Spitäler oder Schulanstalten, zu verwenden. Sie selbst scheinen dieser Partei anzugehören, weil Sie von dem „todten Capital" sprechen, das der Landschadenbundbecher heute repräsentiert, und weil Sie fragen, ob das an und für sich arme Land wohl berechtigt sei, jährlich an 15.000 Gulden Zinsen in den Wind zu schlagen?

Hätten Sie sich an einen Praktikus gewendet, so würde der ganz entschieden für den Verkauf zu Gunsten eines Krankenhauses, Armenhauses oder einer andern Anstalt von öffentlichem Nutzen stimmen. Nun wenden Sie sich aber an ein poetisches Tribunal, und da ist freilich zu befürchten, daß die Meinung anders ausfällt. Aber Sie können sich damit trösten, daß dieselbe in der Minorität bleiben wird.

Es muß zuerst gefragt werden, aus welchem Anlaß und zu welchem Zwecke der Landschadenbundbecher in das Eigenthum des Landes kam.

Die Geschichte des Bechers ist dunkel, vielleicht geheimnisvoll. Möglicher Weise ist er ein Pfand aus dem Fürstenhause, möglicher Weise ein Geschenk an den Landschadenbund, der zur Zeit der Reformation bestanden. Die Bedeutung ist nicht klar, doch bloß als praktisches Trinkgefäß oder Behälter zu nützlichem Gebrauch ist er wohl kaum bestimmt worden; als solches hätte jedes andere solide gemachte Gefäß für wenige Thaler denselben Dienst gethan. Dieser Becher war unseren Vorfahren ein Gegenstand der Pietät, der Kunst. Unseren Vorfahren ist es auch nicht immer gut ergangen, trotzdem haben sie das kunstvolle Heiligthum (es ist vielleicht der schönste von allen Bechern der Welt!) nicht verkauft.

Wenn aber unserem Geschlechte das Verständnis und die Liebe zu diesem Stück abhanden gekommen ist, so ist damit auch der moralische Wert desselben dahin, es gilt nur für das, was der Jude dafür gibt. So wird es über kurz oder lang verkauft werden.

Ich stimme nicht für den Verkauf des Landschadenbundbechers. Abgesehen davon, daß wir ein unersetzliches Kunstkleinod von für uns tieferer Bedeutung fortgeben, glaube ich, daß von den praktischen Vortheilen eines solchen Geschäftes doch die Steirer nicht viel verspüren würden. Was nothwendig ist, muß auch so

Digitized by Google

angeschafft werden, dafür bringt das Volk Opfer genug.

Ein Geschäftsmann, der mehrere Gewerbe betreibt, wird den Ertrag der Gärberei nicht der Fleischhauerei gutschreiben. Der Vergleich der Gärberei mit der Kunst ist ledern genug, allein er ist lehrreich. Wenn der Landschadenbundbecher verkauft wird, so soll der Erlös dafür jenem Vereine zukommen, dem er selbst angehört — der Kunst. Für Armenhäuser, Spitäler, Schulen u. s. w. haben die Landesväter auf jeden Fall zu sorgen, auch wenn gar kein Landschadenbundbecher da ist, und die Mittel dazu müssen aufgetrieben werden, und selbst wenn's auf Kosten von Tabak, Schnaps und Champagner gienge. Wird der Landschadenbundbecher verkauft, weil die alte Kunst, die in demselben ist, uns schon gleichgiltig läßt, so soll sein Erlös für jene Kunst verwendet werden, die uns heute lebhaft beschäftigt, die Manchem von uns Lust und Lehr und selbst Brot geben soll, und die Noth leidet. Wie steht's in Steiermark mit einer Kunstakademie? Mit einer Bildergallerie? Mit einem Museum? Dahin gehört das Silber, wenn der goldene Becher versilbert wird. Wenn wir dergestalt das, was von der Kunst kam, wieder der Kunst geben, so werden sich die Alten nicht im Grabe umzudrehen brauchen aus Entrüstung über ihre nüchternen Nachkommen. Wir haben dann, bar der Pietät, bloß altes Gold in moderne Prägung umgesetzt, und das an unserem Eigenthum zu thun, ist immerhin unser Recht. R.

Die verlassene Schwaig.

In oberösterreich. Mundart von J. Moser.

Dort oben auf aller Höh
Steubt schon der neue Schnee,
Herwaht's bald warm, bald kalt,
Heur kimmt der Winter bald.

Is's denn so spat im Johr?
Is denn schon Alles gor?
Jo du mein liabi Schwaig,
Mit uns geht's gschwind auf d Naig!

Richti — jetzt fallt's ma ein,
Morgn is ja Katharein,
Morgn muaß's in d Kirchn gehn
Und vor'n Altor hinstehn.

Grad siach ig's stehn als Braut,
Schen, daß sih Alls verschaut, —
Ob's denn nia denkt auf mih,
Gor nia fragt, wo ih bi.

Waiß s ja ih selber kam,
Geh a so um in Tram,
Gang gern u Gamsertln na —
Steh bei der Hütten da.

Is denn dos doh a Welt,
Grad wögn a'n bisserl Geld,
Geht's jetzt von mir davon,
Ghört's morgn a'n audern on.

Steh bei der Hütten da,
Druckt ma mein Herz schier a,
Denk ih, wia vor zwei Johrn
's Roserl mein Schatz is worn.

Wia ih dort auf der Halt
Gjuhazt han, daß s Alls hallt,
Wenn ig's herdan bein Brunn
Stehn hon segn in der Sunn.

Wia ih ihr bei der Nocht,
So oft a Standerl brocht,
Gwoart auf a freundligs Wort
Vorn bei ihrn Fensterl dort.

Alls is gor — Alls is fort,
Wia der Wind d Blattln dort
Fortjagt — Gott waiß wohin!
So is mein Glück dahin.

Geh jetzt so traurі um
In der stockfinstern Stubn,
Wo ma gern Hund in Hand
Gsäßn san oft beinand.

Da is ihr Liegerstatt,
Wo i so süaß gschlafn hat,
Oder hat gwart auf mih,
Wenn ih zlang ausbliebn bi.

Wia der Brunn draußen saust,
Wia jetzt der Wind ohhaust,
Wias so rabenfinster wird
Und mih darum schon friert. —

Gelt, Stutzerl, bist ma treu,
Ein Truckerl — und vorbei
War alle Sorg und Plag
Grad vor ihrn Hochzeittag.

Nun, Hanns, dos hot noh Zeit,
Denk an die Ewigkeit,
Snach dir do wo an Spon,
Zünd dir dein Pfeiferl on.

Digitized by Google

Denk dir bei jeden Zug,
D Weiberten is a Lug,
Lög dih da her auf d Bänk,
Bet, Hanns — ast schlaf a weng.

Schau, Hanns — sei nöt verzagt,
Denk, was Dein Muatter gsagt,
„Die sih zwägn Gold verkehrt
Is kein Schuß Pulver werth!“ —

Bücher.

Johannisfeuer. Eine Dichtung von Marie v. Najmajer. (Stuttgart. Ad. Bonz und Comp). M. v. Najmajer gehört zu den Dichterinnen, deren Muse zu ernst und keusch ist, um die Gunst der großen, sensationsbedürftigen Menge zu gewinnen. Zum oberflächlichen Durchblättern, als Zeitvertreib für müßige Stunden, eignen sich ihre Werke schlecht; wer sie aber mit gesammeltem Geiste und einem für Schönheit empfänglichen Gemüthe zur Hand nimmt, der wird sie nicht weglegen, ohne hohe und dauernde geistige Erquickung daraus geschöpft zu haben. Das Werk „Johannisfeuer“ ist von allen Dichtungen der Verfasserin das gereifteste und durch die Einheit seiner Stimmung, das harmonische Verhältnis der einzelnen Theile zum Ganzen und die edle Knappheit seiner Sprache, das künstlerisch vollendetste. Wie in den meisten ihrer Werke hebt, auch hier die Handlung sich von einem gewaltigen, geschichtlich bedeutsamen Hintergrunde ab. Während in „Gurret-yl-Eyn“, dem letzten Werke M. v. N's, die interessante Zeit gewählt ist, in welcher die Babisten in Persien die geistige Wiedergeburt ihres Landes anstreben, so führt die Dichterin uns im „Johannisfeuer“ jene große Zeit vor Augen, da der Malteserorden die Insel Malta, als Bollwerk der christlichen Welt, mit heldenmüthiger Tapferkeit gegen den Ansturm der moslemitischen Scharen unter Solimann II. vertheidigte. Die freiwillige Aufopferung der vierzig Helden auf Fort St. Elmo, von der Schiller sagt, daß niemand sie ohne Ergriffenheit lesen könne, bildet den Kern und Gipfelpunkt des Epos. Der Held desselben, der edle Ritter Alvaro, wie Juana, das hochherzige Inselkind, glauben sich durch frühere schwere Herzenserlebnisse für immer gegen die Macht der Liebe gefeit. Auf ihrem gemeinsamen Wege der Barmherzigkeit durch die vom Sturm verwüstete Insel entbrennt ihr Herz gegen ihren Willen für einander. Die edel veranlagte Natur Beider kennt kein Glück, das nur die Schuld erkaufen könnte. Das Geständnis ihrer Liebe trennt sie für immer, beide finden den Tod in der Erfüllung ihrer selbstgewählten Pflicht. In dem jedes Einzelleid übertönenden Te Deum laudamus, das von der befreiten Insel aufsteigt, klingt die Dichtung versöhnend aus. Die epischen Stellen, die oft voll markigen Schwunges und dichterischer Kraft sind, wechseln mit lyrischen Stellen ab von solcher Zartheit und Innigkeit, daß nur ganz wenige Erzeugnisse der Lyrik unsrer Tage sich ihnen an die Seite stellen dürfen. Die Schilderung der Insel und des Lebens ihrer Bewohner ist voll originellen Reizes, der Fluß der Verse leicht und anmuthig. Lange noch, nachdem wir die letzte Seite des Buches gelesen, zittern die reinen Klänge desselben in unirer Seele nach, und dieser Eindruck wird, wie bei jedem echten Dichterwerk, durch ein öfteres Lesen nicht abgeschwächt, sondern verstärkt. St.

Michael Cibula. Roman von Richard Voß. Stuttgart, Bonz & Cie., 1887.

Ein seltsames Werk, gewaltig in seinem scenischen Aufbau, von stilistischer Vollendung, Meisterhaftigkeit der Schilderung, dagegen bizarr, maniriert bizarr, ja vielfach geradezu unnatürlich in der Führung seiner Handlung, in fast allen seinen Charakterzeichnungen. Der Verfasser stellt das Ringen einer von aller Welt, ja sogar bei allen staatlichen Abgaben tief vergessenen Waldbauerngemeinde der Karpathenländer im vorigen Jahrhunderte gegen eine einwandernde, aus ihren bisherigen Wohnsitzen vertriebene Judengemeinde dar. Die Waldbauern werden von den Juden durch Erbauung einer prachtvollen katholischen Kirche überlistet, letzteren einen von den Urahnen der Waldbauerngemeinde schon heilig gehaltenen Berg mit Schätzen kostbarsten Metalles zu verkaufen, wodurch diese um alle ihre Freiheiten, ihren Frieden kommt ja sogar in Acht und Bann geräth. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob eine solche Handlung mit Rücksicht auf den ausdrücklich hervorgehobenen strenggläubigen Charakter der Waldbauerngemeinde, mit Rücksicht auf ihre unwandelbare Treue für alle Satzungen und Anschauungen ihrer Vorfahren auch nur den leisesten Anhauch der Wahrscheinlichkeit besitzt; sicher aber tragen alle Gestalten des Romanes in ihrem ganzen Fühlen, Denken und Handeln etwas dermaßen krämpfig Nervöses an sich, daß sie einen reinen Kunstgenuß bei dem Leser nicht aufkommen lassen. Die hohe Begabung des Verfassers steht außer allem Zweifel, sie scheint jedoch diesmal auf einen Irrweg gerathen zu sein.

Gust. Andr. Nessel.

„Zwei Ehen,“ lautet der Titel eines neuen Romans von Alfred Friedmann. (Berlin, Rosenbaum u. Hart.) Der Verfasser

Digitized by Google

behandelt darin die subtilen Fragen, ob eine völlige Uebereinstimmung in Ansichten, Neigungen und Lebensgewohnheiten zum Glück einer Ehe erforderlich oder selbst nur wünschenswert sei und ob die Frau ein Recht auf die Vergangenheit des Mannes habe, ob eine rückwärts gewendete Eifersucht irgendwelche Beachtung beanspruchen dürfe. Die Lösung dieser Frage wird in geistreicher und fesselnder Weise durch die Erzählung der Schicksale zweier Ehepaare angestrebt, von denen das eine, trotz der verschiedenartigen Charakteranlage der beiden Gatten, schließlich zu einem harmonischen Zusammenleben gelangt, während die Ehe des anderen ungeachtet der scheinbaren Seelenverwandtschaft bis dicht an den Bruch geräth. Die Fabel des Romans ist originell erfunden, die Figurenzeichnung gelungen, der Dialog anregend, und nicht sein geringster Vorzug ist die ideale Tendenz desselben. V.

Alpenglühen. Von Ludwig Germonik. Herausgegeben vom Grillparzer-Verein. Diese Lieder und Dichtungen sind im Verlage von F. Rörich in Wien in zehnter Ausgabe erschienen.

Der Titel der poetischen Sammlung bezieht sich auf den Umstand, daß die Mehrzahl der vorliegenden Gedichte in den südlichen Alpenländern (Steiermark, Kärnten und Krain) entstanden ist. Das Werk wird mit patriotischen „Hochgesängen" eröffnet, wovon das Lied: „Die Oesterreicher soll man ehren!" — vertont von Koschat — durch die Gesangvereine am meisten bekannt wurde. In Sammelwerken hat das „Deutsche Donaulied" Aufnahme gefunden. Der „Weinhymnus" ist von drei Tondichtern in Musik gesetzt worden und auch in einer kleinen Volksausgabe (bei Roßbeck) erschienen. Unter den „Kärntner Klängen" sind die Rosenthal-Lieder und die Beschreibung des Alpenglühens auf den Karawanken bemerkenswert. Die „Rosenblätter aus Krain" bringen auch Texte von Volksliedern, wozu die Noten der Musikverlag von André in Offenbach am Main herausgab. Den Schluß bilden philosophische Betrachtungen und lyrische Rhapsodien. Noch ist der literarischen „Pechnelken" zu gedenken; das sind Distichen, worin der Dichter die humoristisch-satyrische Seite seines Talents zeigt. m.

Gedichte von August Freudenthal. (Bremen, Carl Schönemann.) Dieser Band lyrischer und lyrisch-epischer Gedichte enthält eine reiche Fülle wahrer Poesie und zeugt von einer seltenen Formengewandtheit. V.

Neues Deutsches Märchenbuch von Ludwig Bechstein. Fünfzigste Auflage. Volks-Ausgabe. Mit einem Titelbild und 60 Illustrationen. (Hartleben, Wien.)

Ein Kinderbuch, das zum 50. Male vor die Oeffentlichkeit tritt, ist ein Juwel. Ein solches Werk begrüßen wir nun in Bechstein's Neuem Deutschen Märchenbuch, das von berufenen Pädagogen sorgfältig revidiert und von dem trefflichen Ernst Peßler mit reizenden Bildern neu geschmückt wurde, um so im Festgewande sein goldenes Jubiläum zu feiern. V.

Lars. Norwegisches Idyll von Bayard Taylor. Deutsch von Margarethe Jacobi. (Stuttgart, Robert Lutz.) Bayard Taylor schildert uns in seinem „Lars" die Besiegung der Leidenschaft und der rohen Naturgewalt durch den Glauben an Gott und die Gebote des christlichen Glaubens. Der Held der Geschichte hat das Unglück, einen Nebenbuhler um die Liebe einer Landsmännin in dem in Norwegen üblichen Ringkampfe zu tödten und nach dem Tode desselben die Entdeckung zu machen, daß der Getödtete der begünstigte Liebhaber gewesen. Niedergeschmettert und reuevoll wandert er aus nach Amerika, gerät dort in eine Quäker-Colonie, findet Aufnahme in dieselbe und lernt in deren Satzungen und in einer neuen Liebe zu einer Quäkerin mehr und mehr die Herrschaft über sich selbst und die wilden Gewohnheiten seines Volksstammes gewinnen. Von der Sehnsucht nach seinem Heimatlande erfaßt, kehrt er mit seinem Weibe in dieses zurück und stellt sich freiwillig dem Bruder des einst getödteten Landsmannes zum Sühnekampf mit den Vorsätzen, gegen den Gegner keine Hand zu rühren. Diese tapfere Gesinnung ergreift und bezwingt den Rächer und veranlaßt, daß Einigkeit und Frieden für alle Theile erzielt wird. Diese Geschichte wird in Versen vorgetragen. V.

Die literarischen Strömungen der neuesten Zeit, insbesondere die der sogenannten „Jungdeutschen", von Dr. G. Oertel. (Gebr. Henninger. 1887.) Dieses vom Standpunkte eines protestantischen Pastors aus verfaßte Schriftchen vermöbelt mehr oder weniger alle deutschen Dichter der Gegenwart, mit Ausnahme der österreichischen, welche er entweder aus zu großer Geringschätzung oder aus zu großer Hochachtung gar nicht behandelt. M.

Wer sich über Rumänien unterrichten will, der lese Rudolf Bergne's neu erschienenes Werk: „**Rumänien. Eine Par-**

Digitized by Google

stellung des Landes und der Leute" (Breslau, J. N. Kern, 1887). Der erste Theil dieser Schrift: „Eine Reise durch das Land" behandelt den Gegenstand in gefälligem Feuilletonstyl, der zweite Theil ergeht sich wissenschaftlich in Geographie, Geschichte, Politik und Culturellem des interessanten Landes. Treffliche Illustrationen zieren das Buch und beleuchten den Text. M.

Lebensbilder. Neue Dichtungen von Hermann Friedrichs. (Zürich, Verlags-Magazin.)

Der bereits vortheilhaft bekannte Dichter Hermann Friedrichs überrascht uns hier mit einer neuen Sammlung von Gedichten. Fast sämmtliche Gedichte zeichnen sich durch Formvollendung aus, in einzelnen begegnet man auch neuen Motiven. Dafür hätten aber einige Gedichte sehr mittelmäßiger Art bequem aus der Sammlung fortbleiben können. A. E—l.

Chronologisch-übersichtliche Darstellung **der zehn wichtigsten Epochen der Weltgeschichte seit den Kreuzzügen**, von J. Rokos. (Preßburg. G. Heckenast's Nachfolger.)

Die zehn Epochen: Die Kreuzzüge. Untergang des oströmischen (byzantinischen) Kaiserthums, und Begründung der Türkenherrschaft in Europa. Erfindung des Buchdruckes. Die Entdeckung Amerikas. Die Reformation des Katholicismus. Die großen Kämpfe der Reformation mit der Reaction des Katholicismus, fünf Abtheilungen. Die englische Revolution. Der Befreiungskampf der nordamerikanischen Staaten. Die französische Revolution. Der deutsch-französische Krieg. — — V.

Im Verlage von Cäsar Schmidt in Zürich erschien soeben **Städtebilder und Landschaften aus aller Welt**, 25. Band: **„Bern"**.

Den Text hat Carl H. Mann geliefert und dabei in geschickter Weise seine Mittheilungen derartig geordnet, daß der Inhalt meist an entsprechende Ruhe- und Aussichtspunkte anknüpft, von wo aus der Tourist die Schilderung mit der Wirklichkeit bequem vergleichen kann. Das hübsch ausgestattete Bändchen enthält zwanzig Ansichten. — — V.

Deutsch-nationaler Kalender für Oesterreich, 1888. Geleitet von Carl W. Gawalowski. Dritter Jahrgang. (Graz, Friedrich Goll.)

Wir bedauern, daß dieser Kalender uns zu spät zugegangen ist, um ihn für die Zeit der Kalendereinkäufe empfehlen zu können. Der Kalender verdient empfohlen und gekauft zu werden. M.

Wiener Zither-Kalender pro 1888. Mit dieser Neuheit wurde heuer zum ersten Mal die Kalender-Literatur bereichert. — Der Zither-Kalender ist im Verlage F. Rörich's in Wien erschienen und enthält unter Anderm die Satzungen des Wiener Zither-Vereins, die Bildnisse des Vereins-Vorstandes Kleibl und des Altmeisters Umlauf. Ueber das Stimmen der Zither und Musikunterricht überhaupt belehren A. J. Paichinger und Sacher. Interessant ist ein Aufsatz über die Zither im Alterthum, mit Anführung einer bezüglichen Stelle aus der Odyssee Homer's. Auch über alte Saiten-Instrumente (nebst in den Text gedruckten Abbildungen) wird berichtet. Außer zwei Original-Compositionen sind Gedichte und Erzählungen dem Kalender beigegeben.

—m—

Für Lehrer und Kinderfreunde, beziehungsweise auch für Kinder, verweisen wir auf folgende vortreffliche Zeitschriften:

Schule und Haus. Zeitschrift zur Förderung der Erziehung und des Unterrichtes. Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Fachleute von Josef Eichler und Eduard Jordan. Jährlich 12 Nummern. (Wien, III., Beatrixgasse 28.)

Pädagogische Zeitschrift. Geleitet von Josef Fellner. Erscheint drei Mal monatlich. (Graz, Leykam.)

Oesterreichs deutsche Jugend. Monatsschrift mit Bildern. unter Leitung des Fachschullehrers Franz Rudolf. (Reichenberg.)

Grüß Gott! Ein Blatt für Oesterreichs deutsche Jugend. Schriftleiter: Josef Ambros. Erscheint monatlich 2 Mal. (Wien, A. Pichler's Witwe & Sohn.)

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Geschichte der Musik in Italien, Deutschland und Frankreich. Von den ersten christlichen Zeiten bis auf die Gegenwart. Fünfundzwanzig Vorlesungen von Franz Brendel. Siebente, neu durchgesehene und vermehrte Auflage. Bis zur dritten Lieferung erschienen. Vollständig in 10 Lieferungen. (Leipzig, Heinrich Matthes, 1888.)

Volkstheater und Localbühne. Von Anton Bettelheim. (Berlin, H. S. Hermann.)

Blätter eines Waldkirschbaumes. Erzählungen von Andr. Feiertag. (Wien, Carl Konegen, 1888.)

Kleeblätter. Novellen-Sammlung von Paul Maria Lacroma. (Görz, F. Wokulat. 1888.)

Lehrzeit und Leben. Gedichte von Karl Teutschmann. (Hamburg, J. F. Richter. 1888.)

Digitized by Google

Wilde Rosen. Vorträge und lyrische Gedichte von Wilhelm Hüttmann. — (Leipzig, Reinhold Werther.)

Lieder aus dem Gebirge. Von Ferdinand Groß. (Wien, Carl Konegen, 1888.)

Strandgut des Herzens. Gedichte von Alfred Formey. (Wien, L. Rosner, 1888.)

Gedichte von Georg von Schutze. (Preßburg. Gustav Heckenast's Nachfolger.)

Backfischchens Theaterfreuden. Ein Geschenk für kleine und große Fräulein. Lustspiele für die Jugend von Elise Henle. (Levy und Müller, Stuttgart.)

Lieder des Anakreon in sinngetreuer Nachdichtung, von Dr. Vincenz Knauer. (Wien, Carl Konegen, 1887.)

Schweizer-Pülsch aus dem Kanton Aargau. Drittes Heft. Gesammelt und herausgegeben von O. Sutermeister. (Zürich, Orell Füßli u. Co.)

Schweizer-Pülsch aus dem Canton Luzern. 4. Heft. Gesammelt und herausgegeben von Prof. O. Sutermeister. (Zürich, Orell Füßli u. Co.)

Der Fruchtgarten. Illustrierte Zeitschrift für Obstbau, Sortenkunde und Obstbenutzung, sowie für Gehölz- und Blumenzucht, Küchen- und Handelsgärtnerei. (Wien, VI., Mollardgasse Nr. 41.)

Wiener Mode. Mit Beilage: „Im Boudoir." Erscheint zwei Mal im Monat. (Wien, I., Schottengasse 1.)

Deutsches Schüler-Jahrbuch für 1888. Herausgegeben von Dr. Max Vogler. Mit einem Titelbild und zahlreichen Tabellen. (Theodor Hofmann in Gera.)

Postkarten des Heimgarten.

⨯⨯ Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honorirt die Verlagshandlung nicht.

⨯ Fatts — wie es bisher so oft geschah — Nachdruck meiner Aufsätze aus dem Heimgarten beliebt wird, bitte ich sehr, sich vorher mit mir oder der Verlagshandlung ins Einvernehmen zu setzen. Eigenmächtige Nachdrücke ohne Quellenangabe müßte ich rücksichtslos verfolgen. Rosegger.

J. J., Wien: Wir haben mehrmals unseren Standpunkt in der Sprachreinigungs-Frage gekennzeichnet. Die Bewegung selbst erscheint uns aus wirklichen und ernsthaft empfundenen Bedürfnissen hervorgewachsen zu sein, sie greift sichtbar um sich und geht deutlich erkennbar dem Schlußpunkte zu, daß es in absehbarer Zeit für jeden Deutschen Sache des guten Geschmacks sein wird, in Sprache und Schrift Fremdwörter möglichst zu vermeiden. Die Gerechtigkeit nöthigt zu dem Geständnis, daß bisher der Verein seine Aufgabe durchaus ernst gefaßt und durchgeführt hat; ein Vorwurf gegen ihn auf Grund von Thatsachen ist unseres Ermessens bis jetzt nicht gerechtfertigt.

A. L., Linz: Wenn auch die Heine-Anbeter ihrem Manne ein noch so schönes Denkmal setzen, wir halten unser Urtheil („Heimgarten" XII., Seite 151) aufrecht und bedauern, über diesen genial beanlagten, aber sittlich verkommenen Dichter ein anderes nicht fällen zu können.

J. R., Voitsberg: Eine einfache, natürliche Ausdrucksweise wäre wohl das Erste, was sich ein Literaturbeflissener aneignen sollte. Auf Stelzen gehend, kann man zu keiner Hausthüre hinein.

Dr. G. A., Prag: Ein Anderer antwortet. Nachdem Adolf Wilbrandt seine Stelle als Hofburgtheater-Director zurückgelegt hatte, setzte er sich hin und schrieb folgende Verse:

„Warum plagt so manche Mücke
Den Director?" — Wenn sie's kennten!
Gar so starke Recensenten
Schreiben gar so schwache Stücke.

Reif sollen sie spielen,
Jung sollen sie sein;
Warm sollen sie fühlen,
Niemand als die Bühne sollen sie frei'n.

Ihr liebt's, vom „Mimen" schlecht zu sprechen,
Ihr Adamssöhne nehmt's nicht so genau!
Es tragen unser Aller Schwächen
Sie, die Geschminkten, ungeschminkt zur Schau.

G. J., Graz: Nur nicht feige sein! — Weisen Sie das Ihnen angerempelte Duell tapfer zurück.

A. S., Wien: Erinnern Sie sich an das Wort Leo XIII., daß jede durch die Forschung errungene Wahrheit eine Stufe zu Gott sei. Der von der Kirche bisher so streng betonte Gegensatz zwischen Gott und Welt konnte für ersteren kein Lob, für letztere kein Heil bringen.

F. J., Prag: „Der Luftdruck hat einen großen Gewalt," in diesem Satze ist weder ein Druckfehler, noch ein anderer. Vor Zeiten war im Deutschen Gewalt männlich: Der Gewalt. Man findet das heute noch in unseren Gebirgsmundarten.

M. W. K.: In der „Bauernzeitung" (Klagenfurt) findet sich folgendes Gedichtchen:

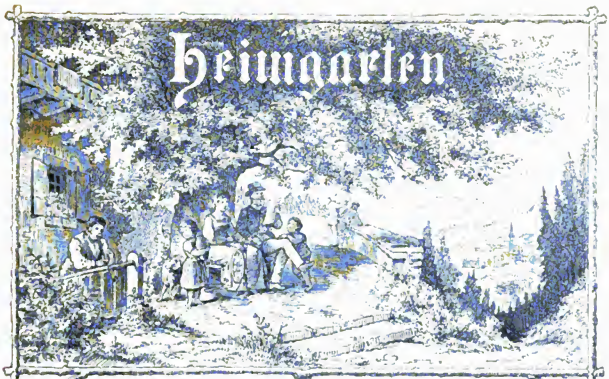
Gegenseitig.

Der Docta hat an' Reddock g'fehlt,
Der Graf, der thual's ihm gönna,
Und ruft dem Docta höhnend zu:
„Ja, ja — des muß ma' könna!"

Nicht lange Zeit d'rauf — eine Geiß
Der Graf thual niederbrenna.
Jetzt ruft der Docta 'n Grafen zu:
„Ja, ja — des muß ma' kennal"

Für die Redaction verantwortlich **F. K. Rosegger.** — Druckerei „Reklam" in Graz.

Digitized by Google



6. Heft März 1888. XII. Jahrg.

Martin, der Mann.

Eine Erzählung von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

In Folgendem soll beschrieben sein, wie es in der Wildniß den Frauen ergangen ist, nachdem sie sich von ihrer Begleitung getrennt hatten.

Maria war ihrer Freundin anfangs halb widerstrebend, halb willenlos gefolgt. Als sie nach längerem Hineilen über Stock und Stein an eine Stelle kamen, wo ein Stück Himmel hereinschaute zwischen den Bäumen, blieb Maria stehen und sagte: „Jetzt laß mich aber doch einmal ausschnaufen. Es ist wie die wilde Jagd.“

„Das wären saubere Gesellen!“ bemerkte nun Juliana, welche ein gerötheres Gesicht bekommen hatte, „wenn wir uns diesen anvertraut hätten!“

„Sie sind doch ganz brav und willig gewesen,“ versetzte Maria.

„Und haben die Richtung verloren. Wenn sie nicht einmal der Magnetnadel mehr glauben, uns würden sie noch weniger gefolgt haben. Ich bin froh, daß wir sie los sind. Wir werden den Weg auch allein finden.“

„Welchen Weg?“ fragte Maria, und setzte wohl ernsthaft bei: „Juliana, Du weißt so wenig wie ich, wohin wir wollen.“

„Wir wollen durch den Schatt,“ sagte Juliana.

„Es ist unbesonnen,“ sagte Maria, „wenn wir auch die Wegweiser nit brauchen, die selbst den Weg nicht wissen, aber die Träger und Pfadausschlager brauchen wir, und ein Schußgewehr brauchen wir. Wir haben ja schier nichts bei uns. Du hast in der Uebereilung gehandelt, Juliana, und wir wollen umkehren, nicht wahr?“

Juliana schritt langsam vorwärts. „Es mag sein,“ sagte sie hernach, „daß ich zu heftig war, wenn mir plötzlich der Zorn kommt, da kann ich mich nicht meistern. Du sollst ja wissen,

liebe Freundin, daß auch ich die Fehler meines Standes habe, besonders kann ich keinen Widerspruch ertragen. Umkehren werden wir nicht. Wir finden so viele Beeren und Pilze, daß wir nicht verhungern werden und gegen Thiere haben wir Stock und Beil bei uns."

„Und gegen Menschen?" fragte Maria, „ich fürchte in diesen Wäldern mehr die Menschen als die Thiere."

„Gibt es ihrer? Wir wandern seit zwei Tagen und sind Niemandem als einem blöden Jungen begegnet. Und kommt ein Pechschaber, ein Kräutersammler, ein Wildschütze, was weiter? Nur Städtern möchte ich im Walde nicht begegnen."

„Ich glaube, die Menschen sind überall gleich," sagte Maria, „nur daß sie in der Stadt abgerichtet und im Wald wilde Thiere sind."

„So zeige mir eines!" sprach Juliana mit großer Lebhaftigkeit. „Ich muß Dir gestehen, mir ist dieser Wald immer noch zu wenig Wildnis. Ich will tiefer hinein. Ich habe manchmal das Gefühl, als müßte ich von meiner Seele den Staub der Cultur in Dorngesträuch und mildem Thau abschenern lassen. Schon wochenlang im Waldland und noch nichts von dem Unbehagen verloren, das in mir ist. Es hetzt mich etwas, und ich weiß nicht, was es ist. Manchmal dürste ich nach Sturm und Blitz, nach Naturwildheit, nach großer Wildheit, und überall ist's so glatt. Laß mich weiter, Maria, ich will tiefer in die Wildnis."

Sie eilte zwischen Strauch und Strupp hindurch voran, Maria folgte ihr mit Bekommenheit und als sie die Freundin einholte, weil Juliana auf einem bemoosten Baumstrunk rasten mußte, legte sie dieser die Hand auf den Arm und sagte: „Juliana, Du bist krank. In Dein Herz ist ein Unfrieden gekommen und Du willst ihn betäuben. Du bist wohl groß und stark, Du bist die Königin, aber Du bist doch ein Weib. Es ist hart und ich bin ganz verzagt. Schon wieder stehst Du auf und willst weiter! Verlassen werde ich Dich nit, und wenn Du auch mich noch wirst davonjagen wollen, verlassen werd ich Dich nit. Ich möcht wohl auch wieder bei meinen Leuten daheim sein, aber Dich in diesem Wald allein — ich thu's nit! Denk, Königin, wie viel brave Leut im Königreich auf Dich warten! Du mußt wieder gesund sein und bauen und helfen, Du mußt größer sein als wir anderen Leut, Du mußt auf Dein Volk denken und nit auf Dich selber. O Gott, wie kann man das, nit auf sich selber! Ich weiß nimmer, was ich red, ich bin ganz verzagt. — Hörst Du! das ist der Pfiff unseres Jägers. Komm, wir suchen sie wieder auf."

Sie erhoben sich und giengen weiter, manchmal über glatten Boden, manchmal den Pfad mühsam brechend in den Dickichten der Kräuter und der Sträucher. Plötzlich standen sie an Felsen, an welchen braune Nattern hinringelten. Hier ging's nicht weiter, sie kehrten um. Und als sie eine Stunde und länger wieder so hingegangen waren und Maria die Meinung hegte, sie würden nun bald wieder bei ihren Begleitern sein, hatten sie vor sich einen wunderlichen Anblick. Das Todtengerippe des Waldes.

Sie standen auf einer felsigen Höhung und hatten Ausblick über einen Theil der Gegend. Es war theils flaches, theils hügeliges Waldland so weit das Auge reichte, und an einer Seite des Gesichtskreises stand im finsteren Grau, mit schneeweißen flockigen Rändern umzogen, ein schweres Gewölke. Vor den Beschauerinnen in einem weiten Thalkessel lag ein gebrochener Wald. Es mußte vor wenigen Jahren ein Sturmwind in diese Mulde gefahren und die unzähligen Urstämme geknickt haben. Nun lagen und hiengen und lehnten diese Stämme da und waren kahl und fahl. Sie waren mitsammt den Wurzeln aus der Erde gerissen

Digitized by Google

worden, so daß nun die Wipfel in den Boden hineinmoderten, hingegen die hundert Arme und Klauen der durchwaschenen Wurzelstöcke in die Höhe ragten. Oder die Bäume waren in halber Höhe abgerissen worden, so daß die Strünke in scharfen Splittern gegen Himmel standen, der gebrochene Stamm am Boden lag oder noch am Strunke hieng, wie der Todesengel die Fackel knickt. Oder es waren die stürzenden Wipfel hängen geblieben im Geäste, und auf diese waren wieder andere Stämme gefallen und waren ebenfalls hängen geblieben, so daß stellenweise ein starres weithinreichendes Gebrücke hieng zwischen Himmel und Erde. Auch die auf dem Erdboden liegenden und theils schon in die Erde hineingewachsenen Bäume reckten ihre Knie empor und ihr ruppiges nadelloses Geäste. Und dieses gebrochene Holz war weiß, wie getrocknete Knochen; es hatten sich die Rinden losgelöst und hiengen stellenweise in zerrissenen Fetzen nieder. Aus morschenden Stämmen, sie mochten nun auf dem Boden liegen oder in den Lüften hängen, sproßten frische Triebe und manchmal sogar ganz junge Bäumchen, aber in allem Splint waren die wunderlichen Zeichen des Baumwurmes eingegraben und überall rieselten die emsigen Käferlein und ließen kein Leben mehr aufkommen in dem Gerippe des Waldes. Manchmal aber stand doch ein starrer Stamm ungebrochen aus dem ungeheueren Wirrsale empor, mit halb dürrem, halb buschigem Wipfel. Und darüber schwebten mit ausgebreiteten Flügeln die Habichte, zogen schöne weite Kreise in der Luft und schossen dann plötzlich wieder in das Holz, um ein Finklein oder eine Wildtaube zu ermorden.

Dieses wüste Gefälle zog sich weit nach allen Seiten hin, und davor standen nun die beiden Frauen und spähten und überlegten, wie da durchzukommen sei. Maria bemerkte wohl, daß sie nach dieser Richtung hin nicht auf ihre Begleiter stoßen würden. Sie horchte oft in die reglose Luft hinaus, aber den Pfiff des Jägers hörte sie nicht mehr.

Sie nahmen aus dem kleinen Vorrath, den sie mit sich hatten, einen Imbiß und stiegen dann sachte hinab in den Thalkessel. Juliana suchte den todten Wald zu durchbrechen. Sie stiegen über gefallene Stämme hin, sie krochen unter gefallenen Stämmen durch, manchmal mußte es sein, daß sie solche und kreuz und krummliegende Bäume wie Stege übersetzen mußten, um über den Wust des hochwuchernden Unkrautes, des dürren Gezweiges und undurchdringlichen Wurzelgeflechtes, das überall locker gerissen war, hinwegzukommen. Kleinere Strecken lang gieng es bequemer, da lagen auf kahlem Boden nur Steine und die braunen Wurzeln der Fichten bloßgelegt. Einmal jedoch, als Juliana auf eine solche Wurzel trat, schnellte diese mit einem scharfen Pfiffe empor. Maria führte mit ihrem Stock einen raschen Schlag nach dem Kopfe der Kupfernatter, welche hierauf einige Augenblicke wie leblos auf dem Boden lag, um sich dann unter die Sträucher des Seidelbast und des Giftlattichs hineinzuschlängeln. Nun getrauten sich unsere Waldreisenden kaum mehr auf eine Baumwurzel zu treten, wie sie da in schlangenartigen Windungen umherlagen. Wieder ein anderesmal lag vor ihnen das Gerippe eines vierfüßigen Thieres, von dessen Fleischresten sie Geier und Raben verscheucht hatten. Dann hörten sie das Bellen von Wölfen in aller Nähe, und einmal sahen sie sogar einen solchen zwischen den Stämmen stehen und mit funkelnden Augen auf die Wandernden herschauen. Als wieder die Verrammelung des Gefälles kam, und zwar immer noch wüster und undurchdringlicher, da schlugen sie eine andere Richtung ein. Sie wollten nach ihrer Anhöhe zurück, kamen aber zu weit nach links auf hügelige Steinhalden. Dieselben mit zitternden Gliedern über-

Digitized by Google

klettert, gieng es sachte durch finsteren Hochwald abwärts. Sie kamen zu einem Wasser, welches sich zwischen grauen und grünbemoosten Steinklötzen ein enges, tiefes und sehr wildes Bett gegraben hatte, und über welches mancher quer hingeworfene Baumstamm dräute und moderte. An diesem Wasser kletterten sie aufwärts, Juliana immer voraus, mit Hast oft auf allen Vieren sich forthelfend; der rufenden Maria gab sie kaum eine Antwort mehr. Maria blieb stehen, sank vor Erschöpfung an einen Stein, faltete die Hände und hauchte das Wort: „O Gott, mein Gott! In diesem wilden Wald allein! Allein mit einer — Irrsinnigen!"

Plötzlich blieb Juliana stehen, sie mußte sich an einen Baumast halten, um an dem Hange nicht das Gleichgewicht zu verlieren und in die Schlucht zu stürzen. So stand sie und schnupperte. „Maria," rief sie endlich der Freundin zu, „riechst Du nichts? Ich rieche Brand."

Da sahen sie, wie hoch oben zwischen den Wipfeln des Getannes ein Rauch strich. Maria that in ihrem Herzen ein Dankgebet. Dann arbeiteten sie sich über einen Bühel empor, umgiengen Steinmassen und Dickicht und standen fast plötzlich am Rande des Waldes.

Eine sanft ansteigende Wiese, mit riesenhaften Ahornen umstanden, lag da, etwas weiter hin war eine frisch gerodete Blöße. Dazwischen rieselte Wasser. Nahe am Wasser in der Mulde stand eine Hütte, mit Baumrinden gedeckt; sie hatte um sich einen kümmerlich eingeplankten Garten. Wildeschen und Ahorne, auch rother Holler und andere Laubhölzer, die dahinter standen, wiesen daraus hin, daß hier eine alte Menschenstätte sei. Etwa fünfzig Schritte weiter oben, auf ebenem felsigem Plane, stand ein Blockhaus, welches neu und sehr fest gebaut zu sein schien, mit starken Brettern gedeckt war und ein paar helle Fenster hatte. Rings um dieses Haus waren hohe frische Pflöcke in die Erde getrieben, die für eine Umzäunung bestimmt zu sein schienen. Ein stattlicher neubehauener Brunnentrog, der sein Wasser nicht vom Schluchtbächlein herbekam, sondern aus dem Steinbühel als frische Quelle, that dar, daß es sich hier um eine frische Ansiedelung handle. Auf der Wiese weideten einige Ziegen, drüben auf der Rodung waren vier Menschen beschäftigt, das Feuer zu regeln, welches die Fläche bedeckte und seinen Rauch in die Wipfel des nahen Waldes aufsteigen ließ. Die Frauen blieben unbemerkt am Wiesenrande stehen und schauten hin. Juliana meinte, da sei ein Waldbrand ausgebrochen; Maria bedeutete, daß solche Feuer mit Absicht gelegt zu werden pflegen, um die Ueberreste eines geschlagenen Waldes, als dürres Reisig und Gewurzel, zu verbrennen und anwuchernde Unkraut zu vertilgen.

Die Erschöpfung, die Nähe der Nacht und ein drohendes Gewitter, das sich immer höher in den Himmel herauf zog, waren Ursachen, daß Juliana zögerte, diese Stelle, die so unvermuthet die Wildnis unterbrach, zu fliehen. Doch traten die Frauen nicht auf die Wiese und nicht auf die neue Rodung hinaus, sondern umgiengen dieselbe in der dunklen Hut des Waldes halbkreisartig, um den Arbeitern nahe zu kommen und zu erspähen, mit wem sie es hier zu thun haben würden. Sie setzten sich auf das Moos und lugten zwischen Haselnußgesträuche hinaus auf die Lichtung. Die vier Personen arbeiteten mit Hauen und Krampen, um das brennende Reisig auseinander zu ziehen und über das Gestrüppe hin zu verbreiten. Es war eine alte Frau, es waren zwei Greise und es war ein junger Mann. Der junge Mann richtete sich bisweilen aus der gebückten Stellung des Rodens stattlich und schlank auf und unterwies die Uebrigen. Er schien der Vorarbeiter, wenn nicht gar der Herr dieses Anwesens zu sein. Alle hatten

Digitized by Google

Wollenkleider am Leibe, doch waren die des jungen Mannes von besonderem Schnitt. Er trug eine Blouse, die mit schwarzem Ledergürtel um den Leib zusammengebunden war, er trug ein weites leichtes Beinkleid, welches unter den Kniegelenken enggeschnallt war und er trug hohe Stiefel mit fast zierlichen Absätzen, als wären sie für Sporen eingerichtet. Um den Hals hatte er eine blaue Schleife, welche das weiße Hemd lose zusammenhielt. Das Haupt war unbedeckt. Die Haare waren dunkelbraun und kurz geschnitten, nur über die Stirne schlängelten sich ein paar Locken leicht herab und flatterten jetzt ein wenig im Winde. Nacken und Gesicht waren von der Sonne gebräunt. Das Gesicht mit der schönen leichtgebogenen Nase und mit dem nicht auffällig gepflegten Schnurr- und Backenbärtchen hatte nichts Besonderes, nur wenn der Mann sich gegen seine Arbeitsgenossen wendete, war zu sehen, daß er ein herrliches Auge hatte.

Als Juliana aus ihrem Waldverstecke diesem Manne ein Weilchen zugeschaut hatte, wie er die schwere Arbeit mit ebenmäßiger, ja anmuthiger Kraftentfaltung verrichtete, flüsterte sie zu ihrer Freundin: „Das ist ein schöner Mensch."

Nun wendete auch Maria ihre Aufmerksamkeit dem schlanken Arbeiter zu, da stand sie plötzlich auf, rüttelte Julianen an der Achsel und sagte: „Gehen wir! Gehen wir!"

Juliana blickte sie überrascht an und fragte, was sie wolle? Ob sie denn auf einmal nicht mehr müde sei? Ob sie an dieser idyllischen Siedelung nicht Gefallen finde? Ob sie sich an der Arbeit dieser Leute nicht ergötze? Ob sie nicht meine, daß dem jungen Manne dort mit wahrem Vergnügen zuzusehen sei? Sie habe noch nie eine schwere Arbeit mit einer solchen Freiheit und Anmuth verrichten sehen, als hier.

„Komm, Juliana, gehen wir, bevor er uns bemerkt," drängte Maria.

„Und wenn er uns bemerkte! Fürchtest Du dich denn auch vor diesem Menschen?"

„Ja," flüsterte Maria, „zwar nein, fürchten jetzt nicht mehr, aber ich will von ihm nicht gesehen werden. Ich kenne ihn, ich werde Dir sagen, wer das ist, komm doch nur mit!"

Hastig huschten die Frauen waldeinwärts. Als sie sicher wieder in der Oednis des Urwaldes waren, als Maria endlich vor Aufregung zu Worte kommen konnte, sagte sie: „Juliana! Ich habe Dir erzählt, daß einmal ein Forstjunge bei uns gewesen ist —"

„In den Du verliebt wurdest —"

„Den ich verjagt habe. Juliana, der ist es. Der Mensch, der da draußen den Boden rodet und das Feuer schürt, der ist es!"

„Um so besser," lachte Juliana, „so ist es gleich ein Bekannter. Wir müssen uns ja doch nach einem Obdach für die Nacht umsehen."

„Um Gotteswillen, nur hier nicht," bat Maria.

„Es beginnt schon zu dunkeln."

„Laß es dunkeln, es wird wieder licht werden."

„Hast Du den Schein gesehen?"

„Es war ein Blitz und nichts weiter."

„Hörst Du es?"

„Donnern. Das hört man oft."

„Das Gewitter ist nicht mehr weit von uns."

„Juliana!" sagte Maria, „daß Du jetzt auf einmal alle Gefahren wahrnimmst! Wir haben größere überstanden als die jetzige ist, Du hast sie nit beachtet. Jetzt fürchte ich mich nit vor der Wildnis. Jetzt, weil ich Leut in der Nähe weiß, will ich gern im Wald schlafen unter einem Baum."

Juliana blickte der Freundin in's Gesicht. „Maria," sagte sie, „was soll ich mir denken? Du hast den Forstjungen noch nicht überwunden."

„Wenn Du das glaubst," ant-

Digitized by Google

wortete Maria, „dann ist es freilich schlimm. Wenn es so wär, Dir thät ich's sagen. Vor Dir hätt ich kein Geheimnis."

„Dann verstehe ich Dich nicht."

„Was er sich denken müßt," fuhr Maria fort, „was er sich denken müßt, daß Dieselbige, die ihn wegen nichts — er weiß ja von nichts — aus dem Haus gestoßen hat, bei ihm jetzt um Obdach soll betteln! Er gibt's, das weiß ich, und laßt nichts merken, aber ich müßt mich zu Tod schämen."

„Diese Bedenken kann ich verstehen," sagte Juliana, „und ich will Dir über dieselben hinweghelfen. Mache Dich unkenntlich."

„Das gienge just noch ab," entgegnete Maria.

„Abenteurerinnen, wie wir nun einmal sind," sagte Juliana, „dürfen vor nichts zurückschrecken. Ich glaube ja überhaupt kaum, daß er Dich in Deinem gegenwärtigen Aufzuge wieder erkennen würde. Du siehst mir eher schon wie ein trotziger Hirtenknabe aus, als wie die ehr- und tugendsame Försterstfrau vom Scharnthal."

„Du hast leicht spotten," sagte Maria, „Dir wird es jetzt freilich Niemand ansehen, wer Du bist, und muß ich mich selbst sogar mit Gewalt daran erinnern. Du hast es leicht, Dir kann dieser Mensch nit unangenehm sein, und Du ihm nit."

„Es handelt sich ja nur um ein Obdach," sagte Juliana nicht ohne Schalkheit, „ich werde es mir auf redlichem Wege verschaffen, und Du sollst es Dir ergaunern. Lege Dir für alle Fälle eine Binde um eines Deiner Augen und Du wirst mit dem andern sehen, daß er Dich nicht erkennt."

Maria besann sich, daß solcher Vorschlag im Grunde nicht übel war und daß sie ihrer Freundin zu Liebe auf denselben eingehen müsse. War sie ja doch so froh, diese Zufluchtsstätte gefunden zu haben, an welcher sie rasten und die Nachtkunft ihrer Begleiter abwarten konnten. Sie freute sich auch darüber, daß an Julianen wieder eine gewisse Aufgeweckheit und Fröhlichkeit wahrzunehmen war, nachdem ihr unheimliches Dahinrasen in der Wildnis der guten Maria schon Todesangst bereitet hatte. Sie nahm ein Tuch und verband sich das rechte Auge.

„Das wird wohl nit Alles sein," sagte sie während dieser Arbeit, „wenn es ordentliche Leute sind, bei denen wir um Obdach bitten, so werden sie uns fragen, wer wir sind, woher wir kommen und was wir suchen. Was wirst Du darauf sagen?"

„So weit geht unser Abenteuern nicht, daß ich Unwahrheit reden möchte," versetzte Juliana. „Ich werde sagen, daß ich aus dem Timmthale bin und Du meine Freundin. Daß wir die Absicht hätten, den Schatt zu durchwandern, um die Schönheit der Wildnis zu sehen, daß wir unterwegs unsere Begleitung verloren, daß wir uns eine Rast ausbitten in einer dieser Hütten und daß wir morgen nach gütiger Wegweisung weiter wandern wollten."

Während solchen Gespräches waren sie wieder gegen die Lichtung gegangen. Als sie zwischen dem Gestämme das Grün der Wiese und das Bretterdach des Blockhauses schimmern sahen, stand Juliana still.

„Also voran!" sagte Maria.

Juliana stand wie in den Boden gewachsen fest. „Es ist kindisch," sagte sie dann langsam, „jetzt habe i ch den Muth verloren."

„Wovor fürchtest D u dich?" fragte Maria. „So viel ich mich auskenne, schlechte Leute sind es nicht."

„Wir wollen doch lieber ein anderes Obdach suchen," sagte Juliana, wendete sich um und eilte wieder waldeinwärts. Sie begannen närrisch zu laufen, Maria, um Julianen einzuholen, und diese, um sich von jener nicht erwischen zu lassen. In den Bäumen hub der Wind an zu rütteln. Sie kamen über eine Sandhalde, an deren Rande ein mächtiger Ahornbaum stand.

Digitized by Google

Diesem eilte Juliana zu, unter ihm sollten sie übernachten. Ein dumpfes Gedröhne in den schweren Wolken wurde im Rauschen des Windes erstickt, über dem Walde fausten Nebelfetzen hin und blieben zum Theile hängen in den Wipfeln. Einzelne Tropfen schlugen schwer in den Boden und auf die Kleider unserer Wanderer. Ein Habicht, wie vom Sturme aus den Höhen gestoßen, war zwischen den Bäumen niedergeschossen und kreiste nun in der kleinen Lichtung über der Sandhalde. Er schwirrte an den Köpfen der Frauen vorüber mit seinen wuchtigen Flügeln, die rothbraun und am Rande schmutziggrau waren; er schwang seine Kreise wieder höher in die Luft, er stieg sogar über die Wipfel auf, aber der tosende Sturm stieß ihn wieder herab, bis er zwischen dem finsteren Gestämme hindurch thalwärts fuhr. Von einer alten Tanne, welche hoch über die anderen Bäume aufragte, und die sich im Winde kaum zu rühren schien, flog krachend ein Ast hernieder und schlug so gewaltig in den Sand, daß dieser weithin und in einzelnen Körnern sogar den Frauen an die Hände und in's Gesicht spritzte. Maria hatte sich auf die Erde hingelegt und klammerte sich an einen Wurzelarm, daß sie der Sturm nicht davonfegen konnte. Juliana rang mit ihm, ließ ihre Kleider, ihr Haar zerzausen; die Füße kräftig anstemmend, die Arme in scharfen Ellbogen an sich gezogen, den Kopf starr nach vorwärts gebeugt, so drang sie an, kam aber nicht weiter. In den tiefblauen Schatten, die über Allem lagen, zuckten seltsam die phosphorescierenden Lichter, wenn sich bei den Tannen die nach unten hin silberweißen Aeste und Zweige aufbogen, oder wenn die grauschimmernden Ahornblätter zitterten. Plötzlich schlug eine Lohe herein und ein Knall, daß den Frauen Hören und Sehen verging. Dann legte sich der Orkan und ein feiner Regen rieselte vom Himmel.

Nun konnte Juliana die Augen wieder aufmachen und den Ahornbaum suchen, der ihr in dem wilden Aufruhr abhanden gekommen war. Maria erhob sich, aber nicht ohne einen Augenblick auf den Knien zu verweilen und den Schöpfer zu danken, daß sie noch lebe. Ihr Kleid war schwer vor Sand. Sie gieng jetzt langsam der Freundin nach und gewahrte es, daß sie das Tuch nicht mehr über dem Auge hatte, das Paket mit dem Nahrungsrest nicht mehr an den Arm gebunden und das eiserne Beil nicht mehr in der Hand trug. Als sie nach diesen Dingen ausblickte, hörte sie von der Freundin halblaut ihren Namen aussprechen. Juliana stand etliche Schritte vor dem Ahorn und als auch Maria herankam, standen sie beide dort und giengen nicht zu dem Baum.

Denn unter dem Ahornbaum saß auf den Hinterfüßen und mit strammgestemmten Vorderfüßen ein unheimlicher Geselle. Er war einer der größten seiner Art. Anfangs hatte Juliana nur die zwei grünen Lichter gesehen, bald aber auch den Kopf, in dem sie staken und in dessen Schnauze lange scharfe Zähne blinkten. Erst allmählich tauchte aus der Dunkelheit die ganze Gestalt auf und nun sahen sie, daß von dem alten Ahornbaum, den sie zur Nachtherberge wählen wollten, bereits der Wolf Besitz ergriffen hatte. Der saß ruhig da, vier oder fünf Schritte vor den Ankömmlingen, und wollte einmal abwarten, was diese beginnen würden. Mit hochgehobenem Kopf funkelte er sie an; die Schnauze leicht geöffnet, mit der Zunge ein wenig lechzend, einmal auch ein kurzes Knurren ausstoßend, so schien er weder gewillt, die Frauen an den Baum kommen, noch sie von demselben wieder entfernen zu lassen.

„Maria," sagte Juliana leise, als sie so vor dem Ungethüm nebeneinander standen, „jetzt haben wir ihn."

„Er hat uns," sagte Maria ebenso ruhig. „Ich bitte Dich, Juliana, rühr Dich nit. Sei ganz ruhig, drohe nit

Digitized by Google

mit dem Stock und schrei nit. Ich thu's auch nit. Sobald wir uns bewegen, fährt er los. Ich hab's oft gehört. Nur nit rühren!"

„Aber er rührt sich auch nicht," entgegnete Juliana, „und wie lange sollen wir uns so gegenüberstehen?"

„So lang Gott will," antwortete Maria.

Sie schwiegen und schauten auf das Thier.

„Wir können auch miteinander plaudern, daß die Zeit vergeht," sagte Maria, „nur ganz ruhig und gelassen. Sobald er eine Erregung merkt, wird er hungerig. Die Jäger haben es oft erzählt."

„Das wird eine reizende Nacht werden," sagte Juliana.

„Bist Du müde?"

„Nicht im Geringsten."

„Mir ist die Müdigkeit auch vergangen," versetzte Maria.

Sie schwiegen wieder und der Wolf funkelte auf sie her. In dem schrecklichen Leuchten der Augen konnten sie die Blutgier wohl leicht erkennen; auch die dämonische Lust sprühte aus ihnen hervor, welche die Bestie empfinden mußte, da sie sich an der Todesangst der Opfer weidete.

„Wir wollen keine Angst haben," sagte Juliana.

„Nein, wir wollen gar keine Angst haben," stimmte Maria bei.

„Es ist ein schönes Thier," sagte Juliana."

„Ich habe in Friedau draußen einmal einen ausgestopften Wolf gesehen, der war noch schöner," versetzte Maria.

Sie schwiegen und das Thier schaute unverwandt auf sie und lechzte. Vom abendlichen Himmel rieselte zart und fein der Regen.

„Das wird langweilig," sagte Juliana und ihre Stimme zitterte ein wenig. „Ich glaube, wir werden dem Zustande doch ein Ende machen müssen."

„Um Gotteswillen, bleib ruhig!" flehte Maria in gleichgiltigem Tone, „Du laufst nit drei Schritt, so bist unter seinen Pfoten."

„Das Laufen fällt mir auch gar nicht ein," versetzte Juliana, „ich wollte ihn nur reizen, und während er auf mich losfährt, schlägst Du ihm das Beil in den Leib."

„Das Beil habe ich nicht mehr," antwortete Maria, „das Beil habe ich bei dem närrischen Laufen verloren."

„Dann renne ich ihm den Stock in den Rachen," sagte Juliana.

„Ich bitte Dich, sei still!" flehte Maria, ihr war, als müsse das wilde Thier jedes Wort verstehen. Aufmerksam genug hörte es zu und zuckte manchmal mit den spitzen Ohren.

„Genachtmahlt scheint er noch nicht zu haben," sagte Juliana.

„Es ist ihm an uns gelegen," versetzte Maria, „sonst wär' er schon fort. Wenn sich so einer einmal so lang bei Menschen aufhält, dann ist's ihm Ernst."

„Mit diesem Königsgeschlecht," bemerkte nach einer Weile wieder Juliana, „mit diesem Königsgeschlecht nimmt es ein merkwürdiges Ende."

Maria schwieg.

„Mein Hochmuth war grenzenlos," sagte Juliana mit leiser Stimme.

„Ich vertrau auf die Mutter Gottes," sagte Maria.

„Eine große Königin wollte ich sein," fuhr Juliana fort, „mein Volk wollte ich erheben. Und bin ihm vorangegongen mit dem Beispiele, Unschuldige zu tödten."

„Aber es müßt ein Mirakel geschehen," sagte Maria für sich.

„Und als es mich verdroß, bin ich schier wie fahnenflüchtig davongelaufen."

Maria that einen tiefen Athemzug.

Der Wolf schien sich höher emporrichten zu wollen und schlug ein paarmal seinen buschigen Schweif an den Baumstamm.

„Wie haltlos und schutzlos ist das Weib, wenn es allein steht auf der Welt!" rief Juliana.

„Nicht so laut!" flüsterte Maria,

Digitized by Google

denn sie vermeinte durch schallende Ausrufe das Thier zu reizen.

„Haltlos und schutzlos selbst auf dem Königsthron!“

Der Wolf knurrte. Die Frauen schwiegen, standen bewegungslos da und zitterten.

Nach einer Weile sagte Juliana, ihre Hand an die Brust gepreßt: „Noch kein Glück gesehen und schon sterben müssen!“

Es wurde immer dunkler. Maria that wieder einen tiefen schweren Athemzug.

„Aus Uebermuth oder Verzweiflung — ich weiß es nicht — so tief in die Wildnis gerast, in diese furchtbare Wildnis!“

„Er wird ungeduldig,“ bemerkte Maria mit ganz gleichgiltig gehaltenem Tone.

„Und jetzt wollte ich Alles, was ich bin und was ich habe, hingeben für mein junges Leben.“

Nach einer Weile sagte Maria: „Du kannst gut laufen, Juliana.“

„Was willst Du sagen?“ fragte jene.

Nach den Hütten kann es kaum eine halbe Stunde sein.“

„Großen unbehendigen Bären könnte man vielleicht davonlaufen, mein Kind, aber Wölfen nicht,“ versetzte Juliana.

„Er wäre aufzuhalten,“ sagte Maria, „Du mußt aber sehr laufen oder auf einen Baum klettern. Eine Weile getraue ich mich ihn zu beschäftigen.“

„Was hast Du für Gedanken, Maria!“

„Du dürftest aber nicht kindisch sein und Dich dreinmischen wollen. Besser Eins als Beide.“

„Um Gotteswillen, Maria, was sinnst Du?“ rief Juliana, „Du willst mit dem wilden Thiere ringen und Dich als Beute geben, daß ich entkommen könnte!“

Maria antwortete ruhig: „Was wäre das auch! Es hat schon Mancher für den König sein Leben gelassen. Ich gebe etwas, das ohnehin schon verspielt ist. — Ich beschwöre Dich, Juliana, sei ruhig, bei der ersten Bewegung stürzt er auf uns. Und wir haben noch was miteinander zu sprechen. — Meine arme Seel befehle ich Jesum. Meinen Mann und mein Kind...“ Sie sprach nicht weiter, denn es versagte ihr die Stimme.

Als Juliana nun plötzlich diese Größe sah an dem Weibe, regte sich in ihr der Stolz des königlichen Blutes, über welchen sie fast der Gefahr vergaß. Aber schon die nächste Empfindung war die der Demuth.

„O, Du liebes, Du heiliges Herz!“ sagte sie zur Freundin. „Anstatt mir zu zürnen, daß ich Dich mitgelockt habe und in dieses Verderben geführt, daß Du zu Grunde gehen sollst fern von Deinen liebsten Menschen — anstatt daß Du meinen Uebermuth und meinen Leichtsinn verfluchest und Rache nähmest an mir, die ich Dein Unglück geworden bin, anstatt dessen willst Du Dich für mich opfern und mich retten. Ich nehme das Opfer nicht!“

„Königin,“ sagte Maria, „Du wirst meines armen Mannes und meines Kindes gedenk sein.“

„Hüte Dich!“ rief Juliana, die Freundin zurückhaltend und sich selbst auf den Sprung stellend. „Thue Du, was Du mir gerathen hast. Du bist Weib und Mutter. Ich bin überflüssig auf der Welt!“

Und so wunderbar spielt manchmal der Menschen Geschick: In demselben Augenblicke, als jede der beiden Frauen sich auf den lauernden Wolf stürzen wollte, in der Absicht, die andere zu retten, knallte im nächsten Dickicht ein Schuß. Das Thier machte einen wüthenden Sprung nach vorwärts, stieß ein durchdringendes Geheul aus und stürzte zur Erde.

Während sich der Wolf noch röchelnd in seinem Blute wälzte, während das wilde Glühen seiner Augen auslosch, starrten sich die beiden Freundinnen an und keine war mächtig, auch nur ein Wort zu sprechen. Endlich sank Juliana

Digitized by Google

zu Boden. Maria that einen Hilferuf, denn sie glaubte, auch die Freundin sei vom Schusse getroffen worden. Sie labte mit nassem Gras ihre Stirne, sie rief sie mit den zärtlichsten Namen, allein Juliana gab keine Antwort und kein Lebenszeichen. Die Nacht war eingebrochen. Maria konnte nicht mehr das Gesicht und das Auge der Freundin sehen; wohl betastete sie ihr Haupt, ihre Brust, entdeckte aber keine Wunde, kein warm rieselndes Blut.

Nun stand sie auf und rief in den finsteren Wald hinaus: „Wer hat geschossen? Wer hat sie erschossen!"

Da trat ein Mann hervor — Maria erkannte ihn alsbald wieder, es war der Forstjung — das Gewehr in der Hand schritt er heran und sagte: „Ich habe nach den funkelnden Augen des Wolfes geschossen. Wer ist denn noch da?"

„Wir," sagte Maria, „zwei Frauen sind durch den Wald gegangen, und jetzt habt ihr eine erschossen."

Der Mann neigte sich zu ihr, die ausgestreckt lag auf dem Sand, und er sagte: „Sie ist ja nicht todt, sie athmet."

Er richtete sie auf, kniend auf dem Boden hielt er ihren Oberkörper im Arm. Maria wollte allerhand beginnen, um sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. „Lasset sie!" sagte der Mann, „sie kommt von selbst. Jetzt wirkt noch der Schreck."

Endlich bewegte Juliana ihre Hand, an der Maria sie hielt, bewegte ihren Mund und fragte mit schwacher Stimme, wo sie sei?

Maria wollte ihr Alles auf einmal mittheilen, daß sie im Walde seien, daß sie beide lebten, aber der Wolf erschossen sei, daß sie in den Armen ihres Retters ruhe, daß Alles sich zum Guten gewendet habe, allein der Mann gebot ihr Schweigen, bis die Ohnmächtige vollends zu sich gekommen wäre.

„So will ich zu Euch sprechen," sagte Maria, „und Euch bitten um Obdach für die nächste Nacht. Wir sind vom Timerthal herüber, haben uns verirrt und wollen morgen den Rückweg suchen."

Der Mann sagte auf all das nichts. Als Juliana wieder auf ihren Füßen stehen konnte, übergab er sie an Maria.

„Oh, Du bist es ja, Du bist ja noch bei mir!" sagte sie und schmiegte sich an die Freundin. „Kalt ist es hier, kalt! Komm, Maria, wir wollen nach Hause." —

So war es, daß nun der schöne ernsthafte Mann und Maria die Försterfrau in der Dunkelheit durch den Wald schritten, und zwischen sich führten sie ein junges, zartes und vor Erregung und Frost zitterndes Weib. Keines sagte ein Wort. Langsam und vorsichtig leitete sie der Mann über den Schutt und Sand; vom Himmel rieselte still und beständig der Regen. Der Mann führte sie zwischen den Stämmen durch; von den Aesten fielen weniger aber größere Tropfen, als vom freien Himmel. Wo Steinklötze waren, da wich der Mann aus, wo Schründe und Gräben und Sümpfe waren, da wich er ihnen aus und geleitete die Frauen sicher bis an den Waldrand, wo die Rodung und die Wiese und die Hütten waren. Wo früher im Gestrüppe das Feuer gewesen, da strich jetzt nur weißer Rauch am Boden hin, weil er in der feuchten Luft nicht emporsteigen konnte.

Sie kamen zur unteren Hütte, die den Gemüsegarten und den Stall hatte. Sie hörten, wie in der Hütte, aus deren Fenster Lichtschein drang, von mehreren Stimmen ein Gebet gesprochen wurde, und sie hörten, wie im Stalle die Ziegen mäckerten. An dieser Hütte giengen sie vorüber und stiegen langsam hinan gegen das Blockhaus. Von dem Dache desselben tropfte gleichmäßig der Regen und daneben rieselte der Brunnen. Aus den Fenstern schimmerte kein Lichtschein und tönte kein Gebet. Der Mann führte die Frauen zur Wandbank, die unter dem Dache stand, daß sie sich darauf niederließen. Maria hatte auch ihren eigenen Mantel über die Freundin gehüllt und konnte, während der Mann

Digitized by Google

die Thür aufgeschlossen und in's Haus getreten war, nicht satt werden, Julianen zu fragen, wie sie sich befinde. Juliana war fast traumhaft und versicherte, daß ihr wohl sei.

Nach einem Weilchen kam der Mann wieder heraus und führte die Frauen zur Thür hinein. Sie kamen durch ein Gelaß mit Feuerherd, auf welchem bereits die Flamme knisterte. Sie kamen in eine größere einfach eingerichtete Wohnstube und durch diese in ein kleineres Zimmer mit Bett, Ofen und anderem Zugehör eines Schlafgemaches. Der Mann zündete hier eine Ampel an und sagte, ein besseres Obdach könne er nicht bieten, sie möchten fürlieb nehmen mit diesem Hause. Es würde ein kleines Abendbrot gekocht werden, so einfach und so nahrhaft, wie es eben der große Wald hervorbringe, dann würde in der größeren Stube ein zweites Lager bereitet werden. Sei dieses geschehen, so würde er ihnen das Haus, welches sonst von Niemandem bewohnt sei, übergeben, daß sie hinter ihm die Thür abschließen und im Frieden ruhen möchten. Sollten sie etwa in der Nacht um das Haus herum Thiere heulen hören oder einen andern Lärm der Wildnis vernehmen, so möchten sie außer Sorge sein, es sei eine Wacht. Am nächsten Tage sollten sie rasten, so lange es in ihrem Belieben stehe und sich nicht von dem hellen Tage beunruhigen lassen, der in solcher Jahreszeit zur frühen Stunde durch die Fugen der Fensterballen hereindringe. Und wären sie frisch und munter, und öffneten Fenster und Thür, dann würde er erscheinen und etwaige Wünsche zu erfüllen trachten, so gut es eben sein könne, ob sie nun weiter wandern oder länger in seinem Hause weilen wollten.

So geschah es denn auch. Er brachte eine warme Brühe mit Brot und Butter, er bereitete in der Vorstube aus lockerem Dürrgrase und weißer Leinwand die Bettstätte mit Ruhe und Geschicklichkeit, er gab in wenigen Worten noch über mancherlei Bescheid und entfernte sich dann mit einem kurzen „Gute Nacht." Maria verschloß hinter ihm die Thür.

Die Frauen sahen sich allein und kamen jetzt erst dazu, sich zu verwundern über das Glück, welches ihnen geworden war. Sie sprachen über mancherlei, was sie hier umgab und in ihnen das Gefühl der Sicherheit wachrief. An der Wand hiengen Werkzeuge, wie man sie zum Holzschlagen, zum Roden, zum Bauen bedarf. Unter Anderem war eine Waffe da, welche für einen Hirschfänger zu lang und für einen Degen zu wuchtig war. Ueber all das sprachen sie, doch über den Mann, der sie im Walde gerettet, aufgelesen und in dieses Haus geführt hatte, sprachen sie kein Wort. Maria war nach seinem Benehmen der Zuversicht, daß er sie nicht erkannt hatte und nicht erkennen werde. Und sie wußte, was zu thun war.

Juliana hatte von dem Abendbrote nur wenig genossen, sie wählte sich die kleinere Stube und gieng bald zu Bette. Sie gab der treuen Freundin die Hand zu einer ruhigen Nacht, aber sie vertraute ihr nicht, wie ihr nur's Herz war. Ein seltsames Schauern gieng durch ihren Leib und ein seltsames Glühen war in ihrem Blut. Es war eine Ahnung in ihr, als beginne in dem märchenhaften Laufe ihres Lebens ein neues Geschick.

Draußen in der finsteren Waldnacht rieselte der Regen. —

Am nächsten Morgen schimmerte der helle Tag durch die Spalten des Fensterbalkens herein, und wie mächtig ist ein einziger Lichtstrahl! Die Gegenstände hoben sich deutlich hervor in der Dämmerung des Gemaches und Juliana kam nach den traurigen, friedlosen Traumbildern allmählich zum Bewußtsein, wo sie sich befand. Maria mußte noch schlafen und das war von der sonst stets wachsamen Frühaufsteherin fast zu verwundern. Juliana erhob sich und jetzt erst merkte sie, wie müde und zerschlagen ihre

Digitized by Google

Glieder waren. Sie fühlte sich fast noch erschöpfter als am Abende zuvor und dachte, daß es unter solchen Umständen kein gutes Wandern sein würde. Einstweilen rief sie durch die Thür ihrer Freundin einen guten Morgen zu. Maria antwortete nicht. Juliana trat in die Stube hinaus; Maria lag nicht mehr in ihrem Bette, sie war schon in's Freie gegangen. Bei einem der Fenster stand das Glas und der äußere Balken halb offen, so daß die kühle Luft hereinströmte und das frische sonnige Grün des Waldes hereinschimmerte in die Stube. Nun sah Juliana, daß auf dem Fensterbrette ein graues Papierstreifchen lag und auf demselben — damit es der Wind nicht hinwegblase — ein Schlüssel. Das kam ihr schon ein wenig sonderbar vor. Den Schlüssel erkannte sie als zur Hausthür gehörig, die damit von außen abgeschlossen worden war. Auf dem Papier standen von Marien's Hand folgende Worte geschrieben:

„Meine liebste Juliana!

Ich muß eilends fort von diesem Haus, Du kannst Dir denken warum. Es ist am besten für mich und für Dich. Morgen bin ich mit Gottes Hilf daheim, daß ich Dir Leut kann schicken. Du sollst Dich ausruhen, sonst wirst Du krank. Wie ich fort bin, hast gut geschlafen und hab Dir ein Kreuz gemacht über das Gesicht. Ich laß Dich mit gutem Gewissen zurück in diesem Haus und so viel Vertrau hab ich zu dem Menschen, daß ich weiß, es kann Dir nix Böses überfahren. Halt mir's um Gotteswillen nit für übel, daß ich fortgeh, es kann nit anders sein. Maria."

Juliana wußte nicht, wie ihr geschah. Jetzt war sie fern von aller Welt — losgetrennt von dem, was sie bisher umgeben — im wilden Walde, sie, die junge Königin eines blühenden Reiches gleichsam verlassen und verrathen, in der Gewalt eines fremden Mannes.

(Ende des zweiten Buches. — Fortsetzung folgt.)

Cimburgia, Herzogin von Steiermark.

Ballade von F. G. Ritter v. Leitner.

Cimburgia, die schöne Herzogin,
Auf Waidwerk ritt durch's Dorf dahin.

„Was hat nur heute mein guter Rapp?
Er macht im Trabe stets klipp und klapp."

Sie hielt vor des Hufschmieds rußigem Haus.
Da sprang der Meister geschwind heraus.

„Leg meinem Roß ein Eisen an,
Doch eines, das fest und wohlgethan."

Der Schmied erprobt gleich eins, zwei, drei,
Und bringt, wie er meint, das stärkste herbei.

Cimburgia, die Herzogin, langt darnach,
Und strax den Quark entzwei sie brach.

Drob machte der Schmied ein lang Gesicht;
Wie Das geschehn, verstand er nicht.

Da schwankt gerade, hoch und schwer
Beladen mit Heu, ein Wagen einher.

Den schleppen im Schweiße zwei Gäule heran,
Die fluchend peitscht ein Bauersmann.

Er flucht und peitscht; doch sie bleiben gar stehn,
Und wollen nicht mehr von der Stelle gehn.

Da nimmt er wahr eine Grube zuletzt,
Worin ein Rad sich festgesetzt.

Und seufzend kraut er sich hinter dem Ohr:
„Wie bring ich daraus es wieder empor?"

Digitized by Google

Die Herzogin lächelt: „Mein Bäuerlein
Getrost, Dir soll geholfen sein.“

Sie faßt das Gefährt am Hintergestell
Und hebt auf die Ebne die Heufuhr schnell.

Da macht der Bauer ein freudig Gesicht;
Nur wie das geschehn, begreift er nicht.

Die Förster jedoch, die standen dabei,
Erhoben ein schallend Jubelgeschrei:

„Heil Ernst, dem Eisernen, Herzog im Land,
Daß solch ein wacker Gemahl er fand!“

„Cimburgia ist schön, Cimburgia ist stark,
Eine Herzogin, traun, für Steiermark!“

Du mußt Dichter werden.

Skizze von **D. Francis.**

Wir waren drei Monate verheiratet und unendlich glücklich. Nachdem wir unsere Flitterwochen in einem kleinen, reizumflossenen, weltabgeschiedenen Winkel Kärntens verlebt hatten, kehrten wir nach Wien zurück. Unser Heim erschien mir wie ein Paradies. Mein Frauchen besaß den besten Geschmack und hatte unsere Räumlichkeiten wohnlich, reizend, gemüthlich eingerichtet, obwohl der Salon nicht im Renaissancestyl gehalten, das Speisezimmer nicht streng altdeutsch, das Schlafzimmer nicht orientalisch möbliert war.

Meine Lilli war wirklich ein Engel, allerdings mit einer für diese gewöhnlich sehr ätherischen Wesen etwas zu plastischen Gestalt und zu nixenhaften Augen. Sie verstand und errieth Alles. Nie behelligte sie mich mit Klagen über die dienende Sippe, und da ihre Ausstattung sehr reichhaltig war, bot sich mir keine Gelegenheit, über den Kostenpunkt verschiedener Roben und deren Nutzen vergleichende Studien anzustellen. Der Haushalt gieng am Schnürchen, ich speiste delicat und fand auf meinem Schreibtische stets die gewünschte unveränderliche Ordnung. Meine Lilli war immer gut gelaunt und unmoderner Weise sehr gesund. Sie trieb gerade so viel Musik, um mich nicht durch endlose Etuden zur heimlichen Raserei zu bringen und verstand es, mit Geschmack über Literatur zu reden. Gegen meine Freunde war sie liebenswürdig und lud dieselben mindestens ebenso oft zum Souper, wie ihre Freundinnen zur Jause.

Wir lebten also unendlich glücklich.

Manchmal ertappte mich der geheime Wunsch, meine Frau möge etwas weniger vollkommen sein, denn ich fürchtete den heutzutage ohnedies nicht stark anderwärts beschäftigten Neid der Götter. Zum Glück entdeckte ich an meinem Engel einen Fehler, eine Schwäche, die mir bewies, daß Lilli irdischer Herkunft sei, und die unseren Ehehimmel kurze Zeit trübte. Das kam so:

Wir saßen eines Abends nach dem Souper in unserem Salon, waren wie immer gut gelaunt, momentan aber etwas träge. Lilli lehnte in einem Fauteuil, in einem illustrierten Journal blätternd; ich lag ihr gegenüber im Schaukelstuhl, rauchte, blies die sattsam bekannten blauen Ringe in die Luft und betrachtete den rosigen Teint meiner Frau. Das geschah ziemlich lange und dabei fiel mir auf, daß Lilli sich förmlich vertieft hatte in das Blatt und von mir verzweifelt wenig Notiz nahm. Neugierig bat ich sie, mir den Gegenstand ihres In-

Digitized by Google

teresses zu nennen. „Ach," sagte sie (das „ach" fand ich überflüssig), „ein reizendes Gedicht! hör nur!"

Und sie las eines jener Winterlieder, die mit der Regelmäßigkeit der Novemberstürme bei Beginn der kalten Jahreszeit die Spalten der Journale unsicher machen, las das mir, der ich eben jetzt so liebeswarm den Teint meiner Lilli mit der Pfirsichblüte verglichen hatte.

„Sind die Verse nicht reizend?" forschte sie.

„Nein."

„Aber warum gefallen sie Dir nicht?"

„Weil ich selbst einmal ähnliche dichtete."

Das war zwar nicht logisch, aber verliebte junge Ehemänner sind selten logisch.

Der Effect meiner Worte war ein unerwarteter. Lilli sah mich an, zuerst ein wenig verständnislos, dann ungläubig und dann, ja wahrhaftig, dann mit einem kleinen Zug von Ironie um den Mund:

„Du hast Gedichte gemacht?"

Sie betonte das „Du" nur ein ganz klein wenig, allein dieser leise Zweifel genügte, mich in Harnisch zu bringen.

„Du traust mir kein Gedicht zu? Doch warte, Lilli, Du sollst Dich überzeugen."

Damit eilte ich zu meinem Schreibtisch und holte die Mappe, welche meine poetischen Verbrechen barg, herbei. Etwas beschämt senkte Lilli den Blick, als ich sie nach dem Vortrag einer Ode an das Vaterland vorwurfsvoll ansah. Hierauf las ich ihr einige Lieder an die Natur vor, einige anakreontische Lobsprüche auf den Wein und wollte eben zu einem Gedicht auf Gäsar übergehen, als mich meine Frau unterbrach.

„Nun, und Liebeslieder?"

Ich versuchte Ausflüchte. Meine Lilli nahm ruhig das corpus delicti in die Hand und untersuchte selbst die Gedichte. Da fand sie ein Sonett, nein, einen ganzen Cyklus von Sonetten an eine blonde Elsa. Welch inquisitorisches Talent lag doch in meinem Weibchen! Ich mußte beichten. Zum Glück war meine Vergangenheitssünde nicht groß. Hoffnungsvolle Jünglinge verlieben sich zumeist in ältere Mädchen und ich war, wie in anderen, so auch in diesem Punkte nicht Original gewesen. Ich hatte die blonde, nur um fünf Jahre ältere Elsa schwärmerisch verehrt und den Schmerz über meine unerwiderte Liebe in Sonetten ausgehaucht. Mein Ideal hatte geheiratet, war jetzt vielbeschäftigte Mutter von vier Kindern und neigte sehr stark zum Embonpoint. Lilli sah ein, daß Eifersucht grundlos gewesen wäre und vergab mir meine erotischen Lieder. In der Mappe befand sich auch der Entwurf zu einem Drama aus dem bürgerlichen Leben, einige Novellen, Skizzen ꝛc. Meine Frau verschob deren Lectüre auf den nächsten Tag. Als sie mir gute Nacht bot, lag in ihren Augen ein mir neuer, geheimnisvoller Ausdruck, der mich fast an das Erstaunen meiner jüngeren Schwester erinnerte, mit dem sie mich nach einer gelungenen Prüfung betrachtet hatte.

Ich fieng an, mir selbst zu imponieren. Am nächsten Morgen, beim Frühstück, merkte ich freilich von diesem ungewohnten Respectsblick nichts mehr. Meiner Dichtungen erwähnte sie nicht und ich lenkte das Gespräch nicht darauf.

Als ich vom Bureau heimkehrte, hatte ich den Vorfall ganz vergessen. Beim Mittagessen plauderte und lachte Lilli wie immer, nur schien sie mit irgend etwas zurückzuhalten. Auf dem Spaziergange begann Lilli plötzlich in sehr kategorischem Tone:

„Paul, Du mußt Schriftsteller werden!"

„Ah —," machte ich erstaunt.

„Ich las heute Deine Dichtungen, ich las sie unparteiisch und fand, daß Du entschieden poetisches Talent hast"

Digitized by Google

„Sehr schmeichelhaft.“

„Ich verglich Deine Geisteskinder mit den Werken, die unsere gewöhnliche geistige Kost bilden, und dieser Vergleich fiel nicht zu Deinen Ungunsten aus!“

Sie nannte mir dabei dasjenige, was ihr an meinen Dichtungen besonders gefiel und bediente sich einiger Redensarten, die sie einem sachverständigen Kritiker abgelauscht haben mußte. Alles, was sie vorbrachte, stand in so logischem Zusammenhange, daß ich ersah, sie hatte die Angelegenheit reiflich durchdacht.

„Denke nur,“ schloß sie ihren Vortrag, „wie hübsch das wäre, wenn es hieße: Das ist Ingenieur Paul R., der so reizend dichtet!“

„Also die Frau eines Dichters willst Du werden? Sieh, meine Lilli ist ehrgeizig.“

Sie wurde roth, kam aber nicht aus der Fassung.

„Warum hast Du seit Deinen Studienjahren nichts mehr gedichtet?“

„Anfangs hatte mich die Vorbereitung zu den Prüfungen gänzlich in Anspruch genommen. Auf den darauffolgenden Reisen wandte ich meine gesammte Aufmerksamkeit den technischen Einrichtungen zu, konnte überdies die Natur im Vorüberfliegen bewundern, von Land und Leuten keine ruhigen, steten Eindrücke gewinnen. Poetische Anregung also verschafften mir meine Reisen nicht. Dann, als ich in Amt und Würde war, neigte sich mein Interesse weniger der Kunst und Poesie als der leidigen Politik zu. Allerdings, als ich Dich kennen lernte, flog mir manch zärtlicher Reim durch den Kopf, aber ich schrieb nichts nieder.“

Wir waren wieder zu Hause angelangt. Nun vertiefte ich mich in meine poetischen Sünden und suchte über meine Geistesproducte ein möglichst objectives Urtheil zu gewinnen. Die Dichtungen waren so schlecht nicht. Die Ideen waren, wenn auch nicht ganz originell, doch nie trivial, die Charaktere psychologisch richtig, plastisch gezeichnet, die Sprache war ungekünstelt, frisch und fließend. Aber ich übersah nicht die Fehler, die an den Werken hafteten. Die Frauengestalten erschienen mir nun zu schablonenhaft, die meisten allgemeinen Bemerkungen viel zu unreif, meiner damaligen Welt- und Menschenkenntnis entsprechend. Da sich aber letztere bedeutend erweitert und modificirt hatte, da ich die Frauen nun auch hinlänglich kannte, dünchten mir die größten Mängel nicht unverbesserlich.

Mit dieser Kritik erstarkte mein Selbstbewußtsein. Mein Ehrgeiz, oder besser meine Eitelkeit begann sich zu regen, der Schriftstellerruhm lockte mich und ich fieng an, meine früheren Erzeugnisse theilweise umzuarbeiten.

Lilli war über meine Thätigkeit glücklich. Allein bald ersah ich, daß ich den vorliegenden Stoffen kein Interesse mehr abzugewinnen vermochte und der Stil kalt, gezwungen, nüchtern wurde. Ich suchte also nach neuen Stoffen. Doch meine Phantasie war nicht schöpferisch genug mehr, Neues zu erfinden. In dieser Noth half mir Lilli.

„Nimm die Landschaftsbilder zum Vorwurf, wie Freiligrath es that. Allerdings, die Wüste zu besingen, ist nicht mehr originell. Allein der Norden steht Dir noch offen. Schildere des Nordlands eisige Pracht!“

Wohl sah ich vor meinem Auge die weiten Schneegefilde, die Mitternachtssonne, das Nordlicht — ich machte ein Gedicht. Die ersten Strophen gelangen vorzüglich. Doch, wie ich mich auch plagte, ich fand keinen passenden Schluß und mußte das Poëm ad acta legen. Aehnlich ergieng es mir bei einem anderen Versuche. Venedigs todte Größe wollte ich besingen — doch ohnmächtig zeigte sich meine dichterische Kraft; der Gedanke war da, aber die Form beherrschte ich nicht. Entmuthigt wollte ich das Dichten aufgeben, Lilli hielt mich zurück.

„Wenn Dir die Poesie nicht ge-

Digitized by Google

lingt, schreib in Prosa. Vielleicht hast Du zu wenig Sammlung! Ich will dafür sorgen, daß Dir Zerstreuung fern bleibt."

Doch auch die Einsamkeit, zu der sie mich nun verbannte, brachte mir nicht die gewünschte Formvollendung. Wohl gestand ich mir anfangs selbst nicht ein, daß mein Talent eigentlich kein Talent sei und schrieb dann mit verdoppeltem Eifer, um meinen Stil zu üben. Manchmal gelang mir auch ein Aufsatz. Trotz alledem konnte ich mich endlich der Erkenntnis nicht verschließen, daß der Liebe Müh umsonst sei und offenbarte dies auch meiner Frau. Ich fand keinen Glauben, und nun entdeckte ich zum erstenmale, daß Lilli kein Engel war. Ihre Idee, aus mir einen Schriftsteller zu machen, war wirklich schon zur Manie geworden. Eigensinnig behauptete sie dabei, daß ich zwar Talent besäße, daß mir aber Fleiß und Ausdauer mangelten. Sie setzte ihr System der Einsamkeit fort. Was war unser Zusammenleben jetzt ungemüthlich! Ich kam mir wie ein armer Gefangener vor und war doch nicht stark genug, meiner Frau zu sagen: Ich bekenne, ein ganz gewöhnlicher Mensch zu sein und bitte Dich ernsthaft, Dir jeden Gedanken an eine Schriftstellerlaufbahn Deines Mannes aufzugeben! Ich sprach diese Worte nicht. Einerseits hoffte ich noch immer ein wenig, daß meine poetische Ader nicht ganz vertrocknet sei und andererseits blendete mich der Nimbus, der mich in Lilli's Augen umgab.

Stundenlang saß ich allein vor meinem Schreibtisch, verschloß mich hartnäckig allen Besuchen, reducierte unsere Spaziergänge auf ein Minimum und langweilte mich gründlich. Wer weiß, wie lang ich mir selbst das Dasein noch verkümmert hätte, wäre ich nicht einst durch meinen Freund, Dr. Fessler, beim Schriftstellern überrascht worden. Aufmerksam las er meine Geistesprodukte durch und — vernichtete alle Eitelkeit. Er hielt mir vor Augen, daß in unserer Zeit der Massenproduction nur das Vorzügliche sich einen ehrenvollen Platz erwerben könne und daß nur Derjenige einigermaßen berechtigt sei, zu schreiben, der den inneren Drang zum Dichten unauslöschbar in sich trage. Sich zum Dichten zwingen, nur um sich einen Namen zu machen, sei Eitelkeit und eines Mannes unwürdig.

„Deine Frau will ihren Mann nicht bloß lieben, sie will auch prunken mit ihm; ihre Eitelkeit ist es, die Dich zum Schreiben animiert."

Ich mußte meinem Freunde Recht geben. Hatte ich aber nicht dies selbst Lilli vorgehalten und war sie nicht eigensinnig bei ihrer Ansicht geblieben?

„Deine Frau muß Dich selbst bitten, das Schreiben aufzugeben!"

Er entwickelte einen prächtigen Kriegsplan, auf welche Weise Lilli von ihrer Manie curiert werden konnte.

Als ich den nächsten Tag vom Bureau heimkehrte, schleppte ich ganze Ballen alter Scharteken heim, historische Werke. Bei Tisch las ich und machte Excerpten, nachmittags las ich und füllte Zettel an Zettel mit Bemerkungen. Auf Lilli's Reden gab ich zerstreute Antworten, den Spaziergang schlug ich ab. Beim Souper las ich und bis in die Nacht hinein saß ich über den Chroniken. Lilli war dem Weinen näher als dem Lachen, als ich sie wie Luft behandelte. Den nächsten Tag fragte sie nach meinem Vorhaben.

„Ich will ein historisches Drama schreiben!" sagte ich großartig.

O weh! Lilli's Antlitz verklärte sich. Bereitwillig unterstützte sie mein Vorhaben. Bei Tisch las sie ebenfalls. Nette Wirtschaft, das! Zum Spaziergange hatte sie sich eine gefällige Freundin bestellt und ich blieb mit meinen Scharteken allein. Nein, Lilli war kein Engel, unsere Wohnung kein Paradies mehr in meinen Augen. O Schlange Eitelkeit!

Nach einigen Tagen holte ich mir bei Fessler Rath. Erst lachte er un-

Digitized by Google

bändig über meine Leiden, dann dachte er nach.

„Wir werden sie dennoch curieren!“

An demselben Abend holte er mich ab, als Lilli und ich beim Souper saßen.

„Gnädige Frau, ich entführe Ihren Mann. Paul muß Studien machen.“

„Wie?“

„Er war sein Leben lang ein Philister und kennt das Leben nicht, wie soll er da die Welt schildern? Paul hat Talent, aber er ist auf falscher Fährte. Heutzutage hat nur der Naturalismus Erfolg und darum muß Paul Naturalist werden wie Zola. Wie kann er aber realistisch schreiben, wenn er das Leben nicht kennt? Deshalb muß er Studien machen und ich will sein Genosse sein.“

Lilli war ganz consterniert. Bevor sie sich klar machen konnte, was wir wollten, hatte ich sie umarmt und war verschwunden. Um vier Uhr morgens kehrte ich heim. Lilli war wach, ich schien es nicht zu bemerken. Am nächsten Morgen war ich ausgelassen lustig, meinem Franchen zuckte es um die Mundwinkel.

„Hast Du Studien gemacht?“

Ich fingierte ein wenig Verlegenheit.

„Gewiß, allgemeine und specielle. Hätte mir nie träumen lassen, daß das Studieren so lustig ist.“

Nachmittag schrieb ich eine Stunde lang, die übrige Zeit verschlief ich. Abends kam Fessler wieder. In Lilli's Augen lag die Bitte, zu bleiben — ich schien sie nicht zu verstehen, gieng lachend fort und kehrte um fünf Uhr früh heim. Beim Frühstück zeigte meine süße junge Frau rothgeweinte Augen, aber sie sagte nichts. Unglückliche Consequenz! Die nächste Nacht betrat ich um sechs Uhr früh unser Schlafzimmer. Lilli kam mir angekleidet entgegen und stürzte schluchzend in meine Arme.

„Paul, liebster Paul, mach' keine Studien! Schreib nicht, laß Dein Talent unbenützt, nur laß mich nicht mehr allein, bleib bei mir!“

Meine arme Lilli! Sie fieberte vor Aufregung.

„Lilli, beruhige Dich doch! Du hast ja selbst gewünscht, daß ich Schriftsteller werde!“

„Nein, Paul, Du sollst nicht Schriftsteller sein, Du sollst gar nichts sein, als mein Mann, mein lieber Paul!“

Ich studierte, schrieb und dichtete nicht mehr. Lilli war noch reizender und liebenswürdiger, seit sie um meinen Besitz gezittert hatte. Mir bangte nicht mehr um unser Glück, denn Lilli war — kein Engel.

Erinnerung eines Achtundvierzigers.

Von **Moriz Smets.**

Der Generalgewaltige der Rückwärtserei, Fürst Alfred von und zu Windischgrätz, hatte in der ersten Hälfte des Juni 1848 zu Prag die längstersehnte Gelegenheit erhalten, die Mäuler seiner Kanonen sprechen zu lassen. In der vielthürmigen Moldaustadt war während des Tagens des Slavencongresses, der am 1. Juni zusammengetreten, ein Aufstand ausgebrochen, vielleicht deshalb, weil die verschiedenen Slavenbrüder, obzwar „von der Küste Istriens bis zum Eismeere Sibiriens dieselbe edle Slaven-

Digitized by Google

sprache mit ganz unwesentlichen mundartigen Verschiedenheiten herrschen" sollte, sich unter einander nichts weniger als gut verständlich zu machen vermochten. Unzweifelhaft ist es, daß der Ultrazechismus und der Panslavismus die Schürer dieses Aufstandes waren, aus welchem der Bierwirt Peter Faster, der seine zerrütteten Vermögensumstände in einem Umsturze der Dinge aufzubessern hoffte, und, mit Redegabe und Thatendurst ausgerüstet, einen großen Anhang unter dem Kleinbürgerthume und Proletariate besaß, als Gründer einer neuen Dynastie, als Peter I., Herzog von Podskal, hervorzugehen sich in Träumen wiegte. Bis dahin hatte er sich aber damit begnügt, daß er, phantastisch aufgeputzt, sich abkonterfeien und sein Bildnis im fliegenden Buchhandel feilbieten ließ, sowie daß er seine Töchter mittelst einer Amazonentracht, nach deren Muster sich sodann ein männersüchtiges Corps czechischer Jungfrauen uniformierte, für den höheren Zukunftsberuf herausstaffierte. Allerdings muß er seinen Thatendurst sehr rasch gelöscht haben und nicht nach einem, wenngleich nur spärlichen, Tropfen aus dem Kanonenborne des Fürsten Windischgrätz lüstern gewesen sein, da er schon nach den ersten gewechselten Schüssen am 13. Juni den Heldenlorbeer verschmähte und das Hasenpanier ergriff.

Und doch fehlte es nicht an Beispielen, die zur Befeuerung seines Muthes hätten beitragen können; unter seinen Nationalen thaten sich sogar Geistliche durch kriegerisches Gelüste hervor. Bei der Barrikade in der Obstgasse kämpften mehrere Franziskanermönche, und überhaupt nahm der Clerus an dem Aufstande einen thätigen Antheil, wofür wir auf eine gewiß in solcher Hinsicht ganz unverfängliche Zeugin, die „Wiener Kirchenzeitung" verweisen. „Was mit der größten Betrübnis" — läßt sie sich vernehmen — „erfüllte, war, daß auch Geistliche mit den Verschworenen gemeinschaftliche Sache gemacht haben. Mehrere standen mit gezücktem Schwerte an der Spitze der Aufrührer; aus einigen Klöstern wurde ein für das Militär verderbliches Feuer unterhalten. Das erzbischöfliche Seminarium mit den verbundenen Collegien bildete gleichsam das Hauptfort der Kämpfer, und nicht wenige der Zöglinge sollen sich am Kampfe betheiligt haben."

Jedenfalls hatten solche Priester und Seminaristen sich auf einen ganz falschen Standpunkt gestellt, und hierin dürfte sich die Erklärung finden, daß auch ein Heiliger den Standpunkt, welchen er bisher eingenommen, wechselte oder vielmehr denselben sich verrücken ließ — die Erklärung für eine Thatsache, deren Unumstößlichkeit, sobald wir das von uns hierüber Aufgefundene zu allgemeinem Nutz und Frommen mitgetheilt haben werden, Niemand, ob Freund oder Feind, anzuzweifeln sich veranlaßt fühlen dürfte.

Vorausgeschickt muß werden, daß, ungeachtet der clericalen Widersacherei in Wehr und Waffen, des Himmels Segen bei dem Fürsten Windischgrätz war und blieb.

Innerhalb des Zeitraumes von sechs Tagen war der Aufstand niedergeworfen und über Prag „zum Schutze der wahren constitutionellen Freiheit" der Belagerungszustand mit allen seinen auf das Empfindlichste beglückenden Segnungen verhängt. Das geflossene Blut reichte hin, um den seit den Märztagen sterilen Boden der Rückwärterei in ausgiebiger Weise zu befruchten.

Das reizende Verhältnis zwischen Teut und Slawa bewirkte, daß deutsche Preßorgane und Vereine dem Fürsten Windischgrätz Dankadressen übersandten, einige ihn als Vorkämpfer der Deutschen in Böhmen priesen, die „Augsburgerin" ihn sogar als „Schutzengel der deutschen Nationalität" proclamierte. Binnen wenigen Monaten waren auch die eingefleischtesten Deutschthümler von solchem Riesenwahne gründ-

Digitized by Google

lich geheilt; tief schmerzte die Wahrnehmung, daß der Kanonen-Gnadenborn des Fürsten, geradezu unerschöpflich, nach allen Seiten übertroff und Kugeln spie. Fürst Windischgrätz bewährte sich als ein stets schußfertiger Gegner jeder Nationalitätsfalzerei und des Freiheitslerchengetrillers!

In überraschend kurzer Zeit war die Beruhigung Prag's den von dem Fürsten verfügten Maßregeln gelungen; es bedurfte sonach nicht der Unterstützung eines Wunders, das, weil noch dazu von dem nationalen Schutzheiligen Johann von Nepomuk angeblich verrichtet, einen gewaltigen Eindruck erzeugte.

Diese wunderbare und wahrhafte Geschichte trug sich in der Nacht vom 1. auf den 2. Juli zu.

Der heilige Johann von Nepomuk, welcher seit einigen Jahrhunderten auf der Moldaubrücke sein Gesicht der Alt- und Neustadt, wo der Junianfstand sein Hauptquartier aufgeschlagen, zugekehrt hatte, wandte es plötzlich der Kleinseite zu, wo die Gutgesinntheit üppigst florierte. Als die Prager am Morgen des 2. Juli diese veränderte Stellung ihres besonderen Patrones gewahrten, wurden sie über alle Maßen bestürzt; sie erblickten darin eine Zornesknndgebung desselben über ihren revolutionären Lebenswandel, weungleich auch manche sich wunderten, daß der Heilige hiemit so lange säumte und hiezu, das helle Tageslicht scheuend, das Dunkel der Nacht auserkor. Die allgemeine Bestürzung obsiegte aber jeder Forschung über letzteren, ohne Zweifel verdächtigen Umstand; zudem erklärte die Geistlichkeit diese Standveränderung als ein unumstößliches Wunder, als ein Himmelszeichen und predigte, daß man den Heiligen versöhnen, und zu diesem Behufe Processionen zu ihm veranstalten solle. Alsbald sammelten sich auch Tausende: Männer, Weiber und Kinder, um barfuß und im Büßergewande zum Standbilde zu ziehen, den Zorn des Heiligen durch Gebete und Thränen zu besänftigen und ihn unter Angelobung loyaler politischer Aufführung zur bisher gepflogenen Position zurückzubewegen.

Doch räumen wir auch hierin der „Wiener Kirchenzeitung" das Wort — das bestätigende — ein: „Ein Ereignis, das sonst vielleicht wenig beachtet geblieben wäre, macht in den Tagen der größten Aufgeregtheit auf unser Volk einen tiefen Eindruck. Das schöne bronzene Standbild des heil. Johann von Nepomuk ist verrückt, so zwar, daß es den Rücken halb der Altstadt zugewendet und gegen die Kleinseite gekehrt ist. Das Faktum ist so wenig zu leugnen, als zu leugnen ist, daß die Brücke selbst auf ihren unerschütterlichen Pfeilern ruht. Die Erklärungen, daß es von dem Militär vorsätzlich gerückt worden sei, oder durch die Erschütterungen der Kanonade, durch einen Sturm, oder eine anprallende Kugel, sind wohl dem mindest Erfahrenen in der Physik nicht genügend; höchstens kann die Erscheinung durch eine elektrische Kraft erklärt werden. Wie dem aber auch sei, das Volk läßt sich auf solche Erklärungen nicht ein, sondern behauptet, der heilige Johann wendet sich von den Altstädtern weg, um ihnen sein Mißfallen wegen der Verschwörung und des Aufstandes zu bezeugen. Viele fürchten noch nachfolgende Strafen und verlassen Prag oder wenigstens die Altstadt."

Unaufgeklärt blieb dies Ereignis; sonach könnte der Richtigkeit vielleicht die Muthmaßung nicht ermangeln, daß durch frommer Hände Leitung dem Heiligen sein Standpunkt verrückt worden sei, und zwar nicht sosehr, um dem aufruhrlüsternen Volksstheile einen Schreck einzujagen, als vielmehr, um jenen geistlichen Amtsbrüdern, die sich höchst pflichtwidrig in solches weltliche Getriebe gestürzt hatten, sinnbildlich den Standpunkt ihres kirchlichen Glaubensbekenntnisses klarzulegen.

Digitized by Google

Obgleich die Zahl der bußfertigen Pilgerscharen sich von Tag zu Tag mehrte, verharrte der Heilige, hierin seine nationale Abstammung nicht verleugnend, auf seiner gewöhnten Declaration wider die Alt- und Neustadt, womit er die grassierende Furcht und Angst nicht verringerte, aber die politische Besserung erheblich förderte.

Hingegen war die „gutgesinnte" Bürgerschaft auf der Kleinseite durch den Anblick des unablässig auf sie gerichteten Antlitzes des Heiligen von stolzer Seligkeit geschwellt; sie erachtete diese Stellung als einen nicht mißzuverstehenden Fingerzeig des Himmels, in der Vervollkommnung ihrer Gesinnung ohne Unterlaß fortzuschreiten und hierin das Undenkbarste zu leisten, wofür sich in wenigen Wochen ein Anlaß bot, als sich das Gerücht verbreitete, daß die Aufhebung des Belagerungszustandes bevorstehe.

Siebenundsechzig Bürger, welche auf der Kleinseite ihre Häuser oder Geschäfte hatten, traten zusammen, um von dem Fürsten Windischgrätz, dem sie nach der Niederwerfung des Aufstandes eine Dank- und Vertrauensadresse überreicht hatten, die — Fortdauer des Belagerungszustandes inbrünstig zu erflehen. Zu ihrem tiefsten Leidwesen fand ihre Bitte keine Erhörung: der Belagerungszustand wurde am 20. Juli aufgehoben. Dafür hatten sie sich durch dieselbe zu einer eigenthümlichen Art von Berühmtheit verholfen, die noch anwuchs, als sie auf die Kunde hin, daß der Fürst mit der Hauptmacht seiner Truppen Prag verlassen werde, um anderswo sein militärisches Pacificationswerk auszuführen, sich durch Angstgeschlotter und -Gewimmer, sowie durch Gespensterseherei auffällig machten. Die Nummer 67 wurde das Schlagwort aller Witze und beißenden Bemerkungen, auf ihren Häusern in allen möglichen Formen aufgemalt und mit Randglossen verziert; sie selbst aber sahen sich durch Schrift und Wort dem öffentlichen Spotte preisgegeben.

Dieser merkwürdige Menschenschlag trug sich sogar noch im October 1848, als Fürst Windischgrätz vor Wien gerückt war, sein Bildnis mit Lorbeeren umkränzt im Bierhause Peter Faster's hing, und für seinen Waffengang öffentliche Gebete im Ursulinerinnenkloster gehalten wurden, mit dem Gedanken, die Kleinseite wieder, wie vor Kaiser Joseph's II. Zeiten, zu einer eigenen Stadt zu machen, um nicht von der verderbten Alt- und Neustadt in's Schlepptau genommen zu werden; doch „zerfloß dieser Plan an der Sonne der Oeffentlichkeit schon deshalb, weil die Personen, welche an der Spitze dieses Unternehmens standen, nicht den Muth besaßen, sich öffentlichen Angriffen auszusetzen." Jämmerlich gebrach es daran jener Partei, welche damals sich selbst die „gutgesinnte" benannte. Während der Revolutionszeit beherrschte sie einzig und allein die Furcht und nöthigte sie entweder zur Heuchelei oder zur Flucht; mit dem Beginne der Südelherrschaft aber kroch sie vor den Machthabern, sich in Angeberei oder Auslieferung jedes halbwegs freisinnig Gekannten oder Vermutheten überbietend.

Digitized by Google

Ambrosius Fingerlang.

Eine Gestalt aus dem Jahre der Revolution. Von **P. K. Rosegger.**

Als man schrieb das Jahr Eintausend achthundert achtundvierzig, da war viel Unruh auf Erden. Den Unfrieden jenes Jahres segnen selbst Freunde der Ordnung und des Friedens; es ist durch keine Revolution Größeres errungen worden, als in jener Zeit. Manche Erhebung legte sich zu früh, manche artete in Ungeheuerlichkeiten aus und erreichte nichts. Der Sieg des Jahres 1848 ist die Grundfeste der Cultur geworden.

Wie aber jedes Ideal seine Fanatiker und Demagogen hat, so auch die Bewegung von Achtundvierzig, aber die Sache war so groß, daß sie nicht einmal von ihren eigenen Fanatikern und Demagogen, diesen Henkersknechten großer Ideen, zu Grunde gerichtet werden konnte. An der rothen Rose der Revolution fanden sich auch Blattläuse, und manche dunkle Existenz hub im Glanze des Morgenrothes an, wunderlich zu leuchten.

Wie seltsam hat die Revolution in den Bergwäldern der Alpen wiederhallt! Auch in die entlegensten Dörfer war eine Unruhe und ein Aufruhr gekommen, nicht erst durch Zeitungen oder Kanzelreden dorthin verpflanzt; wie ein Gewitter, das in der Luft liegt, zog es heran und legte sich in die Glieder und Nerven der Menschen. Man redete von einem großen, unerhört blutigen Krieg, der da käme, vom Antichrist und davon, daß die hohen Herren nun bald auf den Bäumen wachsen würden. „In Wien thuen sie sogar auf den Straßenlaternen sein," wußte man. Alles, was Soldat war, mußte fort, es fungierte der Amtmann nicht mehr regelmäßig, der Pfarrer auf der Kanzel vergaß seines Evangeliums und predigte von Kaiser und Papst und dem Zeitgeist, der das Reich Christi zerstören wolle. Flugschriften aller Art flatterten herum, die Priester eiferten dagegen, so lange bis jeder Schriftkundige sie las und den Anderen auslegte, insoferne er sie selber nicht mißverstand. Kein Büttel hat die aufrührerischen Schriften weggenommen. Die Bauernknechte giengen vom Felde weg in's Wirtshaus und besprachen sich über das, was nun kommen würde und wie sie sich dabei verhalten wollten. Der sonst feste Sinn des Landvolkes wurde schwankend, auf einmal war alles Alte, Bestehende verhaßt, besonders bei den Besitzlosen, sie wollten Veränderungen, und wären solche welcher Art immer, und wenn Einer gekommen wäre und gesagt hätte: Von nun an müßten die Menschen auf dem Kopf stehen und die Beine gegen Himmel recken, so wäre es auch gebilligt und versucht worden. Nur sehr Wenige bewahrten ihre Besonnenheit, verloren sie aber, als sie vom eisernen Rosse hörten, das Feuer schnaube und die undenklichsten Lasten dahinschleppe. Und sie verloren die Besonnenheit, als vom Flachlande her über die Berge die dumpfen Kanonenschläge murrten und als sie vernahmen, daß in den Städten alles Volk, selbst die jungen Leute in den Schulen, zu den Messern griffen und gegen die Obrigkeit losgiengen! Sie entsetzten sich einerseits über solche Ungeheuerlichkeiten und andererseits kam in sie selber die Lust, mitzuthun.

„Sie wollen die Welt ändern!" hieß es anfangs, bald darauf: „Wir wollen die Welt ändern!" — „Rollen wir" rief ein alter Hausierer, der schon auf den Krücken gieng, „rollen wir

Digitized by Google

die Weltkugel einmal über, daß wir Unteren obenauf kommen!"

In der Waldgemeinde — in welcher ich zu jener Zeit meiner Kindheit lebte — war der Heidenbauer fast der einzige, der sich ein selbständiges Urtheil bewahrte. Ein kleiner Mann mit rundem freundlichem Gesichte, der immer, Winter und Sommer, Werktags und Feiertags, jahraus jahrein seine ledernen Kniehosen trug und sein kurzes Pfeifel rauchte, selbst als schon die „zengenen Pantalons" und die Cigarren aufgekommen waren, der fest wie ein Fels an seinen Bergen und an alter Sitte hieng. Selbst dieser sprach: „Alles ändern, das wird auch nicht noth sein; aber wenn sie die Robot abbringen und bei den Bauern das Grundrecht einführen, und daß man eine redliche Meinung laut sagen darf, so wird das nicht schaden."

Um ein Geringes kampflustiger war der schlanke, hagere, nackenkrumme Gregelstam. Das war ein Großbauer, er besaß eine Almweide, auf welcher er im Sommer gegen Entgelt fremdes Vieh nahm.

Nun hatte der Pfarrer begehrt, daß er sein Vieh unentgeltlich auf des Bauers Alm treiben dürfe, was ihm der Gregelstam ausschlug: „Der Herr hat ja seinen Zehent, was will er denn noch?" Der Pfarrer trieb also sein Vieh in die Halde des Schöger im Schlag, wo er zwar auch Entgelt leisten mußte. Trotzdem verkündete er es eines Tages von der Kanzel, die Leute möchten ihre Herden nicht mehr auf die magere Alm des reichen Gregelstam führen, sondern lieber in die fette Halde des armen Schöger im Schlag. Das würde den Segen Gottes rufen. — Darüber war freilich der Gregelstam tief empört, denn er wollte nicht allein reich sein, sondern auch noch den Almzins einnehmen und den Segen Gottes haben und keine feindseligen Kanzelreden gegen sich hören.

Als der Pfarrer hierauf in demselben Jahre nun den Zehent schickte, wurde der Bote mit dem leeren Korb davongejagt und der Gregelstam rief ihm nach: Wenn es dem Pfarrer so nicht recht sei, so solle er selber kommen und sich seine Tracht holen!

Der Pfarrer kam aber nicht, sondern predigte an Sonn- und Feiertagen — obzwar nur wenige Zuhörer, und gerade die unschuldigsten in der Kirche waren — von der Verfolgung der Heiligen Gottes.

Zur selben Zeit lebte in der Gegend auch ein Mann Namens Ambrosius Fingerlang. Er war nicht im Gau gebürtig aber wohl bekannt, gehörte jedoch mehr zu den Herren als zu den Bauern, denn er trug zumeist ein kohlschwarzes Tuchgewand und an Sonntagen einen Buttenhut. Der Ambrosius Fingerlang war ein sehr vielseitiger Mensch; eine Weile war er Mauteinnehmer zu Bruck gewesen, dann ist er Graf Stubenbergischer Amtsbote geworden. Später war er Kohlenmesser in einem Eisenhammer in Mürzzuschlag, und als im Frühjahre Achtundvierzig die Grazer Studenten nach Wien zogen, um sich dort der Erhebung anzuschließen, gieng er mit ihnen.

Im nächstfolgenden Herbste tauchte der Ambrosius Fingerlang plötzlich in unseren Bergen wieder auf und nahm sein Standquartier beim Jägerwirt am Alpsteig. Er war kaum zu erkennen. Er trug ein graues, grün verbrämtes Gewand von steirischem Zuschnitt, er trug einen breitkrämpigen Hut mit buntfarbigem Bande, das flott auf die Achsel niederflatterte und als Zeichen der Revolution galt, und er trug einen langen Vollbart, der in's Graue stach und ein ehrwürdiges Ansehen verlieh. Wenn beim Jägerwirt Gäste beisammen waren, so hielt er Reden, und weil die Kunde davon bald in der Gegend umgieng, so kamen immer wieder Leute zusammen, die den Fingerlang predigen hören wollten. Eine Predigt im Wirtshaus ist an und für sich etwas anderes, als eine in der Kirche, und schon gar, wenn sie lehrt: man solle keck zugreifen, wo es was Gutes gibt auf der Welt,

Digitized by Google

anstatt, wie die in der Kirche will: sich zu bescheiden.

Eines Tages — an einem hellen Werktag — war die Wirtsstube voller Bauern. Der Ambrosius Fingerlang saß am vorderen Tisch, schaute ernst vor sich hin und trank sein Glas Wasser aus.

„O je!" munkelte Einer dem Andern zu, „das wird nichts, der gehört zum Mäßigkeitsverein!"

„Erst seit gestern," sagte der Jägerwirt leise, „seit ich ihn nicht mehr auf die Tafel schreiben mag."

Plötzlich stand der Fingerlang auf, warf einen glühenden Blick auf die Versammlung, schlug die Faust auf den Tisch, da wurde es still. — „Er hebt an!" flüsterten sie sich zu und spitzten ihre Ohren.

Und er hub an,

„Männer und Bürger!" so hub er an.

„Bravo!" rief ein zerlumpter Kohlenbrenner; der hatte einige Zeit früher drüben im Mürzthal auf der Gasse ein Rede gehört, bei der die Zuhörer fortwährend Bravo geschrien wie auf dem Jahrmarkt vor Seiltänzern. Und weil er meinte, es gehöre auch zur Revolution, so machte er es nach.

Geringschätzig gieng der Fingerlang über das Bravo hinweg und fuhr fort:

„Die finstere Nacht ist vorüber. Ein neues Morgenroth ist angebrochen, meine Herren! Die Fesseln jahrhundertlanger Knechtschaft sind zersprengt. Unser neues Gesetz heißt Freiheit! Unser neuer Glauben heißt Freiheit! Unser Ziel und Ende ist Freiheit! Wohl gibt es noch Eulen, die im Morgenrothe flattern. Nieder mit ihnen!"

„Bravo!" rief der Kohlenbrenner, Andere riefen es nach, wußten aber nicht genau, warum.

„Wohl gibt es noch Finsterlinge," fuhr der Redner fort, „die mit ihren schwarzen Mänteln die Sonne verdecken wollen, damit sie im Dunkeln ihr Unwesen weiter treiben können. Wohl gibt es noch Römlinge, welche die gläubigen Schäflein mit dem Hinweis auf den Himmel bethören, damit die gläubigen Schäflein um so besser still halten und sich scheeren lassen sollen."

„Bravo!" rief der Gregelstam.

Der Redner fuhr mit gesteigerter Stimme fort: „Mancher brave Mann wird übervortheilt, kein Mittel ist den Pfaffen zu schlecht, die Kanzel mißbrauchen sie, um ein irdisches Gut zu gewinnen, sogar die grünen Weiden auf der Alm sind nicht mehr sicher vor der Habsucht dieser Herren!"

„Bravo!" sagten Mehrere, der Gregelstam schwieg, seine Aeuglein leuchteten voller Befriedigung.

Der Fingerling griff nach seinem Glase, als er aber sah, daß nur Wasser darin war, zog er seine Hand wieder zurück, schlug das umflorte Auge auf und fuhr fort:

„Männer und Bürger! Das Blatt hat sich gewendet. Der Tag der Vergeltung ist gekommen. Auf Gott im Himmel warten, daß er uns räche? Lächerlich! wer kann's denn beweisen, daß es einen Gott gibt? Nein, wir dürfen uns solche Eingriffe in unsere heiligsten Menschenrechte nicht mehr gefallen lassen. Wir müssen sühnen, was man unseren Vorfahren angethan hat. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit ist unsere Fahne! Es gibt keinen Armen mehr, so lange in den Schatzkammern der Fürsten, an den Altären Gold und Silber ist! Es gibt keinen Hungrigen und Durstigen mehr, so lange Küchen und Keller voll sind. Der edle Bürger weigert sich nicht, mit dem Bruder zu theilen. Der Zwingherr weigert sich, nieder mit ihm! Der Pfaffe weigert sich, nieder mit ihm! Das Morgenroth wollen sie nicht, die Eulen, wohlan, die Welt soll mit brennenden Schlössern und Pfarrhöfen erhellt werden! In den Krieg haben sie uns gehetzt mit Messern und Pulver, um mit unserem Blut ihr Wohlleben zu schützen, auf, ihr Männer! gegen sie selbst sollen diese Messer —"

Digitized by Google

„Still bist, Racker!“ schrie jetzt der Gregelstam, sprang von seinem Sitze empor und reckte sein kleines borstiges Haupt voran gegen den Redner. Dieser hatte mit seiner Stimme erschrocken aufgezuckt.

„So weit, denke ich, sind wir noch nicht,“ sagte der Gregelstam mit seiner dünnen schneidenden Stimme, „daß wir unsern Pfarrhof anzünden, oder noch Schlimmeres. Ihr wißt es, Leute, ich — der Gregelstam — habe keine Ursache, für unseren Pfarrer ein gutes Wort einzulegen, aber das muß ich sagen: er hat seine Fehler und er hat auch seine guten Seiten. Er hat das Schnapstrinken abgebracht in der Gemeinde, er steht in der Nacht auf zu den Kranken, er hat für den abgebrannten Stegerhof Beihilf gesammelt, daß er wieder hat können aufgebaut werden, und wie der gnädige Herr Baron uns das Schulhaus hat abreißen lassen wollen, weil ihm das Ausbessern zu viel gekostet, ist der Pfarrer auf unserer Seiten gewest. Es wird uns lieber sein, wenn wir einen andern kriegen, aber so lang wir den haben, werden wir auch wissen, was unsere Pflicht ist. Soll ihnen die weltliche Herrlichkeit genommen werden, mir ist's recht, ist ihre geistliche nachher umso größer, aber durch's Gesetz soll's geschehen und nicht mit Gewalt. Gerecht muß man sein.“

„So ist's!“ stimmten Viele bei, „so ist's, Gregelstam.“ Und der Heidenbauer sagte: „Wenn man Recht haben will, muß man auch Recht geben,“ worauf freilich ein Nachbar versetzte, zuerst müsse man's haben, dann könne man es erst geben.

Der Ambrosius Fingerlang hatte sich niedergesetzt in seinen Tischwinkel, strich mit der Hand den Bart und schüttelte das Haupt. Wo war der erhoffte Effekt?

Einer der Bauern kam mit dem Mostglas zu ihm und sagte: „Soll sich der Herr jetzt einmal die Gurgel netzen, bei dem Schreien wird sie trocken, und nachher noch eine Rede halten, nicht gegen die Geistlichkeit, aber auf die Bauernschinder. Ich zahl eine Halbe.“

Nicht blöde, griff der Fingerlang nach dem Glase, dann stand er neuerdings auf und die Bauern waren begierig, was jetzt kommen würde.

„Ich bin unterbrochen worden,“ sagte der Redner, „und ich stehe nicht an, mit männlichem Freimute zu wiederholen: Nieder mit den Bauernschindern! Es fällt mir selbstverständlich nicht ein, gegen den hochgeachteten Herrn Pfarrer dieser Gemeinde aufzutreten. Unversöhnliche Fehde aber den Zwingherren in den Palästen, die sich mästen mit dem Schweiße des Arbeiters. Wer hat das Land gerettet? Die Herren? Nein, die Bauern. Wem gehört es? — Wer hat die Schlösser gebaut? Die Herren? Nein, die Bauern im Schweiße ihres Angesichts. Wem gehören sie also? Lieben Freunde! Begnügt Euch nicht mit Aufhebung der Robot, mit Grundablösung und was man Euch sonst vormacht — Ihr habt nichts abzulösen. Die Welt gehört Euch, gehört uns. Räumen wir auf mit den Tyrannen. Morsch sind die Paläste, die Throne, das Volk ist ein Löwe, der nun erwacht ist, und den Bauernschindern hat die letzte Stunde geschlagen. Nieder mit ihnen! — Ich habe gesprochen.“

Er setzte sich und schaute auf den Mann hin, der ihm für einen Kreuzzug gegen die Bauernschinder eine „Halbe“ zugesagt, mit den Augen fragend, ob er sie nicht redlich verdient hätte?

Die Halbe Most kam. Die Bauern murrten oder lachten, darunter war auch der Lehnhofer-Poltl, ein schwerfälliger, vierkantiger Bauer mit einem höchst einfältigen Gesichte. Nur an den zwinkernden Augen war es zu merken, daß man auf die Einfalt dieses Alten keine Häuser bauen dürfe. Der Lehnhofer-Poltl sagte zu seinem Nachbar: „Ich glaube, das ist ein Reden-Schuster, bei dem bestellt man, was man will.“

„Dafür nimmt er mir's doch zu ernsthaft,“ versetzte der Nachbar. „Er

Digitized by Google

muß einen schauderhaften Haß haben auf die hohen Herren."

„Einen schauderhaften Hunger mag er haben," sagte der Poltl, „was gilt's, ich habe Recht?"

Nach diesen Worten stand der Lehnhofer-Poltl mit vieler Eckigkeit auf, gieng schwerfällig zum andern Tisch, setzte sich mit vieler Eckigkeit zum Fingerlang und sagte: „Schön kann's der Herr, aber unsere Bauern kennt Er nicht ganz gut. Unsere Bauern lassen nichts aufkommen gegen die Geistlichkeit und hohen Herren. Hingegen" — und das flüsterte er dem Bärtigen in's Ohr „wollt ich meinen, daß es eine feiste Portion Schöpsbraten setzt, — so einen, wie dort der Heidenbauer eben ißt — wenn uns der Herr ein Ehrenwort auf die Obrigkeit thät sagen."

„Warum denn nicht?" entgegnete der Fingerlang und strich seinen Bart. So rief der Poltl in die Stube hin: „Gebt's Ruh Manner, der Herr Fingerlang will noch was reden!"

An den Tischen legte sich das Gespräch, die Köpfe und Ohren wendeten sich dem Genannten zu. Dieser erhob sich langsam, aber nichtsdestoweniger selbstbewußt und hoheitsvoll.

„Ich kann diese würdige Versammlung," so begann er, „nicht verlassen, ohne meinen früheren Worten noch einige beizusetzen. Ich habe gesagt, nieder mit den Pfaffen! und ich habe gesagt: Nieder mit den Herren und Bauernschindern! Das halte ich aufrecht, denn ich widerspreche mich nie. Die wahren Priester jedoch, unser vielgeliebter Herr Pfarrer voran, unser edler Gutsherr, die hohe Obrigkeit überhaupt — sie leben hoch! Die Obrigkeit, meine lieben Freunde, ist von Gott eingesetzt, die Obrigkeit muß man ehren. Wer die Obrigkeit nicht ehrt, der ist ein Heide, sagt der heilige Apostel Paulus. Das ist es ja, was mich am meisten freut, daß der gesunde Sinn des Volkes, wie er auch in Euch ist, sich durch die neuen Irrlehren nicht bethören läßt, daß er treu zu seinen Vorgesetzten hält und jederzeit bereit ist, für Gott, Kaiser und Vaterland sein Gut und Blut zu opfern. Wackere Männer! Ich leere mein Glas zu Ehr und Preis der Obrigkeit und auf Eure Gesundheit!"

Er hielt das Glas mit langem Arm über den Tisch her, aber es stieß Keiner mit ihm an, da trank er für sich allein. Und der Lehnhofer-Poltl bestellte für ihn die feiste Portion Schöpsbraten mit Erdäpfeln in Essig.

Während Herr Ambrosius Fingerlang diese Gottesgabe mit Andacht verzehrte, steckten die Bauern an den anderen Tischen ihre Köpfe zusammen und tauschten ihre Meinungen aus über die gehaltenen Reden.

„Bei dem kenne ich mich nicht aus," sagte Einer.

„Bei Dem ist's leicht, sich auszukennen," entgegnete der Poltl, „das ist ein angenehmer Mensch, der redet gern das, was man gern hört."

Dann setzte er sich wieder zum Fingerlang, der, je länger er aß und trank, desto gemüthlicher wurde.

„O theurer Freund!" rief er unter hochgeröthetem Gesichte und schlug dem Poltl seine Hand auf die Achsel, „das ist der schönste Tag meines Lebens!"

Hat Er schon lange keinen Schöpsbraten mehr gegessen?" fragte der Poltl.

„Nicht des Schöpsbratens wegen!" begehrte der Fingerlang fast entrüstet auf. „Muß zwar gestehen, ich habe schon lange keinen mehr gegessen, allein ich kenne noch Höheres. Ich war immer ein ideal und großangelegter Mensch, und so ist mir der heute errungene Sieg unschätzbar."

„Welcher Sieg?" fragte der Lehnhofer-Poltl.

„Daß ich den Bauern eine politische Ueberzeugung beigebracht habe."

Er hat ja alle fünf Minuten eine andere gepredigt!" lachte der Poltl.

„Das ist's ja eben," eiferte Herr Fingerlang, „daß ich jeden Standpunkt zu respectieren und zu vertreten weiß.

Digitized by Google

Ja, das muß man können, mein Lieber! Nur nicht einseitig sein."

Und er trank und schmunzelte vor sich hin und trank.

„Ein Pfeifel Tabak wollt jetzt gut sein," sagte der Poltl.

„Mir sind die Cigarren ausgegangen," sprach der Herr schon ein wenig lallend und schielte auf die Pfeife des Bauers.

„Weil wir," sagte dieser „heut schon einmal beisammen sind, wie wir so jung und munter nicht leicht wieder zusammenkommen, so soll uns der Herr noch einen Spaß machen."

„Alles, was Ihr wollt!" rief Jener und hieb die beiden Fäuste auf den Tisch.

„Ein wohlgestopftes Pfeifel Tabak, wenn uns der Herr noch eine Rede hält über den Herrn Fingerlang, der alle fingerlang eine andere Meinung hat." So der Poltl.

Sofort sprang der Genannte begeistert empor, hieb mit den Armen in die Luft hinein und kreischte: „Ich bitt um Ruhe, meine Herren! Ich werde eine Rede halten auf den wohlgebornen Herrn Ambrosius Fingerlang, der alle fingerlang eine andere Meinung hat."

Ein gellendes Gelächter und Beifallsgeschrei.

„Ja, meine Herren, das will ich!" fuhr der angetrunkene Geselle glucksend und mit stolpernder Zunge fort. „Nichts auf der Welt ist so verächtlich und so lächerlich, als die Windmühlenhaftigkeit in der Gesinnung! Es gibt Gäuche, sage ich Euch, welche um ein Mittagsmahl ihre Ueberzeugung verkaufen. Hundsgemeine Seelen, die sich auf politische Charaktere, auf Volksführer hinausspielen wollen. Volksverführer sind sie, eitle Gecken, Hungerleider und Lumpenkerle! Ein jeder Zigeuner glaubt sich heutzutage zum Volksredner aufwerfen zu müssen. Hinaus mit dem Wichte! hinaus!"

Jetzt torkelte er von der Tischecke hinweg! mit den Armen um sich werfend, als wollte er Einen vor sich her und hinaustreiben, stolperte und fiel er auf den Boden. Unter großem Gelächter faßten ihn ein paar Bauern — einer am Kopf, der andere an den Füßen — und trugen ihn hinaus in die Strohkammer.

Seit diesem Tage hießen sie den Ambrosius Fingerlang, wenn er sich manchmal in der Gegend zeigte, den Reden-Schuster, obzwar er nicht mehr Reden hielt, sondern seine tanzende Ueberzeugungstreue bloß in Handel und Wandel äußerte.

Als die Zeit der Ordnung wieder gekommen war, wurde er Tagschreiber eines Winkeladvokaten, später reiste er als Agent einer Versicherungsgesellschaft. In den Sechzigerjahren will ihn jemand als Polizeiorgan in Graz entdeckt haben und ich fand ihn im Jahre 1870 in einer Krämerbude zu Mariazell. Er hatte einen langen schneeweißen Bart und verkaufte Amulette und Rosenkränze.

Der Genius der Menschheit schreitet unbeirrt um solche Erscheinungen seine Bahn. Das Jahr der „Märztage," deren vierzigjähriges Gedächtnis wir gegenwärtig begehen, hat, wie jede bedeutungsvolle Zeit, seltsame Früchte gezeitigt, auch Thorheiten und Lächerlichkeiten, allein dieses Jahr bleibt trotz alledem ehrwürdig und groß. Wir gleiten zeitweilig auf abschüssiger Bahn rückwärts, aber 1848 ist ein Bollwerk, über das hinab wir nicht mehr rollen können.

Digitized by Google

Gedichte

von Ferdinand v. Saar.*)

Nun ist das Korn geschnitten .....

Nun ist das Korn geschnitten,
Die Felder leuchten fahl;
Ringsum ein tiefes Schweigen
Im heißen Sonnenstrahl.

Verblüht ist und verklungen,
Was duftete und sang,
Nur sanft tönt von den Triften
Der Herdeglockenklang.

Das ist, o Menschenseele,
Des Sommers heil'ger Ernst,
Daß Du, noch eh' er scheidet,
Dich still besinnen lernst.

Bei einem Dichterbegräbnis.

Laßt es genug doch sein an hohlen Worten!
Sagt's rund heraus: der Mann da ist gestorben;
Den Dank der Mitwelt hat er nicht erworben,
Und hinter ihm geschlossen sind die Pforten.

Hinweg den Lorbeerkranz, den längst verdorrten!
Verstummt, Posaunen, Flöten und Theorben!
Daß an der Ungunst er der Zeit verdorben,
Beklagt es nicht, ihr heuchelnden Consorten!

Indessen Euch des Beifalls Münzen rollten,
Bei Hungerkost sein dürftig Liedlein sang er,
Verachtet still von Euch und laut gescholten.

Stellt Euch mit ihm nicht selbst jetzt an den Pranger,
Und da er Euch im Leben nichts gegolten,
So laßt ihn auch verfaulen auf dem Anger.

Wiener Votivkirche.

Ein Dichter schon vor mir*)
Hat dich, du jüngster der Dome,
„Die Kirche ohne Gott" genannt.
Und wahrlich:
Vielleicht hat,
Seit du zu schau'n bist in gepriesener Schönheit,
Kaum ein Herz wahrhaft gläubig in dir gepocht,
Kaum ein Knie zu wahrer Andacht
In dir sich niedergesenkt.
Und so ragst du,
Ob auch täglich von Orgelklang erfüllt und Weihrauchqualm,
Mit deinen Strebepfeilern
Und deinen durchbrochenen Thürmen
Wie ein steinerner Anachronismus empor
Aus glaubensloser Gegenwart.

*) Hans Hopfen in seinem Roman „Juschu".

*) Entnommen seiner bei Georg Weiß in Heidelberg vor Kurzem in zweiter vermehrter Auflage erschienenen Sammlung. Wir nehmen hiemit Anlaß, diese feinsinnigen Poesien des berühmten Dichters auf das Beste zu empfehlen. Die Red.

Digitized by Google

Dennoch, wie du jetzt vor mir liegst
Mit geschlossenem Thor
In sommerlicher Nachmittagsstille,
Durchschauert Andacht mich.
Stimmungsvoll
Im leichten Schatten deiner Bogengewölbe
Webt Vergangenheit,
Und mit leisem Fittich umkreis't dich
Traumhaft
Der Geist ferner Jahrhunderte.

Palinodie.

Aber dennoch selig
Sind die frühe Verstorbenen!
Nur Thorheit beklagt es,
Daß sie dahingegangen,
Ohne des Daseins Lust und Glück
Ausgekostet —
Ohne vollbracht zu haben,
Was sie hoffnungsvoll angestrebt.
Denn unergründlich
Ist Menschenschicksal —
Und keiner weiß,
Was der morgende Tag ihm bringt.
Unablässig lauert Unheil,
Lauert der Enttäuschung Schmerz
Und die Gefahr, schuldig zu werden .....

Selig daher,
Dreimal selig
Sind die frühe Verstorbenen.

Eine Plauderei mit und über Karl Morre.

Von **P. K. Rosegger.**

Manchmal geschieht es, daß zwei heimische Poeten beim Glase Wein zusammensitzen und munter miteinander plaudern. Bei Poeten und Künstlern pflegt sonst das Sprichwort „Gleich und Gleich gesellt sich gern“ nicht zuzutreffen, solche Leute suchen — unter dem Banne eines allerdings merkwürdigen Geschmackes — gerne jeder für sich ihre Kreise von Laien, in denen sie Vorsitz und Vorwort haben und Huldigungen entgegennehmen. Wenn aber doch einmal ihrer zwei alte Poeten gemüthlich beisammenhocken und plaudern, so bedeutet Solches, daß sie sich besonders gut verstehen müssen.

Die beiden Poeten sind der Verfasser des „Nullerl“ und meine Wenigkeit. Wir regen uns gegenseitig an und mir thut es wohl, die Gedanken auszutauschen mit Einem, der das Landvolk so gründlich versteht und so herzhaft lieb hat, wie Morre. In städtischen Kreisen kommt ein richtiges Verständnis für den Bauernstand selten genug vor, und fast noch seltener eine treue Freundschaft und Neigung zu ihm, so oft auch mit diesen Dingen geflunkert wird. Wenn wir Beide vom Landvolke sprechen, so betont Morre gewöhnlich die praktische und ich die ideale Seite desselben, derart vervollständigen wir uns gegenseitig. Man müßte aber, wenn Morre da ist, einen Sack voll Stiften bei sich haben, um die zahllosen köstlichen Ideen, die in seinen guten Stunden fortwährend aus seinem Haupte sprudeln, festzunageln. Man könnte ihm gelegentlich mit seinen eigenen Früchten ein großes Geschenk machen, denn die Gedanken verflüchtigen sich bei ihm so rasch als sie entstehen, und sich Etwelches aufzunotieren, wie es einem haushälterischen Geiste anstünde, das kommt ihm nicht im Entferntesten bei. Es ist ein Verdienst (dieses Verdienstes rühme ich mich um den Freund), ihn auf manche Perle aufmerksam gemacht zu haben, die er

Digitized by Google

leichtfertig verstreut, bis er sie dann doch beachtete und seinem Schatze beigab. In der That, von den Ideen, die Morre täglich verschwendet, könnte ein Dutzend dramatischer Volksdichter und Librettenschreiber leben. Wie Karl Morre mit dem lieben Herrgott auf Gleich kommen wird, wenn ihn der am jüngsten Tage nach der Ausnützung seiner ihm anvertrauten Talente fragt, das weiß ich nicht. Das Beste, was der Herr vorläufig für ihn thun kann, ist, daß er ihm von Zeit zu Zeit eine Sintfluth schickt; geht dem Dichter das Wasser an den Hals, dann erinnert er sich der Schätze, die in ihm stecken und er schreibt prächtige Volksstücke. Die „Familie Schneck," die „Frau Räthin," die „Statuten der Ehe," das „Nullerl," der „Regimentsarzt" sind lauter durch Sintfluthen hervorgeschwemmte Perlen.

Es ist ja seltsam, daß Morre nach einem höchst wandelbaren Leben, in welchem er alle Kreise des Volkes kennen gelernt, in die Oeffentlichkeit trat, erst als er ein halbes Jahrhundert hinter sich hatte, und seither in aufsteigender Kraft literarisch thätig ist. Man bezeichnet das „Nullerl" als sein bestes Stück; in Bezug auf den Gehalt ist es das gewiß, die Form und Mache ist in seinem neuesten Stücke „Der Regimentsarzt" vollendeter. Dieses Stück zeigt durch ein bäuerliches Ehepaar, und durch eines aus gebildeten Kreisen, die Folgen davon, wenn ein armer Mann ein reiches Weib heiratet und ihr Geld seinen Arbeitsleistungen vorgezogen wird. Daß der redliche Geist eines Dichters nicht für das Geld, sondern für die Arbeit, vor Allem für uneigennützige und humanitäre Leistungen Partei ergreift, ist selbstverständlich.

Seine Liebe zu der arbeitenden Klasse und zu den Opfern der Arbeit, die uns besonders in den Landarmen, den „Einlegern" vor Augen leben und darben, wußte das Volk zu würdigen; man hat Morre vor zwei Jahren in den steiermärkischen Landtag gewählt. Hier trat er lebhaft für die Landarmen ein und schlug eine neue Armenversorgung vor. Jeder bäuerliche Dienstbote sollte dazu verhalten werden, alljährlich einen gewissen kleinen Betrag einzuzahlen, um im Alter oder im Falle der Arbeitsunfähigkeit eine entsprechende Pension beziehen zu können. So viele Stände haben ähnliche Einrichtungen, aber der Landtag, in dem freilich kein Einleger sitzt, verhielt sich Morre's Antrag gegenüber frostig wie ein Allerseelentag. — Da mögen wohl Augenblicke gewesen sein, in welchen der Mann Heimweh hatte nach der Bühne, auf der er besser Bescheid wüßte als im Parlamente, wo der naive Volksreduer vielleicht einmal einen hübschen Effect erzielt, das Feld aber doch den Diplomaten gehört. Da hatte freilich das „Nullerl" auf der Bühne ein dankbareres Publicum, obwohl es in den Fauteuils und Logen immerhin auch Leute gibt, die im Null-Anuerl keinen anderen Zweck sehen, als daß er durch seine Armut und Demut die Herrschaften belustige.

Wie Morre die Leute belustigen kann, das steht auf einem anderen Blatte. Vor zwei Jahren war es, als an einem schönen Sommertage Morre und ich in meine Waldheimat Alpel fuhren. Nach zweistündiger Fahrt hatten wir einen steilen Berg zu Fuße zu bewältigen, was meinem Freunde gerade nicht zu behagen schien. Ich hatte den steilen Hang dem ebeneren aber viel weiteren Umweg vorgezogen. Als wir zum Hause kamen, war er sehr erschöpft und ließ sich in der Stube sofort auf eine Bank nieder, mit Athemnoth ringend. Sein Puls schlug heftig, an der Stirne standen ihm Schweißtropfen. „Ich weiß nicht," bemerkte er endlich, „ich weiß nicht, was das ist, mir schwummerlt's vor den Augen, blau ist Alles. Und meine Finger der rechten Hand hier —"

„Was ist's damit," war meine besorgte Frage.

Digitized by Google

„Ich fühle sie nicht, nur so bremseln thun sie und kalt werden sie. Und — blau ist Alles. Wasser!"

Ich eilte hinaus zum Brunnen um frisches Wasser. Während der Krug unter der Quelle stand, hörte ich hinter dem Hause ein helles Jauchzen. Wer da so schreit, wenn man keinen Augenblick sicher ist vor einem Unglück! dachte ich. Als ich hernach mit vollem Kruge dem Hause zulief um den armen Freund zu laben, nahm ich wahr, daß das hellklingende Jauchzen und Jodeln aus dem Stubenfenster kam und daß es mein lieber Sterbender war, der seine Lust so voll und frisch hinausklingen ließ in die Gotteswelt.

Jetzt schlug freilich mir der Puls heftiger als ihm, meine Glieder zitterten, aber ich verzieh ihm gern sein Komödiantenstückel, um somehr, als er dabei ja selbst eingestanden: blau wäre Alles. — So hatte er sich für den steilen Berg gerächt, den ich ihn mutwillig herangeschleppt.

Das Jauchzen und Jodeln währte nun mit wenigen Unterbrechungen während wir aßen und tranken, den ganzen Abend und am nächsten Tage. Er gieng in den Wäldern herum und sang, er gieng auf den Höhen dahin und jauchzte. Die wenigen Leute, die noch in der Gegend sind, wunderten sich daß darüber und fragten einander, wer denn in solchen Zeitläuften noch so lustig sein könne auf dieser Welt? — Mit allen Rindern und Kindern, die mein Freund unterwegs begegnete, band er an und an letztere verthat er sein ganzes Taschengeld. Nach Hirschen und Hasen lugte er aus und meinte, die Jäger hätten ganz Recht, daß sie Jagd hielten nach solchen Thieren, die dem Bauer die Felder abgrasten! An Bäumen kletterte er empor und schaukelte auf denselben und trällerte und sang dabei. Seit vielen Jahren war ein so lustiger Mensch nicht mehr umgegangen in der Gegend.

An demselben Tage war's, daß ein Herr aus Norddeutschland nach Krieglach kam, um mich zu besuchen. Mein Knabe begleitete ihn nach Alpl, wo er mich im Waldhause fand. Er war entzückt über die Berge, über die Wälder und Wiesen und Bäche, über die weidenden Herden und barfüßigen Hirten und vor Allem über das Singen und Jauchzen, das von dem gegenüberliegenden Berge herabklang.

„Ach, dieses Waldleben, dieses idyllische Waldleben!" rief der nordische Gast ein um's andere Mal, „und so munter singt bei uns im Plattland kein Bauer als hier!"

„Wen Sie da jodeln hören —"

„Jodeln!" rief er, mich unterbrechend, „jodeln ist das? Ach, du lieber Himmel, das Jodeln! Wie schön! Wie schön!"

„Wen Sie da jodeln hören," fuhr ich fort, „das ist kein Bauer."

„Also eine Bäuerin!" rief er, „wohl gar eine Sennerin! Ach Gott, wie nett!"

„Wen Sie da jodeln hören, das ist ein Dichter."

„Ein Dichter?" fragte der Norddeutsche überrascht, „jodeln hier auch die Dichter?"

„Eigentlich nur mehr die allein," war meine Antwort.

„Na, hören Sie!" lachte er auf. „Das thun sie bei uns nun eben nicht. Es jodelt Paul Lindau nicht, es jodelt Oskar Blumenthal nicht, es jodelt Friedrich Spielhagen nicht, ja nicht einmal Klaus Groth und Theodor Storm. — Es ist das wohl so 'n Schnaderhüpfel-Dichter?"

„Nicht eigentlich. Es ist unser dramatischer Dichter Karl Morre, der zum Beispiel das „Nullerl" geschrieben hat."

Jetzt machte mein Gast einen Sprung in die Luft — vor lauter Ueberraschung. Das „Nullerl" hatte ihn erst vor Kurzem in Dresden entzückt und er war außer sich vor Vergnügen, als er nun im Waldgebirge

Digitized by Google

oen Verfasser desselben persönlich kennen lernte.

„In diesem Lande wachsen also die Dichter auf den Bäumen!“ bemerkte er, als er die kräftige Figur des Poeten auf einer schlanken jungen Fichte sich schaukeln sah.

„Werd bald unten liegen!“ rief dieser oben, „und wenn's der Schiller oder der Goethe ist, der da unten steht, wenn ich auf ihn drauffall, so schlag ich ihn todt!“

„Ob der kleine Oskar Blumenthal in Berlin auch so anmaßend wäre?“ fragte ich den deutschen Bruder.

So ergab sich alsbald zwischen uns Dreien der munterste Verkehr. Der Dichter des „Nullerl“ wollte die Waldnatur nicht viel durch gesellschaftliche Formen compromittieren und so kam an ihm wohl einmal die ganze kernige Bauernnatur heraus, die man in der Stadt weislich bezähmen muß und nur auf der Bühne loslassen darf.

Diese Blätter werden einmal Gelegenheit nehmen, unseres wackeren Volksstück-Dichters Charakter, Leben und Schaffen näher zu beleuchten; dieser Aufsatz soll nichts sein als eine Plauderei über ihn und auch mit ihm beim Glase Wein.

Wir treiben auch ernsthafte Sachen.

Da war es eines Abends bei einem Glase Wein, daß wir zu sprechen kamen über unsere Volksschule. Diese liegt uns wohl Beiden am Herzen, weil wir wissen, daß die unteren Volksclassen nur durch die Schule stark und klug werden können im Kampfe gegen ihre Widersacher. Jeder Volksfreund, selbst herab bis zum ungeberdigen Antisemiten, und dieser schon gar! hat Ursache, die Kräftigung der geistigen wie materiellen Widerstandsfähigkeit unseres Landvolkes zu wünschen. Ein großer Theil des Landvolkes wird nicht zur Schule kommen, wenn es vom Gesetze nicht dazu verhalten ist, und jener, der kommt, wird — wenn wir wieder der clericalen Schule verfallen sollten — einen großen Theil seiner Lernzeit mit Katechismus und dogmatischen Dingen verbrauchen, ohne dadurch in der That religiöser und gesitteter zu werden und ohne der natürlichen Rassenschlauheit mancher Geschäftsleute ein gesundes Gegenpart stellen zu können.

Selbst die heutige Schule ist noch weitaus nicht genügend; sie müßte sich noch verkörnen, so daß etwaiger Spreu der Lehrgegenstände wegfällt, dafür aber das Wichtigere umso gründlicher genommen werden könnte. Und vor Allem strenge Zucht!

Aus meiner Kindheit kann ich mich erinnern, daß, wenn in unserer Berggemeinde Alpel des Werktags ein dringender Botengang nach Krieglach war, sich jede Magd weigerte, ihn zu machen; sie fürchteten sich vor den Schulknaben in Krieglach! Diese pflegten nämlich zur Mittagsstunde auf den Gassen und entlegeneren Steigen den Weibsbildern nachzulaufen und sie durch Geheul, Bewerfen mit Koth oder Schnee, oder durch Hin- und Herreißen an den Kleidern und andere Allotrius „auszuhetzen,“ wie der technische, in der ganzen Gegend bekannte, Ausdruck lautete. Es hat's damals Keiner öffentlich erzählt, wie es mit der Sittlichkeit der Schuljugend bestellt war, sonst wären grauenhafte Sachen an's Licht gekommen! — So schlimm ist es heute wohl nicht, gerade in den Dorfschulen ist ein großer Umschwung zum Besseren eingetreten, welchen Jeder bestätigen kann, der beide Epochen der Schule vorurtheilslos beobachten konnte.

Einer Meinung sind wir, die beiden Volkspoeten, darüber, daß der Schullehrer als solcher geboren sein muß, so gut wie der Priester, der Arzt, der Künstler, und daß der plötzliche größere Bedarf an Lehrern aus „geborenen“ Schulkräften nicht gedeckt werden konnte. Daß andererseits heute, da die Schule besser gestellt ist als einst, sich mehr und bedeutendere Kräfte derselben zuwenden, ist ja auch wieder selbstverständlich.

Die Hauptsache bei einem Lehrer und Erzieher ist die Würde, der ruhige

Digitized by Google

Ernst, die gemessene Ueberlegenheit. Durch Prügelstrafe wird die Würde des Lehrers nicht gestützt, Strafen sind künstliche Mittel, die Würde muß angeboren sein. Die Kinder müssen eine Furcht vor dem Lehrer haben, die aus Verehrung entspringt: Ehrfurcht. Alles Andere gibt sich dann.

Als wir in diesem Gegenstande so weit waren, erzählte Morre einmal folgende Geschichte, welche des Dichters Gesinnung und Meinung in dieser Sache trefflich kennzeichnet:

Zur Zeit, als Kaiser Josef II. noch auf Erden wandelte, wurde ihm gelegentlich erwähnt, daß weit drinnen im Gebirge, in einem sehr entlegenen Dorfe, eine Schule sei, die geradezu musterhaft genannt werden müsse. Da er wiederholt und wiederholt von dieser Schule und dem trefflichen Lehrer hörte und seine Reise ihn einmal in die Gegend führte, so beschloß er eines Tages, das Gebirgsdorf aufzusuchen, um sich von der rühmlichen Wahrheit selbst zu überzeugen.

Kaiser Josef kam in das Dorf, allein und schlicht wie er war, trat er in die Schule. Die Bänke waren gleichmäßig besetzt von Kindern, vorn an einem Tische saß ein altes, hageres Männlein mit weißen Haaren, auf dem Scheitel ein schwarzes Sammtkäppchen, weil er vielleicht empfindlich sein mochte gegen Erkältungen des Hauptes.

Als der Kaiser, der sich nicht erkannt wähnte, zur Thür hereintrat, stand der alte Schulmeister auf, zog sein Käppchen vom Haupte und verneigte sich ruhig vor dem Eintretenden. Dann wendete er sich gegen die Jugend und sagte: „Kinder, stehet auf. Den Mann, der jetzt zu uns hereingekommen ist, müsset Ihr verehren als den Höchsten nach Gott. Es ist Kaiser Josef II. Neigt Euch!“

Die Kinder standen auf, und als sie sich vor dem Eingetretenen verneigt hatten, winkte er mit der Hand: „Nun setzet Euch!“

Als das geschehen war, ließ sich auch er selbst nieder auf seinen Stuhl und setzte das Käppchen wieder auf.

„Da Eure Majestät zu uns gekommen sind,“ sagte der Lehrer nun, „so ist es vielleicht recht, wenn ich jetzt die Kinder ausfrage.“

„Ja, das wünsche ich,“ sagte der Kaiser.

„Kinder,“ sprach der Lehrer, „wer heute gefragt wird, für den ist es eine große Ehre für sein Lebenlang und er wird sich wohl die Fragen merken, die er vor dem Kaiser Josef beantworten durfte. Also kleiner Stegbarthel, sage uns einmal, wie viel ist acht und drei?“

„Acht und drei ist eilf,“ antwortete der Knabe.

„Recht gut. Und nun Du, Michel,“ sagte der Lehrer und winkte einem noch Kleineren, „wie viel ist sieben und sieben?“

Der Kleine erhob sich verzagt: „Sieben und sieben“ — stotterte er, „sieben — und sieben — ist, ist —“

„Sieben und sieben ist — vierzehne,“ sagte der Lehrer freundlich.

„— ist vierzehne,“ wiederholte der Knabe.

„Brav, Micherl,“ lobte ihn der Lehrer, „ja, ganz richtig, sieben und sieben ist vierzehne.“

So fuhr er fort, und wo Eins stecken blieb, da half er ihm weiter, weil er die Kinder vor dem Fremden nicht beschämen wollte.

Als der Kaiser so eine Weile dem Unterrichte beigewohnt und gesehen hatte, daß in Allem die Ordnung eine genaue, das Benehmen ein sehr anständiges, die Achtung vor dem Lehrer eine überaus hohe und sein Verkehr mit den Kindern ein so zartsinniger war, sprach er zu diesem: „Nun habe ich mich überzeugt, daß der gute Ruf, der mir von dieser Schule zu Ohren gekommen, ein gerechtfertigter ist. Ich spreche Ihnen, lieber Herr Lehrer, meine volle Zufriedenheit aus. Leben Sie recht wohl!“

Digitized by Google

Als der Kaiser sich nun anschickte zu gehen, standen auf des Lehrers Wink die Kinder wieder auf; der Lehrer lüftete das Käppchen und begleitete den Scheidenden bis zur Thür und durch dieselbe hinaus. Im Vorgange fiel er vor dem Kaiser auf die Knie.

„Euere Majestät!“ flehte er mit gerungenen Händen, „ich bitte um Gnade, daß ich die Ehrerbietung, die ich meinem allergnädigsten Kaiser schuldig bin, drinnen nicht geleistet habe. Allein, ich bin das meinem Ansehen als Lehrer schuldig. Wenn die Kinder sehen, daß ich — und wäre es selbst vor dem Kaiser — ein demüthiger Knecht bin, dann ist ein großer Theil meiner Autorität weg. Ich bitte um Gnade und Verzeihung!“

Jetzt beugte sich Kaiser Josef, hob den alten Mann vom Boden auf und sagte: „Lieber Freund, ich verstehe Sie. Ihre Würde als Lehrer ist vor den Kindern so groß, wie die meine als Kaiser vor den Unterthanen. Sie sind ein tüchtiger Schulmann. Wünschen Sie nicht einen besseren Posten?“

„Euere Majestät,“ entgegnete der Greis und hatte noch immer die Hände auf der Brust. „*Jeder* Schulmeister wünscht einen besseren Posten. Allein ich bin ein alter Mann und mit meinen Kindern so sehr zusammengewachsen, daß es besser sein wird, wenn ich dableibe. Die Eltern der Kinder, welche Euere Majestät soeben beglückt haben, sind fast alle auch meine Schüler gewesen. Jetzt lebe ich so mit ihnen in Fried und Freundschaft dahin. Unterthänigst dank ich, aber es wird wohl für mich das Schicksamste sein, wenn ich hier aushalte, bis mir der liebe Gott den besseren Posten gibt, den er uns Allen verheißen hat.

Mit Rührung hatte Kaiser Josef den alten Mann verlassen — und (so schloß der Dichter Morre) dieses Beispiel aus der Josefinischen Schule ist lehrreich für Lehrer aller Zeiten.

Ein französisches Volksdichterpaar mit deutschem Herzen.

Nach Ludwig Pfau.

Unter den französischen Schriftstellern der Gegenwart, deren Ruf weit über die Grenzen ihrer Heimat hinausgedrungen ist, nehmen die beiden, zu gemeinschaftlicher Arbeit verbundenen Elsaß-Lothringer Erckmann-Chatrian, einen hervorragenden Platz und zugleich eine eigenthümliche, so zu sagen *deutsch*-französische Stellung ein. Volksschriftsteller im eigentlichen Sinne des Worts, schreiben sie nicht nur für das Volk und werden von ihm gelesen, sondern das Volk ist auch der Held ihrer Erzählungen.

Emil Erckmann wurde den 20. Mai 1822 in der kleinen Stadt Pfalzburg geboren, die er auch zum bevorzugten Schauplatz seiner Erzählungen gemacht hat. Erckmann's Vater war ein wohlbestallter und behäbiger Buchhändler.

Die Familie wollte zwar einen Advocaten aus dem jungen Erckmann machen, und schickte ihn — was er sich wohl gefallen ließ — zu Betreibung seiner Studien nach Paris. Dort aber gieng er öfter in's Theater als in die Rechtsschule und studierte mehr im Rabelais oder Don Quichotte als im corpus juris.

Wenn er nach Pfalzburg kam, besuchte er natürlich seinen alten Lehrer und heimlichen Vertrauten, Perrot, der inzwischen Vorsteher der Anstalt ge-

Digitized by Google

worden war, und begleitete ihn auf seinen Spaziergängen mit den Zöglingen. Bei einem dieser Ausflüge machte ihn Perrot mit einem jungen Studienlehrer Namens Chatrian bekannt. Dieser, gleichfalls ein früherer Schüler des Collegs, laborierte auch am literarischen Fieber und durchwachte, nach vollbrachtem hartem Tagwerk, die stillen Nächte bei der Lampe, um seinem Gestaltungsdrang Luft zu machen. Der alte Professor der Rhetorik, der immer eine gewisse Vorliebe für den literarischen Beruf und dessen Opfer an den Tag gelegt, hatte jedenfalls eine glückliche Hand, als er die gegenseitige Bekanntschaft dieser siamesischen Zwillinge des Romanes veranlaßte und deren Freundschaft einleitete.

Chatrian ist am 18. December 1826 in Soldatenthal geboren, einem Weiler mit Glashütte in der Umgegend von Pfalzburg. Sein Vater war Glasbläser, wie alle seine Vorfahren seit zwei Jahrhunderten, und hatte als unerschrockener Patriot Anno 1814 und 15 den Kampf in den Engpässen der Vogesen gegen die Invasion der Allierten mitgemacht. Seine Knabenzeit verbrachte der junge Chatrian größtentheils in Dagsburg, einer benachbarten, fast wilden Ortschaft inmitten des Gebirgs. Herangewachsen, wurde er von seinen Eltern gleichfalls in's Colleg nach Pfalzburg gebracht und später nach Belgien geschickt. Nach drei Jahren zur Ziehung heimgekehrt, erklärte der junge Glaskünstler, daß er das spröde Material satt habe, und trat bis auf weiteres in's Colleg von Pfalzburg als Studienlehrer ein.

Die beiden zukünftigen Bundesbrüder sind nun beisammen und arbeiten gemeinschaftlich, mit dem Papa Perrot als einzigem Vertrauten.

Aber auf dem Boden der Provinz kann einmal in Frankreich kein Name aufkommen und kein Ruhm gedeihen, und wie alle strebsamen Talente vor ihnen, begeben sich auch die beiden Freunde im Jahre 1850 nach Paris. Ihr Koffer ist reich an Manuscripten, es fehlt nur das „Tischlein Deck-dich." Doch Erckmann, zu seinem Heil, hat wohlhabende Eltern, die sich auch dazu verstehen, ihm seine bescheidene Jahrespension wieder zu gewähren, unter der Bedingung freilich, daß er seine juridischen Studien ernstlich in Angriff nehme; und Chatrian ist so glücklich, bei der Ostbahn eine Anstellung zu finden.

Weder die Rechtsschule noch die Bahnkanzlei hielt jedoch die beiden Unverbesserlichen ab, den Pegasus zu reiten. Nach mancherlei Mißerfolgen drangen ihre gemeinsamen Arbeiten durch, sie wurden berühmt in Frankreich und beliebt in Deutschland.

Erckmann erwarb sich später eine Sägmühle mit Wiesen und Waldungen in dem schönen Zinzelthal bei Pfalzburg.

Ihr Ziel schien erreicht, ihr Wünschen befriedigt, da breitet sich über ihr heiteres, von Glück und Ruhm erhelltes Leben plötzlich ein schwarzes Gewölk: der Krieg bricht aus.

Während Chatrian nach Paris zurückkehrt, eilt Erckmann nach Pfalzburg, kommt aber zu spät: die Festung ist bereits eingeschlossen. Er gelangt zu den Seinigen erst nach der Niederlage, als sich die Pforten wieder öffnen. Sobald die Wege frei sind, verläßt auch er die Heimat, in welche seitdem keiner von beiden zurückgekehrt ist.

Chatrian hat seine Berge, wenn auch nicht williger, doch weniger schmerzlich vermißt, als Erckmann. Er besitzt in der Umgegend von Paris, in dem hübschen Dörfchen Rincy an der Ostbahn, ein freundliches Landhaus mit einem Garten und, was die Hauptsache ist, in dem Hans ein Weib und drei Kinder, drei muntere Knaben, die dem Vater jubelnd entgegenspringen, wenn er des Abends von seinem Bureau zurückkommt. Aber Erckmann hat weder Weib noch Kind, welche ihn die Stätte seiner Jugend vergessen machen könnten. Ein unstäter Wanderer, ein fahrender Betrachter, stand er plötzlich heimatlos, als ihm

Digitized by Google

Pfalzburg abhanden kam. Doch auch ihm hat das Schicksal einen Ersatz geboten: in Saint-Dié, einem Städtchen auf dem französischen Abhang der Vogesen, in der trefflichen Familie eines wackeren Freundes, hat er eine neue Heimat gefunden. Dort bringt er die Zeit zu, welche ihm seine Mitarbeiterschaft übrig läßt. Auf der Terrasse des guten und hübschen Hauses erfreut er sich der prächtigen Gebirgslandschaft, die ihn umgibt, und verfolgt mit den Augen die Engpässe, die nach der alten Heimat führen.

So leben die beiden Genossen, bald getrennt, bald beisammen, möglichst fern von den Städten und ihrem Umtrieb, in der freien Natur und in der Gesellschaft alter Freunde, unbekümmert um den Ruhm, und befriedigt von ihrer Arbeit.

Eine ungewöhnliche Erscheinung ist dieses literarische Zwillingspaar schon wegen seiner in solcher Ausdehnung und Uebereinstimmung noch nie dagewesenen Gemeinschaft geistiger Arbeit. Und in welcher Weise arbeiten sie miteinander? Sie unterwerfen anfangs gemeinsam ein genaues Gerippe ihrer Erzählung und schaffen so gleichfalls einen gegebenen Grundstock, welcher das Fundament der Darstellung bildet.

Auf Spaziergängen oder in einer stillen Ecke hinter dem Bierglas — wie mir Chatrian mittheilte — spinnen sie ihre Fabulierungen gesprächsweise aus, bis der geplante Roman durchgeknetet und ausgemalt, so zu sagen mündlich abgefaßt ist. Jetzt erst geht es an die schriftliche Ausführung, wobei die einzelnen Partien, je nach Umständen und Neigungen vertheilt, manche Capitel wohl auch von beiden zugleich in Angriff genommen werden, um sodann das Ganze einer gemeinschaftlichen Ueberarbeitung und Feilung zu unterziehen.

Selbstverständlich steuert zu dieser Collectivarbeit jeder das Seinige seiner Natur gemäß bei, und die Eigenthümlichkeit der beiderseitigen Beiträge entspricht der Verschiedenheit der beiden Mitarbeiter, wie diese schon in deren Namen sich ausprägt. Der blonde, hochstirnige Erckmann, träumerisch und empfindsam, brav und unpraktisch, ein durchaus germanischer Typus und des Deutschen mächtig, hat eine starke Neigung zum Phantastischen, während der schwarzbraune, energisch blickende Chatrian, eine ganz gallo-romanische Erscheinung und nur des Französischen kundig, durch einen realistischen Zug sich auszeichnet, der nach Schärfe und Klarheit strebt. Er spielt, obgleich der Jüngere, ein wenig die Vorsehung seines Vordermanns, und nimmt auch, als der praktischere Genosse, den geschäftlichen Theil der Schriftstellerei, den Verkehr mit Verleger, Zeitung und Druckerei, auf seine Schultern. Ebenso wird ihm wohl bei der literarischen Ausführung gewöhnlich der mehr allgemeine und logische Theil zufallen, während Erckmann mehr die gemüthliche Ausmalerei der Details besorgt, deren allzu romantische Auswüchse sodann die kritische Scheere des Realisten auf ein ersprießliches Maß zurückschneidet. Selbstverständlich ist diese Vertheilung keine streng durchgeführte.

Wie dem sei, immerhin ergänzen die beiden sich gewissermaßen durch die Verschiedenheit ihrer Charakteranlage und Empfindungsweise, wenn solche sie auch nicht hinderte, in Beziehung auf ihre Weltanschauung und ihre Ansichten über Kunst, Literatur und Politik, zu einer Uebereinstimmung gelangt zu sein, ohne welche eine gemeinsame Arbeit so intimer Natur nicht wohl denkbar wäre. Ohnehin sind sie, trotz eines ursprünglich verschiedenen Lebens- und Bildungsganges, demselben Boden entsprossen und schließlich in denselben Umgebungen herangereift, sie haben dieselben Eindrücke empfangen und können daher, selbst in dem was jedem eigen ist, sich gegenseitig aushelfen.

Ihr erstes Werk, welches sie bekannt machte sie einführte, „Der berühmte

Digitized by Google

Doctor Matthäus" (1859), dessen originelle Narrheit wenigstens seine Urheber mehr oder weniger „berühmt" machte, ist eine humoristisch-phantastische Figur, ein philosophischer Don Quichotte, der ausgieht, die Menschen zu bessern und zu bekehren, und schließlich, enttäuscht aber wohlgemuth, in seine vier Wände zurückkehrt.

Den rechten Ton fanden die beiden Schriftsteller erst mit ihrer „Frau Therese," einer vaterländischen Erzählung mit historischem Hintergrund aus der Revolutions- und Kaiserzeit. Jetzt war die Form gefunden, die dem Volke zu Herzen gieng. Obwohl die Verfasser in ihrem Sein und Sinnen Franzosen sind, ist ihre Muse doch germanischen Geistes, und in den idyllischen Scenen elsäßischen Stilllebens entfalten sie eine gemüthliche Behaglichkeit von echt deutscher Gefühlsweise.

In dieser Beziehung sind die beiden Lothringer wirklich einzig in ihrer Art; sie entfalten eine merkwürdige Geschicklichkeit, die geschichtlichen Vorgänge vom Standpunkte höherer, allgemein menschlicher Anschauung.

Von Erckmann-Chatrian's zahlreichen größeren und kleineren Erzählungen seien hier nur die bedeutendsten erwähnt. Sie erschienen in einer ganz vorzüglichen Uebersetzung von Ludwig Pfau in der Rieger'schen Buchhandlung (Stuttgart).

„Frau Therese" ist eine Episode aus den Freiheitskämpfen der bedrängten Republik vom Jahr 1792. Wie hier die Spitze sich gegen die Mißbräuche der alten Feudalstaaten kehrt, so bekämpfen die andern Erzählungen dieser Gruppe den einheimischen Chauvinismus und seine „Gloire," indem sie die traurigen Folgen des entarteten Patriotismus in drastischen Schreckensbildern vor Augen führen.

Das beste Muster dieser Gattung ist wohl der „Rekrut von Anno 13" und dessen Fortsetzung „Waterloo." Joseph, der hinkende Uhrmacher, der, trotz seines Gebrechens, nach der Vernichtung des französischen Heeres in Rußland, ausgehoben und aus den Armen seines Meisters Gulden, seiner Tante Gretel und seiner Braut Kathrine gerissen wird, erzählt, ein Held wider Willen, seine Kriegsthaten bei Leipzig und Waterloo und seine Strapazen nach den Niederlagen, inmitten all der blutigen Greuel, welche die letzten Zuckungen des Napoleonischen Kaiserreichs begleiteten.

In der „Belagerung von Pfalzburg" (1867) berichtet der alte Moses, wie er, trotz der Drangsale der Beschießung, mit dem Geschäftsgeist seines Stammes das allgemeine Unglück, von dem ihm sein Theil nicht vorenthalten blieb, gleichwohl zu benützen gewußt, um sich durch den rechtzeitigen Einkauf eines Vorrathes von Branntwein ein Vermögen zu erwerben. Die Schilderung der wackern jüdischen Familie während des Jammers der Belagerung verbindet die äußere Richtigkeit der Photographie mit der inneren Wahrheit des Kunstbildes.

Für das größte Werk der beiden Schriftsteller darf ohne Zweifel die „Geschichte eines Bauern" gelten, die nicht weniger ist als die Geschichte der französischen Revolution in dem schlichten Gewand einer Bauernbiographie. Hier tritt uns jener große und wirkliche „Culturkampf" mit der ganzen Frische und Deutlichkeit eines Erlebnisses vor Augen, und wir gewinnen eine klarere Einsicht in die Ursachen und Vorgänge desselben, als durch die vielbändigen Geschichtswerke eines Herrn Thiers und ähnlicher Historiker. Hier begreifen wir, wie die große ethische Erhebung, durch den das Ausland herbeirufenden Landesverrath des Königs und der ganzen dirigierenden Classe zu Vernichtung der Gegner gezwungen, im Blute der Schreckensherrschaft untergehen mußte, um, wie immer nach Gewalts-Katastrophen, dem siegreichen Militarismus platzzumachen.

Auch die hübsche Novelle „Die drei Liebhaber der Großmutter" gehört hie-

Digitized by Google

ber, sowie, als Abschluß der im Zusammenbruch des Kaiserreichs untergegangenen Ruhmesepoche, „Die Alte Garde.“ Diese meisterliche Skizze schildert die pensionierten Officiere der großen Armee und ihr Leben unter der Restauration bis zum Ausbruch der Juli-Revolution und der Thronbesteigung Louis Philipp's, welcher „Bürgerkönig“ jedoch nicht der Mann war, ihre kriegerischen Tränne zu verwirklichen und die „Gloire“ von den Todten zu erwecken. Die Erzählung spielt wieder in Pfalzburg, und der Held derselben, der Hauptmann Florentin, ist der echte Typus des napoleonischen Haudegens, der nichts kennt als seinen Kaiser und seine Fahne. Der unfreiwillige Humor dieser gelungenen Figur bewegt sich zwischen der lächerlichen Wichtigkeit des Kamaschenthums und der rührenden Hingebung an die militärische Ehre. Zu diesem Humor, welcher die Stimmung des Ganzen beherrscht, tragen die Officiersfrauen — die ihrerseits nichts als die Pension und die Ordensrente kennen und ihre bärbeißigen Ehehälften mit dieser Zauberformel sehr zu zähmen verstehen — in etwas bewußterer Weise, ihr redliches Theil bei. In Beziehung auf feine Beobachtung und künstlerische Kleinmalerei gehört diese wohlausgeführte psychologische Studie zu den besten Leistungen der Verfasser.

Auf historisch-politischem Boden bewegen sich des weiteren „Ein Mann aus dem Volk“ und „Meister Kaspar Fix.“ Der Mann aus dem Volk, ein junger Schreiner, erzählt die Revolution von 1848 bis zur Juni-schlacht. Kaspar Fix ist der schamlose Emporkömmling des zweiten Kaiserreichs inmitten der schmählichen Willkürherrschaft eines corrumpierenden Bonapartismus.

„Der Großvater Lebrige“, entrollt ein sprechendes Bild von dem verderblichen Einfluß einer bigotten und gewaltthätigen Geistlichkeit auf den Frieden der Familie.

Von den Erzählungen rein privaten Inhaltes sind noch „Die beiden Brüder“ hervorzuheben, eine Art Montechi und Capuletti auf dem Lande, deren Romeo und Julia aber, zu bürgerlich für eine Tragödie, ein eheliches Ende nehmen. Der Roman wurde später in ein Drama umgewandelt und unter dem Titel „Die Ranzan“ auch auf unseren österreichischen Bühnen mit Erfolg gegeben.

Die Palme dieser Gattung gebührt jedoch offenbar dem „Vetter Fritz.“ Es ist äußerst ergötzlich, wie dieser wohlhabende Junggeselle, der voller Herzensgüte, aber zu bequem selbst zum Heiraten ist, von dem Räbbe Sichel, welcher eingedenk des jüdischen Spruches: „Seid fruchtbar und mehret euch,“ immer auf Ehestifters-Füßen geht, schließlich doch ins Doppeljoch gespannt wird. Die sonnigen Schilderungen dieses gemüthlichen Stilllebens, das, fern von jedem Sehnen und Streben, sich ganz dem Wohlgefühl behaglichen Daseins überläßt, bis die Liebe in die lang gehütete Behausung dringt und ihre unverbrüchlichen Rechte geltend macht, sind reizend und fügen sich zu einem schön abgerundeten Genrebild.

Wohl das Meiste, was uns die Literatur aus Frankreich bringt, ist abzulehnen. Die Werke dieses Dichterpaares aber, trotz ihres kräftigen Realismus rein und edel gehalten, müssen auch das deutsche Herz erfreuen. Sie schlagen zwischen den sich trotzig gegenüberstehenden Nationen eine freundliche Brücke.

Digitized by Google

Neue Bekenntnisse eines Vorlesers.

Von P. K. Rosegger.

Mein liebstes Lachen.

Das löbliche Comité, welches eine Vorlesung veranstaltet, mißt sich zwei Aufgaben bei, welche noch außerhalb seiner praktischen Zwecke stehen: es hat zu trachten, daß das Publicum mit dem Vorleser, und auch daß der Vorleser mit dem Publicum zufrieden sei. Das letztere glaubt man zu bewerkstelligen durch Besorgung von Applaus. Es gibt verschiedene Arten von Applaus und Sachverständige vermögen den falschen vom echten leicht zu unterscheiden. Beginnt er mit einzelnen kräftigen Händeschlägen, nach deren Kanonendonner stellenweise ein Kleingewehrfeuer von Klatschen folgt, welches dann wieder in einzelnen bescheideneren Händepatschen endet, so ist der Applaus gemacht — ein Rauschgoldapplaus. Erhebt sich der Beifall sofort nach der Wirkung gleichmäßig und in allen Gegenden des Saales, währt er ein Weilchen und erlischt dann wieder glatt und gleichmäßig, so deutet das auf einen nicht zu verachtenden Erfolg von einer Legierung, bei welcher das Talmigold etwa vierzig Procent gibt. Ist es aber nach der Wirkung im Saale einen Augenblick still, erhebt sich dann ein Gemurmel, werden rückwärts unvermittelte Stimmen laut, denen sich Händeklatschen anschließt, wird dieses Klatschen immer lebhafter und allgemeiner, bis es brausend den ganzen Saal erfüllt und es eine Weile braucht bis es sich legen kann, so ist das ein dem unerwarteten Ergebnisse folgender Beifall von echtem Golde und der Vorleser kann sich sagen: „Jetzt hast Du ihnen ein Geschenk gemacht, der Dank ehrt den Empfänger wie die Geber — verneige Dich.“

Aber noch höher als dieser rühmliche Applaus steht dem humoristischen Vorleser manchmal das herzhafte Lachen, welches bei gehaltvolleren Stücken um so schätzenswerter ist. Ein frischer Lachausbruch im Publicum ist nicht mehr der durch die Sitte vermittelte Dank, er ist die unmittelbar sich zeigende Wirkung, die natürliche Aeußerung des Wohlbehagens — es ist der Erfolg.

Von allen Lachen, die ich als Vorleser je erfahren, war mir weitaus das liebste und wohlthuendste — welches? Das schalkhafte, verständnisvolle Kichern unter dem Fächer? Das dünne Mäckern des verschrumpften Nones? Das Lächeln eines schönen Mündchens? Das tiefe Brusttonlachen des Mannes? Nein. Mir das liebste Lachen war ein anderes.

Eines Tages besuchte ich auf Einladung das k. k. Blindeninstitut in Wien. Nachdem mich der Director mit den Einrichtungen der Anstalt bekannt gemacht hatte, nachdem ich die Zöglinge (es waren deren ungefähr siebzig, im Alter von 7—16 Jahren) bei ihrem Unterrichte, und bei ihrem schlichten Mittagsmahle gesehen und beobachtet hatte, nachdem mir von einem der Kleinsten durch das Sturmsche Gedichtchen „Gott grüße Dich!“ an's Herz geklopft worden war, nachdem ich den kleinen Blinden bei ihrer Fertigkeit im Sticken, Nähen, Korbflechten, Bürstenbinden u. s. w. zugeschaut hatte, nachdem mir einer der Zöglinge auf dem Harmonium ein schönes Musikstück in ausgezeich-

Digitized by Google

neter Weise zu Gehör gebracht hatte, willfahrte ich einem Ersuchen, den armen Kindern ein Stückchen aus meinen steirischen Dichtungen vorzulesen.

Sie versammelten sich im Festsaale und saßen jetzt erwartungsvoll in den Bänken eng aneinander mit ihren blassen oder rosigen, aber durchwegs ernsten Gesichtlein — Gesichter die nicht sahen! Zumeist waren es kleinere Kinder, aus Nah und Fern zusammengekommen in dieses Asyl der Lichtlosen, das — trotzdem es vom Staate gar nicht glänzend gestellt — den Unglücklichen ein treues Heim geworden.*) Ein blasses Knäblein, das erst zwei Tage früher aus Kärnten angekommen war, weinte aus Heimweh still vor sich hin. Keine Augen, und doch Thränen!

Eine tiefe Wehmut kam über mich, als ich nun am Tischchen saß und im Buche nach einem heiteren Stückchen blätterte. Da es unmittelbar vor Weihnachten war, so wählte ich das Stück: „Dem Tannenbam sei Lebn und Sterbn." Mehrmals wollte mir vor innerer Bewegung die Stimme versagen, als ich daran dachte, wem ich dieses Bildchen von armen Kindern und christlicher Liebe vorlese. Lautlos horchten die Zöglinge, manchen zuckten vor innerer Bewegung die Mundwinkel, weil die Christbaumlichter dem lieben Tannenbaum zu Todteukerzen wurden. Als nun aber im Walde die Buche und der Ahorn anhuben in menschlicher Sprache zu reden, und die „Kranabetstanden" als altes Weiblein mit zahnlosem Munde ihre Beeren anpries, da erhob sich unter meinen jungen Zuhörern ein so helles, herzliches Lachen, wie ich es frischer noch nie gehört hatte. Und dieses Lachen war mir das liebste von allem Beifall, den ich je erfahren. Selbst der kleine Kärntner lachte, da ihm in den Augenwimpern noch die Tropfen standen, und ich hätte sie mögen küssen, Alle, aus Freude darüber, daß sie, denen das Licht der Sterne, die Glut der Blumen und der freundliche Blick der Mitmenschen für immer versagt ist, so herzlich lachen können.

*) Nur unser wackerer Cultusminister ist die treue Stütze dieser Anstalt.

Die Censur.

In Oesterreich ist vor nicht langer Zeit ein Gesetz herausgekommen, daß von jeder öffentlichen Vorlesung im vorhinein der Polizei das Manuscript oder das genaue Programm vorgelegt werden müsse. Ich weiß nicht, ob man dadurch den Staat hüten, oder das verehrliche Publicum vor etwaigen Mutwilligkeiten beschützen will. Ich vermuthe das Letztere, weil mir einmal ein Polizeibeamter mitgetheilt hat, daß für die Polizei die Pflicht bestehe, bei öffentlichen Darstellungen oder Vorlesungen Alles fern zu halten, was irgend einem Theile des Publicums unangenehm oder unbehaglich sein könne. Das ist lobenswert, nur wäre zu wünschen, daß sich diese Institution mit gleicher Strenge auch auf die Volksbühne über das französische Sensationsstück, die Operette und auf das Bänkelsängerwesen erstrecken möchte.

Die Amtshandlung ist eine wohl nicht ganz gleichmäßige; während man in der einen Stadt in dem Vorlesermanuskripte jeden Satz genau erwägt und manchem harmlosen Spaß die Milchzähne ausbricht oder unter schwerem Bedenken das Passiert bewilligt, wird in der Nachbarstadt nur das Programm oder die Inhaltsangabe verlangt, manchmal auch gar nicht darnach gefragt. Die Verordnung hat für den Vorleser viel Umständliches und Unangenehmes. Er muß das Manuscript aus der Hand geben oder gar in eine andere Stadt, wo er lesen soll, voranschicken Wer bürgt ihm für die Handschrift, von welcher er vielleicht nicht einmal ein Ersatzstück hat? Die Post bürgt ihm wenigstens mit einem Geldbetrag, als ob geistiger Wert mit Geld zu messen wäre. Die

Digitized by Google

Polizei gibt keinen Empfangsschein. Mehrmals ist es mir vorgekommen, daß der Vortragssaal schon mit Zuhörern gefüllt war und ich mein Vorlesemanuscript noch nicht in der Hand hatte. Das Amt ist vielleicht zur Stunde geschlossen und wenn ich wirklich ein Duplicat in der Tasche habe, so weiß ich nicht, ob es in allen seinen Theilen gelesen werden darf! Ich pflege sonst die Auswahl der Vortragsstücke erst im Angesichte der Zuhörer, je nach ihrer augenscheinlichen Beschaffenheit oder meiner Stimmung zu wählen. Das ist in manchen Städten Oesterreichs nicht möglich, weil es eben die Censurverhältnisse nicht gestatten.

In einem österreichischen Provinzialstädtchen geschah es, daß der Verein, welcher mich eingeladen und die Vorlesung veranstaltet hatte, der Polizei eigenmächtig ein beliebiges Programm unterbreitete, welches mit meiner Vorlesung platterdings nichts zu thun hatte. Der Ausschuß des Vereines meinte auf mein Bedenken, das mache nichts; es käme nur darauf an, daß der Polizei irgend etwas vorgelegt werde. „Aber was wird der amtswaltende Beamte sagen," rief ich, „wenn er sieht, daß meine Vorlesung nicht mit dem ihm vorgelegten Programm übereinstimmt! Er wird mich unterbrechen." — „Er wird Sie nicht unterbrechen," lächelte der Ausschuß. — Das gab mir zu denken. Es geschieht ja wohl, daß ich bei der Vorlesung ein oder das andere harmlose Stückchen einschiebe, welches nicht gerade für denselben Vortrag, sondern für irgend einen früheren censuriert worden ist. Aber ein falsches Programm mit Absicht vorlegen, so kühn möchte ich nicht sein. Die Verordnung ist, wie gesagt, unangenehm und gegenüber Vorlesungen nicht politischer Natur nur schwer gerechtfertigt, allein, da sie einmal aufgestellt ist, so muß sie gehalten werden. Die Achtung vor dem Gesetze ist wohl das Erste, womit der Staatsbürger sich selbst achtet.

Nichtsdestoweniger stimme ich dafür, daß eine solche Censur bei nicht politischen Vorlesungen, von der in Deutschland draußen keine Spur ist, aufgehoben werde. Dem Vorleser wird ja doch sein ästhetisches Gewissen und die öffentliche Meinung der beste Regulator sein müssen.

Die Uebelflecken humoristischer Vorlesungen.

Es ist recht gut bekannt, daß die Leute vor Allem für spaßhafte Dinge Sinn haben. 's ist das Leben ernst genug, meinen sie, wenn wir im Theater oder in Vorlesungen sitzen, so wollen wir lachen. Mich dünkt aber: wenn sie das Leben tagsüber wirklich so ernst nehmen, wie sie pathetisch behaupten, so können sie am Abend unmöglich Lust zum Lachen haben, im Gegentheil, der flache Spaß müßte sie erst recht verstimmen. Ich glaube vielmehr, die moderne städtische Gesellschaft hat sich des thatsächlich vorhandenen und entschieden gerechtfertigten Lebensernstes so ganz entschlagen, daß sie nur mehr für Possen und Schwänke Sinn hat, und zwar für eine sehr zweifelhafte Art von Possen und Schwänken! Gerade jene Stückchen, für die ich mich schäme, sie gemacht zu haben, und für deren Wiedergabe ich am liebsten um Entschuldigung bitten möchte, gerade solche Schelmenstückchen finden den meisten Beifall.

Somit geht es nicht ganz nach meinem Plan. Ein Poeten-Gewissen verlangt es, daß der, welcher spricht, um ein paar Stufen höher stehe als Jene, welche hören. Und so pflege ich in meinen humoristischen Vorlesungen stets ein Stückchen ernster Art und von sittlicher Wesenheit einzuschalten. Wir sind aber so weit, daß man das Publikum um Entschuldigung bitten muß, nicht wenn man ihm mit Banalitäten, Lascivitäten und Nuditäten kommt, sondern wenn man ihm

Digitized by Google

ein Stück mit Sinn, Gedanke und Grundsatz zumuthet. Es ist ja sicher, daß man bei leichter Musik besser tänzelt als bei ernster, aber muß es denn immer getänzelt sein? Ist denn kein Bedarf an ästhetischer Mannbarkeit mehr da?

Habe einzugestehen, daß ich ohnehin der Neigung des Publicums bei meinen Vorlesungen zu sehr nachgebe, was nicht etwa aus Beifallsbedürftigkeit geschieht, sondern in der Absicht, die Zuhörer, welche bei mir eine ergötzliche Stunde suchen, nicht ganz zu enttäuschen. Daß ich unter einer humoristischen Vorlesung etwas anderes verstehe als die Mehrzahl der Leute, nun dafür können sie im Grunde nicht, wissen vielleicht nichts von dem Ausspruche Jean Paul's, daß der echte Humor mit dem einen Auge lache, mit dem andern weine, und halten ernste Theile in humoristischen Vorlesungen für Nebelflecken in der Sonne.

Ich lese manchmal ein tiefernstes Stück aus alter Zeit: „Der Simer im Kreuz." In demselben erschlägt ein Mann aus Grundsatz seinen liebsten Sohn mit einem Beil. Manche Leute sagen, das wäre brutal. Und ich sage dasselbe, so lange ich nicht erfasse, daß der Vater den Sohn darum richtet, weil dieser durch einen frivolen Ehebruch die Ehre des ganzen Hauses vernichtet hat, und weil das Verbrechen solche Sühne fordet. Weiß und erfasse ich das, dann erscheint mir die That des Mannes nicht mehr brutal, sondern vielmehr von antiker Größe und von tragischer Wirkung. Allerdings ist es naiv, der heutigen Gesellschaft ein richtiges Empfinden für die Heiligkeit der Ehe zuzumuthen, wenn ich auch noch immer nicht jenem welterfahrenen Skeptiker Recht geben mag, der behauptet hat, unter hundert Ehen wäre bloß eine, in der die Treue herrscht. Ich schätze die eheliche Treue im Dorfe auf 50%, in der Stadt auf 10%, aber ich hatte geglaubt, daß hier wie dort 100%, wenn schon nicht die Treue halten, so doch wenigstens im Principe achten würden.

Zu den bäuerlichen Vorurtheilen, die mir anhaften, gehört auch mein Abscheu vor dem Ehebruch. Ich halte den Ehebruch, nicht bloß beim Weibe, sondern auch beim Manne, für ein schändliches Verbrechen, für eine gründliche Entehrung des Charakters, die weder mit philosophischen Sophismen noch durch „ritterliche Austragung" gut gemacht werden kann. — Das hier nur nebenbei, ich behalte mir vor, meine Anschauung über den Gegenstand einmal des Näheren zu erörtern und verrathe heute nur, daß sie nicht ganz unmenschlich ist.

Nun zurück zu den Vorlesungen. Es kommt die andere Seite. Liegt in Bezug auf obengenanntes Stück der Grund des ablehnenden Verhaltens eines Theiles des Publicums denn wirklich in dem zurückschreckenden Ernst? Ist es denn ausgemacht, daß ich als Vorleser in ernsten Gegenständen das genügende Talent der Wiedergabe habe? Ist es nicht wahrscheinlich, daß mir das heitere Genre besser liegt, zumal ja der Volksmund überhaupt immer noch nicht ernst genommen wird?

Mich irrt das nicht. Ich habe zu trachten, ohne Rücksicht auf Tagesmeinung und Beifall, jeder meiner humoristischen Vorlesungen einen gewissen Gehalt zu geben, ich bin das meinen Zuhörern schuldig und auch mir selbst. Bloß um die Menge zu unterhalten, dafür stieg ich nicht herab von der Arbeiterbank des Handwerkers.

„Sie werden sich Ihre Popularität noch verscherzen!" mahnte mich eines Tages eine muntere Wienerin. „Die Popularität, meine Gnädige, ist ein schönes Ding, aber mit der Verläugnung seines eigenen Ich wäre sie zu theuer bezahlt."

Ein Rückblick.

Im Laufe von siebzehn Jahren an meine zweihundertste öffentliche Vor-

Digitized by Google

lesung angelangt, ist wohl ein kleiner Rückblick gestattet.

Mein Gedächtnis hat es nicht genau aufbewahrt, ob es in der Puntigamer Halle zu Graz bei einem Wohlthätigkeitsfeste, oder bei einem Häringschmause des akademischen Gesangvereines in Eggenberg bei Graz das erstemal war, als ich öffentlich las. Es war etwas Improvisiertes, ich las ein paar lustige Stücklein aus meinem damals eben erschienenen „Tannenharz und Fichtennadeln." Ich erinnere mich an den Beifallssturm, der nach dem Lesen losbrach und der mich verblüffte. Wenn sie einen solchen Lärm schlagen, dachte ich mir, so lese ich ihnen sobald nicht wieder etwas vor. Am nächsten Tage stand ich sogar in der Zeitung, was mich sehr freute, weil ich damals noch der Meinung war, wovon in der Zeitung steht, das müsse etwas Besonderes sein.

Nun vergieng keine Woche, daß ich nicht angegangen wurde, irgendwo etwas vorzulesen, sei es bei Wohlthätigkeitsakademien oder größeren Wirtshausunterhaltungen. Man brauchte nicht lange zu bitten, mir gefiel es, daß ich gefiel, und wenn sie bei meinen Schwänken lachten, so lachte ich wacker mit. Die Säle waren allemal überfüllt und es hieß, die Leute kämen vorzüglich meiner Vorlesung wegen. Der Beifall war oft so wild und anhaltend, daß mir unheimlich wurde, weil er zu den gebotenen Kleinigkeiten in gar keinem Verhältnisse stand; der Beifall war mir endlich sogar bedenklich, weil er dort, wo ich ihn gerechtfertigter gefunden hätte, bei ernsten Declamationen bedeutender Künstler oder im Theater bei Dramen von Schiller und Shakespeare, ausblieb. Ich äußerte damals auch oft meine Meinung, derlei würde nicht lange vorhalten, indes wollte ich, wenn es den Leuten Spaß mache, mit meiner Kunst nicht kargen. Am meisten verwunderte ich mich über mich selbst, daß ich, der sonst schüchterne und zurückgezogene Knabe, so dreist und gelassen vor einer großen Menschenmenge stehen konnte, wo mich Alles anschaute und besprach und mit allerlei Artigkeiten an sich ziehen wollte. Jetzt gab's auch Geschenke: schön eingerahmte Bildchen, Seidenschleifen, Busennadeln, ja selbst Ducaten und endlich Ehrenmitgliederschaften und Diplome. Es gab später Ehren aller Art von Lorbeerkränzen an bis zum Empfang mit weißgekleideten Jungfrauen, von Festbanketten an bis zu überschwänglichen Hymnen auf mich, die gesungen, deklamiert und gedruckt wurden. Es gab sogar Beflaggung, Ehrenbögen und „Freudenfeuer" und es gab auf den Kanzeln und im Lager christenverfolgerischer Antisemiten Warnungs- und Strafpredigten gegen mich und meine harmlos humoristischen Volksbildchen. Erst allmählich, als ich die Sache gründlich zu nehmen begann, wählte ich manches Stück, dessen Gehalt und Sinnesrichtung mich, den ernster angelegten Poeten, unmittelbarer vorstellte. In erster Zeit bin ich gar vornehm aufgetreten, ganz wie man mir sagte, daß es sein müsse: Weiße Cravate, weiße Handschuhe, Frack und Cylinder, welch letzteren ich beim Auftreten allemal in der Hand trug und dann vor mich auf den Lesetisch hinstellte, wo er einem Theil der Zuhörerschaft mein Gesicht verdeckte. Als mir endlich die Widersinnigkeit, ja Lächerlichkeit dieses Aufzuges auffiel, vermied ich ihn sofort und ehrte mich und die Zuhörer durch einen anständigeren Anzug. Vor jedem Publicum, sei es auf einem Dorfe oder in der Residenz (es kamen auch Fürsten!) fühlte ich die gleiche Achtung, und an jedem Abende suchte ich mein Bestes zu leisten. Ob die Zuhörer sich kühle verhielten oder begeistert Beifall spendeten, das focht mich niemals an, die Hauptsache war nur, daß ich selbst mit dem Vortrage zufrieden. Konnte ich mir letzteres nicht sagen, so fand ich mich trotz des stürmischen Beifalls verstimmt.

Um wieder zurückzugreifen, machten

Digitized by Google

schon frühe, selbst als mein „Vorleserruhm“ noch nicht vom Auslande hereingedrungen war, Vereine und Gesellschaften, die mich zum Lesen luden, Eintrittsgebühren, die ihnen mitunter ganz leidliche Summchen einbrachten. Allmählich wurde ich auch nach Wien gezogen, der Verein „die Literaturfreunde“ war es, welcher den immer noch recht unbehilflichen Vorleser steirischer Gedichtchen und Geschichtchen auf den Wienerboden verpflanzte, wo der Beifall noch rauschender, die Schmeicheleien noch berückender waren, als in Graz. Die Reisekosten und Auslagen wurden mir getreulich vergütet, manchmal wurde sogar an Zeit- und Kraftaufwand gedacht, wobei allerdings die Schätzung eine recht subjective war. Es gab Leute, welche bedachten, daß eine stundenlange Vorlesung vorbereitet sein wolle, daß sie körperlich und geistig erschöpfe, oft auf längere Zeit hinaus eine große Abspannung zur Folge habe. Es gab auch Leute, welche tagwerksmäßig nur die Stunde der Vorlesung mit einem Geldbetrage vergüten zu sollen glaubten. Da nahm der Garderobier am Eingang für den Abend manchmal weit mehr ein, als der Mann beim Vorlesetisch an Honorar.

Im Spätherbste des Jahres 1878 machte ich auf Einladungen die erste größere Reise nach Norddeutschland, im Herbste 1882 nach Süddeutschland; seither wiederholten sich die Reisen dahin alljährlich. Ich las in Deutschland (und zwar an Orten, die hier mit Sternchen bezeichnet sind, wiederholt) nach der Zeitfolge in Berlin*, Magdeburg*, Regensburg*, Hanau, Frankfurt a. M., Weimar*, Plauen (Voigtland)*, Greiz, Fürth, Karlsruhe, Mannheim, Hamburg*, Dresden*, München*, Braunschweig, Bremen, Bremerhaven, Essen (an der Ruhr), Elberfeld, Cassel, Chemnitz (Sachsen), Nürnberg, Kempten, Görlitz, Sonneberg, Coburg, Meiningen, Altenburg. Ich vermochte den stets zahlreicher werdenden Einladungen des Auslandes, auch ans Amerika und Rußland, nicht zum halben Theile mehr nachzukommen.

Nebenbei folgten auch immer häufiger die Einladungen in österreichischen Landen und ich las in Graz*, Wien*, Prag*, Wiener-Neustadt*, Reichenberg (Böhmen), Warnsdorf, Proßnitz, Olmütz, Trautenau, Brünn*, Klagenfurt*, Villach, Marburg (an der Drau)*, Mürzzuschlag*, Karlsbad, Asch, Pilsen*, Baden*, Salzburg, Gmunden, Triest*, Teplitz (Böhmen)*, Aussig, St. Pölten*, Leoben*, Bruck (an der Mur)*, Carolinenthal (Böhmen), Tetschen, Marienbad, Stockerau, Pottenstein, Puchberg, Steyer*, Neuberg*, Ternitz, Fürstenfeld, Fohnsdorf, Knittelfeld, Judenburg, Reichenau, Krieglach*, Waidhofen (an der Ybbs), Laibach, Pettau, Vordernberg, Gleichenberg, Frohnleiten, Böslau, Trofaiach, Krems (an der Donau), Leibnitz, Glogguitz, Währing*, Abbazia, Traiskirchen und Cilli.

Grundsätzlich pflegte ich nur solche Einladungen anzunehmen, bei welchen der Reinertrag nicht in irgend einen Privatsäckel fiel, sondern für öffentliche wohlthätige, gesellige Zwecke verwendet wurde. Nach meinen allerdings lückenhaften Aufzeichnungen las ich 47mal für den deutschen Schulverein, resp. für deutsche Vereine, 19mal für Volksschulzwecke und Bildungsvereine, 32mal für verschiedene Armenunterstützungsvereine und Armeninstitute, 18mal zu Kunst- oder Literaturzwecken, 19mal für Alpen- und Touristenvereine, Verschönerungsvereine, 27mal für kaufmännische Vereine, ferner mehrmals zu Gunsten Verunglückter durch Brände, Ueberschwemmungen, Erdbeben u. s. w. — Wenn ich durchschnittlich das geringe Reinerträgnis von 100 fl. per Abend annehme (es gab Erträgnisse zu 1200 fl., viele zu 500 fl., die meisten zu 300 fl., freilich auch welche zu 30 fl. und 20 fl. und selbst einigemal Defi cite), so darf ich sagen, daß es mir armem deutschen Dichter gegönnt war, seit einer Reihe von Jahren an zwanzigtausend Gulden (möglicher Weise

Digitized by Google

auch doppelt so viel) für wohlthätige Zwecke zu geben. Dieses Bewußtsein ist ein so erhebendes, daß ich nicht einsehe, warum ich es nicht einmal laut aussprechen sollte. Ohne Anregung von all den verschiedenen Körperschaften, die ja wohl auch ihr Theil dabei zu thun hatten, wäre es freilich nicht dazu gekommen, das Capital, welches sich in mir vorfand, auszunützen.

Allerdings sind mir außer den üblichen Vergütungen ausnahmsweise, besonders in Deutschland auch glänzende Honorare zuerkannt worden. Dennoch rechtfertigt sich die Frage manches Freundes, ob ich mein Capital denn nicht für mich selber verwerten wolle? Ob das Almosen, welches ich Armen und Reichen gebe, denn wohl im Verhältnisse stünde zu meiner Wohlhabenheit? Und wenn ich bei mir erwäge, daß ich eine große Familie zu versorgen habe, daß ich außer meinen persönlichen Kräften keine materielle Stütze habe, daß meine Gesundheit eine höchst schwankende ist, daß die geistigen Kräfte und Fähigkeiten nur eine kurze Reihe von Jahren vorzuhalten pflegen und der Dichter dann ausgenützt, ohne Pension und sichere Versorgung seine alten Tage verkümmern kann — wenn ich derlei erwäge, so scheint mir meine Bereitwilligkeit manchmal weniger eine Tugend, als ein Laster — das Laster leichtsinniger Verschwendung — zu sein.

Wenn ich anderseits aber wieder bedenke, daß ich nicht das Zeug habe, den geschäftlichen Theil einer Vorlesereise selbst zu besorgen und auch keine Lust, mich an einen Impresario zu vermiethen, daß ich mich des Gefühles nicht entschlagen kann, als wäre es entwürdigend für den Poeten, mit Scheidemünzen seiner Dichtungen einen gemeinen Nebenerwerb zu machen, so stehe ich doch unentschlossen da, ob ich für Andere oder für mich zu wohlthätigen Zwecken meine Kraft verbrauchen solle.

Zwar wenn ich sehe, wie andere Vorleser das nicht verschmähen, was Einem in der Welt den richtigen Nachdruck verleiht und ihn vor den Leuten erst zum ganzen Manne macht — nämlich das Geld, und wenn ich daran erinnere, daß der größte aller Vorleser, Charles Dickens, vor Allem des Geldes wegen reiste und las, bis er sich seine Million zusammengelesen hatte und dann erst recht der große Gentleman war — so komme ich mir mit meinen philisteriösen Bedenken lächerlich vor.

Wenn die Wahl zwischen zwei Wegen schwer wird, ist es manchmal am besten — den dritten einzuschlagen.

Bei meiner Abneigung vor größeren Reisen, bei den Anstrengungen und Aufregungen aller Art, die mit dem Reisen, dem Lesen u. s. w. verbunden sind und bei der nachhaltigen Erschöpfung, die zurückzubleiben pflegt, war ich schon wiederholt auf dem Punkte, die Vorlesungen ganz aufzugeben. Bis heute geschah es nicht. Und warum nicht? Darüber müßte ein eigenes Capitel geschrieben werden.

Digitized by Google

Die Thierquälerei und ihre Stellung im Culturleben der Völker.

Von **Emil Riekert.**

Schopenhauer sagt: „Die christliche Moral beschränkt ihre Vorschrift auf den Menschen und läßt die gesammte Thierwelt rechtlos." Unzweifelhaft zielt Schopenhauer mit dieser Behauptung auf die Bibel hin. Wir könnten ihn aus der Bibel selbst widerlegen. Die christliche Moral schöpfen wir aber nicht allein unmittelbar aus der Bibel. Sie wächst mit dem Eindringen in den Geist der Bibel, kommt im Leben des Christen zum Ausdruck: „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen!" Schopenhauer wird darum auch nicht den letzten Schluß ziehen und den ärgsten Thierquäler einen guten Christen nennen.

Bei der Darstellung der Culturgeschichte eines jeden Volkes spielt seine Religion eine Hauptrolle. Sie bestimmt eben die Weltanschauung des Volkes, baute aber oft bei den heidnischen Völkern der zuströmenden Cultur eine chinesische Mauer. Dem sich innerhalb dieses Kreises entwickelnden Geist war aber bald diese Mauer ein Hindernis, das er vorderhand nicht überspringen wollte und konnte, das er aber durch ein Hinterpförtchen zu umgehen trachtete: die Philosophie. Ursprünglich war sie eine bloße Geistesgymnastik, die da, wo sie scheinbar ihre Spitzen gegen die religiösen Anschauungen ihres Volkes selbst richtete, sich, mindestens aber den Argwohn durch Sophistereien täuschte. Sie durfte eben nur eine formale Wissenschaft sein. Zog sie die letzten Consequenzen, stieg sie vom Piedestal der Theorie herab, wurde ihr der Giftbecher zum Lohn. In sämmtlichen heidnischen Religionen finden wir eine tiefe Kluft zwischen Mensch und Gott. Der heidnische Gott kommt höchstens in Ausnahme. Diese Kluft suchten die Diener der Gottheit, die Priester, mit Mystik und Formeln, mit sinnbetäubender Pracht zu überbrücken. Die Berührung mit Gott gelang nur dem Geweihten, dem Einen im Allerheiligsten. Die Natur führte auch nicht zur Gottheit. Sie war der Inbegriff der dem Mächtigsten dienenden oder widerstrebenden Gewalten. Schlnchten und Höhlen waren mit Dämonen bevölkert; den neugierigen Blick strafte der zürnende Gott. Die uralte Sehnsucht des Menschengeschlechts, wie es Scherr nennt, eine Verbindung zwischen Gott und Mensch hergestellt zu sehen, machte Helden — und in der Zeit der Auflösung — selbst Kaiser zu Halbgöttern, ließ die Menschwerdung des Gottessohnes als eine Erlösungsthat erscheinen.

Des neuen Gottes Heiligthum war nicht an Land und Volk gebunden. „Gehet hin in alle Welt." Sein Altar erhob sich überall, wo sein Geist wehte. Kreter und Araber, Morgenland und Abendland brachten mit ihren verschiedenen Anschauungen befruchtende Keime, die in ihrem Aufgehen das Bild des neuen Gottes bekränzten, eine neue Culturepoche bezeichnend.

Der Geist wurde frei, die Zungen gelöst, — der beklemmende Schleier, der über Natur und Menschenleben hieng, zerrissen. Der Mensch wurde Herr der Natur. Der furchtlos erkennende Geist hob die Art gegen Donnars Eiche. Von Drachen und Ungeheuern erzählte nur noch der lächelnde

Digitized by Google

Dichter. Die beschränkte Kirchenweisheit des Mittelalters stellte ihrem Gottesglauben kein gutes Zeugnis aus, als sie gegen das: E pur si muove! zu Felde zog. Auch der freien Forschung war der Christengott gewachsen; durch Aufdecken der Naturgeheimnisse wurde ihm nicht der Boden unter den Füßen gezogen — ein Trost so manchem Knaak unserer Zeit, die nicht immer die Hexen auf den Blocksberg verweist, die Geister auf Kirchhöfen und im Salon auftreten und agieren läßt.

Die christliche Religion ermöglichte es erst, mit freiem Blick in die Natur einzutreten. Durch die Bedeutung der Natur in der christlichen Anschauung, — „Herr, wie sind Deine Werke so groß," — durch die Wechselwirkung von Mensch und Natur mußte aber ein vertrautes, und im Fortschritt ein inniges Verhältnis erwachsen. Sie schuf eine Moral, die am klarsten in dem heutigen Stand der Thierschutzfrage ausgesprochen ist, eine Moral, die wir — trotz Schopenhauer — dem Christenthum, der Bibel verdanken.

Die Religion und die damit verbundene beschränkte — mindestens gehemmte — Civilisation des Alterthums ließ den Naturſinn sich nicht entwickeln. Das Geschöpf mußte dem Egoismus rücksichtslos dienen. Das Nichterkennen des Geisteslebens der Thiere verhält sich zum Thierschutz wie Ursache und Wirkung.

Bevor wir auf den heutigen Stand der Thierschutzfrage eingehen, müssen wir den Begriff „Thierquälerei" nicht bestimmen — wer könnte das — aber begrenzen.

Die Zeit liegt noch nicht fern, die sich in rührenden Betrachtungen der herrlichen Thierseele gefiel. Sie bezeichnete schlankweg Den als Thierquäler, der aus seinem Obstgarten die diebischen Spatzen vertrieb. Sie war eine ideale Carricatur jener egoistischen Junkerzeit, die dem Bauer zürnte, der mit Feuer und Klapper das liebe Wild von der bestellten Saat abhielt, den lieben Sänen einen ungestörten Nachtschmaus mißgönnte. Unsere Zeit hat noch einige Vertreter dieser Richtung überkommen. Zartbesaitete, mit dem Attribut ihrer Zunft, der Katze, versehene Jungfrauen gründen in London ein „Katzenheim," um die lieben Thierchen sich anständig zu Tode quälen — pardon — sterben zu lassen. In Berlin kommt man von der Katze auf den Hund, errichtet ein ähnliches Lazareth, um nur möglichst viele „Parasitenherde" dem Leben zu erhalten. Diese Manie, die die Raube beschützt, welche den ganzen Lohn des Fleißes in Frage stellt, die dem Thierfreund, der die Qualen des kranken Thieres beenden will, das Messer aus der Hand windet, schadet der Sache des Thierschutzes nur, indem sie — lächerlich gemacht wird. Die Sache muß für überspannte Vertreter büßen. Eine solche Ueberfeinerung — um kein stärkeres Wort zu gebrauchen — schaudert vor dem „entsetzlichen Vater" zurück, der von seinen Kindern die Raupe zerdrücken läßt. Mit Grauen wendet sie sich von dem „blutdürstigen Knaben" ab, der im Schlachthaus mit Spannung der Tödtung des Thieres folgt. Sie kann die Consequenz nicht begreifen, die darin liegt, daß der Unterricht heute ein Pflänzchen wunderhübsch findet, das er aber morgen als lästiges Unkraut aus dem Garten ausreißt. Sie versteht nicht den Unterschied zwischen Schönheit und Nützlichkeit, scheut sich, „sich seiner Haut zu wehren."

Recht derb drückt das der alte Salzmann aus: „Viele sind so empfindlich geworden, daß sie der Floh dauert, dessen Wonneleben sie abkürzen müssen."

Diese Prüderie hat ihren Grund in der völligen Verkennung der Stellung des Menschen zur Thierwelt. Der Mensch ist Herr der Geschöpfe, ein Herr, der die Creatur, wo sie ihm schadet, nicht zu schonen braucht, der

Digitized by Google

sie aber auch nicht seinem Muthwillen unterwerfen soll. Die Verkennung der menschlichen Rechte und Verpflichtungen rief auch den Kampf gegen die Vivisection, zum Theil den Vegetarianismus hervor. Sie vergaß, daß Gott, der den ersten Menschen Röcke aus Fellen machte, dem Thieropfer angenehm waren, selbst zum Nutzen der Menschen zerstörend in das Thierleben eingriff. Sie übersieht den Unterschied von Tödten und Quälen.

Der Adler wird seiner Jungen beraubt, sein Horst zerstört. Während das verwaiste Königspaar mit bangem Ruf die Seinen sucht, erhält der kühne Kletterer den gesetzlichen Lohn. Im dichten Unterholz baute die Nachtigall recht ungeschickt ihr Heim. Das helle Auge des frevelnden Knaben fand es leicht. Auch hier tönt der Klagerus; auch hier wird um verlorenes Familienglück getrauert. War in beiden Fällen die That nicht dieselbe? — Nach dem Bau seiner Füße eignet sich der Hund nicht zum Zugthier. Verbietet streng diesen Mißbrauch! Die Existenzfrage vieler kleinen Betriebe hängt davon ab.

Man sieht, daß die Summe der Fälle, wo „Thierquälerei" erlaubt, ja sich als ein Act der Nothwehr darstellt, so groß ist, daß man eine Abhandlung über das Thema schreiben könnte: „Wo muß das Wohlbefinden der Thierwelt dem Interesse der Menschheit dienen?" Können wir es dem Löwen verdenken, daß er ein saftiges Rippenstück einer ungeschälten Rübe vorzieht? Dürfen wir es aber auch dem Förster übelnehmen, daß er dem flinken Eichhörnchen den Lohn mit seiner Büchse zahlt?

Würde in späteren Jahrhunderten unsere deutsche Thierschutzgesetzgebung von einem Culturhistoriker „ausgegraben" werden, so könnte er — nach einem Vergleich mit den Gesetzen anderer Nationen — einen traurigen Schluß auf den Sittenzustand des deutschen Volkes im 19. Säculum machen. Das Gesetz öffnet so viele Hinterpförtchen, daß der Angeklagte, sofern er nur einen gewandten Anwalt hat, durchschlüpft. Man denke nur an jene Metzger, die ein lebendes Thier abhäuteten und dafür zur Verantwortung gezogen wurden. Sie mußten freigesprochen werden, weil die Handlung nicht „öffentlich" begangen ward, das Thier nicht „boshaft" gequält wurde. Zeigt unsere Gesetzgebung hier eine Lücke, so liegt die Schuld an der schon angedeuteten Schwierigkeit der Materie. Die Thierquälerei tritt in so vielen Formen auf, die Interessen liegen so im Kampf miteinander, daß wir die Verlegenheit der gesetzgeberischen Macht, die Eingaben der Thierschutzvereine vom deutschen Reichstag an die Einzelregierungen und von diesen wieder an den Reichstag, wohl begreifen. Wie „brennend" diese Frage geworden ist, ersieht man daraus, daß in der letzten deutschen Reichstagssession (1886/87) nicht weniger als 1975 Petitionen allein über „Tödtung des Schlachtviehs" eingebracht wurden. Wer steht nicht diesen Petitionen, die eine dem Schlachten des Kleinviehs vorhergehende Betäubung verlangen, „sympathisch gegenüber," da sie sich auf mehr als täglich 100,000 Stück Vieh erstreckt! Wir können aber auch begreifen, daß die Petitionen der 2031 jüdischen Gemeinden, deren Ritus das Schächten vorschreibt, „in Erwägung gezogen werden muß."

Wenn wir zugegeben haben, daß die christliche Moral eine würdige Behandlung der Thierwelt einschließt, dürfen wir auch umgekehrt aus dem Verhalten der verschiedenen christlichen Völker zur Thierschutzfrage einen Rückschluß auf die Innerlichkeit ihrer Religion machen. Die Nächstenliebe, die That ist der Brennpunkt unserer Religion. Unvereinbar mit der christlichen Anschauung ist der barmherzige Samariter, der den wunden Feind pflegt, das hilflose Thier aber quält. „Die Art und der Grad, wie ein Mensch

Digitized by Google

die Pflicht gegen die Thiere erkennt und übt, bildet einen Maßstab seiner sittlichen Erkenntnis, ja man kann sagen, seines religiösen Gefühls." (Auerbach.)

Es war keine Zufälligkeit, hieng nicht allein von der Zerklüftung und relativen Sonderfreiheit der Fürsten Deutschlands zur Reformationszeit ab, daß Luthers Lehre der werkthätigen Liebe, die Religion der That, so schnellen Eingang gerade in Deutschland fand. Die deutsche Innerlichkeit, aber auch die deutsche Zweifelsucht fand nicht Genüge am Rosenkranz, am Schaugepränge der Procession. „Der Romane hatte an der phantasievollen Symbolik des Katholicismus sein Genüge." (Scherr.) Sie aber verlangte eine Religion, der nicht allein mit Auge und Mund gedient werden konnte, eine Religion, in die sich das ganze Wesen versenken konnte. Die bei den Romanen so wenig ausgebildete Innerlichkeit läßt sie kalt an ihrer herrlichen Natur vorübergehen; sie erlaubt aber auch dem spanischen Händler, seine Hühner mit zusammengebundenen Füßen an einer Stange zum Markte zu tragen. Sie ermöglicht es, den spanischen Circus mit einer fanatisch-jubelnden Menschenschaar zu füllen, deren steigende Begeisterung mit dem Anschwellen der Blutströme von Stier und Pferd, von Pikador und Espada gleichen Schritt hält.

Wir dürfen aber bei der Betrachtung dieser Fälle, denen auch Deutschland leider einige zur Seite stellen kann, nicht vergessen, daß es zum wenigsten „raffinierte Bosheit," vielmehr eine Verirrung der Unterhaltungssucht ist, der durch historische Ueberlieferung scheinbar Recht gesprochen wird. Wir würden uns sonst bei dem streng kirchlichen Engländer die unter dem Deckmantel „Sport" bis in die höchsten Kreise getriebenen Thierquälereien — von der berüchtigten Fuchsjagd bis zu den im niederen Volke beliebten Ratten- und Hundekämpfen absteigend — nicht erklären können. Die allgemeine Betheiligung sanctioniert scheinbar die Rechtlichkeit der That, der augenblickliche Nervenkitzel unterdrückt das Mitleid mit dem gehetzten Thier. Von allen diesen nobeln und unnobeln Passionen hat sich, trotz unserer bekannten „Nachäfferei," in Deutschland nur das Pferderennen dauernd erhalten können.

Es ist kein Volk der Erde, das die christliche Religion so warmherzig auffaßte, wie das deutsche. Begleitet von der römischen Cultur, hinausgetragen von Personen, denen deutscher Heldensinn die Anerkennung nicht versagen konnte, sich wie eine Sage gruppierend um eine Heldengestalt, den Menschensohn, dem deutschen Sinn in der uralten deutschen Verehrung der Frau im Marien-Cultus entgegenkommend, konnte sie sich in verhältnismäßig kurzer Zeit am deutschen Volksstamm das treueste Glied erwerben. „Deutscher Tiefsinn versenkte sich mit schwärmerischer Innigkeit in die Mysterien des neuen Glaubens". (Scherr.) Diese neue Weltanschauung wirkte veredelnd auf alle Verhältnisse. Es tritt uns schon da, wo das deutsche Volk noch religiös in „Kinderschuhen" steckte, eine poetische Betrachtung der Natur, seine Thierfabel entgegen.

Von dieser Verleiung der Thiere mit menschlichen Eigenschaften bis zum ausgesprochenen Thierschutz ist freilich noch ein großer Schritt, den aber die Germanen ohne Zwang gethan haben. — Eine Antwort auf die Frage: Warum müssen wir den Thierschutz pflegen? wird uns noch leichter, wenn wir uns einige Bilder aus der römischen Geschichte vorstellen. In dem Amphitheater des römischen Capitols sieht die schaulustige Menge den Kampf wilder Thiere. Ein helles Ave begrüßt den siegreichen Löwen, der blutend den Leib des gegen ihn gehetzten Genossen zerfleischt. Der Christ tritt auf. Menschliche List erliegt der thierischen Stärke. Nicht genug damit! Mann gegen Mann! Gladiator gegen

Digitized by Google

Gladiator! Ave Caesar! Morituri te salutant! Fechterkünste, Hautwunden gelten nicht: Blut, Ströme Blut verlangt das menschliche Raubthier, das römische Volk. „Das Gefährliche und Verhängnisvolle der Thiermarter liegt darin, daß das menschliche Gefühl sich durch den täglichen Anblick mißhandelter lebender Geschöpfe abstumpft und an Roheit gewöhnt."

Von den Rattenkämpfen, den Parforcejagden der Engländer, von den glänzenden Stierkämpfen in der blutigen Arena Spaniens bis zu dem Römer, der mit seinen Sclaven die Muränen fütterte, dem römischen Volke, das durch eine Handbewegung, durch den niedergehaltenen Daumen den besiegten Gladiator zum Tode verdammte, ist nur ein kleiner Schritt, aber der Weg angedeutet, der zur Mißachtung des menschlichen Lebens führt.

(Tgl. Rundschau.)

Die Schwiegermütter.

Ein Brief an die jungverheiratete Tochter von P. v. Suttner.*)

Meine zarte Kleine, meine zerbrechliche Puppe, faßt Dich das stürmische Glück nicht mit gar zu rauhen Händen an? Du hast bis jetzt so ein stilles, ruhiges Leben in Deinem Nest unter meiner Hut geführt, daß es Dir draußen bei Deinen Sonnenflügen ganz schwindelnd werden muß!

Der erste Märchenprinz, dem Du begegnet, und der Dein Herz, ich weiß zwar nicht recht wie — in's Selbstbewußtsein rief, der führt Dich auch heim, und streut Dir zu Füßen alle Schätze seiner Liebe, seines Reichthums und seines Ranges aus. Der Glanz der höchsten gesellschaftlichen Stellung, die Poesie des Luxus, die Glut der beglückten Jugendliebe: das alles bricht so plötzlich über Dich, Sensitive, herein. Erstücke mir nicht unter der Rosenlast!

Zur Buße Deines Freudenübermaßes wirst Du einmal es erleben, daß Dir die Tochter wegheiratet und Du allein im Hause zurückbleibst, mit einem phlegmatischen Papagei — Jacquot schaukelt sich schon wieder mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt. — Aber nein; erstens wirst Du wahrscheinlich, wie eine englische Pfarrerin, ein Dutzend Kinder haben, und es kaum bemerken, wenn irgend eine Tochter heiratet, — und dann wird Albert — Gott gebe es — Dir erhalten bleiben, während ich auf dieser Welt eben nichts zu lieben habe als nur Dich, und den Papagei — und nun seit neuester Zeit auch Deinen Mann — vorausgesetzt, daß dieser nicht an der allgemein verbreiteten Scheu vor Schwiegermüttern leidet, und meine Liebe freundlich aufnehmen will. — Ich weiß gar nicht, was das für ein feindliches Gezücht sein muß, diese Schwiegermütter, weil alle Welt sie so fürchtet. Ob ich denn auch so schauderhaft bin? Ich bin wirklich ganz eingeschüchtert und werde mich furchtbar in Acht nehmen, sobald Ihr zurückkommt und ich mein Schreckensamt antrete. — Ich werde Albert nie anders nennen als „Herr Schwiegersohn," und Dich fortwährend darauf aufmerksam machen, wie er Dich in jeder Kleinigkeit zurücksetzt. Damit ich

*) Ein Manuscript! Von P. von Suttner. (Leipzig. W. Friedrich.)

Digitized by Google

aber nicht etwa als überflüssig betrachtet werde, so übernehme ich das Hausregiment und rüge womöglich Alles, was Ihr thut. Die beiderseitige Eifersucht werde ich auch rege zu erhalten wissen und Deinen Gatten rechtzeitig warnen: „Aber Herr Schwiegersohn, es ist doch sonderbar, wie Ihr Vetter unsere Ida mit seinen Blicken verzehrt," und Dir werde ich die Binde von den Augen reißen und die traurige Pflicht erfüllen, Dir zu sagen: „Deine Cousine ist eine gewissenlose Kokette, und nun weiß ich, mein unglückliches Kind, warum Dich Dein Mann so vernachlässigt." — Ich glaube, es wird sich machen. Wem Gott das Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand, und ich bemerke, daß mit meiner Stellung auch schon die neuen Berufspflichten in mir zu dämmern beginnen.

Aber mein Kind — nun will ich ernsthaft sprechen — es gibt noch einen andern schwereren Stand, als den der Schwiegermütter — eine Classe, auch oft gefürchtet und im Stillen gehaßt: das sind die Schwiegertöchter. Die Mutter des Mannes bringt seiner Erwählten eine ununterdrückbare Eifersucht, ein peinliches Mißtrauen entgegen. Das Gefühl ist so natürlich und wird desto lebhafter sein, je inniger die Mutter ihren Sohn liebt und je schmerzlicher ihr sein Verlust geworden. Denn es läßt sich nicht leugnen: Mit der Ehe verlieren wir die Kinder. Das ist das Gesetz der Natur, der Menschen und Gottes: „Du wirst Vater und Mutter verlassen und dem Gatten folgen." Darum möchten die Mütter lieber selbst den Söhnen die Braut wählen, damit der Weg, der von dem Mutterhause ablenkt, wenigstens auf ihr Gebot betreten werde, und auch weil sie ihre Ansprüche an die Eigenschaften einer würdigen Schwiegertochter so hoch stellen, daß sie glauben, nur selbst fähig zu sein, den Phönix zu erkennen. Und eines schönen Morgens kommt der Jüngling daher und erklärt der erschrockenen Mutter, indem er ihr ein fremdes Mädchen zuführt: „Diese oder keine." Die arme „Diese" dann, wie wird sie als Eindringling, als Räuberin und Feindin betrachtet — wenn vielleicht die Aufnahme äußerlich auch eine freundliche ist. Wie schwer wird es ihr, das Mutterherz darüber zu beruhigen, daß ihr die Aufgabe, den Gatten zu beglücken, gelingen wird, daß sie würdig ist, die Hüterin seiner Ruhe und Ehre zu sein.

Deine Schwiegermutter kennt Dich auch kaum, meine Ida, und ich weiß, daß Albert ihr höchster Stolz ist. Ich will Dich daher gefaßt machen auf das ängstliche Mißtrauen, das sie Dir vielleicht verbergen, aber doch im Innern gegen Dich hegen wird. Ehre dieses Gefühl, mein Kind, bedenke, daß es ja nur der Liebe entspringt, und besiege es — es ist eine schöne, fromme Aufgabe — wieder mit Liebe. Erwäge, um was Du dieses Mutterherz beraubt und ersetze mit töchterlicher Zärtlichkeit, was es an der Angehörigkeit des Sohnes verloren hat. Nahe Dich der Mutter Deines Gatten mit Ehrfurcht und Demuth; lasse sie aus dem wolkenlosen Glücke ihres Sohnes das Zeugnis Deines Verdienstes ersehen; wenn sie Dir auch wegen seiner gram gewesen, so wird sie Dich durch ihn lieben lernen, und dann sei überzeugt, daß sie Dich freudiger und dankbarer lieben wird als je ein eigenes Kind; — daß sie jene Hand, die sie Dir nun kalt zum Kusse reicht, mit zitternder Rührung auf Deine Stirne legen wird, und die theure Tochter segnen.

Ich spreche zwar nicht aus Erfahrung, denn ich habe, wie Du weißt, Deine väterliche Großmutter nie gekannt. Sie starb, als Dein Vater noch ein Kind war; doch damals schon soll sie für seine Zukunft die höchsten Alliancen geträumt haben, und ich hätte gewiß ihren Anforderungen nicht entsprochen. Dennoch, wenn sie ge-

Digitized by Google

lebt hätte, um das Wort zu hören, welches ihr Sohn am Sterbebette zu mir sagte: „Mein Weib, durch Dich habe ich vollkommenes Glück gekannt," so hätte sie mich gewiß in ihr Herz geschlossen — obwohl sie eine furchtbar stolze und kalte Frau gewesen sein soll. — Aber glaube mir, mehr oder minder kalt ist nur die Aeußerlichkeit der meisten Menschen, im Innern glimmt doch ein Funke der Liebe, und durch Liebe, wenn sie nur innig und ausdauernd ist, kann dieser Funke immer angefacht werden.

Ida, Du bist ja auch stets die Vertraute meiner Jugendliebe gewesen, und da ich nun von meinem Verlorenen gesprochen, so laß mich weiter von ihm reden. Nicht wie man dem Kinde von dem todten Vater spricht, ein frommes Andenken bewahren lehrend; nein, wie der Freundin, der man das Herz ausschüttet, so habe ich Dir stets von meinem Heißgeliebten gesprochen, und es vergieng beinahe kein Tag, an welchem ich Dir nicht dies oder jenes aus den schönen Tagen meiner jungen Ehe erzählte. An jedes Plätzchen in unserm Schloß und Garten, an jedes Schmuckstück, oder Porzellanfigürchen meines Besitzes, knüpft sich irgend eine Erinnerung an ihn, und ich fand immer wieder etwas, Dir zu erzählen. Ich habe Dir so viele Worte von ihm wiederholt, so seine Denk- und Empfindungsweise dargelegt, und so unaufhörlich von ihm gesprochen, daß er sozusagen als unsichtbarer Dritter unseren Plaudereien und unseren Spielen beiwohnte. Du hattest so sehr seinen Geist erfaßt, daß Du oft bei irgend einem Ereignis oder bei einer Stelle eines Buches ausriefst: „Nun würde Papa das oder jenes sagen" — und wahrhaft, so und nicht anders hätte er gesprochen. Aber doch habe ich Dir noch lange nicht Alles erzählt, Ida, ich muß Dir noch, und immer noch von ihm sprechen. Ich weiß ja, wie Du mir stets mit Ehrfurcht gelauscht und mir mit gerührtem Erstaunen in die Augen schautest, wenn ich Dich in die Tiefe meiner Liebe und meines Schmerzes, die Du nicht zu fassen vermochtest, blicken ließ — jetzt erst wirst Du mich recht verstehen, jetzt, meine schwesterliche Tochter, kannst Du erst recht empfinden, was ich besessen und was ich verloren. —

Sieben Jahre waren wir vereint, und in dieser Zeit haben wir nicht ein bitteres Wort gewechselt, gegenseitig nicht einen lieblosen Gedanken gehegt. Man spricht oft von der Süßigkeit des Versöhnens nach einem Streite, die habe ich nie gekannt, und ich rathe Dir auch, Kind, wünsche nicht, sie zu kosten. Viel süßer und stolzer als alles Friedenmachen ist das Bewußtsein des nie gebrochenen Friedens. Anfangs geht es freilich leicht: man disputiert ein wenig, schmollt ein bißchen — — dann küßt und verzeiht man und glaubt, man hat sich doppelt lieb. Das ist aber nicht wahr. Dieses doppelte Liebhaben ist nur der Versuch des Herzens, das Gleichgewicht wieder herzustellen, welches durch die liebloseZwischenzeit gestört wurde; aber nach und nach, wenn solche Zeiträume öfter aufeinander folgen, gelingt es dem Herzen nicht mehr, alles Versäumte nachzuholen und der Liebesvorrath wird verringert.

Weißt Du, ich empfand eine Art zweites Selbstbewußtsein in ihm. Jedes Gefühl erfaßte mich in Bezug auf sein Mitempfinden, jeder Gedanke unter dem Einfluß seines Denkens; und dabei war ich vom Bewußtsein der Gegenseitigkeit dieser Solidarität durchdrungen; ich wußte, daß auch ich das Medium war, durch welches er alle Eindrücke aufnahm. Dieses Doppel-Ich-Gefühl ist das schönste Mysterium der Liebe. Mögen Andersgläubige über die Anwesenheit der Dreieinigkeit im Sacrament des Altares streiten, aber das Dogma aller Gatten sei: Die Zweieinigkeit im Sacrament der Ehe!

Digitized by Google

Die Aepfelträger.

Ein Geschichtchen aus dem Dorfleben.

Der Jungbub lag in seinem Bette und dachte bei sich: Jetzt wär's doch schon bald Zeit.

Nachdem der Jungbub dieses gedacht hatte, dachte er eine Weile nichts. Eine erkleckliche Weile. In dem Dachfenster schaute die kohlrabenschwarze Nacht herein, im Hof aber krähte schon der Hahn. Nun legte sich der Jungbub auf die linke Seite, denn vorhin war er auf der rechten gelegen, aber es war Ein Ding, er dachte auch auf der Linken: Jetzt wär's schon bald Zeit, daß ich mich um ein Dirndel umschau.

In diesem Augenblicke pochte es unterhalb des Fußbodens und der Bauer unten in der Stube rief: „Leo! Es ist Zeit!"

Der Bauer sagt's auch, dachte sich der Jungbub und drehte sich wieder auf die rechte Seite.

„Es ist Zeit zum Aufstehen!" rief der Bauer. „Zur Bestätigung dessen krähte der Hahn das zweitemal.

„Dummes Geschrei!" brummte der Leo, „ich werd ja eh nit liegen bleiben."

Als er aus dem Bette stieg, machte er einen ernstlichen Vorsatz. — Schon lang kunnt ich Eine haben, wenn ich kein solcher Trannichnit wär'! Was thut denn der Egg-Simmerl? Ist um ein Jahre jünger als ich und hat alle Samstagnacht sein Standel beim Fensterl! Und der Heidel-Max! So oft er einen Finger ausstreckt, bleibt Eine dran hängen. Ich bin auch nit schlechter. Auf's Jahr komm' ich zu den Soldaten. Das Maß hab ich heuer schon. Ist ja eine Schand, Soldat werden und daheim keinen Schatz verlassen können. Und wenn sich der Mensch vor den Weibsbildern fürchtet, was erst vor dem Feind? Courage, Leo, Courage!

Während dieser Morgenandacht hatte der Jungbub sein Gewand angezogen und sein Haar ausgebürstet. Wenn man ein Dirndel haben will, muß das Haar ausgebürstet sein. Weil er keine Haarpomade hat, so netzt er zwei Finger mit der Zunge und streicht damit an den beiden Schläfen die Locken nach vorne.

Als er hierauf die dunkle Stiege hinabsteigt, steht unten im Vorhause, ganz nahe an der Stiege, die Jungdirn. Er erkennt sie sofort, streicht sogar ein wenig an ihre Achsel, sagt aber nichts als: „Oha! Da hätt' ich bald wen umgestoßen!"

Als er in die Gesindestube tritt, denkt er: das ist dumm gewesen, daß ich sie nit besser angeredet hab, die Regerl, und ihr Eins auf's Göscherl druckt. Ist eh so wunderfelten, daß die an der Stiegen steht.

Der Bauer steht am Tisch und schneidet Brot in die Milchsuppe.

„Geh," sagt er zum Leo, „setz' Dich gleich dran. Du mußt heut auf Sanct Mirten hinaus um Aepfel. Zwei Metzen hab ich kauft beim Stadlhofer, faßt's auf was Platz hat und tragt's heim. Die Regerl geht mit Dir."

Die Regerl geht mit? — Da stutzte der Knab, und jetzt können wir ihn einmal ansehen. Er ist hoch aufgeschossen aber gefüg (schlank, schmal). Ein schier feines Gesichtel und noch kein Bart. Braune saufte Augen, die aber manchmal aufblitzen und ein freundliches Feuer zeigen. Wenn der Kopf mit dem Flachshaar nicht etwas zu sehr nach vorn geneigt, die Brust ein wenig mehr herausgekehrt wäre und die Knie nicht die spitzen Knie machten, die sie eben machen, so wär's ein sauberer

Digitized by Google

Bursch. Nun, das wird sich bei den Soldaten schon geben.

Kaum wir also den Jungbuben fest haben, tritt auch schon die Jungdirn in die Stube. Sie ist bereits fertig, hat ein Gewand an, das für den Sonntag etwas zu „leicht," für den Werktag zu gut und für ein Aepfeltragen von Sanct Mirten her just recht ist. Die Regerl lächelt ein bißchen, ich weiß aber nicht warum. Ursache hat sie dazu, denn sie ist eine frische dralle Dirn. Weiß Gott, wie viele Liebhaber sie schon hätte foppen müssen, wenn sie nicht einen Schaden hätte mitten im Gesicht. Mitten in der Oberlippe, wo bei anderen Leuten das feine Rinnlein ist, hat sie eine Scharte bis zur Nase hin, die Leute nennen das Hasenscharte und die Burschen haben das Vorurtheil, daß es sich darauf nicht wohl busseln ließe, „weil die Busseln alle hineinfallen." Diejenigen, welche sich über das Vorurtheil hinaussetzen, sollen sich aber nicht zu beklagen haben.

Nun, jetzt essen sie miteinander die Milchsuppe, dann nimmt er einen Hanfsack und nimmt sie einen Hanfsack und nachher gehen sie miteinander davon. Es ist noch finster, der Leo geht über den hartgefrorenen Boden voraus, die Regerl geht hinter ihm drein.

„Ist noch nit einmal der Morgenstern auf," sagt er.

„Nein," sagt sie, „der Morgenstern ist noch nit auf."

„Hopsa!" sagt er, denn er war über einen Stein gestolpert.

„Fall nit," sagt sie.

Sie kommen in den Wald.

„Thun wir doch ein Bissel stader gehn," sagt die Regerl, „sonst kommen wir zum Ländkreuz, eh es licht wird."

„Das macht ja nichts," sagt er.

„Jessas!" sagt sie, „weißt es denn nit, Leo, daß es gespenstern thut beim Ländkreuz?"

„Gespenstern? Alsdann laufen wir, daß wir bald hinkommen, gespenstern möcht ich einmal sehen!"

Denkt sich die Jungdirn: Wenn Du in Allem so viel Kurasch hättest!

„Thun wir uns zusammenhalten allzwei," schlägt sie vor, „nachher fallen wir nit so leicht."

„Thun wir's," gibt der Bursche bei und sie hängen sich Arm in Arm ein.

Jetzt ist's, dachte der Leo, jetzt hab ich sie bei der Hand, wie es so lang mein Verlangen ist gewest. Was ist dran? Dran ist schon was, aber schamen thu ich mich. Und wenn mir nur eine schicksame Red' wollt einfallen.

„Geh'n wir halt miteinander Aepfel tragen, gelt!" sagt er.

„Geh'n Aepfel tragen, ja," antwortet sie.

Er spürt etwas wie Athemnoth. „Der Fußsteig ist doch zu schmal für Zwei nebeneinand," sagt er und läßt ihren Arm los. Und gehen hierauf wieder hintereinander. Als sie jedoch in die Nähe des Ländkreuzes kommen, das am Waldrande steht und wo manchmal zur nächtlichen Stund ein geisterhaftes Lichtlein gesehen oder ein Todtenvogel gehört wird, hängt sich die Jungdirn neuerdings an den Leo und weit fester, als vorhin; denn wer so große Angst vor den Geistern hat, der flüchtet sich gern zu den Leibern.

„Jetzt steigt er auf!" rief der Leo plötzlich.

„Um Gotteswillen, wer?" hauchte die Regerl erschrocken.

„Der Morgenstern."

Und war auch so. Es kam allmählich der Tag, und das bereifte Gras, über welches sie nun schritten, knisterte immer unter den Füßen.

Wenn wir nur erst rasten, dachte sich der Bursche, nachher nehm ich sie um den Hals. Als die Sonne aufgieng und sie an einen Reisigstoß gekommen waren, gestand die Jungdirn, daß sie schon müde sei. Sie setzten sich auf das Reisig, ganz nahe setzten sie sich zusammen und der Leo dachte: Jetzt kannt ich sie schön um

Digitized by Google

den Hals nehmen, wenn mir nur die Sonne nit so in die Augen scheinen thät. Will doch lieber warten, bis es wieder dunkler ist. Und bös kunnt sie auch werden, wenn ich jetzt beim hellichten Tag so Dummheiten wollt anfangen.

Sie rückten wieder an. Jetzt gieng's eine Stunde lang in der schönsten Gegend dahin und der Leo freute sich schon auf den Heimweg. Da wollten sie sich Zeit lassen und Aepfel essen.

„Ißt Du gern Aepfel, Regerl?" fragte er seine Genossin.

„Wer wird denn nit gern Aepfel essen?" gab sie schier unwirsch zurück.

Mittlerweile war allmählich der Himmel trüb angelaufen und als unsere zwei Leutchen nach Sanct Mirten kamen, begannen zarte Flöcklein zu fallen.

„Jetzt kommt der Winter," sagte der Leo.

„'s ist schon den ganzen Weg her so frostig gewesen," antwortete die Jungdirn.

Sie giengen zwischen Obstgärten hin. Die Birnbäume waren schon abgeerntet, auf anderen Bäumen prangten noch die schwellenden Früchte: Buttergelbe Aepfel und blaubereifte Zwetschken. Ein wonniger Anblick für Leute aus dem Hinterberge, besonders wenn sie leckern sind.

„Daß aber bei uns auf dem Hinterberg gar kein Obst wachsen will!" bemerkte der Bursche.

„Auf dem Hinterberg wachst nir Gutes," antwortete die Regerl, „will Eins was haben, so muß man nach Sanct Mirten heraus. Ich möcht am liebsten gleich dableiben."

„Wär nit übel!" sagte der Leo.

So kamen sie glücklich zum Stadlhofer. Der alte Stadlhofer war sehr hager und sehr schlank und durchaus krumm: krumme Beine, krumme Ellbogen, einen krummen Rücken und eine krumme Nase. Zum Glücke nahm er die zwei Leute aus den Hinterbergen nicht krumm, sondern brachte ihnen einen Krug Aepfelmost. Die Regerl trank ihn gern süß, wie er war, der Leo hätte ihn lieber etwas mehr gegohren gehabt, denn er war für die „Schneid." Jetzt war auch der junge Stadlhofer da, an dem war nichts krumm, als der Blick, mit welchem er den Jungbuben anschaute. Er schnitt von einem großen Laibe Brot ein Stück ab, schob es der Regerl hin und gab ihr den guten Rath, das weiße Stück Brot in den süßen Most zu tauchen und dann in den Mund zu stecken. Das that die Jungdirn etliche Male und wurde lustig dabei.

Als sie lustig war, giengen die Dreie, der Leo, die Regerl und der gerade Stadlhofer in den Keller hinab, um die Aepfel einzusacken. Da waren an den Wandecken große Haufen von schönen rothen und gelben Aepfeln aufgespeichert — und während die Beiden vom Hinterberge dastehen und sich hell verwundern über das viele Obst, muß der junge Stadlhofer hinauf gehen und den Alten fragen, von welcher Sorte er einfassen lassen soll. Der Alte redet eine Weile so hernm, er möchte nicht die bessere und auch nicht die schlechtere Gattung wegtragen lassen, den jungen Leuten im Keller wird einstweilen die Zeit lang und wie der Leo nachsehen will, wo der Stadlhofer so lange steckt, merkt er, daß die Kellerthür in's Schloß gefallen ist, der Schlüssel steckt von außen und sie sind eingesperrt. Dem Leo sprang vor Schreck alles Blut zum Herzen, die Regerl erschrak nicht, sondern lachte über die Todtenblässe des Burschen. Zum Glücke kam nun der junge Stadlhofer wieder, öffnete und belehrte die Beiden, daß wenn der Mensch im Keller sei, der Schlüssel niemals außen, sondern stets innen stecken müsse. Er steckte ihn auch sofort in diesem Sinne um. Wie sie hernach Aepfel einfassen sollen, merkt der Leo erst, daß er seinen Sack oben in der Stube beim Mostkrnge vergessen hat. Er geht die finstere Stiege hinauf, um ihn zu holen, und dieweilen hält im Keller die Regerl ihren Sack

Digitized by Google

auf und der junge Stadlhofer schüttet ihr mit einer Handschaufel Aepfel hinein.

Wie der Leo von der Stiege herab mit seinem Sacke zur Kellerthür zurückkommt, ist sie wieder in das Schloß gefallen und diesmal steckt der Schlüssel von innen. Alsbald schlägt er einen Höllenlärm, denn es ist kein Spaß — Die drinnen können im Keller bei verschlossener Thür leicht ersticken. Zu seinem Troste hört er ein Lebenszeichen.

„Heißt das Aepfel einfassen?" schreit die Regerl hell, „ich nehm, was mein Bauer gekauft hat, und sonst nichts."

Endlich war die Thür wieder offen und nun wurde auch der Sack des Leo angefüllt. Hernach band sich der Bursche seine Last auf den Rücken, und die Jungdirn that dasselbe mit der ihrigen. Der gerade Stadlhofer half ihr dabei. Als sie — der Leo voran, die zwei andern hinterdrein — die Stiege hinaufgiengen, flüsterte der junge Stadlhofer dem Dirndl in's Ohr: „Denk halt manchmal ein wenig an mich."

„Kunnt mir einfallen!" rief die Regerl, „ich hab an mich selber zu denken."

„Ist das Dein Ernst?" fragte er.

„Ja, zum Spaß machen ist's mir zu finster, da auf der Stiegen."

Der Stadlhofer legte seinen Arm um den vollen Sack, den die Jungdirn auf dem Rücken trug und sagte geschmeidig: „Wirst doch an mich denken, ich wett drauf!"

Draußen war Alles weiß, und dicht fielen vom Himmel die Flocken. Die Obstbäume neigten tief ihre Aeste, denn an den Rest des Laubes schmiegte sich der Schnee. Unsere beiden Aepfelträger schritten fürbaß, der Leo voran, die Regerl hintendrein. Er trat ihr den Pfad und fragte manchmal: „Tragst schwer, Regerl?"

„Der Sack ist nit gering," antwortete sie. Doch nach einer Stunde, als der Bursche in dem immer dichter werdenden Schnee unter seinem Bündel keuchend dahinschritt, gieng die Jungdirn immer noch hübsch aufrecht. Ihm ward um's Rasten, sie war noch gar nicht müde.

„Schaun Dich!" rief sie ihm zu, „Du bist ein Mannsbild und ich ein Weibsbild. Und ich bin stärker wie Du."

„Ich wollt mich gern schamen," versetzte er, „aber es wird halt nit viel helfen. Mein aufgebundener Buckel druckt mich sackerisch."

„Geh, was Du sagst!" lachte sie, „so ein Sackel tragen ist ja ein Kinderspiel! Man gewohnt's, und statt schwerer, wird's alleweil leichter. Man gewohnt's."

Es dunkelte schon der Abend, als sie den Wald hinaufstiegen gegen ihr Bauernhaus auf dem Hinterberge. Da blieb die Regerl plötzlich stehen und sagte: „Leo, jetzt schreckt mich was!"

Er wendete sich nach ihr um.

„Jetzt getran ich mich nit, nach meinem Apfelsack zu schauen," sprach sie ganz verzagt. „Ich hab hinten was hinabpatschen gehört. Jessas Marossas! Leo, mein Apfelsack hat die Schwindsucht kriegt!"

Und jetzt nahmen sie es wahr. Das Rückenbündel der Jungdirn hatte unterhalb ein Loch und da war den langen Weg her nach und nach Apfel um Apfel herausgeschlüpft und in den weichen Schnee gefallen. Mehr als zur Hälfte war der Sack jämmerlich eingeschrumpft und die Regerl wollte vor Schreck selber in den Schnee fallen. Sie fiel aber nur an den Leo hin, der festgestemmt dastand.

Als sie so weit wieder zu sich kam, ballte sie die Fäuste und rief mit Zähneknirschen: „Du verfluchter Stadlhofer-Bub, Du höllischer!"

„Was kann denn der Stadlhofer dafür!" sagt der Leo.

„Der jung Stadlhofer, der hat mir den Sack aufgezwickt!" schrie sie, „ah, darum hat der Lump gesagt, ich thät schon noch an ihn denken, er wollt drauf wetten. Weil ich ihn nit mag, den schlechten Lotter, so hat er mir das angethan. Den Apfelsack hat

Digitized by Google

er mir aufgezwickt. Jetzt weiß ich's. Wie wir über die Kellerstiegen sind gegangen und er mir seinen Arm so hat umgelegt, da ist's geschehen. Oh, Du verdangelter Spitzbub, Du!"

„Was hilft das Geschrei!" sagte der Jungbub, „das Loch hast, da hilft Dir alles nichts, und die Aepfel sind auch hin."

„Aber Jesseles, na, was fang ich jetzt an?" klagte sie, „was wird mein Bauer sagen!"

„Für's Erste," versetzte der Bursch, „stopfen wir einmal die Klaft zu." Er that's mit Flechten, die er von einem Fichtenbaum gerissen. „Nachher schütt ich Dir von meinem Sack in den Deinen Aepfel über und sagen zum Bauer, wir hätten in dem Höllenwetter nit mehr als so viel tragen mögen und das Weitere werd ich mit dem Stadlhofer abmachen."

So geschah es. Und als sie wieder dahingegangen waren und schon gegen das Haus kamen, blieb die Regerl noch einmal stehen, wendete sich gegen den Jungbuben und sagte: „Wenn Du nur um Gotteswillen kein so eiskalter Holzklotz wärest! Schau, Du bist sonst ein guter Kerl!"

„Meinst?" entgegnete er und guckte sie ein wenig schief an. „Regerl, paß auf, bis der Holzklotz erst brennend wird! Der macht Dir noch warm. Paß auf."

Ihr Leute, das war ein prophetisches Wort. Schon in der allernächsten Zeit entzündete sich der „eiskalte Holzklotz" und es entstand ein solches Feuer, daß es in der Kammer der Regerl sonnenlicht war, Tag und Nacht.

„Ich weiß nur ein Mittel es zu löschen," sagte der Bauer auf dem Hinterberge, „wenn das nichts nutzt, dann ist's unlöschbar. Heiraten wir sie zusammen."

Nach einigen Jahren geschah das — die wabende Lohe verlosch allmählich, aber die Glut glost roth und manchmal Funken sprühend noch immer fort und erwärmt das Häuschen des Ehepaares.

Der gerade Stadlhofer aber, der ist krumm geworden, wie sein Vater einst gewesen; er haucht sich manchmal in die Hände, denn es fröstelt ihn und in seinem Hause ist keine Glut, welche die finsteren Winkel erhellen und sein Leben erwärmen könnte.

Auch hat er längst keine Aepfel mehr zu verkaufen. R.

Die Dorfgescheiten.

Lose Skizzen aus Niederösterreich, geschildert von **E. J. Freunthaller.**

Ich weiß ein Flachlanddorf, dort ist alles dorfgescheit.

Varus, Varus! dort findest Du Deine Legionen wieder, gerüstet mit dem Finger an der Stirne zur großen Hermannsschlacht der Vernunft: Advocaten und Censoren, Mediciner und Diplomaten, Theologen und Naturforscher, Philosophen und Mathematiker.

1. Ihr Wissen ist unermeßlich — denn sie wissen alles besser.

2. Ihre Kunst ist einzig — denn sie hätten alles besser geschaffen.

3. Und sie wissen alles besser, wenn sie dabei sind, und sie hätten alles besser gemacht, wenn sie dabei gewesen wären.

So lauten ungefähr die Grundzüge aller Dorfgescheiten.

Digitized by Google

Schreien sie diese drei Sätze hellauf, nachher wollen sie ein Amt in der Gemeinde-Vertretung. Flüstern sie's nur, dann haben sie schon ein Amt; ergo muß man die Schreier zu Schulräthen oder Gemeindevertretern wählen, damit sie nur flüstern mögen.

Personen, die unter ihrem Range oder in minderen Vermögensverhältnissen zu ihnen stehen, haben oft schwer zu leiden, denn belobt werden sie nie. Dorfarme haben zu viele Kinder und zu wenig „Arbeitsgeist," zu viel flinke Mäuler und zu wenig solche Hände. Auf ihren Feldern ist alles verkehrt bestellt u. s. f., kurz, sie sind unverzagte Kritiker.

Unter Dorfarme verstehen sie in zweiter Linie die „Studierten" und in dritter alle Handwerker und Sommerfrischler.

Sie sind gute Schuster, denn sie schlagen alles über einen Leisten und können aus Allem und Jedem Stiefel machen; sie sind vorzügliche Reitknechte, denn sie reiten sogar auf den Wörtern und fallen der Zeit in die Zügel.

Als moderne Revolutionäre könnten sie in schweren Zeiten sehr gefährlich werden — wenn ihre Weiber nicht wären.

Der Dorfgescheite als Advocat.

Der kann lesen, schreiben und rechnen nach Büchern, gedruckt im Jahre 1687. Und er liest aus dem Gesetze, schreibt Processe für den Proceß-Hansl und rechnet mit verschiedenen Factoren, nur nicht mit dem, der ihm die Winkelschreiberei verbietet. Er versteht nebenbei noch ein Handwerk, falls dieser Tausendkünstler nicht ein Tausendsasa ist.

Wehe dem Lehrer, wehe der Schule, wenn dieser Advocat im Schulrath eine hervorragende Stelle besitzt! Er besucht nie die Schule, corrigiert aber dennoch Lehre und Lehrer, ist und bleibt ein Feind von Lehrmitteln und Neuerungen, und neidet dem Schulmeister das Monatliche.

Wehe dem Pfarrhof und der Kirche, wenn dieser Advocat keine hervorragende Stelle in der Gemeinde einnimmt! Er besucht nie die Kirche, corrigiert aber dennoch Musik und Musiker, Predigt und Prediger, ist und bleibt ein Feind edler christlicher Gebräuche und Sitten und neidet dem Pfarrherrn das Tägliche.

Der Dorfgescheite als Censor.

Der liest nur und hört. Liest und hört von allen Dingen und tadelt darüber. Er hat jedenfalls eine wachsende Gallenblase in sich, denn der Mann ärgert sich zuletzt zu Tode. Die Galle verdirbt ihm Magen und Appetit und erfänft ihm schließlich die Seele.

Er schimpft über alles, über Zeitung so gut wie über Buch, über Schule so gut wie über Haus, und weiß der Himmel noch über was alles.

Der Dorfgescheite als Mediciner.

Schimpft auch, aber nur über Arzt und Doctor; er rennt in Krankenhäuser, empfiehlt den einen Arzt oder den andern oder empfiehlt sich selbst. Er curiert nach Doctor Eisenbart's Schule, und curiert Mensch und Vieh nach einem Recepte. Curiert meist zu Gunsten des Sargtischlers und läßt sich nachher ein Heidengeld auszahlen. So ein Mediciner versteht nebenher wohl auch etwas von der Uhrmacherkunst.

Der Dorfgescheite als Diplomat.

Er hat viel Verschlossenheit und weiß sich zu beherrschen. Er fragt und fragt doch nicht, sagt und sagt doch nichts; desto mehr hört er, und seinem Späherange entgeht nicht einmal der zärtliche Blick eines verliebten Henschrecks. Fein und schlau sucht er alle Fäden zusammen, um die Dorfleute damit lenken zu können nach freiem Sinn und Willen. „Abgedreht" nennt ihn das Dorf, „Fuchs" oder „Schlaumeier" Markt oder Stadt.

Digitized by Google

Der Dorfgescheite als Theologe.

Er legt den Leuten die Bibel aus,
streitet über Sinn und Wortlaut
und ist

„Um sechs Uhr abends wieder Christ,
Nachdem er war um fünf Uhr Atheist,
Um vier Uhr Türk, um drei Uhr Protestant,
Um zwei Uhr Heid — je, wie für gut er's fand."

Der Dorfgescheite als Naturforscher.

Der Mann spricht von Zinn und meint Gold, spricht von Käfer-Nerven und meint Schmetterlings-Eingeweide, spricht von der Pinie und meint das „Rauschkraut," spricht von Elektricität und meint die Akustik.

Er liest und verschlingt ganze Werke aus verschollenen Jahrhunderten, wo die Naturkunde noch in Windeln lag und vom Zulp des Aberglaubens fleißig und laut sog.

Er hört gern naturwissenschaftlichen Gesprächen zu, doch versteht er allemal nur „Kraxe," wenn man sagt: „Bäcker."

Der Dorfgescheite als Philosoph.

Derselbe ist unter Allen noch der Einzige, dem man mit Vergnügen eine Stunde opfern mag. Nur die erste Stunde! In der zweiten versteigt er sich in Regionen, wohin man ihm kaum mehr folgen kann, oder er sinkt in Tiefen, wo einem vor Grauen und Entsetzen die Haare zu Berge steigen. Doch ist er als Praktiker stets lachender Philosoph und kann mitunter sogar Verse reimen. Im Wirtshause reimt er die Nasen im Dorfe zu einem Scherzgedichte, oder er fällt mit einem seltsamen Sprüchlein in die ernste Unterhaltung.

Er weiß auch Fremdwörter zu nennen, doch gebraucht er sie meist um eine Woche zu früh oder zu spät. Er spricht Magistrat für Administrator, coloriert für corrigiert, Abort für Rapport, Referenz für Conferenz und nimmt Musen für Busen. Und das kommt alles, weil er gern reimt und leimt.

Er ist unter Allen, wenn man den Advocaten beiseite läßt, der „Hauptkerl"; denn er unterhält ganze Tischgesellschaften, macht sich gern an Fremde und schließt sich ihnen an, und hat die Aussicht, nächstens Bürgermeister zu werden, wenn er es nicht schon einmal gewesen ist.

Er ist die Hauptstütze des Lehrers und Priesters und an ihn müssen sie sich wenden, wenn sie was erreichen wollen; aus dem Grunde ist es gut, wenn er Bürgermeister wird.

Der Dorfgescheite als Mathematiker.

Der ist allen Leuten unangenehm; denn just, daß er nicht auf die Dächer steigt und in die Schornsteine die Riechnase steckt, um zu erfahren, wie manche Bäuerin aufkocht.

Er muß alles wissen, was im Dorfe vorgeht und rechnet darnach. Er berechnet genau, wie viel der Pfarrhof trägt, wie viel der Schulmeister einnimmt und ausgibt, wie viel Der und Jener jahrein und jahraus braucht und gewinnt u. s. f.

Er streitet viel in Wirtshäusern und wird auch allen Dorfgelehrten lästig. Er versteht sehr gut die Sparsamkeit, lobt aber nur die übertriebene, denn er geizt, geizt überall, geizt auch mit der Liebe. Er ist's eben, der den Kindersegen in einzelnen Familien bekrittelt und der Gemeinde-Vertretung allfort Sparsinn predigt.

Sein Hans selber ist hinfällig und über die Straße oder Gasse quillt ein Brunnen von feiner Dungjauche; er selber geht lieber zum Schmiedl als zum Schmied, weil jener weniger Geld beansprucht als dieser.

Wage es darum ja Niemand, jemals einen solchen Dorfgescheiten zu Rathe zu ziehen; er müßte bergan den Radschuh einlegen und im Winter Bäume pflanzen.

Digitized by Google

Die heilige Fastenzeit.

Eine Plauderei.

Von der Fastenzeit soll ich erzählen? Gut, wenn wir uns beiderseits satt gegessen haben, wollen wir darüber Eins plaudern.

Die heilige Fastenzeit bietet dem Menschen, der sie beobachtet, drei große Vortheile: Erstens erholt sich der Magen von etwaigen vorhergegangenen Ueberbürdungen, zweitens büßt man durch das Fasten mancherlei Sünden ab und drittens erspart man durch dasselbe viel Fleisch und Speck. Zwar war meine Mutter, die mitunter so ihre besonderen Kirchengebote gehabt hat, der Meinung gewesen, das Fasten sei nur dann verdienstlich, wenn man das dadurch Ersparte armen Leuten schenke. Aber die reichen und frommen Bauern des Dorfes sagten, das sei ein Aberglauben.

Mein Leser — fürchte ich — kennt die Fastenzeit nur dem Namen nach. Der Bauer nimmt's wörtlich: Ist die Fasten, nun so wird gefastet. 's hat ohnehin der Fasching, dieser Heid, genug verzehrt. In manchen Gegenden war und ist es vielleicht noch Brauch, daß in der letzten Faschingswoche nachgerade geschwelgt werde. Diese Woche heißt die „Faistwochen" und hat schon vor Beginn derselben die Dorfkirche ihre Altäre mit blauen Tüchern verhüllt, gleichsam als wolle sie das Treiben der Leute in dieser Zeit nicht mitansehen und nicht dafür verantwortlich sein. Jeder Tag der Faistwoche beginnt mit einer Mahlzeit: zum Frühstück muß Milchsuppe und eine große Schüssel mit fettem Sterz auf den Tisch kommen. Zu Mittag kriegt Jeder außer der gewöhnlichen Kost ein fettes Stück Fleisch. Am Donnerstag in der Faistwoche ist abends ein Festmahl mit Trunk und Tanz gebräuchlich. Am Faschingsonntag mittags ebenfalls ein großes Festmahl mit zehn bis zwölf Gerichten. Der folgende Tag heißt der „Fraßmontag," da es als „gutes Werk" erklärt ist, den ganzen Tag zu essen. Das größte Mahl aber ist am Faschingdienstag abends, welches in manchem Hofe zu einem förmlichen Gelage ausartet. Nebenher noch das Wirtshausleben mit Braten, Glühwein, Krapfen und Tanznudeln!

So war es in meiner Heimatsgegend in guter alter Zeit. Die schlechten Zeiten und das Steueramt haben dafür gesorgt, daß derlei jetzt nur mehr in der Tradition lebt. Die Fasten hingegen wird heute noch in ihrer Wirklichkeit gehalten, wogegen der Finanzminister nichts einzuwenden hat. Der Aschermittwoch ist der erste Hungertag. Auf einmal jetzt ist die Buße da. „Du bist von Staub und Asche und wirst zu Staub und Asche!" Mit diesen Worten reibt der Priester in der Kirche den Andächtigen Staub und Asche auf die Stirne. Zum Mittagsmahl Wassersuppe und Schwarzbrot hineingeschnitten. Der Hausvater athmet auf. Doch der nächstfolgende Donnerstag und Sonntag drohen rückfällig zu werden. An diesen Tagen werden die Faschingsreste verzehrt. Dann aber kommt's mit Ernst.

Ursprünglich, bei den ersten Christen, war bekanntlich nur eine vierzigstündige Osterfasten dagewesen, daraus haben schon die alten Päpste eine vierzigtägige gemacht. Manche nehmen es wörtlich und essen vierzig Tage lang kein Fleisch, entschädigen sich aber mit Milch-, Eier- und Fettspeisen so gründlich, daß sie während der Fastenzeit

Digitized by Google

regelmäßig das Körpergewicht wieder gewinnen, was sie im Fasching verloren hatten.

Der Mürzthaler Bauer gibt jeder der sieben Fastenwochen einen besonderen Namen. Die erste, in welcher noch der „Fraßmontag" und der „Narrenkappen-Erchtag" stecken, heißt kurzweg die „Erstfastwochen." Dieser folgt die „Kadeubelwochen" (Quatemberwoche), die „Arbeswochen" (Erbsenwoche), die „Mittfastwochen," die „Schwarzwochen," die „Palmwochen" und die „Antliswochen" (Charwoche).

In der Kadembelwochen muß Mittwochs, Freitags und Samstags besonders strenge gefastet und Sonntags bei ausgesetztem Sacrament eine ganze Stunde extra gebetet werden. „Das Beten kann nie schaden," sagt der Maishofer, „wenn man dabei keine Arbeit versäumt." Die Arbeswoche verräth zum Beifall der Vegetarier ihre Absicht schon im Namen. Die Erbsen werden mitsammt dem Wasser, in dem sie gekocht sind, verzehrt. „Wenn sie nur ein Bissel einen frommen Glauben hätten, die Arbessen," sagte bei uns daheim einmal vor einer solchen Schüssel ein Knecht, „wenn sie wenigstens nur ein Auge zum Himmel thäten aufschlagen!" Er spielte damit auf den Mangel der Fettaugen in der Erbsensuppe an. Die Mittfastwochen hat in ihrem „Mittfastmittwoch" einen versteckten Bauernfeiertag, an welchem man in die Kirche geht, um, wie der Dorfwitz sagt, Gott zu danken, daß die Hälfte der Fasten glücklich vorüber ist. Die Schwarzwochen wird davon ihren Namen haben, weil von dieser Zeit an in der Kirche alle Bilder und Crucifixe mit dunklen Tüchern verhüllt werden. Jetzt beginnt erst die „tiefe Fasten." „Altar schwarz, Tisch schwarz," sagt der Hausvater und setzt seinem Gesinde nur schwarze Brotsuppe vor. „Stille Kirche, stilles Haus," sagt der Knecht und will sich mitten im hellen Werktag in's Heu legen.

Die Palmwoche dient in ihren letzten Tagen schon zu Vorbereitungen für den Palmsonntag. Weiden, „Palmkatzelzweige," werden geschnitten, zu Buschen gebunden und am Sonntag von dem Jungknecht, dem „Palmesel," in die Kirche zur Weihe getragen. Die Palmwoche hat den „schmerzhaften Freitag," an welchem jenes grauenhaft mystische Bild, die Mutter Gottes mit den sieben Schwertern im Herzen, verehrt wird. Jeden Freitag in der Fasten pflegen fromme Seelen zu den Calvarienbergen zu wallfahren, wie solche mit ihren bekannten Darstellungen der Leidensstationen des Herrn vielfach im Lande zu finden sind, und an welchen in diesen Freitagen im Bergkirchlein Messen gelesen und vor demselben Mohnkuchen verkauft werden. Diese Mohnkuchen, von Händlern in Körben aus Mittelsteier herbeigeschleppt, sind ein beliebter Fastenleckerbissen der oberländischen Bauern.

Endlich kommt die Antliswoche mit ihren zahlreichen Ceremonien, welche als Ostergebräuche größtentheils bekannt sind. Am Gründonnerstag beginnt bei verhüllten Kirchenfenstern die Grabesfeier, deren Stille nur durch leise gemurmelte Gebete und die Charfreitagsklapper unterbrochen wird. Endlich am Charsamstag fallen von den Bildern die Hüllen, von den Fenstern die Vorhänge, auf dem Thurme klingen hell die Glocken. Ostern ist da.

Mir war in der Bauernschaft die Fasten stets eine liebe Zeit und mir ist sie es auch in der Stadt. Die Leute sind in diesen Wochen verhältnismäßig weniger närrisch als in den übrigen Wintermonden. Rauschende Lustbarkeiten, in welchen es die Leute am thörichtesten treiben und ihr Unvermögen, glücklich zu sein, am auffälligsten kund geben, sind nicht gestattet oder zum mindesten nicht Sitte. In Theater und Concertsaal zieht ernstere Art ein, die sich mitunter sogar scheinheilig zu dem religiös Weihevollen erhebt. Die Fastenpredigten geben Jedem Gelegenheit, die Sünden

Digitized by Google

Anderer verdammen zu hören und für die böse Welt, zu der bekanntlich Keiner gehört, Scheiter in die Hölle tragen zu sehen.

Hauptsache des Fastengebotes ist, „vom Fleischessen sich enthalten.“ In früherer Zeit waren, wie man weiß, auch Eier, Milch und Butter zur Fastenzeit kirchlich versiegelt, bis es Jemandem beikam: Wer gut essen will, der soll den Beutel aufmachen. Man kaufte Erlaubnisscheine, die sogenannten Butterbriefe, und durfte sich nun von seinem eigenen Vorrath satt essen, ohne in den Geruch eines schlechten Christen zu kommen.

Bevor man zu dieser praktischen Seite kam, hatte das Fastengebot seine tiefere wirtschaftliche wie sittliche Bedeutung. Man weiß ja, wie wohlthätig manchmal eine Unterbrechung des gewohnten Genusses wirkt, wie gut eine zeitweilige Einschränkung sowohl der Seele als auch dem Körper und dem Geldsack zustatten kommt. „In der Woche zwei ehrliche Fasttage ersparen den Aderlaß,“ sagte meine Mutter manchmal, und ich glaube des Weiteren, daß eine größere Mäßigkeit und Einfachheit im Essen und Trinken uns vor mancher Tollheit im Leben, unsere Nachkommen vor manchem Elend bewahren würden.

Warum der Leser ein verdrießliches Gesicht macht? Ei wahrlich, ich komme ja in den Fastenpredigerton hinein! Also nur eilig zurück zu einem recht weltlustigen Gesellen. Das war der Facherer Martin auf dem Kathreinberg. Ein Kleinbauer, dem das Weib daheim die Wirtschaft besorgte, während er in der Gegend umgieng, die Strohdächer auszuflicken oder gar zu erneuern. Mit dem dadurch verdienten Gelde kauft er sich fast täglich die Seligkeit. Sie kostet ja nicht sehr viel, beim Kirchenwirt acht Kreuzer das Seidel; weil man aber — wie der Facherer Martin sagte — auch in der Seligkeit „mäßig“ sein müsse, so kam ihm das Ding allemal auf zweiunddreißig Kreuzer — billiger kann man den Himmel nicht leicht haben. So trieb es der Martin durch das ganze Jahr, mit Ausnahme — der Fastenzeit. Nachdem er sich am Faschingdienstag stets noch einmal ein Erz—Glück angethan hatte, sah er während der ganzen Fastenzeit kein Wirtshaus von innen. Er mochte auf den Dächern derselben umherklettern, um zu verhüten, daß nicht allzuviel Wasser hineintropfe, aber er trat in keine Wirtsstube und jeden Abend nach der Arbeit gieng er schnurgerade in sein Häuslein.

Der Facherer Martin hatte daheim ein reichgesegnetes Nest; nur fiel es einem dörflichen Rechenmeister auf, daß Martin's Kinder alle im December auf die Welt kämen.

„Macht das etwas?“ vertheidigte sich deß der Dachdecker, „ist doch unser Herrgott auch im December auf die Welt gekommen.“

„Da glaube ich's freilich,“ bemerkte der Rechenmeister, „daß es Dir in der Fasten nicht nach dem Wirtshaus geht.“

Der Martin zuckte die Achseln, als ob er sagen wollte: „Nun, das ist einmal so, wer kann dafür!“

Es zeigt sich aber, wie sehr der Mann mit seiner Eintheilung recht hatte. Heute sind seine Kinder erwachsen und es gibt in der ganzen Gegend keine gesünderen und aufgeweckteren Leute als die Buben und Mädeln des Dachdeckers.

„Sie stammen eben aus der Fastenzeit,“ sagte der Pfarrer einmal bei einer Christenlehre. „Darum mahne ich Euch mit den Worten des Apostels: Seid nüchtern in Handel und Wandel!“ R.

Digitized by Google

Kleine Laube.

Weisung.

Ich stand vor Manchem schon betroffen,
Der Pinsel und Palette führt,
Und dessen steifes, festes Hoffen
Mich oft beinahe hätt' gerührt.
Er zog in's Land, studierte immer
Und wies mit freud'gem Hoffnungsschimmer
Den Skizzen-Wust, den er erzielt,
Und schien ihm etwas recht zu taugen,
Da rief er mit verzückten Augen:
„Das gäb ein Bild!"

Es mußte doch nicht sein das Wahre,
Wie er die Sache nahm zur Hand,
Er trieb es so durch viele Jahre,
Nichts halfen Leute ihm und Land,
Denn was er malte, konnte Laien
Und Kenner nimmermehr entzweien,
Weil Keiner etwas darauf hielt;
Und was er eifervollen Strebens
Auch schuf die Tage seines Lebens,
Gab nie ein Bild.

Der soll sich nicht mit Kunst belasten,
Der die Natur wie Jeder sieht,
Er schleppt 'nen Photographenkasten,
Der nur die Schulter schief ihm zieht;
Wem irgend Großes noch gelungen,
Der hat sich's selber abgerungen,
Ob zart und mild, ob stark und wild!
Hast Du nur Deinem Werke eben
Aus eig'nem Ich was zugegeben,
Dann gibt's ein Bild!

(Allg. Kunst-Chronik.) L. Anzengruber.

Ein Streitbarer.

Bevor man an dem, was man Gesellschaft und gesellschaftliche Weltordnung nennt, ganz verzweifelt, hält man Umschau, ob denn Niemand wäre, der etwas Besseres wisse und vorschlagen könne als was gegenwärtig herrscht. Solche, denen es heute nicht recht ist, gibt es Legionen. Solche, die praktische Vorschläge zum Besserwerden machen, sehr wenige.

Ich hatte Manches von dem Reformer Eugen Dühring gehört und ließ mir seine Werke „Sache, Leben und Feinde" (Karlsruhe, H. Reuther) und „Der Werth des Lebens" (Leipzig, Fue's Verlag) kommen. Ersteres bezeichnet der Verfasser selbst als sein Hauptwerk und Schlüssel zu seinen sämmtlichen Schriften. Letzteres deutete schon durch seinen Titel den mir sympathischen Inhalt an. Ich merkte es bald, das war ein neuer bedeutender Geist, doch fand ich in ihm mehr den strebsamen Socialisten, als den erhabenen und erhebenden Philosophen, den ich — weiß nicht mit welchem Rechte — unter Eugen Dühring vermuthet hatte. Ich vermißte in ihm die Ruhe des weltüberlegenen Mannes, das Nervöse und Leidenschaftliche tritt zu sehr hervor. Dühring ist eine streitbare Natur durch und durch, und zwar eine moderne. Er ist nicht allein

Digitized by Google

Antisemit, sondern auch Antichrist; er will die Leute so stark und klug haben, daß sie sich der Juden erwehren, und so hoch und sittlich durchgebildet, daß sie alle Religion entbehren können. Dazu schlägt er freilich eine ganz andere (er sagt aber nicht genau, welche) Erziehung und Schulung vor, als die heute übliche ist; er kämpft gegen die Hauptrichtung des Mittelschulwesens, gegen die Universitäten, und bei letzteren besonders gegen die Professoren, in welchem Kampfe er viel zu persönlich wird. Er mag zu dem Kampfe gegen Juden und Professoren ja theilweise gedrängt worden sein. Anfangs die freimüthige, unbefangene Aeußerung seiner persönlichen Meinung, darauf Angriffe von gegnerischer Seite; hernach Vertheidigung, Trotz und Tort gegen die Widersacher, bis endlich eine systematische Verfolgung von dieser Seite ihn in jene persönlich-leidenschaftliche Opposition gehetzt hat, in der keine Vernunft mehr ist und die Menschenwürde keinen Sitz hat. Hat sich's doch auch bei anderen Antisemitenhäuptlingen ähnlich entwickelt und bei manchem Guten, das sie anstreben, ist es schade, daß der unbefangene Mensch ihnen in die Wildnisse ihrer persönlichen Rachepläne nicht folgen kann.

Bedeutungsvoller als seine Händel gegen die Juden und Christen erscheint bei Dühring der Kampf gegen die Professoren. Dieser Kampf wäre für uns ergötzlich, wenn er nicht einerseits wirklich ernste Schäden aufdeckte, andererseits durch persönliche Gehässigkeit nicht manchmal ungerecht würde. Die Zunftgelehrten und die freien Schriftsteller sind nie auf gutem Fuß miteinander gestanden. Der Professorenhochmuth urtheilt über jede geistige Autorität ab, die nicht aus seiner Schule stammt oder mit derselben nicht Hand in Hand geht. Nun, das liegt so in der menschlichen Natur, und warum soll man von dieser Seite Anderes verlangen als vom Zunftwesen überhaupt.

Dühring erzählt in dem Werke „Sache, Leben und Feinde" auf das Eingehendste sein Verhältnis als Privatdocent an der Berliner Universität zu den Professoren, die Kämpfe, die er mit ihnen bestanden und die Verfolgungen, denen er endlich ausgesetzt worden. Der Autor nöthigt uns eine Würdigung seines Standpunktes besonders dort ab, wo er sachlich ist und allgemein Wichtiges berührt.

Dühring schlägt Selbstbildung vor und meint, daß die freie Literatur, obzwar sie auch corrumpiert wäre, der Ausbildung des Menschen ersprießlicher sei als die Lehren der zünftigen Wissenschaft. Ich glaube jedoch, daß schon eine wesentliche Bildung dazu gehört, um in dem Wirrwarr der freien Literatur den richtigen Weg zu finden.

Erquickender als Dührings mitunter etwas hochmüthige Selbstbiographie ist sein Werk: „Der Werth des Lebens." Trotzdem der Autor fast alles Bestehende verwerflich findet und sohin sehr an seinen Rassenantipoden Max Nordau („Conventionelle Lügen") erinnert, findet er doch, daß das Leben werth sei, gelebt zu werden. Natürlich unter der Voraussetzung, daß Reformen in der socialen Welt platzgreifen. Dühring geht mit seiner Werthschätzung des Lebens vom Materialismus aus und verzichtet eigentlich auf jenes ideale Sein, das wie ein zweites höheres Leben in der Menschenbrust wohnt. Ich für meinen Theil könnte mich nicht zu jener optimistischen Weltanschauung emporschwingen, die Dühring uns zur Schau trägt, wenn ich mir der idealen Güter nicht bewußt wäre, die in mir sind und denen ich die seligsten Stimmungen meines Lebens verdanke.

Doch muß man zugeben, daß Dühring in dem, was er über das Ungenügende der bloßen Anordnung von Ideen ohne eingreifende That sagt, so wie über die moralische Unzulänglichkeit der dem Volk in die Hand gegebenen Religionsbücher, Recht hat. Seine Capitel über Ausgleichung mit der Weltordnung in Gesinnung und That und über den Tod erheben sich zur wahren Geistesgröße.

Im Ganzen kann ich mich nach Durchlesung der beiden Werke nicht enthalten, Folgendes zu bemerken: In Aufdeckung der vorhandenen Schäden und

Digitized by Google

elenden gesellschaftlichen Zustände ist Dühring sehr sachlich; sobald es sich aber um positive Vorschläge für Verbesserungen handelt, verliert er sich in's Allgemeine, in Phrasen und Schemen. Ich muß gestehen, daß diese Schriften eines Streitbaren, die vorwiegend nur polemischer Natur sind, mir das nicht ganz gehalten haben, was ich mir von ihnen versprach.

R.

Ahasver an den Dichter.

(Zum 24. März 1888.)

Bist es Du, der mich verrathen als den Brudermörder Kain?
Welcher, weil des Todes Vater, nimmer dessen Kind kann sein.
— Welch ein banges, böses Wandern durch die lange, finstre Zeit,
Ringend, hastend, niemals rastend um den Ring der Ewigkeit.

Seit jedoch der göttergleichen Schönheit leuchtend Gloriol
Aufgestellt zum Weiserzeichen, wo ich rasten darf und soll,
Seitdem will ich leben, leben jugendfrisch zur Lust erwacht;
Liebe hat die Welt erlöset, Schönheit selig sie gemacht.

Du, der Wanderbruder, stehend heute auf des Lebens Firn,
Bist der Schönheit Hochpropheten einer, mit der Jovisstirn.
O, so wandre mit mir weiter, bis Dein Greisenstab einst bricht,
Noch im Sinken heb Dein lorbeerreiches Haupt empor zum Licht.

M.

Der Ursprung des Parlamentarismus.

König Georg I. aus dem Hause Hannover war höchst lebenslustiger Natur. Statt die englische Sprache zu erlernen, machte er gar anderweitige Studien, bevor er den Thron Großbritanniens und Irlands bestieg. Hätte er eine größere Devotion für die Geistlichkeit an den Tag gelegt, als er eben wirklich an den Tag legte, so würde er es wahrscheinlich im Latein weiter gebracht haben als dies thatsächlich der Fall gewesen; und hätte er sich für das zierliche Franzosenthum mehr erwärmt, als er es in der That gethan, so würde er sich vielleicht im Französischen etwas mehr Geläufigkeit erworben haben als welche ihm in London zu seiner Verfügung stand. Genug an dem, der zufriedene Monarch auf dem Throne Großbritanniens wußte englisch nicht ein Wort, lateinisch und französisch aber nur so viel, daß er eben eine Flasche Wein und ein Kopfkissen verlangen konnte. Die englischen Minister verstanden wiederum nicht deutsch; aber auf den Rural-Sport und auf das Kartenspiel verstanden sie sich — bis auf einige, minder einflußreiche Collegen — unvergleichlich gründlicher als auf die Declination und auf die Conjugation in der Sprache Properzens, und es gab nur Einen unter ihnen, der so gut französisch wußte, daß er sich bei dem König beliebt machen konnte.

Unter solchen Umständen ist es wohl auch kein Wunder, wenn König Georg gar bald auf eine persönliche Regierung über England vollends verzichtete und sich mit seinen Ministern über Staatsangelegenheiten regelmäßig zu berathschlagen gar keine besondere Lust empfand. Von Berichterstattungen vor dem König war keine Rede; ja der König ließ überhaupt keinen Minister zu sich: es sei denn seinen Liebling, mit dem er wenigstens eine Sprache, nämlich die französische, zwischern konnte. „Macht's wie es Euch beliebt" — ließ er seinen Ministern sagen, — „debattiert unter einander, zankt Euch nach Wohlgefallen; mich belästigt jedoch erst dann, wenn Ihr einmal über die zu treffenden Maßregeln unter

Digitized by Google

Euch vollkommen einig seid. Dann wird mir Sir Robert Walpole Eure Meinung sagen; ich werde es mir überlegen, werde Ja oder Nein sagen!"

Der König äußerte seinen Wunsch; die Minister erfüllten ihn, und die Solidarität des Cabinets trat als Factor in die Entwicklungsgeschichte des englischen Verfassungslebens mit einer solchen Tragweite ein, daß das bisherige Verfassungsrecht Old-Englands von nun an in ein vorher gar nicht geahntes Fahrwasser einlenkte.

Wunderliche Leute.

Die vielbewährte Wahrheit, daß die Extreme sich berühren, erhält durch den Gleichmuth und die Launen der englischen Race auf allen Theilen des Erdballs ihre Bestätigung. Der Engländer wie der Yankee sind oft Muster von Gemüthsruhe, Kaltblütigkeit, Verstandesschärfe; besonders der Erstere hängt ungemein zähe an dem Althergebrachten, an dem, was er für schicklich hält; aber „excentrische Leute" finden sich wohl nirgends in solchen Prachtexemplaren als gerade unter den Genannten, und die Amerikaner haben in dieser Richtung entschieden den Vorrang. Sie erkennen es auch selber bereitwillig an, und ein Newyorker Blatt brachte kürzlich einen Artikel über „excentrische Leute," welche diese ihre Eigenschaft insbesondere durch Wetten und Testamente erwiesen haben, und fügte nur der Vollständigkeit halber auch einige Notizen über Engländer, Holländer und Franzosen an. Einige Auszüge dürften lesenswerth sein.

So haben in Amerika, insbesondere in Newyork, viele ehemalige Häuserbesitzer ihre Abneigung vor dem Stiegensteigen testamentarisch dadurch erwiesen und verewigt, daß sie ihre Erben auf ewige Zeiten verpflichteten, nicht höher als zwanzig Schuh hoch zu bauen, und die Folge davon ist, daß man in Stadttheilen, wo Grund und Boden den höchsten Werth haben, ganze Straßen findet, deren Häuser nicht mehr als ein Stockwerk haben. Zinsburgen sind da absolut unmöglich, und solche Häuser müssen daher „Familienhäuser" bleiben.

Ein gewisser Rush vermachte der von Franklin begründeten alten Bibliothek über eine Million Dollars, aber unter einer solchen Fülle launenhafter Bedingungen, daß die colossale Erbschaft zurückgewiesen werden mußte.

Ein originelles Testament machte auch vor einiger Zeit ein Mann, der dabei seinen Namen nicht nannte. Er übersendete der Behörde ein Testament mit einer beigefügten ansehnlichen Geldsumme und bestimmte diese für das Staatsgefängnis in Rhode Island und für das Gefängnis zu Wethersfield in Connecticut mit den Bedingungen, daß für ewige Zeiten von den Interessen den Gefangenen des ersteren Gefängnisses alljährlich an einem bestimmten Tage, den der unbekannte Testator als seinen Geburtstag bezeichnete, ein gutes Diner, den Gefangenen des zweiten Gefängnisses aber am Neujahrstage Jedem ein gutes Roastbeef und ein ganzer Kuchen verabreicht werde. Man vermuthet nur, der Testator sei vielleicht einst selbst in der Lage gewesen, in den beiden Gefängnissen zu erfahren, wie groß bei einem Sträfling die Sehnsucht nach einer guten Mahlzeit werden könne.

Ein Bürger in Indianopolis, der kürzlich starb, vermachte 5000 Dollars zum Ankaufe von Pulver und Blei für einen Kentuckner, der ihm öfters gedroht hatte, ihn zu erschießen. Seine Freunde remonstrierten lebhaft gegen dieses Vermächtnis, aber er bestand darauf bis zu seinem letzten Augenblicke.

Da es auch zum Tode verurtheilten Verbrechern gestattet ist, ein Testament zu machen, testierte kürzlich in Cincinnati ein Mörder, der bald darauf gehangen wurde, daß sein Schädel nach der Hinrichtung einem dort bekannten Arzte, der sich auch mit Phrenologie beschäftigt, übermittelt werde. Vielleicht hoffte der Verbrecher, der Doctor werde nachweisen, daß er morden mußte, ob er wollte oder nicht.

Einen Ehrgeiz eigener Art bewies

Digitized by Google

ein kürzlich in Nord-Carolina verstorbener Doctor der Medicin, der einem anderen Arzte, seinem intimen Freunde, sein Skelet unter der Bedingung vermachte, daß es wo aufgestellt werde, wo es den Lebenden am öftesten an den Todten erinnere, und wo es zugleich zur Förderung der Wissenschaft beitrage. Die Erbschaft wurde indes abgelehnt und die Leiche begraben.

Von einem Dr. Mousey, einem einst gefeierten Arzte in England, der durch fast ein halbes Jahrhundert dem Chelsea-Hospital vorstand, erzählt das Blatt, daß er, im Alter von 96 Jahren sterbend, noch wenige Stunden vor seinem Tode dem Anatomen Mr. Cruikshanks eigenhändig schrieb, dieser möge die Secierung seiner Leiche vornehmen. Er starb, und sein Wunsch wurde genau erfüllt. Derselbe Cruikshanks erhielt einst einen Brief folgenden Inhalts:

„Geehrter Doctor! Ich bin lebensmüde, und werde mich erhängen in dem Momente, in welchem Sie dieses Schreiben erhalten. Sie können meine Leiche abholen gegen Erlag von zwei Pfund an meine Gattin, und mich zur Secierung verwenden. Ihr gehorsamster Diener J. D."

Die Adresse war genau angegeben, und Cruikshanks eilte in das Haus, um vielleicht noch den Selbstmord zu verhindern. Aber er fand bereits die Leiche und eine tiefe Armut in der zahlreichen Familie vor. Er secierte die Leiche factisch und sorgte für die Familie, indem er der Witwe die Mittel bot, einen kleinen Handel mit Zündwaaren zu beginnen.

Ein seltsamer Fall, durch ein ungewöhnliches Testament hervorgerufen, soll sich auch in Frankreich ereignet haben. Vor einigen Jahren machte nämlich ein Wundarzt die Bekanntschaft eines jungen Mädchens, welches bald Mutter wurde. Obgleich der Wundarzt ledigen Standes war, weigerte er sich doch, das Mädchen zu heiraten. Statt dessen erklärte er ihr, wenn sie einen Anderen finden könne, der sie zu seiner Gattin mache, und das Kind als sein eigenes adoptiere, so würde er dem Letzteren sein ganzes Vermögen hinterlassen. Aber es fand sich kein Mann, der diese Bedingungen annehmen wollte. Das Mädchen hatte aber eine Schulfreundin, deren Bruder kürzlich im Auslande gestorben war, und diese nahm dessen Namen an, kleidete sich männlich und heiratete die Mutter des Kindes. Die zwei Mädchen erschienen längere Zeit vor der Welt als Mann und Frau. Der Wundarzt starb, und wie er versprochen, hinterließ er sein ganzes Eigenthum dem Kinde. Der Ehegemahl starb auch und das Geheimnis seines Geschlechtes wurde entdeckt. Nun strengten die Verwandten des Wundarztes einen Proceß an, um das Vermögen an sich zu bringen, indem sie behaupteten, das Geld sei nur dem Kinde von „Herrn" und Frau A. hinterlassen worden. Der Ausgang des Streites ist unbekannt.

Von seltsamen Wetten sind die Amerikaner besondere Freunde, und wir registrieren hier einige solche aus der jüngsten Vergangenheit: In New-Berry wettete kürzlich ein Tuchmacher um 5000 Dollars, daß er sich an einem bestimmten Abende um 8 Uhr zu seinem Diner niedersetzen werde in einem gutgewebten, gutgefärbten und wohlgemachten Anzuge von Schafwolle, die an demselben Morgen um 5 Uhr sich noch auf den Schafen befunden habe. Mehrere Schafe wurden Punkt 5 Uhr zu scheeren angefangen; die Woll, wurde gewaschen, gekrämpelt, zuerst grobe dann fein gesponnen und gewebt; das Tuch wurde entschweißt, gewalkt, gespannt, gerauht, geschoren, gefärbt, zugeschnitten und mit der Nähmaschine genäht, und der Anzug war fertig. Eine Viertelstunde nach Sechs schon setzte sich der Tuchmacher in dem Anzuge zu Tische an der Spitze seiner Gäste, in einem vollständigen blauen Anzuge — und gewann seine Wette um $1\frac{3}{4}$ Stunden früher, als es nöthig war.

Ein Mr. Ogden in Newhaven wettete kürzlich mit einem Manne, der sich rühmte, mit einem Paar Würfel (wahrscheinlich falsche), so oft er wolle, „Sieben" werfen zu können, daß er dies nicht zehn Mal nach einander zu Stande bringen würde, und zwar setzte Ersterer 1000 Dollars

Digitized by Google

gegen einen Dollar. Der Mann mit den Würfeln warf neun Mal nach einander „Sieben“ und Mr. Ogden bot ihm jetzt 500 Dollars dafür an, wenn er von der Wette abstehen wolle. Sein Gegner gieng darauf nicht ein, und beim nächsten Wurfe zählte er „Neun,“ so daß Ogden seinen Dollar gewann.

In Chicago versuchte neulich ein Mann infolge einer Wette einen gewöhnlichen Billardball zu verschlingen. Es gelang ihm dadurch, daß er ihn mit Tafelöl bestrich, denselben in die Mundhöhle zu bringen, aber nicht weiter. Er konnte im Gegentheile jetzt den Ball weder verschlingen, noch ihn aus dem Munde nehmen, und mußte sich einer schmerzlichen und langen Operation unterziehen, um die Elfenbeinkugel wieder los zu werden. Der Ball hatte sich diesmal entschieden in das unrechte Loch „verlaufen.“

Im amerikanischen Westen bot kürzlich ein Mann Jedem eine Wette im Betrage von 500 Dollars an, daß man nicht im Stande sei, in einem Monate mit Feder und Tinte eine Million Striche zu machen. Es sollten nicht bloß kleine „Strichel,“ sondern ungefähr solche Striche sein, wie sie die erste Schreiblection eines Kindes bilden. Jemand bot sich an, die Wette zu halten, und zwar noch dazu im Februar, also in 28 Tagen. Er hätte täglich ungefähr 36.000 Striche machen müssen. Er hätte dazu, bei 60 Strichen in der Minute oder 3600 Strichen in der Stunde, täglich zehn Stunden arbeiten müssen. Er brachte es am ersten Tage sogar auf 50.000 Striche, und am zweiten Tage auf nahezu ebenso viele; aber nach einigen Tagen wurde seine Hand steif und müde; das Handgelenke schwoll an und er mußte endlich die Wette verloren geben.

„Die Rockenreise.“

Von Joh. Peter.

III.

Der Lehrer erzählt:

„Ein Wandertag“.

Im Kruge zum „Ossen“ saß ich beim bayerischen Braunbier und scherzte mit Else, der flachshaarigen Tochter des gemüthlichen Wirtes. Die Sonne gieng zur Rüste und vergoldete das herrliche Thalbecken von Eisenstein mit ihrem rosigen Scheine. Endlich erblaßte ihr letzter Schimmer, und im milden Glanze der Abendröthe lagen die sommerlich prangenden Fluren und Wälder, aus deren Grunde der majestätische Arber hoch hinaufstieg in's friedselige Bereich des heiterblauen Aethers. Schön Else verließ mich, um die nach und nach erschienenen Gäste zu bedienen. Ich aber saß im Anblicke dieser wunderschönen Gebirgswelt versunken und ließ die stumme, wie es heißt nur Sonntagskindern verständliche Sprache der gütigen Mutter Natur, auf mein Gemüth wirken. Der ganze abendrothverklärte Westen war mit dunklem Hochwald besetzt, aus dem die Kuppe des großen Arber ehrfurchtgebietend emporragte; im Süden blickte der gigantische Falkenstein aus einer unbegrenzten Waldwildnis in's abendliche Dunkel hinauf, während ringsherum grüne Matten und freundliche Villen das Auge entzückten. In meiner Seele regte sich des Sanges Trieb, und so schrieb ich in's Taschenbuch folgende Verse:

Vom Teufelssee ein Blümlein fein
Hab ich Dir mitgebracht;
Es leuchten seine Aeugelein
Wie Sterne in der Nacht.

Ich hab es an den Mund gedrückt
Mit froher Zuversicht,
Und sprach, im Herzen tief entzückt,
Ganz leis — „Vergißmeinnicht!“ —

Vom Teufelssee, einem der wildschönsten Hochwaldseen des Böhmerwaldes, kam ich und dachte an mein fernes Lieb.

Während ich diese schlichten Verse noch einmal las, setzte sich mir gegenüber Jemand mit großem Gepolter nieder. So ward ich aus meinen Träumen geweckt und rasch wandte ich mich um.

„Schönen Abend!“ redete mich der Fremde, ein Geistlicher, an. Ich erwiderte zuvorkommend den Gruß und bald waren wir gute Freunde. Was mich an diesem Priester am meisten freute, waren sein offenes, ungeschraubtes Wesen, sein heiterer

Digitized by Google

Humor, sein trefflicher, oft köstlicher Witz und seine launigen Schnurren, mit denen er mich unterhielt. Ich ward ihm bald recht gut geneigt und auch er schien Gefallen an mir zu finden. So unterhielten wir uns bis gegen elf Uhr, während ein sternheller Himmel sich über den leisrauschenden Hochwald ausbreitete.

„Woher kommen Sie und wohin geht die Reise?“ fragte er mich.

„Ich bereise meinen Heimatswald, um ihn besonderer Zwecke wegen gründlich kennen zu lernen. Heute kam ich vom Teufelssee und morgen geht's über den Arber zum Arbersee, nach Zwiesel und von da nach Deggendorf.“

„Herrlich!“ rief er aus, „ganz wie bei mir! Ich habe heute denselben Reiseplan entworfen!“

„Dann sind Sie also auch ein Touriſt?“ fragte ich.

„Auch,“ erwiderte er. „Ich habe in der rebenreichen Ostmark so viel Schönes von diesem herrlichen Waldgebirge gehört, daß ich mich endlich entschloß, mir dasselbe gründlich anzuschauen. Und ich muß sagen, daß die tausend schönen Eindrücke, die ich in diesem wildromantischen Bergstriche gewonnen, nie in meiner Seele erlöschen werden.“

Das zu hören, that mir wohl; denn ich liebte meine waldige Heimat, wie ein gutes Kind die treffliche Mutter liebt.

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht,“ sagte er beim Aufstehen, „so machen wir morgen die Partie miteinander; es würde mir ein besonderes Vergnügen sein, in Ihrer Gesellschaft zu reisen.“

Mit Freuden gab ich meine Zustimmung, und dann begab er sich, mir eine ruhsame Nacht wünschend, in's Gasthaus, um der nächtlichen Ruhe zu pflegen.

Im Nachschauen war ich bemüht, sein Aeußeres zu studieren. Er trug noch die altmodische Kleidung der Landgeistlichen: die langen „Kanoustiefel,“ die lederne Kniehose, den fast zur Erde reichenden langschoßigen Schwarzrock und den weitkrämpigen „Kalabreser.“ Wiewohl ich diesem Mann während unserer Unterhaltung äußerst gut wurde, so fand ich doch jetzt an der ganzen Erscheinung etwas ungemein Komisches.

Vom Thurme schlug es zwölf, als ich in meinem Schlafgemache ankam. Die mondbeglänzte Waldnacht war zu verlockend. Kein Leben rührte sich, durch das geöffnete Fenster klang das silberhelle Plaudern des Regen, der hier noch ein kleines Bächlein; von Elisenthal her verhallten die schrillen Pfiffe der Grenzbahn. Lange noch lehnte ich am Fenster und athmete die kräftige Waldluft in vollen Zügen. Ein sanfter Schlummer nahm mich sodann auf in seine weichen Arme.

* * *

Ein sonniggoldener Morgen folgte der milden Nacht. Die Vögel sangen dem Schöpfer ihr Morgenlied und durch die Wälder klang der Dengelhammerschlag. Die Wäldler rüsteten sich zur Heuernte. Da klopfte es an die Thüre und herein trat die wunderliche Gestalt meines Reisegefährten.

„Brechen wir auf?“ fragte ich.

„Möchte doch noch gerne der Meſſe anwohnen,“ gab er zur Antwort.

„Das können wir auch im Walde thun!“ tröstete ich mit Weltüberlegenheit, „unter den tausendjährigen Tannen wollen wir auf grünem Moose unsere Morgenandacht verrichten. Versuchen Sie es nur einmal, Sie werden sich überzeugen, wie so gut es sich im grünen Walde betet!“

Wir brachen auf. Bald wanderten wir auf der herrlichen Landstraße dem Dorfe Bayerisch-Eisenstein zu, von wo aus der Arber am häufigsten bestiegen wird. Nachdem wir uns im dortigen Kruge mit einem kühlen Trunke gestärkt, rüsteten wir uns zum Aufstieg. Liebreich nahm uns der nachtdunkle Hochwald in seine traulichen Schatten auf, und ein hundertstimmiger Chor von Waldsängern begrüßte uns mit frohen Weisen. Mein Reisegefährte war entzückt über die Herrlichkeit der Waldnatur und plötzlich stimmte er in tiefem Baß das schöne Geibel'sche Lied an:

„Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh der Sonn entgegen . . .,“

Digitized by Google

in welches ich begeistert einstimmte. Doch bald nahm unser Gesang ein Ende, denn die Bergwand stieg jetzt steil auf und schweißtriefend erreichten wir des Arbers baumlosen Gipfel. In der kleinen, einsamen Berg-Kapelle sprachen wir ein inniges Gebet zum Herrn der Welt und dann labten wir uns an dem herrlichen Fernblick, der sich uns hier bot. Nach einer Stunde angenehmen Verweilens stiegen wir abwärts zum romantischen Arbersee, mit dessen Seerosen wir uns schmückten, und pilgerten dann dem freundlichen Flecken Zwiesel zu, wo wir uns zu weiterer Fahrt stärken wollten. Die Sonne sandte ihre glühenden Brände auf den Wald hernieder, die reichen Saatenfelder reiften unter ihrem belebenden Strahl. Uns plagte ein großes Dürsten und Zwiesel war noch weit entfernt. Da erreichten wir ein niedliches Dörfchen, dessen steinbeschwerte Flachdächer unsere besondere Aufmerksamkeit erregten. Im kleinen Gärtlein vor dem Dorfkruge machten wir Rast, bestellten zwei Steinkrüge Bayerisch, leerten sie mit wohligem Gefühl und ließen gleich wieder einschenken. In unserer Behaglichkeit sollten wir jedoch seltsam gestört werden. Soeben trieb der Hirt seine Herde heimwärts, unter welcher sich auch ein stattlicher Bock mit gewaltigen Hörnern befand. Wir saßen knapp an der Dorfstraße und betrachteten das muntere Treiben der Thiere; da plötzlich hielt der Bock inne, starrte mit trotzigen Augen, den Kopf zum Stoße gerichtet, die Beine stramm in den Boden gestemmt, meinen Gefährten an, und bevor wir uns in Sicherheit bringen konnten, erfolgte schon der gewaltsame, rechtswidrige Angriff. Mit wahrer Höllenwuth warf sich das Thier auf den unschuldigen Ostmärker und war nicht mehr von demselben loszubringen. Dreimal gieng die ergötzliche, originelle Jagd um Stühle und Bänke, mein Reisegenosse vertheidigte sich wacker mit Stühlen und Scheltworten, er sprang, daß die „Schössel" seines langen Rockes flogen — alles half nichts. Der Bock, der ihn wie einen Todfeind zu hassen schien, hörnte ihn mit einer geschickten Manipulation zwischen Bauch und Weste auf, hob ihn in die Höhe und streckte ihn nicht gerade sanft auf den Grasgrund nieder. Der Hirt und die anwesenden Gäste konnten sich vor Lachen zu keiner Rettung entschließen; da sprang ich hinzu und packte das tolle Vieh mit kräftiger Faust beim — Schwanze und zog aus Leibeskräften zurück. So erlangte der schwerbedrängte Freund die Freiheit wieder, er packte den Bock an den Hörnern und nun — hielten wir ihn fest und starr.

Diese Gruppe hätte einem nach originellen Stoffen jagenden Künstler als Musterbild dienen können, nen wäre so ein Kunstwerk immerhin gewesen! — Erst die kräftig geschwungene Geißel des Hirten verschaffte dem Thiere Respect vor — uns, und hüpfend und meckernd tollte es mit der andern Herde von dannen.

Mein Reisegefährte hatte ein unangenehmes Abenteuer bestanden, er schwemmte seinen Groll mit dem köstlichen Gerstensafte hinab. Dann brachen wir auf, stärkten uns in Zwiesel zu Mittag, bestiegen die bayerische Staatsbahn und rollten auf dem Schienenwege der lieblichen Donaustadt Deggendorf entgegen.

* * *

Es war noch lange vor Abend, als wir in das ob seiner unvergleichlichen Lage ungemein liebliche Deggendorf einzogen. In den „Drei Mohren" machten wir Halt. Der ganze große, von Linden beschattete Garten war voll durstiger Zecher, vor denen bauchige Steinkrüge standen und kopfgroße „Radi" lagen, welch letztere einer eingehenden Analyse unterzogen wurden. In einer Ahornlaube inmitten des Gartens spielte eine Musikkapelle herzerheiternde Weisen auf und die urgemüthlichen Bojovaren waren dabei guter Laune. Mir gefiel das Leben in Bayern immer, und lieb hatte ich dieses Land stets wie mein Heimatland, weil es wirklich ein schönes, gottgesegnetes Land ist; deshalb fühlte ich mich in der schattigen Kühle des Gartens doppelt erquickt. Ich machte meinem Reisefremde

Digitized by Google

den Vorschlag, mit mir die Stadt, besonders vom sogenannten „Oelberg“ aus zu besichtigen. Allein er hatte frömmere Gedanken. In der Nähe von Deggendorf liegt der Gnadenort Klostermetten, wo die hl. Gottesmutter mehreren Glückskindern erschienen sein soll und wohin aus diesem Grunde Tausende von Wallfahrern pilgerten. Diese geweihte Stätte wollte mein Ostmärker besuchen und ich war bereit, ihn zu begleiten. Wir bewunderten auf dem Wege dahin die gesegneten Weinberge und die herrlichen Gefilde des Bayerischen Waldes, sowie die dichten Scharen singender und betender Wallfahrer, die uns begegneten, beteten selbst mit Andacht an dem Wunderorte tief im Walde, tranken aus dem Gnadenbrünnlein und später aus dem Steinkrug in der Klosterschenke, denn in der Nähe eines Klosters wird man ein Wirtshaus nie vermissen. Nach langem Beten und Singen müssen sich die Pilger ja doch auch stärken! das ist so nothwendig wie das „Amen“ im Gebete. Stark ermüdet kehrten wir bei Sonnenuntergang nach Deggendorf zu den „Drei Mohren“ zurück. Schon brannten die Lichter im Saale, jedes Plätzchen war besetzt, die Kellnerinnen, diese reizenden, hochbusigen Dinger, flogen ein und aus, Bier floß in Menge, der Unterhaltung fließender Strom drang wie dumpfes Brausen an unser Ohr. Wir wandelten Tisch auf, Tisch ab, konnten jedoch zu unserem Leidwesen keinen Platz finden.

Alles starrte die wunderliche Gestalt meines Genossen an, der in der That in seiner seltsamen Kleidung auffallend von der uns umgebenden, den besten Kreisen der Donaustadt angehörenden Lebewelt abstach. Hin und wieder klang ein verstohlenes Lachen an unser Ohr, das uns indessen nicht im geringsten beirren konnte, keck und scheinbar nachlässig nach einem Sitze zu suchen. Endlich gewahrten wir in der hintersten Ecke des Saales ein ganz kleines, noch freies Tischchen, das wie geschaffen für uns schien. Der Priester winkte mir zu folgen, und bald saßen wir, vergnügt unsere Hände reibend, im Sicheren, und erwarteten die Kellnerin.

Ich summte leise die Melodie eines Wanderliedes vor mich hin, während mein Begleiter sich mit seinem Tornister zu schaffen machte.

Hatte unsere Erscheinung schon beim Eintritte in den Saal die Aufmerksamkeit der Gäste erregt, so steigerte sich dieselbe jetzt bis zur Neugierde. Alles rückte die Stühle und kehrte sich uns zu. Mit peinlicher Aufmerksamkeit wurden wir vom Kopfe bis zum Fuße fixiert, der brausende Lärm verstummte, Kirchenstille ergoß sich in den Saal, kein Wörtlein war zu vernehmen. In mir stieg eine furchtbare Ahnung auf. Wie, wenn uns diese Leute gar als Gaukler oder sonst dergleichen ansähen? Ich theilte diese Besorgnis meinem wackeren Reisegenossen mit. Dieser aber lächelte mit der überlegenen Miene eines erfahrenen Weltmannes und meinte: „Das geniert uns nicht. Nur gemüthlich! Soll'n gaff'n!“

Auf einmal aber drang ein furchtbarer Lärm an unser Ohr. Wie auf ein gegebenes Zeichen fiengen alle Anwesenden stürmisch zu applaudieren an, Aller Augen waren erwartungsvoll auf uns gerichtet, „anfangen! anfangen!“ donnerte es uns aus biernassen Kehlen entgegen. Ich wollte vor Verlegenheit versinken, mein Reisefreund wechselte die Farbe, solch Räthselhaftes war mir noch nie in meinem Leben passiert!

Da öffnete sich die Thür, wie eine Sylphide schwebte eine Kellnerin herein, ein schalkhaftes Lächeln umtänzelte ihr küßliches Mündlein, als sie uns erblickte. Mit artiger Verbeugung trat sie zu uns und sagte halb lächelnd, halb ernst: „Entschuldigen Sie, meine Herren, dieser Tisch ist für die — Zitherspieler bestimmt, die sich heute producieren werden!“ —

Uns traf diese Hiobspost wie ein Donnerschlag. Wie von einer Viper gestochen, schnellten wir Beide von unserem Sitze empor und suchten halb schleichend und halb eilend das Weite. Ein hundertstimmiges Gelächter gellte uns nach —

Digitized by Google

wir aber dankten Gott, die mondscheinverklärte Stille des Gartens erreicht zu haben, wo wir bei Speise, Rettich und Trank die unliebsame Verwechslung zu vergessen suchten.

Also für Zitherspieler hatte man uns angesehen! Jetzt war uns das Räthsel klar. Und war nichts Schlechtes.

Tags darauf trennten wir uns nach herzlichem Abschiede. Ich wandte meine Schritte wieder waldwärts, mein Ostmärker verlor sich im Innern Bayerns. Als ich ihn vor zwei Jahren in seinem rebenumrankten Pfarrhause besuchte, fand ich nichts mehr von der altmodischen Kleidung, denn ein bildsauberes „Fräulein" führte die Wirtschaft und ihrem Einflusse war es jedenfalls zuzuschreiben, daß sich der biedere Romantiker nach und nach — „civilisierte."

Des Böhmerwaldes sowie des kampflustigen Ziegenbockes und der vermeintlichen Zitherspieler ward beim perlenden Weine fleißig gedacht.

Die erste Beichte.

Eine Erinnerung

von Franz Stelzhamer.

Der Religionsunterricht wurde in unserer Dorfschule keineswegs vernachlässigt, aber auch durchaus nicht übertrieben.

Wie unser kleiner Freund, ich nenne ihn Fritz, in die Schule eintrat, stand derselben in der Eigenschaft als Katechet der ehr- und hochwürdige Pater Melchior, vor, ein Exfranziscaner aus einem der kurz zuvor aufgehobenen Klöster im bairisch-schwäbischen Landestheil.

Der Mann hatte ein machtvolles Ansehen. Sein Gliedmaß war stark und wohlausgebildet. Das Gesicht, von kräftiger, nicht unangenehmer Zeichnung, konnte aber nur mit einer Beimischung von leichtem Spott lächeln. Dies und seine durchwegs salbungsreiche Sprache, die gleichwohl sehr oft wieder mit einiger Ironie vergunkt sein durfte, dazu seine uns fremdartige Wortaussprache machte ihn zu einem unvertraulichen, mehr gemiedenen als aufgesuchten Mann. Sein Religionsunterricht mußte systemlos und schwach gewesen sein, denn ich erinnere mich angestrengtesten Nachdenkens zum Trotze nicht eines einzigen bedeutenden Dinges der eigentlichen Religionslehre, dessen wir durch ihn theilhaftig geworden wären. Wohl aber erinnere ich mich, daß er fast jedesmal finster, zornmüthig und aufgebracht, wo nicht gekommen, doch gewiß geworden und von uns weggegangen sei. Weiß Gott, was ein Bube, auf einer Seite tiefängig und wohl auch sonst ein wenig an Leib und Seele verwahrlost, dem Gottesmann jedes- und jedesmal mochte für Verdruß und Aergernis gemacht haben; denn der konnte doch gewiß sein, daß, wie der Pater zur Thüre hereintrat, er in einigen Minuten schon draußen auf dem Strafplatz stehen müsse.

Was sollte uns der Pater aber auch gelernt haben, oder haben lehren wollen?

Jedes von uns Kindern, so klein es auch nach der Schule kommen mochte, konnte vom Hause her beten, das Pater, das Ave, wußte das Credo und das Symbolum, konnte die Gebote, die Sacramente, die Todsünden und weiß Gott was noch alles aus dem Katechismus aufzählen — ei, unsere Mütter und Großmütter waren gar fromme Frauen, überhaupt die Leute unserer ganzen gesegneten Gegend streng kirchlich und von reinster katholischer Färbung.

Wir mußten auch kein gutes, zweckmäßiges Lehrbuch gehabt haben, denn Fritz erinnert sich trotz seiner Lernbegierde und Lesenswuth weiter nichts, als daß er wie die andern Kinder auf Befehl des Paters öfters kleine Stücke daraus auf ebenfalls kleine Papierstückchen habe abschreiben und einreichen müssen.

Als aber einmal der Bube Andreas Rauscher zufällig die Entdeckung gemacht hatte, daß ein Stück Papier, aus einer alten ausgeschriebenen Thete herausgerissen und gehörig zugeschnitten, auch genüge, da wollte am End kein Bube mehr abschreiben. Der Pater bekam wohl nach dem vorgeschriebenen Format einen be-

Digitized by Google

schriebenen Zettel, aber was wir durch das Abschreiben wahrscheinlich hätten lernen sollen, guter Gott! das ist leider nicht geschehen und — der sonst so rigorose Pater — merkt' es nicht, wollt es nicht merken? — was weiß ich! —

Wenn ich nicht irre, so wurde aus diesem Buche sowie aus dem heil. Evangelium auch öfter laut vorgelesen und das Lesestück wahrscheinlich dann von dem Pater mit den gehörigen Erläuterungen und Erklärungen für uns zurecht gemacht. Aber wie gesagt, es ist dies Alles mehr Vermuthung, Vernunftschluß. — Was hätten wir denn um's Himmelswillen sonst gethan, da mir auf der Gedächtnistafel, voll der frischesten, lebendigsten Schülererinnerungsbilder die einzige Stelle — „Religionsunterricht" — nur als häßlicher leerer Fleck entgegenstarrt! —

Allmählich war im fröhlichsten Wechsel der Zeiten jener bedeutungsvolle Zeitpunkt herangerückt, wo die geistliche Seelsorge schon von altersher die Annahme festgesetzt hat, daß nun die Gnade des willenlos empfangenen Sacramentes der heil. Taufe nicht mehr hinreiche, der mit dem natürlichen Wachsthum zugleich erstarkenden Sensualität und ihren Reizungen zu gebieten. Sie stellte daher aus dem innersten Wesen unserer Religion durch eine dem Laien völlig unbekannte Kraft ein zweites, mächtigeres Sacrament auf, um besagter Sensualität Zügel und Zaum anzulegen, nämlich das heil. Sacrament des Altars mit vorangehender Beichte.

Dieser Zeitpunkt war also in unserer Schule eingetreten. Und dieser Thätigkeitsact, dieser wirklich große Eifer in Beibringung dies formellen Theiles der heiligen Handlung ist das Einzige, dessen sich Fritz aus der ganzen langen katechetischen Wirksamkeit des Paters vollkommen klar und deutlich erinnert. — O, du frommer Mann, wie gelang es Dir, nach strenger Ertödtung aller Deiner eigenen Jugendgefühle, in unser offenes, noch ganz unbewachtes Kinderparadies einzugehen und darin herumzutreten mit Deinen groben, harten, dickund breitsohligen Klosterſandalen!

Wir wußten bis dahin nichts von Sünde. Hatten wir ein- oder das andere-mal nach dem Willen der Eltern oder Schulvorgesetzten nicht rechtgethan, nicht aus Ueberlegung, nicht mit Vorbedacht und Absicht, sondern weil nun einmal Jugend und Alter, Erfahrung und Unerfahrenheit eine andere Welt- und Lebensanschauung hat, nun, so hatten wir's gewiß von Einem oder dem Andern, oder gar von Beiden zugleich gekriegt, und dann — hatten wir in unserer Einfalt gemeint — sei es wieder aus und um, wie alle Schuld, wenn sie getilgt und abgebüßt ist. Aber nein, das sollte nun auf einmal anders sein, ganz anders! — Wir mußten Sünder sein! — Fritz kam nach dieser Entdeckung ganz schen zu seiner Mutter heim. Er hatte die Mutter — das war nicht zu leugnen! — schon oft und viel beleidigt durch That und Unterlassung, o ja, o ja! Aber sie hatte ihm dafür auch öfter ganz wacker den Rücken gefegt und das nächst Daranstoßende tüchtig gegerbt und geblänt! Gleich darauf aber hatten sie sich wieder so lieb gehabt, ja lieber als vorher. Sieh, und das sollte der liebe Gott so hart angemerkt, das Eine gesehen und das Andere übersehen haben!? — Doch so war es einmal, der gute Pater Melchior konnte nichts nachlassen. Er demonstrierte uns nach der Scala der zehn Gebote unsere Sünden vor, die wir richtig nach seiner Auslegung Nummer für Nummer, so weit es bei unserer Jugend thunlich und möglich war, übertreten hatten.

Wer hätte das geglaubt, ja nur für möglich gehalten!

Als wir theoretisch und praktisch genug vorbereitet waren, das heißt, als uns, von unserer Sündhaftigkeit überzeugt, nach den Geboten endlich eine allgemeine Beichtformel eingelernt war, führte uns Pater Melchior eines schönen Vormittags zur praktischen Anwendung aus der Schule nach dem unfernen Kirchlein.

Die anfängliche Betroffenheit über unsere Sündenfälle hatte uns nach dem vielmaligen Anhören und Wiederholen derselben völlig verlassen. Vielen und

Digitized by Google

vorzüglichen Trost gewährte uns die vollkommene Gleichheit darin. Nicht einmal die Mädchen, darunter die Anna Hofmannin, die Magdalena Huberin, u. A., die wir im Allgemeinen doch selbst für braver und gesitteter hielten als wir Buben waren, aber nicht einmal die Mädchen machten in der Beichtformel eine Ausnahme. Also konnte es auch mit uns schlimmen Buben, wie uns Pater Melchior gern titulierte, nicht so gar weit gefehlt sein!

In dieser Beruhigung, vermehrt mit der Freude, während der Schulzeit in's Freie zu kommen, stürzten und drängten wir ähnlich der Welle, wenn die Teichschleuße aufgezogen wird, zischend und tosend heraus zur Thür und zum Thor. Der Pater aber zischte auch und dann mußte das unsere aufhören. Wir waren beauftragt, paarweise zu gehen, allein es gieng nicht. Trug man ja doch keine Fahne voraus, wie am „Kränzeltag," und betete ja auch Niemand wie bei den „Bittgängen" und Frohnleichnamsprocessionen. Ueberhaupt konnten wir Kinder dem Ganzen keine Feierlichkeit absehen. Dazu war der Tag so unendlich schön; die Vögel zeterten, bunte Falter, summende Fliegen schwärmten, wohl hunderte „dienende" (eierlegende) Hühner aus nahen und fernen Häusern gackten, und mehrere lustige Zechbrüder hatten sich vor dem Wirtshause in die helle Sonnenpracht gelagert und sangen lustige Zötlein. Der stets aufgeräumte „Wiegengeiger Hiesel" mit seinem Instrument war dabei und der immer durstige „Bader Joseph" hatte eben einen der Gesellen unter seinem Scheermesser. Juchhei! rief Joseph und machte eben, als wir Buben vorübertrieben, eine lustige Capriole in die Luft — Juchhei! Wer eine gute Schneide führt, darf auch eine gute Stunde haben — Kellnerin, eine frische Maß! Juchhei!

Wir Buben mußten hellauf lachen. Die hinter uns gehenden Mädchen fingen leise zu kichern an. Pater Melchior schickte einen finsteren Blick nach der Gruppe. Der Joseph aber, kaum daß er, von der Kellnerin mit dem Ellbogen gestoßen, des Paters ansichtig wurde, grüßte seinen dreimaligen Wochenkunden voll freundlicher Ehrerbietung, und auch die Andern standen auf und zogen die Hüte.

So gieng es gegen das Kirchlein. Der Schulmeister stand noch mit den Schlüsseln in der Hand vor dem geöffneten Hauptportal, wahrscheinlich, um die etwaigen Befehle seiner Hochwürden entgegenzunehmen. Wir Buben in unserer Sorglosigkeit und fröhlichen Aufregung taumelten und wirbelten hinein.

Die Kirche, wie immer mitten im Tage, war leer. Kein Volk, kein Priester, keine heilige Verrichtung, keine Orgel, kein Glöcklein, nichts. Die hölzernen Heiligen, aus ihren Wandnischen hervor, und herunter von den hohen Gestellen und Simsen, sahen mit Verwunderung auf den Besuch zu so ungewöhnlicher Stunde, hatten aber, ohne die heilige Handlung daneben, nicht die Hälfte ihres sonstigen Ernstes, ihrer Würde und Glorie. Die zwei graubraunen Vögelchen, die es sich einmal nicht nehmen ließen, und nun schon einige Sommer in der Kirche nisteten, nickten und quiekten uns mit ihren kreischenden Kehlchen traulich entgegen; kurz, es war nicht so düster und schauerlich, wie sonst und immer. Ei, und da mochte es denn wohl auch geschehen sein, daß einige Buben von lebhafterem Temperamente in heiterer, argloser Unbesonnenheit laut schwätzten und sprachen, vielleicht gar lachten? Fritz weiß das nicht mehr, gehörte auch weder zu den Schwätzern noch Lachern, er weiß nur und gedenkt es noch mit innerem Grausen, wie ebenso plötzlich als gewaltig der Pater durch die zerstäubende, links und rechts hinpurzelnde Mädchenschaar unter uns Buben stürzte und mit wuchtigen, nach allen Seiten schmetternden Fäusten die unglückseligen Schwätzer und Lacher fällte und zu seinen Füßen liegen machte.

„Ob wir nicht wüßten, daß dies das Haus Gottes sei und was sich darin gezieme?" brüllte der zornsprühende Pater.

Thränen flossen, kostbare Purpurströmlein flossen und färbten die Marmelsteine, aber — todt war keiner! —

Digitized by Google

Die Beichte begann gleich mit den ersten Nachmittagsstunden. Bis die Schar der Kinder jedes einzelne seine Beichtformel abgesagt, dann nach erlangter Absolution, Erhortation und Benediction wieder seine Buß- und anderen Gebete verrichtet hatte, konnte es dennoch todter Abend werden. Morgen während der heil. Messe dann sollten wir erst des zweiten Sacramentes gewürdigt und theilhaftig werden.

Es ist diese Zerklüftung und Auseinanderzerrung wohl nicht gut. Zerknirschung und Wiederbelebung sollte in der weichen Kinderseele aufeinanderfolgen, rasch und mächtig, wie Blitz und Donner — zum bleibenden, stärkenden Gedächtnisse darin!

Allein es kann bei einer Kinderschar auf dem Lande nicht leicht anders gehalten werden. Schade! Oder sollte bei Kindern, bei kleinen, zum erstenmal beichtenden Kindern eine Gesammtbeichte, von dem Beichtiger laut, eindringlich und herzbewegt vorgesprochen, und von den kleinen Beichtlingen rennmüthig nachgesagt, die alten festen Säulen des Katholicismus auch nur berühren können? Ich glaube nicht, und der mächtige, bleibende Eindruck wäre gewonnen! —

Die Kinder, vorzüglich die Mädchen, frösteleten und sahen bleich aus. Erst mußten sie sich betend vorbereiten. Dann trat der Pater in der faltenreichen, um die Lenden gegürteten Alba, die lange Stola darüber und vorne an der Brust gekreuzt, am Arme die Manipel, mit betend erhobenen Händen aus der Sacristei, mit tiefer Verbeugung am Altare vorüber und hinter denselben, wo in düsterer, Verborgenheit der Beichtstuhl angebracht war.

Das war das Zeichen zur beginnenden Beichte.

Von der Knabenseite trat Fritz, von der Mädchenseite die bereits erwähnte Magdalena Huberin gegen den Beichtstuhl vor. Der Pater wollte anfangs, um jedes Gedränge oder das Gegentheil zu verunmöglichen, die alphabetische Ordnung platzgreifen lassen. Das wäre auch eigentlich nach Fug und Recht gewesen. Allein der Schulmeister machte ihn pflichtschuldigst aufmerksam, daß gerade dermalen das Alpha mehr dem hebräischen Aleph entspreche, welches Aleph bekanntlich Ochs heißt, und da ward dann beschlossen, daß die etlichen Bessern, Anstelligeren, sowohl Mädchen als Knaben, den Anfang machen und vorausgehen, die Andern in beliebiger Ordnung folgen sollten.

Also Fritz und die Huberin mit noch Etlichen von beiden Seiten traten vor. Fritz, der Knabe, von der rechten Seite sich dem Beichtstuhle nähernd, mußte zuerst in's Feuer.

Er hatte sich das Ding ganz leicht vorgestellt. Die Beichte wußte er wie das Vaterunser, das Vor- und Nachgebet auch, also! — Schon kniete er auf dem Schemelchen und guckte durch's vergitterte Fenster hinein zum Pater, der in andächtig betender Stellung immer im Kasten saß. — Aber der Schemel lag zu tief, er konnte mit dem Munde nicht zum Ohre des Paters hinaureichen. Er mußte gegen die erhaltene Instruction sich ein wenig lüpfen und erheben. — „Im Namen Gottes Vaters, Sohnes, heil. Geistes, Amen!" flüsterte Fritz und wollte, wie ihm beigebracht war und wie er recht wohl wußte, fortfahren: „Ich bitte Euer Hochwürden um den heil. Segen, daß — ich meine Sünden —" da fühlte Fritz ein Zucken um den Mund — seine Sündenlast, die er bisher so leicht getragen, fiel ihm centnerschwer auf die Brust — die ganze Würde des Sacramentes fühlte er — mußte innehalten und mit einer aufsteigenden Thräne kämpfen. — Scham vor den Kindern ließ ihn endlich doch mühevoll den Sieg erringen. — „Daß ich meine Sünden" — wiederholte er — „recht und vollständig beichten möge!" — Der Pater that nach seiner Bitte und benedicierte ihn.

„Ich klage mich an" — begann Fritz wieder mit hartem Kampf gegen seine Weichherzigkeit —

„1stens — über das erste Gebot: Du sollst allein an Einen Gott" ꝛc. ꝛc. Das erinnerte sich Fritz ganz gut, darüber hatte ihneu der Pater keine Sünde aufbringen können. in dem Glauben an den

Digitized by Google

Einen und alleinigen Gott hatte noch keiner gewankt, so schwach er auch sonst in Allem und Jedem auf den Füßen stehen mochte, also 1tens war das zweite Gebot: vom Namen Gottes eitel nennen. — „Ich klage mich an“ — wiederholte der Kleine mit fortwährendem Zucken an den Mundwinkeln —

„1stens: daß ich öfter Fluch- und Scheltworte ausgestoßen und den heiligen Namen Gottes und seines Sohnes Jesus unnöthiger Weise ausgerufen habe;

2tens: daß ich in der Kirche geschwätzt, gelacht und mich unandächtig und unehrerbietig betragen habe —“

„Wie oft?“ fragte der Pater.

„Niemals!“ antwortete Fritz treuherzig, denn er war wirklich von Haus aus fromm und in der Kirche stets anständig.

„Fahre weiter!“ befahl der kluge Pater und räusperte sich, als wenn er einen kleinen Brosamen in den Hals bekommen hätte.

„3tens: daß ich Vater und Mutter öfter durch Ungehorsam beleidigt habe;

4tens: daß ich mit Kindern Zank und Streit geführt und sie mit Schimpf- und Spottnamen belegt habe —“

„Wie oft?“ fragte der gewissenhafte Pater.

„Ich weiß es nicht!“ sagte Fritz wieder in vollster Wahrhaftigkeit und Treue, „aber so oft ich zornig war, gewiß!“

„Weiter!“

„5tens,“ da war aber wieder ein Ueberſprung. Das sechste Gebot war auch wieder ausgelassen, Fritz wußte nicht warum, also siebentes Gebot —

„5tens: daß ich öfters von fremden Bäumen Obst, und Rüben von fremden Feldern entwendet habe;

6tens: daß ich öfter in Noth, in Furcht und Angst nicht die lautere Wahrheit gesprochen habe.“ Fritz hielt mit einem tiefen Athemzug inne, denn hier schloß die schwere Selbstanklage.

„Erwecke die Reue!“ sagte der Pater durch's Gitter heraus, und Fritz begann mit wahrer Andacht:

„Diese und alle meine noch unwissentlich begangenen Sünden sind mir von Herzen leid, weil ich Dich, Gott, das allerhöchste und liebenswürdigste Gut, welches ich über Alles liebe, so oft und vielmals beleidigt habe; nehme mir aber kräftig vor, mit Deiner Gnade mein Leben zu bessern und nicht nur alle schwere Sünd, nebst der Gelegenheit dazu, sondern auch die läßlichen Sünden zu meiden.“

„Die Bitte!“ sagte der Pater wieder zum Gitter heraus und Fritz mit gefalteten Händen sprach:

„Ich bitte Euer Hochwürden um die priesterliche Lossprechung, und um eine heilsame Buße!“

Die ertheilte denn auch der Pater, kurz, kräftig und nicht ohne liebevolle Milde.

„Du bist fertig und kannst gehen!“ sagte der Pater, nachdem er ein großes lateinisches Kreuz über ihn geschlagen hatte.

Fritzens Angesicht war hochroth, fast brennend, als er sich umwandte. Doch gieng er ohne Anstand, ja fast freudig auf seinen Platz zurück, leistete voll Andacht seine paar Bußvatermuser, las aus seinem rothen Meßbüchlein das „Gebet nach der Beicht“ und war wieder fertig. Er hätte heimgehen können, aber er mochte nicht. Es war ihm jetzt eine hohe Befriedigung, nach so schwerer aber glücklich bestandener Ableistung auch die anderen Kleinen ihr Päckchen abliefern zu sehen. Allein, gieng es auch bei Manchem schwer, weil ihm durchaus seine Sünden nicht beifallen wollten, der Pater half nach und es gieng doch. Kostete es auch hie und da, besonders bei den Mädchen, eine Thräne, was that's, es war ja der Beicht- und Bußgang. Und — das hatte der Pater schon in der Schule strenge verboten — geneckt durfte deswegen keines werden. Wer Eines neckt oder auslacht, begeht eine neue Sünde und darf morgen nicht zur heil. Kommunion gehen.

Die Knaben, selbst des Spielmanns Hans — zu ihrer Ehre sei's gesagt! — hielten auch streng an sich und durften am andern Morgen alle zum Tische des Herrn.

Was Fritz dabei gedacht, er weiß es heute noch, was er dabei gefühlt — das ist vergangen.

Digitized by Google

Der Bahnwächter auf dem Pegasus.

Neue Gedichte von Ferdinand Pfeiler.*)

Alles neckt mich.

Wo mag heut mein Liebster stecken,
Denn so lang blieb er noch nie,
Oder will die Uhr mich necken,
Und geht absichtlich zu früh?

Auf der Straße hör ich Schritte,
Muß doch sehen, ob er's sei,
Ja, er naht mit leisem Tritte,
Doch der Falsche geht vorbei.

Und des Nachbars Liese neckt mich,
Sieht sie mich beim Fenster stehn,
Küßt den Liebsten sie, versteckt sich,
Läßt mir Ach und Weh geschehn.

Wenn ich doch nur Ruhe hätte,
Selbst im Schlaf neckt mich der Traum,
Seh den Liebsten stehn beim Bette,
Wach ich auf, ist leer der Raum.

Geh' ich Morgens dann in's Freie,
Fest die Hand an's Herz gepreßt,
Neckt man mich auch dort auf's Neue,
Vöglein baun sich dort ihr Nest.

Sehnsucht nach dem blonden Liebchen.

Mädchen mit den blonden Locken,
Laß mich in Dein Auge seh'n.
Bringe nicht mein Blut zum Stocken,
Sonst ist es um mich geschehn.
Liebe mich, wie ich Dich,
Kannst Du's nicht! Mein Herz dann brich,
Denn alleine hier zu sein,
Wäre mir zur Pein.

Was spricht man von Seligkeiten!
Meinen Himmel unbewußt
Trägst nur Du für alle Zeiten
Ahnungslos in Deiner Brust.
Oeffne mir, wie ich Dir,
Nur des Herzens Himmelsthür,
Denn alleine hier zu sein,
Wäre mir zur Pein.

Sehnend breite ich die Arme
Nach Dir aus, Du blondes Kind,
Schmieg Dein Herz an mich, dies warme,
Und das meine heilt geschwind;
Nur für Dich regt es sich.
Sag! schlägt Deines auch für mich?
Ach, alleine hier zu sein,
Wäre mir zur Pein.

*) Unser Hinweis im Decemberheft dieses Jahrganges auf den poetischen Bahnwächter Ferdinand Pfeiler in Langenwang und dessen damals mitgetheilte Gedichte haben ein vielseitiges Interesse für den Mann wachgerufen. Wir sind heute in der Lage, wieder einige Gedichte desselben mittheilen, welche zwar einstweilen keinen Fortschritt bekunden, doch aber von dem lyrischen Talente ihres Verfassers ein neues Zeugnis geben. Die Red.

Die Piacherln in Wold.

Geh, Städter, auf's Lond und betrocht die Natua,
Kimm außa zu uns, in grean Wold,
Und schau dort den Vögerln wia s scherzn thuan zua,
Ih woaß, daß Dir ollahond gfolt.

Zwa Täuberln am Ost, wia die zankn mitsamm,
Schau, wia ans dos ondere schiabt,
Und glei steckens wiada die Schnäberln schö zsamm,
Jo grod wia da Mensch, wenn er liabt.

Und hint bei da Lichtung sein d Reherln am Plotz,
Zwa Böckerl dabei, ganz betrübt.
A Krotzfuaß wird gmocht, dann wird kämpft um an Schotz,
Jo grod, wia da Mensch, wenn er wiabt.

Do rauscht's, drin im Gsträuch steht a lohlschwoaza Wicht,
Ob der iahna die Freud nit verdiabt?
Do trocht's, a Bock folt, und sei Augerl dos bricht,
Jo grod wia beim Mensch'n, der stiabt.

Des Herbstes Scheiden.

Dem Schöpfer sei für all die Gaben Dank,
Die du, o Herbst, so reichlich theiltest aus;
Den edlen Wein hast uns gereift zum Trank,
Dein Segen füllte Scheuern und das Haus.

Die Luft weht kühl, es färbet sich das Laub,
Roth, braun und gelb grüßt uns der Wald von fern,
Und mahnet uns, daß auch der Mensch zu Staub
Einst werden wird, beim letzten Ruf des Herrn.

Dem Todten gleich, der aufgebahrt zur Schau,
Bist du, Natur, geschmückt zum Gang der Ruh.
In Farbenfülle prangt noch Wald und Au,
Eh dich des Winters weißes Tuch deckt zu.

Darum beschleicht mich stets ein stilles Weh,
Wenn du dich zeigst in deinem Abschiedskleid,
Und denk, wenn deine Macht ich brechen seh:
Wie stark, o Herr, bist Du in Ewigkeit.

Für Verleger und Schriftsteller.

Wir werden um die Veröffentlichung folgender Zuschrift ersucht:

„Vor acht Jahren hat ein bekannter Schriftsteller einer renommirten Verlagsfirma ein poetisches Werk in erster Auflage zu 1000 Exemplaren verkauft. Das Buch ist von Presse und Publicum über-

Digitized by Google

aus freundlich, um nicht zu sagen enthusiastisch aufgenommen worden; man sah es bald in allen Buchhändlerläden, auf dem Salontisch, im Schranke des Bücherfreundes, in den Leihbibliotheken u. s. w.; in den literarisch gebildeten Kreisen gab es bald Niemanden, der das Werk nicht gelesen hätte. Nun nach Jahren glaubte der Autor an eine zweite Auflage denken zu dürfen. Er fragt diesbezüglich beim Verleger an und erfährt, daß von der ersten Auflage noch über 700 Exemplare vorhanden sind. Dem Schriftsteller scheint das unerklärlich, er beschuldigt den Verleger, vertragswidrig von der ersten Auflage mehr als 1000 Exemplare gedruckt zu haben. Der Verleger klagt, daß er kein Mittel habe, sich von solchem Verdachte zu schützen und tadelt den Schriftsteller, daß dieser es versäumt habe, beim Drucke des Werkes Controle zu üben. Hierauf meint der Schriftsteller, das sei nicht üblich, das Verhältnis zwischen Autor und Verleger sei zur Zeit des Druckes meist ein so freundliches, daß es für ersteren eine wahre Indiscretion wäre, sich an die Presse hinzustellen und die herausfliegenden Exemplare abzuzählen. Es sei Sache des Verlegers, zu solch einer Controle einzuladen.

Nun wissen sich Beide nicht zu helfen.

Wir unserseits bauen ruhig auf das Ehrenwort eines deutschen Verlegers und machen den Autor nur aufmerksam auf die Zustände im Publicum. 40—50 Recensions-Exemplare vermögen in der Presse schon einen gewaltigen Lärm zu schlagen. 100 Exemplare bringen die literarischen Kreise eines ganzen Landes in Gährung, weitere 100 Exemplare stillen durch die Leihbibliotheken die Neugierde von Tausenden — das Buch wird gelesen, wird bekannt, und der Verleger hat kaum 300 Exemplare abgesetzt.

Den Verleger, der sich beklagt, daß er kein Mittel habe, sich vor ungegründetem Verdacht in Bezug auf den Mehrdruck zu schützen, möchten wir aber aufmerksam machen, daß er ja das Recht habe, von seinem Autor eine Controle zu verlangen. Er verpflichte den Autor, während des Druckes eines Werkes, wenigstens während des Druckes einiger Bogen, einen selbstgewählten Controlor an die Maschine zu stellen, der die Zahl der Exemplare genau überwacht und nach Vollendung des Druckes den Satz zerlegen läßt, oder bei Stereotypen einige Tafeln versiegelt. Dadurch ist dem Verleger die Möglichkeit benommen, neue Exemplare ganz genau analog mit der officiellen herzustellen, der Autor hätte stets Gelegenheit, einem allfälligen vertragswidrigen Nachdruck auf die Spur zu kommen, aber nicht mehr hätte er Gelegenheit, unbegründet die Ehre des Verlegers zu verdächtigen.

Da der oben angedeutete Conflict zwischen Autor und Verleger nicht ganz vereinzelt dasteht, so empfehlen wir die Einführung einer Preßcontrole."

Wien, Jänner 1888. S.

Wir übergeben diesen Vorschlag einstweilen ohne weitere Bemerkung der Oeffentlichkeit. Die Red.

Eine kleine Eselei.

Ja, wenn Jeder, der „Esel" geschimpft wird, noch so gescheit wäre, wie ein solcher! Mir ist an einem Esel noch keine besondere Dummheit aufgefallen. Seine Langsamkeit ist ein Zeichen seiner Bedächtigkeit und Vorsicht; daß er mit Heu und Wasser fürlieb nimmt, zeigt von seiner Genügsamkeit; daß er trägt, was man ihm aufbürdet, beweist seine Gutmüthigkeit, und daß er die Schläge dessen, dem er dient, mit Resignation erduldet, berichtet uns von seiner erhabenen Weltanschauung, ähnlich der eines Plato und Sokrates.

„Wenn die Esel miteinander reden könnten," hörte ich einmal einen Spaßvogel sagen, „so würden sie sich im Aerger über Dummheiten — Mensch schimpfen."

Nun eben! Die Eselsanekdoten sind ja nur für menschliche Dummheiten erfunden, und da sich alle anderen Thiere weigerten, dazu den Namen herzugeben, so that's der gütige Esel — der ist zum

Digitized by Google

Tragen geschaffen, so will er im Gottesnamen auch die menschlichen Albernheiten tragen. Seht einmal:

Der Schauspieler N. saß in einem stark besuchten Kaffehaus und rief laut und zornig: „Der Recensent Schmiedt, der mein gestriges Spiel verrissen hat, ist doch der größte Esel, denn es gibt!"

„Aber mein Herr," sagte darauf ein Nebensitzender: „Sie vergessen sich!"

Jener Tänzer war auch — Einer, der zu seiner Tänzerin sagte: „Ich schwitze wie ein Esel. Sie wohl auch, mein Fräulein?"

„Nein," versetzte dieses, „ich gehöre zu einem andern Geschlechte."

Gut hat's jener Angeklagte gemacht. Der Richter sagte zu ihm auf irgend eine Veranlassung: „Mein Freund, Sie sind ein Esel!"

Hierauf der Angeklagte: „Entschuldigen Sie, Herr Präsident: bin ich ein Esel, weil ich Ihr Freund bin, oder bin ich Ihr Freund, weil ich ein Esel bin?"

Ob durchschnittlich der wirkliche Esel nicht auch so zum Menschen sprechen könnte?

Ein spanischer Geschichtschreiber erzählt von einem weisen Manne, der einen mit Brennholz beladenen Esel auf die Schultern nahm und über drei Treppen hinauftrug, bloß um den Beweis zu liefern, daß ein Philosoph mehr im Stande ist als ein Esel.

Almbleamlan.

(Kärntnerisch.)

Stoanhadach, Almrausch,
Speik und du Peaterstamm,
Grüaß Gott ihr Bleamalan
Alle mitz'samm.

Kohlröserl, fein und zart,
Schaust mih so freundlich an,
Wia mih sunst Ani bloß
Anlachen kann.

Almglöckle, liab und klan,
Blüat eh der Schnee vergeht;
Wia a die wahre Liab
Alls übersteht.

Enzian, gfreun thuast mih,
Wenn ih dih wo derschau;
Wia zwa liabe Aeugelan
Bist Du schean blau.

Edelweiß, leicht kriagst s nit,
Drobn von der Felsenwand,
Wia Du was Treues findst
Selten im Land.

Kraftrosen, Edelraut,
Almnagl und Dorant
Pfiat Gott, ihr Bleamalan
Alle mitnand.

G. Schillerkopf.

Glossen.

Von A. Zopf.

Der Adelsbrief für den Geistesadel wird von der Gottheit geschrieben.

* * *

Joseph's II. edles Herz verblutete an den Dornen, die auf dem Boden seines Despotismus gereift waren.

* * *

Die Klugheit ist die geschmeidige Dienerin Gottes und des Teufels zugleich.

Bücher.

Allerlei Deutsames. Bilder und Geschichten von Hans Grasberger. (Leipzig. A. G. Liebeskind 1888.) Es sind ihrer nicht allzuviele, von denen man ein neues Buch in der zuversichtlichen Erwartung zur Hand nimmt, nach so viel einschläferndem Mittelgut an anregender Lectüre den Geist erfrischen zu dürfen. Zu diesen Auserwählten gezählt zu werden, hat sich Hans Grasberger ein unbestreitbares Recht erworben. Wenn wir anläßlich der Besprechung seiner vorzüglichen Novellensammlung „Aus der ewigen Stadt" das leise Bedenken äußerten, daß die zahlreichen, obschon immer auch geistreichen Betrachtungen den unmittelbaren, lebendigen Eindruck beeinträchtigen könnten, so hat er im gegenwärtigen Buche eine Reihe von Aufsätzen geboten, in denen er, unbeschadet der Form, nach Herzenswunsch in Reflexionen sich ergehen konnte. Eine feine Beobachtungsgabe, ein reicher Schatz an Erfahrung und richtiges Urtheil befähigen ihn besonders zu gedankentiefen, treffenden Reflexionen. Rechnen wir dazu die Wahrheit und die Wärme, mit denen er nicht nur uns näher liegende, sondern auch exotische Landschaften zu schildern versteht, so wird der Leser begreifen, warum wir ihm

Digitized by Google

diese „Bilder und Geschichten," die zum nicht geringen Theil den Orient, den traditionellen Sitz beschaulicher Weisheit, zum Schauplatze haben, als eine den Geist ungewöhnlich anregende Lectüre empfehlen. Was über den Stiftskeller und den Friedhof St. Peter in Salzburg gesagt und daraus auf das Wesen des Mönchthums gefolgert wird, wäre allein im Stande, dem Buche literarischen Wert zu verleihen. — Wenn wir jedoch gestehen, daß uns gleich die erste Geschichte „Gemsenblut," in der uns der Autor ein paar Menschenkinder seiner engeren Heimat wirklich und leibhaftig vor Augen stellt, am Besten gefällt, so bitten wir, dieses Urtheil als unsere subjective Ansicht zu nehmen, desgleichen, wenn wir behaupten sollten, daß mit solchen Griffen in die Welt seiner Heimat dem Autor am Ende unvergänglicherer Lorbeer erblühen könnte, als durch alle tiefsinnigen, geistreichen Gedankengänge, die er symbolisch, allegorisch und märchenhaft auszuschmücken versteht. Eine Perle, die wir unvermuthet in einer Muschel finden, wird uns mehr erfreuen, als Perlen, die als solche gerühmt und angeboten werden. (Wir sprechen hier von der Moral der Fabel.) —tt—

Eine Feuilletonsammlung. „Literarische Modelle und andere Geschichten." Von Ferdinand Groß. Verlag von S. Fischer, Berlin 1887.

Einer der geistreichsten Wiener Feuilletonisten, Ferdinand Groß, überrascht uns mit einer Sammlung seiner Feuilletons. Ferdinand Groß betrachtet das Feuilleton in dem Lichte, in welches der tiefsinnige Du Prel dasselbe stellt. „Dem Feuilletonisten — sagt der genannte Autor — gehört die ganze Welt. Sein Auge soll gleichsam das Organ einer geistigen Optik sein, welche ihn davor schützt, je über Mangel an Stoff klagen zu müssen und die gestaltenreiche Sansara anzuklagen, daß sie arm sei an interessanten Objecten — ein Tadel, der immer auf Den zurückfällt, der ihn ausspricht. Ein solcher geistiger Optiker war beispielsweise Jean Paul" . . . . Unserem Feuilletonisten ist jedes Sujet geläufig und jedes behandelt er mit gleicher Virtuosität in Form und Inhalt, zudem ist er geistreich — zu jeder Tageszeit. Groß beherrscht die ganze Scala menschlicher Stimmungen, denn bald ist er pathetisch, bald humoristisch, bald ergreifend, bald schalkhaft, bald finden wir eine an Alphonse Karr gemahnende Satyre — die aber nie in den Bogumil Goltz'schen Sarkasmus verfällt — bald gedankenvollen Sterne'schen Humor oder Andersen'sche Gemüthstiefe. A. E.

Geistig und körperlich wohlerzogene Kinder sind unstreitig der Eltern bestes Gut, und es gibt für diese keine ernstere und heiligere Pflicht, als die vernünftige Erziehung und naturgemäße körperliche Pflege der Kinder, keine segensreichere Arbeit, als deren geistiges Streben verständnisvoll zu unterstützen und ihnen den Weg zu dem vorgesteckten Lebensziele zu ebnen. Wenn die Eltern für andere Gebiete ihrer Thätigkeit sich gerne die Hilfe eines literarischen Rathgebers, welcher in Gestalt irgend einer Fachzeitschrift im Hause Eingang findet, gefallen lassen, so werden sie gewiß auch **„Schule und Haus,"** Zeitschrift zur Förderung der Erziehung und des Unterrichtes, mit Freuden begrüßen. Das Blatt macht die Eltern mit der Schularbeit vertraut, gibt Winke, wie man den Kindern die Lernarbeit erleichtert, deren Studienerfolge sichert und der Jugend das Leben schöner, die Zukunft glücklicher gestaltet. Verwaltung von „Schule und Haus" III., Beatrixgasse 28 in Wien. V.

Die Erde in Karten und Bildern. Handatlas in 60 Karten, mit 800 Illustrationen. In 50 Lieferungen. (A. Hartleben. Wien.)

In den soeben zur Ausgabe gelangten fünf weiteren Lieferungen (16 bis 20) hat das von uns mehrfach empfohlene Werk wieder einen beträchtlichen Schritt nach vorwärts gemacht. Wir dürfen zunächst auf die schönen und reichhaltigen Kartenblätter aufmerksam machen. Die beigegebenen Städtepläne (Berlin, Hamburg, Dresden) sind klar. Die anderen Blätter sind: Die südliche Hälfte von Süd-Amerika, Galizien, eine Karte der Wärmelinie und Regenmenge der Erde und die Karte von Dalmatien mit angrenzenden Gebieten. Von gleicher technischer Vollendung sind die Illustrationen, welche als vorzügliches Element der Anschaulichkeit den Text umranken. V.

Lauser's **„Allgemeine Kunstchronik"** in Wien leitet ihren zwölften Jahrgang in vielversprechender Weise ein. Ludwig Anzengruber erscheint auf dem Titelblatt mit einem gedankenreichen Gedichte: „Weisung." Emerich Ranzoni liefert eine Charakteristik des Malers Franz Rumpler. Von Ferdinand v. Saar finden wir ein dramatisches Fragment „Benvenuto Cellini;" von Marie Ebner-Eschenbach einige „Fabeln;" von Richard Voß einen wertvollen Beitrag zur Frage „Wie wird man Schriftsteller?" Rudolf Baumbach, Max Kalbeck und Franz Keim haben „Sprüche," Ada Christen, Martin Greif, Hieronymus Lorm und Adolf Wilbrandt haben Gedichte beigesteuert. Wilbrandt's „Weltkomödie" verdient besondere Beachtung. Auf allgemeines

Digitized by Google

Interesse darf wohl der (von G. Ramberg zusammengestellte) Cyklus „Wie wird man Schauspieler?“ rechnen. Die berühmtesten deutschen Bühnenkünstler haben Beiträge zu dieser Frage geliefert. An Abbildungen werden Originalzeichnungen von Franz Rumpler, Angelo Trentin und Hans Makart, sowie Gemälde von Franz v. Defregger, Paul Hoecker und Aug. Wolf in Venedig vorgeführt. V.

Eine neue musikalische Zeitschrift! Der seit dem 1. October in C. A. Koch's Verlag (Leipzig) erscheinende „Musikalische Hausfreund,“ Blätter für ausgewählte Salonmusik, hat sich die Aufgabe gestellt, begabten Componisten den Weg in die Oeffentlichkeit zu ebnen und den Abonnenten die Gelegenheit zur Anschaffung einer billigen musikalischen Hausbibliothek zu bieten. V.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwickelung, von Friedrich v. Hellwald. 2.—3. Lieferung. (Leipzig. Ernst Günther. 1888.)

Geschichte des Prager Theaters. Von den Anfängen des Schauspielwesens bis auf die neueste Zeit. Von Oscar Teuber. Dritter Theil: Vom Tode Liebich's, des größten deutschen Bühnenleiters, bis auf unsere Tage (1817—1887). (Prag. A. Haase.)

's Bärbele. Dorfgeschichte aus Oberösterreich, von H. R. Jung. (Erlangen. E. Th. Jacob.)

Schwizer Dütsch. Aus dem Canton Luzern, 5. Heft. Gesammelt und herausgegeben von O. Sutermeister. (Zürich, Orell Füßli & Comp.).

Vom 1. Januar ab erscheint im Verlage von E. Daberkow, Wien, eine **„Illustrierte Briefmarken-Zeitung,“** herausgegeben von H. Schwaneberger, am 1. und 15. eines jeden Monates.

Postkarten des Heimgarten.

R. und **H.** Wir können uns grundsätzlich auf Beantwortung verschiedener Fragen nicht einlassen. Sie dürften in Literaturgeschichtswerken, bez. in einer Metrik den besten Aufschluß über Ihre Gegenstände finden.

W. H., Cilli: Reisel's „Familienfreund“ hat zu erscheinen aufgehört. Wie der Herausgeber desselben in der Schlußnummer mittheilt, war die Concurrenz mit Blättern von leider nicht immer der saubersten Art nicht mehr möglich. Auch wir hatten den „Familienfreund“ liebgewonnen und bedauern sein Eingehen lebhaft.

J. M., Breslau: Den Aufsatz von Brandes, welcher nachweist, daß Emil Zola durchaus Symboliker ist, finden Sie in der „Deutschen Rundschau,“ Januarheft 1888.

A. E., Wien: Wir können nur solche Bücher besprechen, von denen uns Prüfungsexemplare zukommen.

E. G., Horic: Zu dem Rührendsten, was wir je gelesen, gehört Ihr uns gesandtes Gedicht: „Ach, mein Vög'lein!“ Der Ruhm, den es Ihnen bringen wird, soll Sie aber nicht zu hochmüthig machen. Bedenken Sie, Ruhm ist vergänglich. Das unsterbliche Gedicht aber lautet:

Ach, mein Vög'lein!

Ach, mein Vöglein ist tod!
Gestern war's lustig — und heute ist fort!
Ach wer wird lustig singen und springen
Und mir wieder so einen bringen?

Früh wann ich aufstand,
Gs mir entgegen lacht;
Und wenn ich fort geh.
Gs mir sagt: Ade, ade.

Und wenn ich wiederkomm,
Gi, schön willkomm, schön willkomm,
Wenn ich zu Mittags sitz:
Gs mir guten Apetit wünsch.

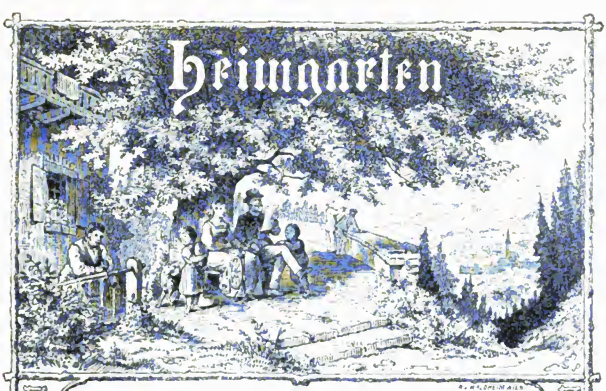
Auf viele Anfragen: Die Beschlagnahme des vorigen Heimgartenheftes erfolgte wegen eines humoristischen Dialectgedichtes „Da Vafuacha“ von Königsbrun-Schaup. In diesem Gedichte sagt der Teufel zum Heiland, den er der ärmlichen Kleidung wegen für einen Bettler hält und der sich von ihm nicht versuchen lassen will, ein Wort, in welchem das Verbrechen der Gotteslästerung gefunden worden ist.

* In mehreren Blättern stand zu lesen, daß auf meiner neuesten Reise in Deutschland der Herzog von Sachsen-Meiningen mich zu Tische geladen habe und daß ich ihm darauf telegraphiert hätte: „Wenn ein Mann im einfachen deutschen Rocke in das Haus eines deutschen Fürsten treten dürfe, so könnte ich kommen, Frack hätte ich keinen.“ — Die von unbekannter Seite herrührende Notiz ist dahin zu berichtigen, daß ich auf die Einladung obige Worte nicht an den Herzog, sondern an den Dichter Rudolf Baumbach gerichtet habe, mit der Bitte, sie dem Herzoge, dem er nahe steht, in geeigneter Weise zu hinterbringen. — Ich bin gegen derlei Mißverständnisse und Ungenauigkeiten empfindlich und würde nur wünschen, daß die Zeitungen weniger, oft aber mehr der Wahrheit gemäß, sich mit meiner Person beschäftigen möchten.

Rosegger.

Für die Redaction verantwortlich **F. K. Rosegger.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Digitized by Google



7. Heft April 1888. XII. Jahrg.

Martin, der Mann.

Eine Erzählung von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Drittes Buch:

Martin.

Juliana von Ebenstein saß am Brunnen vor dem Blockhaus — mitten im Schatt.

Ueber den Fichtenwipfeln stieg die Morgensonne auf, sie flimmerte in dem Wasser, das in der Runse rann, sie glänzte in den Thautropfen, die auf den Gräsern zitterten, sie lag in grünen, blauen und rubinrothen Sternlein auf allen Blättern, an denen Wassertropfen standen. Von den Bäumen tropfte es sachte nieder und die Luft war kühl und klar.

Juliana saß eng in ihren Mantel gehüllt da und wußte nicht, was jetzt werden sollte. Sie konnte keinen rechten Gedanken fassen, noch weniger zu einem Entschlusse kommen. Noch nie in ihrem Leben war sie sich so hilflos und unschlüssig und gleichzeitig auch so ergeben vorgekommen, als zu dieser Morgenstunde im Walde. Nur das Eine wußte sie, daß sie nicht sagen durfte, wer sie war.

Als sie wie träumend hinausblickte über die Wiese, sah sie dort von der Reutung her, wo gestern das Feuer gebrannt hatte, einen stattlichen Mann schreiten, der hinter sich ein todtes Thier heranschleifte. Als er auf der Höhung der Matte mit seiner ganzen Schlankheit in den Himmel hineinstand, erschrak Juliana vor der Hühnengestalt, die sich aber wieder dem gewöhnlichen Maße nahte, je näher er dem Blockhause kam. Es war ihr Gastherr und das todte Thier ein Wolf, den er hinabzog gegen die untere Hütte.

Bald hernach kam er zum Blockhause heran, lüftete ein wenig den Lodenhut und fragte, wie die Frauen

Digitized by Google

gernht hätten. Jetzt erst konnte sie sein Angesicht betrachten. Es war ein frisches, gebräuntes Bauerngesicht, aber diese Stirne und dieses Auge! Kraft, Ernst und Treuherzigkeit sah sie an ihm, und es war ihr wohl. Sie antwortete auf seine Frage, daß die Rast eine gute gewesen sei, daß sie aber bitten müsse um ferneres Obdach, weil sie noch gar erschöpft wäre von der Wanderung und dem gestrigen Schreck. Ihre Freundin sei schon am frühen Morgen aufgebrochen, um in das Timmerthal zu wandern, wo sie zu Hause wären, und sie würde Leute schicken.

„Wozu Leute aus dem Timmerthal?“ fragte er. „Ich habe deren auch im Schatt, die Euch begleiten können, wenn Ihr fort wollet. Jetzt ist es aber noch nicht Zeit, wenn Ihr Euch erholt habt, möget Ihr gehen. Enere Freundin ist nicht gerade aus dem Timmerthale, sie ist die Frau des Försters Baumgartner im Scharnthale.“

Julianen stieg das Blut in die Wangen, da sie sich auf einer Unwahrheit ertappt sah, sie hatte darauf gerechnet, daß er die Försterin nicht erkannt haben würde. Wenn er nun die Maria kennt, und wenn er gehört hat, daß Juliana von Edenstein sich im Forsthause aufgehalten, und wenn er ferner weiß, wer diese Juliana von Edenstein ist — was kann er daraus für Schlüsse ziehen? — Wenn sie jedoch die Unbefangenheit bedachte, in der er mit ihr sprach, so glaubte sie sicher sein zu dürfen, daß er keine Ahnung hatte, wer sein Gast war.

Nun gieng der Mann in das Haus, eilte geschäftig auch hinab zur Hütte und kam mit einem Brette zurück, auf welchem ein Töpfchen Milch, ein Lattichblatt mit Butter, ein Stück Brot und ein Rindenkörbchen mit frischen Erdbeeren war, und auch blankes Eßzeug dabei.

„Weil keine Hausfrau da ist“, sagte er, „so müsset Ihr mit meiner Aufwartung zufrieden sein.“

Julianen schien es fast, als habe er das Wort „meiner“ weniger, und das Wort „Ihr“ mehr betont, als es im Sinne der Sache gewesen wäre. Der Gastherr bereitete ihr auf dem Holzblock einen Tisch und ermunterte sie, zuzugreifen.

Ob nicht auch er theilnehme?

Er habe sein Morgenbrot schon verzehrt.

Als sie Milch getrunken und Brot gegessen hatte, und er bei ihr saß und sich an ihrem Behagen erfreute, stellte sie an ihn die Frage, wieso es denn komme, daß hier, mitten in dem großen Walde, die Ansiedelung sei?

„Weil ich hier rente,“ antwortete er, „und weil ich hier ein Haus gründen will.“

„Es scheint nicht, daß Ihr im Walde geboren seid,“ sagte sie.

„Das bin ich auch nicht,“ antwortete er.

„Und wieso wollet Ihr Euch nicht in einer fruchtbaren Gegend das Haus gründen?“

„Weil die fruchtbaren Gegenden alle schon vergeben sind.“

„Und warum wollet Ihr Euch in jungen Jahren in der Wildnis vergraben?“

„Ich werde mich nicht in ihr vergraben,“ sagte er, „ich werde sie ausrotten.“

Sie aß nun Erdbeeren, legte aber bald den Löffel weg und fuhr fort zu sprechen: „Ich verstehe Euch. Ich selbst liebe die Wildnis und, wenn ich ein Mann wäre, würde ich vielleicht wie Ihr thun. Es steht dem Manne besser an, die Welt urbar zu machen, als sie zu verwüsten.“

Der Gastherr im Walde warf einen kurzen scharfen Blick auf sie. Da sie nichts mehr genoß, hob er das Brett und trug es in das Haus. Sein ganzes Wesen war schlicht und natürlich, aber es war nicht die plumpe Natürlichkeit des Waldmenschen, sondern die des gesellschaftlich Gebildeten. Das weckte immer lebhafter ihre Neu-

Digitized by Google

gierde, und als er wieder zur Thüre heraustrat, fragte sie ihn geradeswegs, ob er denn von Haus aus ein Bauer sei?

— Mich verhören? Trotzdem die Wahrheit. So dachte er und sprach: „Ich stamme durch meinen Großvater vom Bauernstande ab, doch habe ich mancherlei gesehen und erfahren, und auch gelernt, was nicht des Bauers ist. Dann wollte ich Förster werden; der Stand hat mich aber nicht befriedigt, er ist nicht so schön, als er im Buche steht. So erwarb ich mir mit einem kleinen Vermögen ein Stück in diesem Walde, welcher bisher fast herrenlos gewesen ist. Die alte Hütte hier, die einmal von einem menschenscheuen Sonderling gebaut worden sein mag, ist schon lange nicht mehr bewohnt gewesen. So gibt es da zu schaffen genug. Daß Ihr wisset, bei wem Ihr seid: ich heiße Martin, und das ist das Martinshaus."

„So darf ich Euch Martin nennen?" fragte Juliana.

„Es ist schon recht," antwortete er.

Sie stand von ihrem Sitze auf, gieng zwei Schritte an ihn heran und sagte: „Martin, ich fürchte mich nicht vor Euch."

Er schaute ihr ernst in's Gesicht, als verdiene sie für diese Bemerkung einen Vorwurf.

„Ich vertraue Euch," fuhr sie fort, „und ich bleibe hier, so lange, bis ich weiter kann."

„Ihr seht, wie wenig ich zu bieten vermag," sagte er, „wenn es Euch genügt, so freut es mich. Aber die Langweile ist zu fürchten."

„Nein," sagte sie rasch, „ich werde bei Euch sein."

„Frauen zu unterhalten," versetzte Martin bedächtig, das habe ich nie gelernt. Und mir bei der Arbeit zuzuschauen, das wird Euch wohl verdrießen."

Juliana wollte auf diese Bemerkung etwas entgegnen, aber sie hielt das Wort zurück, und nur ihre leise zitternden Mundwinkel deuteten es an.

An demselben Vormittage gieng Martin über die Rodung in den Wald hinauf. Er hatte die Art und ein Schußgewehr bei sich. Juliana begleitete ihn; wie märchenhaft war ihr zu Muthe! Sie kamen am Wasserfall vorüber, wo das Bächlein über einen Felsen sprang, sie giengen einen Steinwall entlang, sie kamen an einen Holzschlag, wo die zwei alten Männer arbeiteten, die gestern unten auf der Rodung gewesen waren. Juliana hatte sich vorgenommen, mit ihm ein Gespräch anzufangen, aber er war wortkarg, und da blieben auch ihr die Worte im Munde stecken. Trotzdem gieng sie hinter ihm her; es kam ihr unschicklich vor, es kam ihr lächerlich vor, aber sie gieng hinter ihm her. Als sie an die Stelle gekommen waren, wo Martin das Gewehr an einen Stamm lehnte und mit der Art die gefällten Bäume zu entästen begann, setzte sie sich auf einen Baumstock und schaute ihm zu. Unverwandt eine Stunde oder länger schaute sie ihm zu, als ob sie das merkwürdige Kunststück, wie ein Mensch Holz hacke, in ihrem Leben noch nie gesehen hätte. Er merkte das, und so trat er einmal an sie heran und sagte: „Verzeiht mir, daß ich Euch die Zeit nicht besser vertreiben kann. Ich würde Euch ja gerne Gesellschaft leisten, aber erstens bedürfen meiner die zwei Arbeiter hier, und zweitens — nun, Ihr wisset es ja, ich habe es schon gesagt."

„Denket nicht, daß ich hier sitze, und arbeitet, wie Ihr es sonst zu thun pfleget," versetzte Juliana, „ich bleibe da und mir wird die Zeit nicht lange werden."

„Wenn Ihr zum Hause hinabgehen wollet, so könnet Ihr das Gewehr mitnehmen. Versteht Ihr damit umzugehen? Ich glaube, daß ich gestern eines der letzten Raubthiere dieser Gegend erlegt habe, doch ohne Waffe ist es noch immer nicht rathsam."

Sie blieb sitzen auf dem Baumstock und sah ihm bei der Arbeit zu.

Digitized by Google

Manchmal leuchtete es warm in ihrem Auge, manchmal rötheten sich ihre Wangen.

Um die Mittagszeit führte Martin seinen weiblichen Gast zum Blockhause und bereitete ein kleines Mahl aus Wildpret, Sauerkresse, Brot und Erdbeeren. Das setzte er der fremden Frau vor und machte eine kühle Verbeugung. Er aß dasselbe, aber nicht mit ihr, sondern abseits, er war aufmerksam und sprach bisweilen ein heiteres Wort, das ihr wie Sonnenstrahl in den Fieberfrost des Herzens gieng. „Martin," sagte sie plötzlich, „ich werde Euch wieder begleiten." Nach dem Mahle verordnete er, daß sie in ihrer Stube bleiben und ruhen möge, damit, wenn Leute kämen, um sie zu holen, sie ihnen auch folgen könne. Dann rief er hinab in die Hütte den Namen Angla, worauf das alte Weib erschien, welches gestern mit den Männern geredet hatte. Diesem gab er Aufträge und hernach gieng er davon, ohne Julianen zu grüßen. Sie blieb in ihrer Stube, warf sich auf's Bett und begann zu weinen. So heftig und leidenschaftlich zu schluchzen, daß sie selbst davor bebte. „Verworfen! verworfen!" stöhnte sie, „verworfen von einem Bauern!" — Später, als sie ruhiger geworden und an die Stelle des Fühlens einigermaßen wieder das Denken getreten war, besann sie sich auf ihre seltsame Lage und auf sich selbst. Da kam es plötzlich über sie, sie müsse auf und davon und dürfe keinen Augenblick länger weilen in der Nähe dieses Menschen, dessen dämonische Kraft nun auch sie, wie ihre Freundin Maria, inne geworden war. Sie wollte fort aus der Wildnis, in welche sie sich so muthwillig gestürzt hatte, sie wollte fort durch alle Gefahren, nur um der größten zu entfliehen, um die Ehre des Weibes und der Königin zu retten. Aber als sie aufstand, zitterten ihr die Füße und sie sank erschöpft und fast ohnmächtig auf das Lager zurück.

Als es Abend ward, kam nicht der Martin, sondern das Weib, welches ebenfalls gestern auf der Rodung gewesen, und brachte Milch und Brot. Mit Befremden sah das Weib die junge, schöne, abgehärmte Frau und schüttelte sehr den Kopf und gieng zurück in ihre Hütte, wo die Greise waren, und that geheimnisvolle Aussprüche, daß sich bald etwas ändern würde im Martinshaus und daß man nun wisse, weshalb der Herr sich mit dem Bau desselben so sehr beeile.

Juliana wachte in derselben Nacht und hielt Gericht über ihr Leben. — War sie als Weib nicht ohne Makel? Wer durfte sie verstoßen? Hatte sie weniger Anrecht auf das Leben, als das geringste Weib, welches den Herzerwählten zum Manne nimmt? Steht sie darum mächtig an der Spitze eines Volkes, daß sie ein Vorbild unseliger Vorurtheile sei? Hat nicht gerade sie die Macht, also auch die Pflicht, vernünftigere Zeiten anzubahnen? — Als im aufgehenden Morgen die Wände der Stube dämmerten, war ihr Entschluß gefaßt. Sie wird werben. Das Reich muß ihren Erwählten anerkennen. — Sosehr war sie versunken in den Abgrund der Liebe.

Als Juliana in's Freie trat, fühlte sie sich frisch. Sie wollte zur Hütte hinabgehen, da begegnete ihr das betagte Weib, Angla geheißen, mit dem Morgenbrot. Sie fragte, wo Martin sei?

Der sei schon in den Wald gegangen.

„Jetzt merke einmal, meine Liebe, was ich Dir sagen werde," sprach Juliana zum Weibe. „Es kann sein, daß heute Leute kommen und einer fremden Frau nachfragen werden. Sage ihnen, dieselbe habe einen Tag und zwei Nächte lang in diesem Hause gewohnt und sei dann davongewandert."

Hierauf reichte sie dem Weibe ein Silberstück und gieng hastig aufwärts über die Matte.

Digitized by Google

Dort oben, wo die Rodung zu Runde geht, und wo man auf die Hütte und das Blockhaus herabsehen kann, ohne von da aus bemerkt zu werden, ließ sie sich nieder auf das Moos und lauerte. Sie wußte nun, daß Martin vor ihr flüchtete, und sie wollte von hier aus erspähen, wann er nach Hause kehre. Sie lag den ganzen Vormittag im Moose, so lange, bis zwischen den Wipfeln die heiße Sonne niederstach, und den Martin sah sie nicht kommen. Hierauf sättigte sie sich an Waldbeeren und hub an, planlos hin- und herzugehen. „Was kann ich dafür, daß ich den Verstand verloren habe," sagte sie zu sich selbst, „ich bin eben verliebt. Und eine verliebte Königin ist ein Ungeheuer. Nicht gewohnt zu warten, sondern zu befehlen. — O Gott im lieben Himmel oben!" Sie legte die Hände auf ihre Brust, „Laß mich doch der Thorheiten vergessen. Ich bin ja nichts als eine niedrige Magd, und demüthig will ich bitten und mit Geduld will ich ihn suchen."

So wandelte sie dahin den ganzen Tag und suchte ihn. Er war nicht in der Rodung und nicht auf der Sandhalde, er war nicht am Wasserfall und nicht bei den Holzschlägern. Sie gieng am langen Wall hin, eine Art wilder Mauer, die einst das Eis zusammengeschoben haben soll, sie gieng in den todten Grund, wo auf sumpfigem Boden keine Bäume wuchsen, sondern Binsen, Germen, Farren, Lattich und Schilf. Die Gräser waren höher als das Weib, aber dieses glaubte zwischen dem wilden Gerank Martins Fußspur zu erkennen und gieng weiter. Sie kam zu einem stillen Wasser, dasselbe lag in einem üppig bewucherten Bachbett da, rieselte nicht, sondern stand schwarz und tief als schmaler, endloser Tümpel. Das todte Wasser war aber voller Leben. Kleine Aale, die vom Wasser auf's Land sprangen, Frösche und Kröten, die vom Gebüsch in den Tümpel hüpften, Schwimmkäfer aller Art zu Tausenden, darüber die sausende Libelle, der schimmernde Falter, in der Sonne kreisende Mückenschwärme. Manch' ein Nagelfischlein schießt aus dem Wasser in die Luft, um die summende Fliege zu erhaschen und der schwarze Spiegel wirft seine Ringe, wo der Jäger mit seiner Beute wieder untergetaucht ist.

Juliana konnte hier nicht weiter, sie kehrte um; weil aber die Sonne schon untergegangen war, so fand sie die Richtung nicht mehr, von welcher sie gekommen. Sie schritt querhin durch das hohe Wildgras. Sie erreichte eine Höhung, von welcher sie nichts sehen konnte, als die Strüppe des todten Grundes und die Dunkelheit, die darüber lag. Sie wendete sich nach verschiedenen Seiten und kehrte wieder um, hier, weil ihr die Richtung verfehlt schien, dort, weil sie das wuchernde Schlinggewächse nicht zu überwinden vermochte. Endlich sah sie durch die Büsche ein Licht schimmern. Dem strebte sie zu, nachdem sie ihre Kleider noch höher geschürzt hatte. Sie kam in's Gesumpfe und sank über die Knöcheln ein. Das eine Licht war verschwunden, hingegen sah Juliana — wie sie jetzt auf einem erhöhten Steine stand, viele bläuliche Lichtsäulen aus dem Boden sich erheben. Dazwischen tanzten und hüpften kleine Flämmlein hin und her, zuckten zusammen, sprangen wieder auseinander, verloschen plötzlich und tauchten wieder auf. Die Büsche hatten grünlich-blaue Ränder, wie Heiligenschein. Dort, aus finsterem Grund schwebte ein Ring langsam und ätherisch in die Höhe; er war wie aus zartem Nebelstoff, in den das Mondlicht fällt. In der Höhe verschwand er. Da unten standen Germen wie in Phosphorglanz, und wenn Juliana in die Nähe kam, war es nichts. Nun stand sie still und betrachtete mit Grauen das nächtliche Spiel der Sumpfdünste. In der Luft war ein wunderliches Sausen und Sieden, als ob ungeheuere Mückenschwärme zögen, dann wieder ein feines Pfeifen

Digitized by Google

und Winseln, ähnlich wie es zu hören ist, wenn nasse Holzscheiter im Herdfeuer brennen.

Juliana sah keinen Reiz mehr in diesen Erscheinungen der wilden Natur. Sie wußte nicht Rath und sie dachte wieder daran, wie das Weib ohne Begleitung des Mannes so oft in die Irre geht. Sie wandte ihr Auge zum Himmel, daß sie sich etwa durch bekannte Sternbilder zurechtfinde. Aber der Himmel war selbst ans Rand und Band. Die Sterne standen nicht, sie flogen in geraden Strichen und in weiten Bogen über das Himmelszelt; in Kreuz und Quer schossen sie hin, die einen nach rechts, die andern nach links, jeder fuhr scheinbar der Erde zu und, bevor er ihr nahe kam, verlosch er. Anfangs glaubte Juliana, daß sich das Spiel der Sumpflichter am Firmamente fortsetze, allmählich erinnerte sie sich, daß zeitweilig, besonders im Spätsommer, große Sternschnuppenfälle vorkämen; sie beruhigte sich umsomehr, als sie sah, daß die eigentlichen bekannten Sterne doch an ihrem Platze stehen bleiben. An diesen berechnete sie ihre Richtung und kam endlich zurück an den langen Wall, von welchem aus die Sumpfgegend bis zum Urwalde hin zu übersehen war. Sie blickte hinab in die todten Gründe und erstaunte sehr, als sie da unten und weit hingegossen einen ätherisch glänzenden See liegen sah. Stellenweise strebte es aus demselben wie eine Wasserhose auf, stellenweise war es, als schwämmen blaufeurige Schifflein hin, dann tauchten schwefelgelb flimmernde Sternlein auf und stürzten sich wieder in den See, dann lohte dort eine matte blaue Flamme, es lohte hier eine solche, es lohten ihrer viele, an allen Enden, und auf einmal war es, als sei der todte Grund ein Pfuhl, in welchem eitel Spiritus brennt. — Allmählich gieng das phosphoresciérende Leuchten in eine graue Dunstschichte über. Am Himmel flogen noch immer die herrlichen Bögen; manch hinfahrender Stern leuchtete so stark, daß um die Waldwanderin Baumschatten zuckten.

Als Juliana herauskam gegen die Rodung, zirpten zu ihren Füßen Grillen. Jetzt athmete sie auf. Und in den Fenstern des Blockhauses schimmerte Licht.

Sie wollte nun das Haus in weiter Runde umgehen und zur Hütte hinabeilen; wie erschrak sie, als sie doch plötzlich vor seinem Fenster stand, das halb geöffnet war. Sie schwelgte fast in der Empfindung, daß sie hier im Walde ganz das schlaue, neugierige, lüsterne, vor Allem zitternde und Alles wagende natürliche Weib war. Sie stellte sich vorsichtig an's Fenster und lugte hinein in die Kammer, in welcher sie die vorhergegangenen Nächte geruht hatte. Die Thür in die größere Stube hinaus stand offen, und durch dieselbe fiel der Lichtschein der draußen stehenden Ampel herein in das dunkle Gemach. Nun trat der Mann durch die Thür. Er mußte sich in der Vorstube gewaschen haben, denn eben noch rieb er sich mit einem Linnen den braunen Nacken. Er war in losem Hauskleide, das Hemd ein wenig offen, so daß die nackte Brust gesehen werden konnte. Nun warf er das Linnen auf eine Bank hin und begann mit verschränkten Armen durch die zwei Stuben auf- und abzuschreiten. Juliana konnte ihn nur sehen, wenn er in die dunkle Kammer trat und er durch die Thür beleuchtet wurde. — Und wenn die schlanke lichte Gestalt im dunklen Raume so dastand, gieng ein Schauern durch das Wesen des Weibes. Nun stützte er sich an die Stufen des Bettes, war lange unbeweglich und sann vor sich hin. — Woran mag er denken? Kann ihm denn etwas Anderes als seine Holzarbeit und Rodung im Sinne sein? Hat er einen Kummer? Hat er Langeweile? Fühlt er sein Herz? — Solche Fragen stellte sich Juliana, und keine Antwort.

Digitized by Google

Nun gieng er hinaus und kam, in der Hand die Ampel tragend, wieder zurück in's Schlafgemach. Bei solchem Scheine war er so schön, daß Juliana halb bewußtlos gegen das Hausthor wankte, um dort anzuklopfen. Sie klopfte nicht, sie ergriff die Flucht und eilte hinab zur Hütte, wo die zwei alten Männer und das Weib Angla waren. Letzteres war hell aufgebracht, als die Fremde erschien. Allsogleich erzählte sie den Aerger, den sie dieser Frau wegen auszustehen gehabt habe. Da sei am späten Mittag der Martin heimgekommen und habe der Frau nachgefragt. Da habe sie — die Angla — berichtet, die Frau wäre fortgewandert, worauf der Martin fast zornig geworden und ihr Vorwürfe gemacht hätte, daß sie die fremde Frau nicht zurückgehalten. Er wäre dann selber suchen gegangen im Walde, aber unverrichteter Sache wieder zurückgekehrt und hernach bei übler Laune gewesen, was sonst noch gar nie vorgekommen, seit sie ihm in der Nähe wohne. Das sei aber erst Eins gewesen. Am Nachmittag sei der Jackel, das wäre ihr Sohn, von einem Botengang heimgekommen und habe zwei Jägersleute, oder was sie sonst gewesen, mitgebracht, und diese hätten der Frau nachgefragt. Denen habe die Angla auch erzählt, daß sie fortgewandert sei, wie sie es ja selber anbefohlen habe. Die Männer wären ganz rathlos gewesen und hätten ihr auch Vorwürfe gemacht. Als die Angla ihnen die Richtung angegeben, welche die Frau muthmaßlich eingeschlagen, seien sie eilends wieder davongezogen. Und jetzt sei die Person auf einmal wieder da! Hundsmüde werde sie sein! Einen Wolfshunger werde sie haben! Ein Elend sei es mit so Leuten! Sie solle doch im Gottes Namen niedersitzen und einen Löffel Suppe essen.

Nun war zum Niedersitzen aber weder Stuhl noch Bank da, nur ein großes Moosbündel, hinter welchem auf getrocknetem Heidekraut und Riedgras die zwei alten Männer lagen und schnarchten. Juliana setzte sich auf das Moosbündel und trocknete mit dem Aermel ihres Rockes die Tropfen an der Stirne. Das war heute wieder ein Tag! Die Angla schürte glosende Herdglut, um die Suppe aufzuwärmen, welche vom Abendbrote übrig geblieben war. Damit sie bei dieser Arbeit sah, hielt sie in den Zähnen einen brennenden Span und brummte dabei unverständliche Worte.

Juliana trank die Suppe aus dem rußigen Topf, dann bat sie um ein Plätzchen zum Ruhen.

„Der Martin laßt Euch nit ein, gelt?" fragte die Alte schelmisch.

„Ich habe bei ihm keinen Einlaß begehrt," sagte Juliana, und zwar mit einem so seltsam ernsten Tone, daß die Angla stutzte und hernach begütigend beigab: „Nu, ich glaub's ja, glaub's ja. Ueber dem Ziegenstall ist frisches Heu. Jetzt hätte ich aber schier was vergessen." Sie langte in ihr Busentuch und zog ein stark zerknittertes Papier hervor: „Das hat mein Jackel mitgebracht. Eine Frau, sagt er, hätt' ihm's gegeben und der andern Frau beim Martin sollt' er's zustellen. Ich weiß nit, was es ist."

Juliana nahm das Papier, das mit Harz zugeklebt war. Sie löste es los und sah eine Bleistiftschrift. Sie erkannte die Schriftzüge der Freundin Maria. Die Angla hielt ihr den Leuchtspan, und während Juliana las, dachte die Alte: Was das schon wieder sein muß, daß die schöne Frau krebsroth wird beim Lesen!

Auf dem Papier stand Folgendes:

„Meine liebe Juliana!

Jetzt habe ich die Männer gefunden und schicke sie sogleich. Zum Glück ist ein Knabe von den Hütten zu Weg, daß sie hinfinden. Kann Dir nit sagen, was ich ausgestanden hab unterwegs, deinetwegen. — Ich hab's

Digitized by Google

zu leicht genommen, daß ich Dich allein gelassen. Hüte Dich vor diesem Menschen, ich sag Dir's! Daß er nit Dein Unglück wird! Das ist einer, dem man todtfeind sein muß, oder ihn liebhaben, anders kann man nit. — Jesus Maria, es geht mir nichts Gutes zu Sinn, wenn Du nur wieder im Försterhaus wärest! Diese Tage werd ich mein Lebtag nit vergessen, und die Verantwortung. Wenn ich Dir nur nit gefolgt hätt! So tief in den Schatt hinein! Auf den Knien bitt' ich Dich: Hüte Dich vor diesem Menschen! — Ich verhoff noch heut mit der Hilf Gottes heimzukommen und schick Dir den Peter entgegen.

Maria Baumgartner."

Als Juliana den Brief gelesen hatte, bat sie, daß man ihr die Schlafstelle anweise. Im Uebergelaß des Ziegenstalles legte sie ihre erschöpften Glieder hin auf das Heu. Sie sann und sie träumte, und es kam kein Schlaf. Unter ihr scharrten die wiederkauenden Ziegen. Mehrmals hörte sie, daß die angelehnte Leiter, die zu ihr hinaufgieng, in Bewegung gerieth. So rief sie lant: Was es gäbe?

„Seid Ihr noch wach?" rief unten die Stimme der alten Angla. „Ich kann auch nit schlafen, sitze da an der Leitersprieſſel und bin allverzagt."

„Was fehlt Euch?" fragte Juliana.

„Weil Ihr mich fragt," entgegnete die Angla, „so muß ichs schon sagen. Ihr thut mir so viel derbarmen. — Da laß ich mir nichts weiß machen, Ihr seid kein Bauersmensch, Ihr seid was Besseres und es muß ein großes Unglück sein, das Euch in den Schatt gejagt hat. Wetten will ich, es geht Euch so, wie es uns ist gangen. Wenn ich vorhin hart bin gewest, thut mir's verzeihen."

Dieses Wort that Julianen wohl. Indem fiel es ihr jetzt ein, daß das Weib ihretwegen vielleicht keine Schlafstatt habe.

„Wozu sollet Ihr auf der Leiter sitzen!" rief sie dann, „kommet doch herauf, hier ist noch Platz."

„Vergelt's Gott!" antwortete das Weib, „Platz ist auch drinnen bei meinem Alten. Aber ich komm gern hinauf."

Sie kletterte die Sprossen empor und kauerte sich zu Füßen Julianens in's Heu.

Juliana nahm die Gelegenheit wahr, um etwas über die Geschichte der Ansiedlung zu erfahren.

„Saget mir einmal," fragte sie, „wer sind die Männer, die in der Hütte schlafen?"

„Die gehören mein," antwortete die Angla, „der eine ist mein Bruder und der andere mein Mann."

„Wieso seid Ihr in diesen Wald gekommen?"

Die Alte antwortete nicht sogleich, endlich flüsterte sie:

„Man sollt sowas nit weiter sagen. Wenn's die Herren erfahren, dann ist es aus mit uns. Die Königin ist schlimm in solchen Sachen. Erst kürzlich soll sie einen Unschuldigen haben henken lassen. Was möcht erst den Anderen geschehen!"

Das Weib schwieg. Auf die Bitte Julianens, weiter zu sprechen, antwortete es zögernd: „Es wird doch gescheiter sein, wir schlafen."

„Ich will nicht in Euch dringen," sagte Juliana, „nur wenn Euch etwas drücken sollte — ich bin nicht Euer Feind."

„Es ist auch nit so gemeint gewesen," fuhr die alte Angla fort, „aber das weiß ich, wenn sie ihn dazumal erwischt hätten, meinen Mann, sie hätten ihm des Seilers Halstüchel umgebunden. 's ist ja ledig nur im Weinrausch gewesen, was bekümmert sich sonst ein Arbeitsmensch um solche Sachen. Ist bei der Zielwanger Bretterſäg' in Arbeit gestanden. Tragt ihn der Teufel am selbigen Tag in's Wirthshaus. Und wie der Bot bei der Thür hereingeht und sagt: Wißt's was Neues,

Digitized by Google

Leut? den König haben sie derschossen! haut mein Mann die Faust auf den Tisch und schreit: Guet ischt's! — Sonst nichts und kein Wort nit. Guet ischt's, hat er gesagt. Die Leut haben nit einmal g'achtet drauf und er selber hat nimmer dran denkt. Zwei Tag drauf suchen ihn die Fanger. Auf die Säg' sind sie kommen und wenn mein Mann nit durch die Radstnben in's Wasser springt, so haben sie ihn! Eilends kommt er heim und sagt: Weib! flüchten heißt's jetzt! Ich, todterschrocken, raff ein paar Gewandsachen zusamm und fort. Da ist's uns ein bissel schlecht gangen, du Herrgott im Himmel! Im Wald und immer im Wald, wie die Rauber! Einen ganzen Winter lang. Und hören, daß sie uns alleweil noch suchen. Schon ganz in Verzweiflung, und mein Mann sagt: Wie ein solches Leben, lieber henken! Und will sich selber stellen. Auf das begegnet uns — in der Felsenschlucht hinter dem Wolfgangberg drüben ist's gewest — ein Mensch, ein junger, stockfremder Mensch, den bitten wir um ein Stück Brot, wenn er eins hätt, denn ich bin vor Mattigkeit schon zum Versterben. Und erzählen ihm unser Unglück. Da schaut er uns an und fragt, ob wir mit ihm gehen wollten, er gienge in den Schatt. Ruft mein Mann unbesinnt: Eine Räuberbande! mir ist's jetzt schon alles eins. Das nit, sagt der Fremde, im Schatt habe ich mir ein Grundstück gekauft, das will ich roden, und dazu brauch ich Leut. — Jetzt mit dem sind wir, und das ist seitdem unser Herr — der Martin. Nachher bin ich meinen Buben holen gegangen, der bei einem Bauern im Dienst ist gewest, und mein Bruder ist auch mit mir gangen; dem ist es noch nirgends gut ergangen, sagt er, und schlechter als schlecht kann's im Wald auch nit sein. — So, jetzt hab ich Alles gesagt. Und wenn auch Ihr", setzte das Weib ganz leise bei, „was solltet angestellt haben, weil Ihr so allein in die Wildnis herkommt, thut es offen eingestehen, bei uns geschieht Euch nichts."

„Wie lange ist der Martin schon im Schatt?" fragte Juliana.

„Das ist gewiß ein Jahr, oder länger, wir haben einen schlechten Kalender." So antwortete die Angla.

„Ist er seither nie fort gewesen?"

„Er geht nit fort."

„Und ist nie jemand dagewesen, der ihn besucht hätte?"

„Mein Gott, wer denn! Er hat Niemanden, so viel ich weiß. Seine Eltern sind nit mehr. Einen Bruder soll er gehabt haben, der ist als Soldat gestorben."

„Und hat er nicht Weib und Kind?" fragte Juliana.

Die Alte stutzte. „So viel fragen!" sagte sie, „Jesus Maria, wenn ich zu viet schwatze! Er ist unser Wohlthäter. Jeden Abend vor dem Einschlafen bete ich für ihn: Vater unser, der du bist im Himmel, geheiliget werde dein Name —" das Gebet gieng in ein Murmeln über, die Alte schlief. Auch Juliana versank bald darauf in einen tiefen Schlaf, der ohne Traum war.

Eine friedensvolle Sternennacht lag über den weiten Wäldern des Schatt. Im Blockhause war die Ampel längst verloschen. Martin aber schlief nicht, sondern stand am Fenster und schaute hinaus in den Himmel, wo Schnuppe mit Schnuppe trenzten. Leuchtend flogen sie hin, aber jede verlosch, bevor sie zur Erde kam. Es ist ein anderes Feuer, das in den Himmeln glänzt, und es ist ein anderes Feuer, das auf Erden im Menschenherzen brennt . . . .

Juliana erwachte. Sie konnte wenige Stunden, sie konnte hundert Jahre lang geschlafen haben. Ihr war anders, ihr war leicht und stark zu Muthe, lebensfrisch, thatenfroh – fast männlich, wenn sie ein Wort dafür hätte haben müssen. Ueber ihrem Haupte lagen die Dachbretter und zu allen Fugen quoll

Digitized by Google

das weiße Licht herein. Sie war überrascht anfangs, sich im Heu zu finden. Bald besann sie sich. Die alte Angla war nicht mehr da, aber die Grube war da, in der sie geschlafen hatte.

Juliana kletterte die Leiter hinab und als sie im Freien stand, mußte sie wieder die Hand über die Augen halten, so viel Licht überall. Und doch schien die Sonne nicht; der Himmel hatte eine graue Wolkenschichte und die Baumwipfel der Runde standen in einem ernsten Dunkel da. Sie hörte einen Gesang, und als sie um die Hütte bog, sah sie, daß dort oben auf dem Anger vor dem Blockhause die fünf Menschen — auch der Knabe Jackel dabei — auf großen Steinen saßen und ein Lied sangen. Sie hatten keine hellklingenden Stimmen, sie sangen nicht laut, aber in natürlichem Gleichmaß — es klang fast wie eine Orgel.

„Morgenglanz der Ewigkeit,
Licht vom unerschöpften Lichte,
Zeige jetzt zur Morgenzeit
Uns dein strahlend Angesichte,
Und vertreib durch deine Macht
Unsere Nacht.

Deiner Güte Morgenthau
Fall auf unser matt Gewissen,
Laß die dürre Lebensau
Himmelssüßen Trost genießen,
Und erquick uns, deine Schaar,
Immerdar.

Gib, daß deiner Liebe Glut
Unsere kalten Werke tödte,
Und erweck uns Herz und Muth
Hier in deiner Morgenröthe,
Daß wir, eh wir gar vergeh'n,
Recht aufsteh'n.

Leucht uns auch in jener Welt,
Du verklärte Gnadensonne;
Führ uns durch das Thränenfeld
In das Land der heiligen Wonne,
Wo die Luft, die uns erhöht,
Nie vergeht."

Nun dachte Juliana daran, daß ja Sonntag war, und in diesem Frieden der Natur und im Hochgefühle ihres Lebens, wie sie es ähnlich noch nie gehabt, begann ihr Herz bei dem feierlichen Gesang mitzuklingen. Die Gruppe der Sänger hoch überragte das Haupt Martins; sie horchte auf seiner Stimme reinen Ton und preßte ihre Hand an den stürmischen Busen. Daran knitterte der Brief. Arme Maria!

Als das Lied gesungen war, bedeckten die Männer ihre Häupter und Martin winkte dem Knaben Jackel. Das war derselbe, welcher vor mehreren Tagen auf der Wanderung durch den Wald unserer Gesellschaft begegnet war und der nichts gewußt hatte.

„Knabe," sagte der Martin zu ihm, „Du sollst auch am Sonntag Deine Ruhe nicht haben, aber Du wirst dafür an einem andern Tage auf dem Gras liegen oder auf dem Kopf stehen, oder Himbeeren pflücken dürfen, wie Du willst. Heute lege Brot und Käse in Deinen Ranzen und gehe wieder durch den Wald und bleibe manchmal stehen, um zu horchen, ob Du Menschen hörest und rufe manchmal laut nach ihnen. Und wenn Du Jene gefunden hast, die gestern mit Dir hierhergekommen sind, so sage, sie sollten wieder umkehren gegen das Martinshaus, dort wäre die Frau, die sie suchen. Und dann führe sie."

Der Knabe preßte sein sommersprossiges Gesicht in den Ellbogen und klagte sein Leid hinein. Er fürchte sich vor den fremden Leuten, sie thäten immer fragen und immer fragen und er verstehe die Sprache nicht und wisse nicht, was er zu antworten habe, und dann schäme er sich.

Der Martin legte einen ernsten Blick auf den Knaben; da sagte dieser nichts mehr, sondern rüstete sich zur neuen Waldwanderung.

Juliana hatte es gehört, und wie sie sah, daß Martin sie bemerkt hatte und auf sie zuschritt, gieng sie ihm entgegen. Er sah heute in seinem Sonntagsgewande noch schlanker und strammer aus als sonst. Das Sonntagsgewand unterschied sich nicht weiter von dem, in welchem ihn Juliana das erstemal gesehen hatte, als daß es von frischerer Farbe und etwas enger ge-

Digitized by Google

halten war. Auf dem glatten Hute war eine grüne Schnur zweifach gewunden und in derselben stak eine braune Hahnenfeder. Als sie sich in die Nähe kamen, lüftete er leicht den Hut und sagte: „Ihr seid wieder da."

„Ja," antwortete Juliana, und der Ton dieses Wörtchens war nicht ganz ohne Trotz.

„Ihr bedenket nicht die Verantwortung, deren Ihr uns aussetzt," sagte er und sein Auge zuckte ein wenig. „Ihr seid davon gegangen, ohne mich davon zu verständigen und Ihr seid wiedergekommen, nachdem man Euch hier vergeblich gesucht hat. Saget doch, was Ihr hier wünschet, daß wir Euch dienen können."

Wie eine steinerne Bildsäule, so starr stand nun Juliana da, und fast so blaß war ihr Angesicht.

Martin hatte sich gewendet und schritt seinem Hause zu. Als sie der Starrnis sich entwunden hatte, eilte sie ihm nach. In der Stube seines Hauses holte sie ihn ein. Er saß an der Tischecke, sie wollte vor ihm auf die Kniee fallen, da war's, als risse sie eine unsichtbare Hand empor und sie stand aufrecht. Aufrecht, blaß, aber äußerlich ruhig stand Juliana vor Martin und sprach mit umflorter Stimme Folgendes:

„Martin! Ihr wollet wissen, was ich hier wünsche, nachdem Ihr selbst vorgeschlagen und gestattet habt, daß ich mich hier ausruhe und zur weiteren Wanderung erhole. Wer bin ich denn, daß Ihr mich plötzlich von Euch stoßen wollet? Was habe ich denn gethan? Ich bin ein Weib, das hier schutzlos steht."

„Ihr seid Euren Führern und Beschützern ausgewichen," unterbrach sie Martin.

„Ich bin ihnen ausgewichen," antwortete Juliana, „weil ich noch hier bleiben will, weil ich die Waldeinsamkeit gesucht habe und weil ich hier einen Menschen gefunden habe, von dem ich nimmer gehe. O Gott, wie bin ich! Wer hat mir's angethan, daß ich mich so demüthigen soll! Nein, ich bin ein Weib, welches seinen Wert schätzt und nicht warten will, was fremde Leute in Laune und Eigennutz über selbes beschließen. Ich habe manchen Werber gesehen, aber keinen Mann. Ich will lieben und geliebt sein wie ein freier Mensch. Es ist nicht Wegwerfung von mir, es ist Stolz und heiliger Stolz. Martin, Dich liebe ich, Dich und Keinen sonst, so lange ich lebe. Und ich frage Dich, ob Du mein Lebensgefährte sein kannst."

Sie blickte mit flammenden Augen auf ihn. Er rührte sich nicht. Endlich schlug er sein Auge auf, es hatte einen feuchten Glanz. Den Arm hob er langsam von der Tischplatte und ließ ihn wieder darauf niedersinken.

„Willst Du reich sein, Martin," fuhr sie mit gefalteten Händen flehend fort, „ich mache Dich reich. Willst Du mächtig sein, ich mache Dich mächtig und hochgeehrt. Willst Du geliebt sein: Keine auf Erden kann Dich so lieben, wie ich. Nimm mich an!" Sie schwieg. Bittend und befehlend zugleich, so stand sie da.

Martin hob sein Haupt und sprach: „Weib, in diesem Augenblicke hast Du viele Hüllen von Dir geworfen. In Deiner Natur stehst Du vor mir. Du bist schön, Du bist begehrenswert. Ich habe auch schon Umschau gehalten auf der Welt und habe kein Weib gefunden, das Dir gleichzustellen wäre."

„Martin!" jauchzte sie und wollte ihm um den Hals fallen, er erhob seine Hände und wehrte ab. Dann stand er rasch auf und wollte fort. Sie erhaschte seinen Arm.

„Lasset mich!" sprach er fast streuge, „es ist schon viel zu viel gesagt worden zwischen uns. Es ist nichts. Ein Mann nimmt Euch nicht."

Juliana trat einen Schritt zurück und fragte mit ganz heiserer Stimme: „Warum?!"

„Euer Gemal kann kein Mann sein," sagte Martin. „Ein rechter Mann wird

Digitized by Google

nicht bloß der Gatte seines Weibes, er wird auch ihr Oberhaupt sein. Der Gemal einer regierenden Königin ist ein Popanz."

„Ich bin erkannt?!" schrie Juliana auf.

„Königin, ich sah Euch zweimal. Das erstemal, als Ihr von Eurem Landsitz in die Residenz einzoget, das zweitemal bei der Krönung."

„Ihr kanntet mich und habt Euch verstellt!" rief sie zornig.

„Ihr wolltet nicht erkannt sein, Königin, ich achtete Euren Willen."

„Und stehe als Abenteurerin vor Euch? Ah, nun begreife ich!"

Ein Weilchen nach diesem Ausbruch, als beide wie gebannt drei Schritte voneinander dagestanden waren, sagte Martin: „Ist es mir erlaubt, noch ein Wort zu sprechen?"

„Redet, redet!" stieß sie leidenschaftlich erregt heraus.

Martin drückte die Thür, die nur halb angelehnt war, in das Schloß, dann fuhr er sich mit der flachen Hand über die Stirne und sprach: „Ich habe von unserer jungen Königin manches Gute gehört. Aber wie ich sie heute gesehen habe, das macht sie mir erst wert und groß. Es ist der Mensch. Sie hat auf dem Throne nicht verlernt, Weib zu sein, sonst wäre sie ja auch ein Tyrann geworden. Entweibte Weiber wie entmannte Männer sind entmenschte Menschen. O Königin! Ihr verdientet ein besseres Los, als Königin zu sein."

„Wenn ich Dich zum König mache!" rief Juliana.

„Und wenn Du es könntest!" antwortete er. „Sollte ich einen Stand verlassen, der mir lieb ist, in dem ich etwas leisten kann, und einen annehmen, den ich nicht will? Kein Mensch kann das Königthum ganz erfüllen. Im Gegentheil, Jeder, der zu Glanz und Macht erhöht ist, läuft Gefahr, als Mensch kleiner zu werden. Ein großes Herz muß er haben, wenn er mitten in der Kriecherei und Wohldienerei, die ihn überall umgibt, die Menschen nicht verachten lernen will."

„Wie sehr hast Du recht," sagte Juliana, „doch der König ist selbst daran schuld, wenn er die Schmeichler an sich zieht und die treuen Männer meidet. Er kann's besser haben; alles, was im Reiche edel, groß und schön ist, kann er versammeln um sich und sein Leben herrlich schmücken. Martin, verachte die Krone nicht!"

„Ein Mann darf selbst einer Krone willen nicht abweichen von seinen Wegen," sagte Martin gemessen. „Doch wozu das? Ein Thron ist enge wie ein Sarg, er hat für Zwei nicht Raum."

„Aber wirst Du nicht einmal müde werden der harten körperlichen Arbeit?" sagte Juliana, „wirst Du nicht einmal ein sorgenfreies, behagliches Leben wünschen?"

„Eine gesunde Natur verlangt Arbeit," entgegnete Martin. „Arbeit ist die beste Erholung von der Last des Lebens."

„Du vergißt der Liebe!"

„Die Liebe, die läßt ihrer nicht vergessen," sagte Martin, „und ihre Wege sind die kürzesten. Was bedarf es weiter? Wir beide sind Mann und Weib."

„Und wollt' mit Dir im Himmel und auf Erden nichts anderes sein!" sprach sie und über ihr Antlitz gieng ein Gluthauch. „Martin, komm mit mir. Siehe, auch ich habe mich gesträubt, als die Gesandten auf meinen stillen Landsitz kamen, um mich abzuholen. Dann habe ich eingesehen, wie viel man Gutes für die Menschen wirken kann an einer Stelle, die sonst leicht ein Gewissenloser einnehmen könnte. Die Krone ist ein Zauberring; wirft ihn der Gute von sich, so kann ihn der Böse ergreifen. Bedenke es auch Du. Laß mich Königin sein nach der Satzung und in den Augen des Volkes, der Herr der Königin bist doch Du."

„Ihr sinnet ein Märchen," warf Martin ein.

Digitized by Google

„Ja, Freund, es *ist* wie ein Märchen, daß Du den Wald verlassen und mit mir auf den Thron steigen sollst, aber was wäre *nicht* ein Märchen auf dieser Welt! Ist's der allmächtige Fürst nicht, der Bettelmann nicht, der grüne Wald nicht, ist's die Liebe nicht? Martin, laß mich nicht einsam sein im Palast, laß mich nicht elend werden, siehe, ich kniee vor Dir....!"

Sie sank auf's Knie, er hob sie rasch auf: „Königin, vergesset nicht, daß es die Liebe ist, die Euch zu dieser Stunde bethört. Es ist ja unmöglich ganz und gar, was Ihr sinnet. Ich bin nichts als Bürger und habe mich dem Bauernstand ergeben. Nach fünfhundert Jahren fraget wieder an, ob regierende Fürstinnen solche Männer nehmen dürfen. — Und *wäre* es möglich: auf einen Thron folge ich meinem Weibe nicht. Ich gehe ihr *voraus*, wohin *mich* Natur, Neigung und Grundsätze rufen. Daran erkenne ich des Weibes Treue, daß *sie* dem Manne auf seinen Lebensstraßen folgt und ihm ergeben ist."

„Du bist hart, Martin," sagte Juliana, und in ihren Augen standen Thränen.

„Bist Du mein inneres Schicksal, so lasse mich Dein äußeres sein. Ich weiß es wohl, der Mann hat das Weib nicht nach seiner, sondern nach ihrer Natur zu behandeln, und was ich von meinem Weibe verlangen muß: sie soll Weib sein." So sagte Martin.

„Du verlangst viel," versetzte sie. „Bedenke, mein Freund, daß ich nicht Weib allein bin, daß ich auch Mensch bin. Ich soll Allem auf einmal entsagen, was mich bisher gehalten, gehoben, beglückt hat: dem Glanze, der Ehre und Würde, der Macht, der höchsten Stellung, die der Sterbliche einnehmen kann und für welche Mancher Alles, Alles hingeben möchte. Ihr starken Männer, kann einer von euch so sehr entsagen? Und ich, ein schwaches Weib, ein eitles Weib soll es können?"

Martin schwieg.

„So sage mir doch, wie ich es anfangen soll, die Welt von mir zu lösen!" fragte Juliana.

„Ich habe meine Antwort gegeben," sagte er.

An den Stufen des Bettes brach sie zusammen, preßte ihre Hände in's Gesicht und weinte. Als Martin sah, wie sehr ihr Körper unter ihrem Schluchzen schütterte, ließ er sich vor ihr nieder auf ein Knie, legte die rechte Hand auf ihre Achsel und strich mit der linken die Haarsträhne zurück, die ihr lose über das Gesicht gefallen waren. „Armes, liebes Mädchen!" sagte er, und seine Stimme hatte einen weichen, überaus innigen Ton. „Hindernisse, die man nicht besiegen kann, muß man umgehen. Laß das Weinen, es brennt mir in's Herz. Blicke mich an mit Deinen lieben Augen. Komm! Hier an meiner Brust, Juliana! hier ist ein guter Ort für Dich. Komm!"

Sie stand auf und eilte in die andere Ecke der Stube. Er gieng ihr nach. Da faltete sie vor ihm die Hände und hauchte: „Ritter! Ich bin ein Weib. Schütze mich! Schütze mich vor Dir selbst. Laß es Dir noch einmal sagen, wie mich eine Unrast in die Wildnis getrieben hat. Meine Seligkeit und mein Verderben, daß ich Dich gesehen habe! Ich gieng Dir heute nach in Dein Haus, aber nicht, um Deine Umarmung zu suchen. Nein, Martin! Nicht für die Stunde, für das ganze Leben will ich Dich haben. Ich habe mir einen Mann geträumt und gedacht und empfunden. Und nirgends, nirgends in der Welt mein Urbild. Ueberall Männer, aber kein Mann. Da habe ich verzagen wollen, bin haltlos geworden und irre. Fast irre bin ich geworden und habe nimmer gewußt, was ich will und soll. Nun finde ich ihn, den ich geträumt habe. Ein Mann der Arbeit im Walde. Und er lehnt mich ab, mich, die Königin! Und will mir einen Heller von seiner Liebe schenken, wie man dem Bettler Almosen gibt und ihn dann ziehen

Digitized by Google

läßt. Martin! so bin ich nicht. Dein Almosen verschmähe ich. Ganz und für alle Zeit will ich Dich haben, oder zu Grunde gehen. — Du hast die Thür verschlossen! Oeffne sie!" Mit Hoheit waren die letzten Worte gesprochen.

„Die Thür habe ich nicht verschlossen," antwortete er. „Wem es frei stand, in mein Haus zu treten, dem steht es auch frei, es zu verlassen. Ich habe an Euch die Demut der Königin und den Stolz des Weibes gesehen. Ich achte Euch hoch! Doch begehre ich, daß Ihr mit nicht geringerer Achtung von dem Manne der Arbeit scheidet."

„Nein, Martin," sagte Juliana unter Thränen lächelnd, „in diesem Tone scheiden wir nicht. Nur ein Wort frage ich Dich."

Er stand vor ihr und war der Frage gewärtig.

„Nimmst Du mich, Martin, wenn ich ein einfaches Weib bin?"

Er faßte ihre Rechte und hielt sie fest und blickte ihr in's Auge — und sagte nichts.

„Auf Wiedersehen!" rief sie und verließ das Haus.

Solches ist vorgefallen an jenem Sonntage im Waldhause des Schatt.

Eine Stunde später sah man die seltsame junge Frau zur Wanderschaft wohlgerüstet die Matte hinangehen. Die Angla saß vor der Hütte neben ihrem Mann und neben ihrem Bruder und sprach unumwunden ihre Ueberzeugung aus, daß es mit dieser Person nicht richtig sein müsse, sie sei entweder dem Strafhause oder dem Irrenhause entsprungen.

„Die ist gar Niemandem entsprungen," sagte mit großer Bedächtigkeit der Mann. „Sein wird's so und nit anders: Sie ist unserem Martin eine gute Bekannte von voreh, er hat ihr mit Blut seine Seele verschrieben, verstehst, und so Eine bringt Einer nimmer weg, nimmer! Sein Lebtag nimmer! Und wenn er nach Holland geht, oder nach Amerika, wohin er will, sie kommt ihm nach. Ich sag's, der kommt ihr nit aus!"

„Sein thut's so und nit anders," bestätigte der Bruder. Bald darauf kam der Jackel heim. Er berichtete, daß er die Männer in Sümpfen gefunden und hergeführt hätte, daß sie da hinten bei den Bäumen die junge Frau begegnet und mit ihr umkehren wollten. Sie säßen unter den Tannen und hätten Wein und er, der Jackel, müsse auch wieder mit ihnen und sie hätten ihm einen Dukaten versprochen, und auch, daß er heiraten dürfe, wenn er groß sei.

„Den Dukaten nimmst," sagte sein Vater, der alte Holzschläger, „und das Andere überlegst noch."

Jetzt kam aus dem Blockhause der Martin. Er trug dem Bruder der Angla auf, Nahrungsmittel in einen Sack zu thun, denselben sich auf den Rücken zu binden, zu den Menschen hinaufzugehen, die unter den Tannen lagerten, und ihnen der Wegweiser zu sein bis hinüber in's Scharnthal.

Er selber nahm die Axt, gieng hinein in die hintere Rodung und begann einen Baum zu fällen. Besser die Sonntagsruhe zu unterbrechen, als in Thatlosigkeit dem wilden Pochen eines blutenden Herzens zu lauschen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Stationen meiner Lebenspilgerschaft.*)

Von Robert Hamerling.

VIII.

Vom „Ahasver" bis zum „Homunculus."

(Fortsetzung.)

Es waren äußere Umstände und praktische Rücksichten, welche mich veranlaßt hatten, bevor ich an die Ausarbeitung der „Aspasia" gieng, bei der Redaction der „Neuen Freien Presse" in Wien anzufragen, ob sie meinen Roman zur ersten Veröffentlichung für ihr Feuilleton erwerben wolle. In entgegenkommendster Weise gieng Herr Etienne auf mein Anerbieten ein. Das allbekannte Blatt, welches eben große Anstalten vorbereitete, um dem großen Publicum der geplanten Wiener Weltausstellung Mannigfaltiges zu bieten und sich in würdiger Gestalt zu zeigen, wünschte nun auch meinen Roman während der Ausstellung zu bringen. Eine bindende Verpflichtung war ich jedoch in Beziehung auf die Frist der Vollendung meines Werkes nicht eingegangen, und da dasselbe auf drei Bände berechnet war, auch bedeutende Vorstudien erforderte, so war ich erst nach der Ausstellung im Stande, der Redaction das fertige Manuscript des Werkes vorzulegen. Nun aber fand sie, daß dasselbe doch nicht so recht zur Veröffentlichung in einem Zeitungsfeuilleton geeignet sei. Darin konnte ich ihr nicht Unrecht geben, und obgleich unser Vertrag bedingungslos geschlossen worden war und ich auf den Abdruck hätte dringen können, fügte ich mich und überließ den Roman meinem Verleger in Hamburg. Indessen gönnte ich mir zu gründlicher Feile und Ausgestaltung des am 1. Juni 1873 begonnenen, am 28. Februar 1874 vollendeten Werkes eine längere Zeit, als ich mir zu seiner ersten Niederschrift gegönnt, und so gieng das Jahr 1874 darüber hin.

Zu erwähnen ist an dieser Stelle noch, daß ich im November 1873 Ludwig Mayer's „Papiere des Philosophen von Rumpelsbach" (Hamburg, J. F. Richter, 1874) mit einer Vorrede herausgab. L. Mayer, gleich mir, ein Sohn des niederösterreichischen Waldviertels, sogar, wenn auch nur sehr entfernt, mit mir verwandt, war ein originell veranlagtes Menschenkind und die Natur hatte ihm einen verhängnisvollen Tropfen vom Gifte des Genies in's Blut gemischt, der ihn, den Bildungslosen, zum unbrauchbaren Menschen, zum literarischen Dilettanten, und unglücklich machte für's ganze Leben. Es fanden sich Blitze schöner, hoher Gedanken und Empfindungen in den seltsamen Schriftstücken, die er, namentlich in seiner Jugendzeit, mir dann und wann übersandte, aber zu innerer Klarheit und reinem Formsinn hat er sich niemals durchgerungen. Er war eine edle, geradezu vornehme Natur im Proletarierkittel, und für seine engere Heimat entbrannte er in einer Liebe, die sich oft ungemein

*) Siehe „Heimgarten" 1883: Mai; 1885: März, April, October, November; 1886: Juni, Juli, October, November; 1887: März, Mai, September, October, December.

Digitized by Google

poetisch, naiv, und fast rührend in seinen Versuchen aussprach. Zu stolz, um zu betteln, oder auch nur sich zu beugen und sich gegebenen Verhältnissen anzubequemen, mußte er als Mensch in seiner Hilflosigkeit verkommen, und seine Existenz war ein Problem, das schließlich nur der Tod versöhnend zu lösen vermochte.

Am 10. November 1874 wurde die goldene Hochzeit meiner Eltern in einem Kreise befreundeter Personen auf würdige Art gefeiert, wobei es auch an glückwünschenden Kundgebungen aus der Ferne nicht fehlte, welche den Jubilaren und mir zur Freude gereichten. Erst später erfuhr ich, daß diese Kundgebungen zum Theil den Bemühungen zweier Freunde zu verdanken waren, welche einzelnen Personen und Körperschaften von dem bevorstehenden Feste insgeheim Mittheilung machten, und ihnen den Gedanken einer glückwünschenden Betheiligung nahe legten. Am peinlichsten war es mir, zu hören, daß man sich mit einer solchen Mittheilung in völliger Unkenntnis der Verhältnisse auch an die — Wiener „Concordia" gewendet hatte. Die Antwort war eine natürliche, selbstverständliche; aber bis zur Stunde quält mich der Gedanke, daß im Schoße dieser Körperschaft damals vielleicht die Meinung platzgreifen konnte, ich selbst sei mitwissend und mitschuldig gewesen an jener unpassenden Zumuthung.

Erst im December 1875 kamen die drei Bände der „Aspasia" aus der Presse (Hamburg, Richter, 1876). Nachdem ich in dieser Lebensgeschichte manches günstigen, ja schmeichelhaften Urtheils über meine Werke Erwähnung gethan, fühle ich mich verpflichtet, auch Gegentheiliges dem geneigten Leser nicht vorzuenthalten. Das Werk wurde von den damaligen Stimmführern der Wiener Kritik einmüthig auf das Schärfste verurtheilt. „Das sollen Griechen sein?" fragte der Eine. „In diesem angeblichen Künstler- und Liebesroman ist weder von Kunst noch von Liebe etwas vorhanden!" sagte ein Zweiter, und überbot diesen Ausdruck hernach durch den noch schärferen: „Nicht eine einzige gute Idee ist in allen drei Bänden zu finden!" — (Man denke: In drei Bänden nicht eine einzige gute Idee — konnte ich nicht beinahe stolz sein, ein solches Curiosum der Literatur geliefert zu haben?) Eine mörderische Kritik, die gar kein Ende nahm, veröffentlichte Emil Kuh in der „Wiener Zeitung." Zuletzt kam noch ein Wohlwollender, der meinte beiläufig, „man solle den Verfasser der »Aspasia« doch nicht wie einen Verbrecher behandeln, das Buch verrathe doch an manchen Stellen den Dichter, aber freilich sei bei der Geburt desselben von allen Griechengöttern nur Gott Morpheus zu Gevatter gestanden. Ich schämte mich beinahe schon auszugehen; ich konnte das Lesezimmer der Ressource nicht mehr betreten, ohne daß einer der mir persönlich ganz unbekannten alten Herren, mit denen ich nie ein Wort gewechselt, auf mich zukam und mir ein Wiener Blatt unter die Nase hielt mit der Frage, ob ich das Feuilleton — natürlich eine vernichtende Kritik der „Aspasia" — schon gelesen? Ein Bekannter, den ich seit vielen Jahren nicht gesehen, besuchte mich zum ersten- und letztenmal in seinem Leben, um mich aufmerksam zu machen auf die neueste Kritik.

Ein einziges größeres Wiener Blatt nahm sich seltsamerweise meines althellenischen Romans an: das clericale „Vaterland!" Es brachte ein begeistertes Feuilleton darüber aus der Feder eines — Priesters, des Dr. theol. Laurenz Müllner! —

Ohne Zweifel hatten die erwähnten Kritiker nur ihrer persönlichen Ueberzeugung bezüglich der „Aspasia" Ausdruck gegeben, und ich unterlasse es, nach zufälligen Umständen zu forschen, welche die Eile und den Eifer, womit man über mich herfiel, verschärft haben

Digitized by Google

mögen. Aber ich kann nicht umhin, die damals gegen mich angestellte kritische Hetzjagd in Zusammenhang zu bringen mit einer Wahrnehmung, die ich schon in meiner Jugend gemacht zu haben mich erinnere.

Ich merkte nämlich, daß, wenn Dichter, Künstler u. s. w. einen gewissen Höhepunkt ihres Rufes und ihrer Geltung erreicht haben, eine Art „Reaction," eine Gegenwirkung zu ihren Ungunsten eintritt, eine Epoche der Befehdung, wenn nicht gar der Gehässigkeit. Ich hatte dies in besonders auffälliger Weise bei Karl Gutzkow miterlebt, der nach großen Erfolgen im Drama und Roman einer systematischen, mitleiderregenden Verunglimpfung in der Tagespresse zum Opfer wurde; ich sah Fr. Hebbel eine Zeitlang zu den Todten geworfen, und ich erinnere mich einer Epoche, wo Heine, noch lebend, als abgethan, als „verschollen," als „vergessen" bezeichnet wurde. Dieser Zeitpunkt der „Reaction" ist der kritische, entscheidende, der Wendepunkt im Leben des Dichters. Entweder erliegt er und geht von da an wirklich „zum Orkus hinab," fällt für immer der Vergessenheit anheim, oder — er ist noch *da*, immer *noch da*, wie oft man ihn auch „todt gemacht." Lieblinge der wechselnden Tagesmode mögen auch in diesem letzteren Falle ihn einigermaßen in den Hintergrund gedrängt haben — seine Werke mögen etwas weniger gekauft, etwas weniger gelesen werden; aber er bleibt *gekannt*, *genannt*, *geachtet*, und die Achtung für ihn, statt zu schwinden, befestigt sich ganz im Stillen immer mehr. In manchen Kreisen mag er wirklich fast „verschollen" sein; aber daß er es im Großen und Ganzen weniger ist als je, weiß schließlich er selbst am besten, da er im Mittelpunkte der von ihm ausgehenden Wirkungen steht, und die Fäden der Gegenwirkung, in Sympathie und Antipathie, von überall her in seiner Dichterklause zusammenlaufen. Schnöde beurtheilt von den Mächten der Tagespresse, sieht er von eben diesen sich mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt, wenn man etwas von ihm *braucht*. Und indem so selbst Diejenigen, die ihn gering schätzen, mit dem Gewicht seines Namens rechnen, beweisen sie wenigstens, daß er nicht todt, daß er trotz alledem *da*, noch immer *da ist* unter den *Wenigen*, welche die „Krisis" überdauert haben.

Für mich war diese „Krisis" ungefähr in die Mitte der Siebziger Jahre gefallen. Vermuthlich hatte man gefunden, daß ich „überschätzt" wurde. Welcher Dichter wird nicht von Einigen überschätzt? welchem gegenüber äußert sich der Beifall nicht manchmal überschwenglicher, als ihm selber lieb und bequem sein kann? Schwärmerei, wenn auch ehrlich gemeint, gibt immer den Kälteren ein Aergernis. Eine solche „Ueberschätzung" glaubt man dann am besten durch *Unterschätzung* auszugleichen. Mit Unrecht; denn so gewiß der Pendel, der nach einer Seite hin aus seiner Gleichgewichtslage gebracht ist, immer wieder eben so weit nach der andern Seite darüber hinausgehen wird, so würde ein Dichtername immer zwischen Ueberschätzung und Unterschätzung hin- und herpendeln müssen, wenn man die eine durch die andere ausgleichen wollte.

Dem Verdammungsurtheil der österreichischen Blätter über „Aspasia" hatten ein paar außerösterreichische sich angeschlossen; zwei norddeutsche Zeitschriften hatten ihre Spalten abfälligen Recensionen desselben Wiener Kritikers geliehen, der in allen drei Bänden des Werkes nicht *einen* guten Gedanken gefunden hatte. Daneben wurden jedoch Stimmen im entgegengesetzten Sinne laut, Stimmen, welche mindestens ebensoviel Gewicht beanspruchen durften wie jene anderen. Levin Schücking z. B. schrieb eingehend und in hohem Maße anerkennend über das Werk in der „Allgemeinen Zeitung." Die günstigen Stimmen mehrten sich; hatten in „Aspasia" Manche weniger als einen

Digitized by Google

Roman gefunden, so war sie jetzt Vielen mehr als ein solcher: ein „Epos in Prosa.“ Die Stimmung des Publicums selbst war eine günstige für das Werk. Keine andere meiner Dichtungen, „Ahasver in Rom“ nicht ausgenommen, hat mir so viele zustimmende und beifällige Kundgebungen unmittelbar aus den Kreisen der Lesewelt eingetragen, als eben diese, und bis heute werde ich in Zuschriften, die mich ehren wollen, am häufigsten als „Dichter der Aspasia“ angesprochen. Auf Rechnung des vielbespöttelten Interesses der „Bildungsphilister“ für antiquarische Romane ist dieser Umstand schwerlich zu setzen, da insbesondere die Frauenwelt sich für das Werk erwärmte, und dieser doch kaum das Antiquarische sonderlich am Herzen liegt. Das Buch ist bisher dreimal in starken Auflagen neu gedruckt worden, das letztemal in einer mit sehr geschmackvollen Illustrationen geschmückten Ausgabe. Als gute Vorbedeutung erschien mir der Antheil, der sich im Auslande für das Werk kundgab. Von Uebersetzungen sind mir bekannt geworden: zwei holländische, die eine von J. C. van Deventer (Harlem 1876), die andere von W. F. P. Enclaar (Deventer 1876); eine dänische von O. Borchsenius (Kopenhagen 1879); eine englische von Mar J. Safford (New-York 1882). Proben einer italienischen Uebersetzung, welche im Feuilleton eines italienischen Blattes veröffentlicht werden sollten, wurden mir zur Begutachtung übersendet, und ein Pariser Wochenblatt erkundigte sich bei mir nach den Bedingungen, unter welchen der Abdruck einer französischen Uebersetzung meines Romans gestattet wäre. In beiden Fällen habe ich, mit Hinweisung darauf, daß „Aspasia“ eben kein Feuilleton-Roman sei, die Veröffentlichung widerrathen, und man ist in der That davon abgestanden.

In Holland äußerte sich das Interesse für die „Aspasia“ in besonders lebhafter Weise. Sehr eingehende Erörterungen wurden in Zeitschriften und Broschüren dem Werke gewidmet. Einer auf meine Dichtungen bezüglichen Broschüre, welche schon vor längerer Zeit erschienen war: Robert Hamerling, door B. Tidemand (Hoorn, 1870), reihten jetzt zwei andere unter gleichem Titel sich an: die eine von A. G. van Hamel (Haarlem 1876), die andere von Chantepie de la Sonssaye. In mancherlei Zuschriften aus den Kreisen des holländischen Publicums machte sich ein ganz eigenthümlicher, sehr anmuthender Ton naiver Herzlichkeit bemerkbar, der mir eine rege Sympathie für die holländische Nation einflößte, und ich bedaure sehr, daß ich den an mich ergangenen Einladungen, Land und Leute dieses germanischen Bruderstammes aus persönlicher Anschauung kennen zu lernen, niemals Folge zu leisten in der Lage war.

Leider hat der warme Antheil Hollands für deutsche Literatur auch eine ungemüthliche Seite. Wie die „Aspasia“ nicht bloß zweimal in's Holländische übersetzt, sondern überdies, und zwar noch im Jahre ihres Erscheinens, bei Ter Gunne in Deventer einfach nachgedruckt worden war (1876), so veranstaltete nun der Buchhändler Campagne in Tiel einen recht hübschen Nachdruck meiner sämmtlichen Werke mit Ausschluß der „Aspasia“ in zwei Bänden zu billigem Preise (1876), und einen zweiten Nachdruck dieser Art in vorzüglicher Ausstattung lieferte die Firma van der Endt & Zoon in Maasslnis (1878). Ich habe den Campagne'schen Nachdruck auch schon im Lagerkatalog eines deutschen Antiquarbuchhändlers verzeichnet gefunden! Es herrschen also auf dem Gebiete des Buchhandels hie und da noch immer merkwürdige Begriffe in Betreff des literarischen Eigenthums.

Im Jahre 1877 gelangte A. v. Goldschmidt's Composition meiner „Sieben Todsünden“ im Wiener Hofopern-theater zur Aufführung. In Berlin

Digitized by Google

hatte diese Composition eine geradezu begeisterte Aufnahme gefunden; in Wien war der äußere Erfolg ebenfalls ein günstiger, aber von der Kritik wurde der Componist, als Wagnerianer und geborner Oesterreicher, hart mitgenommen. Was meine Dichtung betrifft, so war dieselbe, als sie 1872 zuerst in Druck erschien, auch von Wiener Blättern günstig beurtheilt worden. Jetzt aber hieß es: Mitgefangen, mitgehangen! und ein Wiener Wochenblatt fragte ernstlich, ob denn das k. k. Hofoperntheater da sei für Leute wie A. v. Goldschmidt und Robert Hamerling?

Am 25. Mai 1879 hatte ich das Hinscheiden meines achtzigjährigen Vaters zu beklagen, der seit zwei Jahrzehnten einen Theil meiner Hausgenossenschaft gebildet und die Muße seines Alters meistentheils zur Anfertigung von feinen, zierlichen Holzstiftarbeiten, in Form von Bilderrahmen, Kreuzen, Candelabern u. dgl. verwendet hatte. Vieles davon bildet noch heute einen Theil meines Hausgeräths, Anderes erhielt sich in den Händen befreundeter Personen, denen es als gelegentliche Spende zugewendet worden. Einiges davon wurde nach dem Tode des Verfertigers dem Grazer Landesmuseum, auf Wunsch und Ansuchen des Vorstandes, überlassen.

Der 24. März 1880 brachte den Abschluß eines halben Jahrhunderts meines irdischen Daseins.

Schon *fünfzig Jahre*? War's denn möglich? ich fühlte mich noch so jung — hatte noch so wenig erlebt! Von dem Schuldbrief, den ich auf das Leben in Händen hatte, war bisher so blutwenig eingelöst! —

Uebrigens machte bei Annäherung meines fünfzigsten Geburtstages außer dem Angstmotiv des Altseins oder Altwerdens noch ein anderes sich geltend. Ein paar Jahre vorher war der fünfzigste Geburtstag Scheffel's in Deutschland festlich begangen worden. Nun, eine Anzahl von Freunden und „Verehrern" hatte ich am Ende auch, und es war zu befürchten, daß diese auf den Gedanken verfallen könnten, auch mir meinen fünfzigsten Geburtstag mehr oder wenig öffentlich feiern helfen zu wollen. Da ich aber, wohl wissend, wie dergleichen „gemacht" wird, kein Verlangen darnach trug, wohl aber eine aufrichtige Scheu *davor* hatte, meine Gegner durch eine nach der Schablone in Scene gesetzte Hamerling-Feier gegärgert zu sehen, so meinte ich, es wäre das Beste, mich zunächst des Stillschweigens der Journale zu versichern. Ich richtete an die größeren Wiener Blätter ein vertrauliches Schreiben, mit der motivierten Bitte, gütigst keiner Erwähnung meines herannahenden fünfzigsten Geburtstages in ihren Spalten Raum zu geben. Die „Neue Freie Presse" machte sich den Spaß, mein Schreiben im Blatte *abzudrucken*, mit der Ueberschrift: „*Furcht vor der Freude!*" — Bezugnehmend auf dies Schreiben in der „Neuen Freien Presse," gab mir ein Grazer Local-Wochenblatt, „der Steirersepp'l" betitelt, die Versicherung, ich brauche keine Sorge zu haben, die Grazer würden zur Feier meines fünfzigsten Geburtstages *nicht* beleuchten, keinen Fackelzug in Scene setzen u. dgl. Diese Versicherung beruhigte mich einigermaßen. Als aber der 24. März gekommen war, da brachte nichtsdestoweniger der Briefträger einige Briefe und der Telegraphenbote einige Telegramme, welche sich auf den Geburtstag bezogen, darunter einen poetischen Glückwunsch, in welchem ich fernher von einem mir unbekannten begeisterten Jüngling mit „*Verehrter Greis!*" angeredet wurde.

„*Verehrter Greis!*" — Ich erblaßte — nein, *ergilbte*! eine Gänsehaut — nein, eine Mumienhaut überlief mich — eine fahle, derbe, lederne, alt-ägyptische Mumienhaut! — Vergebens suchte ich mich mit dem Gedanken zu trösten, daß besagte Anrede des Jünglings vielleicht weniger

Digitized by Google

beweise, wie alt ich, als wie jung er sei! —

Unter den Briefen war auch einer von Frauenhand. Er kam aus Prag. Es war ein schöner, inhaltreicher Brief, der mir das Gefühl dem Dichter gebührender ewiger Jugend wieder zurückgab. Andere Briefe von derselben Hand folgten diesem ersten, und die Reihe derselben, abwechselnd mit meinen Erwiderungen, ist bis zum heutigen Tage nicht abgeschlossen.

Ich hatte dem Leser früher von persönlichen Annäherungen ideal gestimmter, poesiebegeisterter Frauen zu berichten. Seit Jahren aber war ich jedem persönlichen Verkehr dieser Art aus bestimmten Gründen mit Entschiedenheit ausgewichen. Ich habe nur noch von brieflichen Annäherungen ein paar, eigenthümlicher und denkwürdiger Art, herauszuheben.

Warum ich aber von dergleichen überhaupt Bericht erstatte? wird man fragen. Liegt nicht eine Art von Prahlerei darin? — Ich spreche und berichte von solchen Vorkommnissen, weil es mir — zum zehntenmal sei es gesagt — bei dieser Lebensschilderung darauf ankommt, die Thatsachen festzustellen. Ich bin nicht eitel, nicht einmal so eitel, daß ich um jeden Preis für nicht eitel gehalten werden will. Wer mich für eitel halten will, der thue es in Gottes Namen.

Was sollte aus dieser armen Lebensgeschichte werden, wenn ich das Bißchen von wirklich Denkwürdigem, das ich erlebte, auch noch aus kleinlichen Rücksichten verschweigen wollte?

Freilich, es liegt in der Geschichte solcher Annäherungen, mit welchen die Geschichte meines literarischen Strebens und Schaffens untermischt ist, etwas so Einförmiges, daß ich an der Langeweile des Lesers nicht im Geringsten zweifeln kann. Aber es ist des Schicksals Schuld und nicht die meine, daß mein Leben sich so wenig abwechslungsreich gestaltete. Ach, mein lieber Leser, glaube mir, es ist noch weit unangenehmer und langweiliger, eine einförmige Lebensgeschichte zu erleben, als zu lesen! —

Die der Reihenfolge nach erste der beiden brieflichen Bekanntschaften, von welchen ich zu erzählen habe, ist von der Art, daß ein Biograph, der seine Leser unterhalten wollte, etwas daraus machen könnte.

Es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1878, als ich aus weiter Ferne von einer jungen Frau, der Gattin eines begabten und nicht unbekannten, damals gleichfalls noch jungen Dichters, ein Schreiben erhielt, in welchem sich eine schwärmerische Sympathie für meine Dichtungen in origineller Weise kundgab. Ich dankte höflich und harmlos und hielt damit die Sache für abgethan. Da aber weitere Briefe der jungen Frau eintrafen, welche denselben schwärmerischen Charakter trugen, und ich dachte, daß es bei einem jungen Gatten, der selbst Poet, Mißverständnisse hervorrufen könnte, seine Gattin für die Poesien eines Andern übermäßig schwärmen zu sehen, so suchte ich in einer Erwiderung die Ueberschwänglichkeit der jungen Dame auf ein besonnenes Maß herabzustimmen, und als dies nichts fruchtete, hielt ich es für gerathen, die weiteren Zuschriften gänzlich unerwidert zu lassen. Daß die junge Dame fortfuhr, zu schreiben, obgleich ich sie gebeten, davon abzustehen, konnte ich nicht hindern; ich hatte meine Pflicht gethan. Nach längerer Zeit überraschte mich ein Schreiben ihres Gatten, aus welchem hervorgieng, daß er über mein Verhalten seiner Frau gegenüber nicht aufgeklärt war, insbesondere nicht wußte oder nicht glaubte, daß ich die Briefe derselben längst mit keiner Zeile mehr erwiderte. Ich gab ihm hierüber sofort bündigen und unzweideutigen Aufschluß. Als aber die junge Frau auch jetzt noch, um all das unbekümmert, den romantischen Melodien und Phantasien ihrer Seele brieflichen freien Lauf ließ, schrieb ich nochmals an

Digitized by Google

ihren Gatten, um sie durch diesen bitten zu lassen, ihre Zuschriften nicht fortzusetzen, und jetzt erst gelang es, die seelenvolle, aber unter den obwaltenden Umständen auf mich peinlich wirkende Stimme aus der Ferne zum Schweigen zu bringen. Es war ein eigenthümlicher kleiner Roman, der da zwischen drei Personen unter romantischen Nebenumständen sich abspielte, dessen Hergang ich aber hier nur im allgemeinen Umriß so weit festgestellt habe, als nöthig schien, mich gegen mögliche Entstellungen des wirklichen Sachverhalts zu schützen. In meinen Händen blieb der Schatz von Briefen zurück, welchem ich den obersten Rang unter den Merkwürdigkeiten der Correspondenz anweisen muß, die sich während einer dreißigjährigen Schriftstellerlaufbahn bei mir angesammelt hat. Nachlässig hingeworfen, aber genial, verkörpern diese Briefe den zartesten, duftigsten Idealismus eines Weibes in naiv-realistischen, ich möchte fast sagen drastischen Formen des Ausdrucks. Stellenweise berühren sie mich, was Stil, Satzfügung und Redewendungen betrifft, wie altgriechische, etwa platonische Prosa, nachlässig in's Deutsche übersetzt.

Dieser weiblichen Charaktergestalt, deren wesentlicher Zug in einer naiven, kindlich-rücksichtslosen Hingabe an ihr ideales Empfinden bestand, trat nun als interessantes Gegenstück die Gestalt jener Frau gegenüber, welche ihren brieflichen Verkehr mit mir bei Gelegenheit meines fünfzigjährigen Geburtstages eröffnete. Auch sie ideal gestimmt, fast bis zum Uebermaß, dabei aber ein Musterbild weiblichen Tactes und weiblicher Besonnenheit: fein gebildet, selbst in der Philosophie bewandert, poetisch begabt, vor Allem aber mit dem vortrefflichsten Herzen ausgestattet, verstand sie es, die Bande einer Freundschaft zu weben, auf welche auch eine ängstliche, gewitzigte Natur wie die meinige, *unbedenklich* eingehen konnte und durfte, und die deshalb wohl auch Bestand haben wird für den Rest meines Lebens. Als ein Zufall sie an der Seite ihres Gatten nach Graz führte, verzichtete ich auf das Vergnügen, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, weil ich der Meinung bin, daß ein Mann und eine Frau, welche einem aus der Ferne geführten Briefwechsel die volle Unbefangenheit wahren wollen, einander persönlich fremd und unbekannt bleiben müssen.

Vielleicht wird der Leser nach all dem, was ich bisher von Annäherungen poesiebegeisterter Frauen zu erzählen hatte, mit einiger Verwunderung fragen: ob denn neben so vielen weiblichen Wesen, die sich beeiferten, *Lorbeer* um meine Stirn zu flechten, sich niemals eines gefunden, welches bereit gewesen wäre, *Rosen* auf meinen Lebenspfad zu streuen? Mit anderen Worten: ob denn niemals die *Liebe*, in mein Leben eingegriffen und ihren Segen über mich ergossen — die Liebe, nach der ich doch als Mensch und Dichter ein doppelt lebhaftes Verlangen in der Brust tragen mußte? Es ist vielleicht das beschämendste Geständnis, das ein Mensch von sich machen kann, daß er ungeliebt durch's Leben gegangen; aber ich stehe nicht an, es zu machen. Nora hatte mir allerdings eine Zeitlang den holden Schein der Liebe vorgegaukelt; aber wie es mir bei ihr zuletzt ergieng, erinnert sich der aufmerksame Leser vielleicht. „Willst Du geliebt sein, so sei liebenswürdig!“ sagt Ovid. Es scheint also, daß man selbst die Schuld trägt, wenn man ohne den Segen der Liebe seine irdische Laufbahn wandelt. Indessen, es gibt doch Verhältnisse, Umstände, welche die Strenge dieser Regel und das Beschämende jenes Geständnisses einigermaßen mildern können.

Ich glaube, daß ich einen solchen, in besonderen Verhältnissen und Umständen liegenden Milderungsgrund auch für mich geltend zu machen in der Lage bin.

Wie ich schon einmal angedeutet,

Digitized by Google

bildete der Haushalt, den ich mit meinen beiden betagten Eltern führte, die Sphäre, von welcher aus und nach welcher ich meine Stellung zur übrigen Welt zu regeln hatte. Der Schwerpunkt dieses kleinen Kreises durfte aus verschiedenen Gründen in keiner Weise verrückt werden. Es konnte mir also nicht einfallen, zu suchen, was, wenn ich es gefunden hätte, ein nutzloser Fund gewesen wäre.

Aber einmal schien — ich sage schien — das Schicksal diesen Umständen zum Trotz für mich Rath schaffen zu wollen. Ich muß davon Erwähnung thun, um, nachdem ich einmal auf diesen Gegenstand zu sprechen gekommen, der Wahrheit nach allen Seiten hin die Ehre zu geben.

Es fand sich im Laufe der Jahre ein weibliches Wesen, das nicht bloß dem Dichter, sondern auch dem Menschen aus wahrer Herzensneigung sich annähern zu können glaubte und das Anerbieten seines Herzens mit der Erklärung begleitete, die Forderung einer Verrückung des Schwerpunktes meiner bisherigen äußeren Existenz nicht stellen zu wollen. Das weibliche Wesen, von welchem dies großmüthige briefliche Anerbieten ausgieng — eine persönliche Begegnung hat niemals stattgefunden, obgleich wir den Wohnort gemeinsam hatten — war ein unabhängiges, heiteres, liebenswürdiges, in voller frischer Reife stehendes, von griechischem Lebensgeiste angehauchtes Geschöpf, das wohl geeignet gewesen wäre, das Leben eines geistigen Kämpfers und Ringers zu erhellen und zu verschönern.

Aber — ich selbst hatte nunmehr die Höhe des männlichen Alters erreicht, jene Höhe, von welcher jeder Schritt weiter nur mehr abwärts führt, jene Höhe, auf welcher ich mich als „Verehrter Greis“ ansingen lassen mußte! Mein Haar war gebleicht, Krankheit und trübe Erfahrungen hatten ihr Siegel meinen Zügen eingedrückt. Es ist nicht Jedermanns Sache, sich in einem Verkehr behaglich zu fühlen, in welchem er sich nicht bewußt ist, wenigstens ebensoviel zu geben als zu empfangen. Und von all dem abgesehen — wäre es nicht allzu dreist gewesen, auf die Herzensneigung eines weiblichen Wesens zu bauen, das den Gegenstand dieser Neigung nur aus Bildern und vom „Sehen auf der Straße“ kannte? Eine Neigung dieser Art hätte sich erst erproben müssen in näherem Verkehr; aber ein Liebesverkehr „auf Probe“ ist eine so bedenkliche Sache, daß höchst selten oder nie Jemand auf einen solchen eingeht, und im gegenwärtigen Falle ließen ihn schon die Umstände nicht zu. Unerprobt also, folglich zweifelhaft, und von keiner thatsächlichen Folge für mich begleitet, kann diese Neigung und die Geschichte dieses Anerbietens die Giltigkeit des oben gemachten Geständnisses nicht verringern.

Das Schicksal ist nie grausamer, als wenn es dem Schmachtenden, dem gegenüber es immer gekargt, plötzlich mehr bietet, als er annehmen kann und darf. —

Im Frühjahr 1880 erschien meine Komödie „Lord Lucifer“ (Hamburg, Richter, 1880), die bereits im Herbste 1878 vollendet worden war. In Wien wurde diesmal dem neuesten Kinde meiner Muse nicht durch Recensionen, sondern durch einen öffentlichen Vortrag eines dortigen Schriftstellers das Genick gebrochen. Auch mit diesem Werke hatte ich nicht Gewöhnliches angestrebt, hatte von einer tieferen Anlage, von eigenthümlichen und bedeutsamen Erfindungen mir eine größere Wirkung versprochen, als sie von unseren Salonlustspielen gewöhnlicher Sorte auszugehen pflegt. Aber das Stück wurde fälschlich als neue Variation des alten abgedroschenen Themas der Bekehrung eines Pessimisten durch die Liebe aufgefaßt. Lord Lucifer ist gar kein Pessimist; er ist vor Allem Idealist, und ihm gegenüber

Digitized by Google

steht eine Idealistin, Angelica. Jener macht seinem Idealismus in Sarkasmen Luft gegen eine Wirklichkeit, in deren Schlinge er zuletzt doch selber fällt, und Angelica wird gerade durch ihren naiven Idealismus auf Abwege geführt. Der moderne Mensch klagt alle Tage: Die Welt ist erbärmlich, das Leben ein Elend. Ich dachte nun: wenn der Mensch, statt über das Elend der Welt zu jammern, den Blick ein bißchen in sich selber kehren wollte, so würde er finden, daß vor Allem er *selbst* ein ziemlich schwaches, armseliges Geschöpf ist, und dies sogar auch dann, wenn er sich durch „Idealismus" über die übrige Menschheit erhaben glaubt. Ich leitete den Pessimismus vom *Naturgebiet*, wo er ganz unfruchtbar ist, auf das *sittliche* Gebiet hin, wo er sich gar wohl fruchtbar erweisen könnte.

Eine junge, reizende Malerin führte ich vor, Optimistin und Idealistin, die sich aber in den nächsten besten schönen Strolch verliebt, bloß weil er aussieht wie ein junger Apollo. Und da ist ein Lord, der sie, nachdem sie ihn verschmäht, weil ihr der Sarkastische zu wenig ideal erschien, durch diesen schönen Strolch ad absurdum geführt hat, und der sich über sie erhaben dünkt, bis er sich durch Liebe an eben dieses Weib gefesselt fühlt, das er in seiner Schwäche entlarvt hat. Nicht also durch die Liebe an und für sich wird er „bekehrt," sondern durch die Einsicht seiner Schwäche, und nachdem seine Bekehrerin durch die gleiche Einsicht bekehrt und vom Lord aus Todesgefahr gerettet worden, stehen sich die Beiden, ursprünglich edel, und nun auch durch Einsicht geläutert, für einen Seelen- und Herzensbund gereift gegenüber. Aber nicht um dieses Paar allein handelt es sich in dem Stücke; die ganze, pessimistisch angekränkelte moderne Gesellschaft ist in charakteristischen Vertretern um dasselbe gruppiert. Wie peinlich mußte es mir sein, daß man in alledem nichts weiter fand, als die übliche „Bekehrung eines Pessimisten durch die Liebe!"

Indessen rühmte man dem Stücke doch Geist und eine phantasiereiche Erfindung nach und ward es nicht mit den dramatischen Versuchen zusammen, welche unsere hervorragenden deutschen Lyriker und Epiker manchesmal so *nebenbei* liefern. Man glaubte es als eine eigenthümliche, sinnreiche und mit künstlerischem Ernst durchgeführte Arbeit anerkennen zu müssen. Damit mußte ich mich nun auch diesmal zufrieden geben, und mich darüber trösten, daß auch jetzt die deutschen Bühnenleiter es unterließen, meine ängstliche Scheu vor den „weltbedeutenden Brettern" aus eigenem Antrieb zu beschwichtigen.

Im Herbste 1881 versuchte ich das alte, classisch-romantische Märchen von *Amor und Psyche*, vielleicht das schönste, poesievollste und sinnigste, das es gibt, neu zu gestalten. So oft auch dies Märchen in der Weltliteratur behandelt worden, es fehlte doch an einer, den modernen Anforderungen entsprechenden deutschen Bearbeitung. Das Werk erschien im nächsten Jahre in einer geschmackvoll ausgestatteten Prachtausgabe, illustriert von Paul Thumann, bei dem kunstsinnigen und thätigen Verleger Adolf Titze in Leipzig. Es wurde so günstig aufgenommen, daß mir zur Vertheidigung desselben nichts zu sagen bleibt. Freilich fühlte ich mich manchmal ein wenig betroffen, wenn ich die „schöne *Einfachheit*" dieser meiner Dichtung rühmen hörte. Meine Schilderung der Liebesinsel — die Wanderung Psyche's durch die Unterwelt — die Himmelfahrt des Liebespaares — Partien, welche zusammen mehr als die Hälfte des Ganzen bilden — glänzen diese wirklich durch *Einfachheit*? Ich glaubte da doch das Register meiner höchsten und vollsten Töne gezogen zu haben.

Die Bilder Thumann's erschienen Manchem nicht altgriechisch genug. Ich danke dem Himmel, daß sie edel-schön,

Digitized by Google

daß sie wahrhaft ideal sind. Thumann versteht, was von den Malern der Gegenwart fast Keiner mehr versteht: ein wirklich edles, wirklich ideales, und doch nicht schablonenhaftes Menschengesicht zu zeichnen. Die kleinasiatische Fabel von Amor und Psyche ist von Haus aus nicht dazu angethan, in der dichterischen wie in der künstlerischen Ausführung einen streng-griechischen Charakter zur Schau zu tragen. Hat etwa Raphael, der ja ebenfalls das Märchen mit entzückenden Bildern illustrierte, sich darum gekümmert, ob seine Gestalten von gutem alt-griechischem Schnitte sind? Hätte Thumann seine Formgebung nach dem Muster des Parthenonfrieses modeln sollen? Er hat sich, wie gesagt, gleich Rafael begnügt, wahrhaft edle, ideale, und dabei doch lebensvolle, nicht schablonenhafte Gestalten zu zeichnen.

Eine einfache Buchausgabe der Dichtung erschien, der Uebereinkunft gemäß, drei Jahre später im Verlage von J. F. Richter in Hamburg (1886).

Eine holländische Uebersetzung derselben lieferte P. A. M. Boele van Hensbrock (Rotterdam 1884).

Das Jahr 1883 brachte ein Vorkommnis, das für mich eine Ueberraschung von gemischter Wirkung bildete. Nicht in meinem Geburtsort Kirchberg am Walde selbst, aber in dem benachbarten Schrems, auf dem sogenannten Vereinsberge, von welchem aus man, wenn ich nicht irre, die Aussicht nach meinem Geburtsorte hat, wurde meine Büste aufgestellt und am 27. Juli bei Gelegenheit eines Vereinsfestes des „Waldviertler Sängergaues" enthüllt. Ohne persönlichen und brieflichen Verkehr mit der Heimat, erhielt ich von diesem Vorhaben erst wenige Tage vor der Ausführung Kenntnis durch eine Zeitungsnotiz. Das Unpassende, mich bei Lebzeiten in solcher Weise zu ehren, lag klar zu Tage, aber es ließ sich von meiner Seite nichts mehr dagegen thun. Die Sache nahm ihren Verlauf und die Folgen davon blieben nicht aus. Ein außerösterreichisches Blatt übernahm es diesmal, den hämischen Bemerkungen, zu welchen der Fall allerdings herausforderte, Ausdruck zu geben, kam aber, über den wahren Sachverhalt belehrt, in höflicher Weise von seiner Auffassung, insoferne sie falsch war, zurück. Handelte es sich doch nicht um ein Denkmal, das mir als im Namen der „Nation" gesetzt gelten sollte, sondern um ein Bild, das Landsgenossen meiner engsten Heimat zu ihrem Vergnügen und zum Gedächtnis des weit entfernt lebenden, wohl auch für immer fern bleibenden heimischen Dichters bei sich aufrichteten. Wie ich später nach manchen vergeblichen Bemühungen auf Umwegen erfuhr, war die Anregung und hauptsächlichste Förderung des Unternehmens von Herrn Karl Fisselthaler, Postmeister in Schrems, ausgegangen, den ich viele Jahre vorher, auf meiner letzten Heimatreise, als jugendlichen Techniker einmal flüchtig gesehen und gesprochen, und von dem ich seither nichts weiter vernommen hatte.

Ich liebe meine engere Heimat, wie ich es in den Versen ausgesprochen, mit welchen ich das Begrüßungs-Telegramm am Tage der Enthüllung jener Büste erwiderte und die nun auch, dem Vernehmen nach, unterhalb der Büste in den Sockel eingegraben sind:

„Brudergruß Euch, Landsgenossen,
Gruß Dir, theure Heimaterde!
Wie mein Bild du trägst, so trag' ich
Deines in mein Herz geschlossen!" —

Es hat sich gerade aus dem Umstande, daß ich meiner Heimat längst ein persönlich Fremder geworden, daß meine Verwandten dort ausgestorben und alle persönlichen Beziehungen erloschen sind, ein Verhältnis herausgebildet, das deshalb nur umso ideeller, schöner und reiner ist. Wir Söhne des niederösterreichischen Waldviertels haben ein starkes, und — wie ich bei anderer Gelegenheit einmal auseinander-

Digitized by Google

setzen werde — nicht unbegründetes Heimatsgefühl, und die Landsmannschaft ist für uns kein leerer Name. Könnte ich dem Leser das kürzlich an mich gelangte Schriftstück einer Körperschaft des Waldviertels vorlegen, so würde er zugeben, daß man Grund hat, eine Heimat zu lieben, welche für einen ihrer Söhne einen so rührenden, von jeder Alltagsphrase entfernten, echten Herzenston der Anrede findet.

(Fortsetzung folgt.)

Hungrig.

Ein Bild von der Straße von G. v. Berlepsch.

Ueber der Stadt strahlte ein sommerlicher Abendhimmel. Der Tag war heiß gewesen, obgleich man sich erst im Mai befand. Nun kamen die wunderbaren Stunden, wo eine sanfte Kühle Alles erfrischt, wo es aus Gärten und Gärtchen von Blüten duftete, von Vogelstimmen erschallte.

Ein goldiger Lufthon lag über dem Häusermeer mit seinen Thürmen; die Kirchenkreuze funkelten gleich riesigen Gestirnen in der Abendsonne, und an den Zinnen der Paläste leuchtete das Marmorvolk der Götter wie athmend in den reinen Aether, als ob ein Hauch vom Himmel ihrer Heimat sie belebt hätte.

Ein Frühlingsabend in der Großstadt hat seinen eigenen Reiz, etwas bestrickend Heiteres. Das volle Leben schäumt auf; es ist, als hätten die Menschenscharen, welche sonst die Straßen durchwogen, sich verdoppelt, als sei ein gemeinsames Glück über Alle gekommen, die da aneinander vorüberwallen. Die Lebensfreude liegt in der Luft; sie schimmert und gleist in tausend leuchtenden Erscheinungen auf und versteckt für den Augenblick jene dunkleren Gründe, in denen die Schatten des Daseins liegen.

Die öffentlichen Anlagen waren voll lustwandelnder Leute. Bänke, Stühle, alles war dicht besetzt. Eine Militärmusik ließ ihre Weisen ertönen; bald klangen sie hell und schmetternd auf, bald wieder vom Geräusch der nahen Straßen fast verschlungen. Dazwischen, wie Laute aus ferner Frühlingsstille, tönte da und dort Amselgesang von einem Wipfel herab.

Syringen und Goldregen standen noch in vollster Pracht, während die Kastanien schon ihre Blütenpyramiden aufsteckten und die ersten Rosen sich zu entfalten begannen. Farben, Wohlgerüche überall! Auf den sorgsam gepflegten Rasenflächen schimmerten Blumenmosaiken von seltener Art; fremdländische Büsche, in einer Ueberfülle von Blüten stehend, zogen die Blicke auf sich; Springbrunnen plätscherten und sprühten ihre feinen Wassergarben in die Luft — und auf all das frohe drängende Leben schauten stolze Baudenkmäler nieder, wie Fürsten der Zeit, vor denen diese blühende Herrlichkeit nur ein einziger Athemzug ist.

Unweit einer Bank, vor welcher mehrere elegant gekleidete Kinder spielten, während ihre Wärterin in getheilter Aufmerksamkeit zwischen ihnen und dem promenierenden Publicum zuweilen ein paar französische Worte an sie richtete, standen zwei kleine ärmliche Geschöpfe, ein Mädchen und ein Knabe, offenbar Geschwister. Schon geraume Zeit verweilten sie an demselben Platze, ohne sich zu rühren, noch zu sprechen, und schauten von ihrer Entfernung aus neugierig dem Treiben der Kinder zu. Weil sie ihre Sprache

Digitized by Google

nicht verstanden, erschienen sie ihnen wahrscheinlich doppelt interessant. Das Mädchen mit einem Korb am Arme, etwa acht Jahre alt, hatte jene grünlichblasse Hautfarbe, die man in Städten bei fast allen Kindern der unteren Volksschichten trifft. Auf eckig-mageren Schultern und einem unglaublich dünnen Hälschen saß ein Kopf, in dessen Zügen das Elend einer ganzen Familie geschrieben stand. Um die Augen, die nur den Blick der Furcht oder des Verlangens zu kennen schienen, lagen bräunliche Schatten; auf der Stirnhaut waren bereits ein paar Furchen eingegraben. Das schmale Figürchen steckte in einem vielfach zerrissenen, wenig geflickten Gewand, die nackten Füße in Schuhwerk, das von einer erwachsenen Person herrührte. Dicht an die Schwester gedrängt, rundlicher und besser genährt als diese, stand ein kleiner Bursch von vier bis fünf Jahren, barfuß und barhaupt, eine gedankenlose Kinderphysiognomie.

Während die französisch-parlierenden kleinen Wesen sich hier wie zu Hause fühlten, mit einer in herrlichster Spitzenrobe prangenden Puppe spielten, Ball warfen und Steinchen zusammentrugen, kurz, den ganzen Raum vor der Bank derart in Beschlag nahmen, daß die Erwachsenen ihnen oft Platz machen mußten, standen die zwei Anderen mit neugierig furchtsamen Blicken seitab, als kämen sie sich nur wie Geduldete vor und erwarteten jeden Augenblick, fortgewiesen zu werden.

Die Wärterin nahm aus einem Körbchen Biscuit und Chocolade, um sie unter ihre Schutzbefohlenen zu vertheilen. Sie rief sie herbei; doch nur ein einziges von den vier allerliebsten Geschöpfen kam, um sogleich mit weinerlicher Stimme etwas Anderes zu verlangen als was ihm geboten wurde.

„Alice, Mimmi, Edouard, allons donc!“ ermahnte die Bonne.

„Je n'en veux pas!“ lispelte das älteste Mädchen, welches eifrig bei der Puppe beschäftigt war und mit der Kennermiene einer Modedame die Toilette derselben zupfte, zurechtstrich und wieder änderte. — „Regardez, Manon, c'est bien coquet cela! — n'est-ce pas?“ — sagte sie, ihr Köpfchen mit dem langherabhängenden Blondhaar zur Seite neigend.

„Vraiment oui!“ bekräftigte Mademoiselle Manon, während jedoch ein eben vorbeigehender Husarenofficier sie bei Weitem mehr interessierte.

Die Kleineren nahmen achtlos ihre Biscuits, wie einen Bissen, den sie nur aus Gewohnheit verzehrten.

Das abseits stehende Kind mit dem Korb schluckte, als es die anderen ihre Leckerbissen essen sah. Der kleine Bursch daneben schluckte ebenfalls und schaute zu seiner Begleiterin auf, als wollte er sagen: „Das müssen gute Sachen sein!“

Eines der vier rosigen Geschöpfe trippelte auf die Geschwister zu, starrte sie mit seinen großen blauen Augen ernsthaft an und hielt ihnen plötzlich das angebissene Biscuit hin, — die Chocolade, die ihnen lieber war, hatte es bereits gegessen. Der kleine Junge wollte darnach greifen — doch in diesem Augenblick rief die Wärterin das Kind energisch zurück. Das Backwerk fiel in den Sand und die Zwei getrauten sich nicht, es zu holen. Erst nachher, als die Gesellschaft mit ihren Puppen und Bällen abzog, griff der Knabe gierig nach dem Stück, um es gleich in den Mund zu stecken.

Nun wanderten auch diese Beiden weiter. Ueberall, wo es etwas zu sehen gab, blieben sie stehen; es schien mit ihrer Heimkehr keine Eile zu haben. Auf Zickzackwegen, mit der Sicherheit kleiner Herumtreiber, steuerten sie über Plätze und Straßenkreuzungen durch das Gedränge von Wagen und Fußgängern einer belebten Vorstadt zu. So trieben sie in dem Menschenstrome weiter, der jetzt, um die Zeit des Feierabends, wie aus hundert Bächlein hier zusammenfloß.

Digitized by Google

Alles schlüpft aus diesen Häusern, die vom Keller bis unter's Dach besetzt sind, um noch einen Zug frische Luft zu schöpfen, diesen kostbaren Artikel der Großstadt, der hier in den bevölkertsten Vierteln doppelt kostbar ist. Die Brunnen sind belagert, das Heer der Arbeiter zieht heim; flanierende Bursche und Mädchen, Blumen im Knopfloch, im Haar, schlendern einem Vergnügen von ungefähr entgegen; Weiber, mit Sänglingen im Arme, stehen in schwatzenden Gruppen beisammen; Kinderscharen spielen, schreien, balgen sich; Drehorgeln kreischen und flöten — ein betäubendes Durcheinander von Gestalten und Geräuschen, aus dem sich aber, mitten drinn, wieder Bilder von behaglichster, ja idyllischer Ruhe sondern. Da rückt ein Krämer vor seiner Ladenthür, neben seinen Frucht- und Gemüsekörben, sich einen Sitz zurecht, legt die Hände in seine blaue Schürze und bläst mit einem tiefen geräuschvollen Athemzug wieder einmal die Plage des Tages von sich. Drüben in der Barbierstube klimpert bei offener Thür ein schwärmerischer Haarkünstler auf der Guitarre und legt mit seiner Stimme los, daß die Lerche im kleinen grünen Käfig oben am Eingang sich furchtsam duckt und verwunderte Aeuglein macht. Und weiter wiederum, durch ein dämmeriges Hausthor schimmert's grün: ein Garten mit jungbelaubten Bäumen und blühenden Sträuchern, zwischen denen eine Kranke in ihren Kissen lehnt, den Himmel, der über die Dächer hereinschaut, betrachtend. — —

Die Kleine mit ihrem Begleiter und dem großen Korb am Arme, in dem ein paar zusammengesuchte Holzstücke lagen, bog nach langer Wanderung in eine Seitengasse und hier in ein Haus ein. Sie giengen jetzt auf einmal schneller, als ob sie Jemand angetrieben hätte. Vor einer der Thüren des niedrigen Hoftractes blieben sie stehen, da ein robustes Weib von innen aus der Küche rief: „'s ist schon recht, Mariedl, daß Ihr nicht früher gekommen seid; Euer Mutter hätt Euch alle Zwei zusamm'g'schlagen!"

„Wo ist sie denn?"

„Vielleicht wieder beim Branntweiner, wo sie zuvor auch gewesen ist."

Die Kinder sahen sich furchtsam an, stellten die Ausbeute ihres Streifzuges, die paar Stücke Holz sammt dem Korbe, unter einen Verschlag in der Küche und blieben unschlüssig stehen, — sie wußten nicht, sollten sie bleiben oder der Gefahr aus dem Wege gehen. Schon einmal waren sie über Nacht fortgewesen, als ihre Mutter beim Branntweiner eine zu lange Sitzung gehalten und dann in einem Anfall von Raserei sie halbtodt geschlagen hätte, wenn sie ihr nicht entschlüpft wären. Sie war gar jähzornig, wenn ihr der Fusel zu Kopfe stieg! Es seien die Tage, wo sie sich über ihr Elend kränke, über den Tod ihres braven Mannes, seitdem alles Unglück gekommen, sagte sie allemal am Morgen darnach, wenn sie ausgeschlafen hatte.

Sie bewohnte mit den Kindern eine kleine Kammer als Afterpartei. Ein Bett, ein Tisch, zwei Stühle sammt etlich anderem Hausrath stand darin als ihre ganze Habe. Sie hatte einmal mehr besessen. Im Anfang ihrer Ehe, wo Jedes seine Ersparnisse und zwei gesunde Hände zum Arbeiten gehabt, da war Alles gut gewesen. Bald machte aber Krankheit einen Riß hinein. Der Mann wurde lungenkrank; dazu kam ein Kind nach dem anderen, von denen jedoch die Mehrzahl „zum Glück," wie die Leute sagten, wieder starb. Zuletzt wurde das Weib die einzige Ernährerin durch einen Gemüsehandel, den sie führte. Morgens um drei Uhr mußte sie fort, um ihre Waare zu kaufen; am Nachmittag erst kam sie wieder. Da gab es ein zerfahrenes Leben, dem der kranke Mann bald erlag. Sie aber hatte sich nach und nach den Branntwein angewöhnt, erst als einen Erwärmer im Frost, dann oft

Digitized by Google

als einen Ersatz für Speise und Trank und endlich als Tröster in ihrer Lage. Sie trieb ihren Handel fort; aber er war zusammengeschrumpft durch den Abfall vieler Kunden, die aus Widerwillen nichts mehr bei ihr kauften. Mit einer kleinen Butte voll Grünzeug wanderte sie nun von Thür zu Thür und blieb oft den größeren Theil des Tages aus. Die zwei Kinder waren indessen sich selbst und dem Erbarmen der Hausleute überlassen, die sich manchmal ihrer annahmen.

Die Beiden schlichen kleinlaut nach der Kammer, warum, das mochten sie selber nicht wissen, denn es war dunkel und feuchtkühl in dem engen Gelaß, und zum Essen fanden sie auch nichts vor. Seit Mittag waren sie unterwegs gewesen und hatten seitdem nichts mehr genossen als das Wasser, welches sie an einigen Brunnen getrunken. Sonst wußten sie sich in solchen Fällen zu helfen, wenn in dem Gemüsekorb der Mutter noch ein paar Rüben oder dergleichen vorräthig waren; heute fand sich aber nichts! Halb aus Angst und halb aus Hunger giengen sie wieder hinaus in den Hof und von da auf die Straße, in einem unbestimmten Triebe doch der Mutter entgegen, denn der Hunger war größer als die Furcht vor ihr. Sie kannten das Lokal, wo sie an solchen Tagen einsprach; sie hatten sie dort manchmal schon abgeholt und — je nachdem ihre Stimmung gewesen, die auch freigebig sein konnte, eine Semmel oder gar eine Wurst von ihr gezahlt bekommen.

Ein enger, schmutziger Gassenladen war's, mit rothen Vorhängen an den Scheiben, auf denen in weißen Lettern geschrieben stand, daß man hier Thee, Punsch und geistige Getränke bekomme. Hier standen die Kinder und spähten hinein — aber sie konnten die Gesuchte nicht erblicken. Als die Thür aufgieng, sahen sie, daß sie wirklich nicht darin war. Da giengen sie weiter, mit scheuen, suchenden Augen.

An einem Gasthausgarten, der mitten zwischen den Häusern drin lag und voll von Gästen war, blieben sie wieder stehen — es roch so gut nach Braten und allen möglichen Speisen. Wie sich's die Leute da drinnen schmecken ließen! Und dazu das schäumende Bier und auch noch die Musik von den drei fidelnden Männern dort im Hintergrunde — wie glücklich waren Alle, die da an den Tischen saßen und sich gütlich thaten! — die zwei Kinder lehnten den Kopf gegen die Holzstäbe des Stakets und starrten völlig verloren in dieses Paradies. Nach einer langen Weile erst, als es schon zu dämmern begann und sie das Schauspiel des Lichtanzündens in dem Garten noch mit angesehen hatten, irrten sie weiter. Der Kleine, wie aus dem Traum geweckt, verlangte heim und begann zu weinen. So kehrten sie denn zögernd um; die Schwester nahm ihn bei der Hand und zog ihn mit sich.

Da kamen sie an einem Laden vorbei, vor dessen Thür, wie das in der Vorstadt üblich, um die kleinen Käufer zu locken, noch ein Gestell mit Waaren offen dastand: Kirschen, Radieschen, Brodlaiben und hochaufgetriebenem Hefengebäck. Sie kamen dicht an den Körben vorüber. Die Krämerin stand drinnen gerade hinter dem Ladentisch und bediente mehrere Leute. Es war Samstag heute, wo Jeder seinen Wochenlohn hat und sich zum Sonntag noch etwas kauft.

„Was hast da gestohlen, frecher Fratz!“ hörten die drinnen auf einmal draußen rufen. Flugs schoß die Eigenthümerin hinter ihrem Verschlag hervor, die anwesenden Käufer hinter sich.

Ein Mann schüttelte die Kleine heftig an der Schulter — die Krämerin schrie sie an und riß ihr ein Stück Gebäck aus der Hand — im Nu war ein Ring von Neugierigen um die Missethäter versammelt.

Todtenbleich, mit weit aufgerissenen Augen, doch ohne einen Laut von sich zu geben, stand das Mädchen inmitten der Leute, während der Junge vor

Digitized by Google

Schreck laut aufschrie und sich an ihrem zerschlissenen Röckchen anklammerte.

„Holt's nur gleich die Polizei, daß sie 's zusamm'packt!" rief die Krämerin wüthend.

„Jesus Maria! so ein Kind, und schon stehlen!" bekreuzte sich eine alte Frau.

„Wem gehören denn die saubern Früchtln?" fragte ein Anderer.

„Wo gehört Ihr hin?" examinierte einer der Umstehenden barsch.

Die Kleine war wie vom Blitz getroffen; sie konnte nicht antworten.

Empört über das verstockte Schweigen stieß sie die Krämerin an: „Wirst gleich reden, Du!"

„Oh je — das sind ja die Zwei vom Grünzeugweib aus der Feldgassen!" rief eine Frau, den Kopf über die Schulter eines Vorderen reckend. — „Was haben's denn aug'stellt?"

„G'stohlen haben's," antwortete ein Schusterbub, der breit vor der Kleinen stand.

„'s ist kein Wunder, wenn's auf's Stehlen kommen," raunte die Frau ihrer Umgebung zu; — „kein' Vater haben's nimmer und die Mutter ist a verlotterts Weib —"

Es war eine Nachbarin, welche das Schicksal der Familie wohl kannte und die kurze Geschichte angesichts der Kinder unverfroren erzählte. Die zwei umstellten kleinen Verbrecher hörten sie bleich und zitternd, eng aneinandergedrängt, wie arme Sünder an, die ihr Urtheil erwarteten.

Ein Polizeimann trat herzu. — „Was gibt's da?"

„Sie werden doch wegen dem Stückl Bäckerei die armen Narrn nit auf die Polizei führen lassen?" sagte das Weib zu der Krämerin; — „schaut ihnen ja der Hunger bei den Augen heraus, — gehn's, schamen's Ihnen!"

„Klein fangen's an und groß stehlen's nachher weiter," schalt die wohlgenährte Person.

„Was kostet der Schaden?" fragte ein schmächtiges älteres Männchen mit Brille und Cylinderhut, den Geldbeutel aus der Tasche ziehend.

„Auf das kommt's mir nit an," erwiderte die Gefragte beleidigt.

„Ich übernehme die Verantwortung für diese Kinder," wandte er sich höflich an den Wachmann. Der kleine Herr war sehr erregt und sprach eifrig mit dem Polizisten. Endlich schob er die Kinder mit bebender Hand aus dem Kreise und führte sie, von dem Wachmann gefolgt, nach Hause.

Die Mutter der Beiden war noch immer nicht da.

Wie weltverschlagen standen die Kinder mit den zwei fremden Begleitern in der leeren Kammer. Die Erzählung der Nachbarin wurde von den Leuten im Hause, die auch hier gleich neugierig zusammenliefen, bestätigt.

Der Polizist notierte mehreres; dann führte der Herr die Kinder barhaupt, wie sie waren, fort. Sie folgten willenlos und die Leute schauten ihnen nach, wie sie in der dämmernden Gasse verschwanden. —

Das Schauspiel eines Augenblicks! Dergleichen wirft der Strudel des Großstadtlebens einen Moment an's Licht, dann gehen die Wogen wieder darüber. Und jene Tiefgründe, in denen die Fluthen das Elend träge und undurchsichtig dahin ziehen — wie Vieles verschlingen sie, wie Unzähliges bleibt für immer in ihnen verborgen! Zuweilen gelingt es, aus der trüben Tiefe ein Los hervorzuziehen. Oft wäre es um einen einzigen Griff zu thun — aber nur Wenige haben im rechten Augenblick den Muth, herzhaft hineinzufassen in das dunkle Element.

— — — — — — — — — —

Sie sahen weder ihre Mutter, noch die öde Kammer wieder, aus der sie hinweggeführt worden waren, die beiden Kinder.

Das Weib war spät erst heimgekommen und hatte Lärm geschlagen, als es seine Jungen nicht fand. Sie hätten aus Hunger gestohlen, hieß es,

Digitized by Google

und wären von der Polizei erst hergebracht, dann wieder fortgenommen worden.

Da schlugen die letzten Flammen des Ehrgefühls in dem gesunkenen Weibe auf. Sie raste von dannen — auf die Polizei wollte sie — sie wollte sehen, wer ihr ihre Kinder nehmen durfte.

Unterwegs aber mußte ihr etwas Anderes eingefallen — oder begegnet sein — sie kam nicht mehr nach Hause.

Wenige Tage darauf warfen die Wellen des nahen Stromes ihre Leiche an's Ufer. —

Der Waisen nahm sich die menschliche Barmherzigkeit an. Jenes schmächtige Männchen, das in dem verhängnisvollen Augenblick zu ihnen getreten, that redlich das Seinige. Es war ein Junggeselle und pensionierter Beamter, einer jener allein durch's Leben Wallenden, die sozusagen ohne eigene Schicksale, nur wie Statisten in die Welt hineingesetzt scheinen, um Glück und Unglück Anderer mit fühlendem Herzen zu betrachten. Er sorgte dafür, daß die Beiden in einem Asyl für verlassene Kinder Unterkunft fanden und daß es ihnen gut gieng. Jährlich mehrere Male sah er nach ihrem Ergehen; es war eine Art Vaterschaft, in die er bei seinen vorgerückten Jahren noch hineinwuchs.

— „Das ist Euer Schutzgeist," sagte man den beiden Kindern; „macht ihm Ehre!" —

Sie verstanden das Wort in seinem ernsten Sinne nicht; sie lächelten dazu — ein Kinderauge sieht ja keine Abgründe, am wenigsten die, welche hinter ihm liegen.

Mißdeutet.

Eine Marien-Sage von **Bauernfeld.**

Im Kloster zur „Himmelspforte"
Klara, die Pförtnerin,
War treu dem Dienst ergeben
Der Himmelskönigin.

Und vor dem Heiligenbilde
Lag flehend auf den Knieen:
„Ich liebe, Du weißt, den Ritter!
Ach, hast Du mir's verziehen?

„Er will mein Herr und Meister,
Mein treuer Gatte sein;
Ich weiß ihn ab, vernehm ich
Aus Deinem Munde: ‚Nein!' —

Sie lauscht. Maria lächelt
In stiller Gloria. —
„Du schweigst? Du nickst? O Heil'ge,
Ich danke Dir für Dein ‚Ja!' —

„Die Pfortenschlüssel leg ich
Hier nieder vor dem Altare;
Maria sie empfange,
Statt meiner sie bewahre!" —

Vermählt und in der Fremde,
Klara, die Fromme, Milde,
Täglich mit ihrem Gatten
Kniet vor Maria's Bilde.

Doch ward dem muntern Junker
Das Beten schier zu viel;
Er war von leichten Sitten,
Und liebte den Trunk, das Spiel.

Hofiert' auch hübschen Dirnen;
Die Frau, nachsichtig, mild,
Verzieh ihm Manches, kniet er
Nur vor Marias Bild.

Doch er, erhitzt vom Weine:
„Bin Ritter, frei und edel!
Laß mich zufrieden, sag ich,
Mit Deinem Heiligentrödel!" —

Und so mit bösen Worten
Taumelt in's Schlafgemach,
Liegt bald in wirren Träumen;
Sie blickt ihm trauernd nach.

Digitized by Google

Kniet vor dem Heiligenbilde,
Und unter Thränen klagt:
„Dein „Ja“, es brachte mir Unheil —
Ach, hätst Du „Nein“ gesagt!“ —

Mit Schmerzen überdenkt sie
Der Ehe kurzes Glück;
Den Fehltritt will sie büßen,
Kehrt flugs in's Kloster zurück.

Und an der „Himmelspforte“
Tritt ihr Maria entgegen:
„Die Schlüssel will ich wieder
In Deine Hände legen.

„Nicht ahnen die Klosterleute,
Daß Schwester Klara entwich:
Ich hab Deinen Dienst verrichtet
In Deiner Gestalt, für Dich.

„Dein eignes schwaches Herze
Hat Dich in Irre getrieben;
Doch will ich Dir verzeihen,
Weil Du mir treu geblieben.

„Nicht „nein,“ noch „ja,“ das merke,
Sprach ich im Gotteshaus;
Und wenn ich künftig schweige,
So lege Dir's klüger aus.“

Wir fürchten Gott und sonst nichts.

In grauer Vorzeit war ein Kaiserreich.

Es war uralt, aber es war nicht ausgedehnt und nicht kriegerisch. Es lag zwischen zwei riesigen Ländern, das eine war im Osten und das andere im Westen. Und diese Länder hatten eine ungeheure Zahl von Soldaten und waren gewaltig an roher Kraft, und waren gewaltig an List und Tücke. Und diese Länder waren die grimmigsten Feinde des kleineren Reiches, das zwischen ihnen lag.

Da geschah es manchmal in dem Kaiserreich, daß der Bauer auf dem Felde sich auf seinen Spaten stützte und bange nachsann darüber, was die Zukunft bringen werde. Und es geschah, daß der Schmied einen Augenblick seinen Hammer ruhen ließ und bekümmert war. Da stand eines Tages des Reiches Kanzler auf. Der war an Jahren ein Greis, an Gestalt ein Recke, an Thaten ein Mann. Aufrecht stand er da, aufrecht hielt er das Haupt, ruhig und ernst sagte er zum lauschenden Volke die Worte: „Wir fürchten Gott und sonst nichts.“

Die feindlichen Völker im Osten und im Westen, welche dieses einfache Wort gehört hatten, waren verblüfft. Niemand war, der gesagt hätte: Das ist ein hohles Wort, und Niemand war, der behauptet hätte: Das ist ein Wort des Hochmuthes und der Ueberhebung. Denn es war in Demuth gesprochen wie ein Gebet, und es war hingesprochen in der Ruhe und in dem Muthe eines guten Gewissens. — Die feindlichen Mächte erstaunten; ihr Waffenlärm war nicht so laut als das Wort des Kanzlers, und als einer ihrer Maulhelden einmal aus vollem Halse aufgeschrien hatte: „Wir fürchten weder Gott noch Teufel!“ Da wurden im eigenen Lager die Zaghaften unruhig und Andere lachten ihn aus. Die Drohung der Feinde war ein Prahlen, das hier nicht ermuthigte und dort nicht schreckte. Viele waren in den großen feindlichen Reichen, die kleinmüthig wurden ob der Würde des Gegners; aber anstatt sich an demselben aufzurichten, thaten sie gerade das Gegentheil von ihm — fürchteten Alles, nur Gott nicht.

Nun lebte aber in dem großen Reiche des Ostens ein weiser Mann. Der wollte die Ursache erfahren dessen, daß der Kanzler des kleineren Staates so ruhig und zuversichtlich sprechen konnte, und er reiste hin,

Digitized by Google

um die Zustände des Landes kennen zu lernen.

Und wie er es in dem Kaiserreiche, dessen Kanzler das Wort gesagt hatte, gefunden, das hat er aufgeschrieben und soll hier zu Nutz und Frommen der Nachwelt mitgetheilt werden.

Der Grundstein des Reiches — so steht es nach gewissenhafter Uebersetzung in der Schrift — der Grundstein des Reiches ist die Familie. Der Mann ist der Erwerber und der Hüter des Hauses. Das Weib die Erhalterin der Güter, die Säugerin und Pflegerin der Kinder. Der Mann ist der Herr, aber das Weib nicht der Knecht, sondern die hochgeachtete Frau und Mutter. Die Kinder werden nicht durch Worte, durch Lohn oder durch Strafe erzogen, sondern durch das Vorbild der Eltern. Ehebruch kommt nicht vor, es ist die Todesstrafe auf ihn gesetzt. Der kräftige Sohn ist ehrerbietig und gehorsam dem gebrechlichen Vater im weißen Haar. Wacht in der Tochter die gewaltige Liebe auf zu einem Mann, so gesteht sie es der Mutter und in Züchten wird der Bund geschlossen. Genug ist des Erwerbes und genug sind der Güter im Lande, daß jedes Ehepaar leben und seine Kinder ernähren kann. Denn die Menschen sind arbeitsam und einfach in den Bedürfnissen. Sie genießen mit Vorliebe das, was das eigene Land hervorbringt und was die Bürger des Staates erzeugen. Vor fremden Dingen, sei es an Gütern, sei es in Brauch und Sitte, haben sie eine große Abneigung.

Bei den Kindern wird körperliche Kraft und Gesundheit der Gelehrsamkeit vorgezogen, die Weisheit dem Wissen, der Charakter dem Können. Aber es gibt auch viele und gediegene Schulen; in denselben werden nicht sowohl Dinge gelehrt, die vor tausend und zweitausend Jahren wichtig gewesen sind, sondern vielmehr solche, die sich auf das gegenwärtige Leben und die gegenwärtige Zeit beziehen, welche sie ganz zu erkennen streben. Die Berufswahl der Jugend geht nicht sosehr nach Geld und Würden, sondern nach persönlichen Eignungen. Und sie haben Vorliebe für Landleben und Feldbau, auch für bürgerliche Gewerbe, die ihren Mann nähren. Der Bauer und der Handwerker sind höher geachtet, als solche Stände, die nur dem Genusse, der Verfeinerung und dem Glanze dienen. Geld ist ihnen nur Mittel, nicht Zweck. Nirgends ist großer Reichthum aufgehäuft, und Keiner darbt, der arbeiten will. Die Verbrauchten und Gebrechlichen haben von Rechtswegen ihr Auskommen, ohne darum betteln zu müssen. Die Versuchungen zu Lastern und Verbrechen sind also geringer als anderswo. Ehrenhaftigkeit stellen sie weit höher als äußere Ehre, und die Männer üben ihren Muth nicht durch Raufereien, sondern im Kampfe mit den Elementen, wozu auf dieser Welt stets Gelegenheit vorhanden ist. Wohl üben sie sich auch mit Waffen in munterer, kühner Weise, ohne daß unter ihnen Haß ist.

Hoch und heilig halten sie die Religion und ehren ihre Priester. Wenn sich diese Priester jedoch in die weltlichen Dinge des Staates mischen wollten, würde man sie in ihre Schranken zurückweisen. Sie leben mehr nach dem Geiste als nach den Formen der Religion, und in den Schulen wird weniger Zeit auf Auswendiglernen von Dogmen als auf Aneignung der Sittenlehren verwendet.

Wert ist ihnen das Schöne. Ihre Dichter singen Lieder der Lebensfreude oder stellen große Vorbilder auf die Bühne, an deren Thaten und Tugenden oder an deren Weisheit und Humor das Volk sich erbauen und ergötzen kann. Die bildende Kunst stellt das Schöne dar. Das Häßliche in der Kunst, das Niederträchtige im Schauspiel, das Zersetzende und Widerliche in der Dichtung würde dieses Volk mit Entrüstung zurückweisen.

Digitized by Google

Merkwürdigerweise ist in diesem Lande die Redekunst nicht sehr ausgebildet. So hört man auch keine Aufwiegelungen gegen fremde Völker und Stämme, der Patriotismus der Leute besteht nicht im Hasse gegen andere Völker, sondern in der Liebe zum eigenen. Das Wohlwollen herrscht überall vor, selbst gegen Thiere. Die Vernunft steht über der Leidenschaft, die Sonderbestrebungen werden dem Allgemeinen untergeordnet und es gehört nicht in den Plan dieser Staatsbürger, die eigene Regierung zu bekämpfen, wohl aber mit ihr Hand in Hand zu gehen.

Und die Regierung weiß, daß sie nicht Unterthanen zu beherrschen, sondern daß sie das Wohl von freien Menschen zu besorgen hat. Hier ist nicht der Staatsbürger des Steuerzahlens wegen vorhanden, sondern die Steuern sind zum Wohle des Staatsbürgers wegen. Niemanden bevormundet das Gesetz in freier Meinungsäußerung, wer hierin ungebührlich ist, der wird von dem gesunden Sinne der Mitmenschen zurechtgewiesen. Jeder Staatsbürger sucht seinen Stolz in der Erfüllung des Gesetzes, das er selbst aufstellen half und das die Verkörperung seines Rechtssinnes ist. Unnachsichtlich strenge ist das Gesetz gegen Lug und Trug und absichtlicher Uebervortheilung des Nächsten. Schwere Verbrechen, deren Ursache in einer verderbten Natur liegen, werden ohne Umstände mit dem Tode bestraft.

Ein stehendes Heer gibt es nicht. Im Frieden ist Jeder Arbeiter, im Kriege Jeder Soldat. Nie würden sie einen Krieg anfangen, aber wenn der Feind droht, dann stehen sie Alle auf wie ein Mann, um zu siegen oder zu sterben.

Solcher Art — schließt der Bericht — ist das Volk beschaffen, dessen Reichskanzler das Wort aussprechen kann: Wir fürchten Gott und sonst nichts. R.

Der Friede zwischen Kirche und Gesellschaft.

Eine Betrachtung von **P. K. Rosegger.***)

Unsere rasch vorwärts schreitende Entwicklung macht es, daß heute ein einziger Mensch mehr erlebt, als früher Vater, Sohn und Enkel zusammen. Vielerlei Formen und Systeme in der Politik, im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben, in der Mechanik, in der Wissenschaft und Kunst, in der Philosophie und selbst in der Religion: das drängt sich aneinander, übereinander, durcheinander, gährt und ringt gegeneinander nach Klärung und Harmonie, und verwirrt die Menschen, die mitten drin stehen und in dem Werdenden ungeduldig das Fertige sehen wollen. Daher kommt die Charakterlosigkeit, die Gesinnungslosigkeit, die Gleichgiltigkeit. Denn die sich gegenseitig jagenden Ereignisse, Veränderungen, das von allen Seiten ununterbrochen hereinfluthende Neue, das doch rasch wieder auf's Alte hinausläuft, regt zwar anfangs auf, entfacht Hoffnungen und Zuversichten, enttäuscht aber bald und macht stumpf. Wie sonst der Mensch in großen Dingen, in Lebensschätzung und Weltanschauung, während seines Lebens

*) Dieser für das Februarheft bestimmte Aufsatz ist wegen Raummangels zurückgeblieben und seither von den Ereignissen zum Theile überholt worden. Die Red.

Digitized by Google

nur einmal enttäuscht worden ist, so wird er es heute mehrmals; darum kann uns das Vorherrschen von Indifferentismus, Scepticismus, Pessimismus ja selbst Cynismus nicht Wunder nehmen.

Seit vierzig Jahren ist die Menschheit mit allen politischen Wägen, die sie in der Remise Weltgeschichte angetroffen, gefahren, und auf allen philosophischen Eseln geritten. Sie hat's aber auch mit neuen Vehikeln versucht, sie rollt, sie läuft, sie schwimmt, sie fliegt — nur kriechen mag sie nicht mehr. Was Wunder, daß sie mit den stehenden, unbeweglichen und doch in Alles greifenden Systemen der Kirchen und Religionen in Widerpart gekommen!

In Bezug auf die katholische Kirche sind seit vierzig Jahren zwei Haupterscheinungen zu beobachten. Erstens die Entfernung der Gesellschaft von der Kirche, und zweitens die Wiederannäherung derselben.

Die Entfernung, das allmähliche Sichabwenden der modernen Menschen von der Kirche hatte ihre großen und guten Gründe. Diese Gründe lagen ursprünglich nicht so sehr in den Herzen und Seelen, in Laune und innerer Absicht, als vielmehr in äußeren zwingenden Ereignissen, Zuständen und Einflüssen. Ich will einige davon andeuten.

Im Jahre 1848 war bei uns erst der Geist der französischen Revolution wach geworden. Die Ereignisse dieses Jahres waren eine Naturnothwendigkeit, und in Staaten, in denen sie sich bisher noch nicht vollzogen haben, *werden* sie sich vollziehen. Die Befreiung der unteren Stände, die Aufhebung längst unzeitgemäß, weil unpraktisch gewordener Privilegien, die Anerkennung der Menschenrechte, als: das Selbstbestimmungsrecht der Körperschaften und des Einzelnen, das Recht der Arbeit auf Lohn, das Recht der freien Gesinnung! Heute bestreitet kein vernünftiger Mensch mehr die Nothwendigkeit dieser Einführungen, damals widersetzte sich die halbe Welt dagegen — und ganz besonders die katholische Kirche. Folge war, daß sie sich dadurch einen Theil der Gesellschaft entfremdete. Denn Jene, welche die Revolution machten oder durch sie Vortheile erlangten, brachen lieber mit der Kirche als mit der neuen Zeit. Das darauffolgende Concordat war auch nichts weniger als geeignet, solche Abtrünnige wieder in den Schoß der „Alleinseligmachenden" zurückzuführen.

Eine weitere Ursache der Entfremdung der Gesellschaft von der Kirche war die Wissenschaft. Sie war frei, sie begnügte sich nicht mehr mit der dürren Theorie, in der sie bisher nur wenige Köpfe beschäftigt hatte, sie wollte wirken. Sie nahm Fleisch und Blut an, sie stieg zum Volke herab, sie machte wunderbare Entdeckungen, fabelhafte Erfindungen, sie leistete etwas und kam in großes Ansehen bei aller Welt. Dann gieng sie auf den Markt und hub an zu predigen, indem sie aus den Erfolgen der Forschung kühne Schlüsse zog, es waren neue Gedanken, neue Aussichten und Zuversichten, es war ein neuer Glauben. Denn *glauben*, anders konnte die Menge auch die neue Lehre nicht fassen. Sie glaubte zu verstehen, verstand aber nicht, konnte nicht verstehen, nicht erproben, nicht erfahren, denn dazu gehört im besten Falle ein Menschenleben ausschließlich. Die Menge mußte das „Wissen" nach dem Hörensagen nehmen, konnte sich daran je nach Belieben oder Artung ergötzen oder erbauen, den Kopf und das Herz damit beschäftigen und hatte also einen neuen Glauben, sie wußte selbst nicht wie. Die alte Religion und Confession war nun Vielen überflüssig geworden, die neue war auch weit bequemer und vornehmer. Man zählte mit ihr zu den Gebildeten. — Als Herrin der Volksschule war die Kirche auch Herrin des Staates gewesen. Das wollte sich der selbstständige Staat aber nicht gefallen

Digitized by Google

lassen, er entwand der Kirche die Oberhoheit über die Schule, ohne sie jedoch daraus zu vertreiben. Er verpflichtete sie vielmehr, auch in der verweltlichten Volksschule die Religion zu hüten und zu pflegen. Damit war die Kirche nicht einverstanden, sie begann einen Kampf mit dem Staate um die Schule, sie ward feindselig gegen die Schule, und diese wendete sich demzufolge zeit- und ortweise weiter von ihr ab, als es das Schulgesetz gefordert hätte. Mit der erweiterten Schulbildung kam die größere Ausbreitung der Literatur, der Wissenschaft, beziehungsweise der Kunst. Dem Menschengemüthe floß Nahrung zu von allen Seiten und die Religion der Kirche schien überflüssig zu sein. Der sich so ausgebildete Liberalismus war ein großer Garten, in welchem man an allen Früchten naschen konnte. Man vergaß dabei der Bibel, des Katechismus. Das war natürlich der Kirche nicht recht, sie eiferte dagegen und das Eifern scheuchte die Kinder der Welt noch immer weiter davon.

Pius der Neunte war ein trotziger Mann, oder vielmehr, er war dem Trotze seiner Rathgeber zugänglich. Wenn den Leuten schon die bisherigen Dogmen zu stark waren, so sollten sie ein neues, noch stärkeres haben. Das gespannte Seil sollte noch straffer gespannt werden, um der Welt zu zeigen, wie stark es sei, und daß es nicht reiße: die Unfehlbarkeit des Papstes. Die Ungläubigen lachten, die Katholiken schüttelten bedenklich den Kopf und das Seil — riß nicht. Die Kirche sagte, die Unfehlbarkeitserklärung sei ein Schütteln des Baumes, die faulen Früchte fielen ab, die frischen blieben ihr. Und diese „frischen Früchte" meinten: Wenn wir bisher schon so Vieles geglaubt haben, so ist kein Grund vorhanden, gerade dieses Eine nicht zu glauben. Die Halben und Lauen, Jene, welche unentschlossen oder gleichgiltig zwischen Kirche und Zeitgeist standen, wendeten sich durch das Unfehlbarkeitsdogma entschiedener von der Kirche ab und dem realen Leben zu.

Mittlerweile fuhr die Kirche fort, die neue Zeit in vielen ihrer Bestrebungen zu bekämpfen. Sie bekämpfte die socialen, allerdings bedrohliche Formen annehmenden Bewegungen. Sie bekämpfte die aus den Naturwissenschaften entstandene Philosophie, welche freilich den positiven Religionen feindseliger war, als die Empirik als solche. Sie bekämpfte den Nationalismus, weil er dem Grundsatze der allgemeinen katholischen Kirche zuwider war. Und sie stieß damit die Anhänger der bezeichneten Richtungen von sich.

So wurden der Gegner immer mehr, sie wurden mächtig, und das römische Papstthum wurde seiner weltlichen Herrschaft enthoben. Es war arm geworden, es lebte nur von den milden Gaben der Gläubigen, und diese Gläubigen gehörten auch großentheils den Ständen an, in welchen Armuth und Einfalt herrscht. Auf solche Weise hatte der Katholicismus eine gewisse Aehnlichkeit bekommen mit der Religion der ersten Christen.

Am 7. Februar 1878 starb Pius der Neunte, und damit war die eine Periode abgeschlossen.

Am 21. Februar wurde Leo der Dreizehnte zum römischen Papste gewählt, und von diesem Tage an bereitete sich vor, die Wiederannäherung der Gesellschaft an die katholische Kirche.

War Pius das, was der Clerus fromm nennt, so ist Leo das, was die Welt klug heißt. Und zur Klugheit hat die Welt, gemäß der näheren Verwandschaft, größere Neigung als zur Frömmigkeit; abgesehen davon, daß die Klugheit eine Macht ist, der sie selbst nicht immer gewachsen war.

Leo der Dreizehnte fand bei seiner Besitznahme des Stuhles Petri die Kirche in allseitigem Zwiespalt und heftigem Kampf mit der modernen Cultur. Sie war zerfallen mit den

Digitized by Google

Geistern der Gegenwart und drohte in der That wieder eine Religion der Hirten und der Fischer zu werden, da doch bisher ihre Sorge und Absicht gewesen, die Welt zu regieren. Nun hatte Leo nicht allein ein warmes Herz für die Menschheit, sondern auch ein offenes Auge für ihre Bestrebungen und Ziele, und er erkannte, daß diese Bestrebungen und Ziele nicht willkürliche sind, sondern naturgemäße, denen man Rechnung zu tragen hat. Er kam der Welt einen Schritt entgegen. Er betonte nicht schroff jene Seiten, welche der Logik und dem Gewissen der heutigen Menschen zuwider sind, aber er berücksichtigte mehr die Bedürfnisse der Herzen, die Gesetze der Sittlichkeit, die Zufriedenheit der Einzelnen und der Völker. So war es jenen Katholiken, die früher zurückgescheucht worden, wieder möglich, sich der Kirche zu nähern. So konnten selbst nichtkatholische Fürsten und Staatsmänner Bündnisse schließen mit der Kirche, und plötzlich war diese, trotzdem sie keine Länder weltlich beherrschte, wieder allmächtig und in ihrer Macht und Weisheit ein Hort des Friedens.

Sowie früher die Welt, besonders der Liberalismus, geeignet war, die Menschen von der katholischen Kirche hinwegzulocken, so schienen jetzt die Zustände und Bewegungen der Welt dazu angethan, die Menschen wieder in den Schoß der Kirche zurückzuleiten.

Der Liberalismus war in Mißgunst gekommen, weil er namentlich auf wirthschaftlichem Felde gesündigt hatte. So waren auch seine ethischen Grundsätze aus der Mode gekommen und nur Wenige verstanden es, deren tieferen Wert zu sehen und ihn für ihre innere Vervollkommnung fruchtbringend zu machen.

Die Wissenschaft, oder vielmehr die Philosophie der modernen Wissenschaft hatte das nicht gehalten, was man sich von ihr versprochen. Der Reiz der Neuheit war abgestumpft, das menschliche Bedürfnis nach Cultus und Symbolik vermochte nicht von ihr befriedigt zu werden. Auch hatte sie innerhalb enger Grenzen und weniger Jahre zu oft Farbe gewechselt, ihre Priester balgten sich manchmal etwas stark herum, sodaß deren Talare nicht immer die würdigsten Falten warfen. Mit der Literatur gieng es nicht viel besser, und die Kunst — wurde gemein, liederlich und häßlich. Weder in den Theatern noch in den Sälen der Bilderei war für erbauungsbedürftige Gemüter viel zu holen. Der wüste Hexensabbath der Operette, der betäubende Lärm der Zukunftsmusik entfachte ihre Sehnsucht nach den ernstfeierlichen Klängen der Orgel. Das triviale Tagesgezänke in den Parteien, Vereinen und Zeitungen, und der aufregende Hader allerorts erweckte eine Art Verlangen nach einer Stätte der Ruhe. Die Geister, müde der Sisyphusarbeit, wollten einmal rasten, und die Sinne schaukelten sich bei Weihrauch, Kerzenglanz und Pastoralmusik wie in der Wiege.

Im Angesichte solcher Zustände kam es so weit, daß sich sogar die Parteien vergrößerten, welche für die Wiederverkirchlichung der Volksschule stimmten, weil sie irrthümlich die erst seit kurzer Zeit bestehende „Neuschule“ für alles oben Gesagte verantwortlich machten. Einige Vertreter der Kirche sagen, sie wollten nicht eher Fried geben, als bis sie die Schule wieder hätten. Das Volk sehnt sich nach dem Frieden, aber ein durch dieses Opfer erkaufter Friede hätte keine Dauer. Es ist in der That zu fürchten, daß die Kirche durch gesteigerte Feindseligkeiten gegen die Schule die Sympathien, die sie heute genießt, wieder verlieren wird.

Einer der wichtigsten Factoren, die manches Weltkind zur Kirche zurücktreibt, ist der Nationalismus in seiner heutigen Herbheit. Nicht Jedem steht es an, die Liebe zu seiner Nation nur

Digitized by Google

durch den Haß gegen andere Nationen zu bethätigen. Mancher ist unbeschadet der Treue zu seinem Volke von dem Gedanken beseelt, daß der Wert eines Menschen nicht bloß von seiner Nationalität abhänge. Er wird darum verletzert und verhetzt, findet aber vielleicht bei den großen Dichtern und Denkern aller Zeiten Gesinnungsgenossen. Wem solche Genossen fernerstehen, der wendet sich jener Institution zu, welche den Frieden verheißt — der Kirche.

Die in unseren Tagen wieder so mächtig emporsteigende Verrohung der Gesinnungen und Sitten, welche Hand in Hand geht mit der Entschuldigung des Verbrechens durch die Philosophie der Naturwissenschaft, mit dem Pessimismus und der Brutalität einer neuen literarischen Richtung, mit der Verhätschelung und Verherrlichung des Lasters durch die Kunst, erweckt in dem feiner und weicher gearteten Gemüthe eine Art Heimweh nach einem Asyle des Herzens, und er flieht zur Kirche. Wer für die geistige Zukunft seines Volkes besorgt ist, der muß mit Abscheu und Zorn die Reaction sehen, in welche ein Theil unserer Jugend verstrickt ist, und welche die kirchliche Reaction weit übertrumpft, weit sie zur Barbarei geht. Wenn aus solcher Schule unsere künftigen Professoren, Gelehrten, Aerzte, Advocaten und Richter hervorgehen, dann ist es aus mit aller geregelten Existenz und Sicherheit, mit den strengen, von Leidenschaft freien Rechtsbegriffen, dann werden die Friedliebenden (und das sind die Naturgemäßen) bei der Kirche Schutz suchen, die den Frieden verspricht.

Papst Leo versteht die Schwächen unserer Zeit weise zu nützen. Er macht Freundschaft mit Allem, was ihm eine friedliche Entwickelung oder auch einen friedlichen Stillstand auf legalem Wege verspricht, er weiß, daß er dadurch die Massen gewinnt, und zum Theile auch den Dank der Mächtigen, der Gemäßigten und solcher, die sich der ruhigen Culturarbeit widmen wollen. Papst Leo reicht, den obigen Zweck im Auge, auch Herrschern und Führern, die nicht seiner Confession angehören, die Hand, und ist zu ihren Diensten bereit, wie er das in mehreren Angelegenheiten (namentlich mit Bismarck) gezeigt hat.

Der Wissenschaft näherte sich Papst Leo besonders durch den Ausspruch, daß die Kirche in jeder Wahrheit, welche von der Forschung aufgedeckt werde, einen Fußstapfen Gottes erkenne. Nach diesem Wort wird die katholische Kirche keinen Galiläi mehr hinrichten lassen. Nach diesem Worte anerkennt sie die freie Forschung, freilich nur, so lange diese nicht durch Hypothesen in das Bereich der speculativen Philosophie eintritt und ebenfalls auch dogmatisch werden will. Die Kirche hat sich bei solchem Entgegenkommen selbstverständlich alle nöthigen Hinterthüren offen gelassen, doch man erkennt in diesem Entgegenkommen die versöhnliche Stimmung, den Willen, Frieden zu stiften. Und dadurch gewinnt sie vor den Gläubigen wahrlich den Abglanz des Göttlichen, und selbst bei Nichtkatholiken die Würdigung ihrer ethischen Bedeutung.

Wie zu bemerken ist, wird in dieser Betrachtung von der Gewissens- und Religionsfrage als solcher vollkommen Abstand genommen. Wir betonen nur den Wert des Friedens zwischen Kirche und Gesellschaft in Bezug auf unser Leben und unsere Entwickelung. Die Reibungen und Gefechte der letzten Jahrzehnte zwischen Kirche und Welt haben viele Uebel gebracht in Stadt und Land, in Gemeinde und Haus. Eigentlich einigen werden sich die beiden Reiche niemals, denn es sind Gegensätze. Aber die Gegensätze, sich gegenseitig bedürfend und fördernd, können ruhig nebeneinander bestehen, wenn beiderseits jene Billigkeit und Nachsicht waltet, die ja überhaupt auf dieser Welt überall nöthig ist. Es wird

Digitized by Google

in der Kirche, obzwar man sieht, daß es auch so geht, wohl immer das Bestreben da sein, ihr Reich zu vergrößern, nicht bloß in geistiger, sondern auch in materieller Hinsicht. Denn wenn sie an ihre Sendung glaubt, daß nur sie allein die allgemeine Wohlfahrt zu gründen vermag, so *muß* sie ja dahin wirken. Sie wird stets die katholischen Staaten meistern wollen, wenn diese drangehen, Gesetze über Cultus und Unterricht zu machen. Sie wird im Principe keine Schule, am wenigsten die Volksschule, anerkennen dürfen, in der nicht sie die Oberherrschaft hat. Sie wird immer fremde Confessionen um einige Töne dunkler färben als sie wirklich sind und eifersüchtig gegen deren Ausbreitung wachen. Sie wird die Literatur bekämpfen, die im Allgemeinen das Sittliche vom Confessionellen unterscheidet und jenes über dieses stellt. Sie wird einzig stets nur *das* hochhalten, was aus ihrem Schoße kommt und alles Andere geringschätzen oder gar verachten, als der Welt angehörig. Das ist ihr Grundsatz, sie ist die streitende Kirche, man muß sie gewähren lassen, solange sie mit Würde und Gewissenhaftigkeit im Principe streitet, ohne den natürlichen Rechten der Personen zu nahe zu kommen.

Andererseits wird auch die Welt der Kirche gegenüber sich nicht bloß auf Abwehr beschränken. Sie wird bei dem Wechsel ihrer Bedürfnisse, ihrer Lebensanschauungen, ihrer Bestrebungen manchmal eingreifen in jenes Bereich, als dessen Herrscherin sich die Kirche betrachtet. Sie wird es manchmal mit Recht thun, aber sie hat auch die Neigung, Alles, was anders gesinnt ist, als sie selbst, und andere Ideale hegt, ohne weiteren Grund zu verachten, zu hassen und zu höhnen.

Die gebildeten Kreise der Gesellschaft (solche sind aber nicht groß) wissen es freilich, daß es längst nicht mehr schön ist, ja nicht einmal mehr für halbgebildet gilt, über Confessionen und religiöse Erscheinungen zu spotten, blos des Spottes und des Beifalls willen. Anders ist's, wenn ein von Vielen als wirklich schlecht und schädlich Erkanntes durch Angriff und Satyre zu ändern, zu bessern gesucht wird, in diesem Falle wird der getroffene Gegner sich vertheidigen, aber er soll gerechterweise die gute Absicht des Angreifers nicht verkennen oder entstellen.

Trotz aller verschiedenen Satzungen, Grundsätze, Parteiungen und Meinungen könnten die Menschen friedlicher und glücklicher nebeneinander leben als es der Fall ist, wenn sie in ihrem Widerstreite über principielle Dinge nicht persönlich würden.

In einem steierischen Dorfe leben seit zwanzig Jahren nebeneinander ein katholischer Pfarrer und ein stocklutherischer Oberförster. Jeder der Beiden lebt nach seinen Grundsätzen, wirkt in seinem Kreise, und Tag für Tag sitzen sie des Abends beisammen und spielen Karten oder treiben interessante, auch gleichgiltige, manchmal recht muntere Gespräche. Etlichemale sind sie auch schon in Streit gekommen wegen ihren Confessionen — der Pfarrer war fein und witzig, der Oberförster herb und beißend, aber davor hüteten sie sich, persönlich zu werden, Namen zu nennen, auf Privatverhältnisse anzuspielen, und so konnten sie beim Auseinandergehen sich allemal die Hand reichen.

Es ist also zwischen vernünftigen Menschen gar nicht nöthig, Gespräche über Meinungsverschiedenheiten zu vermeiden, solche Gespräche können oft recht anregend und für beide Theile fördernd sein; sie zeigen und beleuchten eine Sache immer von mehreren Seiten, weiten das Herz oder erhellen den Kopf, klären Manches, wessen sich der Mensch sonst oft kaum bewußt wird, lernen verschiedene Standpunkte würdigen und stärken so die Freundschaft, anstatt solche zu gefährden.

Und wie das im Kleinen, zwischen einzelnen Personen möglich ist, so sollte es auch im Großen zwischen Parteien,

Digitized by Google

Confessionen und Völkern der gesitteten Länder möglich sein. Freilich gehört der gute Wille dazu, und zwar stets von beiden Seiten, weil bekanntlich der beste Mann nicht im Frieden leben kann, wenn es seinem bösen Nachbar nicht gefällt.

Wie trostlos war in den Siebziger Jahren das Verhältnis der katholischen Kirche zur Gesellschaft! Aber es hat sich gezeigt, daß es nicht im Wesen der Kirche liegt, starr und von der Cultur unzugänglich zu sein, daß es auf den Kirchenfürsten ankommt, ob sie versöhnlich mit der Welt den Frieden will oder nicht. Papst Leo der Dreizehnte hat diesen Frieden angebahnt, die friedensbedürftige, müde gehetzte Welt steht im Begriffe, ihm ein wenig entgegenzukommen. Und hoffen wir, daß Gegensätze, die heute noch schroff sind, durch die Weisheit und den guten Willen vermindert werden, ohne daß einerseits das Ansehen der Kirche, andererseits die geistigen Errungenschaften der Gesellschaft Schaden leiden.

Der letzte Frühling.

Es wird ein Frühling auf die Erde kommen,
Wie seit Jahrhunderten kein schönrer war,
Da werden alle Herzen süß beklommen
Zurück sich träumen in das Stiftungsjahr.
Was blühen heißt, das wird die Flur da zeigen,
Wohlthätig wärmen wird der Sonnenschein,
Die Wälder werden gegen Himmel steigen,
Und auf den Fernern wird kein Schnee mehr sein.

Die Weste werden spielen mit den Rasen,
Wo sonst der Sturm durch kahle Felsen blies;
Den Sand verschlingen werden die Oasen,
Vergessen wird man, was einst Eismeer hieß.
Und flöten werden süße Nachtigallen,
Und klare Ströme rauschen durch das Land,
Und Herdenglocken längs den Ufern schallen,
Und frohe Menschen wandeln Hand in Hand.

Und Friede wird in Herzen und in Mienen,
Und jeder Blick wird sein wie Dankgebet,
Als wär ein großer Feiertag erschienen,
Den alles Volk der Welt zugleich begeht.
Und dieser Frühling aber wird auf Erden
Der letzte sein; drum bot sie Alles auf,
Um einmal noch den Menschen lieb zu werden,
Eh sie für immer endet ihren Lauf:

Der Witwen einer gleich am Gangesstrande,
Die, eh sie auf den Scheiterhaufen steigt,
Noch einmal sich im köstlichen Gewande
Und ohne Schleier vor dem Volke zeigt,
Und Blumen ausstreut, Gold und Diamanten,
In fremder Lust betäubend eignes Leid,
Um in den Herzen Aller, die sie kannten,
Noch fortzuleben bis in späte Zeit.

Joh. Gab. Seidl.

Digitized by Google

Die Königsschlösser im bairischen Gebirge.

Eine Reiseerinnerung von **Mela Wellmer.**

Eins der beliebtesten Reiseziele war in vorigem Sommer der Besuch der Königsschlösser im bairischen Gebirge. Nicht nur die Bewohner Münchens stillten ihre Neugierde nach diesen so lange geheimnisvoll versperrt gebliebenen Zauberpalästen, sondern Baiern und andere Süd- und Norddeutsche, sowie ungeahnt viele Fremde bis von jenseits des Atlantischen Oceans her folgten dem mysteriösen Reiz, welcher sie zu diesen Schöpfungen des „Märchenkönigs in unserer Prosazeit" zog.

In den letzten Tagen des August erhielt ich von einer werten Freundin die Einladung, sie auf einer Reise nach München und zu den Königsschlössern zu begleiten. Unser Interesse an dem Leben König Ludwigs II. war das gleiche, sowie unsere Theilnahme an seinem tragischen Geschicke; wir konnten daher über ihn sprechen, ohne durch Widerreden und Einwürfe in unserer Beurtheilung seines Lebensganges und Todespfades gestört und geärgert zu werden. Wir sahen und sehen in ihm einen hochbegabten Prinzen, glühend von Begeisterung für Kunst und Wissenschaft und Poesie, allen Idealen, welche die Menschenbrust hegt, mit Feuereifer zustrebend, welcher jedoch leider in unsere Prosazeit sich nicht zu schicken und fügen vermochte und, nur selten einem gleichgesinnten und gleichgestimmten Menschen begegnend, sich in stolzer Einsamkeit fast unnahbar verschloß, so daß er bei seiner lodernden Einbildungskraft auf phantastische irre Pfade gerieth, in deren Zauberkreisen das Verderben auf ihn lauerte.

Dennoch beklemmt uns der Gedanke auf das schmerzlichste, daß es ein äußerer Zwang und nicht Naturnothwendigkeit war, welcher die tragischen Schluß-Katastrophen seines Lebens herbeiführte. In England blieb zu Ende des vergangenen und Anfang dieses Jahrhunderts der wahnsinnige Georg III. Jahrzehnte lang König von Großbritannien bis zu seinem Tode, und niemand dachte daran, ihn wegen seiner Geisteskrankheit abzusetzen. Wenn man hierauf einwenden möchte, daß England eine sehr weit vorgeschrittene constitutionelle Monarchie sei, die sich eigentlich wie ein gut reguliertes Uhrwerk von selbst bewege und regiere, so ist dies ja in den deutschen constitutionellen Staaten auch der Fall und Baiern ist der älteste derselben. Doch hat es auch absolut regierende Könige gegeben, welche geistig krank und umnachtet waren, und die nichtsdestoweniger auf ihrem Throne sitzend verblieben; wie Karl VI., König von Frankreich im fünfzehnten Jahrhundert, und König Karl II. von Spanien im siebzehnten Jahrhundert, welcher im Volksmunde den bedenklichen Beinamen el hechizado, der Behexte, führte, und auch Philipp V., Ludwigs XIV. Enkelsohn, litt lange an Schwermuth, als er König von Spanien geworden war.

So tief tragisch endigte indes keiner dieser geistesgestörten Monarchen, wie König Ludwig II. von Baiern, und es mischen sich recht bittere Gedanken in die Betrachtungen seines Endes. Man fragt sich nämlich unwillkürlich: Wenn dem König Ludwig II. von Baiern noch die Millionen eines Rothschild, eines Vanderbilt, eines Mackay zu

Digitized by Google

Gebote gestanden hätten, so wäre er wohl nicht für geisteskrank erklärt worden, sondern man hätte sich andauernd gefreut, daß so viel Geld durch einen kunst- und prachtliebenden Regenten unter die Leute kommt. . . .

Wie sehr recht hatte wieder der Altmeister Goethe mit seinem Ausspruch: „Wer kein Geld hat, ist schon halb krank.“ Er kannte unser Zeitalter; die verhängnisvolle miserable Aera der Jagd nach Gold. . . .

Von Baierns schöner und interessanter Hauptstadt begibt man sich zuerst an den nahegelegenen Starnberger See, um dort das Königsschloß Berg und die Unglücksstätte im See zu besuchen. In Schloß Berg, das sehr einfach, ja altmodisch eingerichtet ist und blieb, verlebte König Ludwig II. manches Kindheits- und Jugendjahr und liebte diesen Aufenthalt auch noch in den ersten Zeiten seiner Regierung. Der träumerische stille See, in welchem sich die Alpen spiegeln, sagte seinem Gemüth zu; er schuf sich dort nur die Roseninsel, ein kleines, duftendes Eden, wo er in beschaulicher Einsamkeit zu verweilen liebte. Bei seinem letzten Gange hatte er diese Lieblingsstelle vor sich liegen. . . . An der Stätte, da man seinen entseelten Körper fand, steht ein kleines hölzernes Kreuz, an welchem farblose, nasse Kränze hängen. Jedermann nimmt sich einen Stein des Ufers oder ein Blatt der an demselben stehenden Buchen und Trauerweiden mit. Es ist wirklich schon eine bedeutende Lücke in den Gesträuchen durch diese Blattberaubung entstanden.

Als wir stumm und bewegt durch den Park zurück an's Dampfschiff schritten, umzog sich der bis dahin heitere Himmel und ein feiner dichter Regen fiel nieder. Die ganze sehr zahlreiche Gesellschaft auf dem Schiffe war frappiert und Viele wunderbar ergriffen und gerührt, als sich ein leuchtender Regenbogen gerade über Schloß Berg und der Unglücksstätte wölbte. Die leise fallenden Regentropfen und dies himmlische Friedenszeichen beschwichtigten so mild den Sturm unserer Gefühle. Man versucht sich in das Unabänderliche zu ergeben.

Schon in Tutzing am Starnberger See verläßt man die Eisenbahn, um per Wagen den Königsschlössern nahe zu kommen. König Ludwig II. schien der Meinung zu sein wie die Raben, welche nach dem Arabischen stets rufen: „Fern von den Menschen ist es am heimlichsten.“ Er erbaute sich seine Schlösser auf Inseln und in der Einsamkeit des Hochgebirges. Kein Unberufener und Unbefugter hat während seines Lebens das Innere seiner Schlösser gesehen, und jetzt strömen Hunderttausende durch diese geheim gehaltenen Räume und Gemächer. Wollten übereugierige Menschenkinder ja einmal etwas von seinen Zauberschlössern sehen, so wendeten sie die List an, sich von einem etwa befreundeten Arbeitsinspector für ein paar Tage als Arbeiter anstellen zu lassen. In Hemdärmeln, den Schiebkarren schiebend, betrachteten sie dann wenigstens die Architectur, Lage und Umgebung der Schlösser, und hatten vielleicht auch das gute Glück, den König zu sehen, zu hören und zu beobachten, der häufig den Fortgang seiner Bauten durch Augenschein verfolgte. So kam dann und wann eine Kunde von den zur Wirklichkeit gewordenen Märchenwundern unter die Leute.

Meine verehrte Freundin miethete einen bequemen Zweispänner für die zweitägige Fahrt nach Neuschwanstein und Hohenschwangau. Am ersten Nachmittage fuhren wir über Murnau nach dem weltberühmten Dorfe Oberammergau, um dort zu übernachten. Viele einzelne Gefährte, ein- und zweispännig, die Posten und die Omnibusse, Stellwagen, begegneten uns, die alle dieselbe Straße wie wir zogen. Es ist wie eine Art Wallfahrt. Die ländlichen Gasthäuser der Orte, wo man möglicherweise übernachten muß, sind überfüllt und bei der Ankunft der Wagen springt

Digitized by Google

wohl alsbald eine flinke Kellnerin an denselben mit der Frage: „Haben's telegraphiert?“ Wenn nicht, so sagt die ländliche Hebe: „Ja, dann müssen die Herrschaften wo anders sich umschauen, denn bei uns is alles bestellt.“ Und am nächsten Gasthaus heißt es vielleicht ebenso, bis etwa ein „Privatzimmer“ irgendwo für Geld und gute Worte sich öffnet. Dank der Vorsicht und Reisegewandtheit meiner Freundin waren wir jedoch „telegraphiert“ und erhielten sehr hübsche Zimmer. In der Wirtsstube saßen Münchener und Norddeutsche, Amerikaner und Familien mit Kindern, einzelne reisende Damen und Gesellschafts-Gruppen bei der Abendmahlzeit. Es war in jenen ersten Septembertagen ein historisches Stück von der Bevölkerung des Dorfes Oberammergau aufgeführt worden, das manche Reisende auf ihrer Tour zu den Königsschlössern auch noch mit angesehen hatten. Spät abends ertönte noch ein gut geschulter Gesang der jungen männlichen Dorfjugend.

Den folgenden Morgen gieng es bei strahlendem Sonnenschein weiter gegen Schloß Linderhof zu durch einen herrlichen Laubwald, in welchem massenhaft Gentianen, die tiefblaue größere, einzeln wachsende und die hohe mit vielen Blüten, standen, auch Ackeley und die silbernen Sterne der großen Wetterdistel, herrliche Erikaarten, Farrenkräuter und Moose luden ein, sich den schönsten Waldblumenstrauß zu sammeln, der sich denken läßt.

Trotz dieser reizenden Fahrt auf guten Wegen ist man doch von der Lage des Linderhofs noch auf's höchste überrascht. Das ist ein Fleckchen Erde mit einem Zauberschlößchen, auf welches, die übrige profane Welt abwehrend, nur die himmelhohen Berge hineinblicken, wie wir es uns vielleicht, wenn wir eine lebhafte Phantasie besitzen, beim Lesen von Zaubermärchen vorgestellt haben.

In Feenopern auf Hofbühnen erscheinen oft Grotten, Feenpaläste auf die Coulissen der Decorationen gemalt, die großen Effect machen; — hier ist alles dies in Wahrheit und Wirklichkeit vor uns, was uns allerdings zuerst, — so wenig sind wir an solche Natur- und Architectur-Schönheiten gewöhnt — wie eine täuschende Phantasmagorie vorkommt. Wir waudern daher auch wie traumumfangen in diesem Palais, diesen Gärten, Grotten, Kiosks umher, — gerade wie es Tasso von den Rittern in den Zaubergärten Armidas schildert.

König Max II. von Baiern, Vater König Ludwigs II., gebührt zwar das Verdienst, mit Naturverständnis und poetischem Blick die einzig artige, malerische Lage und Staffage vom Linderhof entdeckt zu haben. Er ließ dort ein Försterhaus, den Linderhof, erbauen. König Ludwig II. befahl dies Försterhaus abzutragen und einige tausend Schritte entfernt wieder aufzurichten; und an die erste Stelle desselben setzte er ein kleines Bijou, das Schlößchen Linderhof. Ich versuche nicht dasselbe zu schildern, man hat ja schon überall von der Eleganz und dem Luxus gelesen, welcher in diesen Königsschlössern anzutreffen ist. Uebrigens zeugt der Linderhof schon von einer Wahnidee des königlichen Erbauers, deren Verwirklichung wir mit stummer, trauriger Verwunderung betrachten. Der Linderhof ist dem Andenken an den Hof Ludwig XIV. geweiht. König Ludwig II. von Baiern kannte die geistreichen und schönen Frauen, die großen Staatsmänner, Redner, Schriftsteller, Generäle und den hohen Adel Frankreichs zur Zeit Ludwigs XIV. und XV. besser und intimer als alle seine eigenen schönen und geistreichen und berühmten deutschen Zeitgenossen, Männer und Frauen. Er lebte die letzten Jahre aus eigener Wahl völlig vereinsamt, und phantasierte sich in eine zweihundert Jahre alte Vergangenheit in Versailles hinein. — Das große und kleinere Schlafgemach des Königs im Linderhof, —

Digitized by Google

ersteres noch unvollendet, — könnten füglicher Anti-Schlaf- oder Aufregungs-Gemächer genannt werden. Wurden die Wand- und Kronleuchter innerhalb dieser von Golddverzierungen und Spiegeln bedeckten Wände angezündet, so ergab dies eine Wiederspiegelung in's Unendliche, als liefen unzählige brillanterleuchtete, goldene Corridore hier in einem Brennpunkt zusammen, und der schöne, große, majestätisch aussehende König mit seinem wallenden Haupthaar und leuchtenden Augen sah einige Dutzend eben so schöner und interessanter Ludwige um sich. Wie ist bei solcher Lichtfülle und großen, sich mit dem Original stets bewegenden Gesellschaft an Schlaf zu denken? Umsonst plätschern die Cascaden hinter dem Schloß, welche doch des Einschlafens wegen hier etabliert wurden; ihr sanftes, monotones Murmeln müßte in einem kühlen, dunkeln oder halbdunkeln Zimmer ohne Spiegel, Vergoldungen und heiße Kronleuchter an's Ohr dringen, um wirkungsreich zu sein. Die Grotte im Garten — der Venusberg, in welcher Tannhäuser sein besseres Selbst verlor — wird elektrisch beleuchtet und der Wasserfall stürzt sich in den unterirdischen See derselben, sobald 12—16 Besucher sich zum Eintritt mit separatem Entreegeld hiefür melden. Wir sahen dies Wunder aus Tausend und einer Nacht und stiegen durch das verschiebbare Felsenthor in die Tiefe. Künstliche Stalaktiten, an denen künstliche Rosenguirlanden hängen, tapezieren die Felswände; das colossale Bild, Tannhäuser im Venusberge, ist roth beleuchtet, die Wasser rauschen sinnverwirrend; die kleine Barke, in welcher nur der König und der Fährmann Platz hatten, liegt am Ufer; oben funkeln elektrische Sterne; der schäumende Wasserfall spielt in smaragdgrünen, amethystblauen und rubinfarbigen Lichtern. Der Eindrücke sind zu viele für Augen und Ohren, — der Mund bleibt überwältigt stumm; — man spricht erst wieder, wenn man das Himmelsblau und das Waldesgrün erblickt. Im Kiosk stehen u. a. die Pfauen, welche das Rad schlagen, voll Gold und Edelsteine jede Feder; — man beobachtet sie kaum, wie taumelnd geht man an Tempeln und Wasserkünsten mit Figurengruppen umher; zu vieles Sehen von Ungewohntem berauscht auch, wie fremde süße, feurige Weine.

Bei unserer Weiterfahrt vom Linderhofe gen Reutte und Füssen zu besuchten wir noch die Hundingshütte, im dichten Walde gelegen, in welcher sich der König in das Leben der alten Deutschen vor 3000 Jahren zurückträumte. Um eine starke Esche herum ist dieser Blockhausbau ausgeführt, Matten liegen auf dem Boden, große Hängematten schweben an der Decke der Hütte, ausgestopfte Thiere liegen an der Feuerstätte, wo der Kessel über dem roh gemauerten Herde hängt. Auf dem großen und breiten, mit Fellen bedeckten Lager schlief der König zu verschiedenen Malen, abgesperrt von der Außenwelt, mutterseelenallein in den drei ziemlich großen, ohne Verbindungsthüren ineinander gehenden Räumen.

Die Eremitage, ein Holzbau mit einem Thürmchen mit Glocke versehen — das Ganze mit Baumrinde bekleidet und bedeckt — liegt noch tiefer im Walde verborgen. Auch hier weilte der König manche Stunden, lesend oder vielleicht betend, denn ein Crucifix mit Betschemel befindet sich darin. Dieser kleine Bau ist der Repräsentant des Mittelalters und der König kostete das Leben des Einsiedlers darin, der er jedoch überall und allenthalben, auch in seinen Prachtschlössern war. Wollte sich der König wieder aus der Einsiedelei entfernen, so läutete er an des Thürmchens Glocke und man kam vom Fahrwege aus, ihn zu holen.

Um bis Schloß Hohenschwangau und Neuschwanstein bei Füssen zu gelangen, kommt man bei dem herrlich gelegenen Alpen-Plansee über die

Digitized by Google

Tiroler Grenze und wird vorschriftsmäßig von den Zollbeamten visitiert, obgleich man nach einer Stunde schon wieder bairisches Gebiet betritt, wo abermals die Gepäckbesichtigung stattfindet. Die Amerikaner lächelten in ihrem Wagen, als man ihnen ein paar Flaschen Wein und einige Cigarren verzollen hieß. Oben auf dem Kamm des Gebirges auf dem heutigen Wege zeigte uns unser Kutscher zwei sogenannte Königshäuser, Holzhäuser, welche König Ludwig an zwei schönen Aussichtspunkten sich dort hoch oben hatte zimmern lassen und zu denen er auf einem eigens construierten zweirädrigen Wagen hinauffuhr. „Immer höher hinauf, einsam wie ein Adler, den Wolken nahe," das war seine Parole. Das Schloß Neuschwanstein liegt noch bedeutend höher als das Schloß Hohenschwangau, und auch diese Residenz sollte mit einer noch höheren vertauscht werden. Das Modell des Schlosses, welches er sich auf einem noch weit höheren Berggipfel, auf dem Falkenstein, bauen lassen wollte, steht in Neuschwanstein, und schon waren die Wasserleitungen auf diesen Berg begonnen, die bereits über 100,000 Mark gekostet haben.

Es ist überflüssig, von den Schlössern Neuschwanstein und Hohenschwangau eine Beschreibung zu geben; fast Jedermann und auch unsere geehrten Leser kennen dieselben aus früheren Schilderungen.

Zur Zeit des Baues von Neuschwanstein baute König Ludwig noch in deutscher Art; die Lohengrinsage, der Sängerkrieg auf der Wartburg, Tannhäuser, Parsival gaben hier die Stoffe zu den Wandgemälden ab. Die Lage des Schlosses ist unvergleichlich schön; eine fruchtbare, gesegnete weite Ebene, mit dichten Dörfern besäet, breitet sich auf der einen Seite vor den Blicken aus; auf den anderen Seiten erfreuen Schluchten, Seen, Wasserfälle, Waldesgrün und die Zinne des Schlosses Hohenschwangau das Auge. Die Marienbrücke, welche der König unweit des Schlosses über die mehr als 100 Meter tiefe Pöllathschlucht schlagen ließ, diente ihm dazu, in der Nacht — theilweise durch farbige Glasfenster strahlend — die Lichteffecte des glänzend erleuchteten Schlosses zu betrachten. Auf einem Treppenabsatz des hohen Schloßthurmes steht eine räthselhafte Gruppe, ein Palmbaum und ein geflügelter Drache zu dessen Füßen. Wen oder was symbolisiert der Palmbaum? wen oder was der Drache?

An dieser ominösen Stelle fand die Gefangennahme des unglücklichen Königs statt; er sah sein Schicksal sehr deutlich vor sich und wollte, den Thurm emporstürmend, die Freiheit aus den Leibes- und Lebensbanden durch einen Sprung in den Abgrund gewinnen.

Mittags beim Speisen im Garten des Wirtshauses „zur Alpenrose" sahen wir die Königin-Mutter von Hohenschwangau aus nach Füssen fahren. Die Geistlichkeit in Füssen hatte sie zu einer Kirchenfeierlichkeit zu Ehren des heiligen Magnus, 6. September, eingeladen. Im offenen zweispännigen Wagen, der einem Vorreiter folgte, saß die Königin-Mutter, von einer Dame begleitet. In einem zweiten Wagen befanden sich zwei fernere Hofdamen und ein Hofcavalier. Die Königin dankte freundlich den ehrerbietigen Grüßen der im Freien sitzenden Gäste. Die hellen guten Augen meiner werthen Freundin konnten die Königin schärfer beobachten als ich, und sie brach erstaunt in die Worte aus: „In diesen Gesichtszügen liegt nur Freundlichkeit und Friede; keine Spur des bittersten Geschicks, das sich denken läßt, ist darin zu lesen."

Wir besahen nun mit andern Fremden auch das Schloß Hohenschwangau, das von König Max II. vor ungefähr fünfzig Jahren schon dem ursprünglichen Plane gemäß wieder restauriert worden war, und wo König Ludwig II. als Kind und als König oft wohnte. Ein Augsburger Patricier, Paum-

Digitized by Google

gärtner, hat es an einer alten Burgruine vor ca. 400 Jahren neu aufgebaut. Die neueren Wandgemälde eines Zimmers zeigen u. a. auch Dr. Martin Luther bei seinem Besuch des Schlosses auf seiner Reise nach Rom. In allen Gemächern sieht man Schwäne als Zierraten, Gefäße, Bilder, Porzellanfiguren; und in jenen ersten Septembertagen standen überall Enzianbouquets in Vasen und Körben malerisch als Zimmerschmuck umher. Auffällig war mir, daß ich in allen Königsschlössern keinen Flügel antraf; nur ein altes tafelförmiges Clavier steht in Hohenschwangau, und ein goldenes Prachtharmonium auf Neuschwanstein. Und doch liebte König Ludwig schwärmerisch die Musik.

An König Ludwig II. sind in Hohenschwangau wenig Erinnerungen vorhanden, da die Königin-Mutter dessen phantastisch eingerichtetes Schlafzimmer wieder in die frühere Verfassung bringen ließ. Schloß Hohenschwangau hat in dem schönen Garten, der es umgibt, eine Zierde, welche den neuen Schlössern König Ludwigs II. noch mangelt. Der sogenannte Löwenbrunnen, von Thorwaldsen demjenigen der Alhambra nachgeahmt, verbreitet Kühle und sprudelnde Bewegung unter süß duftenden Blumen.

Von Schwangau am Fuße der beiden Königsburgen Neuschwanstein und Hohenschwangau reisten wir per Extrapost wieder nach Reutte in Tirol zurück und von dort über den pittoresken Fernpaß. Die Straße bis Leermoos schlängelt sich am Koloß der Zugspitze hin; andere Bergriesen thürmen sich auf, je weiter man fährt; Abgründe rechts oder links, herrliche Wälder, in denen die Alpenrose heimisch ist; wie Edelstein funkelnde Gebirgsseen, das ist die wundervolle Fahrt über den Fernpaß! Als wir auf der Höhe angelangt und in Windungen wieder bergab sausten, gedachte ich meiner Pyrenäenfahrt von Pau nach Huesca, durch ähnliche Gebirgsscenerien; doch um wie vieles schöner, sicherer, und in welch sympathischer Gesellschaft fuhr ich hier zu Lande, als dort, während des Bürgerkrieges, auf vernachlässigten Wegen auf einem von neun Maulthieren gezogenen Postwagen-Ungeheuer! Der Fernpaß war das häufigste Reiseterrain der nächtlichen Schlittenfahrten König Ludwigs II., und am Fuße desselben ließ er sich in einem sehr einfachen Tiroler Wirtshause, Fernstein bei Sigmundsburg, zwei Zimmer als Absteigequartier einrichten. Nach dem Tode des Königs, als sich das erhebliche Deficit in seinem Privatvermögen herausstellte, bot der kluge Tiroler Eigenthümer jenes Wirtshauses alsbald den königlichen Testaments-Vollstreckern in München 5000 Gulden für die Einrichtung dieser zwei Zimmer an, und sie wurde ihm dafür zugeschlagen. Er erhebt jetzt ein Entree von 50 Kreuzern = 1 Mark für die Besichtigung dieser Königszimmer und findet ganz nett seine Rechnung hierbei. Der Werth der mit blauem und rothem Seidendamast tapezierten Zimmer, der Teppiche, Vorhänge, Bilder und kostbaren Möbel, Geräthschaften, Teller, Gläser, Tassen ꝛc. ist überdies ein unverhältnismäßig höherer als der bezahlte. Der Eingang, die Treppe, die Größe oder vielmehr Kleinheit der Fenster und die Niedrigkeit der Zimmer erfuhren jedoch keine Veränderung vom König. Hier ruhte er einige Stunden aus, oder nahm ein Diner oder Dejeuner ein. Ich gebrauche diese französischen Bezeichnungen, weil eben auch hier wieder Ludwigs XIV. Bildnis als Kind, und andere französische Nachahmungen sich befinden.

Hier muß indes der Wahrheit gemäß berichtet werden, daß die bairische Landbevölkerung im Gebirge, sowie die Tiroler hier an der Grenze, stets und überall mit der größten Liebe, ja mit einer Art Schwärmerei vom Könige sprechen. Se. Majestät waren „so schön," „so gut," „so huldvoll," „so geistreich" — darüber herrscht nur

Digitized by Google

eine Stimme. Dieser in melancholischer, stolzer Einsamkeit lebende König besaß dennoch den Zauber, nur durch einen seiner leuchtenden Blicke, durch ein Wort seiner weichen sanften Stimme die Herzen der Menschen zu gewinnen. Das Volk liebt das Außergewöhnliche, das Hochpoetische, das Hoheitsvolle, das unbewußt Grandiose.

Frau Sprenger, die Wirtin „zum Fernstein," vergoß wieder Thränen, als wir sie zum Reden über „Se. Majestät" brachten; es waren Thränen der Trauer und Thränen des Zornes. Die letzteren erpreßten ihr die Verleumder Sr. Majestät, deren es viele, sogar unter seinen von ihm mit Wohlthaten überhäuften Dienern gab, wie sie behauptete. „Ich mag gar nicht von den Schlechtigkeiten reden, die man Sr. Majestät dem König jetzt andichten möcht'" — sagte sie — „da ist doch kein einziges Wort davon wahr; man muß den Herrn gesehen und gehört haben, der war ja ein reines unschuldvolles Kind, und dabei so schön, so geistreich."

Das Pseudo-Versailler Schloß auf der Herreninsel im Chiemsee, das nur zum dritten Theil vollendet ist, erreicht man per Eisenbahn von München nach Salzburg zu in zwei Stunden. Ein Dampfschiff führt uns dann von der Station Prien an's Ufer der Herreninsel. Gedachte der König sich auf dieser Insel ganz von den Menschen abzusperren?

Man lebt freilich noch einsamer auf einer Insel, als selbst in einer Einsiedelei auf einem hohen Berge.

Der Eintritt in dies Schloß kostet an den Sonntagen eine Mark, und ist dasselbe während dieses Sommers von 1000—1200 Personen an diesen Tagen besucht worden.

An den anderen Wochentagen, mit Ausnahme des Freitags, kostet der Eintritt drei Mark; die Besuchenden belaufen sich alsdann auf 500—600 per Tag; am Freitag werden sechs Mark Entree verlangt, und selbst zu diesem Preise fanden sich noch reichlich hundert Personen ein, wie wir constatieren können, da unsere Reise-Eintheilung uns gerade an einem Freitag an den Chiemsee führte. Bei dem massenhaften Besuche der Königsschlösser, wie er bisher stattgefunden, ist schon ausgerechnet worden, daß alle Schulden, die König Ludwig hinterlassen hat, in fünf Jahren werden getilgt sein, ohne daß das große Privatvermögen, welches sein kranker Bruder, König Otto besitzt, hierzu herangezogen oder verwendet zu werden braucht.

Auf dieser Insel Herrenwöhrd, 11 Kilometer im Umfang haltend, stand vor dreihundert Jahren ein berühmtes Mönchskloster! auf der kleineren Insel im Chiemsee, Frauenwöhrd, besteht noch jetzt ein Frauenkloster mit Pensionat für Mädchen. Außerdem ist Frauenwöhrd während der schönen Jahreszeit die Heimstätte vieler Maler, deren Künstleralbums, im dortigen Wirtshause aufliegend, sehr sehenswerth sind.

Das Schloß auf Herrenchiemsee zu beschreiben, unternehme ich nicht. Es ist Versailles renforcé, übertroffen, und dennoch nur ein schattenhaftes Versailles, denn die historischen Erinnerungen von Versailles fehlen.

Die Galerie des glaces, „Spiegelgalerie," von Herrenchiemsee ist wirklich noch größer, höher und prächtiger als die im Versailler Schloß, auch die landschaftliche Umgebung des Herrenchiemseer Schlosses vom See und Hochgebirge ist weit großartiger und schöner als die Lage von Versailles, allein Ludwig XIV. mit seinem brillanten Hofe gab keine Feste darin; die Revolution tobte nicht durch deren Räume, und das deutsche Kaiserreich ward nicht darin proklamiert.

Da ich das historisch so berühmte Versailler Schloß mit seiner unvergleichlichen Bildergalerie gut kenne, so machte mir das nagelneue Schloß auf Herrenchiemsee, trotz allen funkelnden

Digitized by Google

Gold- und Marmorglanzes, nur einen betrübenden Eindruck. Wozu dient z. B. eine so schwer goldgestickte Bettdecke darin, die ein Mensch mit aller Kraft nicht heben kann?

Wozu dienen die zwanzig Sofas, mit goldenen kolossalen Lilien auf violettem Sammt bestickt, in der Spiegelgalerie, da der menschenscheue König doch nie Gesellschaft um sich sah?

Ich bemerkte einigemale an den Deckengemälden dort ein Meduſenhaupt auf Goldgrund gemalt. Wer hatte diese Idee? Der Künstler oder der König? Es kam mir symbolisch vor für den Erbauer. Ein furchtbares Geschick — Tod und Verderben bringend — auf dem goldigen Hintergrunde einer königlichen Existenz.

In diesem Schlosse ist noch manches andere räthselhaft oder unverständlich allegorisch. Wen oder was dachte sich der König unter dem prächtigen Pfauhahn, zu dessen Füßen die unscheinbare Pfauhenne sitzt?

Auf den Plänen zum ferneren Ausbau des Schlosses stehen auch „Gemächer der Königin" verzeichnet. Hatte er einen Gedanken an eine Königin an seiner Seite? oder baute er nur der Vollständigkeit wegen und nach dem Vorbild von Versailles „Gemächer der Königin" in seinen Palast hinein? Wen symbolisieren die goldenen Riesenfrösche in den Wasserkünsten des Gartens? wen der unglückliche Reiter ebendaselbst, den der Pegasus abwirft?

Es war glühend heiß, als wir in diesem Palaste umhergeführt wurden; im „Schweiße des Angesichts" sahen wir, geblendet zum Schwindligwerden, all die Herrlichkeiten. Eine robust aussehende Engländerin war einer Ohnmacht nahe; ihr Gatte besprengte sie mit Eau de Cologne. Als sie wieder zu sich kam, weinte sie still vor sich hin und betrachtete wenig mehr.

Unglücklicher, einsamer König Ludwig! Es beklemmt uns die Brust, eine der Photographien des Königs von zwanzig Jahren mit einer in seinem vierzigsten Lebensjahre zu vergleichen. Wie konnten die hellblickenden, voll Genialität und herzengewinnender, siegreicher Freundlichkeit, Licht und Wärme ausstrahlenden Jünglingsaugen den unsagbar melancholischen, stolz abwehrenden, düstern Ausdruck annehmen, der die letzte Aufnahme seines Gesichtes zeigt? Eine mir bekannte Künstlerin aus Norddeutschland, in München ihren Studien obliegend, kaufte sich am verhängnisvollen Tage, als sein selbstgewählter Tod in München bekannt wurde, alle ihn in seiner Jugendfrische und Blüte darstellenden Photographien und malte nach denselben unter strömenden Thränen in einer Sitzung sein Porträt.

Es gereichte ihr zum Trost, ihn so vielversprechend, schön und glücklich aussehend, auf die Leinwand zu fixieren. . . .

Einsamer, unglücklicher König Ludwig! Vielgeliebt und vielbeweint!

Würde es Dich haben retten können, wenn Du an Liebe zu Dir geglaubt und Dich ihr hingegeben hättest?

Digitized by Google

Aus dem Reiche Gottes auf Erden.

Blick auf eine Stätte der Wohlthätigkeit.

Der geistliche Stand und sein besonderer Anhang pflegen das Gute, was weltlicherseits geleistet wird, grundsätzlich nicht besonders zu achten, oder, wenn es von Seite der Freisinnigen kommt, es gar zu mißdeuten, zu erniedrigen. Dasselbe thun die weltlichen, besonders die anticlericalen Kreise gegenüber den edlen Leistungen der Geistlichkeit. Es ist aber nicht wahr, daß zu jedem guten Werk ein Geistlicher oder eine kirchliche Meinung gehört, und es ist nicht wahr, daß Alles, was von der Priesterschaft ausgeht, darum aus Eigennutz oder für kirchliche Zwecke geschieht. Nur etwas Billigkeit auf beiden Seiten, ein wenig Vorurtheilslosigkeit, und man kann sehen, wie viel Gutes und Großes hier wie dort geleistet wird.

Wenn Du, mein lieber Leser, ein blasierter, aus Wohlleben pessimistisch gewordener Weltmensch wärest — Du bist es aber nicht — so würde ich, um Dich wieder optimistisch, menschengläubig und lebensfroh zu machen, Dich zu den Armen führen. In die Spitäler zu den Kranken, damit Du lernst, was Gesundheit wert ist, in die Strafhäuser zu den Unseligen, damit Du begreifest, was ein gutes Gewissen und die Freiheit bedeutet, in die Hütten armer hungernder Familien, damit Du die Gnade Gottes erkennst, die in einem Stück Brot ist. Und Du würdest bei diesen Armen nicht bloß Elend, sondern auch Ergebenheit, nicht bloß Laster, sondern auch Opfermut, nicht bloß Feindseligkeit, sondern auch Nächstenliebe finden. Wohl auch bei den reichen Leuten gibt es Nächstenliebe, aber dort geht sie nicht so bis an's Herzblut, wie bei den Armen. — Heroische Menschen! Ich suche sie nicht auf dem Schlachtfelde, wo die Begeisterung, die Leidenschaft, die Disciplin den Soldaten hetzt und hebt in den Stunden des Kampfes. Viel schwerer ist es, wenn der Mensch all seine persönlichen Neigungen besiegen soll, wenn er sein Leben, sein ganzes Leben, von der Jugend an bis zum Tode, in den Dienst der leidenden Menschheit stellen will, mit unaufhörlicher Selbstverleugnung für das Wohl Anderer, die elend und oft undankbar sind. Wir brauchen solche Heilige nicht erst in den Legenden zu suchen, es leben ihrer auch noch mitten unter uns, obschon man selten von ihnen hört, weil ihr Wirken nicht ausgetrommelt wird, wie die Thaten der Vornehmen, und die Seiltänzer und die verlaufenen Hunde.

Zufällig begegnet man ihnen, aber man erkennt sie nicht, sie sehen aus wie andere Leute auch; sie sind auch nicht abgehärmt oder kopfhängerisch, sie haben ein helles munteres Auge und schwelgen fortwährend in Genuß und Freuden, die in den Wohlthaten bestehen, welche sie Anderen erweisen.

In der Nähe der Stadt Graz, in der Gegend der Fabriken, ist eine während der letzteren Jahre erstandene Arbeiterstadt. Sie ist durch eine ideale Linie von der Stadt abgetrennt, so daß diese sagen kann: mich gehen diese Arbeiter und ihr Elend nichts an! So sind die vielen Hunderte von Arbeiterfamilien einer armen Bauerngemeinde anheimgegeben, also auf sich selbst angewiesen. Die Noth in der Fabriksarbeiterwelt! Es gibt keinen Stand, dessen Elend mit dieser zu vergleichen wäre! Schmaler

Digitized by Google

Tageserwerb des Mannes. Jeder sein Weib, ehelich oder unehelich, Gottes Sonne scheint auf beides und — Kinder! Kinder! Kinder! Dann Entbehrung, Hunger, Krankheit, Verkommenheit! Zusammengepfercht in engen, dumpfen Kammern, auf faulem Stroh brüten Verzweiflung und Laster. Alles Zartere, Reinere, Idealere tritt zurück vor dem grausen Fiebern der Noth.

In der Arbeiterstadt bei Graz steht's noch nicht ganz so schlimm. Für's Erste sind die Fabriksherren Menschen. Was von oben aus für die Arbeiter gethan werden kann, geschieht. Aber wie viel müßte sich ein Arbeiter täglich erwerben, um eine Familie von sechs, acht, oft zehn Köpfen zu ernähren! Für's Zweite ist ein Engel erschienen.

Ich konnte es ja nicht begreifen. Hier hatten sie nichts zu essen: die Schwester brachte Brot. Hier war das Weib krank: die Schwester schickte eine Wärterin. Da verdarben die Kinder in Schmutz: die Schwester badete und reinigte sie und brachte Kleider. Dort lag der verunglückte Mann im Wundfieber: die Schwester besorgte den Arzt. Da siechte eine Greisin hin: die Schwester sandte Medicin. Hier kümmerten und lotterten kleine Kinder aufsichtslos: die Schwester nahm sie zu sich, pflegte sie, nährte sie, lehrte sie. Dort roher Zwist: die Schwester versöhnte. Hier Jammer, Verzweiflung: die Schwester tröstete. Da diese Noth und jener Kummer: die Schwester linderte und half.

Was ist das — so mußte ich endlich fragen — was ist das für eine Schwester, die überall ist, Allen beisteht und Alles hat?

„Die Schwester kommt! Unsere Schwester!" so riefen sie, so flüsterten sie, so jauchzten sie, wenn die Genannte sichtbar ward. Ja, mein Leser, und diese Schwester, die überall ist und Allen beisteht und Alles hat, ist eine arme Person, die den Gütern dieser Welt abgeschworen hat und nicht einen Stein besitzt, um ihr müdes Haupt darauf zu legen. Eine Ordensschwester, der es im Klostergebäude doch zu still zugieng und die sich erbot, wieder in die „lichte Gotteswelt" hinauszutreten, aber dorthin, wo sie am allerfinstersten ist — finsterer wie in den Klostermauern — in das Elend und den Unfrieden der Armut Solcher, welche nicht arm sein wollen, welche nicht selig werden, wenn sie arm sind, wie man das im Kloster wird, sondern welche in ihrer Armut zu Sündern und Verbrechern zu werden Gefahr laufen. In eine solche Welt wollte die Schwester, und der zuliebe hat sie ihre beschauliche Zelle, den weihevollen Choral des Gottesdienstes, den Himmelsfrieden des Klosters verlassen.

In ihrem dunkelblauen Gewand, auf dem Haupte die weiße Haube mit dem gesteiften, zu beiden Seiten weit vorspringenden Schirm, so sehe ich sie dahinschreiten, die kleine Gestalt, jugendlich, mit blühenden Wangen und den großen vergißmeinnichtblauen Augen. Freundlich spricht sie hier mit einem armen Weibe, dort mit Kindern, die sich um sie versammeln. Einen Handkorb hat sie bei sich, der niemals leer ist, und ein gutes Wort für Jeden, das niemals seine Wirkung verfehlt. Ihr munteres Angesicht leuchtet wie eine Sonne in die Kammern des Elendes; ihr ruhiger Ernst straft hier, erhebt dort, schlichtet immer, und dann spielt manchmal ein schalkhafter Zug um ihren Mund, der bei dem Göttlichen, das in ihr ist, wieder menschlich anmuthet. Das ist die Schwester.

Vor sieben oder acht Jahren war es, als hochherzige Wohlthäter in der Arbeiterstadt ein Kinderasyl erbauten, Garten und Feld dazu erwarben und dann die Schwester mit mehreren geistlichen Gehilfinnen dahinstellten, um auf solcher Grundlage das Werk zu beginnen und die Menge zu speisen mit — fünf Broten. Denn der Mittel waren kümmerliche und der Armen viele. Anfangs hatte man der Schwester Mißtrauen entgegengebracht. Man will dem geistlichen Kleide nicht immer

Digitized by Google

recht trauen, weil manchmal statt Frömmigkeit Pietismus darin steckt. Diesmal traf das nicht zu. Das Wirken in der Anstalt begann, Arbeit vom frühesten Morgen an bis in den Abend, bei kärglichster Kost. Und immer wohlgemut und immer freundlich und liebevoll, auch dort, wo Trotz und Mißwollen entgegenkam. Die Kinder der Arbeiterfamilien, zuerst saumselig, dann zutraulich, kamen heran, von Tag zu Tag mehr, so viel als die Anstalt beherbergen und die Schwester pflegen und speisen konnte. Heute speist sie täglich Hunderte von Kindern. Eine Mädchenschule mit drei Klassen, genau nach unseren Schulgesetzen eingerichtet, ein Kindergarten, in welchem die Kleinen Aufsicht und Beschäftigung finden tagsüber, bis die meisten von ihnen des Abends zu ihren Eltern geführt werden, da in der Anstalt nicht genügend Räumlichkeiten und Betten sind. Die Wenigen, die dort bleiben können, haben ihre einfachen, gefunden Schlafstellen, an denen mit Fleiß, diesem Besieger der Armut, die Decken aus unzähligen zusammengebettelten Flicken säuberlich genäht sind.

Und der Tisch! Das ist wohl ein sehr, sehr einfacher Tisch, mit dem die armen kleinen Gäste bewirtet werden können; die Schwester hat schwere Sorgen, das Wenige aufzutreiben. Der Obstgarten trägt noch nichts, das Feld ist klein, die paar Rinder, die für die Bewirtschaftung gekauft wurden, ist die Schwester noch schuldig. Die Vorrathskammer ist leer, und täglich die vielen hungrigen Kinder! Verlegt sich die Schwester denn auf's Bitten. Wohlthätige Menschen findet sie. Da ist eine Frau, bekannt als der Segen aller Kreise, die sie betritt; ihr Wohlthun ist unermüdlich, im Großen wie im Kleinen. Sie hat unzähligen würdigen Menschen geholfen, hat deren Glück begründet, hat deren Alter sorgenlos gemacht, ist von Unzähligen auch betrogen worden. Diese Frau ist der Vorsehung fast dankbar dafür, daß sie ihr an der „Schwester" eine treue gewissenhafte Vermittlerin gegeben hat, die alle Spenden an die Dürftigsten und Würdigen zu bringen weiß. Diese Frau ist eine Hauptstütze der Anstalt, und die Vorsteherin derselben, die Schwester, ist der besorgende, übertragende Engel. Auch an dem Pfarrer des Ortes hat die Anstalt einen festen Halt, besonders in moralischer Beziehung und als wirtschaftlichem Rathgeber. Ebenfalls ein Priester war es, der die Gründung des Asyls veranlaßte und, vereint mit einem bekannten Wohlthäter, große Opfer brachte.

So strebt die Anstalt langsam empor, man hofft der Anlage nach, daß sie ihre Mission: die Hungrigen zu speisen, die Nackten zu kleiden, die Obdachlosen zu beherbergen und die Unwissenden zu belehren, einmal selbständig wird erfüllen können.

Heute ist es vor Allem die Schwester, der wir unsere Bewunderung zollen müssen. Wer die Zärtlichkeit sieht, mit der die munteren wohlgepflegten Kinder an dieser Mutter hängen, der beginnt ihre Bedeutung zu ahnen. Und wer die Ausdrucke der Verehrung und Dankbarkeit hört, in denen die arme Bevölkerung der Arbeiterstadt von der Schwester spricht, dem muß selber das Herz warm werden.

„Ich habe nichts gehalten auf die Klosterfrauen," sagte mir ein rauhbärtiger Arbeiter, „aber seitdem ich Die da kenne —"

Er sprach's nicht aus, doch sein Weib setzte bei: „Ja, das ist wohl wahr, Die ist eine Heilige."

„Wer gegen Die was sagen wollt', der hätt's mit mir zu thun!" So der Mann.

Die Anliegen mögen welche immer sein — nicht allein in leiblicher Noth, sondern auch in geistiger — man wendet sich an die Schwester. Die wilden Ehen mindern, die sittlichen mehren sich. In Ehezwistigkeiten kommt das Weib zur Schwester und kommt der Mann zur Schwester, und diese versöhnt sie mit Milde und Güte.

Digitized by Google

Und wenn die Kinder, die Zöglinge und Pfleglinge des Asyls heranwachsen, so sucht und vermittelt die Schwester ihnen Dienstorte und Lehrstellen; allenthalben ist man zufrieden mit diesen jungen Leuten, sie sind sittsam, pflichttreu und arbeitslustig. Und wenn Sonntag ist, da gehen sie gerne manchmal in's Asyl zurück, erholen sich von der Schwester Rath und Lehr, bringen kleine Gaben mit, um so die jüngeren Kinder unterstützen zu helfen, wie sie selbst hier Hilfe gefunden — und das Haus ist ihnen wie ein Daheim.

Dieses erhebende Bild — mein Leser — ist keine Dichtung. Willst Du Dich von der Wahrheit des hier Gesagten überzeugen, so kannst Du die Stelle leicht finden. Du wirst Dich wundern, wie groß die Macht der Nächstenliebe ist, wie bedeutungsvoll ein Mensch werden kann für einen großen Kreis der Mitmenschen, wenn er eine reine, thatfreudige, von wahrer Religion durchdrungene Seele hat. Freiwillige Armut und heitere Verzichtleistung auf Alles, wornach die Welt in wahnsinniger Gier hastet, stille Aufopferung des eigenen Wesens zum Wohle Anderer jeden und jeden Tag, bis zum letzten, da die „Schwester" schneeweißen Antlitzes schlafen wird im engen Sarge — — das, mein Freund, ist ein Mensch, ein Lebenslauf, den wir staunend verehren müssen. R.

Schöpfung und Sündenfall im Schnee.

Ein Bild aus dem Volksleben von **Hans Grasberger.***)

In meinem steirischen Heimatsorte, dessen schriftliche Denkmäler zur Aufklärung großer Staatsactionen keinerlei Ausbeute versprechen, sondern höchstens zu den umfangreichen Capiteln: Pestilenz und Wasserschaden, Franzosenplage und Hungersnoth Beiträge zu liefern vermögen, liegt ein literarischer, ein ungehobener Schatz, der vielleicht sogar die Eifersucht der Oberammergauer rege zu machen im Stande wäre. Diese bedenkliche Möglichkeit erlegt mir einige Zurückhaltung auf und sträflicher Weise hab' ich mich all die Zeit her um Verbleib und Schicksal besagter heimischer Merkwürdigkeit auch wenig gekümmert. Der Schatz besteht aus einem Paradies- und Weihnachtsspiel, das in meiner frühen, einer glücklichen Olympiade angehörigen Jugend neu in Scene gesetzt wurde. Das Spiel reichte für zwei Abende aus, wie es denn auch in gesonderten Theilen aufgeführt wurde. Da ich aber hiebei ein und dieselbe Rolle spielte, sind mir Abschnitte und Grenzen nicht recht erinnerlich. Auch der Eindruck des Ganzen haftet nur mehr schwach in meinem Gedächtnisse.

Das löbliche Unterfangen stieß anfangs auf unerwarteten Widerstand bei der Hauptperson der Schöpfung. Der Hutmacher des Ortes hatte in vergangenen Lustren den „Alten" gegeben, von dem selbst Mephisto bekennt, daß er von Zeit zu Zeit ihn gerne sehe. Seine Leistung stand noch in bewunderndem Andenken bei Vätern und Müttern, und wir Jungen glühten vor Verlangen, den Herrn Gevatter mit den schwarzen Händen, der uns mit Hüten versah und uns dafür oft

*) Aus dessen neuestem Buche „Allerlei Deutsames." (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1888.)

Digitized by Google

genug den Kopf wusch, im Herrgottsornat zu sehen. Als aber die jüngern Dilettanten, die sich bereits in alle Rollen zwischen Gott und Teufel getheilt hatten, kamen, dem „Huterer" die himmlische Tiara und den goldenen Triangelschein anboten und ihn um die Wiederherstellung des paradiesischen Reiches baten, da meinte der würdige Meister, dem es unter dem Hute keineswegs an Grütze fehlte, er wäre schon zu alt hiefür; sein Gedächtnis sei schadhaft geworden und seit er bereits mit einem Fuß im Grabe stände, dünk' es ihn schier freventlich, wenn ein sündiger Mensch wie er sich anmaßte, den Gottvater darzustellen, und wär' es auch nur in ehrbarem Spiel und zu erbaulicher Kurzweil.

Die Kroudeputation erwiderte auf diese Bedenken: Was das Alter anbelange, so pass' er ja, je älter desto besser, für die Rolle des ewigen Alten; von seinem Gedächtnisse hätten sie eine bessere Meinung, zumal er ihnen Sonntags bei einem guten Glas Wein schon öfters den schönen Schöpfungsmonolog vorgetragen und damit männiglich gerührt habe; auch dürf' er umso weniger fürchten, den Namen Gottes eitel zu nennen, als er wisse, daß das Stück von einem frommen Mönch herrühre, der sich wohl gehütet haben werde, dem himmlischen Schöpfer ein unrechtes Wort in den Mund zu legen.

Leider stand den Abgeordneten die Anspielung auf jenen von Haus aus nicht minder sündigen Menschen, der sich gleichwohl und nicht blos zu ehrbarem Spiel mit der Unfehlbarkeit ein bischen Göttlichkeit eigenmächtig zugetheilt hat, noch nicht zu Gebote; sie mußten darum auch unverrichteter Sache abziehen.

Was ihnen nicht gelungen, das glückte der „Schlange," die dem eigensinnigen Hutkünstler zu Gemüthe führte, daß die Wahl der Eva, die noch immer von der Schönsten der Gegend gespielt worden, einstimmig auf seine Tochter gefallen sei; daß dies sein Mädel für die Rolle passe wie Keine je zuvor und eine Pracht-Eva abgeben müsse, sobald ihr der Vater an die Hand gehe; daß dieser schon deswegen nicht auf seine Gottvaterschaft verzichten dürfe und auch nur so in die Lage komme, auf seine Eva ein wachsames Auge zu haben, was keineswegs überflüssig, da sich ein verführerischerer Adam als der junge Forstgehilfe nicht leicht denken lasse; und daß er, der alte Meister, gewissen Leuten nicht anders den Mund stopfen könne, als indem er sich der schwierigen Aufgabe, die man ihm nicht mehr recht zutrauen wolle, noch völlig gewachsen zeige.

Damit trieb die Schlange dem Huterer die hartnäckige Bescheidenheit aus, damit verführte sie sozusagen selbst den Gottvater, und ich melde diesen Sieg umso lieber, als der Verführer mein — Vater war. Da jedoch die Schlange, nachdem sie Unheil gestiftet und den Fluch hiefür empfangen, nichts Anderes mehr zu thun hat, als hinter den Coulissen auf dem Bauch zu kriechen und Staub zu fressen ihr Leben lang, so konnte mein Vater bequem eine zweite Partie übernehmen. Er trat denn auch als Bacchus auf und wirkte mit der Frau Venus im Verein zum Verderbnis der von Gott abgefallenen Menschheit.

Venus, die schöne Teufelin, konnte hinwieder nicht wirksamer dargestellt werden, als durch Schön-Evchen. Wie war aber eine solche Doppelrolle zu vermitteln? Adam wurde einfach nach der Vertreibung aus dem Paradiese, den biblischen Zeugnissen von einer zahlreichen Nachkommenschaft zum Trotz, als von Tisch und Bett geschieden, als einsamer Pilgrim behandelt; erst im Schattenreiche der Vorhölle kommt er wieder mit seiner sündhaften Gesponsin zusammen.

An der Pforte der Hölle aber war mein Vater in dritter und letzter Eigenschaft thätig, indem er einen der leibhaftigen Teufel mit Schwanz und Klauen darstellte, welche mittelst einer Grob-

Digitized by Google

schmiedkette die harrenden Erzväter und Patriarchen, Schön-Evchen als Urmutter darunter, im Limbus zurückhielten.

Weitaus lichter und segensvoller als die meines vielseitigen Vaters war meine Aufgabe. Mir ward das Flammenschwert in die Hand gegeben, um das apfellüsterne Paar aus dem Garten Gottes zu vertreiben, mir das heil- und erlösungskündende Gloria in excelsis in den Mund gelegt, mir der silberne Heroldstab anvertraut, welcher den Inhaftirten der Vorhölle die Kette sprengen sollte.

Man beachte aber die völlig paradieswidrige Genealogie: Eva und Venus eins und Gottvaters eheleibliche Tochter! Der edenbehütende Engel der verführerischen Schlange hoffnungsvolles Söhnchen!

Meine Rolle war wortkarg, desto wortreichere aber hatt' ich für Andere auszuschreiben; an Schlagworten bekam ich schon damals mehr als genug. Lang und ergreifend war insbesonders Adams Abschiedsrede, eh' er das Zeitliche segnete. Ich seh' ihn noch heute im verschossenen, unmäßig langen Rocke, dessen Schöße sich bereits in der Höhe der Schulterblätter theilten. Er sah trotz Muschelhut und Pilgerstab wie ein Bauer aus, der längst auf's karge Ausgeding gesetzt worden. Aber für sein Alter von 930 Jahren macht' er noch rüstig lange Schritte. Natürlich, war er doch ein Weidmann — „gewaltig konnt' er schreiten und war von hohem Wuchs".

Die Ausstattung verursachte uns wenig Unkosten. Das Meiste war noch vorräthig unter dem bunten Gerümpel auf der Glockenstube des Marktthurmes, dessen eherne Zunge als „Lumpenglöcklein" an Sonn- und Feiertagen allen stillen Zechern und lauten Stänkern den Kehraus verkündete. Aus diesem Thurm wurde an's prüfende Tageslicht hervorgeholt:

der rundliche, wurmartige Schlangenkörper, mit Häckerling gefüllt — bei einiger Auffrischung der schillernden Schlangenhautfarben noch verwendbar;

Tiara, Weltkugel, Scepter — durchwegs neuen Flitters bedürftig;

die Fittige des Engels — zu groß für den jetzigen Candidaten, auch am leuchtenden Aufputz mancher Nachhilfe bedürftig;

Schwänze, Hörner, Larven und sonstiges Schwarz der Teufel — wunderbar erhalten, nur daß neue zinnoberrothe Zeuglappen nothwendig waren und an den Feuerrädern der Augen nachgepinselt werden mußte;

Bärte — am meisten hatte der graugekrauste Capuzinerbart des „Alten" gelitten; zur Ausfüllung mußte eine Matratze herhalten.

Was noch fehlte, war leicht zu beschaffen. Als Baum der Erkenntnis figurierte ein Tannenstämmchen von dauerhaftem Grün, mit rothwangigen Aepfeln behangen. Der Feigenblattgürtel mußte, da die Jahreszeit gewachsenes, grünes Laub versagte, aus Papier gefertigt werden. Uebrigens hatte das Feigenblatt keine Blöße zu verhüllen, denn Schön-Evchen ergieng sich in wallendem weißem Nachtkleide, Adam in Kniehosen und Hemdärmeln auf den paradiesischen Gefilden; nichts als die aufgelösten blonden Flechten, die tief auf den Rücken niederhiengen und das schmucke Köpfchen umrahmten, durften an des ersten Weibes schönen Naturzustand erinnern.

Das besuchteste Wirtshaus war unser Musentempel; auf dem Tanzboden war die Bühne aufgeschlagen. Aus den „Convertdecken" unterschiedlicher Betten bestand der Vorhang. Paradies und Weltwildnis unterschieden sich in scenischer Ausstattung nur dadurch, daß das einemal der Erkenntnisbaum in der Mitte stand, das anderemal aber gar nicht sichtbar war. Wie die Vorhölle ausgesehen, erinnere ich mich nicht mehr; meine Mission erlaubte mir nicht, darin Umschau zu halten. Ich mußte vielmehr meine ganze Aufmerksamkeit darauf richten,

Digitized by Google

mit dem Stab das rechte Glied der Kette zu treffen, damit selbe auf einen Schlag entzweibreche.

Ja, wenn wir die Bühne und die Mittel der Oberammergauer gehabt hätten! Oder wenn wir's gar schon Meiningerisch hätten anstellen können, so daß man den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht!

Unsere Vorstellungen erneten gleichwohl reichlichen Beifall; wir spielten nur vor ausverkauftem Hause — welchem Aushängeschild von wohlthätigem Zweck wir dies zu danken hatten, weiß ich nicht. Ich saß nicht im hohen Rath und verschmähte als Engel jeglichen Einblick in die Cassagebahrung. Wenn aber in den Zwischenacten ein Kunstfreund ans dem zechenden Publikum mich sammt meinen Flügeln auf sein Knie hob und mir's „zubrachte," dann fühlte sich der kleine Mime und that einen tiefen Zug.

Unser Ruhm hatte sich über die nahe Landesgrenze verbreitet und — Kunst will reifen. Des Erfolges gewiß, beschlossen wir eine Kunstfahrt in's biedere Ländchen der „Lei-lei". Selbiges liegt keineswegs im Reich der Mitte. Den Stichnamen Lei-lei haben sich unsere Nachbarn durch ihre Vorliebe für Verkleinerungsworte und insonderheit für das Redefüllsel „lei" zugezogen, das übrigens ihrem geselligen, heiteren Wesen gut ansteht.

Es war in der Weihnachtswoche; Schnee auf allen Bergen und klafterhoch in engen Thälern.

Zwei „Leiterwagen," auf Schlitten gestellt, nahmen die ganze Paradiesgesellschaft auf. Auf dem ersteren saßen zusammengekauert die „Spielenden"; der „Alte" hatte eine Pelzmütze mit breiten Ohrlappen auf, und von seiner Nase fiel manch Thautröpfchen aufzischend in sein fleißig unterhaltenes Stummelpfeifchen. Ich, in der Mutter „Umhängtuch" gewickelt und über die Hälfte im wärmenden Leib der Schlange steckend, fror nicht. Reiselust und Künstlers Hochgefühl durchglühten mich.

Im zweiten Schlittenwagen folgte der Schulmeister mit dem Orchester.

Wir sind die Helden des Tages im Städtchen. Alles ist auf's Beste vorbereitet. Gespielt wird in den ersten Nachmittagsstunden. So zahlreiches Publikum hatten wir noch nie; selbst außen die Fenster sind Kopf an Kopf von Neugierigen besetzt. Alle Honoratioren haben uns der Ehre ihres Besuchs gewürdigt. Die Vorstellung ist bereits in gutem Zug.

Doch was soll das? Erst leises Kichern, dann vernehmliches Lachen — Lachen und Kichern, während der „Alte" spricht? Sitzt er nicht ehrfurchtheischend auf dem Thron mit dem Kronenschmuck auf dem Haupte, dem goldenen Scepter in der Rechten und der sternenbesetzten Weltkugel in der Linken? Kichern und Lachen, während die erhabensten Worte breit wie der Bart von seinen Lippen fließen, das ist unerhört!

Ja, aber eben der schlimme Bart! Umsonst, es läßt sich nicht mehr vertuschen; der Bart ist auf einer Seite des majestätischen Antlitzes los geworden. Angst und Schrecken hinter den Coulissen, Rathlosigkeit auf der Bühne, und das Publikum, das leichtfertige Publikum verliert am Ende noch allen andächtigen Ernst, wie solcher diesem „Stück" als unerläßlich ziemt. Wie helfen, wie die Vorstellung, wie Ansehen und Ruf retten? Gottwaterkann doch unmöglich Weltkugel oder Scepter beiseite legen und das himmlische Regiment ruhen lassen, während er selbst sich den Bart zurecht richtet! Wie erst, wenn er, selbst auch verwirrt, stecken bliebe! Nun kommt bald die Stelle, wobei er sich erheben muß — schnell, schnell!

Und der Retter aus der Verlegenheit war ich. Von Evchen unterrichtet und mit einer Stecknadel ausgerüstet, stürzt' ich wie beschwingt aus den Coulissen hervor, den Botenstab in der Hand; ehrerbietig, wie ein Ministrant vor dem Altar, verneigt' ich mich vor

Digitized by Google

dem Thronsitz, stieg die Stufen hinan und that, als hätte ich dem Alten eine besondere, dringende Weltenbotschaft, wie etwa: daß eine ferne lechzende Zone Regen brauche oder für ihre blutigen Händel Sieg erflehe, in's Ohr zu flüstern — was braucht auch das Publikum von andern Weltgeheimnissen, als welche in der Bibel stehen, zu hören?

Im Nu hatt' ich den ungebärdigen Bart festgenadelt und diese schneiderliche Leistung mit meinen eigenen Fittigen markiert. Gottvater gieng auf mein Impromptu ein und beschied mich, ehe er seinen Monolog fortsetzte, mit folgenden Worten von hinnen: „Geh hin, mein Sohn, und harre mein im Edengarten."

Nicht endenwollender Beifall; aber um den andächtigen Ernst der Stimmung war's und blieb's denn doch geschehen.

Die Vorstellung gieng zu Ende. Der Saal hatte sich nicht gelichtet; der wenn auch etwas zweideutige Applaus war „Lohn, der reichlich lohnet". Noch einmal hob sich der Vorhang; die ganze Gesellschaft trat vor, sich für die Gunst des Publikums dankend zu verbeugen — aber, o Schicksal, wer kennt deine Launen?

Vorn, der Erste in der Reihe der Honoratioren, erhebt sich der „Pfleger," Ruhe heischend — und Schweigen herrscht ringsum! Er ist ein stattlicher Herr, der Pfleger; seine Augen können ebensowohl schrecken als lachen. Der Schnurrbart sitzt ihm soldatisch. Grau und Grün kleidet ihn wie einen kräftigen, fröhlichen Jägersmann — aber was will er, der Herr Pfleger, der Generalgewaltige von Stadt und Land? O selige Zeit der Patrimonial-Weisheit, o romantisches Willkürregiment!

In kurzen Worten, kannig und barsch zugleich, erkennt und kündet der gestrenge Herr: die verehrte Gesellschaft von — habe verabsäumt, für ihr Spiel die hohe obrigkeitliche Bewilligung nachzusuchen. Es wäre seines Amtes, sie hiefür in's Loch zu stecken und sonach per Schub in ihre Heimat abzuschaffen. Dieweil ihr aber die Stadt einige heitere Stunden zu danken habe, und in weiterem Anbetracht des gar erbaulichen Stückes, das sie mit rühmlicher Meisterschaft zur Darstellung gebracht, sowie in Würdigung ihres sonstigen Wohlverhaltens sei ihr Schlimmeres in Gnaden erlassen und woll' er es verantworten, wenn er ihr nur eine Stunde Robot als Buße auferlege; dieselbe sei aber stehenden Fußes in der Art zu leisten, daß die kunstbeflissenen Gäste aus der Nachbarschaft sammt und sonders zuzugreifen hätten, die Straßen vom ungebetenen Schnee zu befreien. Dixit.

Das Publikum wollte in ein verzeihliches Gelächter ausbrechen, das aber ein Blick des Gestrengen noch im Keim erstickte.

Uns auf der Bühne gönnte man kaum Zeit, verblüfft zu sein, denn schon war der Büttel zur Stelle, um Einem nach dem Andern die bereit gehaltene Schneeschaufel in die Hand zu drücken.

Gottvater hatt' eben erst Weltkugel und Scepter abgelegt, als es Vorwärts! hieß, trotz der Tiara auf seinem Haupte.

Vater Schlange mußte, im gräßlichen Wurmkörper steckend, unter dessen schwefelgelbem Bauche die eigenen schwarzen Beine zum Vorschein kamen, auf die Gasse.

Evchen gieng als Frau Venus, im hellen Kleide mit grellen Bändern und Mäschchen, mit zwei niedlichen Hornaufsätzen als Zeichen des unchristlichen Heidenthums über der Stirn, an die Arbeit.

Adam im Großvaterrock wich nicht von ihrer Seite, warf eifersüchtige Blicke herum und hob wohl gar die Schaufel gegen zudringliche Gaffer und Spötter. Evchen hat ihm diesen wackeren Ritterdienst später mit ihrer Hand gelohnt und, so viel ich weiß, ist ihre

Digitized by Google

gesunde Nachkommenschaft von Kains-Auswüchsen verschont geblieben.

Alsbald von der Gassenjugend umlagert waren die armen Teufel, denen die schrecklichen Hörner wie die langen Schwänze gleich hinderlich waren. Was sonst nicht meines Amtes, ich, der lichte Engel, nahm mich der verfolgten Schwarzen an; wie St. Michael einst auf die abtrünnigen Geister, oder wie Simson mit dem Eselskinnbacken auf die Philister, so warf ich mich mit meinem Flammenschwerte auf dieses philiströse Gassengesindel und wohin der hölzerne Flammberg nicht reichte, dahin drang der wuchtige Schneeball.

Ich siegte, wenn auch mit Verlust eines meiner Fittige, ich siegte, ohne daß Gottvater nöthig hatte, mir seine Legionen zuzusenden — er dachte auch, während er langsam die Schaufel beschäftigte, eher an seinen schlecht genesteten Bart, als an derlei rächende Dinge.

Die Strafzeit wurde abgekürzt. Der Pfleger lud uns zu Gaste und bot Speise und wärmenden Trank, sowie seine jovialste Herablassung auf, um uns für seine gestrenge Laune schadlos zu halten. —

Diese Kunstreise meiner engeren Landsleute ist wie die erste, so auch die letzte geblieben. Sie haben auch seither das Paradies- oder das Weihnachtsspiel nicht wieder aufgeführt.

Ich habe mittlerweile viel in gelehrten Büchern über den alten Thespiskarren, über Religion und Gottesdienst als die Geburtsstätte des antiken wie des modernen Dramas, sowie vom Satyrspiel, das sich der Tragödie an die Ferse heftete, von der anfänglich mehr als blos dürftigen Zahl der Schauspieler, vom decorationsarmen Shakespeare-Theater, von der mittelalterlichen Mysterienbühne u. dgl. gelesen; aber wenn ich mir die Sache vereinfachen und anschaulich machen wollte, mußt' ich immer wieder an meine frühesten theatralischen Eindrücke denken, an Schöpfung und Sündenfall im Schnee.

Die Anfänge einer Kunst sind überall und allezeit im Wesentlichen gleich, und ursprüngliche Begeisterung weiß sich mit dem Wenigsten zu behelfen.

Der Taf-Samstag*) im südöstlichen Nieder-Oesterreich.

Ein Volksbild vom Oberlehrer **Franz Graser-Hirschwang.**

Der Fink macht den „Grülln,“ **) wird wohl ein Regenwetter abgeben heut zu der Auferstehung,“ sagt der Kulmbauer, unter der Hofthür seine kurze Pfeife mit Zunderschwamm anbrennend, zu seiner Bäuerin, die eben dem „Sultl“ seine Morgensuppe in den Futtertrog geschüttet hat. „Wird doch nicht sein,“ entgegnet diese, „wäre wohl ewig schade, wenn's auch heuer wieder nicht ausziehen könnten mit dem neuen Himmel.“

„Is wie der will,“ sagt er; „jetzt geht's dann Du und die Buben mit der Mitterdirn hinab zur Kirche, holt's das Feuer und die Taf und die Eierfarb und vergeßt's mir nicht auf ein Schachterl Wichs und ein halbes Hundert mittlere Absatznägel.“

*) Der Name Taf = Taufe bedeutet hier das am Charsamstage geweihte Taufwasser.
**) Ein Bauernspruch sagt: „Wenn der Fink ruft ‚grüll, grüll,‘ kommt gerne Regen.“

Digitized by Google

„Halloh! wir müssen's Weihfeuer bringen," hallt es mehrfach aus dem Innern des Hauses „und nur geschwind den großen Buchenschwamm suchen," tönt's polternd von der Bodenstiege.

Der Bauer stellt unterdessen sein Gespann fertig, denn es ist ihm wohl daran gelegen, seine Kartoffeln noch vor den Feiertagen in den Boden zu bringen, und die Mitterdirn hat den großen, grünen „Tafplutzer" vom alten Vorhauskasten herabgenommen, um ihn mit dem Fürtuch vom dichten Winterstaub zu reinigen.

Im Pfarrorte angekommen, begibt sich die Bänerin zur Besorgung der Eierfarb und der sonstigen Kleinigkeiten zum Krämer, und das Mädchen geht mit seinem Tafplutzer auf den Kirchhof zu den gefüllten Wannen, Schaffeln und Bottichen, die von Schulmädchen, Söllnerinnen,*) Ausnehmern und Quartierern **) mit Wassergefäßen der mannigfachsten Arten und Formen gruppenweise umstellt sind. Hie und da kniet ein betend Mütterlein mit thränenfeuchten Augen vereinsamt an der Kirchhofmauer, des einzigen Kindes gedenkend, das hier vor vielen Jahren, ehe sie den Friedhof auf den Hügel vor das Dorf verlegt haben, seine letzte Stätte gefunden. Die Knaben aber sind zum Feuer geeilt, das der Todtengräber-Michl heute an der Kirchenmauer heizt und das der Pfarrer vor Beginn der übrigen für diesen Tag vorgeschriebenen Ceremonien schon um sieben Uhr morgens geweiht hat. Hier treffen sich ihre Schulkameraden vom Orte, werden aber von diesen nur geringer Blicke gewürdigt. Woher wohl der befremdende Stolz der Marktler-Buben heute kommen mag? Sie, die sonst dem Bauernjungen, wenn er mit seinen von rothwangigen Aepfeln, herrlichen Weißbrot-Stritzerln und den göttlichen Mohnstrudeln gefüllten Ranzen zur Schule gelaufen kam, so herablassend entgegeneilen! Ein Blick auf die nahe Kirchenmauer soll ihm den heutigen Hochmuth seiner Mitschüler bald klar machen. Allerlei sonderbare Geräthe mit langen Stielen, einfachen oder doppelten Flügeln daran, mit Zahnrädern, Triebwerken, Klöppchen und Hämmerchen versehen, lehnen und liegen dort in buntem Gewirre. Einige dieser merkwürdigen Dingerchen haben das Aussehen von Windfahnen, andere könnten mit dem heimatlichen Rübenhobel verglichen werden, wieder andere scheinen vergrößerte Windrädchen der alten Schwarzwälderuhr zu sein, und manche sehen gar aus wie regelrechte „Scheibtruhen." Während nun unsere Bauernknaben mit dem noch immer kalten Buchenschwamm in den Händen diese sonderbaren Maschinen mit sprachloser Scheu betrachteten, und die Marktknaben zankend, drängend und balgend, einer Spatzenschar nicht unähnlich, das Weihfeuer umhüpfen, schlägt plötzlich die nahe Thurmuhr die neunte Morgenstunde. Flugs sind jene Geräthe von den Ortsjungen erfaßt, die Schaar steht geordnet und die Scheibtruhen voran, setzt sich der Zug, jeder sein Instrument fortissimo spielen lassend, in raschem Tempo um die Kirche und durch den Ort in Bewegung. Beim Pfarrhofthor wird das erstemal Halt gemacht, es tritt in dem Gerätsche eine kleine Pause ein, und man hört den vielstimmigen, langgezogenen Ruf: „Das is z'samm'g'ratschet!"

Inzwischen ist es bei den Bottichen und Schaffeln auf der anderen Seite der Kirche nicht minder eigenthümlich hergegangen. Sobald der Ortspfarrer unter Vorantritt des Meßners und der Kirchenväter mit der großen Osterkerze zur Vornahme der Wasserweihe aus der Sacristei kommt, pflegt er die Harrenden zu belehren, daß alles Wasser, ob es in diesem oder jenem Geschirre sei, gleich gut geweiht

*) Personen, die meist gegen Arbeitsleistungen im „Stübl" freie Wohnung haben.
**) Anderwärts Einleger genannt.

Digitized by Google

werde. Hilft alles nichts! Sobald der Geistliche die letzten Worte der Weihceremonie gesprochen hat und sich zum Weggehen anschickt, fährt die ganze Schaar mit ihren diversen Gefäßen in jenes Schaff, in das bei Vornahme der Weihe die große Kerze getaucht wurde, mit solcher Vehemenz, daß ein großer Theil des h. Weihbrunnens über die Ränder verschüttet wird. Hiebei kommen die Ersten und die Letzten am schlechtesten weg; denn jene müssen nothgedrungen ein unfreiwilliges Armbad nehmen, müssen sich ihre Hände zerschinden lassen und haben am Ende erst nur den Henkel ihres einstigen Gefäßes in der Hand; diese hingegen vermögen in das Krügechaos nicht so viel einzudringen, um Wasser schöpfen zu können, und zerbrechen beim beständigen Niedertauchen auch ihre halbleeren Behälter; denn ein Plutzer, der aus diesem Kampfe heil hervorgehen soll, muß von guter Herkunft sein.

Daß es denn um diese „Taf" gar so angeht!

Ja, weil sie in jedem Hause bei vielen Gelegenheiten ihre Nutzanwendung zu finden vermag; daher wacht auch die Hausmutter mit aller Sorgfalt, daß sie damit womöglich das ganze Jahr auskommt. Allabendlich bespritzt sie vor dem Zubettegehen ihre schon schlummernden Kinder, weil dieselben dann im Schlafen am besten vor Bösem geschützt sind. Nie vergessen Bauer und Großknecht, sich vor dem Gange zur schweren Arbeit mit ihr zu benetzen, weil sie vor Unglücksfällen schützt. Wenn jemand im Hause verstorben ist, so wäre es ihm nützlich, um die ewige Ruhe zu finden, wenn er recht häufig von allen Haus- und Familiengenossen mit der h. Ostertaf in Kreuzesform besprengt würde. Die meiste Wirkung aber thut sie, die Taf, wenn ein arges Wetter aufzieht. Nicht so leicht wird der gefürchtete Donnerkeil das Haus treffen, wenn rechtzeitig geweihte Palmkatzerln und Kundelkraut in die Feuergruben am Küchenherde geworfen und außerhalb des Gehöftes gegen die dräuende Wetterwolke drei Kreuze mit Ostertaf gespritzt werden unter Anrufung aller Wetterpatrone und des h. Donati insbesondere.

Nach dem Gottesdienste, während dessen die Glocken von der weiten Romreise wieder auf ihrem Thurme angekommen sind, heißt es „sich heimtummeln," weil heute nur mit geweihtem Feuer, das die Knaben mittelst ihres Schwammes unter stetem Schwingen und Anblasen weither vom Kirchhofe bringen, geheizt und gekocht werden darf. Nachmittag ist schon Feierabend. Nur die Stallknechte haben nach dem Mittagessen noch den Futtervorrath für die Feiertage vorzurichten, und die Mägde müssen noch Hof und Gasse sauber fegen, denn morgen kommen ja die Burschen um die rothen Eier. Die Buben wichsen auf der Hausbank Schuhe und Stiefel, der Bauer rasiert sich am Fenster vor einem halbblinden Spiegel unter den wunderlichsten Grimassen seinen steifen Stoppelbart weg, die Bäuerin siedet bei verschlossener Küchenthür in rothgefärbter Flüssigkeit Eier, und der Großknecht richtet mit kundiger Hand auf der Tenne den großen Osterfeuerschaub, in dessen Mitte der Palmbesen vom Vorjahre eingebunden wird. Im weiteren Verlaufe des Nachmittages versammelt sich dann in der Stube allmählich das ganze Hausgesinde im „kleinen Feiertagsgewand," um von der Hausmutter den Osterstrizel in Empfang zu nehmen. Derselbe, aus weißem Kornmehl gebacken, ist je nach der Stellung des Empfängers von verschiedener Dimension. Das größte und schönste Strizerl, wohl schon ein guter Laib, mit drei rothen Eiern, wird dem ersten Knecht zutheil; das nächstkleinere kommt der Stallmagd zu, und so geht es herab bis zum Schafhalter, dem das sogenannte „Z'samm'scherer-Strizerl" mit einem rothen Ei verabreicht wird. Keines verabsäumt es lange,

Digitized by Google

sein Brot, nachdem vorher mit dem Daumen der Rechten drei Kreuze auf die Rinde verzeichnet worden, am „Kropf“ anzuschneiden und zu verkosten. Auch pflegt für den Gang zur Auferstehung ein mäßiges Stück in die Rocktasche als Wegzehrung geschoben zu werden; denn

„Ein guats Stückel Brot
Is ein braver Roaskomerod.“

Eines um das Andere verläßt den Hof und begibt sich auf die Wanderung zur Kirche hin. Vom freien Anger, auf dem die Mutter mit den kleineren Kindern den Scheidenden nachschaut, sieht man allenthalben die Kirchenbesucher einzeln, paarweise, in Gruppen und auf schmalen Feldsteigen in oft langen Einzelreihen gegen das Thal hin niederwallen. Ueber die ganze weite Gottesnatur aber ist ein tiefer Frieden ausgebreitet, der durch die sanft flötenden Töne der Amsel, durch die hellklingenden Triller der Feldlerche, durch den milden Schlag des Edelfinken am großen Nußbaume und durch den heiseren Ruf des Brantlings auf der Windschar des Dachfirstes noch eine höhere Weihe erhält. Bald vernimmt man das Geläute aller Glocken von der eigenen und den Nachbarpfarren, unter das sich das Knallen der Pöller mengt, fernabdonnernd über die weiten Gelände, den Gütern der einsamen Bauerngehöfte die frohe Botschaft vermeldend, daß der Heiland erstanden.

Und senkt sich der stille Abend hernieder, dann wird das ganze weite Hügel- und Berglaud wie durch einen Zauberschlag mit zuckenden Flämmlein übersäet; denn Jeder, der ein Kornfeld, und sei es auch noch so klein, sein Eigen nennt, brennt Gott zu Ehr und um segensreicher Ernte willen mit der geweihten Flamme das flackernde Osterfeuer an.

Pistolen- und Pöllerschüsse durchhallen nicht selten das weite Schweigen.

Der Kulmbauer aber und sein Nachbar vom Rieglerhofe, die schon seit manchem Jahr gemeinsam von der Auferstehungsfeier in der stillen Abendzeit heimgehen, rufen sich auf der Wegscheide zu:

„Wünsch Allen recht glückliche Osterfeiertage!“

Bauern-Trutz.

A Gschichtl in da steirischn Gmoansprach von **Rosegger.***)

„Jo!“ sogg da Burschi.

„Na!“ sogg's Dirndl.

„Und nohamol jo!“ sogg da Burschi. Sein Aug zuckt.

„Und nohamol na!“ sogg's Dirndl. Ihr Aug zuckt ah.

Da Flurl is awenk still.

„A Selchti bist Du!“ sogg er nochha gonz döwi zan Dirndl. „A Selchti bist Du, da der s ollaweil: u a hoaßt, wan da Monn jo sogg. Und a Selchti will mih gern hobn? A Selchti will mir Freud und Load trogn helfn, wia da Pforra sogg!“

„Da Pforra hot's noh nit gsogg, mei liaba Flurl,“ drauf sie.

„Af's Widagspiel willst Dih Du einrichtn! Na, Frouerl, dos kunt a

*) Uebertragen von einer hochdeutschen Erzählung desselben.

Digitized by Google

uetts Zwiegspon wern. Geh geh, Du host mih nit gern. Adje, adje, in olli Ewikeit adje!"

A so da Bursch. Do siutt s eahm gleih afn Leib, woach wia Wochs ban hoafsn Eisn. Er taucht's wek und thuat, wia wan er davon möcht. Sie holt'n fest ba da Houd: „Flurl! Flurl! Mei Brust reiß mar auf und schau in mei Herz! — Du liaba Bua! So gern wia Dih, hon ih neamb af da Welt! — Und mehr sog ih nit."

„Will ah nix hörn," sogg da Bursch trutzi. „Oba sechn will ih's. Beweisn sulst ma's, daß D mih gern host. Oaumol beweisn, wos D ma taufndmol gsogg host."

Sie schaut n on. Ihr feuchter Augnstern wird größa, daß ma schier s Weißi neama siacht. „Wanst as wissn kuntst," heschat's und druckt die zwoa Händ af ihr Herz. „Meintswegn wult ih jo sogn, wos liegad ma dron. Wan ih Dih hon, do frog ih noch koa Jugend und noch koa Tugend. Ohni Deiner war ih jo doh nix wert. Wan ih's oba Deinetwegn bedenk! Wanst Du Dih heint an mih onschmiedst mit eisenan Ketn, nochha ghörst Du morgn selba neama Dein . . ."

„Dei ghör ih und Dih wir ih nehma!" sogg da Bursch.

„Du wirst mih nehma, Flurl, däs glaub ih gleihwul va Dir. Ober ih wir nit wissn, nimst mih aus Liab oder aus Muaß. Gonz frei sulst Du sein, wanst mir Dei Hond gibst vor'n heilign Oltor."

Dranf holblaut da Bursch: „Gonz frei, Froni, dos kon gor nit sein. Vierzehn Tog vor da Hohzeit mocht ma s Vasprechn. Dos gilt und bindt zwoa ehruhofti Leut so fest wir in Pforra sei Stuln. Heint is der Tog, Froni, und heint wölln mar uns mitanonda vasprechn."

„Und moanst, Flurl, daß mir zwoa in vierzehn Togn Hohzeit hobn kina?"

„Möcht wissn, wer uns däs kunt vabiatn!"

„Wer däs kunt vabiatn?" frogg sie, „da Kaisa kon da s vabiatn."

„Wia so?"

„Flurl, ih woaß recht guat, daß D oanazwoanzg Johr olt bist und daß D in drei Wochn za da Soldotn-Stellung muaßt."

„Wer sogg dos?" fohrt da Bursch auf. „Af mih hot koa Mensch a Recht. Ih bin der oanzigi Suhn afn Schwandhof, däs woaßt. Meini Eltern sein olt, d Wirtschoft is groß, ih bin militärfrei."

„Frei bist!" schreit s Dirndl, „frei bist?" jauchzt s auf.

„Und so frei, daß ih Dih nohamol frog, Frouerl, ob's da recht is!"

Do hot s Dirndl nix meh drauf gsogg — und däs is d Ontwort gwen. —

Und noch a Weil, wia s aussigehn aus n jungen Tauenwold in liachtn Sunntog, do is da Bund geschlossn und da Schlüssel in Obgrund gworfn, der koan Bodn und koan End hot.

Da Schwandhof is da fürnehmsti Hof in gonzn Gan.

Der olti Schwandhofer is dogstondn strom wir d Wetatann vor sein Haus. Vor neamb und vor nix hot er sih duckt. Do kimb sei siebzigstes Lebnsjohr, nur vor dem muaß er sih duckn und biagn. Mit an Stecku muaß er umgehn und zitern eahm Händ und Füaß. Oba sei Willn, der hot nit Fleisch und Boan, der kon nit vafollu, sei Willn is noh fest. Sei Weib holt's mit eahm, zwoa storki küahli Herzn und oan Kopf. A stoanana Kopf! Do gibb's Leut, de sogn: Die Schwandhoferischn besitzn Geld. Do gibb's wieder onderi Leut, de sogn: Die Schwandhoferischn warn von Geld bsessn.

Fnufzig Johr olt is er scha gwen, und sie um funfzehn jünga, wia da lloani Bua is kema, s oanzigi Kind,

Digitized by Google

da Flurl. Und ehrnfest wia die Oltn, und trutzi wia die Oltn is ah der Jungi worn.

Und um de Zeit, va der hiaz d Red is, kimbb amol da Dorfrichter zan oltn Schwandhofer und fogg, er möchtn an guatn Roth gebn. Ju Schwandhofer an guatn Roth? Schod, daß mar an Richter nit ba da Thür auffi wutzln kon!

„Dein Buabn wegn," fogg da Dorfrichter mit feiner broadn Stim und klopft af fei Schnopftabakdufn. „A faggrifcha Klacht is er worn, Dei Flurl."

„Eh nit zwida," donkt der Schwandhofer.

„Den pockt da da Kaifa, wanft u nit bol onfchreibn loßt afn Hof," fogg da Richter und zwickt a Bries aus da Dufn.

„Onfchreibn afn Hof?" fogg da Baur, „paßt ma nit. Da jung Lecker verfteht noh nix, und mir Oltn kuntn nochha gehn von Haus wia die Dirn von Tonz. Paßt ma nit."

Da Richter holt't fei Bries zwifchn an Fingern und fogg: „Dei Flurl is ba da nachftn Stellung dabei, daß das woaßt. Wanft n ledi hobn willft von Soldotnlebn, fa unaßt dazuafchaun. Ih fog da s."

„Muaß er grod feini grodn Glieda hobn, der Saggera!" fluacht da Schwandhofer.

„Sei froh, Nochbar, fei froh, daß er s hot. Wos thaft mit an Woafl (Krüppel)! Wern fchon Onwert hobn, feini grodn Glieda, wanft as ah Du nit konft brauchn, gleihwul dar ah fchon a frifchers Gftell notthat. Muaßt nit a fo fei af Dei Kind!" A fo moant da Richter und hiaz fchnopft er fei Bries erft in d Nofn.

Der olti Schwandhofer finniert. A por Tog geht er um und finniert, wos do z mochn is. Und aft roacht er fei Gfuach ein, wegn da Befreiung.

Nochha fitzn f amol in eahnan Stübel, er und fei Weib. Er in Ormftuhl af an Lederpulfta, fie af der Ofnbonk. Sie is a bfunders Weib: is ftill wan er redt und loßt n ausredn. Und nochha beredn f as nohamol, wos fcha grichtlih eingebn hobn. 's is noh eahna freier Willn. Kuntn s Gfuach ah wieda zruggnehma. Oba: Wan er vafpricht, daß er brav und fleißi is, da Flurl, und fein Eltern s Recht loßt, fa kuntn f eahm in Hof vafchreibn loffn, in Gotts Nom.

Do geht er ba da Thür eina, da Burfch. Er kimbb von Wold, heint gfpürt er's, daß er Mon is und feft greift er on ba da Thürfchnoln. Er redt nix und denk't nix, fetzt fih afn Schamel. Die Oltn fchaun an on. Er fpreitzt die Knia ausanonda, lümelt d Ellbogn drauf, klöpfelt awenk mit n Schnachfpitz afn Fletz und fogg: „Wern ma's holt ougehn."

Der Olti loßt feini Augn holbad zuafinku, as wia wan er fchlaferi war und brunnelt: „Wos moanft, Flurl?"

„Wan ih afs Haus gfchriebn wir," fogg da Flurl, „fo kon ih nit alloan ftehn."

„Aft fetzt Dih nieda," fogg der Olti.

„Heiratn will ih," fohrt's in Burfchn auffa.

„So?" fogg der Olti gonz gleichgilti und fchlaferi.

„Ih woaß Oani," drauf da Flurl, „und will nit long umthoan."

Der olti Schwandhofer trunnelt hiaz mit n Fingern afn Tifch. Do hebb er gach awenk d Augn und fogg: „Derf ma frogn, wer s is?"

„D Stegbrunner Tochter. D Frouerl."

„So!" fogg hiaz ah d Muada. Nochha fogn f a Weil nix.

Da Suhn, da Flurl, hebb on auszlegn, daß er eahm ka Beffere wiffad: gfund war f, brav war f, wirtfchaftli war f, ma kunt's nit beffa valonga. Ollahond guati Gründ gibb er on, wegwos er d Frouerl will heiratn — in beftn vafchweigg er. Der Olti hot dawei trunnelt, nochher a por Fliagn wekgjogg, nochha wieda d Augn zuagmocht. Wir er fiati is, da Flurl, mit

Digitized by Google

seina Red und aufstehn will, sogg da Voder af an kloan Deuta mit da Hond: „Bleib noh awent sitzn. Die Gschicht is nit gonz in da Richtikeit." — Nochha steht er stad und schwarfälli auf, mit sein Steckn mocht er hadschand an Schriat hin, bleibb stehn vor sein Suhn und sogg völli güati:

„Mei liaba Flurl! Du host do etwos dahergredt. Greif amol in d Luft mit da Hond, ob s Wort noh umfliagg. Findst as? Findst as nit? Ih ah nit. Ih will's nit ghört hobn und hon's nit gehört. Sullst amol heiratn wöllu, sa woaßt, wenst z frogn host. — Hiaz kunst gehn."

Da Flurl geht oba nit. Er schaut sein Vodan on und frogg: „Sul dos an Ontwort sein?"

„Frog wird's koani sein," drauf der Olti.

Hiaz kimbb d Muada va der Ofnbouk. Ganz still kimbbs daher und gonz woach redt s n on: „Bist dan narisch worn, Flurl?"

„Gscheita wia heint bin ih noh nia gwen," is sein Ontwort.

„Die Stegbrunerisch'!" hebb d Muader on und schlogg d Händ zsom. „Wanst mit da Lotern gsuacht häst, koan Ungschickteri häst nit mögn findn. De hot Olls banond, wos nit paßt für uns. Sie hot ah die Stegbrunerisch Hoffort; sa long mir ka Geld hobn ghobb, sein De in eahnan seidenen Fetzn umgflontscht und hobn uns nit ongschaut. Hiaz, weil s eahna Sachl vahaust hobn, war da reich Schwandhofer-Sulhn gnat! — Af d Schönheit gehst! Möcht wissn, wo da Der d Schönheit steckt, müaßads nar ausglichn hobn, gschn hon ih noh koani han ihr. Mit Somad und Seidn wurd sih De schön mochn wöllu, wir ihr Muada va Zeitu, Guldring und Holsketan, des Du ihr kafn kunst — dös wurd a Wirtschoft sei, du heiligi Muadagottes! — Nim an Deanstbotn, wanst wen zan orbatn und hausn brauchst, oder Oani, de reich gwesn und orm worn is, stellst uns nit in's Haus, daß D as woaßt!"

Ueber de schorf Red va sein Weib mocht der Olti an kloan Deuta mit da Hond, gottika as wult er sogn: zohlad sih nit aus, wegn der Kloanikeit a so a Gschrei onzhebn.

Da Bursch mocht an Strompfa mitn Fuaß und sogg: „Vaflucht und vamarideit, die Froni loß ih nit schimpfn! De wird mei Weib!"

Hiaz mocht der olti Schwandhofer seini Augn s erstimol weit auf, schaut in Suhn on und sogg: „Wanst fluachn und schmeutn willst, sa geh anssi zan stedin (wilden) Roß. Kunst die letztn Schöber Heu einführn; wia s mir in Orm zuckt, zimbb mih, mir kriagn Regnweta."

Da Flurl steht do und druckt sein Zorn nieda. Nochha wendt er sih und sogg in Guatn: „Voda! Seit ih Hond und Fnaß kon hebn, hon ih gorbadt in Schwandhof wir a Knecht. Saur is s mar oft oukema, hon oba nia wos gsogg, hon Uichern Willn thon. Oba hiaz! In Heiratn bin ih selba mei Herr! Ih heirat für mih und do deaf ma ka God und ka Tuifel dreinredn!"

„— Herein!" ruaft der Olti. 's hot Oaner onklopft.

Der Omtsdeaner is s, bringg an Papierbogn, bit't um an Untaschrift.

„Wos brings dan scha wieda!" fohrt n der olti Schwandhofer on. Is uia a gnats Joachn, wan der Omtsdeana kimbb.

„Nichts Unangenehmes, diesmal," sogg da Bot und lest in Briaf:

„Laut Gesetz vom (so und so Vielten, Zahl so und so) kam dem Gesuche des Lorenz Pürgher, derzeitigen Besitzers des vulgo Schwandhofes im Gau, und seiner Ehegenossin Katharina Bürgher, geborner Stadlaner, Mitbesitzerin auf genannter Realität, beide gegenwärtig zur selbsteigenen Verwaltung und Führung der Wirtschaft hohen Alters halber nicht mehr befähigt,

Digitized by Google

wegen gänzlicher Befreiung ihres einzigen Sohnes Florian Bürgher von der Militärpflicht hiergerichts entsprochen werden und hat außer genannten Bittstellern Lorenz und Katharina Pürgher das obwaltende Gemeindeamt die oben als Begründung angeführte Thatsache ordnungsgemäß zu bestätigen.

Das k. k. Kreisgericht Nidau."

„Wos is dos für a Bondwurm?" frogg der olti Schwandhofer, „ka Wort hon ih vastondn."

„Ah, Ihr versteht die Kanzleisprache nicht," sogg der Omtsdeana, „macht Euch nichts draus, die vasteht kein Mensch. Die Sache ist, daß Euer Sohn die Militärbefreiung erhalten hat."

„Und däs," frogg der Olti stad, „und däs sult ih untaschreibn? — Na. Mir brauchn ka Befreiung."

„Voda!" schreit da Flurl auf.

„Wos host dan," sogg der Olti zu sein Suhn, „ban Untaschreibn bin ih selba mei Herr, do derf ma ka God und ka Tuifel dreinredn. Kurz mochn ma s!" Und reißt in Papierbogn mitn ausanonda. —

Da Flurl wird todtenbloß bis üba d Leßzn, seini Odern gschwelln on, d Finga krompfn sih zsom zan a Faust. Oder es gschiacht nix. — „Vodaleut," sogg da Bursch, „ih brauch Eut nit. God gib's, daß s Ees mih nit brauchts."

Und geht aussi ba da Thür — s leßtimol in sein Lebn.

A por Wochn drauf is der Flurl Soldot. A holbs Johr späta steht er af da Wocht in hoassn Stoangebirg der Herzegowina.

Die oltn Leut afn Schwandhof sein oansum, vazogg. Eahm thuat s Herz weh, ihr thuat s Herz weh, wölln s oba nit eingstehn und sogn, as war die Gicht. — As vageht wieder a Weil, do kimbb gach a schworzgfiegelta Briaf: in Flurl sei Todtenschein.

„Aus is s! woanan die zwoa oltn Leut, „o Du liabs Kind!"

Do schreit an olta Bedelmon ban Fenster eina: „Kind! Fahlt Eut Oans? Die Stegbrunner-Froneri hot Oans."

Mir müassn heint noh af'n Gamsberg gehn!

Zwei Gemsjägerlieder, mitgetheilt von R.

Die edlere Seite des Jagdsportes ist die Gemsjagd. Diese fordert nebst Kraft, persönlichem Muth, auch besondere Ausdauer und Schlauheit, und ihr Schauplatz weist außergewöhnliche Naturschönheiten. Zudem gefährdet die Gemshegung und Gemsjagd nicht die Culturen der Bauernschaft, wie das bei Hirschen, Rehen und Hasen der Fall ist. Das Gemsgehege ist berechtigt, durch dasselbe werden starre Felsgebirge belebt, deren sonst unzugängliche Rasenplätze ausgenützt, und gewinnen die Alpen besonderen Reiz.

Unsere Volkspoesie in den Alpen hat vorzüglich die Gemsjagd gefeiert und verherrlicht. A. Schlossar spricht davon in seinem Aufsatz, Heimgarten, III. Jahrg., Seite 459.

In demselben sind zwei Gemsjäger-Lieder nicht erwähnt, welche nach meiner Ansicht zu den schönsten dieser Gattung gehören. Ich habe sie oft singen gehört in meinen Waldbergen, trotzdem dort weit und breit keine Gemse ist. Schade

Digitized by Google

ist es, daß man hier die Volksweise dazu nicht wiedergeben kann. Die Worte des einen lauten wie folgt:

Gamsjagerlied.

1.

Mir müassen heint noh afn Gamsberg gehn,
Still is da Luft und da Himel schön;
D Wänd sein dar ah sa schön hell und klor,
Schöna wird's neama dos Johr.
Gamsln gibb's noch da Wohl,
Heint groth's uns gwies amol,
Sechsi sein eh nit viel,
Wan s uns thoan will.

2.

Ih steig voraus, Es steiggs nochha schön,
Seids nit gor z laut, loßts kan Stoan obgehn;
Bold ma selm obn af da Blöfin sand,
Zoag ih Enk Enkeri Stand.
Ih geh um's Kögerl gschwind,
Selm kriagn s mih nit in Wind,
Treib ih Enks alli gwis
Her üba d Ries.

3.

Es Drei stehts mir untern Kar'l durt,
Du gehst schön stad noch da Schneid do fuat.
Es Zwee gehts umi gegn s Karntnerlond,
Und Du woaßt eh scha Dein Stond.
Du woaßt a so Dei Stell
Rechtahond nebn da Höhl.
Schiaßts ma na gleih nit z weit,
Loßts Enk schön Zeit.

4.

Däs oba sog ih Enk olln mitsom:
Schiaßts ma la Goas mit an Kitzl zsom!
Sechts ma selm obn oani umagehn,
Loßts ma s nar aufredla stehn.
Oba die großn Böck
Schiaßts ma noch Gusta weck,
Olli Goaß' ah mitsom,
Schiaßts ma s na zsom.

5.

— — Olles is still wia die ewi Rua.
Nix, as wia d Schwoagerin und Gloggnkua
Hört mar a bissl in Thol turt unt — —
Do sein ma gstondn drei Stund.
Gach fonggs zan stoanern on,
Fliagg da hell Stab davon;
Schauts Olli hin af d Ries:
Hiaz keman s gwis.

6.

Keman daher schon a Stuck a neun.
Springan da schnurgrod in's Kar'l hinein.
Sein ah a drei a vier Böck dabei,
De keman glückla vabei.
Drei springan nochn Aon,
Zwee springan durt davon,
Vier springan über d Schneid —
Is dos a Freud!

7.

D Jager stehn oll do mit gipontn Hohn,
Schlogg schon an Jada sei Bichsl on.
Woaß gor nit wia viel daß Schuß hobn krocht,
Tümelt hot's wir in a Schlocht.
D Jaga stehn olli do,
Blickn af d Schiaßstott oh,
Ob wul ka Goaßl ligg.
Heint hot's uns glückt!

8.

Wia wern ma hiaz unsri Gamsln kriagn?
Oans müassn ma schon mit an Soal aufziagn,
Ligg jo gor tiaf in a Schluachtn drin,
Do mog jo gor Koana hin.
Troggs ma nur die Undern zsom,
Weil ma nur so viel hobn!
Leben sul s hoch und frei,
Die Gamsjagerei!

Ist das in seiner klaren Einfachheit nicht ein geradezu classisches Bild einer Gemsjagd? Sieht man in demselben nicht den ganzen Vorgang, fühlt man nicht mit die helle Lust des Jägers, und ist die mit wenigen Worten angedentete Natnrstimmnng nicht berückend?

Von einer andern Art ist das zweite Lied. Wie jenes voll Freude und Sonnenschein war, so ist dieses ein finsteres Schattenbild der Gemsjagd, aber als solches nicht minder wahr nnd schön als das erste. Es ist in jenem bezeichnenden Volkston gehalten, der zwischen Mnndart und Hochdeutsch steht nnd welchen das Volk in getragenen Liedern von ernstem Inhalte anzuschlagen pflegt. Also:

Wildschützenlied.

1.

Ein Liedel zn fingen,
Jetz hörts mih nur an,
Von einem Wildschützen,
Was der hat gethan.
Der war wohl frisch geborn,
Unchristli auferzogen.
Wohnt im Hochland.

2.

An ein' Sonntagmorgen,
Wohl in aller fruh,
Da nimmt er sein Bichsel,
Und geht der Wand zu,
Er weiß die Steig so schön,
Wo die fein Gamseln gehn,
Auf der Alm stehn.

Digitized by Google

3.

A Gamsel hat er gschossen
Und legt sich zur Rua,
Der Jager, der schaut ihm
Schon alleweil zua.
Der hat n lang zuagschaut,
Hat sih nit zuwi traut,
Bis daß er schlaft.

4.

Aft, wir er gschlafn hat,
Hat er sih traut,
Nimt ihmsein Steckn
Und hat n brav ghaut.
Däs thuat dem Wildschütz ant,
Springt abi über d Wand
Frisch auf n Sand.

5.

Dem Jager druckt's Gwissen hart,
Ihm is nit guat.
Er muaß gehn nachhi schaun,
Schaun, was er thuat.
„Herzliabster Jager mein,
Bind mir die Wunden ein
Und stell mir s Bluat!"

6.

Der Jager bind't d Wunden ein
Und stellt eahm s Bluat.
Da warn sie schon wieder
Aufeinander guat.
„Hiaz muaßt Du mit mir gehn,
Mußt mir vor'm Pfleger stehn,
Schaun, was er thuat."

7.

Sie gangen wohl anssi
In Fleischhackergrabn,
Der Jager voraus und der
Wildschütz hint nach.
Hat der Wildschütz Kurasch bekommen,
Hat dem Jager den Stutzen genommen,
Hat ihn derschlagn.

8.

Meine lieben Jager,
So laßt Euch nur sagn,
Thut nur mit keinem
Wildschützen nix wagn.
Was ein Wildschütz will sein,
Laßt sich nit fangen ein.
Denkts fein daran.

Digitized by Google

Kleine Laube.

Wir weichen nicht von unseren Idealen!

Wir weichen nicht von unsren Idealen,
Sie schmücken, adeln dieses Erdenwallen,
Sie ehren uns.
Der Niederträchtigen Hohn wird uns zum Ruhm.
Um's welterlösende geweihte Heiligthum
Wir wehren uns!

Der Völker, Rassen, Religionen Streit
Vergeht im warmen Glanz der Menschlichkeit.
Wir kehren uns
Zum treuen ewigen Geist, der Alle zählt,
Und wehe Dem, der Haß statt Liebe wählt!
Wir wehren uns!

Doch nicht mit Schwert und Feuer, wie Barbaren,
Denn unsrer Philosophen heilige Scharen,
Sie lehren uns,
Trotz Korybantenlärms von Schelm und Wicht,
Mit heiterer Ruh und lächelndem Gesicht
Zu wehren uns.

R.

Wie ist die gegenwärtige Volksschule entstanden?

Das erzählt uns kurz E. Hannak in seiner Schrift, die er gegen den „Antrag Liechtenstein" verfaßt hat. Es dürfte der kleine Rückblick heute besonders von Interesse sein.

Nachdem unter Maria Theresia und ihren Söhnen Kaiser Josef II. und Leopold II. das Volksschulwesen begründet und nach dem damals besten Vorbilde organisiert war, trat in Folge der französischen Revolution ein Rückschlag ein. Man schrieb die für Oesterreich traurigen Folgen der französischen Revolution der Verallgemeinerung der Bildung zu, fürchtete darum die Bildung des Volkes. Während in Deutschland und der Schweiz das Schulwesen unter den berühmtesten Pädagogen (ich nenne Pestalozzi, Niemeyer, Harnisch, Dinter, Sailer u. A.) einen gewaltigen Aufschwung nahm, erschien bei uns im Jahre 1805 die politische Schulverfassung. Aus ihr spricht deutlich die Abneigung gegen eine höhere Volksbildung. Graf Rottenhahn, der Urheber dieses Schulgesetzes, verkündete den Grundsatz, „daß über die Ausspendung der Schätze des Geistes ebenso wie über jeden anderen Genuß des gesellschaftlichen Lebens eine Staatspolizei" zu walten habe. Der polizeiliche Standpunkt war also maßgebend, die Errungenschaften der früheren Perioden

Digitized by Google

giengen verloren. Der Lehrer sollte fortan nur das Gedächtnis der Kinder bilden, „weil ihm die auszeichnenden Eigenschaften fehlen, die zu einem entwickelnden Gespräche erforderlich sind.“ Er wurde dem Pfarrer vollständig untergeordnet, der über seinen Unterricht, seine Methode und seinen Lebenswandel zu wachen hatte, und der allein auch die sittliche Bildung der Jugend besorgen sollte. Der Meßner- und Organistendienst war seine Hauptbeschäftigung, der Unterricht Nebensache. Darnach war auch seine Bildung bescheiden. In drei, zuhöchst in sechs Monaten sollte er für seinen Beruf „abgerichtet werden,“ einen Beruf, der ihm wenige Rosen und viele Dornen brachte. In seinen Bezügen war er auf den guten Willen der Gemeinde angewiesen und im Alter wurde er, und im Falle seines Todes seine Familie, lediglich durch die Armeninstitute unterstützt. Dieses bildungsfeindliche Schulgesetz blieb in Kraft bis zum Jahre 1869, trotzdem wider dasselbe von Seiten des Fortschrittes wiederholt heftige Angriffe erfolgten. Im Jahre 1848 wurde zuerst unter dem Unterrichtsminister Sommaruga ein Entwurf zur Reorganisation des Schulwesens veröffentlicht und der als Arzt und Psychologe, als Dichter und Denker gleichbedeutende Unterstaatssecretär Freiherr v. Feuchtersleben begann mit Reformen in den Volksschulen und Lehrerbildungsanstalten, die aber bald auf ein bescheidenes Maß eingeschränkt wurden, als Graf Thun und Freiherr v. Helfert die Leitung des Unterrichts in die Hand bekamen. So viel unter diesen Männern für die Entwickelung des Mittelschulwesens geschah, so gering waren die Fortschritte auf dem Gebiete des Volksschulwesens, zumal an der Stelle der staatspolizeilichen Leitung, welche unter Metternich in dem Schulwesen geherrscht hatte, in Mitte der Fünfzigerjahre durch das Concordat die clericale Leitung trat.

Als im Jahre 1861 mit der Constitution die Gemeindeautonomie begründet wurde, war es eine der wichtigsten Sorgen der Stadtvertretung Wiens, das Schulwesen nach allen Richtungen zu fördern. Doch war der Fortschritt ein langsamer. Zwar drängte der Gemeinderath die Regierung zu Reformen, zwar kämpfte die Lehrerschaft in Zeitschriften, Vereinen und Versammlungen durch Abhandlungen und Vorträge, durch Resolutionen und Petitionen für eine radicale Verbesserung des Schulwesens; aber selbst der damalige Staatsminister, der von allen Deutschen hochverehrte Ritter v. Schmerling, der die bedeutungsvollen Worte „Wissenschaft ist Macht“ in sein Programm aufnahm, war nicht im Stande, den Bann zu brechen, der auf der Volksschule lastete. Wie ein Bleigewicht hielten die politische Schulverfassung und das Concordat jedes Aufstreben derselben nieder. Da kam das für Oesterreich traurige Jahr 1866, und mit diesem die Niederlage unserer Heere auf den böhmischen Schlachtfeldern. Damals verbreitete sich das geflügelte Wort: „die preußischen Schulmeister hätten die Oesterreicher besiegt,“ und damals erst drang die Ueberzeugung von der Wichtigkeit des Schulwesens auch in solche Kreise, die bisher dasselbe keiner Beachtung gewürdigt hatten. Es ist gewiß bezeichnend, daß in diesem Jahre die Regierung dem Gemeinderathe Wiens entgegenkam, das derselbe zur Fortbildung seiner Lehrer als Pädagogium zu gründen in Aussicht nahm. Ein Jahr darnach (November 1867) wurde das Statut des Pädagogiums von der Regierung genehmigt und bald darauf (December 1867) wurde durch die Staatsgrundgesetze die Freiheit der Wissenschaft und Lehre verkündet. Im Jahre 1868 wurde die kirchliche Schulaufsicht abgeschafft, und im Jahre 1869 wurde das Volksschulwesen vollständig umgestaltet. Was durch mehr als ein halbes Jahrhundert versäumt worden war, wurde nachgeholt. Das Schulwesen gelangte auf eine Höhe der Ausbildung, auf welcher es sich den vollkommensten in den deutschen Staaten an die Seite stellen durfte. Die Schulpflicht wurde auf acht Jahre erhöht, die Zahl der Gegenstände vermehrt, die Methoden verbessert, die Lehrer sorgfältig gebildet und aus der Abhängigkeit von den kirchlichen Organen befreit.

Digitized by Google

Ist unsere Volksschule so schlecht, wie sie ihre Gegner gerne haben möchten?

Heute geht ein Geschrei durch's Land, daß unsere gegenwärtige Volksschule nicht darnach geartet wäre, ihr unsere Kinder anzuvertrauen.

Hier sei aus den „Gesetzen und Verordnungen auf dem Gebiete der Volksschule in Steiermark" (Graz, Leuschner und Lubensky's k. k. Universitäts-Buchhandlung, 1886) ein ganz kleiner Auszug geboten, welcher andeuten möge, wie man sich zu dem oben bemerkten Geschrei zu verhalten hat.

Nach § 1 des Reichs-Volksschulgesetzes hat die Volksschule zur Aufgabe, die Kinder sittlich-religiös zu erziehen, deren Geistesthätigkeit zu entwickeln, sie mit den zur weitern Ausbildung für das Leben erforderlichen Kenntnissen und Fertigkeiten auszustatten und die Grundlage für Heranbildung tüchtiger Menschen und Mitglieder des Gemeinwesens zu schaffen; und nach § 21 der Schul- und Unterrichtsordnung ist das Ziel aller Jugenderziehung ein offener, edler Charakter, zu dessen Anbahnung der Lehrer auf ein wahrhaft sittliches Verhalten der Jugend, auf Pflicht- und Ehrgefühl, auf Gemeinsinn, Menschenfreundlichkeit und Vaterlandsliebe unausgesetzt hinzuwirken hat und wozu er alle gesetzlich erlaubten und pädagogisch bewährten Mittel in Anwendung zu bringen berechtigt und verpflichtet ist.

Diese gesetzlichen Bestimmungen sich vor Augen haltend, wird der Lehrer, eingedenk seiner Berufspflicht, stets und überall bestrebt sein müssen, das ihm anvertraute Kind dahin zu bringen, daß es das Vollkommene, das Wahre, Schöne und Gute erkenne und diesem beständig nachstrebe; er muß daher dem Kinde gute Grundsätze beibringen, es in denselben zu befestigen, dessen Verstand und Herz, Gefühl und Willen für das Wahre und Gute zu gewinnen und zu entflammen suchen.

Gute Ansichten und Grundsätze zu bilden ist Aufgabe des erziehenden Unterrichtes; daher ist der Unterricht die größte pädagogische Kraft, und der Schwerpunkt des erziehenden Unterrichts liegt in der Bildung des Willens.

Zum Wollen gehört aber vor allem ein Ziel. Jede Lehrstunde muß daher 1. von einem Lehrziele ausgehen, und das ganze Unterrichtsziel muß in Einzelnziele für die einzelnen Lehrstunden zerlegt werden. Das Ziel muß immer concret sein, soll es ein Wollen hervorrufen, es muß sprachlich und sachlich dem Schüler faßlich sein und ihn mitten in den neuen Vorstellungskreis hineinversetzen. Der Schüler muß sich aufgefordert fühlen, seine Kräfte einzusetzen, um das Ziel zu erreichen. Man darf daher die Unterrichtsstunde nicht etwa so anfangen: „Heute wollen wir ein anderes Lied lernen," — „eine andere Rechnung lösen," — „ich will Euch heute eine neue Geschichte erzählen," statt z. B.: „Heute wollen wir das Kaiserlied lernen;" „wir wollen ausrechnen, wie viel Zins man von 1100 fl. Capital zu $4\frac{1}{2}\,\%$ in einem Jahre erhält;" — „Ich will Euch heute vom Prinzen Eugen erzählen" u. a.

Der Gewinn des so ausgesprochenen Unterrichtszieles zeigt sich darin, daß es in dem Schüler eine Spannung erregt und daß sich an das Ziel sofort eine vorbereitende Besprechung, die dem durch den Unterricht neu Dargebotenen stets vorangehen muß, knüpfen läßt.

Durch den Unterricht muß 2. die Mitwirkung des Schülers an der Erreichung des Zieles, also dessen Selbstthätigkeit in Anspruch genommen werden, damit er zur Selbstständigkeit geführt werde. Der Lehrer darf daher nicht docieren, weil er sich sonst allzuleicht vom Gedankengange des Schülers entfernt und ihn zur Passivität verurtheilt; er darf nichts sagen, schreiben, zeigen, zeichnen, was der Schüler sagen, schreiben, zeigen und zeichnen kann. Er muß überhaupt alles vermeiden, was geeignet wäre, das Lustgefühl, welches man beim Unterrichte sorgfältig pflegen muß, zu unterdrücken.

Der auf Bildung des Willens abzielende Unterricht muß 3. nicht bloß ein Ziel aufstellen, er muß auch dafür sorgen, daß der Schüler das Gefühl hat, daß er vorwärts schreite.

Digitized by Google

Von Wichtigkeit ist es, daß der Unterrichtsstoff anschaulich dargestellt, d. i., daß er in den Gesichtskreis des Schülers gestellt und ihm zur Anschauung gebracht, daß erst von der Anschauung zum Begriffe geschritten und die Vorstellung auf dem Wege der Entwicklung gewonnen werde.

Der Schulzucht kommt zunächst zu, die äußere und innere Ordnung in der Schule herzustellen und zu erhalten, sodann aber in dem Zöglinge sittliche Einsicht zu erzeugen und ihn auf den Weg der sittlichen Freiheit zu führen, und insofern kann man von einer äußeren und einer inneren Schulzucht sprechen.

Wenn auch der Zweck der äußeren Schuldisciplin in der Gegenwart liegt und auf Gesetzlichkeit gerichtet ist, so wird durch dieselbe doch auch die innere Zucht vorbereitet, diejenige Zucht, die auf Herstellung und Erhaltung einer sittlichen Lebensordnung, auf Erziehung der sittlich-religiösen Persönlichkeit abzielt. Der Zögling muß daher für alles Gute und Edle begeistert und von verkehrtem Wollen abgehalten werden, seine Grundsätze müssen sittlich und von religiöser Gesinnung getragen sein, damit er consequent nach Vollkommenheit strebe und sittlich handle, damit sein Charakter ein sittlicher werde.

Die Aufgabe des erziehenden Unterrichtes gipfelt demnach in der Einwirkung auf die innere Gesinnung, auf den Willen des Schülers (Erziehung zur Gottesfurcht, zum Gehorsam, zur Wahrheitsliebe, zu jeder Art der Tugend überhaupt). Kenntnisse und Fertigkeiten, entwickeltes Denkvermögen, geschärfte Sinne u. s. w. sind nicht das höchste, nicht das letzte Ziel des Unterrichtes, sondern Mittel zu sittlichen Zwecken. Die Gesinnung muß gebildet und veredelt werden, denn wo Adel der Gesinnung fehlt, da ist der intelligenteste Mensch wenig wert.

Der abstracte moralisierende Unterricht hat nicht viel Wert, die lebendige Anschauung wirkt viel mächtiger auf das sittliche Gefühl und fordert es zu einer viel energischeren Gegenwirkung heraus als abstracte Moral. Darum hat auch die Geschichte mit ihren Helden, deren Bestrebungen, Fehlern und Vorzügen ein so mannigfaltiges Gebiet für die Bethätigung des sittlichen Urtheiles.

Es müssen Gebot und Verbot berechtigt, kurz und bestimmt und vor allem sparsam sein. Auch da soll man so viel als möglich Anschauungen auf das Gefühl einwirken lassen, nicht bloß abstracte Gebote einprägen, weil in jenen allein das Gebot feste Wurzeln schlagen kann. Jedem einzelnen Gebote soll daher, will man nicht bloß Worte lehren, in Form von Beispielen (aus der Sphäre des Umganges, der Geschichte, der Dichtung) eine concrete Unterlage gegeben werden.

Fernere Disciplinarmittel als Reizmittel zum Guten und Abschreckungsmittel vom Bösen sind Belohnung und Strafe, deren Anwendung nothwendig ist, um den Schüler von seinem Hange zum Verkehrten loszureißen und ihn für treue Pflichterfüllung zu gewinnen und zu erwärmen.

Strafe nicht, wenn nicht sowohl aus Mangel an gutem Willen, als aus Unwissenheit und Mangel an dem nöthigen Verständnisse gefehlt wird. Beim Vollzuge der Strafe hüte Dich vor Leidenschaftlichkeit und lasse stets hiebei vom Kinde die wohlmeinende Absicht (Wohlwollen und Liebe) durchschauen, daß man ihm den Inhalt des Gebotes oder Verbotes in's Bewußtsein zurückrufen und es an seine Pflicht erinnern wolle. Strafe ferner nicht zu häufig, nicht hart; häufige Strafen sind ein schlimmes Zeichen für die Schule, sie stumpfen ab und machen gleichgiltig; zu harte Strafen sind eines gebildeten Lehrers und Erziehers unwürdig. Körperliche Züchtigung mag im Elternhause zur Anwendung kommen, von der Schule bleibe sie. Der Lehrer sei eingedenk der Mahnung Walter's von der Vogelweide: „Niemand wird's gelingen — Zucht mit Ruthen zwingen. — Wer zu Ehren kommen mag — dem gilt Wort soviel wie Schlag."

Da bei dem innigen Zusammenhange zwischen Körper und Geist alle physischen Leiden und Schwächen auf den Geist nach-

Digitized by Google

theilige Rückwirkung üben und ihn lähmen, während körperliche Gesundheit und Frische jede geistige Anstrengung erleichtert, Frohsinn erzeugt und fördert, Muth verleiht und die Kraft des Willens stählt, so muß es die Schule im Interesse einer harmonischen Ausbildung und der allgemeinen Wohlfahrt als ihre wichtige Aufgabe ansehen, auch der Gesundheitspflege der Schüler, wenn auch dieselbe zunächst und zumeist Sache der Eltern ist, alle Aufmerksamkeit zuzuwenden und ihr volle Sorgfalt zu widmen, damit alles, was auf die Gesundheit des Schulkindes, auf die Entwickelung und Ausbildung seines Körpers einen nachtheiligen Einfluß ausüben könnte, ferngehalten werde. — So viel aus den Gesetzen und Verordnungen auf dem Gebiete der gegenwärtigen Volksschule.

Wir glauben, daß nie ein Volksschulgesetz mit so warmer Liebe zu den Kindern, mit so treuer Sorge für ihr zukünftiges Wohl ausgearbeitet worden ist, als Dieses. Wer diese Schule stürzen will, der kennt die Kindesliebe nicht. M.

„Du" oder „Sie"?

Plauderei von Johann Gutzeit.

So lange Du lebtest, Goethe, da waren Sie, ja, da waren Euere Excellenz der Herr Geheimrath von Goethe. So lange wir leben, sind wir für die Menschen, ungefähr in dem Maß, als sie uns für fähig halten, ihnen zu schaden, Respectsperson. Ohne sich dadurch verhindern zu lassen, uns eine Falle zu legen, um uns unschädlicher zu machen, erkennen sie uns in's Gesicht schmeichelnd all das zu, wovon sie nach sich selber schließen, daß wir gern dafür gelten möchten. Einfach Mensch zu sein, wer begnügte sich damit? Im Gefühl der Unfähigkeit oder Unlust, wahrhaft Mensch zu sein, will man als ein Uebermensch, ja als mehrere Menschen gelten, die auf mystische Weise vereinigt sind, ähnlich wie man in der Gottheit seit Atanasius drei Personen, Vater, Sohn und heiliger Geist, unterscheidet, wunderbarer Weise jedoch, ohne Gott mit „Ihr" oder „Sie" anzureden. (Nur der Engländer spricht seinen Lord Gott mit „Ihr" an, wie er ja auch zum Kindchen sagt: „Wollt Ihr auf den Arm genommen sein?" und zum Hündchen: „Reicht mir Eure Pfote!" gleich als ob alle Engländer schielten und Alles doppelt sähen.) Wie man aber während unseres Lebens mehr unsere Seele, ja genauer, unser Kleid, vor Augen hat, welches der wahre „Herr," die Dame, das Fräulein ist, so wagt man nach unserem Tode, wo den Leuten mehr bloß unser Geist vorschwebt und sie uns nicht mehr fürchten, uns als Mensch zu nehmen, nennt uns einfach bei Namen und „Du." Gleichzeitig lebende Menschen, innerhalb der Verbildungswelt, fühlen sich nur bei besonders feierlichen Veranlassungen berechtigt, das eigentliche, natürliche Verhältnis untereinander eintreten zu lassen. Seltsame Verbildete wir! Wenn wir uns Aug in Aug gegenüberstehen, fühlen wir uns ferner von einander und weniger Menschen, als wenn wir durch eine Kanzelbrüstung oder gar durch viele Meilen und Jahre getrennt sind und einander nicht kennen und nur durch's Papier Einer zum Andern sprechen. Den Leser, die Leserin redet der Schriftner mit „Du" an, und ich habe noch von keiner Prinzessin vernommen, daß sie als eine Unart es aufgefaßt hätte, von irgend einem Schreiber durch den papierenen Telephon wie eine Schwester oder Tochter angeredet, ja, gelegentlich wohl ganz gehörig herumgezaust zu werden. Aber ich sollte doch meinen, wenn ein Mensch frei und aus unmittelbarem Drange zu einem andern spricht, so zieme sich nicht geringere, sondern noch größere Herzlichkeit, als wann er ihm sein Buch vorliest. Auch sind uns den, mindest in dieser Beziehung, menschlicheren Zeiten glücklicherweise nicht nur gewisse Ausdrücke in den Büchern, wie „siehe" und „vergleiche," geblieben (an denen sich zu Zeiten, wo ich von allen Seiten kalt umsezt wurde, mein Herz erwärmte), auch in der mündlichen Umgangssprache sagt man z. B. „siehe da!" und mir ist von einem Fall, wo eine Person, mit

Digitized by Google

der mich zarte Neigung verknüpfte, diesen Ausruf that, die ganze Situation lebhaft in Erinnerung geblieben; denn ich fühlte in dem Augenblicke die verhaßte gesellschaftliche Schranke zwischen uns entfernt, es war mir, als habe meine Freundin vergessen, daß durch die fühllose mißgünstige Gesellschaft sie für mich zum Fräulein und ich für sie zum Herrn gemacht war. Aber lassen wir doch der Mißgunst und der Herzlosigkeit nicht den Sieg, sondern nennen einander — mindestens da, wo wir uns als Menschen, im tiefern Sinne, erkennen — ohne erst feierlich um Erlaubnis anzuhalten, einfach „Du," außen, wie wir's innen, mit dem Mund, wie wir's durch die Druckerschwärze, in der Prosa, wie wir's im Verse thun! Wer's übel nimmt, ist ein Narr, der nicht als Mensch gelten, wenigstens mit uns kein menschlich Verhältnis will; er mag gehen.

Das „Sie" vereinzelt, das „Du" verbindet uns. Nur durch die Menschen, mit welchen wir uns duzen, sind wir mit der Menschheit verbunden. Wer sich mit keinem Menschen „Du" nennt, der läuft durch das Leben in sich zusammengezogen, wie ein Fetttropfen über einen staubigen Boden. Ich will nicht sagen, daß es unmöglich sei, aber leicht ist es gewiß nicht, und daher kommt es auch so selten vor: daß Einer Mensch bleibt, wenn er von allen Seiten als „Herr" und mit „Sie" behandelt wird; daß er an Kopf und Herz nicht umnebelt und betäubt werde, wenn er von allen Seiten nur beständig zu hören bekommt: „Euer Gnaden werden verstatten," „der Herr Geheimrath haben befohlen," „der gnädigen Frau gehorsamst aufzuwarten," „Eure Excellenz hatten die Güte," Eure Majestät wollen allergnädigst geruhen, zu gestatten, daß dem Unrecht im Lande ein wenig gesteuert werde." Im Alterthum, wo man gleichwohl auch die Könige und Kaiser „Du" nannte, wurden sie doch schon als Götter angebetet, und daher ist all der Wahnsinn, in den die Tyrannen verfielen, zu erklären. Behandelt Eure Fürsten nicht als Götter oder Halbgötter, sondern als Menschen, und sie werden menschlicher werden. Und so würden alle Menschen menschlicher werden, wenn sie einander mit dem menschlichen „Du" anredeten, mit der für die Anrede des Einzelnen von der Sprache einzig gebotenen Form. Mit „Sie" spricht man die Rollenperson an, die wir auf dem Theater des Lebens spielen oder die man von uns gespielt sehen will; mit „Du" spricht man uns selber an, Vernunft und Gewissen. Wer mich duzt, der erkennt die Menschheit in mir an, erinnert mich an meine Menschenpflichten, und ich darf bei ihm die Anerkennung meiner Menschenrechte erwarten. Wo mich ein Kind oder ein unverbildeter Erwachsener mit „Du" ansprach, fühlte ich meinen Menschenwerth von ihm anerkannt und mich durch das menschliche Bruderband mit ihm verbunden. Das „Sie" dagegen, was der Verbildete für sich in Anspruch nimmt, kränkt gewissermaßen den wahrhaft menschlich Fühlenden; denn es besagt: Du begnügst Dich nicht, ein Mensch zu sein, der Boden der Natur däucht Dir zu niedrig, Du gehst auf Stelzen daher oder willst in der Sänfte getragen sein; Du dünkst Dich etwas Besonderes, verschmähst das menschliche Band mit Anderen — so bleibe denn geschieden von mir, und meinem Herzen ferne!

Allein, wenn auch Jemand die Ehre, von mir als Mensch und folglich auch mit „Du" angesprochen zu werden, nicht zu verdienen fühlt oder nicht zu schätzen weiß, so wird er mich doch ebenso wenig zwingen können, ihn für mehrere Abwesende anzusehen, wie seine Aussage von mehreren Abwesenden auf mich, einen Anwesenden, zu beziehen. Wo wäre ein Volk in der Selbstverhöhnung so weit gegangen, um in sein Strafgesetzbuch den Paragraphen aufzunehmen, daß es als eine Beleidigung anzusehen sei, wenn man der Grammatik der Landessprache folgt?

Die Quäker nennen alle Menschen „Du;" warum sollte nicht in diesem Punkte wer da will Quäker sein, so lange, bis man ihm erlauben wird, Mensch zu sein? — Wenn der steirische Gebirgs-

Digitized by Google

verein zu Berge geht und in einer gewissen Höhe angelangt ist, dann wird Jedes nach seinem Taufnamen gefragt, und ob es nun Gräfinnen und Fürsten sind, das wird Alles abgestreift, und sie sind nun der Peter und die Marie und nennen einander „Du.“ Dann athmen sie auf, dann beginnt ihr wahres Leben mit dem reinern, menschlichen Verhältnisse untereinander. „Auf den Bergen ist Freiheit,“ und ihr gesellt sich gern die Gleichheit, insofern wir uns nur recht wohl fühlen, wir Mensch unter Menschen sind. Aber haben wir es da oben, wo wir die Wolken unter uns sahen, nicht empfunden, daß geistig der Mensch sich immer hoch halten solle?

Vom Soldaten, der sein Gewehr schlecht hält.

Mirabeau erzählt aus dem Leben seines Großvaters, welcher während der Regierungszeit Ludwig XIV. Oberst eines Infanterie-Regiments war, nachstehende Begebenheit:

Als mein Großvater eines Morgens auf der Parade sein neues Regiment inspicierte, gewahrte er einen Soldaten, der sein Gewehr auf eine sehr ungeschickte Weise hielt; er war eben im Begriff, den Mann deshalb zu tadeln, als der Major ihm zuflüsterte, er möchte aus Gründen, die er ihm späterhin mittheilen würde, keine Notiz davon nehmen. Nach der Parade erzählte ihm dann der Major, daß, während das Regiment zu Saarlouis im Quartier lag, dieser Soldat, damals Korporal, eines Tages zwei seiner Kameraden mit gezogenen Säbeln auf der Straße mit einander kämpfen sah. Den Soldaten war es aber bei Verlust der rechten Hand verboten, auf der Straße ihre Waffen zu ziehen. Der Korporal, die Folgen bedenkend, welche seinen Kameraden möglicherweise aus ihrem Streite erwachsen möchten, warf sich zwischen sie, und zwar nach damaligem Gebrauch (welcher verbot, zwei Fechtende anders zu trennen) mit gezogenem Säbel. In demselben Augenblicke erschien auch die Ronde habende Wache auf dem Platze; die beiden Schuldigen ergriffen die Flucht; der Korporal jedoch, im Vollgefühl seines guten Bewußtseins, und darüber vergessend, daß er sich bei der Ausführung einer guten That selbst gegen das Gesetz vergangen habe, ließ sich ruhig von der Wache abführen. Ein zusammenberufenes Kriegsgericht vernahm nun von dem Korporal den wahren Hergang der Sache. Als es jedoch von ihm die Namen der Schuldigen wissen wollte, und ihn, im Fall er die Angabe verweigere, mit der gesetzlichen Strafe bedrohte, erwiderte er: „Meine Herren, wohl kenne ich die Beiden, aber nennen kann ich sie nicht; wer von Ihnen würde wohl einen Kameraden verrathen? Muß ich daher jetzt die Strafe erleiden, je bin ich mir wenigstens bewußt, damit zwei Soldaten für des Königs Dienst gerettet zu haben. Nur um eine Gunst möchte ich bitten, daß mir statt der rechten Hand die linke abgehauen werden möge, damit ich im Stande bin, für mein Vaterland noch ferner den Säbel zu ziehen.“ — Der edle Mensch ward allerdings — verurtheilt, seine Bitte ihm indes gewährt. Als die Execution an ihm vollzogen werden sollte, sagte er zu dem Scharfrichter; „Mein Sinn für Disciplin und Ehre läßt mich diese kränkende Strafe erleiden, welche jedoch nur von der Hand eines Soldaten an mir vollzogen werden soll, tritt also zurück und überlasse mir das Beil!“ Indem er dasselbe dann ergriff, legte er die Hand auf den Block und hieb sie mit einem Streiche ab. Dies war der Soldat, der auf der Parade sein Gewehr so ungeschickt hielt.

Bosheiten.

Der Mann hat den Hausschlüssel, die Frau den Hausfrieden in der Tasche.

* * *

Wenn Frauenlogik trächtig wäre,
Und einmal auch ein Kind gebäre,
So hätte dieses zwei Paar Füße,
Doch Beine --
Keine.

* * *

Der Tod kann mir nicht sauer werden,
Zwei Frauen habe ich geliebt,

Digitized by Google

Die Eine zieht, die Andere schiebt,
Denn Erst're starb, die Zweit' ist noch auf Erden.

* * *

Ja, wenn der Tod weiblich wäre, müßte man ihn die Todin nennen und wäre dann noch zehnmal unheimlicher.

* * *

Bedürfte der Magen nicht gar zu nöthig des stärkenden Speichels,
Ich spuckte der Welt noch öfter als sonst in's Gesicht.

* * *

Ein Autograph willst Du von mir,
Ein Wahrwort wohl, das nie vergeht,
Um das sich Erd und Himmel dreht.
Wohlan, mein Freund, so merke Dir:
Zwei mal zwei ist vier. M.

Da Schworzi.

A Gschichtl in da steirischn Gmoansproch, von an Rachfonklihrer dazählt.

Jessas na, wan ih af d ä s denk! Und der ormi Schneida! Da Schneida Hiasl z Leitnboch, der eh a wenk froasbassi is und in sein Trinkwosser ollamol s Mariazella Beichtzedl einwoakt, wos gegn an Schrockn guat sei sul, und eppa gor ah fürs schlechti Gwissn, wan da Mensch a wenk zviel Tnach stiehlt. Ueba den ormen gschreckta Schneida muas a son wos kema! Lochn und rehrn möcht ih frei, wan ih dron denk. Dba gschodt hots u nir.

Hiaz, gwen is s a son. In Foschn-Jata, do hon ih a wenk zviel trunkn. Da Gsteggawirt hot an hoasin Krotzer. Ban Hechbarn hon ih in Rachfonk ausputzt; wir ih nochher üba d Hech übera geh, is mar a wenk kolt worn. Hon ma denkt, burt a por Stamperler owi, daß da worm wird. Bin in da Gach awenk zviel onkeman und wir ih über s Grusnbarn Leitn owa geh, do hebbs mar on zan Schwumerln und wa mar um's Schlosn gwen. Graw is s ah scha worn. Hoam kim ih nit heint, hon ih ma denkt, denk ih ma, gehst za da Grusnbarin zuwi und holtst as on um a Nachthiaba.

Is a guats Leutl, die Grusnbarin, kents as jo eh. Ziacht grod s neubochni Brot aussa von Ousn, endsgrossi Loab, hot mar ah gleih oans ohzschneidn wöllu gebn. Gelts Gond, sog ih, ka neubochns Brot iß ih nit, ober a Bett zan schlofn, wanst häst. D Händ schloggs üban Kopf sjom: Wia s dan dos ongang, daß s mar a Bett kunt gebn! Is da Schneider in Haus, der braucht s Hondwerchabett; in Stroh war s z kolt und af da hortn Bouk wurd ih ah nit mögn liegn.

„Is s won da well," sog ih, hon ih giogg, „oder lost mih eppa gor in Ousn einschliafn, do wars schön worm diner und schenirad neambb."

„Narasch," sogg die Bäurin, „in Ousn eini willst? Jo wegn meina wul, kolt wird da do dina klewa, wan da nit z hirt wird?"

„Balei nit," sog ih, „wan man schlafen is, is da Ziaglbondn a Fedabett."

„Wohr is s," moant die Bäurin. Ih nit faul und schlusi in mei Schlofkomer eini. Schön worm is s. A so an Baurn-Ousn kents eh? Zan Brotbochn und zan Korndirrn und zan Stubnhoazn. A gonzi Famill hat Plotz diner. Oba vadonkt finster is s. Nan, ih knich schön weit hinteri, die Bäurin loant d Ousndeckn fürs Louch, und hiaz Nachfonklihrer, hiaz schlof Dih aus.

Gschlofn hon ih die gonz Nocht wir a Roß und wurds as nit glabn, daß ih, da kuhlschworz Nachfonklihrer in kuhlschworzn, stonkfinstern, ruaßign Ousn die längsti Zeit von ana schneeweissn Jungfrau trambb hon und wia s mih selba noh wundert, daß die trambb schneeweiß Jungfrau koan schworzn Fleck kriagg in mein Nachfonklihrerschädl. — Do hebb mih gach wos on z stickn, as wia wan ih in an Nachfonk onben war und in Haus hoazadn s, daß mih da Rach jelcht. Ih wir munter, glüaht roth um und um und hiaz nim ihs wohr, daß nebn mir a Hulzstoß brint . . . .

Weil da Schneider in da Stubn gern worm hot, ja hot die Kucheldirn in ollafrüa in Ousn ghoazt, hot nit gschant, daß Dana diner is, hot Scheider einglegg und nochzundn und ih bin in Fegfeur. — Nachfonklihrer, denk ih ma, hon ih ma denkt, schan daß da hiaz gleih a guata Gedenkn einfollt, wia st do ansji kimst —

Digitized by Google

long hast nit Zeit. Zan Oufnlouch? Do hät ih durchs Feur müassn, dos geht nit. Du vahöllti Mettn, denk ih ma, dos is a schoner Aschlmitta, der Oufn kon s Einaschln bessa wia da Pforer in da Kirchn! — Daweil stemmen sih scha d Händ und Füaß, wir a Bouck mitn Koupf, a sou steß ih gegn d Wond und bumsdi is durch die Kachln a Louch aussi in d Stubn. Ih nit saul, na gschwind aussi — do siach ihs, wia da Schneida Hiasl, der ban Tisch huckt, mit an schreckborn Schroach aufspringg und ba da Thür aussi, daß er sih völli dasteßt.

„Schneida!“ schrei ih n noch, „Hiasl! Wos host dan? Ih bins, ih da Nachfonklihrer!“ Hot nix meh ghört, damascht übern Houf umi und owi üba d Wiesn, daß s nar olls schlenert.

Sa long is er glaffn, da Nor, bis er bled wird und zsomfollt. D Leut sein an noch, hobn an globb. Wir er zan eahm selba timbb bebb er on zan fiepern mitn gonzn Bidlin wir a Lämpaschwonz, hobb seini Händ vors Gsicht und jamert: „Ih siach n, ih siachn! Gebs man an Weichbrun, meini liabn Leut, ih siachn! — Ih gibs jo zrugg!“ redt er weita wia trobweis, „an iads Fleckl gib ih zrugg, däs ih gsinhln hon, bis asn leßtn Fodn gib ihs zrugg, nur däsmol sul er mih nouh vaschonen um Gouds-Himelswillu!“

Wos er dan moant? wird er gfrogg.

„A sou is s,“ redt da Schneider ollaweil noh her nochanonder und hobb d Händ zsom, „a sou is s, wan da Mensch in heilign Aschlmitta nit in die Kirchn geht! Hon grod denkt drauf, dan Nahn, wir ih douh wohrli a spontschlechta Christ bi, der ba da Nodl huckt und die heili Meß vasambb — do mochts an Pumpera ban Oufn, die grean Kachln springen ausanond, da Rach nebelt außer und — Jessas und Jousef! — a knhlschworza Schädl! Do is er! Mit ollhier is er do — da Schworzi . . ! o mei Seel, mei ormi Seel . . . !“

Long hots braucht, bis ma n af gleich brocht hobn.

„An Soafd, Bäurin, an Soafd!“ schrei ih und hon mih vo sein Augnan gwoschn, daß er's gsechn hot, wir aus n Tuifel noch und noch da Peda Reiterer is worn.

Hiaz in Peda Reiterer hot er freili gnat kent, hot sih noch und noch tröst't, und va den Tog on hat da Schneida Hiasl nit a Fleckl meh gstuhln. Ih hon an belehrt, ih. Und schauts, a sou muas da Mensch a Tuifel wern, wan er a gnats Werk will varichtn.

Erklärungen: Froasbassi: Anlage zu Fraisen oder Epilepsie. — Mariazella Beichtzedl einwoacha: Es besteht der Glaube, daß für die Fraisen Wasser heilsam ist, in welches ein Beichtzettel von Mariazell eingeweicht worden. — Die gezogene Betonung sou, Oufn, Goud, Louch u. s. w. ist in der nordöstlichen Steiermark üblich. — Foschn-Jata: Fasching-Dienstag. Stamperler owiburn: Mehrere Gläschen Schnaps rasch austrinken. — In da Gach: In der Eile, jäh; graw is s worn: es begann zu dämmern; owi: hinab; owa: herab; auffi: hinauf; auffa: herauf; übi: hinüber; übera: herüber; umi: hinum; uma: herum; aussi: hinaus; eina: herein. — Nachthiaba: Nachtherberge; endsgroffi Loab: sehr große Laibe; wou da well: wo immer; einschlaffn, schluiffn: hineinschlüpfen, hineinkriechen; diner: drinnen; heriner: herinnen; hirt: hart; Korndirrn: Dörren des Kornes für die Mühle; Nachfonklihrer: Rauchfangkehrer; trambb: geträumt; Scheider: Scheiter; Aschlmitta: Aschermittwoch; einaschln: Eine katholische Aschermittwoch-Ceremonie, bei welcher der Priester die Stirne der Gläubigen mit Asche einreibt. Schroach: Schrei; damaschn: taumeln; schlenern: wenn Fetzen fliegen oder Flüssiges auseinanderspritzt; bled: ohnmächtig; fiepern: beben, fiebern; Bidlin: Körper; „Er fipert mitn gonzn Bidlin, wir a Lämperschwonz:“ Er zittert im ganzen Leib wie ein Lämmerschwanz (sprichwörtlich). Weichbrun: Weihwasser; trobweis: im Delirium; mit ollhier: so viel als: mit aller Wesenheit; an Soafd: eine Seife.

Der Poetenwinkel.

Die Lerche.

Leben und Ideal.

Auf wirbelndem Schneegefilde,
In einem verwüsteten Strauch,
Ruht eine verlorene Lerche
Und bebt im eisigen Hauch.

Digitized by Google

Des Sommers liebliche Heimat
Hat ihr das Schicksal geraubt —
Der Kronen friedliche Stätten
Sind schutzlos und unbelaubt.

Das südliche Eldorado
Mit seiner wonnigen Pracht
Vermag sie nimmer zu schauen,
Ob es auch tausendmal lacht. —

So bin ich wie diese Lerche
In jener schneeigen Bucht,
Die eine Heimat verloren
Und eine andere sucht.

Johann F. Conzer.

Das Volkslied.

Ein Müller hatte ein Lied erdacht
Im Thale bei Waldstroms Sausen,
Dazu hatt' ein Jäger die Musik gemacht —
Das klang wie Waldeserbrausen.

Die Mühle schlug den Tact dabei,
So sangen das Lied die Beiden.
Es lauschten im Walde der Melodei
Die Tannen, am Bache die Weiden.

Noch rauscht es der Bach, noch klingt's im Wald
Und tönt von den Bergen nieder,
Und weil es im Herzen auch wiederhallt,
Erklingen im Volke die Lieder.

Reinhold Schnmeister.

Mein liebes dummes Kindchen.

Geht mein liebes dummes Kindchen
In den Garten,
Wo die vollerblühten Rosen
Es erwarten.

Schweben Vögel in den Lüften,
Singen droben —
Blickt mein liebes dummes Kindchen
Nicht nach oben. —

Aber hört das Jubilieren,
Hört das Klingen;
Legt das Ohr an alle Rosen:
„Ob die singen?"

Mina Holm.

Der Sänger.

Ich hab gerungen
Für schlechtes Gold,
Und hab gesungen
Für Minnesold.

Doch hielt ich treulich
Am goldnen Spruch:
Ist was erfreulich,
Ist wenig genug.

Ich hab gestrebet
Mit Maß und Ziel,
Und was ich gelebet
War leichtes Spiel.

Auch meine Lieder,
Sie klangen so recht
Im Herzen wieder,
Dem Herrn wie dem Knecht.

Ich sang den Frauen,
Der Liebe, dem Wein,
Die Männer schauen
Auch fröhlich darein.

Drum weiter, weiter
Die frohe Bahn,
Der Sang, mein Begleiter,
Er führt mich hinan.

Gottfr. Goppelt.

Lustige Zeitung.

Aus Fritz Reuter's Aufenthalt in der Wasserheilanstalt Stuer erzählt ein Mitkurgast folgende harmlose Anekdote: Reuter's Frau, nachdem sie einige Wochen daselbst zugebracht hatte, war abgereist, nicht ohne dem Wirt strenge Weisung wegen des Weinkellers zu hinterlassen, und Reuter mußte nun als unfreiwilliger Temperenzler sich auf den Wassergenuß verlegen, was er auch mit gutem Humor that. Da bekam er aber auf einige Tage Besuch in der Person seines Verlegers, der Verschiedenes mit ihm zu verhandeln hatte. Reuter stellte nun dem Wirt vor, daß es doch nicht anders gienge, und daß man solchem Besuch nothwendig etwas vorsetzen müsse, was der Wirt auch billigte. Also ein Fläschchen Rothen und eins dito Weißen, und dann noch eins. Der Herr Verleger schien aber mit einem guten Gefälle ausgerüstet zu sein, denn die Flaschen wurden öfters leer, bis der Wirt Einwendungen machte, und nichts mehr hergeben wollte: er könne unmöglich glauben, daß jener Herr, der gar nicht so aussehe, ein solcher Trinker sei. „Oh," sagte Fritz Reuter schmunzelnd, „Sie glöwen gor nich, wat so'n Verleger söpt!" Der Herr Verleger war in Wirklichkeit von schwächlichem Aussehen und trank nur Wasser und Thee.

Gut gemeint. „Ich bringe die Milch, gnädige Frau." — „Schön, aber ich habe heute kein Kleingeld." — „O,

Digitized by Google

Sie können das ja morgen mitbezahlen." — „Ja, wenn ich nun aber bis morgen sterben sollte?" — „Na, da liegt auch nichts dran."

Ein jedenfalls allzu rücksichtsvoller Herr bemerkt auf der Straße seinen Arzt und weicht ihm scheu aus. Auf die Frage, warum er das thue, erwidert er: Es geniert mich immer, mich meinem Arzt gegenüber zu sehen, weil ich schon so lange nicht krank war.

Ein Dorfgeistlicher sah, während er auf der Kanzel predigte, in Scharen die Mitglieder einer Landpartie in die Kirche dringen. Diese Leute flüchteten vor einem Gewitterregen. Natürlich störte dieser Einbruch die Gemeindemitglieder in ihrer Andacht. Da brach der Pfarrer in die Worte aus: „Ich habe niemals jene Christen geliebt, welche die Religion als Deckmantel mißbrauchten, allein noch viel weniger liebe ich die, welche sie als Regenschirm verwenden."

Eine überraschende Form von Trinkgeldern mußten kürzlich die Kellner eines Kölner Gasthofes kennen lernen. Es war ein Fremder eingezogen, der etwa eine Woche zu bleiben gedachte. Die ihm nach der ersten Nacht auf's Zimmer gelegte sogenannte Tagesrechnung behagte ihm nicht, namentlich stieß er sich an die Rubrik: „Bougies 1 Mark." Daß dieses Wort „Bougies" Wachslichter bedeutete, war ihm wohl bekannt; nicht aber vermochte er trotz langen und anstrengenden Nachdenkens zu ergründen, welch greifbaren Vortheil es ihm gewährte, für zwei Kerzen, die vermuthlich für die ganze Woche ausreichen würden, jeden Tag eine Mark zu bezahlen. Schließlich packte er sie in seinen Koffer. Acht Tage wohnte er, und sechzehn Kerzen lachten ihm aus seinem Koffer entgegen, als er sich am Abende zur Abreise anschicken wollte. Der Oberkellner kam mit der Rechnung. Unser Gast bezahlte sie und hielt dann dem befrackten Herrn einen kurzen, aber fesselnden Vortrag über den Werth der Kerzen im Allgemeinen und im Besonderen, betonte dabei, daß sie namentlich wohl in Köln ein sehr schätzenswerther Artikel sein müßten, da man für eine einzige, ja nur für das bloße Anzünden einer solchen 50 Pf. bezahle, und er glaube sich daher um die Befriedigung des oberkellnerischen Gemüthes in hohem Maße verdient zu machen, wenn er ihm acht dieser Kerzen widme, was im ungünstigsten Falle dem Werthe von vier Mark entspreche, im günstigsten aber vorderhand nicht so leicht berechnet werden könne. Das erstaunte Gesicht des Oberkellners kann man sich denken, ebenso das der anderen dienstbaren Geister, denen der Fremde mit Würde, doch nicht ohne Herzlichkeit, ebenfalls je eine Kerze in die Hand drückte.

Bücher.

Villa Falconieri und andere Novellen von Paul Heyse. Neunzehnte Sammlung der Novellen. Berlin, 1888. Verlag von Wilh. Hertz. — In den vier Novellen dieser Sammlung hat es der Meister der Novelle auf die unglückliche Frau abgesehen. Die Eine ist unglücklich an der Seite des alten, krüppelhaften „Seelöwen von Lissa." Sie schenkt ihr Herz einem Deutschen, der jedoch philisterhaftes Bedenken trägt, die Gattin seines Gastfreundes zu entführen. Enttäuscht wirft sie sich einem Jesuitenzögling an den Hals, der im Vorhinein den Preis einheimst, jedoch wortbrüchig und verrätherisch die Unglückliche ebenfalls im Stiche läßt. Ein Schuß aus dem Revolver ihres Gatten tödtet sie — ein zweiter Schuß in sein eigenes Herz, notabene angesichts des hohen Schwurgerichtshofes, quittiert vollends dankend die poetische Gerechtigkeit. — Die zweite Unglückliche wurde betrogen. Sie verliebt sich nun etwas spät in einen Architekten, den sie zur Rache anfeuert. Bei der Ausführung dieses etwas heiklen Auftrages verflüchtigt sich seine Liebe mit dem Rauche der Pistole und die zweimal Verlassene ertränkt sich. — Die Dritte liebt einen Professor, der den kostbaren Augenblick wegen pedantischer Bedenken versäumt, und wirft sich nun im gekränkten Stolze dem erstbesten Vagabunden an den Hals. — Nur die Vierte, die „Märtyrerin der Phantasie" findet nach mancherlei Irrthümern und Irrfahrten einen ruhigen Hafen an Seite eines blinden Virtuosen. — Diese vier Novellen sind mit kostbaren Einzelheiten ausgestattet, wie sie eben

Digitized by Google

der Feder eines Paul Heyse würdig sind — jedoch über allen herrscht eine schwüle Atmosphäre, es fehlt eine erfrischende, gesunde Brise — das mag wohl an der Wahl des Stoffes liegen. —tt—

Der letzte Republikaner. Roman von Ernst Rethwisch. Norden, 1888. Hinricus Fischer Nachfolger. — Ein Tendenzroman — wir machen die Bekanntschaft der Republikaner, Monarchisten, Demokraten, Socialdemokraten und Anarchisten. Der Verfasser ist unstreitig Monarchist, dabei wandelt er, so viel uns dünkt, gern die goldene Mittelstraße, und das ist löblich. Auch der Roman wandelt diesen Weg und das entbindet uns der Pflicht, ihn zu loben oder zu tadeln — was auch sein Gutes hat. —tt—

Zwei Ehen. Roman von Alfred Friedmann. Zweite Auflage. Berlin, 1888. Rosenbaum & Hart. — Der Autor dieses Buches ist ein geistreicher Causeur — das zeigt ein Blick in das Buch — oft so geistreich, daß man sich des Eindruckes des Gekünstelten nicht immer erwehren kann. Zwei Ehepaare, die sich lieben — sich nicht verstehen — sich wieder finden, das ist beiläufig in kurzen Umrissen der Inhalt des Romans — allerdings für den, der kräftige Kost erwartet, etwas nichtig; wer aber in sentimentale Seelenstimmungen sich zu versenken und kleinliches oder auch eingebildetes Leid mitzuempfinden vermag, der wird vollauf befriedigt werden, denn der Verfasser verfügt nicht nur über bedeutende dichterische Kraft, sondern auch über eine feine psychologische Sonde. Von den Früchten der Erkenntnis wird reichlich genascht — einzelne Stellen entbehren nicht plastischer Ausschmückung, darunter eine, die selbst für Wehmütter interessant und lehrreich wäre. Wenn wir noch zwei Selbstmordversuche erwähnen, die glücklicherweise für die Gesundheit der Betheiligten keine ernstlichen Folgen hatten und außerdem noch constatieren, daß die Eifersüchtigen aus der schöneren Hälfte der Ehepaare sich recrutierten, so haben wir soviel von dem Buche verrathen, als uns der Raum an dieser Stelle erlaubt. —tt—

Der Regenbogen. Sieben ausgewählte Novellen und Erzählungen von Neera. Aus dem Italienischen von Moriz Smets (Großenhain. Baumert & Ronge.) Die deutschen Leser werden dem Uebersetzer Dank wissen, daß er sie mit der italienischen Novellistin Neera (Anna Radius) bekannt macht. Sie hält geschickt die Mitte zwischen Realismus und Idealismus, so daß ihre Gestalten dem wirklichen Leben entnommen scheinen, während anderseits eine idealistische Auffassung nicht zu verkennen ist. Die erste Erzählung der Sammlung, „Nora," die von ihren Landsleuten viel gerühmt wird, sprach uns weniger an. Wir fanden in der Liebe und im Selbstmorde des zwölfjährigen Mädchens etwas allzu krankhaft Sinnliches, Uebereiztes, Rührseliges, als daß wir der Nora den Preis zuerkennen möchten. Besser gefiel uns „Pauline." Neera verfügt über viel gesunden Humor, das sehen wir aus den Erzählungen „Auf dem Dache*)" unseres Erachtens die beste Erzählung der Sammlung, „Ein Glas Wasser" und „die Tabakspfeife des Onkels Bernhard." Hervorzuheben wäre noch die treffliche Skizze: „Meine Frau*)." — Die Uebersetzung zeigt von verständnisvollem Eindringen in den Geist der italienischen Schriftstellerin und ist durchaus tadellos.

—tt—

Das Mädchen mit dem Schleier. Novelle von H. Aus dem Schwedischen übersetzt von J. Lorenzen. (Norden. Hinricus Fischer Nachfolger.) Das deutsche Lesepublicum hätte durchaus keinen Verlust zu bedauern, wenn die vorliegende Novelle unübersetzt geblieben wäre. Sie steht im Werte weit unter dem Mittelmaß dessen, was der deutsche Büchermarkt an Unterhaltungslectüre zu bringen pflegt. —tt—

„Erzählungen aus dem Wasgau." Von Hermann Ludwig. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow.) — Die vier Erzählungen aus dem elsässischen Volksleben, die uns der Autor unter dem Collectivtitel „Erzählungen aus dem Wasgau" darbietet, sind, sagt das Magazin für Literatur des Inn- und Auslandes, in jeder Beziehung dem besten dieses Genres zuzuzählen; sie verdienen um so mehr Beachtung, als hier zum erstenmale reichsländisches Leben von einem deutschen Schriftsteller behandelt wird. Wir wollen mit dem Autor wünschen, daß sein Buch dazu beitragen möge, „im gemeinsamen Vaterland zu Besuch und Kenntnisnahme der alten Westmark des Deutschen Reichs und ihrer Bewohner anzuregen." V.

Ideale Lebensbilder in Dichtersprüchen. Eine Gabe für das Frauenherz, zusammengestellt von E. Rudorff. (Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1888.)

Die Auswahl dieser Lieder und Dichtersprüche ist mit großer Sachkenntnis und feinem Geschmack getroffen. Man findet hier fast alle Dichternamen vertreten, die für das behandelte Thema in Betracht kommen können.

*) Im Heimgarten erschienen.

Digitized by Google

Daß die Stimmen von Dichterinnen besonders reichlich erklingen, liegt in der Natur der Sache. Um von der Reichhaltigkeit des Büchleins eine Vorstellung zu geben, theilen wir die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte mit: Die reine Frau, Die Liebe, Die Ehe, Mutterglück und Mutterſorge, Heimatliebe, Edle Schmerzen. V.

Die Frauen des 19. Jahrhunderts. Biographisches und culturhistorisches Zeit- und Charaktergemälde von Lina Morgenstern. Mit Illustrationen (Berlin. Deutsche Hausfrauenzeitung.)

Das Werk soll Zeugnis ablegen, daß die Frau nicht nur berufen ist, Gattin und Gefährtin des Mannes und Erzieherin des Kindes zu sein, sondern daß zahlreiche Beispiele sie bewährt zeigen als ernste und energische Arbeiterin auf allen Gebieten, die das Gesammtwohl der Menschen fördern und die Lösung ihrer heiligsten Aufgaben herbeiführen. Bei der Wichtigkeit der Frauenbewegung unserer Zeit, ist es von Interesse, dies Werk kennen zu lernen. Sämmtliche Biographien sind nach sorgfältigem Studium, und ebenso unterhaltend als belehrend geschrieben. Sie werden eingeleitet und unterbrochen durch die nach Zeitperioden eingetheilte Geschichte der Frauenbewegung. Der Inhalt der ersten vier Hefte ist: Der Uebergang vom 18. zum 19. Jahrhundert und der Anstoß zur Frauenbewegung, Königin Luise von Preußen, Elisabeth Fry, Maria Paulowna, Marceline, Desbordes, Valmore, Kaiserin Josephine von Frankreich. Berühmte jüdische Frauen der Uebergangszeit vom 18. zum 19. Jahrhundert. Dorothea Mendelssohn, Rahel Levin, Henriette Lerz, ꝛc. — Amalie Sieveking, Anne Louise Germaine von Staël-Holstein geb. Necker. V.

Lehrbuch der Stubenvogelpflege, -Abrichtung und Zucht. Von Dr. Karl Ruß. Neue Ausgabe. Mit drei Farbendrucktafeln und 96 Abbildungen im Text, in 17 Lieferungen (Magdeburg. Creutz'sche Verlagshandlung.)

Dasselbe enthält: Rathschläge für den Einkauf aller Vögel, Beschreibung der verschiedenartigen Käfige, Vogelstuben, Vogelhäuser, Beherbergungs- und Züchtungs-Anlagen überhaupt, Beschreibung aller erforderlichen Gerätschaften u. a. Hilfsmittel, sachgemäßer Ueberblick der Futterstoffe, sowie aller Verpflegungsmittel im allgemeinen, Angabe von Bezugsquellen, Anleitung zur bestmöglichen Verpflegung, Züchtung und Abrichtung einheimischer wie fremdländischer Vögel (auch eine Vogelgesangslehre und Vorschrift zum erfolgreichen Sprachunterricht), schließlich eine sehr gründliche Abhandlung über die Krankheiten, Anleitung zur Gesundheitspflege und Verordnungen für die Heilung. V.

Der Antrag Liechtenstein. Von Dr. E. Hannak. (Wien. J. L. Pollak. 1888.)

Nachdem unsere Volksschule so unerwartet, ja unerhört auf die Anklagebank gesetzt wurde, ist eine Reihe von Vertheidigungs- und Streitschriften für die Schule herausgekommen. Zu den besten, weil zu den klarsten und schlagendsten gehört obgenannte Schrift. Sie wirft einen kurzen Rückblick auf die Geschichte der Volksschule, deutet deren jetzigen Stand und Wirkungskreis an und zeigt die culturellen, nationalen und politischen Folgen, falls der Antrag auf die confessionelle und verländerte Volksschule angenommen werden würde. Das Schriftchen orientiert in der wichtigen Frage auf die beste Weise. M.

Die **Kindergartenlaube**, farbig illustrierte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend. Unter diesem Titel erscheint in Nürnberg eine trefflich redigierte Zeitschrift, deren Aufgabe es sein soll, die jugendlichen Leser durch den Text zu belehren und zu unterhalten und durch Illustrationen den Farben- und Formensinn der Kinder zu wecken und zu veredeln. Die sorgfältige Ausführung farbiger Künstlerbilder allein würde es schon verdienen, der Zeitschrift die weiteste Verbreitung zu wünschen. V.

In dem Verlage von W. Spemann in Berlin und Stuttgart begann zu erscheinen: **Pierers Konversations-Lexikon.** Siebente Auflage. Mit Universal-Sprachen-Lexikon nach Joseph Kürschner's System. Ausgabe in 230 Lieferungen. Das Neue, Eigenartige und Praktische dieses großen Nachschlagebuches liegt darin, daß mit demselben ein Universalsprachlexikon über zwölf Sprachen verbunden ist, welches sich gleichlaufend neben den Artikeln des Conversations-Lexikons hinzieht. Das Werk ist reich mit Bildern und Karten versehen. Wir werden noch auf diese neuartige Erscheinung zurückkommen. M.

Meyer's Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens. Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage, 90 Bogen Text in Lexikon-Octav mit über 100 Illustrationstafeln, Karten und statistischen Beilagen. (Leipzig, Bibliographisches Institut.)

Die vierte Auflage von Meyer's Hand-Lexikon ist ein in jeder Beziehung neues Buch geworden. Bis in's Kleinste von Fachverständigen sorgfältigst revidiert, wurde sein Inhalt auf dem ganzen Wissensgebiet, dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnis ent-

Digitized by Google

sprechend, bis auf die neueste Zeit ergänzt. Insbesondere fanden Aufnahme die durch die wissenschaftlichen Forschungen, politischen Umgestaltungen, neuen Volkszählungen, colonialen Bewegungen u. a. eingetretenen Veränderungen, die in den Vordergrund unseres Interesses gerückten Namen, Persönlichkeiten, Ereignisse. So wird die neue Auflage um nahezu 20.000 Artikel reicher sein als die vorhergehende. V.

Von Otto Spamer's trefflichem **Conversations-Lexikon** für das Volk (zweite Auflage) sind bisher 95 Hefte ausgegeben worden und ist es bis zu dem Worte Heu gediehen. Ein unentbehrliches Nachschlagebuch und ein prachtvolles, universales Bilderwerk! M.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Goethes Werther in Frankreich. Eine Studie von Ferdinand Groß. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Geschichte der Musik in Italien, Deutschland und Frankreich, von den ersten christlichen Zeiten bis zur Gegenwart. Fünfundzwanzig Vorlesungen von Franz Brendel. Vierte bis sechste Lieferung. (Leipzig, Heinr. Matthes. 1888.)

Friedrich Gottlieb Klopstock. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften, von Franz Muncker. (Mit dem Bildnisse Klopstocks.) Zweiter Halbband. (Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1888.)

Norbert Grabowsky's Volksbuch über die Kunst, glücklich zu werden. (Würzburg, L. Kreßner. 1888.)

Der geistliche Tod. Roman von Emil Marriot. Zweite Auflage. (Berlin, F. & P. Lehmann. 1888.)

P. K. Rosegger's Ausgewählte Werke. Mit 600 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer. In 75 Lieferungen. (Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.)

Nordische Klänge. Ein Cyclus erzählender Dichtungen und historischer Romanzen aus der germanischen Göttersage und Geschichte von Georg v. Schulze. (Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1888.)

Der Tod der Unsterblichen. Von Wilhelm Stoffregen. (Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1888.)

Das Leben nach dem Tode. Von N. F. Carstensen. Aus dem Dänischen in's Deutsche übersetzt von Emil Jonas. (Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1888.)

Die Alfinge. Altdeutsches culturhistorisches Zeitbild von Maria Hansstein. Mit einführenden Worten von Felix Dahn. (Eisenach. J. Bacmeister.)

Gegen den Strom. Gedichte von Hartwig Köhler. (Leipzig. Alfred Krüger.)

Königssohn und Rebell. Ein Drama aus der Hohenstaufenzeit, von C. G. Bruno. (Berlin. Franz Ebhardt & Co. 1887.)

Ger und Howa. Biermythus von Engelbert Albrecht. (Regensburg. A. Coppenrath. 1888.)

Empor zum Licht. Erzählung von Wilhelm Reffel. (Berlin. Max Breitkopf. 1888.)

„Olle mit dem Bart." Epos von Konrad von Würzburg, Uebertragung in's Neuhochdeutsche, nebst begleitendem Text von Ernst Moser. (Christiansen & Vollmann, Husum. Schlesw.-Holst.)

Moderne Sloffe. Zwei Berliner Novellen von John Henry Mackay (Großenhain. Baumert und Ronge. 1888.)

Fortgang. Von John Henry Mackay. (Großenhain. Baumert und Ronge. 1888.)

Kippurium. Ghettosagen, jüdische Mythen und Legenden. Volksausgabe. Herausgegeben, revidiert und geordnet von J. Brandeis. (Prag. Jacob B. Brandeis. 1888.)

Drol. Ein sociales Schauspiel in fünf Acten von Conrad Alberti. (Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1888.)

Vor's Gericht. Drama in drei Acten von Hans von Basedow. (Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1888.)

Im Zaubers Bann. Eine rheinische Geschichte von Gustav Arndt. (Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1888.)

Aes'm Oberland. Von Marie Margarete. (Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1888.)

Wall Whilman. Vortrag von Karl Knortz. (New.-York.)

Von Elisen bis Zwölifen. Ein wüster Traum nicht von Georg Eber's, sondern von Hans Merian. (Leipzig. Reinhold Werther. 1888.)

Buch der Liebe. Von M. Stona. (Wien. Carl Konegen. 1888.)

Lieder aus dem Gebirge. Von Ferd. Groß. (Wien. Carl Koregen. 1888.)

Daß d' Zeit vergeht. Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moriz Schadeck. (Wien. Carl Konegen. 1888.)

Gedichte von Paul de Legarde (Göttingen. Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung. 1885.)

Am Strande. Gedichte von Paul de Legarde. (Göttingen. Dietrich'sche Universitätsbuchhandlung. 1887.)

Vögel der Heimat. Unsere Vogelwelt in Lebensbildern. Geschildert von Dr. Carl Ruß. Mit 120 Abbildungen in Farbendruck. Mit der achtzehnten Lieferung ist dieses vortreffliche Werk zum Abschluß gekommen. (Prag. F. Tempsky. Leipzig. G. Freitag. 1887.)

Digitized by Google

Lehrbuch der Weltgeschichte von Georg Weber, in zwei Bänden. Zwanzigste Auflage. Jubelausgabe. (Leipzig. Wilhelm Engelmann.)

Ein offenes Wort. Schulpolitische Briefe, allen Parteien, den Vertretungskörpern und den Regierenden zur Beleuchtung der heutigen Schulzustände gewidmet von Diogenes. Dritte unveränderte Auflage (Znaim. Fournier & Haberler.)

Franz Lorenz. Ein literarisches Charakterbild aus Niederösterreich. Von Dr. Franz Schnürer. (Wien. 1888.)

Der Streit um die Königinhofer, und die Grüneberger Handschrift. Von Dr. Joh. Knieschek. (Prag. Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. 1888.)

Das alte Blumenrecht und die neuzeitliche Bauernabtreiberei. Von Franz Schlinkert. (Wien. Sonderabdruck aus den „Deutschen Worten.")

Der Gartenfreund. Ein praktischer Führer. (Schröter & Meyer in Zürich.)

Die Oertlichkeit der Schlacht auf Idistavio. Abhandlung von Paul Baehr. (Halle a. d. S. Otto Hendel. 1888.)

Prospect des literarischen Deutschland. Von Adolf Hinrichsen, mit einer Einleitung von Prof. Dr. C. Beyer. (Durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen. Berlin und Rostock.) Verlag der Albumstiftung.

„Deutsche Blätter." Monatsschrift. Eger. Zweiter Jahrgang.

Der Warlburg-Bote. Blätter für deutsches Volksthum. Herausgegeben von Heinrich Sohnrey (Eisenach, J. Bacmeister.) Vierteljährig drei Hefte. Erstes Heft April 1888.

Postkarten des Heimgarten.

P. M., Apfeldorf: Ihre warmherzige Zuschrift freut uns. In der Pädagogik gibt es unzählige Wege und Schriften, ein erfahrener Volksschullehrer wird aus Eigenem die richtige Methode finden. Nur sollte in dieser Sache bei uns Allen die Vernunft stärker sein, als das Herz oder äußere Verhältnisse.

E. Sp., Graz: Wundern Sie sich nicht darüber, daß das Tingl-Tangl nun auch in unsere Concertsäle zu dringen beginnt. Es wird noch besser kommen, das Tingl-Tangl wird duftig werden und in den Hallen, wo einst Mozart und Beethoven geherrscht, werden die Biergläser klingen. Juch, wir leben in einer lustigen Zeit!

Dr. Sp., Graz: Besten Dank. Die Sachen sind in ihrer Art trefflich, aber wie Sie richtig bemerken, für unsere Zeit nur von theilweisem Interesse.

F. L. G., Wien: Daß Politik den Charakter verdirbt, ist ein alter Spruch. Politik bedingt, diplomatisch zu sein, und das hinterhältige unredliche Vorgehen, das je nach Umständen Bekennen oder Verläugnen einer Meinung, mit einem Worte die Falschheit, nennt man „Diplomatie." Diese seltsame „Tugend" der Unredlichkeit und Verlogenheit hätten wir besonders gerne von jenen Kreisen fern gesehen, in welchen sonst himmelstürmerischer Idealismus und tapferer Freimut heimisch zu sein pflegte.

A. S., Budweis: Ihr Antrag ist naiv. Nur im Parlamente darf man Alles sagen, und nur was im Parlament gesagt wird, darf Alles gedruckt werden. Daher kommt es, daß alle schärfere Tonart, alles Gellste, öffentlich und gegen gewisse Dinge und Persönlichkeiten seinen Zorn auszulassen, bis zum Parlamente hinaufsteigen muß. Dann hört's aber auch alle Welt und wird das gefördert, was vermieden werden wollte. — Je enger das Loch ist, desto lauter und schriller pfeift der Dudelsack.

F. K., Leipzig: Ihr angeblich friedliebender „Deutscher Michel" geberdet sich in Friedenszeit für den Heimgarten zu trutzig.

A. S., Fünfhaus: Gedichte sinnig, allein die Lesewelt sträubt sich vor Gedichten und dürfen wir nur ausnahmsweise welche von besonderer Art bringen.

H. B., Wels: Das Stück: „Ein wissenschaftliches Gespräch" in steirischer Gmoansprach befindet sich im Heimgarten XI Jahrg. Seite 310.

K. M., Graz: Voll edler Gesinnung, aber Stoff und Form zu gewöhnlich.

F. P., Vorarlberg: Im Principe sehr gerne bereit, aber in der That wegen Ueberbürdung unmöglich. Indes stehen unter annehmbaren Bedingungen Seitens der Verlagshandlung kleine Nachdrücke zu Diensten.

O. M., Laibach: Nachdem die betreffenden österreichischen illustrierten Blätter eingegangen sind, erscheint von Schorers Familienblatt eine österreichisch-ungarische Ausgabe, zu deren Redacteur Friedrich Schlögl in Wien berufen worden ist. Wir freuen uns, diesen Mann an der Spitze eines großen Volksblattes zu sehen.

⨯⨯ Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

⨯ Falls — wie es bisher so oft geschah — Nachdruck meiner Aufsätze aus dem Heimgarten beliebt wird, bitte ich sehr, sich vorher mit mir oder der Verlagshandlung in's Einvernehmen zu setzen. Eigenmächtige Nachdrücke ohne Quellenangabe müßte ich rücksichtslos verfolgen. Rosegger.

Für die Redaction verantwortlich F. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Digitized by Google

8. Heft Mai 1888. XII. Jahrg.

Martin, der Mann.

Eine Erzählung von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Der diesen Begebenheiten folgende Winter verging ereignislos. Zwei Briefe aus demselben liegen dem Erzähler vor, welche in die Entwickelung der Dinge ein leichtes Streiflicht werfen. Der erste Brief lautet:

Forsthaus.

Meine liebe Königin!

Es ist nit anders und es ist nit anders, ich habe Dich beleidigt. Wie ich dazumal heimkommen bin aus dem Schatt, hab ich Tag und Stund gewartet auf Dich. Wer nit komut und wer nit schreibt, das ist meine Juliana. Jetzt sind zwölf Wochen vorbei und ich hab nimmer schreiben wollen und mir gedacht: Ist auch das vergangen, ist ein glückseliger Traum gewest. Aber es laßt mir keine Ruh und ich kunt nit leben und nit sterben, wann ich Dir nit nocheinmal danken wollt für die Lieb und Ehr, die Du mir und meinem Mann und meinem Kind erwiesen hast, und Dich kniefällig um Verzeihung bitten. Ich sehe es wohl ein, es ist ein großes Unrecht gewest, daß ich Dich verlassen hab dazumal in der Wildnis. Aber ich weiß nit, was das ist, vor diesem Menschen muß ich schaudern. Und bin fortgangen, daß ich die Leut kunnt schicken, die Dich heimbringen. Gut ist's gemeint gewest, aber recht dumm und ich hab den Kopf verloren.

Alsdann wirst einen Brief von mir bekommen haben, für den ich auch um Verzeihung muß bitten. Was geht's mich an, Du bist ja frei und hat Dir Niemand vorzuschreiben, vor wem Du Dich hüten sollst. Es ist wohl ein besonderer Mensch und halt ich ihn nit für schlecht. Du wirst schon selber gewußt haben, was Du thun sollst. Weil ich gar nichts von Dir gehört, so hab ich heilig gemeint, Du warest

Digitized by Google

noch im Schatt, und wollteſt dort allein ſein, und iſt mir zum Weinen geweſt — vor Freud oder Schmerz, ich weiß es nit. Und hab's gar nit glauben können, wie ich auf einmal hör, daß Du wieder in Deinem Gſchloß biſt und regierſt. Jetzt hab ich erſt gewußt, wie es ſteht, daß Du auf der Rückreiſe an unſerem Haus vorbeigangen biſt und das es aus iſt. So natürlich iſt das und es kunnt gar nit anders ſein. Ich bin wohl traurig, aber das Gedenken an die Zeit, wo ich Deine Freundin hab dürfen ſein, geb ich nit her um alles Gut der Welt. Ich bleib es Dir. Ich ſteh in der Fern und ſchau mit Lieb und Ehrfurcht auf Dich hin und will beten für Dich alle Morgen und alle Abend, daß Du glücklich biſt. Mein Mann und mein Franz laſſen Dir ehrerbietig die Hand küſſen und ich verbleibe, geliebte Königin, bis in mein Grab Deine getreue Maria Baumgartner.

Die Antwort ließ auf ſich warten, endlich kam ſie und lautete alſo:

Schloß am Hof.

Liebſte Maria!

Es geſchieht mir ganz recht. Dein harter Brief hat mir weh gethan, aber ich verdiene nichts anderes. Entſchuldigen kann ich mich heute nicht, nur davon bitte ich Dich überzeugt zu ſein, daß mich Deine plötzliche Heimreiſe aus dem Schatt wohl überraſcht aber nicht beleidigt hat. Und der Brief war mir ein neuer Beweis Deines ſorgenden Freundesherzens. Warum ich mich auf der Rückreiſe nicht bei Dir angemeldet habe, das wirſt Du vielleicht ſpäter erfahren, einſtweilen muß ich es leiden, wenn Du Dir Deinen Theil über mich denkeſt. Denke was Du willſt, denke das Unmöglichſte, aber denke nicht, daß ich Deiner vergeſſen hätte. Du wirſt noch alles begreifen.

Ja, ich regiere, aber wie? Mein Aufenthalt in Euren Wäldern iſt übel vermerkt worden. Ich glaube es! Nach der Convenienz — Du verſtehſt das Wort nicht, aber ich habe für die ſchlechte Sache kein beſſeres — kann ich mich nicht bequemen. Dem Hof war's zu viel, dem Volke noch zu wenig. Es iſt eine erregte Zeit, die Menge wünſcht immer lebhafter Volksherrſchaft, ich ſehe nicht ein, warum ſich eine Dynaſtie gerade immer aufdrängen will zum Herrſchen, wenn das Volk nichts von ihr wiſſen mag. Ich habe gewiß nie gezittert vor dem Schickſale meines Oheims und anderer meiner Ahnen, und wenn ich die Kraft in mir fühlte, als Regentin ſtets Erſprießliches für das Reich zu wirken, ſo würde mich nichts erſchüttern und ich wollte mein Lebensglück dem Volke opfern. Dem iſt aber anders, liebe Freundin; wie Vieles, was ich zum Guten führen wollte, iſt zum Schlimmen ausgefallen. Man iſt doch nur ein Weib, und die Stütze des Mannes auf dem Throne iſt mir verſagt.

Es bereiten ſich allmählich wichtige Dinge vor, liebe Maria, vielleicht kann ich auch einmal ſo im Frieden und ſo glücklich leben, wie Du. Entziehe mir nur Deine Freundſchaft nicht, ich bitte Dich darum. Kinder und Königinnen ſind mitunter launenhaft und ſtörriſch, man muß Nachſicht mit ihnen haben. Schreibe mir, wie bei Euch der Winter iſt, ob viel Schnee liegt im böſen Schatt und ſonſt, was es überall Neues gibt.

Verlachet mich nicht ob der beiliegenden Kleinigkeit, und gedenket manchesmal Eurer Juliana.

Im Frühſommer des nächſten Jahres gieng es lebhaft her bei dem Martinshaus im Schatt. Wo im vorigen Jahre friſche Rodung war, da grünte jetzt ein Kornfeld, eine Wieſe in üppigſtem Blumenflor. Der Waldſtreifen weiterhin bis zum Waſſerfall war gefällt und an dem knorrigen Getaune gegen die Moore hinaus hieben und ſägten Holzſchläger. Wege wurden angelegt und in die Gegend des Wolfgangberges hin war ein gangbarer Reitſteig theils aus-

Digitized by Google

geschlagen, theils bebrückt worden. An der unteren Hütte wurde aus Urwaldstämmen ein Stall mit Scheune und Tenne gebaut. Am Bache, unterhalb des Felswändchens, über das er springt, huben zwei Männer den Grund aus zu einer Mühle. Das Blockhaus erhielt einen Zuban, der viel größer war als das ursprüngliche Gebäude. Martin leitete alle Arbeiten und legte selbst mit Hand an. Zu den Feierabenden, wenn die Leute in der Hütte kochten oder scherzten oder im Freien umherlagen und ihre Pfeifen rauchten, saß er in seiner Stube.

Dieselbe war noch kaum eingerichtet. Bücher und Briefschaften lagen umher und an der Wand über dem Schreibpult hiengen die Bildnisse von zwei alten, gütig dreinblickenden Menschen, die wohl seine Eltern sein mochten. Mehrere Kisten standen umher, welche Lastthiere durch den Wald geschleppt hatten, nun aber noch nicht ausgepackt waren.

Manchmal blätterte Martin in alten Notizbüchern aus froher Studentenzeit, als wollte er darin Ersatz suchen für die Einsamkeit, in der er lebte. Welch ein frischer, heißer Puls war durch dieses Studentenleben gegangen! Welch Ideale! Welche begeisterte Vaterlandsliebe! Welch glühender Freiheitsdrang! Manche Seite dieser Blätter röthete in Kampflust seine Wangen, manche überschlug er mit Grauen. — Unter denen, an welchen sein Auge mit Wohlgefallen haften blieb, war ein Blättchen, das erzählte in wenigen rasch hingeworfenen Worten eine Idylle auf dem See....

Vorbei. Ein ernstes Schicksal war über ihn gekommen, ein Leben voller Arbeit und Mühe. Die Ideale waren blaß geworden, oder blutig roth, die Freude am ländlichen Schaffen allein war ihm geblieben.

In neuesten Tagen hatte er versucht, Verbindungen anzuknüpfen draußen; er las manchmal in Büchern, Flugschriften und Zeitungen, die der Fackel alle zwei Wochen einmal vom Scharnthal herüberbrachte. Draußen im Lande giengen Dinge vor, die seine volle Theilnahme hatten. Es war auch gelungen, von dem aus politischen Gründen in Beschlag gelegten Vermögen seines Vaters Theile frei zu machen, mittelst welcher er nun seine Ansiedlung im Schatt so wesentlich zu heben vermochte. Viel näher giengen ihm aber andere Ereignisse, die das Vaterland betroffen, und die er aus vollem Herzen segnete.

Eines Tages, gerade am Pfingstfeste war's, als der Martin mit seinen Leuten auf der blühenden Matte versammelt war, um einer stillen Andacht zu pflegen — denn eine geplante Kapelle konnte erst im nächsten Jahre gebaut werden — hörte man Pferdegetrabe, aus dem Waldsteig hervor kamen zwei Reiter und eine Reiterin.

„Lasset es gut sein und begehet das Fest in Fröhlichkeit!" sagte Martin zu seinen Genossen, dann gieng er den Ankömmlingen entgegen, entblößte sein Haupt und reichte der Reiterin die Hand, daß sie vom Roß steigen konnte auf den grünen Rasen. Er that es mit Gelassenheit, aber seine Augen leuchteten in hellen Freuden.

Als die Reiterin auf dem Rasen stand, legte sie ihre beiden Hände in die seinen und sagte: „Nun, Martin, jetzt bin ich da."

Er beugte sich und küßte ihr die rechte Hand.

„Ich hätte es nicht gedacht, Juliana," sagte er mit leiser Stimme, „ich hätte es nicht gedacht, daß Du so groß bist."

Dann ließ er sie ein wenig allein stehen und gab Anordnung, daß die Reisebegleiter und die Pferde in Hut und Pflege kamen. Und als das geschehen war, führte er die junge schöne Frau in sein Haus. Kaum er die Thür hinter sich angelehnt hatte, fiel sie ihm um den Hals und küßte und herzte ihn unter Schluchzen und Jubeln. „Wie glücklich, wie glücklich bin ich!" rief sie fortwährend, ein anderes Wort brachte sie kaum hervor.

Digitized by Google

Als sie ein wenig ruhiger geworden war, nahm Martin das Wort und sagte: „Glücklich bin ich. Du opferst mir ein Königreich.“

„Du weißt es?“ fragte sie.

„Du hast Kämpfe durchgemacht, bevor es Dir gelang, der goldenen Kette zu entkommen, die weder Dir noch dem Volke zum Heile sein konnte. Du hast heiß gestritten mit Dir selbst.“

„Gott weiß es, es war ein thörichter Kampf!“ sagte Juliana, „wie ich mich nur einen Augenblick besinnen konnte, eine Last für ein solches Glück hinzugeben!“

„Du hast Deine Aufgabe ehrenvoll gelöst. Und Dein Manifest zu Gunsten der Volksherrschaft war ein Geschenk an Dein Vaterland, um das Dich die Völker in später Zukunft noch preisen werden. Ich habe kein Wort, um Dir zu danken.“

„Dank in Worten würde auch nicht angenommen werden,“ versetzte sie nun nicht ohne Schalkheit. „Wir sind von Edenstein her seit gestern auf der Reise. Die Nacht haben wir in der Kloberschachhütte zugebracht, heute sind wir seit Frühestem zu Pferde, und nun sei der Herr dieses Hauses gebeten um Herberge.“

„Willkommen! Willkommen!“ sagte Martin und er wußte nicht recht, was sonst darauf etwa zu sagen war.

„Ich wollte Dir gerne zuvorgekommen sein,“ bemerkte er dann, „ich wäre nach Edenstein geritten, um Dich zu werben.“

„Mit diesem Worte hast Du geworben,“ sagte sie und schlug in seine Hand. „Siehe, Freund, wie ich es Dir leicht mache! Und mir ist es recht, der Welt zeigen zu können, daß ich für den lieben Mann ein Königreich hingegeben habe; da muß doch wohl ich werben, ich bin die Bittende und die Nehmende. — Nicht wahr, Martin, wir wollen keine Formlichkeiten haben — deren bin ich wahrlich satt — ich habe Dich erwählt zu meinem Manne, ist es so Dein Wille, daß wir beisammenbleiben für's Leben?“

„Ich will Dein treuer Mann sein,“ sagte Martin.

„Nun sind wir verlobt,“ versetzte Juliana, „nun kannst Du mir auch einen Kuß geben.“

Dazu ließ sich Martin nicht lange bitten. Sie beugte ihr Haupt nach rückwärts, er hielt es in seinem Arme, neigte sich und drückte seinen Mund auf den ihren so fest und glühend, daß ihr der Athem und Hören und Sehen verging.

Als das geschehen war und sie sich sachte auseinandergelöst hatten, sagte er zu Juliana: „Du bist ein leichtsinniges Weib. Nimmst einen Bräutigam, ohne mehr von ihm zu wissen, als daß er eines Advocaten Sohn ist, selbst Jurist werden wollte und dann in den Wald gieng, um angeblich ein Landgut urbar zu machen. Wenn Du nun die Braut eines Räuberhauptmannes wärest?!“

„Das würde an der Sache nichts ändern,“ antwortete Juliana, „wer Du immer bist, Du bist der Mann, den ich liebe.“

„Bevor wir am Altare stehen werden, wird der Priester mich fragen, ob ich nicht etwa gegen andere Personen Verbindlichkeiten habe?“

„Martin!“ rief Juliana und haftete mit beiden Händen nach ihm, als ob sie ihn halten wollte, bevor er in den Abgrund versinke.

„Der Amtmann wird fragen, ob mein Leben bisher ein gesetzlich unbeanständetes gewesen ist? Ob ich nicht etwa brandgestiftet oder gemordet habe?“

„Böser Mann!“ lachte nun Juliana, „in so feierlicher Stunde Späße zu machen! Mich so zu erschrecken!“

„Nun, wenn Du also mit mir zufrieden bist,“ sagte Martin, „so wollen wir sehen, daß wir ein leidliches Essen bekommen. Die Sorge für derlei wird mir hoffentlich bald meine Hausfrau abnehmen. Dein Gemach kennst Du, es soll Dir wohlbekommen.“

Digitized by Google

So ist zur selben Stunde in heiterem Ernste das Band geflochten worden zwischen diesen zwei Menschen. Und wie die nächsten Tage vergiengen, das sollen die folgenden Blätter einfach und treu erzählen.

Das Gemach, welches Juliana im Martinshause bewohnte, war genau noch so bestellt, als im Jahre zuvor, nur lag vor dem Bette auf dem Fußboden ein Wolfsfell, auf dessen wolliger Decke des Morgens und Abends die zarten Füße der jungen Frau aus- und einstiegen. In der Vorstube waren der Tisch und die Schränke und andere Einrichtungen, wie sie zur Bequemlichkeit und Schönheit einer Wohnung dienen. An der Ecke stand jetzt ein großer grünglasierter Ofen, in welchem einmal — da draußen dichter Frühlingsreif gefallen war — ein Feuer knisterte.

Martin wohnte stets in seinem neuen Gelaß. Juliana bekam ihn oft lange nicht zu sehen, da er bei seinen zahlreichen Arbeitern war und auch mit ihnen speiste, während ihr stets ein besonderes, feineres Mahl in ihrer Stube aufgetischt wurde. Fast jeden Tag stand etwas Neues da in der Ansiedlung, war's eine Bretterhütte, war's eine Zimmerung, ein Dachstuhl, eine Brücke, eine Planke oder auch nur eine Bank, auf der man sitzen und dem aufwachsenden Gehöfte in dem licht und freigewordenen Waldrunde zusehen konnte.

Juliana trug nicht mehr das theils bäuerliche, theils phantastische Kleid, wie im Vorjahre, sondern den bequemen und geschmackvollen Anzug einer Städterin, wenn sie auf dem Lande ist. Sie ritt manchmal mit den Männern aus, die sie von Edenstein her mitgenommen hatte, oder sie machte allein kleine Spaziergänge. Einmal des Tages, gewöhnlich gegen Abend, kam Martin zu seiner Braut, um sie zu einem Waldgange einzuladen. Auf einem solchen beklagte sie sich eines Tages, daß er sie so viel allein lasse.

„Ich muß Dir erst das Haus bauen," antwortete er, „ich kann es nicht ertragen, daß Du länger dieses Unfertige und Unbehagliche sehen sollst. Wenn das Nest vollendet ist, mögen wir es uns wohl sein lassen. Früher heißt es bei mir schaffen und wachen, daß alles in voller Richtigkeit gedeihe."

„Gedenkest Du denn immer hier zu bleiben?" fragte Juliana.

„Als ich vor zwei Jahren diesen stillen, weltentlegenen und doch cultivierbaren Punkt auffand und erwarb, war ich fest entschlossen, hier die Stätte für das Wirken meines Lebens aufzuschlagen," sagte Martin, „seither hat sich freilich Manches so geändert, daß ich mir in einer milderen und geselligeren Gegend ein Haus gründen könnte, nun aber bin ich bereits mit dieser Scholle verwachsen. Und wir werden ja hier nicht allein bleiben."

Juliana erröthete ein wenig.

„Es werden neue Ansiedler kommen," fuhr er fort, „die im Schatt roden, Häuser bauen und fruchtbare Grundstücke anlegen. Denn die Welt wird ja doch einmal zu enge und es ist gut, Wildnisse zu reuten und ihren Boden der Menschenarbeit dienstbar zu machen. Die Natur thut gerne das Ihre, wo Menschenhände schaffen. Ist erst der Urwald geschlagen, so werden manche Sümpfe sich selber trocken legen, und Striche, die dem Feldbau etwa nicht gedeihlich sind, werden ergiebige Futterwirtschaft zulassen. Man glaubt es nicht, wie viel Kraft in einem Boden ist, der seit alten Zeiten von modernedem Walde, von verwesenden Pflanzen und Thieren aller Art gedüngt worden. Du hast vor einem Jahre die Früchte meines Gartens doch gesehen! In diesem Sommer werden sie noch üppiger sein."

Sie standen nun auf der Höhung unweit des hinteren Wasserfalles und überblickten den ganzen Plan, auf welchem sich der Hof erheben sollte, der aber für ein nicht sachverständiges Auge jetzt noch zerfahren und systemlos schien. Ueberall pochte und hämmerte es und

Digitized by Google

die Leute waren emsig. Zugthiere schleiften wuchtige Baumstämme herbei, die behauen oder gespalten wurden, und die Zimmerbäume klangen wie dumpfe Glocken, wenn sie aneinander prallten. Dort im Oedgart wurde ein neuer doppelschariger Pflug versucht, der erst angekommen war, und an welchem ein Knecht sich in den Vortheilen übte, die ihm Martin tagsüber gezeigt hatte.

„Siehe," unterwies hier Martin seine Braut, „dort wo die untere Hütte steht, wird das Wohnhaus für die Leute werden, es soll an vierundzwanzig Personen fassen. Die Stallungen und Scheunen, die bereits stehen, werden vergrößert. Die Getreidemühle mit dem Backofen und der Badstube soll noch in diesem Herbste fertig sein. Das alte Blockhaus lasse ich stehen, wie es steht, es ist mir ein Heiligthum; daran schließt sich das Familienhaus, in welches wir hoffentlich noch vor dem Winter einziehen werden. Zwischen dem Familienhause und dem Gesindehof wird ein freier Platz sein; zur Rechten desselben der große Gemüse- und Ziergarten, zur Linken eine Baumschule, in welcher ich alle Arten von Gewächsen, die hier fortkommen können, zu versammeln gedenke. Dort unten hinaus, wo jetzt noch Strupp und Wald ist, werden die Wiesen sein, und die Felder lege ich an jene sonnigen Lehnen, die zum Theile schon gerodet sind. Ich will trachten, noch weitere Theile des Waldes zu erwerben; wenn erst durch den Schatt fahrbare Wege angelegt sind, wird auch die Holzwirtschaft erträglich sein. — Ich bin auch ehrgeizig, liebe Juliana," schloß er, „und wenn diese Gegend, die bis heute mit der verrufenen Wildnis bedeckt war, ein blühendes Thal sein und etwa Martinsau heißen wird, so werde ich selbst im Grabe noch vergnügt sein."

„Und meines schönen Edenstein wird ganz vergessen!" rief nun Juliana aus. „Es wäre ein prachtiger Wintersitz, Martin, Du sollst ihn nicht verschmähen."

„Zum Schloßherrn werde ich wohl nicht taugen," lächelte Martin, „zudem wird der Martinshof auch im Schnee des Hausherrn nicht entbehren können."

„Es gibt auch auf Edenstein viel zu schaffen," bemerkte sie.

„Er soll nicht verwaisen," sagte Martin, „allein das, was ich selbst gegründet und gestaltet habe, und wäre es auch recht bescheiden, wird mir stets am nächsten sein."

Nach einem Weilchen, als Juliana sinnend einen Grashalm zerpflückt hatte, sagte sie: „Wie Du willst, Martin. Ich werde gerne auch im Winter hier sein."

„Und ich werde gerne mit Dir manchmal auf Edenstein wohnen, wenn es Dir lieb ist," versetzte er, „ich denke, es wird sich etwas ans ihm machen lassen."

„Du bist gut," sagte sie.

Während Martin seiner Braut die neue Ansiedlung erklärte und deren Zukunft andeutete, hielt er den Plan dieser Ansiedlung in der Hand. Nun war ihm das Papier zufällig auf den Boden gefallen. Es lag auf dem grauen Moose, und als er nach demselben langte, flog es wie flüchtig vor seiner Hand davon und in die Luft empor, wo es ein paarmal um sich selbst tanzte und dann erst wieder zu Boden sank.

„Siehst Du das?" sagte Martin, „es ist lebendig geworden."

Juliana erschrak fast vor der Erscheinung. Wie kann in der schweren todenruhigen Luft ein Blatt Papier aufspringen und in die Luft hineinfahren wie ein gescheuchter Vogel?

„Wenn man bedenkt," fuhr nun der Martin fort, „daß Alles und Jedes für sich eine Seele hat, durch die es manchmal eigenmächtig lebt und webt, so ist es doch zu verwundern, daß trotzdem Alles dem Willen des Menschen dient. Manchmal widerstrebend zwar und mit Bosheit ihn neckend, wie eben dieses Blatt, aber schließlich doch Unterthan bleibt. Ja, mein lieber Plan, ich habe Dich schon wieder!"

Digitized by Google

Juliana schmiegte sich an seinen Arm, sie giengen waldeinwärts. Die Luft war schwül, das Licht düster, und Juliana dachte bei sich, sie würden schon ein lauschiges Plätzchen finden, wo sie sich niederlassen und einmal von Leuten und Wirthschaftsangelegenheiten so recht unbehelligt miteinander plaudern könnten. Sie sah munter und rosig aus, noch weit schöner als im vorigen Sommer, wo die Unruh des Herzens sie gehetzt hatte; ihr großes Auge war durchdämmert von einem sanften Feuer, das zeitweilig, wenn Martin gerade und fest in dasselbe blickte, fast grell aufloderte, wie Herdglut, in die man Oel gießt. Dann zuckte auch leise ihre volle Oberlippe, Gedanken verrathend, die nicht ausgesprochen wurden. Ihr langes blondes Haar hieng in zwei Flechten weit über den Nacken hinab; weil aber jeder Reisigzweig an den sie strich, sich nach diesem Golde ausstreckte und die Maid festhalten wollte, so hob Martin die Flechten und wand sie um das liebe Haupt zu eine Art von Krone. „Drückt sie?“ fragte er.

„Nein, diese nicht,“ war ihre Antwort.

Der Himmel hatte sich ganz umdunkelt, es wetterleuchtete, über allen Wipfeln schwere Stille. Unsere Wanderer erstiegen eine Anhöhe, von welcher aus weite Waldstrecken zu übersehen waren. Unterwegs blickte Juliana ihren Begleiter verstohlen an, ob keine Besorgnis des Gewitters wegen in seinem Gesichte sei. Da es vollkommene Ruhe zeigte, so suchte auch sie sich zu beruhigen. Sie, die früher gleichgiltig gegen derlei gewesen, bangte jetzt vor jeder muthmaßlichen Gefahr. Auf der Höhung lag ein breiter moosiger Stein, über welchen zahllose Ameisen aufgeregt hin- und herliefen. Martin brach vom Haselnußstrauch einen Zweig und fächelte die Thierchen auf das Erdreich hinab, dann setzten sie sich auf den Stein. Sie legte ihre Hände in den Schoß und er legte in die ihren seine Rechte hinein, daß sie wie in einer weichen Wiege lag.

So saßen sie da, sagten nichts zu einander, sondern schauten in das grauenhaft wilde Firmament.

Einen solchen Himmel hatte Juliana noch nicht gesehen. Er war — so weit das Auge reichte nach allen Seiten hin — voll gedrängt von Wolkenballen, die grau und schwer wie ungeheure Bleiwuchten in einander verpreßt die Erdscheibe einwölbten. Daß über diesem Gewölbe noch die Sonne stand, wer konnte es glauben. Im Schatt war es so finster, daß Juliana in dem Antlitze Martins den Ausdruck der Behaglichkeit, und Martin in dem ihren den der Angst nicht sah. Einzelne Wolkenpartien waren im tiefsten Blau, andere fast ganz schwarz. Wenn man mit einem Hammer nach ihnen hätte schlagen können, sie müßten einen metallenen Schall gegeben haben, so hart und ehern sahen sie sich an. Dabei wogten und wirbelten sie unaufhörlich, und obzwar man das Aendern nicht eigentlich vor sich gehen sah, die Veränderung sah man doch in jedem Augenblick. Ueber dem fernen Wolfgangberg stand das finsterste Ungeheuer; es war eine gleichmäßige blauschwarze Wucht, die breit und massenhaft gegen den Zenith aufstand, sie hatte blasse, hochgerundete Ränder, und in ihrem Spiegel zuckte zuweilen ein mattrother Schein.

„Laß uns eilen,“ sagte Juliana endlich, „es naht ein furchtbares Gewitter!“

„Es ist ihm nicht so ernst, als es sich stellt,“ entgegnete Martin, „es sind alle Bergspitzen frei und die Spechte fliegen hoch über den Wipfeln.“

Jetzt war es aber unten in der Thalung zu sehen, als ob aus einzelnen Baumwipfeln mondscheinblaue Lichtsäulen aufstiegen. Sie stiegen sachte empor und verschwanden und schimmerten wieder auf. Weiterhin in der dämmernden Ebene lag ein phosphorglanzblauer Aether. Juliana sah derlei nicht das erstemal.

Digitized by Google

„Alles ist voller Elektricität!“ bemerkte Martin.

Juliana entgegnete: „Am Ende — auch wir!“

„Wir werden doch ein Schauspiel erleben,“ sagte jetzt Martin, „Angst wäre thöricht, weil wir hier so sicher sind als anderswo, und weil wir nichts dafür und nichts dagegen thun können.“

Martins Auge blieb jetzt an einer Wolkenschichte haften. Dieselbe war finster grau, hatte aber einen lichtweißen Nebelzipf senkrecht nieder, der sich immer mehr schlauchartig verlängerte, bis er auf die waldblaue Ebene stieß. Wie ein ungeheurer Nebeltrichter stand die seltsame Gestalt, die nun auf dem Boden auseinanderfloß, kegelförmig wie niederrieselndes Mehl. In der Luft war ein feines Knattern wie von einer fernen Feuersbrunst, und im Nebeltrichter flog ein Wust von dunklen Körpern auf und nieder und tanzte in demselben.

„Was ist das, um Gotteswillen!“ rief Juliana.

Martin antwortete nicht sogleich, sondern war versunken im Anschauen des Naturspieles.

„Das ist,“ sagte er endlich, ohne ein Auge davon abzuwenden, „dieselbe Geschichte, wie vorhin mit dem Papierblatt: Wirbelwind. Aus den Wolken ist eine Windhose herniedergesprungen, und wie früher das Blatt geflogen ist, so fliegen jetzt dort die Fetzen der zerrissenen Bäume und der aufgewirbelte Sand.“

„Das Ding wird größer,“ sagte Juliana.

„Es saugt die Splitter und die Baumwipfel auf,“ sprach Martin, „ganze Rasenfetzen gräbt es los und schleudert sie empor, Vögel, Hasen und Rehe mit ihnen. Siehst Du, jetzt geht es weiter nach rechts, hintenher bezeichnen die weißen Strünke und entschälten Stämme seinen Weg.“

„Es kommt näher!“ rief Juliana und barg sich an Martins Brust.

Thatsächlich zog die Windhose sich gegen die Ansiedlung, die so still und scheinbar wohlgeborgen in der Niederung lag. Plötzlich war es, als springe mitten im Wirbel ein schneeweißer Strahl auf. Der Schlauch war an die Tümpel gekommen und saugte dort Wasser in seinen luftleeren Raum. Das Knattern währte fort und manchmal war es wie das Schnalzen eines Baumstammes, der mitten auseinander gerissen wird.

Die Windhose war licht und wuchtig wie eine Marmorsäule, welche das Gewölbe des Himmels zu tragen hat; man hätte sie für einen festen Körper halten müssen, wenn nicht immer wieder in ihr die fliegenden und tanzenden Punkte der Splitter, Baumwipfel und Erdfetzen zum Vorschein getreten wären.

„Es kommt näher!“ schrie Juliana.

Martin schwieg. Schwül war's, die Luft hier noch todenstill, dort in scheinbar stummen Toben, das immer näher kam, während der Nebeltrichter sich von Secunde zu Secunde merklich vergrößerte. — Martin sah im Geiste sein Haus zerrissen in tausend Splittern gegen Himmel fliegen, mitten in einem wirbelnden Staubmeere tanzen und dann in alle Winde verstreut. . . .

„Wir werden auch fliegen!“ sagte Juliana mit dem grellen Lachen der Angst, indem sie den geliebten Mann noch krampfhafter umfaßte.

Jetzt war's wie das dumpfe Knallen eines Schusses, ein Windstoß hatte an's Ohr geschlagen. In demselben Augenblicke riß der Nebelschlauch in der Mitte, dort, wo er am dünnsten war, auseinander. Nun waren zwei Trichter, der eine in den Wolken mit seiner Röhre nach unten, der andere auf der Erde mit seiner Röhre nach oben, sie giengen auseinander, der auf der Erde wirbelte gegen die Richtung des Wolfgangberges hin; an's Gebirge stoßend löste er sich auf in eine formlose Dunstschichte. Der am Himmel blieb eine Weile unverrückt hängen, dann zerfetzte er sich in weiße Fransen und Schaumflocken.

„Es ist vorüber,“ sagte Martin.

Digitized by Google

Dann schwiegen sie lange. Endlich fuhr sich Juliana mit beiden Händen über das Gesicht und sprach leise: „Die Wildnis ist furchtbar."

„Ich habe diese Erscheinung heute das erstemal in solcher Größe gesehen," bemerkte Martin. „Der Himmel hat starke Arme, mit denen er niedergreifen kann auf die Werke der Menschen. Ich will mich freuen an meiner Schöpfung, wenn es mir gegönnt sein sollte, sie zu vollenden, aber ich will nicht hochmüthig sein."

Von der Luft begannen nun Tropfen, Fichtennadeln, Zapfenschuppen, Splitter und Zweige niederzuregnen, und allerlei Staub, selbst Kieselsteinchen fielen. Es fielen Baumrindchen, es fiel die Klaue eines Raubvogels, es fielen zerzauste Federchen. Das dauerte eine Weile. Die ganze Luftweite war erfüllt mit einem wogenden Kehricht. Ein bunter Häher flatterte daher, er flog nicht, sondern flatterte von Wipfel zu Wipfel, von Ast zu Ast, endlich nur mehr am moosigen Boden heran. Ein Theil seines rechten Flügels war weg; den Menschen waberte es zu, das sonst so scheue, tückische Thier, als könne es nur hier ein Herz finden in solcher wilden, wüthenden Welt.

Als Martin aber den Vogel fangen wollte, schoß dieser doch in's Gebüsche.

Nun war's, als fahre irgendwo eine Geröllschichte zur Tiefe. Der Ton wiederholte sich in allen Wolken. Das junge Weib begann neuerdings zu zittern. „Es ist vorüber," sagte Martin. Laue Regentropfen fielen zur Erde, die Wolkenmassen schienen sich ineinander zu verschmelzen und die harten Farben giengen in ein zarteres Grau über. Der Donner rollte, ohne zu krachen, von den Blitzen sah man nur den rothen Schein. Das Menschenpaar machte sich auf den Heimweg.

Endlich wurde es Nacht. Kein Lüftchen gieng, der Regenschauer hatte aufgehört, nun hub die Herrlichkeit des Feuers an. Plötzlich schoß ein blendender Blitz auf; es war, als ob er aus einem der untenstehenden Tannenwipfel gegen Himmel gezuckt hätte. Juliana fuhr mit beiden Händen schützend gegen das Auge, da prasselte schon der Donnerschlag an ihr Ohr. Quer über den Himmel fuhr eine weißlodernde Schlange; erst nach zwei Secunden folgte ihr der Knall. Weiterhin fuhren scharfe Strahlen auf und nieder, so ununterbrochen, daß das Licht nicht auslosch über dem Walde. Jählings ein heißer, lodernder Qualm, daß es unserem Menschenpaare den Athem in die Brust zurückschlug, und ein Schlag, daß der Boden bebte. Juliana barg sich immer wieder an der Brust des Mannes und dieser legte seinen Arm um ihren Nacken.

„Gottlob, daß Du bei mir bist," hauchte sie, „allein müßte ich vergehen. Ja, lege die Hand um mich, Martin, wenn Du mich schützest, dann geschieht mir nichts."

Und die Blitze zuckten über dem weiten nächtigen Wald auf und nieder in Kreuz und Krumm, die ganze Gegend war wie ein grün-blau-rothes Feuermeer, in welchem die lodernden Schlangen züngelten und zuckten. Manchmal flammte im Gewölk ein Punkt auf, sternartig, um sofort wieder in sich zu verlöschen. Manchmal zertheilte sich eine Blitzlinie in mehrere Arme und diese zerfaserten sich wieder in zahllose Strählchen, daß es war, als sause vom Himmel eine riesige vielzweigige Flammenruthe nieder. Andere Blitze fuhren von einer Wolke heraus und in die andere hinein, und ihr rother Widerschein brannte nach in den Wolkenwänden. Dann wieder flammte ein fächerartiges Leuchten wie Nordlichtschein über die halbe Himmelsrunde auf, und es leckten verlorne Scheine in Wolkenhaufen, langsam auffachend und langsam verlöschend. Die heftigen Donnerschläge waren seltener geworden, hingegen rollte und murrte es am Himmel, als wären Meeresstürme entfesselt, als wären die Wolken ungeheure Granitmassen, die sich aneinander reiben.

Endlich verstummte auch dieses hohle

Digitized by Google

Donnern, es war ganz still, nur die Blitze flammten noch und flammten unaufhörlich.

„Nun haben wir's gesehen," sagte Martin, „nun wollen wir vollends nach Hause gehen, bevor die Lichter verlöschen."

„Ich denke an etwas," bemerkte Juliana, bevor sie weiter schritt. „Wenn aus der Ferne jetzt Jemand hierherblicken könnte, würde er nicht vielleicht aus uns zwei blaue Feuersäulen aufsteigen sehen?"

„Zwei?" sagte Martin. „Ich denke, nur eine einzige, aber diese steigt bis zum Himmel auf."

Nach diesem gewitterschwülen Abende kamen wieder Tage des hellsten Sonnenscheines. Juliana vergaß ihr Fürnehmen, bald nach Edenstein zurückzukehren, um Anstalten zur Hochzeit zu treffen. Sie saß gerne auf der neuen Lärchenbank vor dem Blockhause und sah den Arbeitern zu, unter denen Martin war. Er war stets der Erste und Anschickfamste, mochte er nun bei den Erdarbeiten sein oder bei den Zimmerungen, oder mochte er im neu aufgerichteten Dachstuhl umherklettern und mit den Schindeldeckern zu schaffen haben: überall wußte er Bescheid, Alles war ihm handlich, und seine ruhig und bestimmt ertheilten Anordnungen wurde ebenso ruhig und bestimmt ausgeführt.

„Mit Dem ist's gut arbeiten," sagte einmal einer der Zimmerleute zum andern, „bin immer ein Taugenichts gewest und überall haben sie mich verjagt, und bei Dem da sehe ich, daß ich Häuser zimmern kann."

„Ich weiß selber nit, wie das zugeht," versetzte der Andere, „giebt's so Leute, die sind herrisch und schreien herum mit Einem, daß die Ohren gellen, und man mag's doch nit thun, wie sie's haben wollen. Der ist freundlich und ernsthaft und man folgt ihm, wie das Hündel dem Herrn."

Auch die beiden Begleiter oder Diener Julianens mischten sich, sofern es ihre Pferde gestatteten, unter die Arbeiter, und ordentlich wohl that ihnen eine Beschäftigung, bei der etwas ward und von der etwas stehen blieb. Und auf Martin schauten alle mit Verehrung.

So war es kein Wunder, daß Juliana mit stets steigendem Wohlgefallen ihren Bräutigam betrachtete. Sie war ja am besten vertraut mit seinen Eigenschaften, sie war die Einzige, die durch sein klares Auge in sein Herz blickte. Und doch war ihr bisweilen zu Muthe, als wäre sie noch nicht ganz auf den Grund seines Wesens gedrungen. Es ängstigte sie manchmal etwas, ohne der Ursache solcher Unruhe dahinterzukommen. Da geschah eines Tages ein unheimliches Ereignis.

Eine drückend schwüle Nacht war ihm vorausgegangen, eine ängstigende Nacht. Juliana erwachte und wollte den Stein wegheben von ihrer Brust. Es lag aber doch wieder keiner drauf. Sie erhob sich rasch und gieng in den Morgen hinaus. Helles Sonnenlicht! Daß es so licht sein kann im Waldland, welches der finstere Schatt genannt wird! Martin war in den Wald gegangen, um frische Lärchenstämme für Wasserpfähle zu suchen. Juliana gieng über die Matte hin und sie gieng zwischen den Bäumen hin und suchte ihn. Dort war er; er schritt von einem Baumstamm zum andern und klopfte mit dem Beilrücken an die Schäfte; manche gaben einen frischen Schall, manche einen hohlen Ton. Zu die größten Lärchbäume hieb er mit dem Beil eine Scharte, daß die Späne flogen auf das feuchte Moos hin.

„Warum thust Du das, Martin?" fragte Juliana.

„Weil sie fallen werden," war seine Antwort.

Sie lehnte sich an seinen Arm und sagte: „Lieber Freund, ich will bei Dir sein."

„Ich muß zu den Holzhauern hinauf," entgegnete er, „und das wird Dir zu beschwerlich werden."

Digitized by Google

Sie antwortete nicht, sondern gieng rüstig neben ihm her.

Sie kamen nun in die Gegend, wo eine etwa zehn Klafter breite Gasse ausgerissen war, diese gieng in Windungen, in ihr stand kein unversehrter Baum. Die meisten Stämme waren geknickt oder gespalten, zerbrochene Aeste und Rindenfetzen hiengen nieder, der Boden aber war stellenweise wie ausgefegt, stellenweise die Erde aufgewühlt, so daß das Wurzelwerk nackt und zerschunden dalag. — Das hatte die Windhose gethan. An beiden Seiten dieser Gasse stand Alles unberührt, nur daß weiterhin die niedergefallenen Trümmer und Fetzen der zerrissenen Bäume auf dem Moose lagen oder an den Aesten hiengen.

Sie kamen in eine Thalung, wo keine Bäume standen, sondern wo im weichen Moosboden kleine längliche Erhöhungen waren, wie Grabhügel. Nur selten schaute aus dem grünen Gefilze Holz hervor, daß man sah, es waren morschende, fanlende Baumstrünke, die von Moos und Flechten ganz überwuchert worden. Hier stand Martin still und schaute gegen Himmel. „Sollte das Wetter umschlagen? Der Sonnenschein ist wässerig geworden."

„Sagst Du dieses, daß ich umkehren soll?" fragte Juliana. „Ich kehre nicht um und wenn Du in Gefahr bist, so will ich auch nicht sicher sein."

Sie kamen in sehr düsteren Wald, und als sie aus demselben auf eine freie Höhung traten, war es immer noch düster. Martin blickte um sich, blickte nach drei Seiten in's Firmament — an der Ostseite stand ein hoher Felskegel — und Martin schüttelte das Haupt. Der Himmel war wolkenrein und tiefblau. Martin rieb sich die Augen. „Schau doch einmal," sagte er zu seiner Begleiterin. „Hast Du nie etwas gehört davon, wie das ist, wenn man plötzlich erblindet?"

Juliana erschrak.

„Ich sehe auf einmal das Grüne nicht mehr," versetzte Martin, „das Moos ist gelb und die Bäume sind blau."

„Wahrhaftig ja," rief Juliana, „es wird ganz finster."

Sie giengen rasch weiter, um vor dem Ausbruch eines Ungewitters noch das Haus der Holzhauer zu erreichen. Die Zeit war Vormittags. Der Wildfarren zu ihren Füßen war ganz schwarz. Im Gewipfel flatterten Wildhühner und Häher und schossen ungeschickt gegen die Erde nieder, und wie eine Fledermaus, so schwirrte etwas an dem Haupte Julianens vorüber. Auf einer wetterzerrissenen Tanne jauchzte ein Uhu.

„Was ist denn das?" fragte Juliana.

„Ich weiß es nicht," antwortete Martin, und sie giengen weiter.

„Es wird Nacht!" rief Juliana, „siehe, die Schlüsselblumen und Löwenzähne schließen ihre Blüten."

Es war ein Dunkeln voll seltsamer Spiele und unheimlicher Zeichen, mit keiner gewöhnlichen Dämmerung oder Dunkelheit vergleichbar. Ein frostiger Hauch strich durch den Wald.

Zwischen den Bäumen her gieng, dürres, knisterndes Reisig in den Boden tretend, ein großes Thier, es gieng den Menschen zu. Ein Hirsch war's. Er schnupperte das wandelnde Paar an und zitterte am ganzen Leibe.

„Was ist das, Martin!" rief Juliana mit vor Angst bebender Stimme. Er zog sie mit sich fort und gab keine Antwort. Das also bedeuteten die Zeichen der Zeit! Zu Ende geht's! Zu Ende geht's! — So die Gedanken der einstigen Königin. Zwischen den Bäumen schimmerte ein Licht her, es kam von dem Hause der Holzhauer. Als unsere Beiden in die Lichtung hinaustraten, stand Martin still, starr wie ein Strunk. Am Himmel funkelten Sterne.

Bei dem Arbeiterhause war es sehr lebendig. Die Holzhauer liefen umher und schrieen, und einer betete laut ein Vaterunser und rief seine verstorbenen Eltern und Verwandten um Hilfe an.

„Herr!" riefen sie dem Martin entgegen, „der jüngste Tag!"

Martin suchte sie zu beruhigen.

Digitized by Google

„Jesus! Jesus!“ schrie ein Bursche und deutete mit beiden Händen nach einer fahlen Gestalt, die am Waldrande stand, „dort steht ein Todter auf!“

Es war ein dürrer, entrindeter Baumstrunk.

„Es ist nichts, es wird nur Nacht,“ sagte ein Anderer, „in der Hütte sind die Hühner aufgesessen.“

Vor der Thür auf einem Block saß ein alter Mann, der lachte.

„'s ist auch schön!“ murmelte er, „'s ist auch schön, daß man so was erlebt. Wir haben oft davon gehört und nie recht daran geglaubt. Jetzt ist's da. Jetzt hat sich die Welt ausgekegelt.“

„Was ist's, was ist's, Bernhard?“ fragten sie und kamen um ihn zusammen.

„Wundert's Euch?“ fragte sie der Alte, „ich wunder' mich nicht. Haben neuzeit ja unsern Herrgott abgedankt. Die Welt, haben sie gesagt, nichts als ein Uhrwerk, haben sie gesagt. Jetzt hat's ein' Fehler kriegt. Und haben keinen Uhrmacher. Was sagt's dazu?“

„Die Sonn' hat sich verlaufen!“ rief ein Anderer und schlug die Hände über den Kopf zusammen.

„Sie steht am Himmel!“ berichtete ein Mann, der von der Anhöhe herabkam, „aber blind ist sie worden, stockblind!“

Ueber dem Felskegel sah man sie nun stehen, eine grünlich-schwarze Scheibe, von einem mondblassen Lichtschein umgeben. Das Firmament war nächtig dunkel, nur hatte es einen ganz leichten violetten Schimmer. Derselbe Schimmer lag jetzt auch über dem Waldland und die rauhe, berindete Wand des Holzknechthauses war auf einmal, als wäre sie von meergrünem Glase, während die Steinblöcke, die auf dem gerodeten Boden umherlagen, in einem blassen Blau schimmerten. Es lichtete sich das Thal und plötzlich lag an den Schäften der Bäume ein matter Sonnenschein. Der obere Rand der Sonne trat leuchtend hervor und der dünne Halbrand loderte so scharf, daß man ihn nicht mehr mit freiem Auge ansehen konnte. Unweit der Hütte war ein Wassertümpel, in denselben sah man, wie der lichte Sonnenrand wuchs zu einer Halbsonne. Das zurückweichende Schattenrund war regenbogenfärbig. Ueber den ganzen Himmel war ein schwefelgelbes Licht gegangen, in welchem die Sterne sofort verloschen. Nach kurzer Zeit war der Sonnenstern wieder voll und der helleuchtende Sommertag lag auf der farbenüppigen Erde.

„Geschlechter stehen auf und gehen unter, ohne das gesehen zu haben, was wir eben geschaut,“ sagte nun Martin. „Eine Sonnenfinsternis. Wir dachten nicht daran, und die Menschen haben sie doch seit vielen Jahren auf die genaue Stunde vorausgesagt.“

„Aber nicht gemacht,“ versetzte der Alte, über dessen furchigen Wangen die Thränen perlten. „Gottlob, Gottlob! Unser Herrgott laßt sich nit verjagen.“

Martin legte dem Bernhard die Hand auf die Achsel: „Ihr habt recht.“

Bald darauf machte er sich mit seiner Begleiterin, die schweigsam geworden war, auf den Weg nach der Ansiedlung.

Als sie über die Matte hinabgiengen, stand dort an der Ecke des Blockhauses ein fremdes Weib, drall und fast stramm, mit einigen Sommersprossen im runden wohlgeröthteten Gesichte, und mit rothem Haar. Sie hatte ein Bündel unter dem Arm und einen derben Haselstock in der Hand, ihr bäuerliches Gewand gieng kaum bis zu den Knöcheln hinab und die Füße waren nackt. Sie legte die flache Hand über die Augen und zwinkerte diese halb zu, als wollte sie so den Blick schärfen, mit welchem sie den beiden Ankommenden entgegensah. Als diese ganz nahe waren, gieng sie auf den Martin zu und sagte: „Ei schau, da ist ein alter Bekannter.“

Martin erschrak ein wenig, ohne zu wissen warum; im nächsten Augen-

Digitized by Google

blicke wußte er, daß er Ursache hatte, zu erschrecken.

„Ich weiß nicht," sagte er etwas unsicher.

„Ja," rief die Fremde, „grüß Dich, und jetzt bin ich da um Dich. Die Schifferin vom See! Du weißt doch noch, was Du versprochen hast!"

Juliana starrte die fremde Person an und starrte den Martin an, der wortlos dastand und blaß geworden war.

„Wer ist denn die da?" fragte die Fremde und tupfte mit dem Stock an das Kleid Julianens.

Jetzt fand sich Martin wieder und sagte: „Das ist meine Braut."

Das Weib mit dem rothen Haar lachte hell auf. Martin drängte Juliana rasch mit sich fort und in das Blockhaus.

Die Rothe blickte ihnen nach, als wollte sie sagen: Nutzt Euch nichts. Er gehört mein.

Im Hause saßen Martin und Juliana sich nun gegenüber. Die zum Fenster hereinfallende Sonne beschien das Haupt der jungen Frau, daß es war wie ein Heiligenschein. Im Schatten des Winkels saß Martin, legte die Arme auf die Oberschenkel und starrte stumm auf die Fußdiele. Sie wartete, daß er sprechen werde, aber er sprach nicht, sondern schielte ein paarmal unsicher nach der Thür, ob sie nicht etwa unzeitig aufgehe.

„Martin," fragte endlich Juliana mit leiser Stimme, „was bedeutet das?"

„Du —" antwortete Martin hohltönig, „Du hast eine Welt für mich hingegeben. Und ich stehe nun so vor Dir!"

Juliana preßte ihre Hände an die Brust und that einen tiefen Seufzer.

„So rächt sich eine einzige Stunde, in der man sich selbst vergaß," sagte er. „Es ist lange her. Andere entschuldigen derlei mit der Jugend, ich beschönige nichts. Daß ich schwach war, ist keine Sünde; kein Mann, der solcher Schwäche nicht unterworfen wäre. Daß ich treulos war — gegen sie, gegen Dich — das ist ein Anderes!"

Er knickte in sich zusammen und murmelte dann: „'s war ja vorbei! Es ist zu lächerlich. Und es ist doch so. Jetzt steht's wieder auf." Und zaghaft setzte er bei: „Wenn ich Dir's erzählen dürfte, Juliana!"

„Mir zittert das Herz," sagte sie. „Ich habe nach Deiner Vergangenheit nie gefragt und muß jetzt wohl Alles leiden."

„Juliana!" rief Martin und faltete vor ihr die Hände, „wenn Du auch eine Schuld, nur eine ganz kleine geheime Herzensschuld hättest, wie wäre ich Dir jetzt dankbar! Ich ertrage es nicht, vor Dir in einem Abgrund zu liegen. Mit welchem Hochmuth bin ich Dir hier vor einem Jahre gegenübergestanden! Der Mann! Der stolze Mann! Der seine Mannhaftigkeit mit einem Königreiche bezahlen läßt! — Nein."

Er stand auf und fuhr in ernster Ruhe fort: „Nein. Ich will mich nicht verwerfen. Habe ich als Mann gefehlt, so will ich als Mann den Folgen trotzen. Ich rufe sie herein, daß ich in ihrer Gegenwart Dir Alles bekenne. Dann magst Du richten."

Sie wollte ihn zurückhalten, aber er gieng zur Thür hinaus, um das rothe Weib zu suchen. Er gieng um das Haus herum, er gieng zur Bank, die bei dem Brunnen war, er fand sie nicht. Er fragte mehrere Arbeiter, ob sie nicht ein Weib mit einem Bündel gesehen hätten; die einen wußten nichts davon, die anderen wollten sie gegen den Wald schreiten gesehen haben. Martin gieng wieder zurück in's Blockhaus.

„So muß ich es Dir einstweilen ohne Zeugenschaft erzählen," sagte er zu Julianen. „Ich bin nicht mehr erregt. Ich sehe, daß ich mich noch erinnern werde. Ohne Zier will ich Dir Alles gestehen, was ich damals empfunden, gesagt und gethan habe. Damit Du es leichter tragest, Juliana, so denke, daß die Geschichte den meisten Männern passiert in ihren leichtsinnigen

Digitized by Google

Jugendtagen. Doch ich entschuldige mich nicht."

Hierauf setzte Martin sich seiner Braut gegenüber und begann gelassen, doch aber leicht mit der Stimme zitternd, so zu erzählen:

„Ich war damals ein Knabe von zweiundzwanzig Jahren. Die juridischen Studien vollendet, machte ich eine Sommerreise in's Gebirge. Ich war allein, aber voller Jugend, voller Leben. Ich liebte es stets, allein zu reisen, da taucht man tiefer in die Natur und in das Volksleben unter, ich hatte damals einen glühenden Durst nach beiden. Ich war in diesem Sinne damals so, wie Du heute bist, Juliana.

Da kam eines Tages das unselige Abenteuer. Ich war an einen See gelangt, der langgestreckt und ziemlich breit zwischen einsamen Waldbergen lag und den ich quer übersetzen wollte. Es war zur Nachmittagszeit, die Sonne flimmerte in dem kräuselnden See. Ich stand am Ufer und betrachtete den Kahn, der da an einen Pfahl gekettet war und blickte umher, ob ich Niemand sehe, der mich hinüberrudern oder mir das Fahrzeug freigeben wollte. Nun hörte ich, wie aus dem Fenster einer Hütte, die oben am Hang stand, Jemand rief: Stanzi, da unten steht ein Herr, der will über's Wasser!

Ich bitte Dich, Mutter, sagte ein Mädchen, das daneben im Gemüsegarten beschäftigt war, ich kann nicht fahren.

Ich brauche Niemanden, rief ich hinauf, wenn ihr mir den Kahn loskettet, so fahre ich allein hinüber.

Das erlaube ich nicht! schrie der Weiberkopf aus dem Fenster, der Herr wollte drüben aussteigen und ich könnt nachher hinüberschwimmen um meinen Kahn. Man braucht auch die Kreuzer. Wenn Du nicht flink drangehst, Stanzi, so will ich Dir weiterhelfen!

Auf dieses drohend ausgestoßene Wort sagte das Mädchen nichts mehr, sondern ordnete rasch ihr Busentuch und das lichte Haar, welches bei der Gartenarbeit etwas lose geworden war. Dann stieg sie barfuß, wie sie war, herab zum See, blieb vor mir stehen und schaute mich erschrocken an.

Ich schaute sie auch erschrocken an, denn sie war ein schönes, frisches Naturkind. Ihr sehr einfaches, schmiegsames Gewand hat mir fast treuherzig, wenn ich so sagen darf, die anspruchspendenden Formen gestanden, die es verdecken sollte. Sie hatte krauses rothes Haar, das ich als junger Mensch für sehr wundersam hielt, weil ich mir die Sirenen mit solchem Haare dachte. Die rundlichen Arme, das volle Gesicht waren von der Sonne dunkel gefärbt und die hellen Brannaugen schauten verwirrt auf mich.

So wirst Du mich hinüber fahren? fragte ich.

Sie kettete den Kahn los.

Ich sprang in's Fahrzeug, sie warf zwei Ruder herein, stieg dann selbst nach, und in stehender Stellung stieß sie den Kahn vom Ufersande los."

„Du weißt das noch sehr genau!" bemerkte Juliana.

„Ich weiß es freilich genau, jetzt auf einmal ist es wieder lebendig," entgegnete Martin, „denn was mir bei jener Seefahrt begegnet ist, das begegnet dem Mann im Leben nur einmal. Ich war bishin ein Springinsfeld gewesen, wenn ich Freiheit hatte, auch ein Stubenhocker, wenn's zum Lernen war. Ich hatte mich mit Knaben gemessen und Mädchen geneckt, so oft es sein konnte, an das Weib hatte ich nie gedacht. Nun saß ich im Kahn diesem Waldkinde gegenüber und ich handhabte das zweite Ruder. Das Schiffchen glitt glatt und leicht hinaus auf die hohe Fläche. Als wir jedoch beinahe in die Mitte des Sees kamen, stach ich gedankenlos das Ruder verkehrt in's Wasser. Das Mädchen sagte, wenn ich das so weitertriebe, so kämen wir nicht vom Fleck, sondern dreheten uns im Kreise um uns selbst. Jetzt ließ ich die Stange ruhen und mein Arm lag — ich weiß nicht wie es kam — um

Digitized by Google

ihrem bloßen Nacken. Sie vergaß ebenfalls zu rudern und schaute mit einem angstvollen Blick zu mir auf. Dann faßte sie mit ihren Händen meinen Arm und wollte solches Joch von sich werfen; es war ein markiges Anfassen, aber meine Muskeln bogen sich nicht und ich stannte fast, daß ich so stark und kühn war, und ich erstaunte noch mehr, als ich das Mädchen an meine Brust zog. Als sie sich überwunden fühlte, sank sie weich auf meinen Schoß nieder, barg ihr Köpfchen an meinen Busen und schluchzte.

Der See zitterte in warmem Sonnenschein, das Ufer, von dem wir abgefahren, war so ferne, daß die Hütte an demselben nur wie ein graues Würfelchen aussah; der Landungsplatz, dem wir zuzustreben hatten, und der im Schatten des Berges lag, war nicht minder fern — unser kleines Fahrzeng stand mitten auf hohem Wasser, das Wasser war lau und still und gluckste nur, so oft ein Fisch in die Luft schnappte nach Mücken.

Plötzlich merkte ich, daß das Mädchen stärker war als ich, es schlug seine nackten Arme um meinen Nacken, zog mein Haupt zu sich nieder, schaute mir mit feuchtem, leuchtendem Blick in's Auge und sagte: Du bist ein schöner Jüngling! Du bist ein schöner Jüngling! — Und als uns der Kahn lange so geschaukelt hatte, wie Zwillinge, in einer Wiege, blickte sie mich wieder an und flüsterte: Du bist ein süßer Mann! Du bist mein. — Ich weiß nicht, Juliana, ob es zur Anklage oder zur Vertheidigung wäre, wenn ich Dir die Gefühle andeuten sollte, die ich in jener Stunde gehabt. Ich war auf das Höchste überrascht, daß es eine solch selige Freude auf Erden geben kann. — Als die Schatten des Berges sich gegen uns ausdehnten, ergriffen wir beide die Ruderstangen und ruderten wortlos und rasch in dieselben hinein, bis das waldige Ufer mit seinem Schilfgrase und seiner weißen Sandfläche an uns herankam. Als ich mein Räuzel wieder an mich genommen hatte und aufgestanden war, um an's Land zu springen, zog ich vom Finger den goldenen Ring, den ich von meiner seligen Mutter als Andenken in Ehren hielt, und wollte ihn dem Mädchen geben. Sie sprang gleichzeitig mit mir an's Ufer und stieß mit der Ruderstange den Kahn in den See zurück, daß er sachte hinausglitt.

Was thust Du, Stanzi! rief ich, nun kannst Du ja nicht hinüber!

Ich bleibe bei Dir, sagte sie und schob meine Hand mit dem Ring zurück.

Das wäre ja schön, meinte ich, doch der Weg über das Gebirge ist viel zu rauh für Deine bloßen Füße.

Ich gehe mit Dir, sagte sie, wohin Du willst, so weit Du willst.

O leichtsinnig Kind! rief ich aus, Du weißt ja gar nicht, wer ich bin.

Du bist mein, sagte sie und faßte mich an der Hand.

Ich bin ein Student, bei dem es noch lange währen wird, bis er sich eine Stellung gründen und ein Weib nehmen kann.

Das sei wie es wolle, antwortete sie, ich gehe mit Dir und will Dich sehen alle Tage. Wo Du bist, will auch ich sein und will arbeiten und nichts verlangen, als daß ich Dich liebhaben darf.

— Du kannst Dir denken," fuhr Martin in seiner Erzählung fort, „wie mir zu Muthe war. Gutes Kind, sagte ich, die Stadt ist nichts für Dich, Du würdest zwischen den heißen Mauern und fremden Menschen sterben aus Heimweh nach Deinen Bergen, nach Deiner Mutter.

Die Stiefmutter, sagte das Mädchen.

Du würdest im Elend verkommen, ich würde Dich nicht retten können. Laß mich, Stanzi, geh heim!

Da klammerte sie sich an meinen Arm und mit einem herben und zugleich flehenden Ausdruck ihres Angesichtes sagte sie: Fortschicken kannst Du mich nicht. Du hast mir das Recht gegeben, daß ich bei Dir bleibe. Und

Digitized by Google

ich habe das Recht erkauft mit dem Besten, was eine Jungfrau zu vergeben hat.

Ich gestehe, es faßte mich ein Grauen. Sie hat Recht, das mußte ich mir sagen, ich bin ihr das Leben schuldig geworden, ich habe mich verspielt. Etwa daß mit meinen juridischen Grundsätzen dagegen aufzukommen gewesen wäre, das Gewissen aber sprach: Du bist auf ewig ihr Schuldner geworden. Und wärest Du an diesen See gekommen, um Deine Mannesehre darin zu ertränken?

Stanzi! sagte ich und faßte sie herzlich mit beiden Händen, denn ich war gerührt. Was wir uns zwei zu Liebe thaten, das ist nicht mehr zu ändern, doch was Du jetzt willst, das ist ganz und gar thöricht. Und wenn ich Dich morgen freien könnte, wie wolltest Du heute so ohne Abschied von den Deinen mit mir gehen! Das wäre ein leichtfertiges Nachlaufen dem Manne, nein, solches wird sich das kluge Dirndl vom See nicht sagen lassen. Gehe ruhig heim, vielleicht sehen wir uns wieder. Will ich ein Weib, so komme ich zu Dir. Mein Sinn geht nicht nach Vornehmen, ich will Eine, die mir ganz und gar ergeben ist, die Alles verlassen kann meinetwegen, die nichts will, nichts wünscht als mich, die mit mir in den Himmel und in die Hölle geht. Ich glaube, Mädel, Du bist so eine und gib Acht, ich komme!

Darauf lächelte sie und sprach: Das ist ja Alles so, was redest denn?

Also auf Wiedersehen!

Das hilft Dir Alles nichts, Bübel, sagte sie, ich gehe mit Dir, wie ich jetzt bin und steh. Du mußt nicht fürchten, daß ich Dir eine Last sein werde, oder eine Schand mache — ich gehe weit hinter Dir her, aber so, daß ich Dich immer sehen kann. Du brauchst Dich nicht um mich zu kümmern; wo Du bei Tische sitzest, da will ich an der Thüre Fremde um Brosamen bitten. Wo Du eine Stube hast und ein Bett, will ich draußen unter den Dachtraufen schlafen. Wo Du bleibst und Deine Arbeit hast, da will ich nicht weit von Dir in Taglohn gehen und will Dich nie aufsuchen und nie ein Wort zu Dir sprechen und die Leute sollen nicht wissen, wie gut wir uns kennen. Wir kennen uns gut, nicht wahr, Du lieber, herziger Knab!

Mit einem jähen Ruck entwand ich mich und eilte wegshin am Waldrande. Bei einer Biegung sah ich, sie war hinter mir her. Ich bog den Bergweg ein, der gegen die Almen an führte, ich gieng hastig, ich lief — sie war hinter mir her. Eine Stunde lang, zwei Stunden lang, es dunkelte, die Gegend des Sees war längst hinter mir versunken. Einer Sennin eilte ich zu und ersuchte um Herberge für die Nacht. Als ich am Herdfeuer saß und Milch und Brot verzehrte, als die Sennin hinausgegangen war, um frisches Wasser zu holen, sah ich an der Thürschwelle, vom Herdfeuer beleuchtet, meine Stanzi kauern. Sie huschte zu mir herein und flüsterte: Gute Nacht, mein süßer Knab! Aber nicht falsch sein, nicht davonlaufen! Gute Nacht!

Mir ward auf dem Ueberboden der Hütte im Heu ein Lager angewiesen und während ich noch überlegen wollte, wie ich am nächsten Morgen meiner Verfolgerin entkommen könnte, war ich schon eingeschlafen.

Am folgenden Morgen, als ich mich zur Weiterreise rüstete und beruhigt war, daß sich das Mädchen nirgends zeigte, wollte die Sennin wissen, ob ich in der Nacht den Larm nicht gehört hätte? Es sei nämlich Abends zuvor ein fremdes Weibsbild um die Hütte herumgeschlichen und habe sich nachher in den Futterstadl verkrochen. Dann sei in der Nacht der Bauer-Haus vom See gekommen und habe sie aufgestöbert und nachher sei das Wetter losgegangen. Das Dirndl habe gefleht und geweint zum Erbarmen,

Digitized by Google

aber der Bauer-Hans, ein Oheim zu ihr, habe sie schier mit Gewalt davongeführt. Was dahinterstecke, das — sagte die Sennin — wisse sie nicht.

Ich habe meine Gebirgsreise fortgesetzt, zwar ungehindert, aber verfolgt hat sie mich doch. Oft habe ich an sie denken müssen und einmal war ich nahe daran, umzukehren gegen den Waldsee. — Endlich in die Stadt zurückgekehrt, ist mir das Abenteuer in den Hintergrund getreten. Es ist wohl manchmal noch in der Erinnerung aufgetaucht, ja ich gestehe, daß mir diese Erinnerung lieb war. Vom Dirndl am See keine Spur mehr; ich dachte es mir an der Seite eines braven Mannes, damit war's in Ordnung. Aehnliche Abenteuer, die ich von Anderen gehört, haben mir die Weihe des meinen allmählich genommen, es war nichts mehr, als ein Jugendstreich. Ich hätte Dir ihn ja gewiß einmal gestanden, Juliana. Hätte ich nur den Muth gehabt, mein Glück von mir zu stoßen und nicht gesäumt bis heute —"

So hatte Martin erzählt. Juliana war in ein tiefes Brüten versunken, das Haupt auf die Hand gestützt, so saß sie da, unbeweglich und stumm.

(Schluß folgt.)

Stationen meiner Lebenspilgerschaft.*)

Von Robert Hamerling.

VIII.

Vom „Ahasver" bis zum „Homunculus."

(Fortsetzung.)

Während die Entwürfe zweier Hauptwerke, auf welche ich bald zu sprechen kommen werde, allmählich in mir weiter gediehen, glaubte ich auch, daß es an der Zeit sei, nach zwei Seiten hin eine Epoche meiner literarischen Thätigkeit abzuschließen und die Ernte derselben dem Publicum gesammelt darzubieten. So entstanden: eine Auswahl meiner in Zeitschriften zerstreuten Skizzen, Gedenkblätter und Studien unter dem Titel „Prosa," eine Sammlung meiner neueren, seit 1868 entstandenen Gedichte, betitelt „Blätter im Winde," und, zur Ergänzung der „Prosa," eine kleine Sammlung meiner aus verschiedenen Zeiten stammenden Uebersetzungen aus der poetischen und Prosaliteratur des modernen Italiens: „Hesperische Früchte."

Die „Prosa" (zunächst nur die Hälfte des zur Veröffentlichung Ausgewählten) erschien zweibändig im Frühjahr 1884 (Hamburg, Richter). Aufsätze aus der Zeit von 1855 bis 1883, aus drei Jahrzehnten also, waren hier vereinigt. Ihr Stil konnte nicht anders als verschiedenartig, der Epoche ihrer Entstehung und der jeweiligen Altersreife ihres Autors entsprechend sein. In vielen derselben

*) Siehe „Heimgarten" 1883: Mai; 1885: März, April, October, November; 1886: Juni, Juli, October, November; 1887: März, Mai, September, October, December; 1888: April.

Digitized by Google

erscheint er noch etwas stark poetisch angehaucht. Auf diesen Vorwurf machte ich mich gefaßt. Ich war daher überrascht, als nach Erscheinen des Buches ein österreichischer Schriftsteller in einem Berliner Blatte über diese gesammte Prosa sich kurzweg dahin äußerte, sie zeige mich „in Schlafrock und Pantoffeln, mit der Tabakspfeife im Munde," und verrathe den Poeten nicht. Wie? Sollten Aufsätze, wie „Triester Promenaden," „Triester Carneval," „Bei fremden Menschen und Göttern," „Dante," „Ballgespräche," „Erinnerungen an Venedig," „Sommernachtabenteuer," „Die Nacht der Weihe," u. A. der Aufmerksamkeit des Kritikers ganz entgangen sein? Vielleicht hatte er in dem Buche geblättert und war zufällig auf Prosa von mehr — prosaischer Art gestoßen. Aber auch auf Philisterhaftes, Alltägliches? auf etwas, das wirklich an Schlafrock, Pantoffeln und Tabakspfeife gemahnen kann? Das möchte ich doch bezweifeln. Ueberrascht war ich unter Anderm auch von der Bemerkung eines Wiener Kritikers, daß Gelegenheitsartikel in meiner „Prosa," wie der über Dante, nicht einmal dem Tageszwecke hätten genügen können." Denn eben dieser Artikel wurde sonst immer zu dem Besten gerechnet, was ich in Prosa geschrieben, und daß er nicht einmal gut genug gewesen für den Tageszweck, kann ich nicht glauben, da er bei seiner Veröffentlichung zur Dantefeier 1865 einen so großen Eindruck auf das Publicum machte, daß mir ein italienischer Gelehrter nach Lesung desselben mit Thränen der Rührung in den Augen dafür dankte.

Ich habe diese beiden kritischen Aeußerungen nur beispielsweise angeführt, als Proben der bis zum Befremdlichen gehenden Schärfe, mit welcher auch die „Prosa" anfangs von manchen Seiten beurtheilt wurde. Den Stimmen dieser Art traten freilich bald glimpflichere gegenüber. Aber in einem Punkte versahen es doch fast sämmtliche Beurtheiler, die günstigen sowohl als die mißgünstigen: es entgieng ihnen, daß diese Prosa-Arbeiten „Feuilletons" gewöhnlicher Art nicht waren und nicht sein wollten. Findet sich doch kaum eine darunter, die ihren Gegenstand nicht tiefer zu erfassen suchte, als das Zeitungsfeuilleton in der Regel thut, ihn nicht wenigstens in ein poetischeres Licht rückte, oder ihm von einer neuen Seite beizukommen versuchte. Man sehe sich doch Aufsätze wie etwa „Ueber das Glück" oder „Die Kunst zu schenken", etwas näher an. „Ballgespräche" von der Art der in der „Prosa" mitgetheilten" dürften kaum jemals geführt, geschrieben, gedruckt worden sein. Ein Ausstellungsbericht wie der „Bei fremden Menschen und Göttern" überschriebene dürfte ebenfalls zu den Seltenheiten „unter dem Strich" gehören. Selbst Herzensergießungen wie die in Sachen der Muttersprache dürften doch wenigstens durch ihre humoristische Form über die Schlafrocks-, Pantoffel- und Tabakspfeifenprosa hinausgehoben sein. Daß ich irgendwo in einen geradezu pedantisch-lehrhaften, langweilig trocknen Ton verfallen sei, kann ich nicht glauben, bis man mir eine in diesem Tone gehaltene Seite der „Prosa" wirklich nachweist. Jedenfalls bringt diese Prosasammlung einen bestimmten literarischen Charakter, eine bestimmte Weltanschauung zum Ausdruck, ergänzt das Bild des Dichters und des Menschen. Es sind nicht Aufsätze, die ich so nebenbei, an der Feder kauend, schrieb, weil ich dergleichen schreiben wollte oder mußte, sondern die ich schrieb und veröffentlichte, weil ich etwas zu sagen hatte und dies Gesagte in weiteren Kreisen beherzigt wünschte. Was ihre künstlerische Form betrifft, so lasse man sich nicht beirren durch die Urtheilssprüche, welche zwischen dem „zu leicht" und dem „zu schwer" in wunderlicher Weise hin und her geschwankt haben, halte sich an das Ganze, nicht an Einzelnes, und betrachte diese Prosastücke als Leistungen, welche dem Publicum mit

Digitized by Google

gleichem Eifer und gleicher Gewissenhaftigkeit wie meine Dichtungen dargeboten wurden.

Fast gleichzeitig mit der „Prosa" erschienen die „Hesperischen Früchte" als Bestandtheil der „Salonbibliothek" von K. Prochaska in Teschen. Das Büchlein zeigt, wie der moderne literarische Realismus sich im Lande der Hesperiden gestaltet. Es verdankt sein Entstehen dem lebhaften Wunsche, den Genuß, den ich selbst an dieser leckeren Kost hatte, mit so vielen meiner Landsleute als möglich zu theilen.

Die im November 1886 ausgegebene neue lyrische Sammlung „Blätter im Winde" (Hamburg, Richter, 1887) enthält nicht, wie fast allgemein in den Besprechungen angenommen wurde, meine seit dem Erscheinen von „Sinnen und Minnen" (1859) entstandenen Gedichte, denn die von da bis 1867 entstandenen haben in die zweite, um die Hälfte vermehrte Auflage jener ersten Sammlung Aufnahme gefunden. Nichtsdestoweniger umfassen die „Blätter im Winde" ein bedeutendes Stück Leben. Des lebensgeschichtlichen Fadens halber, der die Reihe dieser Gedichte, wenn auch nur lose, verknüpft, habe ich bei ihrer Anordnung im Ganzen mich an die Zeitfolge ihrer Entstehung gehalten. Es sind lyrische Merkzeichen nicht bloß meines innern und innersten Lebens, das sich zum Theil nur in dieser idealen Form verrathen durfte, sondern auch meiner Beziehungen und Stellungnahme zu den Kämpfen und Ereignissen der Zeit.

Die deutsche Lyrik und Epik ist, buchhändlerisch betrachtet, neuestens fast ganz Weihnachtswaare geworden. Da poetische Bücher in Deutschland hauptsächlich zu Weihnachten gekauft werden, stattet man sie festlich aus, und da sie festlich ausgestattet, folglich theuer sind, kauft man sie nur zu Weihnachten. Sie erscheinen alle kurz vor Weihnachten, finden sich alle auf den Büchertischen der Recensenten zusammen, und wollen alle noch vor dem Weihnachtsabend von ihnen nicht gerade gelesen — das wäre kaum möglich — aber dem Publicum empfohlen sein.

Ich habe niemals aus den Blättern so recht erfahren können, welchen Eindruck meine neue lyrische Sammlung gemacht hat. Die österreichische Presse, wenigstens die der Residenz, schwieg darüber fast gänzlich und in auswärtigen Blättern fand ich meist eben nur Weihnachtsrecensionen, welche besagten, daß viel Schönes in dem Buche enthalten sei — ein Urtheil, mit welchem man nichts riskierte, denn ein Band Gedichte von einem nicht ganz verächtlichen Autor wird doch immer einiges Gute enthalten. Schade, daß sich die wirksamsten und bedeutendsten Stücke meiner neuen Sammlung gegen das Ende des Bandes hin zusammendrängen; ich hatte geglaubt, daß sie vor Allem bemerkt werden müßten; aber es liegt in der Natur der Sache, daß bei eiliger Durchsicht eines Buches die letzten Bogen schon einem gewissen Zustande der Ermüdung und Abstumpfung zum Opfer fallen. Unter den wenigen Besprechungen, welche dennoch mit warmer Hingebung auf die „Blätter im Winde" eingiengen, war ein Feuilleton von Julius Hart in der „Frankfurter Zeitung" durch seine Bemerkungen besonders ausgezeichnet.

Man entschuldige, daß ich bei meinen Werken immer auch Einiges von ihrer Aufnahme und Beurtheilung miterwähne. Es scheint mir dies zur Sache zu gehören, und wenn ich mich dabei in manchen Fällen ein wenig vertheidige, so dürfte auch dies natürlich und verzeihlich sein.

Jene beiden Hauptwerke, welche, wie ich früher andeutete, mich schon seit geraumer Zeit beschäftigten, waren das Epos „Homunculus," und das philosophische Prosawerk, dessen Titel ich einstweilen nicht verrathen will. Für letzteres haben nun schon seit zwei Jahrzehnten Aufzeichnungen als

Digitized by Google

Bausteine eines bestimmten Systems sich angesammelt. Aber es war fast selbstverständlich, daß das poetische Werk früher zum Abschluß kam. Schon im Jahre 1883 hatte ich dem „Dichterbuch aus Oesterreich“ von K. E. Franzos den ersten Gesang als Probe überlassen können. Sie erregte ein so allgemeines und lebhaftes Interesse, daß ich nicht zweifeln konnte, eine glückliche Idee ergriffen und die Fährte einer ungewöhnlichen Wirkung eingeschlagen zu haben. Bruchstücke aus dem 7. Gesange brachte das Octoberheft des „Heimgarten“ von 1884.

Im Herbste 1886 nahm ich den seit Langem fertigen, in allen Theilen wohlerwogenen Entwurf entschieden in Angriff, und am 24. November desselben Jahres hatte ich die Beruhigung, ein Werk, auf welches ich alle meine Geisteskräfte vereinigt hatte, und in welchem ich, offen gestanden, das Beste und Höchste meines reifen Alters zu geben gedachte, im Manuscript vollendet vor mir liegen zu sehen.

Aber einer Gepflogenheit folgend, die ich bei allen meinen Werken der letzteren Zeit eingehalten, ließ ich auch bei diesem die Veröffentlichung keine übereilte sein, und erst im folgenden Jahre kam das Werk, vielfach verbessert und gefeilt, unter die Presse.

Bei keinem meiner andern Werke habe ich so wie beim „Hommunculus“ die Einsicht gewonnen, in welch geringem Maße eigentlich die Gestaltung eines dichterischen Planes von den bewußten Absichten und Entschließungen des Autors abhängig ist, welche unbewußt-zwingende Gewalt in der einmal ergriffenen Hauptgestalt oder Grundanschauung für ihn liegt.

Die Gestalt des Hommunculus hatte sich meiner Phantasie bemächtigt. Ein rein materiell construiertes Lebewesen, das ein höheres seelisches Empfinden nicht einmal ererbt haben konnte, denn es hatte ja keine Vorfahren, keine natürliche Abstammung! Das Bild dieser Phantasiegestalt entwickelte sich in meiner Anschauung allgemach bis zum Uebermenschlichen, an welches sich grandiose Schicksale knüpften, welche dem Dichter ein verlockendes Thema boten. Es war zunächst die poetische Aufgabe, die mich anzog.

Aber der Hommukel, als epischer Held, in Beziehung gesetzt zum Leben und Treiben der Welt, mußte das Verwandte um sich gruppieren, als Mittelpunkt, Vertreter und Prophet eines seelenlosen Hommunculismus. Das eröffnete weite Ausblicke in Welt und Zeit, nach allen Richtungen: der politischen, socialen, literarischen, wissenschaftlichen u. s. f. Ein weibliches Seitenstück dem Hommukel zuzugesellen, lag fast unabweisbar nahe, und dafür bot die Sage in der gleichfalls von Natur seelenlosen Nixe die unvergleichlich passendste Gestalt. Bedeutende, eben herrschende Strömungen des Tages in den Kreis der Dichtung zur Ergänzung des Weltbildes miteinzubeziehen, war gleichfalls kaum zu vermeiden. Und daß hernach, wenn einmal der Umriß des Ganzen gegeben war, mancher nebensächliche Scherz, manche gelegentliche ironische Glosse sich arabeskenartig miteinwob, war im Interesse der humoristischen Wirkung des Ganzen nicht zu verschmähen.

Welt und Zeit mußten also satirisch beleuchtet werden.

Zum Satiriker fehlte mir im Grunde etwas Wesentliches: Die persönliche Rücksichtslosigkeit, und ich wußte anfangs nicht, wie ich ohne persönliche Satire bei Bewältigung einer so großen Aufgabe auslangen sollte. Ich behalf mich indessen ohne sie. Zwar wußte ich, daß allgemein gehaltene Satire Vielen „zu wenig lustig“ erscheint. Aber wenn ich dem Teufel gegenüber meinem Buche selbst prophezeite: „Lachen wird es Keinen machen u. s. w.,“ so war dies einer jener koketten Scherze falscher Bescheidenheit, mit welchen ein Autor den Leser manchmal neckt, und die nicht ernster zu nehmen sind, als die Aeuße-

Digitized by Google

rungen koketter Frauen, welche von ihrem „Alter," oder von ihrer „Häßlichkeit" sprechen, bloß um galanten Widerspruch zu erfahren. Thatsächlich bildete ich, offen gestanden, insgeheim mir ein, die ganze Welt werde am Morgen nach Erscheinen des „Homunculus" mir lachend entgegenkommen, und die Frage jenes Herzogs an den Dichter des „Rasenden Roland": „Meister Ludwig, wo habt Ihr nur all das tolle Zeug hergenommen?" mir gegenüber erneuern. Wirklich dankten mir Einige für die „heiteren Stunden," die ich ihnen bereitet; aber im Allgemeinen kam es anders. Wie? Das habe ich kürzlich in Versen zu schildern versucht.

Still hinlebt der Poet, abseits vom Lärm
Und Streit des Tags, und keinen Feind zu haben
Ist, wenn auch nicht sein Stolz, doch seine Lust.
Er sieht, er hört, wie bitter sich befehden
Die Menschen Tag für Tag, mit Lüge sich
Begeifern, mit Verleumdung Tag für Tag.
Wie wär's, denkt er, vom Treiben angewidert,
Wenn diesen Allen einmal, statt der Schmähung,
Der blinden, blöden, d'ran ihr Ohr gewöhnt,
Maßvoll, parteilos Einer im Gewande
Der Dichtung, in phantastisch-neck'schem Spiel
Darböte ihr gemessnes Theil von Wahrheit?

Und er versucht's. Er gibt dem Taumellärm
Des Tags, zur Melodie gedämpft, ein Echo,
Und weist der Welt, der Zeit ein Spiegelbild,
Ein schalkhaft grinsendes Hohlspiegelbild,
In dess' grotesktem Schauspiel sich erkennen
Die Wirklichkeit, doch auch belächeln mag.
Da schlägt ein wild Gezeter an sein Ohr,
Er sieht der Freunde Züge grimmverzerrt;
Die seinem Herzen freund sie werfen sich
Ihm an die Brust; Hohnrufe gellen rings,
Man bückt nach Steinen sich, und Rache wetzt
Geheim die Klingen.

„Was hab ich gethan?"
Fragt der Poet erstaunt. „Weh mir, ich merke,
Gedämpft nicht, nein, verstärkt hast du, o Muse,
Mein Wort zu hallendem Posaunenton!
Wo ich zu säuseln glaubte, hat's gedonnert,
Und meine lustig prasselnde Rakete,
Sie gieng als Feuerregen zündend nieder.
Traun, eine Stimme hat aus mir gesprochen,
Die lauter als die meine, und ein Geist,
Der stärker als der meine. . . .

Am Christtage des abgelaufenen Jahres brachte die Wiener „Deutsche Zeitung" einen Artikel, in welchem „Homunculus" als ein Gedicht bezeichnet war, das „an satirischer Kraft, Tiefsinn und Genialität so ziemlich Alles überragt, was seit Jahren auf dem deutschen Büchermarkte erschien." Dann folgten lange Auszüge, namentlich aus dem „Neuen Israel."

Gegen diesen Christtag-Artikel der „Deutschen Zeitung" spielte das erste Blatt der Monarchie, die „Neue Freie Presse," als Vertreterin der österreichischen Tagespresse, einen gewaltigen Trumpf am Neujahrstag aus, mit einem Feuilleton ihres bekannten „Wiener Spaziergängers" Daniel Spitzer. Herr Spitzer ist ein sehr witziger Kopf und feiner Stilist. Sein Ho-

Digitized by Google

munculus-Artikel enthielt, wie alle seine Feuilletons, zwei gute Witze, über welche ich — unparteiischer als er — mit Vergnügen gelacht habe. Aber als Kritiker benimmt sich Herr Spitzer noch ein bißchen unbeholfen, ein bißchen zu offen und zu ehrlich. Er begann seinen Artikel mit Andeutungen der Schwierigkeit, einen Band von 300 Seiten — zwischen Weihnachten und Neujahr! — durchzulesen; als ob man ein Buch gelesen haben müßte, um es zu recensieren! Dann gab er den Inhalt des „Homunkels" ziemlich ernsthaft und richtig an und schloß mit den Worten, er fürchte parteiisch zu sein, denn „man langweile sich so angenehm bei dem mißlungenen Werke eines Gegners." Eine geistreiche, fein zugespitzte Bemerkung; aber man vermißt darin den Tact des geriebenen, zielbewußten Kritikers. Muß man durchaus „heruntergemacht" werden, so ist nichts angenehmer, als von einem offenen „Gegner" heruntergemacht zu werden, denn einem solchen glaubt das Publicum kein Wort. Um den „Homunkel" unzubringen, hätte Herr Spitzer es ganz anders anfangen müssen. Er hätte ungefähr schreiben müssen: „Nichtsnutzige Burschc, welche nicht wert sind, unserm gefeierten Hamerling die Schuhriemen aufzulösen, haben sich über sein neuestes Werk mit schmählichen Angriffen herzufallen erdreistet. Allerdings ist dieser „Homunculus" ein schwarzgalliges, weitschweifiges, witzloses und mit vielen Gebrechen behaftetes Product. Aber er bleibt doch eine achtunggebietende Leistung des berühmten Poeten, die wir der Lesewelt warm empfehlen". . .

Es folgten Recensionen — mißgünstige, günstige, warmbegeisterte — aber in allen widerhallte derselbe Aufschrei über die maßlose Schärfe der Satire im „Homunculus." Manche benahmen sich wie von der Tarantel gestochen.

Hat meine Dichtung wirklich im Allgemeinen diesen Eindruck gemacht, so muß ich es mir gefallen lassen und die Folgen davon tragen. Aber daß meine Satire aus einem verbitterten, schwarzgalligen, von wildem „Menschenhaß" — selbst dieses starke Wort ist gefallen! — erfüllten Gemüthe stammt, kann nur eine befangene, oder maßlos oberflächliche Auffassung meines Werkes behaupten. Ein Dichter, der die große Satire gegen die „Weltverneiner" im neunten Gesange des „Homunculus" geschrieben — ein Dichter, der mit Eldo's und Dora's Liebe den erlösenden Lichtstrahl in sein Weltbild fallen ließ — ein Dichter, der die Verse im letzten Gesange schrieb, die vor den Augen des weltdurchschweifenden Homunkels den Erdstern in der Verklärung immer wieder siegreicher Lebensschönheit und Lebensfreudigkeit aufleuchten lassen — ein solcher Dichter besitzt unmöglich ein Gemüth, in welchem trübselige Verworrenheit, Verbitterung und wilder Menschenhaß lodert. Der Sarkasmus, dessen ich mächtig bin, und den die Erfahrungen meines Lebens nicht abgestumpft, ist der Sarkasmus eines Idealisten, der aus einem warmen Herzen stammt, der Sarkasmus meines „Lord Luzifer." Und in der Mehrzahl der Fälle ist es gewiß nur die unbewußte, unwillkürliche Energie des poetischen Ausdrucks, der Hyperbeln einer Dichterphantasie, was man für Bitterkeit und Maßlosigkeit des Satiriters genommen hat.

Bis zum Drolligen steigert sich die Ungerechtigkeit der Voraussetzung, wenn man sogar auch den Grund meiner Verbitterung entdeckt zu haben glaubt, und zwar — im nicht befriedigten Ehrgeiz des Dichters: in eingebildeter Vernachlässigung und Zurücksetzung. Es kam so weit, daß selbst Solche, die sich den Anschein gaben, sehr viel auf mich zu halten, verrannt in jene Idee, mir mein Unrecht in Ausdrücken zu Gemüthe zu führen suchten, die nicht schmeichelhafter und verbindlicher lauten konnten; so der

Digitized by Google

Autor einer Berliner Besprechung, wenn er sagt: „Hamerling gehört noch heute nicht nur zu den gelobtesten, sondern auch zu den gelesensten und gekauftesten der deutschen Dichter. Wie viele der von ihm gegeißelten (?) Modedichter wären froh, so beachtet und geachtet, so verschlungen und bewundert zu werden, wie es Hamerling noch heute wird, und, fügen wir hinzu, wie er es hoffentlich immer sein wird." — Ein Anderer gieng so weit, die „Literarische Walpurgisnacht," in welcher ich, wie er sagte, gegen meine literarischen Nebenbuhler in wildem Groll mich „austobe" (!), als den Kern des Ganzen zu betrachten, an den alles Uebrige nur so nebenbei angeschossen. Ach, diese literarische Walpurgisnacht! Sie ist die zahmste und gutmüthigste Literatursatire, die je geschrieben worden! Selbst dort, wo einmal ausnahmsweise eine Richtung in etwas schärferer Tonart charakterisiert wird — wie der Aufzug der „Zwittergestalten" — ist die Schilderung so gehalten, daß nicht Einer sein Spiegelbild darin zu erblicken genöthigt ist.

Ich sollte in eingebildeter Zurücksetzung fremde Erfolge beneiden? Aufrichtig gesagt, ich weiß so gut als Einer, daß es seit Scheffel's Tod auf dem deutschen Parnaß wenig oder nichts zu beneiden gibt. Die Größten, ein Jordan, ein Hermann Lingg, ragen immer einsamer und verlassener in ihrer Höhe empor; die eigentlichen Modepoeten des Tages, ein Paul Heyse, ein Dahn, ein Wolff, ein Ebers, sind bei der Kritik keineswegs auf Rosen gebettet. Sollte ich Herrn K. Bleibtreu und die „Jüngstdeutschen" beneiden? Ach, die sind vorläufig selbst noch auf den Neid angewiesen! —

Ich schätze meine Mitstrebenden, habe keinem ernstlich weh gethan, und noch weniger Unrecht. Einen einzigen Schriftsteller habe ich ein wenig persifliert, Herrn Fritz Mauthner. (Daß ich Herrn Spitzer unter die „beißendsten der Spötter" gezählt, wird doch weder er selbst, noch sonst wer in der Welt für eine Persiflage und Beleidigung nehmen?) Warum ich just mit Herrn Fritz Mauthner eine Ausnahme gemacht? Nicht weil er mich gehässig und spöttisch angegriffen; Andere haben sich noch gehässiger als er gegen mich benommen. Sondern, weil er in seinen Parodien eine Art Satire vertritt, die das Gegentheil der meinigen ist, und die ich entschieden verdamme. Seine Parodien sind sehr witzig, aber zum Theil, wie z. B. die auf Bodenstedt und mich bezüglichen, giftige Pasquille. Auch das hätte mich vielleicht nicht veranlaßt, ihn namentlich zu persifl ieren, hätte er mich nicht vor einigen Jahren gelegentlich wissen lassen, man könne sich's nur wünschen, persifliert zu werden, denn es sei „doch auch Reclame."

Aber die Recensenten — die sollen so ganz besonders übel bei mir wegkommen! Nun, im „Homunkel" durfte eine literarische Satire, und in dieser durften die Recensenten nicht fehlen. Swift nannte die Recensenten gehörnte Esel, Goethe Hunde, Grillparzer noch etwas Schlimmeres, Jean Paul neckte sich beständig mit ihnen, Lord Byron schrieb ein langes Pasquill auf seine Kritiker, Hebbel fertigte den namhaftesten Kritiker und Literarhistoriker seiner Zeit, Julian Schmidt, öffentlich als „ästhetischen Kannegießer" ab. Lieber Leser, thu mir den Gefallen, behalte ein bißchen kaltes Blut, und vergleiche mit den boshaften und gehässigen Auslassungen dieser Männer die maßvollen und zahmen Scherze, die ich mir gegen die Recensenten erlaube. Merke einen Augenblick nicht bloß darauf, daß ich etwas sage, sondern was ich sage, und wie ich es sage! —

Als ein Ausbund satirischer Schärfe scheint Manchem der siebente Gesang, „die Affenschule," zu gelten. Sie scheinen zu glauben, daß ich dieses Capitel nur geschrieben, um Menschen mit

Digitized by Google

Affen zu vergleichen. Aber dies ganze siebente Capitel ist nur ein einziger satirischer Hieb gegen den Wahn des Homunculismus, Bildung allein vermöge Alles, könne demnach wohl auch aus einem Affen einen echten, vollwichtigen Menschen machen. Dagegen beweise ich, daß „Affenthum, fummiert mit Bildung“ — ohne gleichmäßig entwickelte Seele — noch immer kein echtes Menschenthum geben würde, und lasse das scheinbar siegreiche „Satyrvolk“ dem scheinbar unterlegenen Menschenvolke gegenüber zuletzt doch klägliches Fiasco machen, indem die edlen „Sylvane“ von der niedrigsten Menschensorte, wilden Indianern, kurzweg wieder als Affen entlarvt und mit Stöcken todtgeschlagen werden! — Daß vorher, wenn einmal ein Affentreiben und ein Affenreich zu schildern war, kleine Scherze und Parallelen auf Kosten des Menschen nicht von der Hand gewiesen wurden, war natürlich. Aber daß ich die Menschen schlechtweg als Affen verspotten wollte — daß z. B., wenn ich erzähle, ein hochgelehrter Affe habe es sogar bis zum Rector magnificus gebracht, ich damit sagen wollte, die Rectores magnifici der Universitäten seien Affen — eine solche Gassenjungensatire hätte man mir nicht zutrauen sollen! Man hat auch hier wieder das Nebensächlichste für die Hauptsache und für das ursprünglich Beabsichtigte genommen.

Kleine Seitenhiebe, die zwar nicht strengstens durch die Idee des Ganzen gefordert waren, die man sich aber doch erlaubt, wenn man einmal die Geißel in Händen hat, sind mir ebenfalls als Herzensbosheit ausgelegt worden. So z. B. ein paar Scherze über den Vegetarianismus. Ich betrachte diesen keineswegs als ein für alle Menschen passendes System, glaube vielmehr, daß dasselbe in seiner Einseitigkeit Schaden stiften kann. Aber wenn ein Vegetarianer gegen uns Fleischesser einen scherzhaften Einfall losläßt, so werde ich gerne mitlachen, falls der Einfall gut ist, und mich dadurch nicht persönlich verletzt fühlen. Jeder Unbefangene wird zugeben, daß gerade die Verquickung der an sich berechtigten Begeisterung für Wagners gewaltig aufregende Musik mit dem System einerseits der milden Pflanzenkost und andererseits dem judenverzehrenden Antisemitismus, zu Scherzen herausfordern kann, die sich der Humorist doch nicht deshalb wird versagen müssen, weil er in der Zahl der Anhänger jener Systeme zufällig einen sehr achtungswürdigen Mann kennt oder gar einen persönlichen Freund zählt? —

Es gab im Chorus der Ach und Wehe rufenden Bentheiler des „Homunkels,“ welche in dem Werk eine ununterbrochene Reihe von Lästerungen der Menschheit erblickten, doch auch einige Ausnahmen. Ein Kritiker schreibt: „Reizende Episoden wechseln mit tollen, schwere wuchtige Satire mit spielender Ironie, ein schillernder Arabeskenhumor durchsetzt die Dichtung, die an wunderbar schönen Scenen reich ist u. s. f.“ — Dieser macht doch wenigstens einen Unterschied. Noch viel weiter aber gieng ein sehr geschätzter, feinsinniger Schriftsteller, der sich brieflich gegen mich vernehmen ließ wie folgt: „Man hat Ihnen vorgeworfen, daß Sie in gewissen Partien eine Art persönlicher Bitterkeit und kleinliches satirisches Detail nicht unterdrückt hätten. Nun, aufrichtig gestanden, gerade das Gegentheil halte ich für den Fehler des Gedichts. Ihre Satire ist mir in manchen wichtigen Theilen zu allgemein und schonend, nicht Satire genug! In der Schilderung des Börseschwindels z. B. fehlen mir gerade die Details — die Darstellung ist mir nicht genug realistisch und persönlich. Dasselbe gilt von der Behandlung der Presse, und einigermaßen sogar der Juden. Wenn schon Satire geschrieben wird, soll sie erbarmungslos sein! Ihr „Homunculus“ ist kein harmloser Scherz, sondern ein hohes und tiefes Poem, das in der

Digitized by Google

Hauptsache Inhalt und Methode des modernen Lebens richtig erfaßt. Ein so ernstes satirisches Werk darf nicht bloß kitzeln, sondern muß schneiden und stechen. Am zahmsten erscheint mir aber die literarische Walpurgisnacht; unsere literarische Zerfahrenheit mit ihren protzigen Modethorheiten hätte noch ganz andere Geißelhiebe vertragen. Freilich, man hätte Sie dafür gesteinigt. . . . Ich leugne übrigens nicht, daß Ihre Satire auch Gebiete findet, auf denen sie ganz souverän schaltet. Wo sie sich in dem Ihnen zusagenden Maße mit Phantasie mischen darf, erhebt sie sich bis zum Erhabenen. Eldorado! Der Affenstaat! Das neue Israel! (zum Theil.) Die Verneinung des Lebens!!! Branche ich Ihnen das zu sagen, oder gar Ihnen zu schmeicheln?" —

Der Schreiber dieses Briefes steht vielleicht mit seiner Ansicht nicht vereinzelt da im Kreise der besonnenen Leser des „Homunculus."

Nicht wenig sollte meines Erachtens zur Abstumpfung des unmittelbaren Eindrucks satirischer Schärfe in meiner Dichtung der Umstand beitragen, daß der satirische Stoff aus der platten Alltäglichkeit in das Gebiet des Grotesken und Phantastischen erhoben ist. Dies Groteske — Manche nennen es „bizarr," und meinen dadurch eine Verurtheilung ausgesprochen zu haben — ist immer das Lebenselement des Komischen höheren Stils gewesen. Man denke an Aristophanes, an Rabelais u. s. f. Indem es die bunte Wirklichkeit des satirischen Stoffs in eine poetische Form, in eine phantastische Beleuchtung rückt, kann es auch nicht anders, als das persönlich Verletzende der Satire mildern. Denn im karrikierenden Hohlspiegelbilde braucht das Original sich nicht so unmittelbar getroffen zu fühlen. Es liegt also gerade in der Groteskmanier etwas Befreiendes. Ich gestehe, daß für mich, als Dichter, ohne diese Erhebung des Stoffs in die poetische Sphäre, der Versuch, Welt und Zeit ein bißchen „durchzuhecheln," nicht genug verlockend gewesen wäre. Nein! wahrlich nicht im Traume wäre es mir eingefallen, ein ganzes Buch zu schreiben, bloß zu dem Zwecke, Hinzens und Kunzens Thorheiten und Schwächen zu „verspotten." Verspotten! mir wird ordentlich übel bei diesem dummen Wort. Mir schwebt dabei immer der Gassenjunge vor, der die Zunge herausstreckt.

Ob der Schwung meiner Phantasie in's Groteske mich wirklich jemals in leere, wüste, verschwommene, unklare Phantasiereien entführt habe — das ist eben einer der Punkte, zu deren Entscheidung ich von dem befangenen, leichtfertigen, pedantischen oder gar übelwollenden Leser an den aufmerksamen, besonnenen, vorurtheilslosen appelliere.

Was würden Leute, die den „Homunculus" zu phantastisch finden, zu dem tollen „Peer Gynt" des genialen Ibsen sagen? —

Im Allgemeinen ist die Idee des Homunkels und des Homunculismus ganz gut verstanden und in den Besprechungen meist sogar recht hübsch entwickelt worden; ein Beweis, daß sie eben nahe liegt und nichts Geheimnisvolles an sich hat. Mit ihr ist aber auch das Verständnis des Werkes im Ganzen und in allen wesentlichen Einzelheiten schon gegeben, und es ist nur eine sehr fatale Voraussetzung vieler Leser und Kritiker, daß in meine Dichtung auch sonst noch Allerlei „hineingeheimnist" sein müsse. Im Gegentheil, der Leser wird um so weniger von der Fährte des rechten Verständnisses abirren, je zwangloser er den einfachen und natürlichen Sinn von Allem festzuhalten sucht.

Man war auch hier sogleich mit dem vielmißbrauchten Worte „allegorisch" bei der Hand. Allegorisch ist in meinem ganzen Gedichte nur ein einziges Detail: der Drache mit den

Digitized by Google

36 Schwänzen im vierten Gesange. Alles Andere könnte man höchstens symbolisch nennen — symbolisch in dem Sinne, in welchem am Ende alles Geschehen in einer poetischen Erzählung symbolisch ist, d. h. Zusammenhang, Sinn und Bedeutung hat. Der Homunkel und die Nixe sind allerdings halbmythische Gestalten, wie solche die Phantasie der Völker und der Poeten immer zu schaffen sich erlauben durfte, aber durchaus keine bloßen „Allegorien" im eigentlichen und richtigen Sinne des Wortes. Lasse der Leser ihr Thun und Wesen nur unbefangen auf sich wirken, und glaube nicht, erst durch Grübeleien ihnen beikommen zu können! Wer die Lurlei nimmt, wie sie sich gibt, der sieht: das ist das seelenlose Weib als Seitenstück zum seelenlosen Mann. Wer aber grübelt, aus dem Namen Lurlei heraus und seiner romantischen Vorstellung von ihr ihre Bedeutung im „Homunkel" ergründen will, geräth auf Abwege. Möchten doch Diejenigen, die sich einbilden, daß man ihnen zumuthe, überall geheimnisvolle, allegorische Beziehungen herauszufinden, lieber die nächstliegende und natürlichste Leserpflicht erfüllen: den thatsächlichen Zusammenhang, die Motivierung und Verknüpfung im Auge zu behalten und das, was der Dichter selber ausdrücklich zur Orientierung des Lesers sagt, nicht zu überhören! Aber daran fehlt es oft, und dann ist's leider manchmal der Leser, der den Spieß umdreht, und dem Autor den Vorwurf des Sprunghaften, Unzusammenhängenden macht. Das war auch wieder beim „Homunculus" der Fall.

Ich wäre doch begierig, zu erfahren, wo sich wirklich Unzusammenhängendes, Unmotiviertes, Sprunghaftes im „Homunculus" nachweisen ließe. Ueber den Zusammenhang der ersten vier Gesänge brauche ich kein Wort zu verlieren, ebensowenig darüber, daß die Literaturiatire, die in dem Buche nicht fehlen durfte, besser als in der Form eines Intermezzos sich unmöglich einreihen konnte. Die Beweggründe, warum nach der Vermählung der Homunkel und die Nixe das Goldland Eldorado aufsuchen, sind klar genug im Buche angegeben. Daß der dort von Munkel begründete Musterstaat scheitert, und Munkel sich überzeugt zu haben glaubt, mit der Menschheit sei nichts Rechtes mehr anzufangen, ist doch wohl ein hinlängliches Motiv für den Entschluß Munkels, es mit den Affen zu versuchen — eine echt homunkulistische Idee — und nachdem seine großen Pläne auch hier kein dauernder Erfolg gekrönt, ist es doch wohl kein unvermittelter Sprung, daß die eben unter den Menschen ausbrechende Judenverfolgung ihn veranlaßt, sich der Menschheit wieder zuzuwenden und an der Spitze der unterdrückten aber vielverheißenden Rasse neuerdings als Staatsgründer sein Glück zu versuchen. Man könnte höchstens fragen, ob nicht passender die „Affenschule" auf das „neue Israel" gefolgt wäre? Aber die Kreuzigungsscene, mit welcher das „neue Israel" schließt, und in welcher der Homunkel zum Pessimisten, zum bitteren Weltverächter und Weltverneiner wird, führte auf größere und ernstere Dinge, als die „Affenschule" gewesen wäre, und es schloß sich an sie mit Nothwendigkeit die grandiose Tragikomödie der allgemeinen Weltverneinung im neunten Gesange. Nach dieser aber und ihrem Fiasco, was blieb meinem Helden Größeres, Würdigeres übrig, als in tiefster Einsamkeit zum Naturbeherrscher, zum Magier zu werden, und zuletzt als Himmelsstürmer ein erhaben-schreckliches Ende ohne Ende zu finden? Man beachte doch die Steigerung, nicht bloß in den Schicksalen, sondern auch in der Entwicklung, im Wollen und Streben des Homunkels! Welch ein Fortschritt (ohne „Sprung"!) vom jugendlichen Versedilettanten des zweiten Gesangs bis zum zaubergewaltigen Weltdurchstürmer des letzten!

Digitized by Google

Diese Entwicklungsfähigkeit des Homunkels, die auch ein menschliches Interesse für ihn gar wohl aufkommen läßt und seine Gestalt über die Bedeutung einer dürren „Allegorie" weit hinaushebt, sicherte ich mir nur dadurch, daß ich den eigentlichen Homunkel, das Alräunchen des ersten Gesangs, wieder einschmelzen und menschlicher gestalten ließ, indem ich ihm wenigstens eine natürliche Mutter gab. Lauter Dinge, die in meiner Dichtung nur da sind, um — übersehen zu werden! —

Wie die einzelnen Gesänge, so hängt auch innerhalb derselben Alles gar wohl zusammen, und könnte ich gegen den Vorwurf des Sprunghaften, Zerfahrenen, von Fall zu Fall mich aufklärend vertheidigen, so würde derselbe gar bald in's völlige Nichts verschwinden.

Uebrigens — welchen Sinn hat es denn überhaupt, vom Dichter eines komischen Epos eine einzelne, einfache, einheitliche Handlung zu verlangen? Macht man es dem „Rasenden Roland," dem „Hudibras," dem Byron'schen „Don Juan" u. s. w. zum Vorwurf, daß sie aus einer zwanglosen Reihe von Abenteuern bestehen? Im „Homunculus" ist diese Reihe keine zwanglose; der Inhalt der verschiedenen Gesänge ist bestimmt durch die verschiedenen Sphären, in welchen sich der Homunkel und das Homunkelthum zu bethätigen hat, die Reihenfolge durch das Gesetz der Entwicklung und der Steigerung. —

Von vielen, selbst wohlwollenden Recensenten ist behauptet worden, „Homunculus" sei eine sehr lange, folglich zu lange epische Dichtung in zehn sehr langen Gesängen. Man sollte glauben, der Umfang eines Buches sei eine auf den ersten Blick zu entscheidende Sache. Und doch sind dabei die gröbsten Täuschungen möglich. „Homunculus" erscheint, wie er gedruckt vorliegt, als ein starker, stattlicher Band, als ein Buch von beträchtlichem Umfang. Also zu lang für ein Werk in gebundener Rede, um zum Lesen zu ermuthigen! — Nun, dieses „sehr lange" Epos ist thatsächlich in acht Stunden bequem durchzulesen! Manche haben es in einem Zuge, fast auf einem Sitze durchgelesen! — Man halte, was den Umfang betrifft, den „Homunculus" zusammen mit der gewöhnlichen Ausgabe des „Trompeters von Säkkingen." Jeder wird behaupten, letzterer sei gegen jenen ein schlankes, handliches Büchlein, das zum Lesen lockt, ein „kurzes" Epos gegen ein „sehr langes!" Sehen wir ein bischen näher zu. Der „Trompeter" enthält 280 Seiten zu 30 Zeilen, also 8400 Verse beiläufig; „Homunculus" 320 Seiten zu 28 Zeilen, also 8960 Verse. Somit enthält dieser nur um etliche hundert Verse mehr als jener! Die Sprache der Ziffern ist unwiderleglich!

Der Unterschied beider Bücher ist also in äußerer Beziehung der, daß das Papier des einen dünn, das des anderen dicker ist, und daß das eine mehr, das andere weniger Zeilen auf einer Seite hat! Bei der Scheu des Publicums vor dicken Büchern kann man sich getrost das Paradoron erlauben, der „Trompeter von Säkkingen" verdanke seinen außerordentlichen Erfolg in Deutschland dem dünnen Papier, auf welches er gedruckt ist.

Man wird also behaupten können, wenn man will, daß „Homunculus" langweilig, auf keinen Fall aber, nach Obigem, daß er lang sei.

Die Frage, ob er langweilig sei, hängt zusammen mit der, ob er den Leser lachen zu machen im Stande sei. Kürzlich kam mir ein Dresdner Blatt zu Gesichte, in welchem von einer dort gehaltenen öffentlichen Vorlesung aus „Homunculus" berichtet und gesagt wurde, die Vorlesung habe „regen Beifall und oft stürmische Heiterkeit erweckt." Ich sehe nicht, was die „stürmische Heiterkeit" anders bedeuten solle als lautes Lachen. Es

Digitized by Google

gibt also Witze im „Homunculus," über die man lachen kann — und wenn man dies nicht immer wirklich thut, so liegt der Grund vielleicht darin, daß die Witze in meiner Dichtung einen ernsten Hintergrund haben — daß es nicht bloße Späße sind, bei welchen man lachen, aber nur lachen kann und nichts zu denken hat.

Zum Schlusse muß ich noch einer Episode gedenken, welche sich an das Erscheinen des neuen Werkes knüpfte, und welche ich die antisemitische nennen möchte.

Sollte man es glauben, daß von diesem Werke, das in zehn Gesängen so viel tief Einschneidendes, auf Welt und Zeit Bezügliches, enthält und kaum eine der großen Fragen des Lebens und der Menschheit unberührt läßt, wenige Seiten herausgegriffen und in weiten Kreisen zum Gegenstand eines Lärmens wurden, in welchem man alles Andere, was der Dichter sagte, überhörte oder nur als Nebensache behandelte? Es ist ein interessantes Zeichen der Zeit, daß, nachdem man die wenigen Seiten im achten Gesange des „Homunculus" gelesen, welche das „neue Israel" schildern, für nichts Anderes in dem Buche mehr Augen und Ohren zu haben schien. Die Juden ergrimmten, die Antisemiten proclamierten mich freudig als einen der Ihrigen.

Ich hatte nicht gewußt, daß man entweder Antisemit sein, oder die Juden für ein von allem irdischen Makel freies, über alle Satire erhabenes Geschlecht halten müsse . . .

In meiner Dichtung konnte ich alle Lebenserscheinungen, Parteirichtungen u. s. w. nur von der Seite betrachten und schildern, von welcher sie einen Angriffspunkt für die Satire bieten. Dies that ich den Antisemiten gegenüber auf den ersten Seiten des achten Gesanges; aber auch den Juden meinte ich gerechter und unparteiischer Weise ein Gleiches nicht ersparen zu können. Es mußte mir, nachdem ich so viel des Homunkelthums in aller Welt gefunden, erlaubt sein, auch im Judenthume die Elemente aufzuzeigen, durch welche sie mit jenem in Beziehung stehen. Wie sorgsam ich aber bestrebt war, in diesem Punkte nicht zu viel zu sagen, geht aus der Stelle hervor, wo es heißt, daß die Juden ahnten, der Homunkel sei

> Zwar nicht Blut von ihrem Blute,
> Zwar nicht Fleisch von ihrem Fleische,
> Zwar nicht Herz von ihrem Herzen,
> Aber Geist von ihrem Geiste —

Damit war die Verwandtschaft des Judenthums mit dem Homunkel auf die Verstandesthätigkeit beschränkt — Natur und Gemüth waren ausdrücklich davon ausgenommen, was mir, da Herz und Gemüth dem Juden namentlich in Beziehung auf die Bande des Familienlebens nicht abzusprechen sind, die Gerechtigkeit zu fordern schien. Die skeptische und kritische Geistesrichtung des Juden, der zersetzende Gebrauch, den er von seinen Verstandeskräften oft auf Kosten des Gemüthes macht, sind ja bekannt genug. Man könnte sagen, bei dem Deutschen wirke Verstand und Gemüth leichter in einer gewissen Verschmelzung, bei dem Juden führen sie leichter getrennte Wirthschaft.

Aber ich habe ein neues Judenreich geschildert und als solches scheitern lassen, indem ich zeigte, daß die Juden, nur zerstreut unter die andern Völker gemischt, gedeihen! Bin ich der Einzige, der das nicht sagen darf? Wird es nicht von den Juden selber anerkannt und durch Thatsachen bekräftigt? Hat man nicht Beispiele von kleinen Judenstädten, wo man die fast ausschließlich israelitische Bevölkerung verkümmern sieht? Läge das Bewußtsein oder wenigstens der Instinkt jener Thatsachen nicht in dem Hebräervolke selbst, warum verbleibt es freiwillig in seiner Zerstreuung durch die Welt? Warum macht es niemals einen Versuch, etwa in Amerika, oder sonst irgendwo, in compakten Massen sich anzusiedeln? Warum fühlt es so gar kein Bedürfnis einer eigenen Heimat? Scheint es doch fast, als

Digitized by Google

hätten die Söhne Israels schon durch die babylonische Gefangenschaft sich gewöhnt, nicht bei sich zu Hause zu sein, und ihren Beruf darin erkannt, als großes Bummlervolk ihre Rolle zu spielen in der Geschichte der Menschheit.

Ich bin bei meiner Darstellung der gewaltigen Zeitströmung des Antisemitismus sine ira et studio verfahren, und wenn ein Recensent des „Homunculus" „mittelalterlich glühenden Judenhaß" darin gefunden, so beweist dies eben nur, wie erstaunlich, wie ungeheuer, wie entsetzlich groß die Summe dessen, was auf dieser krummen Erde möglich ist! —

Ein bekannter Club in Wien richtete in wohlmeinender und verbindlicher Weise eine Art von Adresse an mich, welche mit einer Anerkennung meines satirischen Epos eine schätzbare und lehrreiche Auseinandersetzung der Grundsätze verband, von welchen eben diese Vereinigung in ihren Bemühungen ausgeht.

Ich habe mir erlaubt, diese Zuschrift in einem Schreiben an den Vorstand des Vereines, wie folgt, zu erwidern:

„Hochwohlgeborner, hochgeehrter Herr! Ihr verehrlicher Verein hat in der brieflichen Kundgebung vom 25. Februar, mit welcher er mich beehrte, von den Punkten abgesehen, welche meine Privatansichten von seinen Principien trennen mögen, und so werde auch ich mit Vergnügen mich auf den Standpunkt der Anschauungen stellen, die wir gemeinsam haben. Ich glaube in der Art, wie ich in das allgemeine satirische Zeit- und Weltbild meines „Homunculus" auch das Judenthum miteinbezog, nicht das Lob einer erwähnenswerthen Energie zu verdienen. Ich habe in der kurzen, phantastisch-humoristischen Schilderung eines neuen Judenreiches das bescheidenste Maß dessen verkörpert, was Niemand läugnet, und was selbst unter den Juden die Einsichtigeren gelegentlich zuzugeben sich bereit finden lassen. Und ich behaupte, daß ich von diesem Wenigen auch in formeller Beziehung einen maßvollen Gebrauch gemacht; es müßte nur sein, daß man Ausdrücke, wie „jüdische Thatkraft," „jüdische Verstandesschärfe," für Schimpfwörter halten und an Scherzen Anstoß nehmen wollte, wie sie kein Satiriker sich versagen kann, wenn er nicht auf Witz, Humor und komische Wirkung ganz und gar verzichten will. Daß der übergreifende Einfluß einer in der Minderheit befindlichen Rasse innerhalb einer großen Nation etwas Bedenkliches hat, schon deshalb, weil er eine Demüthigung für diese in sich schließt, bedarf keines Beweises; nur das Problem der zweckmäßigsten Abwehr scheint mir für einen solchen Fall noch keineswegs gelöst. Wie viel Sie, verehrter Herr, und Ihre Parteigenossen mit Ihren Bestrebungen bisher erreicht oder noch weiterhin zu erreichen hoffen dürfen, werden Sie nach langjährigen Kämpfen nun wohl bald endgiltig zu ermessen oder zu erproben in der Lage sein. Mir persönlich scheint, da moderne Rassenkämpfe sich doch nur durch geistige Ueberlegenheit und positive Leistungen entscheiden lassen, das Nächstliegende zu sein, daß wir alle zusammen und jeder Einzelne in seinem Bereich auf allen Gebieten des geistigen und materiellen Lebens die ursprüngliche Tüchtigkeit des deutschen Stammes in einer Weise zu erproben und zu bethätigen suchen, daß das Uebergewicht auf unserer Seite bleiben oder wieder dahin zurückgelangen muß. Möge unter den aufgewendeten Kampfmitteln dieses, ohne welches alle anderen kaum einen wesentlichen und dauernden, rechtlich und sittlich unanfechtbaren Erfolg versprechen, nicht übersehen oder vernachlässigt werden. Dem Dichter wird man es verzeihen, wenn er besonderes Gewicht legt auf das Wesentliche und Dauernde, wie es ja überhaupt seine Sache ist, von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, daß man das Bleibende, Ideelle, Allgemeingiltige, ungestraft in

Digitized by Google

einem Kampfe ganz aus den Augen verlieren dürfe, weil es außerhalb der Strömung desselben einen sicheren, festen Halt nicht gibt.

Was aber insbesondere mein neuestes Werk betrifft, so kann ich nur wünschen, daß es ihm vergönnt sein möge, nicht blos in den Punkten, in welchen es in das Parteileben und die Fragen des Tages unmittelbar eingreift, sondern nach allen Seiten hin, soweit es die geistigen und moralischen Interessen der Menschheit berührt, anregend, läuternd und erhebend auf die Zeitgenossen zu wirken.

Mit vorzüglicher Hochachtung verharre ich, hochgeehrter Herr, Ihr ergebenster R. H." —

Vielleicht glauben nun Manche, daß ich innerlichst von „mittelalterlichem Judenhaß" glühe, und nur aus Furcht vor den Juden mich nicht zur Partei der Antisemiten zu schlagen wage. Aber ich fürchte weder die Juden, noch die Antisemiten. Ich fürchte überhaupt so eigentlich Niemanden; und wenn einmal irgendwer durchaus in einen frischen, fröhlichen Kampf mit mir sich einlassen will, so werde ich, meinem leiblichen Befinden zum Trotz, mich mit etwas mehr Energie zu vertheidigen wissen, als ich in den größtentheils ziemlich harmlosen Neckereien meines „Hommunculus" entwickelt zu haben glaube. Mit Feigheit darf die oben erwähnte Scheu, irgend Jemanden, der mir nichts zu Leide gethan, persönlich zu beleidigen, nicht verwechselt werden.

Die Aufnahme des „Hommunculus" war im ersten Moment dieselbe, wie sie in der Regel auch meinen früheren Werken, insbesondere der „Aspasia," im ersten Moment des Erscheinens zu Theil geworden. Bedenkliches Kopfschütteln und lebhafte Angriffe — verbunden mit großartiger Anerkennung meiner früheren Leistungen, die doch in dem Augenblick, als sie zu allererst an's Licht traten, ganz mit denselben Kopfschütteln, mit denselben lebhaften Angriffen empfangen wurden! Das letzte meiner Werke ist immer das am wenigsten gelungenste, oder gehört wenigstens „nicht zu meinen besten." Aber auch diesmal hat im Lauf weniger Monate die Zahl angesehener Blätter, die mit Wärme für das neueste Werk eintraten, beträchtlich zugenommen. Man fängt an zuzugeben, daß im ersten Moment der Satiriker zu viel, der Poet zu wenig beachtet wurde.

Ein kleiner Erfolg des „Homunculus" wäre ein großer Mißerfolg. Wer mit mir in den letzten Jahren in persönliche Berührung kam, der weiß, welches Gewicht ich auf die Vollendung dieser Arbeit legte. Auch dem aufmerksamen Leser wird es nicht zweifelhaft sein können, daß mich große Absichten dabei leiteten, daß ich damit meinen bisherigen Erzeugnissen das im Entwurf bedeutendste und eigenthümlichste anzureihen gedachte. Dem dichterischen Wollen muß nun allerdings nicht in jedem einzelnen Falle die That und der Erfolg wirklich entsprechen; aber man wird gut thun, auch das Gegentheil nicht allzu vorschnell anzunehmen. Was die Ausführung des Werkes, seinen Zusammenhang, die Bedeutung der Einzelheiten betrifft, so habe ich mit den hier niedergelegten Bemerkungen zur rechten Auffassung und Würdigung vielleicht doch Einiges beigetragen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Herrnrecht.

Aus dem Erlebnis eines Bauers, der nicht in die Schule gegangen ist.

„Reich, aber ....“ damit charakterisierte ein boshafter Dorfinsasse den jungen Schlagel-Schantz, welcher als Bräutigam der Kathinka Reckel von der Kanzel verkündet worden war.

„Reich, aber ..?“ fragte Schlagel-Schantz's Vetter, der Blasius, entgegen, „wie ist das gemeint?“

„Mein Gott,“ antwortete der boshafte Dorfinsasse, „wie wird das gemeint sein! Jeder kann nicht gescheit sein; es muß auch einfache Leute geben. Arm, aber gescheit, was hat der Mensch davon? Dumm, aber reich — ist gescheiter.“

Schlagel-Schantz's Vetter war beruhigt.

Uebrigens war der Schlagel-Schantz nicht so — „einfach,“ wie der boshafte Dorfinsasse glauben machen wollte, sonst hätte er sich nicht die Schönste als Braut ausgesucht.

„Bei dieser Hochzeit möchte ich der Schloßherr sein,“ bemerkte der Gemeindeschreiber im Wirtshaus.

„Warum der Schloßherr?“ fragte der Bräutigam, „den geht ja meine Hochzeit nichts an.“

„Oho!“ rief der Schreiber und blinzelte den anderen Gästen zu, „den Schloßherrn geht Deine Hochzeit ganz kurios an! Du wirst doch vom Herrnrecht was wissen, Schlagel? Du wirst doch vom Erstlingsrecht was gehört haben, Schlagel? Mußt es ja schon in der Schule gelernt haben: Alle Erstlingsfrucht soll dem Herrn geweiht werden!“

„In die Schul bin ich zwar mein Lebtag nicht gegangen, aber das von der Erstlingsfrucht, das weiß ich,“ sagte der Schlagel. „Ist nachher der Zehent darans worden.“

„Meinst!“ versetzte der Schreiber und stützte seine Ellbogen auf den Tisch. „Wenn's der Herr verlangt, muß es ein Erstling sein. Und unser Schloßherr verlangt's, darauf kannst Du Dich verlassen.“

„Ich weiß nicht, was der Herr Gemeindeschreiber will,“ sagte der Bräutigam.

Da nahm der Schneidermeister den Schlagel am Arm und zerrte ihn mit sich in die Stubenecke, dort deutete er ihm flüsternd etwas aus. Der Schlagel-Schantz wurde blaß wie die neugetünchte Mauer. Das Haupt schüttelte er, die Hände schlug er zusammen und fragte endlich: „Was ist da zu machen?“

„Da kann Keiner was machen,“ beschied der Tischlermeister, denn Alle wußten nun, wovon die Rede war. „Das muß sich Jeder gefallen lassen, der ein Weib heimführt. Leider! Ist noch ein altes Recht. Sollte längst abgekommen sein; ist aber nicht abgekommen, weil es den hohen Herren gar so gut gefällt.“

„Daß ich bisher nichts davon gehört habe!“ sagte der Schlagel kopfschüttelnd.

„Solche Sachen erzählt man nicht, mußt Du wissen,“ belehrte der Schreiber, „und die es angeht, sind erst recht still. Das kannst Dir denken.“

„Es ist wahr,“ meinte der Schlagel und setzte sich wieder an seinen Platz, „es läßt sich denken, daß sie still sind, die es angeht, es läßt sich denken. — Aber wie geht's denn zu? möcht ich wissen.“

„Wie geht's zu?“ sagte der Schreiber. „Musik gemacht wird, getrunken wird, getanzt wird, lustig ist's. Vielleicht ist der Schloßherr selber da und stiegt beim Kranzelabtanzen etlichemal

Digitized by Google

mit der Braut ringsum. Ist eine Ehr! Ich wollt, er thät's mit der Meinigen. Nun, daß ich's sage. Finster wird's, toll geht's her im Hochzeitshaus. Da ist Dir auf einmal die Braut weg. Weiß er nichts, der Bräutigam, so sucht er sie und macht Lärm und wird ausgelacht. Weiß er's, so ist er still und wartet geduldig, bis sie wieder kommt. Bringt ja woltern ein sauberes Präsent mit vom Schloßherrn, ein seidenes Halstuch, ein Ringel, ein güldenes Kreuzel, weil er ein frommer Mann ist, der Schloßherr. Oder was weiß ich! mit leeren Händen kommt sie nicht zurück. Jetzt aber gehört sie fein."

„Wem?"

„Dem Ehemann."

„Na siehst es!" trösteten die Andern, „nachher ist ja Alles recht."

Der Bräutigam aber schüttelte immer den Kopf. „Mag Euch recht sein," murmelte er, „mir nicht. Wenn ich das früher gewußt, hätt ich Alles stehen lassen. Ein *solches* Heiraten! für einen Andern! Du verflucht!"

„Und ist das allemal?" fragte der Tischler überlaut den Schreiber.

„Es gibt Ausnahmen," berichtete der Schreiber.

„Wie fert (im vorigen Jahre) der Gugelfranz die Bäcker-Witib hat geheiratet, da hat der Herr auf sein Vorrecht verzichtet. Geschieht selten, wunderselten! Die Kathinka! Müßt nicht gescheit sein, der Schloßherr."

„Wenn ich aber hingienge," meinte der Schlagel-Schantz, „und meine Aufwartung thät machen?"

„Nach Dir geht's ihm nicht."

„— Aufwartung machen und ihn rechtschaffen bitten, er möcht diesmal Gnade für Recht geben."

„Probieren kannst es," sagte der Schreiber, „glaube aber nicht, daß es was nutzt."

„Lieber fang ich noch einmal an zum Roboten und zum Zehentgeben, wie es mein Vater hat gemacht, als daß ich so was wollt leiden. Ich nicht, ich! Da bin ich heikel! Ich gehe zum Schloßherrn."

Den Spaß, den die Tischgesellschaft unter sich hatte, als der Bräutigam fortgegangen war, kann man sich denken.

Was nun den Schloßherrn anbelangt, von dem die Dorfleute gesprochen, so hatten sie einen solchen gar nicht. Das Schloß stand wohl noch da, in welchem vor Zeiten die Herren gehaust und von welchem aus sie die Bevölkerung vergewaltigt hatten; aber dieses Schloß war von einem Bankdirector angekauft worden, der nun darin wohnte, sich auf den hohen Herrn hinauszuspielte, doch weiter nicht viel Beachtung fand. Dieser Schloßherr war schon nahe den Sechzigern, hatte aber noch pechschwarzes, stets fein gekräuseltes Haar und einen ebenso schwarzen aufgespitzten Schnurrbart. Eine hellrothe Halsbinde trug er und lauter lichtfarbige Beinkleider, unter welchen jedoch die Beine manchmal ein wenig schlotterten, was er durch einen tänzelnden Gang recht geschickt zu verbergen wußte.

Weil sich der Bauer Schlagel nicht anmelden ließ, sondern geradeswegs in seine Gemächer trat, so wäre der Schloßherr schier beim Malen überrascht worden. Er war ein Meister in der Kunst, Haar und Bart zu färben. Rasch steckte er seine Lorgnette auf die scharfe Nase und näselte in jenem lallenden Tone, der so vornehm lassen soll: „Wer ist's? Was sucht man?"

„Herr!" stotterte der Schlagel und zerknitterte den Hut zwischen seinen zum Bitten aneinandergelegten Fäusten, „Herr, ich bin der Bauer Schlagel-Schantz, der jetzt heiratet, der gnädige Herr kann sich denken, warum ich da bin."

Nun hatte der „gnädige Herr" von der Geschichte schon gehört und war nicht gewillt, den Spaß zu verderben — im Gegentheil, er wollte ihn treiben, so weit er gieng. Die Leute sind dumm, vielleicht geht er weit.

„Sehr erfreut, Schlagel-Schantz,"

Digitized by Google

sagte der Schloßherr, „sehr erfreut über Ihre Aufmerksamkeit. Wenn es mir irgend möglich ist, so werde ich mich zu Ihrer Hochzeit einfinden."

„Einfinden?" entgegnete der Bauer und machte ein langes Gesicht. „Es ist Niemand dabei, nur die nächsten Verwandten, sonst Niemand. Machen es ganz einfach. Führen keine Hochzeitsgebräuche auf, gar keine."

„Das ist aber nicht schön von dem Schlagel-Schantz, he, he," entgegnete der Gutsherr und guckte ihn nickenden Kopfes immer durch die Lorgnette an, die er sich mit der Hand an die Augen hielt.

„Ich hab's nicht gern," fuhr der Bauer etwas dreister werdend fort, „die Meinige mag's auch nicht. Wir möchten nach der Trauung gleich davonfahren, wenn ich bitten dürft."

„Das ist aber nicht schön von Euch," wiederholte der Herr, „die alten ehrwürdigen Sitten soll man nicht abkommen lassen. Ist ein Gläschen Süßer gefällig?"

Liqueur wartete er ihm auf. Der Bauer that einen Schluck, wischte sich den Mund und sagte: „Der ist gut. Hab's ja alleweil gehört, daß mit dem gnädigen Herrn leicht umzugehen ist. Wir wollten uns schon verstehen allzwei. Aber an meiner Brant ist nichts dran. Einzig nichts. Einen guten Honig habe ich daheim, wenn ich ihn herschicken darf. Aber das mit der Brant, da thät ich wohl recht schön bitten. 's ist der Abreise wegen. Wollt tausendmal bitten, daß der gnädige Herr bei uns eine Ausnahm möcht machen. Wollt recht erkenntlich sein dafür."

Der Bauer mußte sich auf einen Divan setzen, der Schloßherr setzte sich neben ihn und streichelte sein Knie und kicherte.

„Mein Liebster," sagte er dann, „recht gern möchte ich Ihnen den Gefallen thun, recht gern, hi, hi. jedoch ich darf nicht, Geschätzter, ich darf nicht. Sie mögen die Gebräuche der werten Voreltern abkommen lassen; ich will und kann es nicht, bin das meinen Ahnen und meinen Nachkommen schuldig, Sie werden das begreifen, mein Bester. Uebrigens, es ist ja nicht so schlimm, als Sie etwa annehmen mögen, hi, hi. Ein Kuß auf die Stirn, wie der Vater die Tochter küßt zum Segen. Ist das was Unrechtes? Sie werden doch Ihre Brant nicht um die Gratification bringen wollen, die damit verbunden ist. Eh nein, das müßt Ihr nicht so schlimm auffassen, hi, hi. Von einer Störung im Hochzeitsprogramm kann aber gar keine Rede sein. Sie können nach der Trauung sofort mit Ihrem Weibchen abreisen, wann's beliebt."

„Vergelts Gott!" rief der Schlagel-Schantz und faßte die weiße kalte Hand des »gnädigen Herrn«, „Vergelts Gott!"

„Ein paar Tage früher schicken Sie Ihre Brant her in das Schloß, weil sie sich in den Katalog schreiben muß."

„Einschreiben?" stöhnte der Bauer, „zum Einschreiben ist's? Sie kann nicht schreiben. Ich kann zwar auch nicht, aber das Kreuz mach ich. Kann's gleich thun, weil ich schon da bin. Auch für die Kathinka."

Der Schloßherr läutete einem Diener und gab Befehl, die Arrestanten auf eine halbe Stunde in den Hof zu führen, „damit sie einmal ein bißchen Luft schnappen können, und dem armen Teufel von jungen Ehemann, der sich in voriger Woche heimlich hat tranen lassen, jeden Donnerstag aus der Einzelhaft. Man will auch menschlich sein."

Der Diener nickte verständnisvoll. Der Schloßherr wendete sich ruhig wieder dem Schlagel zu, klopfte ihm auf die Achsel und sagte: „Ne, ne, mein Freund, sie muß ihr Kreuz selber machen."

„Wenn's sein muß!" murmelte der Bauer und stand schwerfällig auf, „im Gottesnamen." Dachte aber bei sich: „Daß ich sie allein hergehen lasse, so dumm bin ich nicht."

Digitized by Google

Und torkelte zur Thür hinaus.

Der Schloßherr rieb sich die Hände und als sie warm waren, lachte er sich in's Fäustchen.

Der Schlagel-Schanz gieng schnurgerade zu seiner Braut und erzählte ihr Alles. Sie streichelte sein Haupt, seine Stirne, schaute ihm in's Gesicht und sagte mit zärtlicher Stimme: „Du lieber Kerl!“ Denn das ahnte sie, je dummer der Mann, desto besser ist's für ein junges Weib. „Weil Du nur gesund bist, Schatz,“ sagte sie und streichelte ihn, „Gesundheit ist das Beste.“

„Aber, was sagst Du dazu!“ war seine Frage.

„Ich freue mich drauf — daß ich in's Schloß gehen kann,“ antwortete die Kathinka.

„Ich werde mit Dir gehen,“ sagte er.

„Ich werde allein gehen,“ erklärte sie bestimmt, „ich werde ihm das Kreuz schon allein machen, wenn er eins haben will.“

„Aber einen süßen Schnaps hat er,“ gab der Bräutigam zu bedenken.

„Das ist schon recht,“ versetzte sie schneidig, „süßen Schnaps trink ich gern.“

Am nächsten Tage gieng die Kathinka in's Schloß. Der Schlagel-Schanz schlich außen um das Gebäude und horchte an den Fenstern. Eines ist offen, und wenn's darauf ankommt, springt man durch dasselbe hinein. Es mag ja sein, ein Vaterskuß. Der Schloßherr ist ja immer als Vater seiner Unterthanen betrachtet worden. Es mag ja sein. — Aber sobald er einen Hilferuf hört, will er in's Schloß und dreinschlagen, und wenn er ein Jahr lang eingesperrt wird, es ist ihm schon alles eins.

Zuerst hört er, wie sie eintritt, ihr „Küß die Hand“ sagt und von dem gnädigen Herrn freundlich empfangen wird. Dann ist einige Zeit hinter den Mauern Alles still. Natürlich, bis er den Katalog aus der Lade thut und aufschlägt, und die Feder spitzt, so ein hoher Herr hat noch lauter Gansfedern; und sie ist auch nicht die Geschickteste, ein Kreuzel auf's Papier, das braucht eine Viertelstund Vorbereitung. Nachher erst kommt er mit dem süßen Schnaps. Sie soll nur trinken, wenn er ihr schmeckt. Das Alles stellt sich der Bauer vor, da hört er drinnen plötzlich einen Schall und Wehschrei. Der Schlagel schwingt sich auf den Mauersockel, springt durchs Fenster und sieht, was vorgefallen ist. — Im Winkel kauert der gnädige Herr, preßt seine Hände an die Wange und starrt auf die zerschmetterte Lorgnette am Boden. An der andern Ecke steht die Kathinka, ihren Arm hat sie noch halb ausgestreckt. Dann tritt sie aufrecht wie eine Königin gegen den noch immer wimmernden Schloßherrn und sagt: „Ja, mein Gnädiger! Es gibt nicht allein ein Herrenrecht, es gibt auch ein Frauenrecht. Und das hab ich ausgeübt. Ich will Ihm zeigen, brave Leute zu foppen und nach Weibsbildern zu langen, die Ihn nichts angehen. Und jetzt laden wir den gnädigen Herrn höflich zu unserer Hochzeit ein, wenn Er mag dabei sein. — Komm, dummer Schlagel-Schanz, das Kreuz ist gemacht.“

Da giengen sie hochgemuth davon, und den Schloßherrn ließen sie zurück in seinem Jammer.

Digitized by Google

Metrische Gedanken.

Von P. K. Rosegger.

An die Naturalisten.

Geister dieser Zeit, wer soll verstehen
Euch nach menschlicher Vernunft Gesetzen?
Pessimistisch haßt Ihr dieses Leben,
Will jedoch die Kunst ein schön'res schaffen,
Hei, wie Ihr sie geifernd gleich verlästert!
Das, was aus dem Leben Ihr verwünscht,
Möchtet in der Kunst Ihr wiederfinden,
Nur nichts Edleres, um Gotteswillen,
Nichts, was unsre Seele könnt erfreuen,
Denn die reine Freude soll verpönt sein;
Nichts, was Lieb und Hoffnung könnte wecken
In der Menschheit. Und erst Ideale!
Ideale hat nur der Philister.
Sonst ist Kunst auf lichten Höh'n geschritten,
Heiter reigend um die ernstre Schwester
Religion. Sonst hat sie in Erz und Marmor,
Mit des Lieds erhabnen Weiheklängen
Unsere Helden zur Unsterblichkeit geleitet,
Unseren ungezognen Leidenschaften
Maßvoll edlere Gestalt gegeben,
Und im Spiel ein Gottesreich gestiftet,
Munter Schnippchen schlagend der Materie.
Und dies lichte Reich wollt Ihr vernichten?
Just den göttlichsten der Sinne Ihr verlöschen?
Phantasie! Wozu denn ward sie Euch?
Wollt ihr schon verstümmeln Euer Wesen:
Raubt das Aug, das Ohr, die Sprache Euch,
Nicht jedoch die Kraft, die aus dem Staub uns hebt.
Frei nach allen Keimen soll entwickeln
Sich der kleine Mensch. Schildert, Realisten,
Genial den Koth, die fenchte Fäulnis,
Wühlt und schwelgt darin, Naturalisten,
Nach Belieben; auch nach dieser Seite
Muß ausleben sich die Menschheit.
Düngt den Baum, auf daß er wachse, grüne.
Warum ihn verspotten, wenn er blüht?
Menschenbaum braucht Erdreich nicht allein,
Auch Sonnenschein. Und ohne üppig Blühen
Keine Frucht. Die Jugend sei gepriesen,
Mit ihrem heitern hoffnungsfrischen Herzen! –
Gern sei Euch der Würmer Reich gelassen,
Achtet, wie sie kriechen, bohren, pissen,
Schildert, bitten wir, nur recht dramatisch
Und genau, wir wollen Alles wissen.
Uns doch sei gegönnt, als Schmetterlinge
Hoch die sonnigen Blüten zu umgaukeln,
Dieses Sein mit Phantasie zu schmücken,
Und mit freier Seel die Todtengräber,
Die aus Knochen Kunstgebilde machen,
Manchesmal ein wenig auszulachen.

Wegweiser.

Schmach und Laster und Verderben
Hat die Welt in allen Arten,
Glück und Frieden findest nur
In Deines Herzens Rosengarten.
Freuden, die aus Sünden keimen:
Weiße Blüt' am Schierlingstengel,
Tugenden aus Laster sprießend
Sind — gib Acht! gehörnte Engel.
Während Du den Truggebilden
Nachjagst in den fremden Weiten,
Welken still im eignen Herzen
Ungeahnte Seligkeiten.

Denunciation.

Wenn die wilden Wetter schlagen
Und die giftigen Seuchen toben,
Welch ein grauses Heulen, Klagen
An den hohen Himmel oben.
Großer Gott, für solche Armen
Hätt ich wahrlich kein Erbarmen.
Hemmest Du die bösen Wetter
Und die giftgeschwellten Seuchen,
Machen sie mit Kriegsgeschmetter
Aus sich selber tausend Leichen.

Fürsprache.

Doch, was auf Erden keimt,
O laß es reifen,
Und was im Menschen ruht,
Das laß erstehn.
O Gott, laß dieses irrende,
Nach Deinen Höhen ringende,
Dies arme, herrliche Geschlecht
Nicht untergehn!

Schlimm.

Wenn Du den Leuten Uebles thust,
So hängen sie Dich,
Oder im Großen Gutes thust,
So kreuzigen sie Dich;
Und wenn Du ihnen gar nichts thust,
Verdrießen sie Dich.

Lorbeer und Palme.

Strebst Du nach Ruhm, o Sänger, so reize die Mitwelt nicht.
Siehe, im Fluch des Volkes welket der Lorbeerkranz.
Gibst Du den Lorbeer froh für des Märtyrers Palme hin,
Traun, dann grüß ich Dich jauchzend, Sohn der Unsterblichkeit.

Digitized by Google

Die Gottsucher.

Unendlich der Raum,
Unendlich die Zeit,
Kein Ziel und Halt
In Ewigkeit.
Die Kinder des Leides, sie sehnen und rufen,
Sie irren und zweifeln in Nacht und Noth
Und suchen nach Gott.

Sie suchen im Buchstaben,
Sie suchen im Bild,
Sie beten und bluten,
Sie streiten wild,
Entzünden die Scheiter zur lodernden Fackel,
Sie suchen im Kelch und suchen im Brot:
„Wo bist Du, Gott?“

Sie suchen im Leben,
Sie suchen in Kunst,
Sie suchen in Grübeln
Und Leidesbrunst,
Sie suchen im düsteren Schatten der Tempel,
Sie rufen in der Freiheit Morgenroth:
„Wo bist Du, Gott?“

Die Armen, sie wandern
Am Pilgerstab,
Die Weisen, sie suchen
Die Himmel ab,
Sie suchen im schuldlosen Kindesherzen,
Und fragen mit Grauen den starren Tod:
„Wo bist Du, Gott?“

Und sieh, im Suchen
Und heißen Streit
Steht immer der Herr
An ihrer Seit',
Und klopft ihnen lächelnd wohl auf die Achsel:
„Ihr Kinder, schaut Euch doch einmal um!
Seid nicht so dumm.“

Kaiser Wilhelm als Mensch.

Wer hätte im Jahre 1866 gedacht, daß dereinst der Tod Wilhelms I. in den deutschen Provinzen Oesterreichs eine so aufrichtige Trauer erwecken würde!

Wohl wird erzählt, daß damals der 69jährige König von Preußen ausgerufen haben soll: „Ich soll in meinen alten Tagen noch einen Krieg führen? Und diesen Krieg?! Nein, ich will den Frieden.“ Und doch war es, daß er in „seinen alten Tagen“ zwei der gewaltigsten Kriege mit fast beispiellosen Erfolgen geführt hat. Diese Kriege waren eben eine weltgeschichtliche Nothwendigkeit. In jenen Greisenjahren, wo andere Menschen ihre Thaten, ob klein ob groß, abzuschließen pflegen, begann Wilhelm erst seine Heldenlaufbahn: Den blutigen, glorreichen Bau des Deutschen Reiches.

Aber nicht geringer als die Siege der Waffen, waren die Siege, die sein Herz errungen. Es hat sich bald gezeigt, daß unser altehrwürdiger österreichischer Kaiserstaat keinen treueren Freund hatte, als den Kaiser Wilhelm, und die Neigung, mit welcher die beiden hochherzigen Monarchen einander zugethan waren, hatte für uns etwas Hocherfreuliches, ja Erhebendes. Wir sind mit dem deutschen Volke verbunden durch Natur, Cultur und Liebe. Und so kam es, daß wir Deutsche in Oesterreich in den herrlichen Glückestagen des deutschen Volkes uns tapfer mitfreuen konnten und daß wir nun mit ganzem Herzen Theil nehmen an seiner Trauer.

Kaiser Wilhelm der Erste ist am 9. März 1888 gestorben. Seine großen Thaten stehen eingeschrieben in eines jeden Deutschen Herz. Was dem Heimgarten geziemt zu betonen: Sein Friedenswerk. Nicht geringer als die Siege preisen wir die Kunst, seit diesen Siegen bis heute einen ununterbrochenen Frieden erhalten zu haben. Die deutsche Jugend von heute hat noch kein Schlachtfeld gesehen. Und Wilhelm scheint nicht die Absicht gehabt zu haben, ihr so bald welches zu verschaffen; war doch

Digitized by Google

noch auf seinem Sterbelager sein lebhaftester Gedanke, der ihn wachend und träumend beschäftigte: Die Erhaltung des Friedens. Dieser heiße Wunsch war gleichsam sein Testament und sein letzter Segen an das deutsche Volk.

Seine Größe als Mensch deutet ein deutscher Nachruf mit folgenden Worten an: „Je höher er auf den Gipfel des Ruhmes stieg, um so demüthiger ward sein Herz. Sein Herrscheramt übte er nie anders, denn als die höchste Pflicht, die Gott einem Sterblichen auferlegt. In seiner hohen Stellung hat er nicht ein Mittel zu reicherem Genuß des Lebens erblickt, sondern nur ein Gebot zu Selbstbeherrschung und zu pflichttreuer Arbeit.

Weil er nur darnach trachtete, wie er das Glück seines Volkes fördern könne, deshalb gewährte es ihm auch die Vorsehung, die Männer zu finden, die ihm halfen am großen Werke. An ihm erfüllte sich das Wort des Propheten: »Welchen König der Herr segnen will, dem gibt er einen guten Kanzler.«

Großmüthig gegen den Feind, dankbar gegen den Freund, voll christlicher Demuth und unaussprechlicher Milde des Herzens, voll Gottergebenheit im größten Schmerze, der ein Vaterherz treffen kann, so war Kaiser Wilhelm gleich einer jener Heldengestalten, wie sie vordem nur in Sage und Dichtung lebten. Und so wird er fortleben in den Herzen der Menschen als eine der verehrungswürdigsten Erscheinungen der Geschichte aller Zeiten."

* * *

Wenige Beispiele aus Kaiser Wilhelms Leben mögen genügen, um die edle, wahrhaft liebenswürdige Natur dieses großen Menschen zu kennzeichnen.

* * *

Am 17. März 1863, dem fünfzigjährigen Gedenktage der Errichtung der Landwehr, hatte der König die feierliche Grundsteinlegung zu dem Denkmal seines königlichen Vaters befohlen. Zu dieser Feier waren etwa viertausend der ehrenvollsten Kämpfer für's Vaterland, lauter Veteranen aus den Befreiungskriegen, eingeladen worden. In dem Entwurf zum Festprogramm dieser Feier fand sich die Stelle: „Die Krüppel werden dem Zuge in königlichen Marstall-Equipagen nachgefahren." Der König strich diese Worte und schrieb eigenhändig statt dessen hin: „Die für das Vaterland ehrenvoll Verwundeten werden dem Zuge in königlichen Equipagen nachgefahren." In dem Feldzug in Schleswig im Jahre 1864 hatten die Befehlshaber den Angriff auf eine der befestigten Stellungen bei Düppel zum 22. März geplant, in der Hoffnung, den König an seinem Geburtstage mit einer Siegesnachricht überraschen zu können. Sobald jedoch der König von diesem Plane erfuhr, gab er Gegenbefehl — „er wolle nicht, daß sein Geburtstag für die Zukunft ein Trauertag werden sollte für so viele seiner Unterthanen, deren Angehörige bei einem solchen Kampf ihr Leben würden lassen müssen!"

* * *

Einst fuhr der Kaiser Abends nach dem Victoria-Theater, allein, nur mit Kutscher und Leibjäger. Letzterer begab sich, nachdem der Monarch ausgestiegen, in das vorn an der Straße gelegene Restaurant. Mochte nun Kaiser Wilhelm die Vorstellung nicht behagen oder sonst Grund vorliegen, genug, er verließ schon nach etwa einer Viertelstunde das Theater wieder. Der Wagen fährt vor, aber der Jäger fehlt; der Kaiser muß warten. Ein Theaterdiener folgt der Andeutung des Leibkutschers und holt den Säumigen. Zu Tode erschrocken, stammelte dieser mit bebenden Lippen Entschuldigungen. Des Kaisers ganze, überaus ruhige Antwort war: „Was machst Du für Aufhebens von der Sache? Du hast ja oft auf mich warten müssen, jetzt habe ich einmal auf Dich gewartet.

Digitized by Google

Wir sind quitt! Oeffne mir den Wagenschlag!“

* * *

Bei Gelegenheit einer Kaiserparade, die 1885 in Württemberg stattfand, kam der Kaiser eben im Wagen gefahren, als er einen Mann erblickte, der das Kreuz aus den Befreiungskriegen trug. Er ließ halten, und unser Veteran wollte nun, so schnell als seine alten Glieder es erlaubten, aus seinem Wagen steigen, um seinen Kaiser zu begrüßen. Der aber rief ihm Worte zu, die wert sind, daß Jung und Alt sie für immer beherzigen und daran gedenken mögen: „Vor einem grauen Haupte sollst Du aufstehen.“ Der Kaiser, welcher sah, daß es dem Alten schwer wurde, auszusteigen, rief: „Bleiben Sie sitzen. Ich bin der Jüngere und kann zu Ihnen kommen.“ Und er stieg aus und gieng zu dem Manne.

* * *

Ein höherer General bat den Kaiser, ihm eine Schwadron Cavallerie für den Dienst in der Hauptstadt seines Gouvernements zu bewilligen. Lachend erwiderte der Kaiser: „Lieber General, da müssen Sie sich an Den dort wenden,“ mit dem Finger auf Moltke zeigend, „der hat ganz allein über alle unsere Truppen zu verfügen und ich muß froh sein, wenn er mir meine Stabswachen nicht fortnimmt.“

* * *

Der Kaiser, der bekanntlich ein großer Jagdliebhaber und vorzüglicher Schütze war, hatte von dem Grafen von Stolberg-Wernigerode eine Einladung zur Jagd in dessen wildreichen Forsten erhalten. Das Ergebnis der Jagd war ein sehr gutes, und auch der Kaiser hatte manch einen glücklichen Schuß gethan.

Nach Beendigung des Jagdvergnügens wurden die Stücke zur Strecke gebracht und es belief sich die Zahl der angeblich vom Kaiser geschossenen Thiere auf achtundzwanzig. Als ihm dies gemeldet wurde, sagte er schalkhaft lächelnd zu seinen Begleitern: „Es fallen mir bei diesem Resultat die Worte ein: Es geschehen mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als Eure Schulweisheit sich träumen läßt, denn ist es nicht ein Wunder, daß ich achtundzwanzig Stück geschossen, aber doch nur fünfundzwanzig Patronen verschossen habe?“

* * *

Ein Modewaarenhändler glaubte sich auf recht kluge Weise das Prädicat „Hoflieferant“ zu erobern. Er sandte an den Kaiser einen seidenen Schlafrock von ausgesucht luxuriöser Ausstattung und bat um Verleihung des Titels „Hoflieferant.“ Der Modewaarenhändler war sich, vermöge des allerdings prachtvollen Schlafrockes, seines Sieges so gewiß, daß er bereits die Zeichnung seiner neuen Firma mit dem kaiserlichen Wappen in Auftrag gegeben hatte. Da erhielt er aus Berlin auch den Schlafrock zurück, mit den lakonischen Worten: „Die Hohenzollern tragen keine Schlafröcke.“

* * *

Bei einem Besuche des Kaisers in der Rennbahn zu Charlottenburg fand der hohe Herr an dem bewegten heiteren Treiben um ihn her so viel Vergnügen, daß er die Rückkehr nach Berlin von Viertelstunde zu Viertelstunde aufschob, trotz der Andeutungen seiner Umgebung, daß das Diner seiner warte. Doch der Kaiser, der sich sehr gut unterhielt, wußte diese Andeutungen mit allerlei Scherzworten abzuweisen. Schließlich gab man ihm zu bedenken, daß mit anbrechendem Abend die Wagenreihe eine so dichte sein würde, daß der königliche Wagen dann wohl auf Hindernisse stoßen möchte. Darauf gab der Kaiser zur Antwort. „Ach wo! Das weiß ich besser, die Berliner lassen doch ihren König durch.“

* * *

Als Kaiser Wilhelm im Frühling 1885 ernstlich erkrankt war, wollten nach seiner Genesung die Aerzte nicht zugeben, daß der Kaiser den bald darauf

Digitized by Google

stattfindenden Manövern zu Pferde beiwohne; man fürchtete eine zu große Anstrengung für den Monarchen. Er bestand aber darauf, die Manöver zu Pferde mitzumachen. Man machte endlich den Vermittlungsvorschlag, der Kaiser solle den Manövern zu Wagen folgen. „Nicht möglich!“ wehrte der Kaiser ab, „es gibt nichts, was unmilitärischer wäre!“ — „Majestät,“ wendete ein General ein, „auch Friedrich der Große hat Manöver zu Wagen mitgemacht!“ — „Ja,“ erwiderte der greise Kaiser, „*aber das that er nur in seinen letzten Lebensjahren!*“

* * *

Unter den gekrönten Frauen hatte sich die Königin von Italien der besonderen Wertschätzung des Kaisers zu erfreuen. Er hat oftmals nicht nur ihrer Schönheit, sondern noch mehr ihrer Frauentugend das höchste Lob gezollt. Bei dem letzten Besuche des deutschen Kronprinzen am Hofe des Quirinals sendete nun Kaiser Wilhelm eine Depesche an König Humbert, welche wörtlich lautete: „Mon fils baisera la main de la reine d'Italie, et moi j'en serai jaloux.“ („Mein Sohn wird der Königin von Italien die Hand küssen, und ich werde darob eifersüchtig sein.“) Als dann der Kronprinz die Königin Margherita sah, eilte er auf sie zu und küßte ihr die Hand mit den Worten: „Das ist für meinen Vater!“ Hierauf küßte er sie auf die Stirn mit den Worten: „Das ist für mich!“

* * *

Als *Kaiser Wilhelm* im Jahre 1886 auf seiner Gasteiner Reise nach Salzburg kam, empfingen ihn dort zu seiner großen Freude Prinz und Prinzessin Wilhelm, die damals Stärkung von Krankheit im schönen Berchtesgaden suchten. Nun, wenn man die Seinen schon gern sieht, sie auf der Reise unerwartet zu erblicken, ist noch schöner. So freute sich denn auch Kaiser Wilhelm sehr, plauderte gar vergnügt mit der Prinzessin Wilhelm und erkundigte sich auf's Herzlichste nach ihrem Thun. Sie sagte ihm, wie wunderschön es in den Alpen sei, wie sie mit ihrem Manne weite Wege in der köstlichen Gegend mache und Jener sich zusehends erhole. — „So geht es Dir ganz gut, mein Kind!“ fragte der Kaiser. — Da flog ein Schatten über der Prinzessin Antlitz; sie antwortete: „Ganz gut doch nicht, denn ich sehne mich oft nach meinen Kindern.“ — „Aber warum hast Du sie denn nicht bei Dir?“ fragte der Kaiser. — Verlegen schlug Prinzessin Wilhelm die Augen nieder und sagte leise: „Es kostet so viel.“ — Der Kaiser verstand seine Enkelin. Er wußte auch wohl, daß drei kleine Prinzen mit all der Umgebung, die sie doch nothwendig brauchen, im fremden Lande und Gasthofe nicht ganz billig zu beherbergen sind. So sagte er nichts weiter, und man sprach von anderen Dingen. Am Abend saß die Prinzessin neben ihrem Kaiserlichen Großvater. Da erhielt dieser ein Telegramm, las es und reichte es dann der Enkelin mit den Worten: „Ich habe nach Deinen Kindern telegraphiert, sie kommen, aber auf meine Kosten.“ Ob da nicht eine Freudenthräne auf die Hand des gütigen Kaisers gefallen, als die Enkelin sie dankbar küßte?

* * *

Niemals entfuhr dem Kaiser im auch häuslichen Verkehr mit der Dienerschaft ein böses Wort; geschah einmal Etwas, was wider die Ordnung verstieß — und jeden andern, sich minder Beherrschenden, arg erregt hätte, so gab sich die Mißstimmung des Kaisers nur in den Worten zu erkennen: „Das darf nicht vorkommen, das darf nicht vorkommen.“ Sprach der Kaiser aber die Worte aus „Das muß nicht vorkommen,“ dann zitterte Alles — diese so maßvolle Aeußerung war schon das Anzeichen größter Erregung, sie bildete schon die schärfste Verurtheilung. Eines Tages war die Tasse zerbrochen, aus welcher der Kaiser wohl seit zwanzig

Digitized by Google

Jahren — und zwar immer stehend — zu trinken pflegte. Da der Hofmarschall fürchtete, daß der Verlust dieser Tasse, die ein Geschenk der Königin Victoria von England war, schmerzen würde, so machte er dem Kammerdiener und dem Aufseher des Trinkgeschirrs heftige Vorwürfe über die Unachtsamkeit. Die beiden Diener, den Verlust ihrer Stellung befürchtend, betheuerten vor dem Hofmarschall, daß sie an dem Zerbrechen der Tasse schuldlos gewesen und erhielten auch Gelegenheit, vor dem Kaiser ihre Unschuld betheuern zu können. Der greise Monarch, die Erregung der beiden Diener bemerkend, sagte begütigend: „Nun, nun, es ist ja wohl möglich — ich werde die Tasse wohl selbst zerbrochen haben . . . ja, ja, so ist es.“ Und dieser Lieblingstasse des Kaisers ward fortan nicht mehr Erwähnung gethan, die Diener blieben in ihrer Stellung.

* * *

Die Herzlichkeit des Verkehres zwischen Kaiser und Kaiserin zeigt die folgende kleine Episode. Bekanntlich tragen die dem Kaiser von den Ministerien zugehenden Schriftstücke die Aufschrift „An Seine Majestät“ und darunter „Vom Ministerium ꝛc.“; hatte der Kaiser das Schriftstück erledigt, so that er es wieder in dasselbe Couvert und änderte die Aufschrift, indem er das Wort „An“ ausstrich und dafür „Von“ setzte und unten umgekehrt, so daß die Adresse dann lautete: „Von Sr. Majestät an das Ministerium.“ Eines Tages nun saß die Kaiserin bereits bei der Tafel — da der Kaiser gegen seine Gewohnheit sie warten ließ, sandte die hohe Frau besorgt zu ihm, doch es vergieng wohl eine Viertelstunde, bis der Kaiser erschien und lächelnd den Grund seines verspäteten Erscheinens mittheilte. Der greise Monarch erzählte, wie ihm unglücklicherweise das Couvert beim Oeffnen zerrissen sei. Da das Schriftstück, um das es sich handelte, ein sehr wichtiges gewesen, so hatte er es nicht in das verletzte Couvert legen wollen, vergebens aber auf seinem Schreibtische nach einem geeigneten, genügend großen Couvert gesucht. Da sei ihm denn eingefallen, wie gut er es vor vielen, vielen Jahren verstanden habe, hübsche Couverts für die Kaiserin, die damals freilich erst Prinzessin war, selbst zu machen. Und so habe er denn jetzt es wieder einmal versucht, selbst ein Couvert zu machen; es habe freilich recht lange gedauert und schön sei es auch nicht geworden, „aber“ — schloß der Kaiser lächelnd — „man wird hoffentlich darüber nicht böse sein.“

* * *

Kaiser Wilhelm litt einst an einer starken Erkältung. Fürsorglich hatte sein Leibarzt außer der lindernden Medicin noch einen Thee verschrieben, welcher in der Nacht jeden Hustenreiz beschwichtigen sollte; der Kammerdiener war von ihm genau angewiesen, wie viel des Getränks dem Patienten bei jedem neuen Hustenanfall gewärmt und dann gereicht werden sollte. Als der Leibarzt seinen Morgenbesuch machte, berichtete ihm schon im Vorzimmer der alte treue Kammerdiener voller Freude: „Se. Majestät haben eine ruhige Nacht gehabt.“ Befriedigt trat der Arzt in das Schlafzimmer des Kaisers, aber ein Blick auf dessen müde Züge und ein zweiter auf die geleerte Theekanne brachten ihm Zweifel, ob es mit der eben gehörten Kunde auch seine Richtigkeit habe. Jedoch der Kaiser selbst beantwortete die unausgesprochene Frage, indem er sagte: „Ich habe viel gehustet und wenig geschlafen,“ — und dem Blick des Arztes folgend fügte er hinzu: „ich habe mehrere Male den Thee genommen, aber ich mochte nicht klingeln, der alte Mann muß doch auch seine Ruhe haben, so habe ich den Trank allein auf der Spirituslampe gewärmt.“ — War je ein Herr rücksichtsvoller gegen seinen Diener? — Das war derselbe alte Kammerdiener, der einst sagte: „Ich bin nun vierzig Jahre bei meinem kaiserlichen Herrn

Digitized by Google

und noch soll ich den ersten Befehl, geschweige denn ein böses Wort hören; bei Seiner Majestät heißt es immer: »Ich bitte« und »ich danke,« — nie anders."

* * *

Gegen seine Diener war Kaiser Wilhelm also von väterlicher Milde und machte selbst manche kleine Scherze mit ihnen. So zum Beispiel mit seinem getreuen Kammerdiener Engel, der seit lange von seiner Frau getrennt lebte. Eines Tages, als der Kaiser eben aus dem Wagen stieg, sah er in einiger Entfernung die gewesene Madame Engel stehen. Sogleich wendete er sich lächelnd an seinen Kammerdiener: „Engel, gegen die Damen muß man galant sein. Ich sehe da unten Deine Frau stehen; geh mal rasch und sag ihr guten Tag!" Mit süßsaurem Gesichte mußte Engel dem Befehl nachkommen und kehrte dann verlegen zum Kaiser zurück, der ihm lachend zurief: „So ist's recht, Engel! Vergiß nie, daß man den Frauen immer Respect erweisen muß, auch wenn sie unrecht haben!"

* * *

Als Generalarzt von Lauer eines Morgens dem Kaiser einen Besuch machte, stand dieser wie zerstreut am Fenster, ohne, wie sonst, dessen Gruß zu erwidern. Erstaunt wartete der Doctor auf eine Erklärung, als sich plötzlich der Monarch umwendete und, von Lauer an sich heranwinkend, freundlich sagte: „Entschuldigen Sie meine anscheinende Zerstreutheit, aber ich bemerkte beim Hinaussehen einen Bauern, der gewiß weit hergekommen war, den Kaiser zu sehen, und sein Söhnchen dazu mitgebracht hatte, das er hoch emporhielt. Da mußte ich doch länger am Fenster stehen bleiben, um den guten Leuten nicht die Freude zu verderben."

* * *

Als in diesem Jahre — in den letzten Wochen seines Lebens — an Kaiser Wilhelm die schlimmen Nachrichten aus San Remo eintrafen und dem greisen Monarchen das Schicksal seines kranken Sohnes tief zu Herzen gieng, beredete man ihn, sich zu seiner Zerstreuung doch wieder einmal in's Theater zu begeben. Der Kaiser gab den wiederholten Anregungen endlich nach und wohnte im Opernhause dem „Trompeter von Säkkingen" bei. Er sah gefaßt und ruhig aus, als aber das Lied kam: „Behüt Dich Gott, es wär so schön gewesen, behüt Dich Gott, es hat nicht sollen sein!" sah man, wie der greise Monarch rasch sein weißes Sacktuch vor das Gesicht hielt und in den Hintergrund der Loge trat. Er war — wie man annahm, bei Erinnerung an seinen fernen schwerkranken Sohn — in ein heftiges Schluchzen ausgebrochen und verließ bald darauf das Haus.

Eines der letzten Worte des sterbenden Kaisers war: „Nur keinen Krieg mit Rußland, nur keinen Krieg! Er ist nicht nöthig."

Von dem tiefreligiösen Gemüthe des Monarchen zeugt seine Sterbestunde, von welcher die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" einen wahrheitsgetreuen Bericht veröffentlicht hat. Da heißt es:

„Donnerstag Abends 5 Uhr trat der Oberhofprediger Dr. Kögel an das Krankenbett des Kaisers, und nach einem kurzen Wort der Begrüßung, worin er von der betenden Theilnahme des ganzen Volkes sprach, sagte er — nach jedem Spruch eine längere Pause machend — dem hohen Patienten das Psalmwort 23, 4 vor: Ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück; denn Du bist bei mir; Dein Stecken und Stab tröstet mich. Dann Jesaia 54, 10: Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen; aber meine Gnade soll nicht von Dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, Dein Erbarmer. Und Jesaia 43, 1: Fürchte Dich nicht, denn ich habe Dich erlöset; ich habe Dich bei Deinem Namen

Digitized by Google

gerufen; Du bist mein. Beidemale antwortete der Kaiser mit der Zustimmung: „Das ist schön.“ Als der Geistliche fortfuhr: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Christus ist die Auferstehung und das Leben — da lautete die Bestätigung: „Das ist richtig.“

Sprüche, die im Laufe der Abendstunden dem Kranken zugerufen wurden, waren: Jesaia 14, 27: Der Herr Zebaoth hat es beschlossen; wer will es wehren? Und seine Hand ist ausgestreckt, wer will sie wenden? Römer 5, 1: Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum. Matthäus 28, 20: Siehe ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende; 1. Joh. 1, 7: Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde. Ev. Joh. 1, 29: Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt; danach Röm. 14, 7—9: Unser Keiner lebt ihm selber und Keiner stirbt ihm selber; leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Denn dazu ist Christus auch gestorben und auferstanden, daß er über Todte und Lebendige Herr sei.

Bei dem Spruch: Herr nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, wie Du gesagt hast; denn meine Augen haben den Heiland gesehen — fragte die Frau Großherzogin von Baden ihren Vater, ob er es verstanden habe. Er bejahte es, indem er die letzten Worte vernehmlich wiederholte: „Meine Augen haben den Heiland gesehen.“

In einer der Pausen sagte der Kaiser, unveranlaßt, von sich aus: „Er hat mir mit seinem Namen geholfen.“ Ein anderesmal sprach er wie ein Träumender vor sich hin: „Wir wollen eine Erbauungsstunde einrichten.“ Nach einem Zwischenraum erwachend, erklärte er: „Ich habe einen Traum gehabt. Es war die letzte Feier im Dom.“ Möglicherweise hatte er sich im Geiste sein eigenes Leichenbegängnis vergegenwärtigt.

In der Nacht zum Freitag um 4 Uhr betete Dr. Kögel:

Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meinem Tod,
Und laß mich seh'n Dein Bilde
In Deiner Kreuzesnoth.
Da will ich nach Dir blicken,
Da will ich glaubensvoll
Dich fest an mein Herz drücken:
Wer so stirbt, der stirbt wohl.

Das darauf folgende Vaterunser sprach die Kaiserin laut mit. Als der Geistliche mit dem 27. Psalm, Vers 1, begann: Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft, vor wem sollte mir grauen? und die Frau Großherzogin an den Kaiser die Frage richtete: „Papa, hast Du es verstanden?“ gab er zur Antwort: „Es war schön.“

Die Großherzogin fragte hierauf: „Weißt Du, daß Mama an Deinem Bett sitzt und Dir die Hand hält?“ Da schlug er sein Auge auf und sah die Kaiserin lange klar an. Dann schloß er das Auge, um es nicht wieder zu öffnen. Der letzte Blick galt der Kaiserin.

Als sich die Zeichen des Todes deutlich ankündigten, segnete der Geistliche den Sterbenden ein mit den Worten: Der Herr behüte Deinen Ausgang und Deinen Eingang von nun an bis in Ewigkeit! Ziehe hin in Frieden! Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes. Vater, in Deine Hände befehlen wir seinen Geist, Du hast ihn erlöst, Du treuer Gott. — Dann, als der letzte Athemzug gethan und das Leben entflohen war, kniete die königliche Familie nieder und Dr. Kögel sprach ein Gebet, worin er den dreieinigen Gott für die Treue pries, mit der er den König getragen,

Digitized by Google

erlöst, erworben, gewonnen und geheiligt habe und seinen Hingang zum Heimgang gemacht und ihn zum Segen gesetzt für das Deutsche Reich. Er befahl die Kaiserin und die Kinder, Schwiegerkinder und Kindeskinder des Kaiserpaares, sowie alle Glieder des königlichen Hauses dem Trost des heiligen Geistes und schloß mit dem Flehen:

Erbarme Dich unseres Königshauses, unseres Volkes und Vaterlandes und erfülle auch beim Hinscheiden an dem Kaiser das Wort: „Ich will Dich segnen und Du sollst ein Segen sein. Amen."

Der Wiener Frohnleichnams-Umzug im Jahre 1848.

Erinnerung eines Achtundvierzigers.

Von **Moriz Smets.**

Cardinal Melchior Khlesl, vom Kaiser Mathias I. mit der Aufgabe betraut, die Friedensverlängerung bei der hohen Pforte zu erwirken, hatte die Willigkeit des Sultans, Unterhändler nach Wien zu senden, erlangt. Am 12. Mai 1615 traf die türkische Botschaft, 136 Köpfe stark, nächst der Schwechat, vom Landesmarschall an der Spitze eines berittenen Gefolges bewillkommt, in der Hauptstadt ein. Einer der beiden Gesandten der Pforte war Kaspar Gratiani, ein Kroate und Christ, welcher Secretär des Erzherzogs Ferdinand von Innerösterreich gewesen, sodann in türkische Dienste, ohne seinen katholischen Glauben abschwören zu müssen, getreten war, und es darin so erstaunlich weit gebracht hatte. Dieser beturbante Christ wurde nun von Khlesl bei Entgegennahme seines Beglaubigungsschreibens beredet, daß er in dem von diesem selbst am 14. Mai pontificierten Frohnleichnamsumzuge zunächst dem Kaiser einherschritt. „Ein türkischer Gesandter" — bemerkt Freiherr von Hammer-Purgstall in seinem „Leben Khlesl's" — „in der Frohnleichnams-Procession als Begleiter des Kaisers — ein vordem und seitdem zu Wien nie gesehenes Schauspiel!"

Unwillkürlich drängt sich uns hiebei die Frage auf, ob diese ganz richtige Bemerkung nicht in Bälde einigermaßen an Giltigkeit, und zwar insoferne einbüßen dürfte, als, wenn auch eben kein türkischer Gesandter, aber doch beturbante oder befezte Neu-Oesterreicher den Wiener „Stadt-Umgang" zu verherrlichen berufen werden könnten. Weshalb sollte denn nicht eine hohe Regierung oder ein Kirchenfürst die Occupation Bosniens und der Herzegowina auch dazu ausnützen und den Wienern hiedurch eine Befriedigung ihrer Schaulust, eine Augenweide bereiten?!

Dies der Zukunft anheimgebend, kehren wir in die Vergangenheit zurück mit der Schilderung des absonderlichen Frohnleichnams-Umzuges, welcher zu Wien im Jahre 1848 stattgehabt.

Frohnleichnam, der mit größtem Pompe gefeierte Festtag des Kirchenjahres, war auch der vergnügteste Volkstag für das vormärzliche Wien, indem nicht nur das gesammte Bürgermilitär in vollster Parade zu dem Stadt-Umgange ausrücken durfte, sondern auch der kaiserliche Hof sammt Allem, was drum und dran hing, denselben mit höchster Prachtentfaltung verherrlichte, vorausgesetzt, daß der Himmel durch keine unsäuberliche Auf-

Digitized by Google

führung die Tagesfeier in die Kirchenhallen bannte. Schon am Vorabende bildete demnach das Wetter das Hauptthema aller Gespräche, jedes auftauchende Wölkchen das Ziel mißtrauischer und ärgerlicher Blicke; dagegen ward jedes Sternlein am nächtlichen Firmamente freudigst begrüßt und mit seinem Blinken vertrauensvoll zu den festlichen Vorbereitungen geschritten. Die Altäre wurden aufgeschlagen und herausgeputzt, die Musikbanden der verschiedenen Bürgercorps brachten ihren angesehensten Officieren Ständchen, und mit erstem Grauen des Morgens wogte es schon von Tausenden und Abertausenden, welche die bevorstehende Augenweide aus Nah und Fern herbeigelockt, in den Straßen und auf den Plätzen der inneren Stadt.

Von solcher Stimmung und Theilnahme wurden unmittelbar vor und an dem Frohnleichnamstage des Jahres 1848, welcher auf den 22. Juni fiel, nur sehr kärgliche Ueberreste ersichtlich, denn die Vergnügungssucht der Wiener fand nur mehr Reiz und Befriedigung in Festen von politischer oder nationaler Färbung. Zudem war ihre stolze Bewunderung bürgerlicher Prunksoldaten seit Errichtung der Nationalgarde verflogen, und ihre allerdings ungeschwächt gebliebene Schaulust durch die Abwesenheit des kaiserlichen Hofes nicht herausgefordert. Unter so bewandten Umständen würde die Bevölkerung auch kaum das Unterbleiben der öffentlichen Procession bedauert haben; in der Art aber, wie sie stattgehabt, verdient sie, gleich jener vom Jahre 1615, als eine Merkwürdigkeit, als ein Unicum in den Annalen Wiens bezeichnet und aufbewahrt zu werden.

Wenn die Wiener auch diesmal keinen türkischen Würdenträger zu sehen bekamen, so konnten sie doch als Theilnehmer an der katholischen Kirchenfeier viele Angehörige eines nicht kriegerisch gesinnten, sondern friedlich erobernden Volkes von gleichfalls orientalischer Abstammung schauen. Der Anblick der vielen Israeliten, welche theils als Mitglieder des Sicherheits-Ausschusses, theils als Nationalgardisten, theils als akademische Legionäre sich im Umzuge befanden, that der Geistlichkeit besonders wehe, wie aus den damals von einigen ihrer Mitglieder herausgegebenen oder geleiteten Zeitungen: „Aufwärts!," „Der Friedensbote," „Wiener Kirchenzeitung" und „Der Sprecher für Staat und Kirche" erhellt; diese stimmten sämmtlich hierüber bittere Klagen an und fanden keine Tröstung in der Entgegnung, „daß ein vernünftiger Mensch Alles mitmachen könne." Die Berichterstatter dieser katholischen Blätter wußten zu vermelden, daß „die Juden als Nationalgardisten die Obliegenheiten gehabt, das Presbyterium im St. Stephansdome vor dem Zudrange des Publicums frei zu halten," daß „bei dem Hochamte von solchen Juden in Uniform die Einen Zeitungsblätter aus den Taschen zogen und in dieſem Evangelium lasen, während Andere schwatzten und wieder Andere zusammenschritten, um Unterhaltung zu pflegen."

Bald wäre es auch geschehen, daß ein Israelit, nämlich Dr. Adolf Fischhof, als Präsident des Sicherheits-Ausschusses, die Stelle des Kaisers unmittelbar nach dem Hochwürdigsten eingenommen hätte. Die „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland" berichteten sogar mit dem Ausdrucke tiefsten Schmerzes, daß dies geschehen sei, doch waren sie in dieser Hinsicht falsch unterrichtet. Der Präsident des Gemeinde-Ausschusses, Theodor Hornbostel, ein Protestant, und dessen Stellvertreter Georg von Martyrt, ein Grieche, folgten unmittelbar dem Traghimmel, nachdem der Sicherheits-Ausschuß, der zufolge seiner größeren Machtbefugnis den Ehrenplatz nach dem Hochwürdigsten für sich beanspruchte, umgestimmt worden war, diesen dem gleichfalls darnach geizenden

Digitized by Google

Gemeinde-Ausschusse als der, wenn auch nur um ein paar Tage älteren Localbehörde, abzutreten.

Uebrigens erschien der Himmel dieses Festtages nicht trübe umflort; vielmehr strahlte die Sonne, welche unterschiedlos über Gerechte und Ungerechte aufgeht, mit unumwölktester Klarheit herab, wodurch aber auch die Einfachheit, Schlichtheit und Kürze des diesmaligen Frohnleichnahmsumzuges in das allergrellste Licht gesetzt wurde. Blos die Geistlichkeit, an ihrer Spitze der greise Erzbischof Vincenz Eduard Milde, zeigte sich in der seither üblichen Anzahl und Festgewandung; jedoch sonst welch ein gewaltiger Abstand von ehedem! Keine glänzenden Uniformen von Ordensrittern, Kammerherren, Generalen, hohen Staatsbeamten, Hofgarden, waren im Umzuge zu erblicken; nur ein kleiner Bruchtheil des Magistrates, der Rector und die vier Decane der Universität, der Sicherheits-Ausschuß im Waffenrocke, der Gemeinde-Ausschuß in schwarzer Kleidung und ausschließlich Windlichter tragend, bildeten nebst einigen Abtheilungen der „dreifältigen" Volkswehr mit Musikbanden das gesammte Festgefolge. Die Minister glänzten durch ihre Abwesenheit; die Generalität hatte, mindestens dem Scheine genügen wollend, vor der Dreifaltigkeitssäule am Graben Aufstellung genommen, wo auch ein k. k. Grenadierbataillon die üblichen Salven abfeuerte.

Der diesmalige „Stadt-Umgang", welcher nicht so viele Hunderte, als sonst Tausende zählte, schlich sich, einem Leichenconducte vergleichbar, trübselig zwischen dem von Militär, abwechselnd Mann für Mann mit Bürgermiliz, Garde und Legion gebildeten Spaliere, hinter welchem die Schaulust der Bevölkerung eine gar spärliche Vertretung hatte, dahin. Gleichwohl gab es nicht Wenige, die eben hierüber ein ganz besonderes Wohlgefallen empfanden und dieses auch in den Phrasen: „Die Freiheitssonne strahlt heller als Diademenglanz!" oder: „Gott war allein unter seinem Volke!" verlautbarten. Die große Mehrheit vermißte jedoch mit aufrichtigem Leidwesen den ersten constitutionellen Monarchen Oesterreichs: Ferdinand den Gütigen, der wohl mehr ferne gehalten, als freiwillig ferne verblieben, in den Bergen Tirols weilte, und hegte den innigen Wunsch, ihn aus Innsbruck, wo er wegen Unwohlseins sich nicht in Person am Frohnleichnamsumzuge betheiligen konnte, sondern blos dem vierten Evangelium von einem Balkone der Hofburg aus beiwohnte, baldigst wieder in ihrer Mitte zu haben.

Die Jungfrau von Caen.

Ein Bild aus der Schreckenszeit von **Ferdinand Schmidt.***)

Man stand im vierten Jahre der Revolution; der Triumph der Männer der Revolution war ein vollkommener. Da brach die gefährlichste Revolution im Schoße der Revolution selbst aus. „Girondisten oder Jakobiner" war die Frage, von deren Entscheidung einige Monate lang das Schicksal Frankreichs, ja Europas abhieng. Die Revolution beobachtete ein

*) Entnommen dem höchst empfehlenswerten Werke: „Frauengestalten aus der Sage und der Geschichte aller Zeiten und Völker" von Ferdinand Schmidt. Jena. Hermann Costenoble.

Digitized by Google

ähnliches Verfahren wie der Griechengott Kronos, nur mit dem Unterschiede, daß dieser seine eigenen Kinder verschlang, während die Revolution ihre eigenen Väter, einen nach dem andern, verspeiste. Die Reihe kam zuerst an die Girondisten. Nachdem das Königthum gestürzt, die Republik gegründet war, wünschten die Girondisten dieses fortwährende Gemetzel, diesen Krieg im Innern und nach außen beendet zu sehen. Bisher waren sie beim Volke ebenso verhaßt gewesen, wie die Jakobiner; nun aber, da sie für die wichtigsten persönlichen Güter, für Leib und Leben, für Recht und Eigenthum, in die Schranken traten, hatten sie die allgemeinste Zustimmung für sich. Ihnen gegenüber glaubten die Jakobiner auch jetzt noch nur durch strenge Maßregeln herrschen zu können. Durch eine Zwangsanleihe bei den Reichen sich Geld zu verschaffen und diese zu ruiniren, den Bauern den Kornpreis vorzuschreiben und dadurch dem Pariser Pöbel wohlfeiles Brot zu verschaffen, alle feindlichen Parteien unter die Soldaten zu stecken und in den Krieg gegen Oesterreich an die Grenze zu schicken, dies waren die ebenso communistischen als terroristischen Grundsätze dieses kleinen Haufens, der sein blutiges Banner über Frankreich schwang. Ihre einflußreichsten Mitglieder waren Robespierre, St. Just und Couthon; der Erstere war ihr Hauptredner und strebte nach einer Dictatur. Von untergeordneter Bedeutung im Convent, von der höchsten aber beim Pöbel, war Johann Paul Marat. Er war ursprünglich Thierarzt und stammte aus dem Fürstenthum Neuchâtel. Niemand verstand es so wie er, die ruchlosesten Sachen offen und ungeschminkt seinen Freunden und Feinden in's Gesicht zu sagen. Was die anderen nur als tiefes Parteigeheimniß auszusprechen wagten, scheute er sich nicht, rücksichtslos in seinem Journal „Der Volksfreund" zu äußern. Handelte es sich um die Ermordung politischer Gegner, um Raub fremden Eigenthums, um Meuterei der Soldaten gegen ihre Officiere, so hielt er das für sehr natürliche Sachen und forderte sie als das gute Recht des Volkes. Er hatte einen Hauptantheil an der Ermordung des Königs und an dem Septembergemetzel und forderte in seinem „Volksfreund" noch 200.000 Köpfe, um die Revolution vollenden zu können.

Alle Anderen ohne Gnade zu ermorden und auf diesem Leichenfelde eine communistische Pöbelherrschaft mit Marat'scher Dictatur aufzupflanzen, Reichthum, Bildung, Ehre, Sittlichkeit zu vernichten, war sein offen ausgesprochenes Ziel. Dabei trug er, der sich gern Volksfreund nennen ließ, kein Bedenken, von dem elenden Herzog Philipp von Orleans, damals Philipp Egalité, welcher als Deputierter selbst für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatte und nun auf den erledigten Königsthron speculierte, Geld anzunehmen und mit diesem schmachvollen Gelde sein stets unreinliches Zimmer mit kostbaren Atlasmöbeln auszustatten. Da er den untersten Classen auf jede Art schmeichelte, ihre Wünsche und Begierden als ihre heiligsten Rechte verkündigte und vertheidigte, so war er bald der Liebling des Pariser Pöbels und konnte über denselben als über ein gehorsames Heer verfügen, ihn zu jedem Gewaltschritt, auch gegen den Nationalconvent, verleiten. Dadurch aber erregte er den Neid und den Verdacht der hervorragendsten Männer seiner Partei. Als er das Volk zur Bestrafung der Abgeordneten, welche den König hatten retten wollen, aufrief, setzten es die Girondisten, welche damit gemeint waren, durch, daß er vor ein Revolutionstribunal gestellt wurde. Da erklärten mehrere Sectionen (Stadtbezirke, deren es 48 gab), daß sie Marat bis auf den Tod vertheidigen würden, und forderten als Vergeltungsrecht die Ausstoßung der vorzüglichsten Girondisten.

Dies war der erste Angriff auf

Digitized by Google

den Convent von außen und wies auf den Untergang der Girondisten hin.

Marat wurde freigesprochen und im Triumph in den Convent getragen. Umso heftiger und unverschämter hetzte er jetzt den Pöbel gegen seine Feinde auf, und als der 2. Juni anbrach, sah man ihn, von einem Haufen Straßenbuben umgeben, gegen den Convent anmarschieren. Die Versammlung war von mehreren tausend Bewaffneten umstellt, Kanonen waren gegen den Saal gerichtet, und dem Präsidenten wurde erklärt, daß Niemand herausgelassen werde, bis die auf einer Liste aufgeführten Deputierten ausgeliefert und verhaftet seien. Aller Widerstand war gebrochen. Die Liste der Opfer wurde verlesen, von Marat der Eine gestrichen, ein Anderer hinzugefügt, gegen dreißig Girondisten den Gendarmen ausgeliefert und zunächst in eine gelinde Haft gebracht, um nach wenigen Monaten in schmutzige Kerker und unter die Guillotine zu gelangen.

Die rohe Gewalt hatte gesiegt, die Anarchisten, wie man diese Jakobiner nannte, begannen ihren Vernichtungskrieg gegen die Städte und Departements, welche sich der gefangenen Girondisten annahmen. Ein Theil der gefangenen Girondisten war geflohen und hatte sich, die Einen nach Lyon, die Andern in die Bretagne und die Normandie begeben, um die Bewegung gegen die Pariser Tyrannen in rechten Fluß zu bringen. Sie wurden überall mit offenen Armen aufgenommen. Es war der Plan, eine Armee aufzustellen und sie gegen Paris zu führen. Am 7. Juli 1793 fand eine Revue der Nationalgarde in Caen in der Normandie statt. Man wollte ein Freiwilligen-Bataillon zu dem Heere, das gegen Paris bestimmt war, stoßen lassen.

Eine Menge von Zuschauern wohnte der Revue bei, unter ihnen auch eine Jungfrau von hoher und edler Gestalt, von schönem Antlitz, das ebensowohl Milde als Stolz verrieth und seine Theilnahme an dem Los der Freiwilligen nur schwer zu verbergen vermochte. Ihr wollte es scheinen, als sei es unnöthig, so viele brave Männer zu einem so gefährlichen Unternehmen nach Paris zu schicken; sie glaubte, mit der Hinwegräumung des einzigen Marat werde der Anarchie ihr Kopf genommen sein, und hierzu, dachte sie, sei auch der Arm eines Weibes stark genug. Daher beschloß sie, sich sogleich nach Paris zu begeben, um jenes Werk auszuführen. Sie hegte weder Bedenken über die Rechtmäßigkeit ihrer That, noch Furcht vor deren Ausführung, glaubte vielmehr ebensosehr eine göttliche Sendung zu erfüllen, wie einst Johanna von Orleans bei ihrem kriegerischen Auftreten. Gesetze und Obrigkeit im wahren Sinne des Wortes gab es damals keine mehr, man befand sich im Zustande der Nothwehr, und hier, meinte sie, gäbe es andere Gesetze, als die der gewöhnlichen Moral.

Diese Jungfrau, welche sich zur Rächerin für so viele tausend unschuldig Hingeschlachtete aufwarf und sich zur Rettung ihres Vaterlandes als freiwilliges Opfer hingab, war Anna Maria Charlotte Corday d'Armans. Sie war am 28. Juli 1768 zu Saint Saturin im Calvados-Departement geboren, stammte aus einem edlen normannischen Geschlechte und war mütterlicherseits eine Enkelin des berühmten Dichters Corneille. Ihr Vater war ehemals königlicher Stallmeister und suchte ihre vorzüglichen Anlagen durch gute Erziehung und Unterricht auszubilden. Sie las die classischen Werke der neueren Schriftsteller und Dichter, noch mehr die Werke der alten, und nahm sich die großen Charaktere der alten Römer zum Muster. Zu jener Zeit hatte sie das Landgut ihres Vaters verlassen und lebte in Caen in dem Hause der ihr verwandten Frau von Bretteville. In letzter Zeit interessierte sie sich besonders für eine Freundin Namens Alexandrine von Forbin, welche mit ihr im Fräuleinstift in Caen erzogen, später Nonne

Digitized by Google

in einem Kloster zu Troyes geworden und nach der Schweiz gegangen war. Als Emigrantin war sie ihrer gesetzlichen Pension beraubt worden, und Charlotte war bemüht, ihre Ansprüche zur Geltung zu bringen. Um jene Zeit wurde die politische Aufregung zu Caen von Tag zu Tag heftiger, und als nun die Musterung der Freiwilligen stattfand, da stand in Charlotte der Entschluß fest, das Haupt der Anarchie, Marat, gewaltsam zu beseitigen.

Die Angelegenheit ihrer Freundin Forbin kam ihr sehr gelegen, um, ohne einen auffallenden Schritt zu thun, sich nach Paris begeben zu können. Sie ersuchte Barbaroux, einen der nach Caen entkommenen Girondisten, um ein Empfehlungsschreiben in jener Sache an den Minister. Ein anderer Girondist, Petion, der zugegen war, äußerte seine Verwunderung, daß sie als Aristokratin sich an sie, die doch Republikaner seien, wende. Sie entgegnete: „Ihr urtheilt heute über mich, ohne mich zu kennen; es wird ein Tag kommen, an dem Ihr wissen werdet, wer ich bin.“ Sie erhielt von Barbaroux ein Schreiben an den ihm befreundeten Düperret in Paris. Er sandte ihr auch ein Billet, worin er sie bat, ihm von den Details ihrer Reise Nachricht zu geben. Dieses Billet beantwortete sie mit dem Versprechen, ihn nicht nur von den Details, sondern mehr noch von dem Erfolge ihrer Reise zu benachrichtigen. Sie hielt ihr Versprechen.

Sie reiste am 9. Juli ab, heiter wie ein Spartaner, der in den Kampf gieng. Am 11. Juli Mittags kam sie in Paris an und stieg im Hotel de la Providence ab. Als die Wirtin vernahm, daß sie aus Caen komme, fragte sie, ob es wahr sei, daß von dort eine Armee nach Paris marschieren wolle. Lachend antwortete sie, daß sich kaum dreißig Freiwillige eingeschrieben hätten, und daß auch diese keine Feinde der Pariser seien. Nachdem sie sich ein wenig ausgeruht hatte, suchte sie Düperret auf und übergab ihm den Brief, worin Barbaroux ihn bat, Charlotte wegen der Forbin'schen Sache zum Minister zu geleiten. Düperret gieng am 12. Juli mit ihr zum Minister; aber dieser war nicht zu sprechen. Darauf ließ sie die Sache, die ihr nur Nebensache war, fallen.

Zu Düperret sagte sie: „Bürger Düperret, ich muß Ihnen einen Rath geben. Machen Sie sich los vom Convent und ziehen Sie sich zurück! Sie können doch nichts ausrichten. Gehen Sie daher nach Caen, wo Sie mit Ihren Collegen dem Vaterlande nützen können.“ Er erwiderte ihr, sein Posten sei zu Paris, und nichts könne ihn bewegen, ihn zu verlassen. Darauf entgegnete sie: „Sie begehen einen dummen Streich.“ Durch diese Aufforderung, Paris zu verlassen, wollte sie, wie es scheint, die Gefahr von ihm abwenden, in welche er durch den Umgang mit ihr kam. Sie erlaubte ihm daher auch nicht, sie am folgenden Tage zu besuchen, machte selbst auch keine Besuche bei ihren Bekannten.

Nachmittags entwarf Charlotte in ihrer Wohnung eine Adresse an das französische Volk. „O Frankreich!“ ruft sie in derselben, „Dein Heil liegt in der Hand des Gesetzes; ich verletze es nicht, indem ich Marat tödte; die Welt hat ihn verurtheilt; er ist außerhalb des Gesetzes; wer will mich deshalb verurtheilen? Bin ich schuldig, so war es auch Alcides, als er die Ungeheuer vertilgte. O mein Vaterland, Deine Leiden zerreißen mir das Herz! Nur mein Leben kann ich Dir opfern, und ich danke dem Himmel, daß er mir die Freiheit gab, es Dir darbringen zu können. Ich will, daß mein letzter Seufzer meinen Mitbürgern Heil bringe, daß, wenn man mein Haupt durch Paris trägt, es ein Zeichen werde, unter dem die Freunde der gesetzlichen Ordnung sich erheben mögen. Mein Vater, meine Freunde wissen nicht um meine That. Verfehle ich meine That, so möge sie Frankreich wenigstens den Weg weisen. Auf!

Digitized by Google

erhebe Dich! Du kennst Deine Feinde, triff sie mit Deiner Hand!"

Am 13. Juli gieng sie Morgens um acht Uhr aus, kaufte sich im Palais Royal ein Messer und verbarg es. Sie fuhr vor Marats Haus und verlangte ihn zu sprechen. Dieser aber lag schon seit einiger Zeit an einer gefährlichen Krankheit darnieder, daher Charlotte abgewiesen wurde. Auf diesen Fall gefaßt, übergab sie der Magd einen Brief und gieng hinweg. Der Brief lautete: „Ich komme von Caen, wo man mich verfolgt hat. Ihre Liebe zum Vaterlande muß Sie wünschen lassen, die Verschwörung kennen zu lernen, mit welcher man dort umgeht. Ich erwarte Ihre Antwort." Abends kam sie wieder und sagte, sie müsse ihn diesmal sprechen. Aus Furcht vor einer nochmaligen Abweisung hatte sie einen zweiten, noch dringenderen Brief in Bereitschaft. Anfangs schien es, als ob sie diesen abgeben müsse, um sich Einlaß zu verschaffen; denn die Magd und die Haushälterin wiesen sie auch diesmal ab. Aber Charlotte bestand auf ihrem Verlangen, und Marat, der den Streit hörte und vernahm, daß die Frau ihn besuchen wolle, welche jenen Brief an ihn geschrieben habe, befahl, sie einzuführen.

Marat saß eben im Bad und war mit einem Bademantel bekleidet. Als Charlotte eintrat, fragte er sie, was für Eröffnungen über die Verhältnisse zu Caen sie ihm zu machen habe. Nun schilderte sie ihm die dortige Bewegung und nannte ihm Namen betheiligter Personen. Marat hörte ihr mit großer Aufmerksamkeit zu und verhehlte seine Freude über den gehofften Fang nicht. Er nahm einen Bleistift, legte sich gegen den Tisch, der rechts vom Badezuber stand, und während Charlotte ihm die Namen angab, schrieb er sie auf und fügte hinzu: „Es ist gut, diese Rebellen werden alle unter die Guillotine kommen!" Bei diesen Worten zog Charlotte, welche links vom Badezuber stand, das Messer heraus und stieß es Marat unter der linken Brust tief in's Herz. „Zu Hilfe, meine liebe Freundin!" waren seine letzten Worte. Auf diesen Ruf stürzten sein Diener, Namens Bas, und die Haushälterin herein und sahen Marat entseelt zusammengesunken, das Blut aus seiner Brust hervorströmend, dort Charlotte, ganz erfüllt von der Größe ihrer That, heiter, ruhig, unbeweglich. Wüthend, unter lauten Verwünschungen fielen sie über Charlotte her, Bas schlug sie mit einem Stuhl zu Boden, die Haushälterin trat sie mit Füßen. Es gab eine Scene der wildesten Rache.

Charlotte ließ Alles ruhig über sich ergehen. Ihr Plan war ihr ja gelungen! Dieser Gedanke hob sie über alle Schmach und alle Mißhandlung hinweg. Auf das Geschrei der Hausbewohner eilten Nachbarn und Polizeibeamte herbei. Charlotte gestand ihre That und ließ sich willig durchsuchen. Man fand bei ihr 150 Livres an barem Gelde, 140 in Assignaten, eine goldene Uhr, einen Kofferschlüssel, den oben angeführten Brief an Marat, die Adresse an das französische Volk, einen Paß und einen Taufschein. Sie zeigte bei dem vorläufigen Verhör eine Ruhe, die Alle in Erstaunen versetzte. Als man ihr vom Schaffot sprach, lächelte sie verächtlich. Nachdem das Protokoll aufgesetzt war, wurde sie in Begleitung des Commissärs des Sicherheitsausschusses in einem Wagen in das Abteigefängniß abgeführt. Das Volk, zu dem die Kunde der That bereits gedrungen war, eilte herbei, um die Mörderin seines Lieblings nicht nur zu sehen, sondern sie geradezu in Stücke zu zerreißen. Lechzend nach Blut umschwärmten Männer und Weiber den Wagen, und die Commissäre hatten ihre ganze Autorität zu gebrauchen, um einen thätlichen Angriff abzuhalten. Die Gefängnißthür der Abtei schloß sich hinter ihnen.

Die Nachricht von Marats Ermordung verbreitete sich schnell in ganz Paris. Der Schrecken im Convent, als

Digitized by Google

Einer von der Bühne herabrief: „Marat ist ermordet!“ war ungeheuer. Man verhaftete den Rufer, da man ihn für einen Sendling der Gegenrevolution hielt. Während die Anhänger der Girondisten im Stillen jubelten, glaubten die Jakobiner nichts als Dolche gegen sich gezückt zu sehen. Man hielt es für ausgemacht, daß man es hier mit dem Vorspiel einer großen Verschwörung zu thun habe, deren Endzweck die Ermordung der angesehensten Jakobiner, die Erhebung des Dauphins auf den Thron und die Errichtung eines girondistischen Ministeriums sei. In Charlotte sah man nur das gedungene Werkzeug der Verschwörer, glaubte übrigens nicht, daß es ein Mädchen sei, sondern hielt sie für eine verkleidete Mannsperson. Von verschiedenen Sectionen erschienen Deputationen vor dem Convent, äußerten ihren Schmerz über Marats Tod und nannten ihn den „Freund der Menschheit, den Schrecken der Aristokraten, die Schutzwehr der Freiheit, den Apostel und Märtyrer der Revolution.“ Das Volk, das seine Heiligen so muthwillig weggeworfen hatte, schuf aus ihm einen neuen Heiligen, schwur bei dem Namen Marats, legte auf vier Wochen Trauerkleider an, und wer um jene Zeit mit einem Knaben beschenkt wurde, der gab ihm sicherlich den Vornamen Marat. Als der Diener Bas im Jakobiner-Club erschien, um über die That Bericht zu erstatten, wurde ihm der Dank der Versammlung für sein würdiges Benehmen ausgedrückt, und der Präsident gab ihm den Bruderkuß. Man sprach bereits davon, Marat die Ehre des Pantheons zu geben, obgleich nach dem Gesetze Niemand früher als zwanzig Jahre nach seinem Tode dahin gebracht werden sollte. Da ergriff Robespierre, welcher durch dies neue Martyrium sich zu sehr zurückgesetzt und in den Schatten gestellt sah, das Wort und sprach: „Wenn ich heut rede, so habe ich das Recht, es zu thun. Es handelt sich um Dolche; sie erwarten mich; ich habe sie verdient, und es ist Sache des Zufalls, wenn Marat vor mir getroffen worden ist. Ich habe also das Recht, in die Discussion mich einzumischen, und ich thue es, um meiner Verwunderung Ausdruck zu geben, daß Eure Energie sich hier erschöpft in eitlen Declamationen, und daß Ihr nur an eitlen Pomp denkt. Das beste Mittel, Marat zu rächen, ist, seine Feinde unbarmherzig zu verfolgen. Verzichtet auf unnütze Discussionen und rächet Marat auf eine seiner würdigen Weise!“

Aber diese Worte machten nicht den gewünschten Eindruck. Die Jakobiner ließen es sich nicht nehmen, Marat ein pomphaftes Leichenbegängnis zu veranstalten und ihm zu Ehren ein neues Fest zu feiern, wobei die Fischweiber, in tiefe Trauer gehüllt, als Revolutionsdamen aufmarschierten, seine Büste im Sitzungssaale des Gemeinderathes aufzustellen, sein Herz in eine Urne zu legen und diese in den Club der Jakobiner zu bringen, wo sie als Reliquie aufbewahrt werden sollte. Ein Mitglied hielt dabei eine Rede, verglich Marat mit Jesus Christus und stellte ihn über diesen.

Der den Convent und den Pöbel beherrschende Wahnsinn war in ein höheres Stadium getreten. Marats Leichnam wurde in der mit dreifarbigen Tüchern behängten Franziskanerkirche in einem Paradebett aufgestellt, das Bett mit Blumen bestreut, das Haupt mit einem Eichenkranz umwunden. Alles strömte herbei, um den „Märtyrer der Freiheit“ zu sehen; es fehlte aber wohl auch nicht an Solchen, die sich im Stillen an dem Anblick der Leiche weideten. Drei Tage darauf fand das Leichenbegängnis statt, bei dem der größte Pomp entfaltet wurde. Solchen Götzendienst trieb man mit einem Menschen, der, wenn ihn nicht die rächende Hand einer Jungfrau getroffen hätte, im Juli des nächsten Jahres ebenso sicher auf die Guillotine

Digitized by Google

gekommen wäre, als Robespierre und seine übrigen Genossen.

Kehren wir von diesem widerlichen Bilde zu dem muthvollen Mädchen aus der Normandie zurück, das in seiner antiken Größe auch nicht einen Augenblick von der Höhe seiner Mission herabsinkt, das bis zu seinem letzten Lebenshauch der Wahrheit treu bleibt, sich offen ausspricht auch gegen die, in deren Gewalt sein Leben ist, und dabei heiter, freundlich, scherzend mit den Leuten, die ihm Dienst zu erweisen haben, verkehrt! Der berüchtigte Fouquier-Tinville, der sich als öffentlicher Ankläger beim Revolutionstribunal zum Abscheu der Menschheit gemacht hat, spielte auch hier seine Rolle. Er nahm am 15. Juli das Zeugenverhör, am 16. das gerichtliche Verhör der Thäterin selbst vor. Charlotte machte ihm keine große Mühe, gab selbst eine getreue Darstellung ihrer That, bekräftigte die Aussage der Hauptzeugen und beantwortete alle Fragen auf das Bestimmteste. Aus diesem Verhör möge zur Charakteristik Charlottens Einiges hervorgehoben werden:

„Was hat Sie verleitet, Marat zu ermorden?"

„Seine Verbrechen."

„Was verstehen Sie unter seinen Verbrechen?"

„Die Verwüstung Frankreichs, den Bürgerkrieg, den er angezündet."

„Wodurch begründen Sie dieses?"

„Er hat das Blutbad vom September hervorgerufen; er hat den Bürgerkrieg unterhalten, um sich zum Dictator Frankreichs aufzuwerfen; er hat durch die Verhaftung der Deputierten am 2. Juli ein Attentat auf die Souveränität des Volkes verübt. Das Ungeheuer hat uns vier Jahre lang durch seine Verbrechen entehrt; zum Glück war es kein Franzose."

„Hatten Sie Mitschuldige?"

„Ja."

„Wer sind sie?"

„Alle rechtschaffenen Männer Frankreichs. Kennen Sie das menschliche Herz so wenig, um nicht einzusehen, daß das weiter keiner fremden Eingebung bedurfte, und daß man besser seinen eigenen Willen vollführt, als einen fremden?"

„Wußte Barbaroux den Beweggrund Ihrer Reise?"

„Wie sollte er ihn wissen?"

„Hatten Sie sonst auf Niemand einen Anschlag beabsichtigt, als auf Marat?"

„Nein, er allein war mein Gegenstand."

„Lieben Sie die republikanische Verfassung?"

„Ob ich sie liebe? Ja, ich liebe sie und kenne sie besser als irgend Jemand; aber den Franzosen fehlt es an Geist und Energie, um gute Republikaner zu sein. Ich sehe nichts als Egoisten, die sich auf den Ruinen ihrer Mitbürger zu erheben suchen. Ich sehe in dem Convent unwissende und feige Memmen, welche dulden, daß einige Bösewichter die Menschen mit Füßen treten und den Bürgerkrieg entzünden. Ich bin es müde, länger unter einem so herabgewürdigten Volke zu leben."

„Kennen Sie dieses Messer?"

„Ja; es ist dasselbe, mit welchem ich den Anarchisten getödtet habe."

„Hat Ihnen Düperret den Brief an Marat dictiert?"

„Nein, dies hatte er nicht nöthig."

„Was war Ihre Absicht bei Marats Ermordung?"

„Den Unruhen in meinem Vaterlande ein Ende zu machen und nach England zu gehen, wenn ich nicht gefangen würde."

Nach diesem Verhör wurde sie in die Conciergerie gebracht und vollendete hier den bereits angefangenen Brief an Barbaroux, um ihm, ihrem Versprechen gemäß, die Details ihrer Reise mitzutheilen. „Mein Proceß," heißt es darin, „wird morgen um acht Uhr anfangen. Ich hoffe noch am nämlichen Tage in die elysäischen Felder hinüber

Digitized by Google

zu gehen und mich zu Brutus, Scävola und einigen anderen Alten zu gesellen, denn die Neueren haben keinen Reiz für mich, sie sind so armselig, so erbärmlich!" — Auch schrieb sie einen Brief an ihren Vater (ihre Mutter hatte sie frühzeitig verloren): „Verzeihen Sie mir, bester Vater, daß ich ohne Ihre Einwilligung über mein Leben verfügt habe. Ich war die Rächerin vieler unschuldigen Opfer, vielen anderen Unglücksfällen habe ich vorgebeugt. Das Volk, eines Tages aus seinem Irrthum gerissen, wird sich freuen, von einem Tyrannen befreit zu sein. — Leben Sie wohl, mein lieber Vater, ich bitte Sie, vergessen Sie mich nicht, oder freuen Sie sich vielmehr über mein Los; denn die Sache, für die ich sterbe, ist schön. Ich umarme meine Schwester, die ich von ganzem Herzen liebe, und alle meine Verwandten. Erinnern Sie sich an Corneilles Vers: „Das Verbrechen verursacht Schande, nicht das Schaffot."

Am 17. Juli fand die schwurgerichtliche Verhandlung statt. Die Geschwornen verurtheilten sie einstimmig zum Tode und zur Confiscation ihres Vermögens. Auch jetzt verlor sie ihren Gleichmuth nicht. Dieser letzten Sitzung wohnte ein Maler bei, ein Deutscher Namens Hauer, Schüler des berühmten Malers David. Als Charlotte ihn während der Sitzung bemerkte, wie er eben mit dem Entwurf beschäftigt war, suchte sie ihm trotz des Aufregenden und Ermüdenden dieser Gerichtsscene durch eine ruhige Haltung seine Aufgabe zu erleichtern. Im Gefängniß vollendete Hauer sein Bild. Sie bat ihn, ihrem Vater eine Copie von dem Bilde zu senden. Dasselbe wurde später von der kaiserlichen Galerie erworben und befindet sich in der Versailler Sammlung. Es ist ein Bild, von dem man sich nur ungern trennt: ein ernstes und verständiges, dabei mildes und weiches Gesicht. Wer eine Stunde vor seiner Hinrichtung dem Maler noch ein solches Bild bieten kann, in dem wohnt ein Heldenmuth ohnegleichen. Der Maler hatte sich noch nicht verabschiedet, als der Henker eintrat, das rothe Hemd in der Hand haltend. Der Karren stand im Hofe, wüthend tobte die Menge. Da wandte sie sich noch einmal an den Maler und sagte zu ihm: „Ich weiß nicht, wie ich Ihnen für das Interesse danken soll, das Sie mir beweisen; ich habe Ihnen dafür nichts zu bieten als dies: bewahren Sie es zu meinem Andenken!" Mit diesen Worten schnitt sie eine Locke ihres schönen blonden Haares ab und überreichte sie ihm. Nun wurde ihr das lange Haar abgeschnitten, über ihre Kleider zog man ihr das rothe Hemd, das Gewand der Mörder. So bekleidet, trat sie ihre letzte Reise an. Es war halb sechs Uhr Abends am 17. Juli.

Auf dem Hofe bestieg sie den Karren. Die Straßen waren dermaßen mit Menschen gefüllt, daß der Zug eine Stunde bis zum Richtplatz brauchte. Mit Gebrüll und Verwünschungen wurde Charlotte empfangen, von Drohungen und Spott begleitet. Fäuste hoben sich gegen sie auf, und Viele schienen willens zu sein, dem Henker seine Beute zu entreißen und sie auf der Straße zu zerfleischen. Aber die sorglose Ruhe, die in ihrem Antlitz lag, das stille, unschuldsvolle Lächeln, der mitleidsvolle Blick entwaffnete auch die rohesten Gemüther.

So kam sie gegen sieben Uhr auf den Richtplatz und bestieg mit ruhigem, festen Schritt das Schaffot. Als man ihr den rothen Mantel und das Halstuch abnahm, und sie sich so mit bloßem Nacken den Blicken der Zuschauer ausgesetzt sah, überflog eine leichte Röthe ihre Wangen. Es war eine unbeschreibliche Scene. Da stand sie, das schöne Mädchen aus der Normandie, mit ihrem starken, muthigen Herzen, mit ihrem unbeugsamen Willen, mit ihrer glühenden Vaterlandsliebe, und blickte, die Schultern halb entblößt, mit ihrem dunkeln Auge freundlich und mild auf

Digitized by Google

das Volk hernieder. Sie grüßte es mit lächelnder Miene und wollte einige Worte sprechen. Aber man wagte es nicht, sie sprechen zu lassen, da man sah, wie sehr das Volk von diesem wunderbaren Anblick ergriffen war. Nun wandte sie sich zur Guillotine und legte ihr Haupt selbst dahin, wohin der Henker gewiesen hatte. Todtenstille herrschte ringsum, das Beil fiel, sie hatte vollendet. Der Henker erhob das Haupt und zeigte es dem Volke, das mit Staunen noch das Lächeln der Lebenden an ihm wahrnahm. Doch die Menge rief wie gewöhnlich: „Es lebe die Nation! es lebe die Republik!" Als aber der Henker dem emporgehaltenen Haupte einige Schläge in's Gesicht gab, entstand ein allgemeines Murren unter der Menge.

So starb Charlotte Corday. Die Revolution hatte auch dieses Opfer verschlungen. Doch sah sie mit Schrecken, „daß dieses außergewöhnliche Mädchen bereits ein nur zu großes Interesse erregt habe, daß man mit Begierde jede Kunde von ihr und ihrer That verschlinge, daß die Bewunderung größer sei, als der Abscheu." Dies zeigte sich an Adam Lux, jenem Mainzer Clubisten, welcher mit Georg Forster nach Paris gekommen war, um die dortige Freiheit zu bewundern. Er sah sich bald vollkommen getäuscht und trat als offener Bewunderer Charlottens auf. Ganz erfüllt von dem Eindrucke, den sie bei ihrer Hinrichtung auf ihn gemacht hatte, gab er eine Lobrede auf sie heraus, worin er den Vorschlag machte, man solle ihr eine Bildsäule errichten und die Inschrift darauf setzen: „Größer als Brutus." Er ward verhaftet und büßte seine ideale Anschauung mit dem Kopfe.

Der Name Charlotte Corday als ein Symbol weiblichen Heroismus erhielt sich und wird sich erhalten, so lange es eine Geschichte gibt.

Am Kaisergebirge.

Skizzen aus Tirol von **Adolf Pichler.**

Vom Bahnhof bei Wörgl führt ein Pfad, das Dorf rechts lassend, durch Felder und Wiesen schräg an das Grattenbergl. Dieses Dorf hofft, als Knotenpunkt mehrerer Straßen und zweier Eisenbahnen, eine schöne Zukunft; es hat in der weiten Ebene Raum genug, sich auszudehnen, wenn es zu einer Stadt anschwellen und den Rang einnehmen will, den vordem eine in der Nähe gelegene römische Colonie besaß und Rattenberg noch besitzt, obgleich es mit der Zerstörung seines Schlosses längst alles Anrecht darauf verlor. Das Grattenbergl erreicht zwar nur eine geringe Höhe, die steilen Felsen des Abhanges sind jedoch schwer zu erklimmen, und gegen Westen schützt es die Ache; die Sage von einem römischen Castell wird durch die Ueberreste bestätigt, die man 1809 beim Aufwerfen von Schanzen hier aus dem Boden grub. Der Gipfel wurde durch die Gletscher der Vorzeit zu einer Kuppe abgeschliffen, wo sich ein Kirchlein mit einer Einsiedelei nebenan erhebt. Die Burgen der stolzen Ritter sind meistens in Trümmer gesunken, dafür schauen Kapellen oder Kreuze von den Höhen in das Thal, zum Zeichen, daß der Katholicismus noch eine Macht in Tirol sei, zwar nicht mehr so unbeschränkt wie

Digitized by Google

früher — die Wogen der Zeit spülen auch in diesen Bergen manches an das Ufer — aber noch immer eine Macht, über deren Größe der liberale Städter selten klar ist und daher manche Täuschung erfahren muß.

Hier wollen wir den Cultuskampf unausgefochten lassen und uns des lichten Frühlings freuen, der das Eis des Winters gelöst und überall hin seine Blumen gestreut hat. Nur aus den Runsen des Hochgebirges schimmert der Schnee herab, im Thal ersetzen ihn die blühenden Bäume, am bräunlichen Gipfel der Salve ziehen schon grüne Streifen hin, und die Wolken, welche sich dunkel über den breiten Flächen der Stubaierfernen lagern, drohen ein Gewitter. Die Salve gilt als der Rigi Tirols; man genießt von ihrem leicht ersteigbaren, nur 5602' hohen Gipfel eine prachtvolle Aussicht, welche nur von der bis jetzt noch schwer zugänglichen Hochiß am Achensee übertroffen wird. Daher darf man sich nicht wundern, wenn das sehr mittelmäßige Gasthaus neben der Kirche Nachts von Solchen besetzt ist, die den Sonnenaufgang erwarten, und das Fremdenbuch Verse in allen Sprachen enthält, welche die Schönheit der Natur preisen wollen und nur die Geschmacklosigkeit ihrer Verfasser beweisen. Den Ursprung des weißen Kirchleins, das im Sonnenglanze so hell herab leuchtet, erzählt eine Sage:

In grauer Vorzeit lebte eine fromme Witwe, Frau Ehrentrant, welche einen Sohn besaß, an dessen wilder Natur alle Mittel der Erziehung fehl schlugen, und an dessen verstocktem Herzen die Ermahnungen zum Guten wie Wasser vom Felsen abglitten. Endlich ward er Räuberhauptmann. Die Gegend wurde bald durch seine Unthaten berüchtigt. Da raffte sich die Mutter verzweifelnd auf, ihn zu suchen und durch ihr Flehen zu bekehren. Drei Tage irrte sie umher; endlich auf der Höhe der Salve angelangt, sank sie, ermüdet von Kummer und Anstrengung, in Schlaf. Gegen Morgen hatte sie ein Gesicht. Leuchtend schwebte das Haupt des heiligen Johannes über den abgeschlagenen blutigen Häuptern ihres Sohnes und seiner Mordgesellen. Sie erwachte und betete brünstig zu Gott, daß er ihn erleuchten möge. Da hörte sie Fußtritte und sah den Verlornen, wie er traurig nachdenkend emporstieg. Sie stürzte ihm entgegen mit dem Ausrufe: „Sohn, erkenne deine Missethaten, thue Buße und rette deine Seele!" Betroffen erzählte ihr dieser, daß er heute Nacht einen Traum gehabt habe, welcher mit jenem der Mutter völlig übereinstimme Diese erkannte den Wink des ewigen Richters und beschwor den Räuber, ihr zu folgen — zum Gerichte. Von Reue erschüttert that er es, und nach kurzem Verhöre wurde er mit seinen Genossen zum Tode verurtheilt und vom Henker hingerichtet. Die Mutter verkaufte Haus und Hof; auf der Stätte, wo sich ihr Sohn bekehrt, ließ sie eine Kapelle bauen und widmete sie dem heiligen Johannes.

Es besuchen jedoch nicht bloß fromme Wallfahrer und frohe Naturbummler diesen Ort, auch lustig gerauft und gerobelt wurde in früheren Jahren auf den grünen Wiesen da droben. Am Tage Mariä Himmelfahrt versammelten sich nämlich hier die Senner aus der ganzen Gegend und rangen um den Preis der Stärke. Da es hier ebensowenig als bei den Turnieren des Mittelalters stets glimpflich abgieng, so legte sich endlich die Obrigkeit drein, ließ die keckſten Burſche abfangen, in den Soldatenrock stecken und diesen wacker mit dem Haslinger ausklopfen. Vielleicht ist die Salve eine altdeutsche Cultusstätte, wie so mancher andere Berg mit seiner Kapelle.

Kehren wir auf unseren Sitz zurück. Wir haben schon die Schanzen erwähnt, die 1809 hier aufgeworfen wurden. Auf den Feldern drüben verlor am 13. Mai General Chasteler

Digitized by Google

gegen Wrede eine Schlacht, weil er seine Truppen, die sich beim ersten Anprall der Baiern in die Berge flüchteten, in der Ebene aufgestellt hatte, wo sie sich nirgends anlehnen konnten und auch von den Schützen keine Unterstützung erhielten. Er rettete sich auf seinem schnellen Pferde über Rattenberg nach Schwaz, das bald darauf in Flammen aufloderte, und dann an den Brenner, wo er endlich vor der Acht des Korsen zu athmen wagte. Sein Denkmal befindet sich in einem Winkel der Kirche S. Croce zu Florenz und erzählt von den Siegen, die er in den rhätischen Bergen gewonnen.

Dort, wo die Straße sich hinter dem Gehäng des Thales verbirgt, steht ein Häuschen, welches ein berüchtigter Zauberer und Hexenmeister bewohnte, dessen Geschichte, zu undelicat um wiedererzählt zu werden, ein trauriges Licht auf den Bildungszustand unseres Volkes wirft. Wir wollen hierbei einer ebenso bezeichnenden Begebenheit aus der Nähe von St. Johann gedenken.

Ein junger Bauer bewirtschaftete sein schönes Gut; da riß plötzlich eine Seuche unter dem Vieh ein und verödete seine Ställe. Wer konnte daran schuld sein als eine Hexe? Allsogleich befragte man einen in solchen Dingen vielerfahrenen Hirten; dieser kam in das bezauberte Haus, ließ alle Bewohner an einen runden Tisch treten und öffnete eine Schachtel, in welcher ein großer schwarzer Käfer saß. Bleibe er ruhig, so seien die Anwesenden unschuldig, laufe er auf einen zu, so sei dieser der Hexenmeister. Unglücklicherweise befand sich auch die Mutter des Bauern hier, und der Zufall wollte, daß der Käfer sich gegen sie wendete. Allsogleich ergriff der Sohn einen Knittel und jagte sie fluchend aus dem Hause.

Vom Grattenbergl führt ein anmuthiger Fußsteig über sanfte Waldhügel und durch Wiesen nach Hering, dann höher in das Bergwerk. Die Braunkohle erreicht fast die Güte der Steinkohle, ist jedoch zu wenig ausgiebig, um auf die Gewerbe des Landes Einfluß zu üben. Das ohnehin schon arme Tirol ist von der Gefahr des Holzmangels bedroht, und leider ist keine Hoffnung vorhanden, diesem durch die aufgespeicherten Schätze des Gebirges zu begegnen, sowie auch der Torf, wenn auch einmal die Vorurtheile gegen seine Verwendung gehoben sind, nur einen geringen Theil des Bedarfes decken wird. Dafür kann der Paläontolog auf den Schutthalden eine reiche Ernte zusammenlesen; zahlreiche Arten von Palmen, Zimmtbäumen und Tropenkräutern, Pflanzen, deren Verwandte wir jetzt am Cap finden, schmückten die Ufer einer warmen Bucht, in deren Tiefen Haifische tummelten. Von jenen blieben die verkohlten Reste in den Brandschiefern, diese hinterließen in den grauen Mergeln ihre Zähne, mit denen sie schwerlich die Muscheln aufknackten, zwischen denen sie zerstreut liegen.

Von Hering bis Schwoich ist die Gegend wunderlieblich, stets wechselt die Scenerie von Wald und Feld; zwischen Obstbäumen liegen Höfe mit zierlichen Söllern, von denen Blutnelken und blühende Ranken niederhängen. Bisweilen lugt ein blondes Mädchen herab und ruft Dir einen freundlichen Gruß zu, daß Du gleich das Schnadahüpfel singen möchtest:

Du flachshaariges Dianl,
Wia han i Di gearn,
I möcht wegen Deinar
A Spinnradl wearn!

Ein solches Dianl traf ich auch im Walde, wo es einen gewaltigen Stier durch die hohen Tannen trieb. „Wohin mit dem Buben da?“ rief ich ihr zu. Sie betrachtete mich wegen dieser Unart erst mit großen Augen und erwiderte dann lachend: Zu Dir in den Heimgart!“ Auf diese Weise wacker abgetrumpft, trollte ich von dannen. Ich widerstand diesesmal der Versuchung, Steine zu klopfen, mannhaft, und wandte mich zu einer Felsenwand,

Digitized by Google

welche steil zur Weißach abstürzt. Hier mußte ich nach Bärenstatt emporklettern. Bald war ich auf dem Fußpfade, der nach Söll führt, angelangt und folgte ihm vorsichtig zu einer hohen Felsenwand, welche steil gegen den Bach abstürzt. Das Gestein war, wo sich ein Vorsprung, eine Furche zeigte, von Schuhnägeln zerkratzt, und dieser Spur stieg ich nach. Sie leitete mich vorüber am schwindligen Abgrund zu einer Scharte, wo ich das Wetzen der Sense hörte. Ein Schritt aus den Bäumen, und vor mir lag eine prächtige Mulde, die gerade ein Bauer mit Knechten und Mägden zu mähen begann. Steine und Felsen verengen in den Alpen den Raum für die Nutzpflanzen, wo sich aber eine Handvoll fruchtbarer Erde ausbreitet, gedeiht Alles voll Ueppigkeit; das Auge erfreut sich am saftigen Grün und den Blumen, die es bunt durchwirken, so daß man eine Biene oder ein Käfer sein möchte, um hier nach Herzenslust zu schwelgen. Einem Menschenfeind, der sich zurückzieht um nur der Natur zu leben, empfiehlt sich schon der Name Bärenstatt. Links die himmelhohen Wände des Kaisers, die nur für zwei Bauernhäuser und ihre Aecker Raum lassen, rechts ein Grat mit dunkeln Tannen, in der Mitte ein tiefer See, schöner als der Smaragd, darüber hinaus der Blick auf das herrliche Unterland; was kannst Du mehr fordern, wenn Du mit Dir allein über die böse Welt brummen willst! Dort ragt aus Buchen und Föhren ein rothes Dach, tritt hinzu, es ist eine Kapelle, wo Du unserem Herrn im Elend Deine Klagen vorbringen kannst. Er nimmt Dich immer auf, er lehrt Dich den Menschen verzeihen, und dann lernst Du vielleicht auch, sie wieder lieben. Die Seele ernst und feierlich gestimmt, setzte ich mich auf die steinerne Schwelle; die Sonne war gesunken, die Berge loderten im Abendglanze, vom Grat des Kaisers schwang sich eine purpurne Wolke wie ein glühendes Gebet in den blauen Himmel, da klangen die Abendglocken: Friede! Friede! Friede! Ja, Friede; möge er sich über diese Thäler breiten wie der Sternenmantel der Nacht, möge jedes Wort der Zwietracht und des Hasses, des Fanatismus und der Unduldsamkeit verstummen!

Das Kaisergebirge zeigt einen sehr regelmäßigen Aufbau von den älteren bis zu den jüngeren Schichten. Jene bestehen zumeist aus weichen sandigen und mergeligen Schiefern, diese aus einem harten schrundigen Kalk, wo die Witterung scharfe Gräte und Zacken aussägte, welche den Kamm zusammensetzen. Er streicht von Ost nach West, senkrecht auf ihn sind in das weiche Gestelle sanftgeneigte Mulden und Thälchen eingeschnitten, festere Zwischenlagen, welche den Massen widerstanden, fügen sich zu breiten Terrassen, dem Untergrund einer berühmten Alpenwirtschaft. Auch für die Gemse scheint das Gebirg wie geschaffen, aber nur selten entrinnt eine dem Blei des Jägers, denn der Tiroler kann der Versuchung, auf alles was kriecht und fliegt zu schießen, nicht widerstehen, und müßt' er's auch mit dem Zuchthaus büßen. Das ist auch national-ökonomisch von großem Nachtheil; Gemsen und Murmelthiere suchen ihre Nahrung auf jenen Schrofen, wo kein Vieh weidet und würden bei einem verständigen Jagdbetrieb durch den Ertrag an Fleisch und Fell auch diese Wüsten nutzbar machen. Die Kurzsichtigkeit der Bauern, mit welcher sich oft der schmutzigste Geiz verbindet, weiß aber hier nicht zu rechnen, oder besser gesagt, der Neid des Einen gönnt dem Andern keine Klaue oder Feder, die er vorweg schießen könnte. Der Naturfreund, welcher in unseren Steinriesen herumklettert, horcht vergebens auf den Pfiff einer Gemse oder das Gackern des Schneehuhnes, nur das eintönige Geschrei der Jochkrähe begleitet ihn.

Digitized by Google

Ich stieg rasch durch eine Runse des rothen Sandsteines in das Thal nieder, es war völlig dunkel geworden, als ich zu Eltman anlangte. Beim Eintritt in die Stube des Posthauses dampfte mir Brennsuppe entgegen, ein mageres Kerzchen erhellte dürftig den Raum, so daß ich über ein paar dicke Waden stolperte und erst jetzt den Schwarm Dienstboten erkannte, welcher sich zum Tischgebet vor Stühlen und Bänken niedergekanert hatte. Kaum war das „Amen" gesagt, so stürzte Alles an die mächtige Tafelrunde, und wie beim Einhauen einer Kürassierschwadron hörte man nur das Klirren und Klappern der eisernen Löffel bis auf den Boden der Schüssel. Da sich Niemand um mich kümmerte, konnte ich ruhig die ungeheure Leistungsfähigkeit im Essen, welche man ohne Weiteres mit den Thaten eines Grandgoschiers von Rabelais vergleichen dürfte, bewundern. Ein Berg Nudeln war, obwohl noch das heiße Schmalz prißelte, eben so schnell verschwunden, wie die Suppe; dann erhob sich die Versammlung, jeder suchte wieder einen Platz zum Knien, und man begann den Rosenkranz herabzuleiern. Endlich erbarmte die Kellnerin sich auch meiner, stellte ein Seitel Wein auf und gieng dann in die Küche, das Nachtmahl zu bestellen. Das Dienstbotenwesen ist der fressende Schaden des reichen, üppigen Unterlandes, so daß der Reinertrag der gesegnetsten Felder oft kaum sehr mäßige Procente abwirft. Während im Oberinnthal die zu weit getriebene Zerstückelung der Güter ein Bauernproletariat geschaffen hat, welches, weil Grund und Boden nicht mehr das nöthige Brot liefert, im Sommer auswandern muß, um durch Handarbeit etwas zu verdienen, herrscht im Unterlande die Sitte, einem Sohne Alles zu übergeben, und heißt die übrigen Geschwister vom heimatlichen Herde weichen. Dasselbe sichert freilich einen behäbigen Wohlstand, die Scholle wird jedoch nicht in einer Weise angestrengt, daß sie gäbe, was sie geben könnte. Es gibt Bauern, welche entweder 99 oder 101 Kühe im Stalle haben, die Zahl hundert meidet man. Namentlich wußten die Wirthe, die stets in Tirol die Hauptrolle spielten, sich nach und nach große Güter zu erwerben. Darüber ist man jedoch auch einverstanden, daß, wo jetzt eine Familie lebt, eben so reichlich vier ihre Nahrung ernten könnten. Die Besitzer solcher Güter arbeiten wie ihre Knechte, ohne sich vor ihnen durch bessere Kost und Kleidung auszuzeichnen; das Recht zu befehlen ist ihr einziger Vorzug. Da fragt man sich: wozu so viel Mühe — oder ißt, wer 100 Kühe hat, mehr, als wer 10 besitzt? Sie haben aber den Brauch von den Eltern und Urettern übernommen und bewahren ihn, ja ein Bauer wäre verrufen, der es anders wollte. Das ist ein conservativer Bauern-Adel, oft statt des Wappens mit eigenen Zeichen am Hause; was die Reihe der Ahnen betrifft, so könnte ihn mancher Stiftsprobst beneiden. Solche Güter brauchen viele Hände, die Art der Erbfolge bringt es jedoch mit sich, daß nur Wenige heiraten können, und daher darf man sich nicht wundern, wenn Mangel an Arbeitskräften herrscht und diese sehr kosthar sind. Das wissen die Dienstboten, sie sind daher übermüthig, der Bauer muß ihnen täglich fünfmal warme Kost auf den Tisch stellen. Jeden Feierabend kommen die Nudeln: Schmalzkuchen mit Weinbeeren. „Was auf dem Gute wächst, soll auf dem Gute verzehrt werden!" lautet ein Spruch im Unterinnthal. Wegen des großen Verbrauchs bleibt daher wenig für den Verkauf, und der größte Bauer hat von seinem Besitz nicht viel. Bei dem Eifer, mit dem die Leute sich mästen und anschoppen, bleiben auch die Krankheiten nicht aus. Besonders unter den Kindern räumt der Tod auf; im Unterinnthal ist ein Kind nur dann schön, wenn es kaum

Digitized by Google

seine Fettwampe vor sich herschieben kann. Jetzt, wo überall die Concurrenz erwacht, können diese Verhältnisse nicht fortbestehen, die Bauern müssen mehr für die Verbesserung von Grund und Boden thun; vor Allem bedarf jedoch das Dienstbotenunwesen einer Regelung. Indes naht für das Uebel im Norden bereits die Hilfe aus dem Süden. Es sind die schwarzäugigen Mädchen und Weiber aus Ladinien, die in Scharen wie die Zugvögel über den Brenner wandern und dem deutschen Bauern ihre fleißigen Hände zur Saat- und Erntezeit vermiethen. Hier wenigstens dürfen wir keine Verwälschung fürchten, und wenn hier auch ein deutscher Michel zu tief in ein solches schwarzes Augenpaar guckt, thut es auch nichts, denn diese Mädchen sind brav und arbeitsam.

In der Poststube wird es indes leerer, die Schläfrigen suchen ihr Bett, am großen runden Tisch blieben noch einige Knechte zurück, zu denen sich ein alter Senner gesellte. Er erzählte haarsträubende Geistergeschichten, besonders vom Alberer. Wenn nämlich die Hirten vom Gebirg abgezogen sind, so fährt ein feuriges Gespenst durch die Luft, nimmt von Hütten und Geschirr Besitz und wirthschaftet dort in unheimlicher Weise. Es ist interessant, wie hier die Sage ein natürliches Phänomen ergriffen und ausgeschmückt hat. Der Alberer spukt meistens im Anfang November, bekanntlich die Zeit, wo die feurigen Luftmeteore am häufigsten glänzen. Nach der Ansicht des Volkes ist der Alberer ein Senner, der das Gut seines Herrn unredlich verwaltet hat und dafür in Flammen büßen muß. Die Sagen Tirols sind nahezu erschöpfend gesammelt, hier, wie fast überall in Deutschland, handelt es sich nicht mehr um Einzelnes, sondern zunächst um die Ausmittelung des geographischen Verbreitungsgebietes, und dafür könnte noch manches geschehen. In Tirol, wo sich nicht nur die deutschen Stämme im Wirrwarr der Völkerwanderung mischten, sondern auch romanische und etruskische Abkömmlinge mit einschmolzen, vielleicht sogar den Grundstock bildeten, ist dies doppelt wichtig, aber auch doppelt schwierig. Das Gebiet, wo wir uns aufhalten, ist bis zur Ziller von echt bayarischem Vollblut bewohnt. Dafür entscheidet die Sage, die Geschichte, die Mundart und der Körperbau. Der Dialect zeigt gegenüber dem harten Dorismus der Oberinnthaler einen weichen ionischen Charakter, die Vocale werden breit und voll ausgesprochen, der Auslaut „el" in „ai" umgeschmolzen, so daß man „Schüssai" für „Schüssel" oder „Moidai" für „Mädel" hört.

Unser Senner fand mit seiner Erzählung nicht unbedingt Glauben, ein Knecht bestritt das Vorhandensein von Geistern und Hexen überhaupt und meinte, das seien Erfindungen furchtsamer Leute oder pfiffiger Schelme, welche dadurch Geld zu verdienen wüßten. Da rief Einer lachend: „Wenn er einmal das Gespenst sieht, welches den Peternader erschreckte, wird er schon auch das Kreuz machen." — „Und was ist's mit diesem Gespenste?" rief der Senner, froh, einen Gehilfen für seine Worte gefunden zu haben. — „Das war so," fuhr er fort, „der Peternader that auch nichts als räsonnieren und spotten, da flog plötzlich Donnerstag Nachts, wo die Hexen schwärmen, seine Kammerthür mit lautem Krachen auf, und herein stürzte ein Bock, des Teufels Postroß, alle Zotteln mit blauen Flammen brennend. Peternader schrie freilich: »Alle guten Geister loben Gott den Herrn!« das kümmerte aber den Bock wenig, wie besessen rannte er herum, stieß Peternader, der indes voll Angst aus dem Bett gesprungen war, zu Boden und verschwand plötzlich wieder durch die Thür." — „Da habt Ihr's," rief triumphierend der Senner, „der Bock war zweifelsohne der Teufel, und Peternader wird wohl am nächsten

Digitized by Google

Morgen einige Messen bezahlt haben, zum Dank, daß ihn die Mutter Gottes rettete." — „Was den Bock anlangt," erwiderte Jener schmunzelnd, „so könnt Ihr ihn gegenwärtig auf der Alm bewundern; um Peternader, diesen Maulauf zu züchtigen, hatte man ihn mit Branntwein begossen, diesen angezündet, und ihn so in die Stube laufen lassen. Was die Meßgelder betraf, haben wir sie Tags darauf versoffen, denn Peternader mußte blechen, sonst drohten wir, die Geschichte überall zu erzählen. Freilich schaute auch eine Magd zu, und von dieser gieng der Lärm aus; Ihr wißt ja, wie die Weiber sind!" Ein lautes Gelächter erscholl und die Gesellschaft gieng auseinander.

Ich zog mich auf mein Zimmer zurück; um früh auf dem Wege zu sein, legte ich mich bald nieder. Des Morgens hatte der Wind umgesetzt, es blies ein kühler Nord, der an die Bergspitzen Wolken warf. Als ich aus dem Walde vor St. Johann heraustrat, überraschte mich eine eigenthümliche Erscheinung. Gegen Ost zieht ein Ausläufer des Kaisers, eine zwar nicht hohe, aber steile Felswand. Von ihr stürzten wie Wasserfluthen im breiten Strom die Nebel nieder, um sogleich in der wärmeren Luft des Thales zu zerfließen. Dieses Spiel hörte jedoch bald auf, indem den ganzen Himmel ein gleichförmiges Grau überzog. Bald begann es zu tröpfeln, und als ich das Haus meines Freundes, des geistvollen Dr. Christian Schlechter, betrat, goß der Regen in Strömen nieder.

St. Johann ist ein sehr ansehnliches Dorf mitten in einer weiten fruchtbaren Ebene, auf welche einerseits der wilde Kaiser, anderseits das Kitzbichlerhorn mit seiner Kapelle niederblickt. Merkwürdigkeiten darf man hier keine suchen; es sei denn, man wollte die Kuppel der Kirche auf dem Friedhof, welche von dem einst hochgeschätzten Tirolerkünstler J. Schöpf al fresco gemalt ist, für eine solche gelten lassen, oder die Einsiedelei dort an der Felsenwand vom Klausner, der hier so schön das Waldhorn blies, wie uns Christian Schneller erzählt.

Zu St. Johann ist ein Straßenknoten, ähnlich dem von Wörgl. Ein Weg führt über Waidring nach Lofer, der andere, welcher jedoch für schweres Fuhrwerk nicht geeignet ist, über Hochfilzen in's Pinzgau. Nachdem der Himmel sich geklärt hatte, wandte ich mich gegen Pillersee, ein Thal, welches an ernster Schönheit fast mit dem Achenthale wetteifert. Trotzdem wurde es von Fremden nur selten besucht und auch jetzt, wo die Giselabahn den Verkehr erleichtert, ziehen sie sich lieber nach Kitzbüchel: es ist eben die Mode, welche den Touristen den Weg vorschreibt. Ich ließ diesesmal die theueren Wirtshäuser und den Wildsee mit seinen Porphyriden und Axiniten hoch droben im Gebirg rechts liegen und schritt links gegen Norden. Ein schmaler aber langer, dunkelgrüner See spiegelt die Wälder, die stolzen Gipfel des Kalkgebirges, welches im Jahre 1809 vom wilden Kampfgeschrei der Tiroler und Baiern wiederhallte. Sie ruhen auf einem Schiefer, dem Porphyr eingelagert ist, ein seltenes massiges Gestein, über dessen Ursprung hier die Geologen streiten. Entdeckt hat ihn Dr. A. Cathrein. Etwa an der Mitte des Ufers liegt ein friedliches Dörfchen, aus dem sich ein massives schloßartiges Gebäude erhebt — das Strafhaus für den Clerus der Salzburger Diöcese. Hier an dem stillen See mag schon mancher junge Priester nachgedacht haben, ob denn die Sünde gar so groß, daß er, statt dem Bilde der Madonna, die droben im Himmel thront, an ein hübsches Mädchen von Fleisch und Blut dachte, oder vielleicht ein Gläschen über den Durst trank.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Unser vierjähriges Gretchen.

Kleine Beiträge zum Studium des Kindes von P. K. Rosegger.

Von unserem dreijährigen Gretchen wollt Ihr wieder etwas hören! Ach, das ist jetzt schon ein vierjähriges geworden. Und wenn ihm Gott Urlaub gibt — denn es ist nur auf Urlaub bei uns auf Erden — so wird es ein sechsjähriges und ein zehnjähriges und ein zwanzigjähriges — und wir können es nicht aufhalten und nicht festbinden in dieser seiner holdseligen Kindheit.

Wenn es aber einmal lesen wird, was hier geschrieben steht über das Gretchen, dann wird es eitel sein und meinen: Wenn ich schon als vierjähriges Kind so lieb war, wie sehr muß ich's erst jetzt sein, als siebzehnjähriges! Wird denn das gut sein! Und wird man jetzt nicht den Vater der Eitelkeit zeihen, der immer von seinem Kinde spricht, als wäre es weiß wie anders und merkwürdiger als andere Kinder? Nein, Leser, so will ich nicht, daß man es deute. Das Kind will ich Euch zeigen, und weil ich sonst keines zugegen habe, so nehme ich meines an dem kleinen weißen Händchen und sage: da ist es. Jeder Vater soll das seine, jede Mutter das ihre dran sehen, das will ich gerade, damit Ihr mir folgt in die kleinen Arten und Eigenarten, die in dem Kinde sind, und in denen uns Gott wie in einer Blumensprache ewige Wahrheiten vor Augen hält.

In unserer Vorstellung, daß die Kinder von Tag zu Tag wachsen, daß wir sie bilden und erziehen und daß sie sich stets ändern und ändern, vergessen wir, daß das Kind, sowie wir Alle, zu jedem Augenblick ein in seiner Art fertiges und abgegrenztes Wesen für sich ist. Es lebt und empfindet seinen Tag und es ist ihm unmöglich, sich vorzustellen, daß dieser Tag nicht der wichtigste seines Lebens ist, daß es nicht selbst die Hauptperson in der Welt ist, daß die zufälligen Erscheinungen, die in seine Sinne fallen, nicht richtig und bleibend sind. Die Kindesseele ist eine zwar enger begrenzte Seele als die unsere, aber sie ist vollständig eingerichtet und in ihren Einbildungen, Wünschen, Bestrebungen, Genüssen, in ihren Freuden und Leiden so lebhaft, als sie je im Menschenleben nur sein kann. Die Kindheit ist nicht eine Vorbereitung zum Leben, als welche wir sie bei unseren Kleinen so oft auffassen wollen, sondern schon das Leben selbst. Dem Manne freilich kommen die Wünsche, Spiele und Ziele des Kindes kindisch vor. Aber scheinen dem Greise, der, an der kühlen Schwelle des Todes sitzend, zurückschaut in's Menschenleben, scheinen ihm nicht auch manchmal die Wünsche, Bestrebungen und Ziele des Mannes kindisch? In der That, unser Leben ist so voll von eitlen, lächerlichen und läppischen Kindereien, daß wir kaum das Recht haben, als herbe Erzieher das Kindesleben rücksichtslos einer späteren Zeit zu opfern, einer Zeit, die noch sehr zweifelhaft ist und jedenfalls die Befähigung nicht hat, den Menschen so unmittelbar glücklich zu machen als es die Kindheit im Stande ist, wenn sie von den Eltern und Erziehern mit trenem Verständnisse gehütet wird.

Fragen wir uns einmal, ob in den Kindereien der Kinder nicht manchmal etwas wie Offenbarung liegt?

Ganz auffallend ist die große Vertrautheit der Kinder mit dem

Digitized by Google

lieben Gott. Es ist gerade, als ob sie wie die Engelein in den Wolken säßen, über welchen Gott Vater thront.

Nachdem ich bei meinem ältesten Sohne die Erfahrung gemacht hatte, daß seine Gottseligkeit zu einer Art Schwärmerei auszuarten drohte, die ihm fast sogar in der Schule bei den Religionsstunden im Wege war, so daß ihm der Katechismus nicht strenggläubig und der Papst nicht katholisch genug scheinen wollte und die Dinge ihn selbst im Traume beunruhigten — hütete ich mich, den übrigen Kindern nach dieser Richtung hin mehr Anregung zu geben, als es eine christliche Erziehung stricte verlangt. Und nun sah ich es an dem Gretchen, daß die Gottseligkeit auch ohne viel äußere Hindeutung kommen kann. — Bei dem letztvergangenen Weihnachtsfeste bekam das Mädchen nebst Anderem eine überaus herzige Puppe, die, süß schlafend wie das Christkind selbst, unter dem Tannenbaum ruhte, und als sie das Gretchen behutsam emporhob, ihre großen blauen Augen aufschlug und wie lebendig hell in die Welt hineinblickte. Ueber diese Christgabe war das Kind so entzückt, daß es ganz blaß wurde und kein Wort hervorbringen konnte. Die Puppe im Arm, so trippelte es scheinbar in aller Ruhe das Zimmer auf und ab, machte ein ernsthaftes Gesichtlein, aber seine kirschrunden Augen leuchteten, was mir freilich noch besser gefiel als das gläserne Leuchten der Puppenaugen. Und das Kind sagte kein Wort, selbst als es befragt wurde, schaute es nur verwundert drein — wieso da was zu reden sei! — und sagte nichts.

Nach einer Weile, als am Christbaum die meisten Lichter verloschen waren, nur die zuletzt angezündeten Kerzen noch glimmten, und wir uns in das Nebenzimmer zum Nachtmahle begeben hatten, vermißte ich mein Gretchen. Es war nicht im Speisezimmer, ich sah es nicht im Festzimmer, endlich aber erblickte ich unter dem weißen Tuche, das über den Christbaumtisch nach allen Seiten fast bis zum Boden herabhieng, die zwei Schühlein. Ich hob das Tuch, und da drinnen unter dem Tische kniete es, vor dem Munde die Fingerspitzchen der gefalteten Hände.

„Gretchen!“ rief ich, „was machst Du da drinnen?“

Es kniete unbeweglich da, das Köpfchen etwas nach oben gegen den Tisch gewendet, zu sehen, wie ein betender Engel. Und es gab mir keine Antwort.

Ich war fast erschrocken. Wie ein Schauern überkam's mich. . . .

Endlich kroch es heraus, richtete sich flink auf und eilte an den Stuhl, wo es die Puppe gelassen hatte.

„Greterl,“ sagte ich und nahm es an der Hand, „was hast Du denn jetzt gemacht?“

Antwortete es in einem Ton, als ob es über Selbstverständliches Bescheid gebe: „Zum lieben Christkind habe ich ein Vaterunser gebetet, weil es mir diese schöne Puppe gebracht hat.“

„Kannst Du denn das Vaterunser beten?“

Anstatt zu bejahen, sagte mir das Kind dieses Gebet vom ersten bis zum letzten Worte tadellos vor.

„Wer hat es Dich denn gelehrt?“

Vom Brüderl hatte sie es.

Das Kind paßt scheinbar nicht auf, wenn der kleine Hans neben ihm laut seine Schulaufgaben auswendig lernt, es spielt mit Bausteinen, oder kleidet die Puppe an — aber schließlich, wenn der Knabe ausgefragt wird und etwa einmal stecken bleibt, hilft ihm das Gretchen nach und weiß es besser als er.

Manchmal, wenn es allein im Zimmer ist und etwas — sei es ein Kleidungsstück oder ein Spielzeug — das auf dem Kasten liegt, mit den kurzen Händchen nicht erreichen kann, stellt es sich mitten in's Zimmer, faltet die Hände und sagt mit zärtlicher Stimme: „Lieber Gott, ich bitte Dich, gib mir das dort vom Kasten herab!“

Digitized by Google

— dann bleibt es ruhig stehen und wartet. Und weil nichts geschieht, so wiederholt es etwas lauter, aber immer noch sehr artig: „Lieber Gott! Sei so gut und gib mir das Bilderbuch! Du bist größer als ich. Ich kann nicht hinauflangen."

Ich habe das Kind einmal bei so einer Scene heimlich beobachtet. Als die Bitte nicht erfüllt wurde, gieng es in die Zimmerecke und sagte traurig: „Der liebe Gott muß mich nicht gerne haben, weil er mir nichts herabgibt."

Da trat ich vor und sagte, um es zu trösten: „Er wird Dich halt nicht gehört haben."

„O ja!" rief das kleine Mädchen lebhaft, „er hat es gehört. Er ist im Zimmer da. Er ist überall, darum ist er auch im Zimmer da!" Fast rötheten sich bei dieser Betheuerung die blassen Wänglein, worauf ich sagte: „Der liebe Gott hat mich hereingeschickt, damit ich Dir das Bilderbuch herablange."

Somit war die Sache geschlichtet und das Greterl sagte noch, als es das Buch anfaßte: „Ich danke Dir, lieber Gott!"

Mitten in's Herz schneidet es mir aber manchmal, wenn ich sehen muß, daß der rührende Glaube dieses kleinen Menschenherzens wirklich enttäuscht wird.

Fiel eines Tages der Stuhl um, auf dem das Greterl saß, und das Kind schlug sein Köpfchen in die Holzdiele, daß es krachte. Bint kann heraus durch das zarte weiche Flachshaar, und das Kind weinte bitterlich. Die Wunde war bald verbunden, das Haupt mit einem feuchten Tuche eingeschlagen, und das Kind weinte.

Ob es denn so weh thue? fragten wir.

„Nein," schluchzte das Kind, „weh thut's nicht mehr," und weinte und weinte, bis es auf dem Bette in den Schlummer zu sinken schien. So lag es dahin. Wie wir schon glaubten, das Kind schlafe, brach es neuerdings in ein schmerzliches Weinen aus. „Am meisten," stieß es unn unter heftigem Schluchzen hervor, „am meisten schmerzt es mich, daß mich mein Schutzengerl nicht beschützt hat."

Nichtsdestoweniger steht das Kind mit den Engeln auf freundschaftlichstem Fuße.

An einem stürmischen Wintertage erbat es sich weißes Papier, welches es nachher mit der Scheere in kleine Schnitzeln schnitt. Diese legte es an's Fensterbrett und schaute dann von weitem drauf hin.

„Was soll denn das, mein Greterl?" fragte die Mutter.

„Die Engel werden sie holen," antwortete das Kind. „Ich habe ihnen geholfen Schneeflocken schneiden."

Die Engel aber schneiten draußen unaufhörlich und schienen der Schneeflocken unseres Gretchens nicht zu bedürfen. Am nächsten Morgen war des Kindes erster Blick auf's Fensterbrett, und ganz glücklich war es bei der Wahrnehmung, daß die Papierflocken von den Engeln benützt und „verschneit" waren.

Nicht minder anziehend als dieser innige Gottesglaube, aber noch merkwürdiger ist mir an den Kindern der lebhafte — Nationalismus.

Mein Haus ist deutsch in Sitte und Leben. Aber wir machen darüber nicht viele Worte, am wenigsten vor kleinen Kindern. Als Erzieher bin ich der Meinung, daß es nöthig sei, den Kindern Liebe zum Vaterlande und Treue zum Landesfürsten zu lehren. Das sind Tugenden, die jeder ganze Mensch haben muß. Daß man den Kindern erhebende Bilder aus der Geschichte seines Volkes und dessen großen Männern vor die Seele führt, ist auch selbstverständlich. Nun sehe ich an meinen Kindern, selbst das kleine Gretchen nicht ausgenommen, eine glühende Begeisterung für das Deutschthum, wie ich es in früherer Zeit nicht in solcher Weise bei Kindern erfahren hatte. Es ist einerseits drollig, wenn das vierjährige Gretchen, durch

Digitized by Google

das Zimmer hüpfend, hoch in der Hand das Tüchlein schwingt und ausruft: „Deutschland, hoch! Deutschland, hoch!“ Andererseits sind solche Kindesäußerungen ein merkwürdiges Zeichen der Zeit. Es ist, als ob's in der Luft läge.

Possierlich ist es, wenn's Duelle gibt.

Der Knabe hat eine sonderbare Tradition nach Hause gebracht und da spielen die Kleinen „Studenten.“

„Du mußt mich anrempeln!“ befiehlt der Hans dem Greterl.

„Nein,“ sagt dieses, „Du mußt mich anrempeln!“

Endlich gibt sich Eines dazu her, streicht am Anderen absichtlich ein wenig mit dem Ellbogen an, oder mustert es mit dem Blick vom Kopf bis zum Fuße, oder haucht ihm gar in's Gesicht. Darauf folgt die Forderung. Sie gehen los. Mit Pappendeckel-Säbeln! Voll grauenhaften Mythes wird gekämpft, und das Greterl steht an Ritterlichkeit dem Knaben nicht nach. Wird Eins mit der Waffe des Gegners am Rockärmel berührt, so muß es umfallen. Einmal stürzte der Knabe so unglücklich, daß sein hinterer Theil gegen Himmel gekehrt war. Diese Stelle benützte ich, um entgegen aller Mensurregeln mit birkener Klinge unter allgemeinem Gelächter Einige dranzusalzen und so die Erhabenheit des Augenblickes schnöde zu profanieren.

Unser sonst so sanftes Gretchen hat eine merkwürdig schneidige Art, wenn es gilt, sich zu vertheidigen. Das bei den meisten Kindern scharf ausgeprägte Rechtsgefühl ist auch in diesem Kinde. Da es mit seinem zarten Leiblein sich doch nicht recht wehren kann, so wehrt es sich rhetorisch. In welcher Weise, davon zwei Beispiele.

Eines Tages lag ich auf dem Sopha, mein Gretchen stand am Kopfende und strählte mir das Haar.

„Ich fühle mich heut müde und weiß nicht warum,“ sagte ich zur Mutter. Redete das Gretchen dazwischen: „Bist schon groß, Vater, und weißt es nicht? Große Leute wissen ja Alles.“

„Kleiner Naseweis!“ versetzte ich, „mehr weiß ich schon wie Du.“

„Wir wollen sehen,“ antwortete das Kind. „Ich will Dich fragen. Sage mir einmal, Vater, warum das Bild einen Rahmen hat?“

„Weil der Rahmen zum Bild gehört,“ war meine Antwort, von der es auch befriedigt schien. Dann blickte es auf einen Blumenstrauß, der vor dem Spiegel stand, und fragte: „Ist der Gott auch in den Blumen?“

„Ja freilich, mein Kind.“

„Warum ist der Gott auch in den Blumen?“

„Weil er überall ist.“

„Ist der Gott auch in den Blumen, die im Spiegel sind?“ fragte die Kleine. Ich fürchte, Ihr glaubt mir nicht, aber ich versichere, daß das vierjährige Kind aus sich selbst und ganz in dieser Reihenfolge die Fragen stellte und mit der letzten, die einem Philosophen alle Ehre gemacht hätte, mich in die Enge trieb. Wenn Gott überall ist, so sollte ich nun sagen, ob er auch in den Blumen wäre, die gar nicht sind, sondern sich nur spiegeln!

Ein helles Auflachen von mir und meinem Weibe war die Antwort. Das Mädchen schaute verblüfft drein: was es denn da zum Lachen gebe? Es wollte mich ja auf meine gerühmte Weisheit prüfen. „Also weißt Du mehr, als ich?“ fragte es.

„Ja,“ war die Antwort, „ich weiß, daß Du ein kleiner Schnabel bist.“

Einen Augenblick besann es sich, ob es den „Schnabel“ auf sich sitzen lassen könne, denn Gretchen ist in Bezug auf ehrenrührige Bezeichnungen sehr empfindlich. „Schnabel ist keine Schande,“ sagte es endlich, „die lieben Vöglein haben auch Schnäbel.“

Ein anderesmal verwendete es seine Schlauheit für einen praktischen Zweck.

Händel hatte es gegeben zwischen

Digitized by Google

dem Mädchen und dem Knaben und bei mir lief die Klage ein, daß Greterl den Hans einen „Mistbuben“ geheißen habe. Das Gericht begann. Läugnen eines Anlaßes hier, Läugnen der Thatsache dort. Ich kam nicht in's Klare, vermuthete aber, daß das Mädchen der Hauptschuldige sei, und stellte ihm vor, wie der Bruder stets so gut und brav wäre gegen sein Schwesterchen. Darüber war es indigniert. Mit vor Erregung gerötheten Gesicht und mit zuckenden Aeuglein stellte es sich in die Mitte des Zimmers und, halb gegen mich, halb gegen den Ankläger gewendet, sprach es mit vor Gereiztheit fast zitternder Stimme: „Ich? das könnte mir im Traum nicht einfallen, einen so guten, braven Bruder Mistbuben zu schimpfen!“

Der kleine Hans wurde ob dieser unverschämten Wendung ganz blaß vor Empörung. Er brachte kein Wort hervor, mit geballten Fäusten stürzte er in einen Winkel und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

Nun standen wir uns eine Weile gegenüber, das Gretchen und ich, und schauten uns an. Das wurde dem Kinde unheimlich. — „Ich habe ihn schon so geheißen,“ gestand es endlich kleinlaut, „aber da ist er nicht der gute, brave Bruder gewesen, da ist er der schlimme Bruder gewesen.“

An der Befangenheit merkte ich, daß das Kind über die Rechtschaffenheit dieser Schwenkung selbst nicht ganz im Klaren war.

„Was wirst Du jetzt thun, Gretel?“ fragte ich streng.

Da gieng es hin zum Knaben, kniete vor ihm nieder, streichelte seinen Arm und flehte: „Lieber Bruder, sei wieder gut auf mich!“

Der Bruder trägt nie etwas nach, und so war im Augenblick das beste Verhältnis wieder hergestellt.

Krans wird die Sache, wenn Phantasie spielt und sich mit der kindlichen Einfalt verbindet. So zeigte mir Gretchen einmal an seiner Hand einen kleinen Ritz und behauptete, die Mariel hätte es gekratzt. Mariel, so hieß die Puppe eines fremden Mädchens.

„War die Mariel denn da?“ fragte ich.

„Nein, da war sie nicht.“

„Nun wie hat sie Dich denn kratzen können?“

„Weißt Du was? Sie hat eine sehr lange Hand, und die hat zum Fenster hereingekratzt.“

Diese Hand hätte allerdings sehr lang sein müssen, denn wir wohnen im dritten Stock.

Ich machte das Kind scharf auf die Unwahrheit aufmerksam, die es da gesagt habe.

„Ja!“ rief die Kleine lebhaft, „es kann auch nicht sein. Aber der Krampus hat auch eine lange Hand und der greift vom Ofen herab in der Nacht und nimmt mich bei der Nase, wenn ich nicht schlafen will.“

Nun stellte es sich heraus, daß die Kindsmagd dem Kinde, wenn es nicht schlafen wollte, mit langen Händen drohte, die zu allen Fenstern und aus allen Winkeln greifen. Und nun frage ich Euch, Ihr Großen, ob Ihr in der Nacht schlafen möchtet, wenn jeden Augenblick ein gespenstischer Arm herangreifen und Euch bei der Nase nehmen könnte? Nehmt Euch lieber selber bei der Nase und denkt daran, was ein Kind, das trenherzig Euch jede Narrheit glaubt, leiden muß. Denn was Ihr dem Kinde oft nur aus Vorwitz sagt, das wird in seinem kleinen Haupt zur Wirklichkeit, manchmal zu einer grausenhaft quälenden Wirklichkeit. Mir war's nun klar, warum das kleine Gretchen im Schlafe manchmal so kläglich wimmerte und schluchzte. Die Spukgeschichten der Magd trieben ihr Unwesen in der zarten, hilflosen Seele des Kindes.

Man weiß nicht, welches Unglück man einem Kinde manchmal durch eine dumme oder gewissenlose Magd aufbürdet. Es ist auch schwer dahinter-

Digitized by Google

zukommen, denn Mägde wissen auf das Kind schweren Terrorismus zu üben, so daß es seine Bedrängnis vor den Eltern geheimhält. Ich möchte mich auch kaum entschließen, das Kind zu belehren, mir Alles, was ihm an der Magd mißfällt, zu hinterbringen, dadurch erzieht man Spitzelnaturen, „Schirgteufel“ und „Klagfüste,“ wie unser Volksausdruck lautet. Es ist auch nicht zu rechtfertigen, wenn in der Schule der Lehrer Kinder aufstellt, die während seiner Abwesenheit aufzupassen und ihm dann die Sünden der Anderen anzuzeigen haben — Denunzianten machen.

Meine Kinder haben der Magd gegenüber eine Form der Selbsthilfe gefunden, die mir besser gefällt als das Verklagen, und zwar für Fälle, wo sie selbst in Gefahr stehen, verklagt zu werden. Ist während der Eltern Abwesenheit die Aufführung tadelhaft, so droht die Magd mit dem: „Ich sag's dem Vater!“

„Macht mir nichts,“ sagte die Kleine da einmal und als ich nach Hause kam, eilte sie mir entgegen, zeigte mir rasch und offenherzig die Fehler an, die sie begangen hatte, und als wir miteinander fertig waren, gieng sie zur Magd und sagte: „Johanna, jetzt verklage mich!“

Es war Bosheit in der Sache, seither aber ist die freimüthige Selbstanzeige Brauch geworden und die Kinder nehmen dabei ihren Vortheil wahr. Die Rügen oder Strafen sind in Folge der freiwilligen Beichte wesentlich gelinder.

Die Kinder werden — und das ist mein fester Glaube — mit sittlichen Anlagen geboren. Das Beispiel, die Erziehung, die Schule, der Beruf, äußeres Glück oder Mißgeschick, und nicht zuletzt die Entwickelung des Temperamentes, entscheiden seinen sittlichen Wert im Leben. Wie lebhaft ist gerade bei Kindern von 3—6 Jahren der Gerechtigkeitssinn! Geschieht in unserem Hause Jemandem scheinbar etwas Schlimmes, alsogleich stellt sich das kleine Gretchen als dessen Anwalt auf, und selbst wenn es unmittelbar früher mit ihm in Hader gestanden. Meine Frau macht sich manchmal des Kindes wegen den Spaß, mir die Hand kräftig auf die Achsel zu legen. Sofort richtet sich die Kleine mit Entfaltung ihres ganzen Ernstes auf und stellt die Mutter zur Rede ob des Schlages. „Was hat Dir der Vater gethan?“ fragt sie.

Sagte die Mutter einmal: „Warum vertheidigst Du immer nur den Vater, und nicht auch mich?“

Antwortete das kleine Wesen: „Vater und Mutter, ich habe Euch beide gleich lieb. Und wenn Dir vom Vater etwas geschieht, so werde ich Dich vertheidigen. Aber jetzt hast Du dem Vater etwas gethan? Warum? Ich will es wissen!“

„Es war ja nur Spaß, mein Kind.“

„Und weiß es der Vater, daß es Spaß war?“

Schwer ist die Kleine zu beruhigen, dann aber nimmt sie mich um den Hals und küßt mich, nimmt die Mutter um den Hals und küßt sie und ist sehr besorgt, daß sie in ihrer Liebesbezeugung keines von Beiden benachtheile.

Dagegen ist sie sehr empfindlich, wenn ihr die ihr zukommende Zärtlichkeit vorenthalten bleibt. Wird beim Fortgehen einmal vergessen, ihr die Hand zu reichen und das „Behüt Dich Gott, Greterl!“ zu sagen, so kann sie in ein schmerzliches Weinen ausbrechen und ist stundenlang traurig. — „Wie soll mich denn der Gott behüten,“ schluchzte sie einmal in sich hinein, „wenn es der Vater nicht gesagt hat!“

Damit hente der Beispiele genug.

Wenn mein Gretchen nach Jahren diese Zeilen lesen sollte, da müßte es sich sinnend fragen: „War es denn wirklich so? Bin ich so einmal gewesen?“ — Da wird es Heimweh haben nach der Kindeszeit. Es geht ja auch mir so. Und wenn ich manch-

Digitized by Google

mal in der Irre bin, und es können mich die Freunde nicht weisen und es können mich die Weisen nicht befreunden, und ich stehe im Wirrwarr dieser Welt allein — so wende ich mein Angesicht zurück gegen das Sonnenland meiner Kindheit, oder ich trete — was mir freilich noch näher ist — in die Stube meiner Kinder ein, und habe Alles wieder, und es kommen mir die Kinder groß und die Erwachsenen klein vor, und Alles auf Erden scheint mir nichtig und kindisch, was — nicht des Kindes ist.

Auch Einer.

Eine Reisebekanntschaft von F. Th. Vischer.

Entzückt. Halb zu todt geärgert. Auch gelacht und wieder Galle. Ein merkwürdiges Buch! — Eine Satyre, weiß aber nicht recht, auf was. Viel versöhnender Humor. Weltüberlegene Weisheit. Aber Erzählung ist es keine, oder doch wieder, nur nicht künstlerisch. Talent für Plastik, allein sich zu sehr gehen lassen. Wer wird denn den Katarrh als Menschenschicksal, sozusagen als Romanhelden behandeln? Und doch —

Mit diesen den Styl des F. Th. Vischer'schen Buches „Auch Einer" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) nachahmenden Sätzen wäre das genannte Buch zu charakterisieren.

„Auch Einer" ist eine Schrulle, aber die Schrulle eines bedeutenden Menschen. Erzählt wird das Leben und Schicksal eines Sonderlings, eines geistigen Kern- und Kraftmenschen voller Leidenschaft, voller Strenge und voller Güte. Er ist Amtsrichter, richtet aber nicht bloß die menschlichen Böswichter, sondern auch die fächlichen. Schreibfedern, Taschenuhren, Kaffeetassen, Gläser, Hemdknöpfchen u. s. w., die ihn ärgern, richtet er hin, zermalmt sie oder wirft sie zum Fenster hinaus. Aus Gerechtigkeitssinn — denn es ist absichtliche Tenfelei in den Dingen. Er schreibt eine satyrische Pfahlbautengeschichte, weitläufig und langweilig, die einzige Missethat, die ihm schwer zu verzeihen ist, auch eine bewußte Tenfelei, wie sie das Härchen in der Federspitze, der wackelnde Tisch, der Schlüssel, der sich nicht finden läßt, treiben. Ferner schreibt er ein Tagebuch voll der herrlichsten, oft originellsten Gedanken. Es ist doch Freude und Erquickung, die Dinge dieser Welt einmal von einem ganz neuen Standpunkte aus zu sehen. Ernst erhabene Weisheit, und doch wieder pudelnärrisch darunter. Ach, um wie viel tiefer, weiser, göttlicher sind die Narrheiten eines großen Mannes, als die Weisheiten eines Alltagsgesellen! Auch Einer! Auch ein Narr! Auch ein Uebergeschnappter! Auch ein Verschnupfter! Auch ein ganzer Kerl! Auch Einer! Im kalten Norden machte ihn Liebesglut rasend, im heißen Süden labte er sich an der Kunst und wird wieder vernünftig. Wer es verstehen wollte, was wir meinen, der müßte das Buch lesen.

Etliche Gedankenproben schenken wir hieraus.

Was sagt auch Einer vorweg über Deutschland, als es siegreich aus dem Feldzug heimkehrte? „Ich bin wie der Eulenspiegel, der heult, wenn's lustig bergabgeht. Sedan! Ach Gott, so viel Glück ertragen die Deutschen nicht. Wenn der Tempel aufgebaut ist, gebt

Digitized by Google

Acht, wie sich die Fälscher, Krämer, Wechsler, Wucherer breit darin einnisten werden!“ — Stimmt's? Ist's Verläumdung? Strafpredigt, die bessern und retten will!

Fernere Aussprüche dieses interessanten Burschen hierhergesetzt.

Zum Trost einen Hund gekauft, junger zottiger Dachs; seltener Schlag. Heißt Igelmeyer. Neulich sagt des Oberrichters Sohn: „Gelt, Vater, ohne Hund wär's doch nix auf der Welt.“ Gut! Wahr!

* * *

Seit ich nichts mehr glaube, bin ich erst religiös geworden.

* * *

Wo das Menschliche waltet gegen das Rohe, Wilde, Böse, besonders gegen das Grausame, gegen das Schlechte, da ist Gott.

* * *

Man kann die Sprachen eintheilen: das Englische reine Auster, schleimig mit Seegeruch. Das Italienische Rothwein mit Orangen. Das Französische Liqueur mit Biscuit. Das Deutsche gutes Roggenbrot mit Rettig und kräftigem Bier. Das Holländische ganz Häring.

* * *

Hier unter den Leuten, man kann kein Gespräch mehr führen. Die Menschen wissen nur von Partei, und keine versteht die andere.

* * *

In einer sehr soliden Wirtschaft auf dem Lande ward neulich der Wirt sehr unangenehm, da ich sein Sauerkraut nicht mochte, das er mir höchlich anrühmte. — Wenn es nun so steht mit sonst leidlich vernünftigen Menschen, wie kann man sich verwundern, daß völlig Halb- und Ungebildete sich nicht in den Andern versetzen können?

* * *

Die sittliche Weltordnung ist nicht außer Dir. Sie ist nur durch Dich. Glaube sie und Du hilfst sie — mit allen Guten — machen.

* * *

Einmal wieder bei einem Leichenbegängniß gewesen, im Zuge gegangen; sehr verdienstvoller Mann begraben. Es war wieder, als zöge man mit einer wandernden Kaffeevisite; man schwätzt, gestikulirt, lacht, man mäßigt nicht einmal die Stimme. Und es sind lauter Männer aus den gebildeten Ständen! Also nicht einmal so lang, nicht einmal, wo es doch gilt, den Ernst des Todes, die Religion des pietätvollen Andenkens auch nur wenigstens der Form nach darzustellen — auch das nicht! Könnt Ihr denn auch absolut nur Ordnung halten, wenn Ihr den Stock seht?

* * *

Monarchieen, sagt ein Schweizer selbst, ein guter Republikaner, zu mir, öffnen den menschlichen Leidenschaften mehr Abzugscanäle, zum Beispiel Titel, Adelsdiplome, Hofdienste, Orden dem Ehrgeiz, der Eitelkeit; hier aber wirft sich aus Mangel an Anderem die ganze Sinnlichkeit fast allein aufs Geld.

* * *

Gesuche um Theaterconcessionen. Die Sache mit den städtischen Collegien erörtert. Abgeschlagen. Weiß, was die Schufte wollen: etwas wie die jetzigen Wiener Vorstadttheater, die Variétés- und Café chantant-Schandbühnen in Paris. Wollen die Jugend vergiften. Das könnten wir in unserer Zeit noch brauchen, daß das Lebensalter, dem es noth thut, die Seele mit dem Hohen und Reinen und mit giftfreiem Humor zu nähren, sich gewöhnt, schamlose Weiber anzusehen und anzuhören, und zwar mit Vielen zugleich, wobei Jeder den Nachbar im Zustand der Begierde, in der Hundsbrunst weiß.

* * *

Wie oft in Gesellschaft, die sich für so recht gebildet und interessant hält, bei all dem Gerede und Feinthun seufze ich innerlich: wenn doch nur ein Hund da wäre!

* * *

Digitized by Google

Ein dummer Mensch wird bald gescheit, ein gescheiter bleibt dumm bis an sein seliges Ende.

* * *

Gerade so unfähig, wie einen vernünftigen Staat zu bauen, ist die Menschheit auch, eine Gesellschaft zu bauen, oder umgekehrt, wie man will! — O Einsamkeit, wie gut bist du!

* * *

Um mich zu bessern, habe ich schon das Mittel versucht, eine Correspondenz mit mir selbst zu eröffnen. Ich schrieb mir sehr weise ermahnende Briefe. Nun wurde aber der Ich B über die Altklugheit des Ich A verdrießlich, fieng an, unwirsch zu antworten, wurde grob und gröber, der Ich A blieb ihm die Antwort nicht schuldig, das Ding machte mir Spaß und endlich gab es eine vollkommene Zank- und Scheltkomödie. — Larifari!

* * *

Nennt mich neulich ein junger Fant liebenswürdig. Dieser, Männern gegenüber von Männern gebraucht, unverschämte Ausdruck kommt immer mehr auf. Ich habe dem naseweisen Geck gesagt: „Danke, bin nicht liebenswürdig, bin zufrieden, wenn man Respect vor mir hat.

* * *

Gestern an unserem Tisch im Gasthoslocal mischt sich ein Herr in's Gespräch über das Weib und läßt sich sehr gemein aus, erlaubt sich auch Zoten. Sonst formell ganz anständiger Mensch, doch etwas anrüchig wegen Benehmens in Ehrenfragen. Wir schweigen ihn an, er macht fort, und fühlbar keimt und wächst nun im Kreis eine Neigung, ihm die Thüre zu weisen. Plötzlich bricht er auf und geht von selbst. Staunen. Sagt X.: „Mir scheint, der Mensch hat einen inneren Hausknecht — einen Rest von Scham —, der hat ihn hinausgeworfen.“ Gut.

* * *

Wenn ich Poetisches gelesen habe, zum Beispiel Jamben, und komme nachher an Prosaisches, so meine ich einige Minuten lang, es auch als Jamben lesen zu müssen. So gieng es mir einmal mit einem Regierungsschreiben. Zufällig liefen die ersten Zeilen ganz ordentlich. Ich las:

Es wird hiemit dem Hergoglichen Amt
Auf den Bericht vom sechsten dieses Monats
Betreffs des Paragraphen fünf und zwanzig
Der neuen Polizei-Ordnung — —

So weit gieng's, aber weiter nicht, das Folgende war nicht in Jamben zu bringen und ich erwachte zur Prosa.

* * *

Man sieht, es ist Mark da, Mark und Tüchtigkeit! Nun aber kommt auch das Andere.

Der Verfasser des Buches, das ist F. Th. Vischer, hört auf einer Reise seinen Zimmernachbar — das ist der Held, „Auch Einer,“ in der Nacht heftig herumrumoren. Vischer tritt beim Nachbar ein, um die Ursache zu erfahren. Mit zornsprühendem Gesicht, erzählt Vischer, fuhr der Bewohner auf mich zu, er schien mich an der Kehle packen zu wollen; plötzlich aber faßte er sich, stand unbewegt vor mir, sah mich mit durchdringendem Blicke an und sagte ruhig streng: „Mein Herr, Sie führt ein Bildungsbedürfniß hier herein.“ Es war mit meinem Gewissen nicht sonderlich bestellt, denn ich hatte doch eine Formverletzung begangen; dies machte mich wehrlos, ganz kleinlaut sagte ich: „Ja,“ und fragte nun, was er denn aber um's Himmels willen eigentlich habe. „Meine Brille, meine Brille! Die Canaille hat sich ja wieder einmal verkrochen, — vom Schlüssel, dem kleinen Teufel, vorerst nicht zu reden!“

„Also Ihre Brille suchen Sie? Ist dies Object es werth, daß man in solche Wuth gerathe? Kennen Sie denn auch gar keine Geduld?“

Er wollte gegen mich auffahren, faßte sich aber auch diesmal wieder, sah mich an und sagte: „Schraubenschlüssel? Pfropfzieher?“

Digitized by Google

„Was soll das?“

„Nun, neulich träumte mir schrecklicherweise, ich habe eine Frau; ich lachte sie aus, daß sie die Zeitung unaufgeschnitten lese und jahrelang eine Schublade dulde, die nicht geht. Hierauf hielt sie mir eine Geduldpredigt und verlangte, ich solle zur Uebung dieser Tugend an meinem Rock statt Knopflöcher und Knöpfe Schrauben und Schraubenmütter tragen, die sich ja ganz elegant von blau angelaufenem Metall herstellen ließen, oder auch Pfröpfe, und ich könne jedesmal, wenn ich den Rock öffnen wolle, jene mit einem Schraubenschlüssel, diese mit einem Propfzieher aufmachen. — O was! ein Weib ist fähig, über einen Schrank einen Teppich so zu legen, daß er über die oberste Schublade überhängt und so oft diese gezogen und geschlossen wird, sich einklemmt! Mein Herr, das Weib hat Zeit für den Kampf mit dem Racker Object, sie lebt in diesem Kampf, er ist ihr Element; ein Mann darf und soll keine Zeit hiefür haben, er braucht seine Geduld auf für das, was der Geduld werth ist. Ueber die Zumuthung, Beides zu verwenden an das Unwerthe, kann, darf, soll er wüthen! Sie können doch wissen, daß die elenden Objecte, diese Igel, diese Nickel, sich nie lieber einhaken, als wenn wir die höchste Eile haben, etwas fertig zu bringen, was nöthig und vernünftig ist! Elender Bettel, nichtswürdiger Knopf oder Knäuel eines Bändels, Lorgnettenschnur, die sich um meinen Westenknopf wickelt, just, wenn es auf der Eisenbahn auf's Aeußerste eilt, einen klein gedruckten Fahrplan nachzusehen, ich hab' ja keine Zeit, keine Zeit für euch! Und wenn ich tausend Blutegel an die Ewigkeit setze, sie ziehen mir nicht eine Secunde Zeit für euch heraus!“

„Was nützt aber die Wuth?“

„O, geistlos! Hat es Luther nichts genützt — falls von Nutzen die Rede sein soll — wenn er den Teufel fortschalt? Wißt ihr denn nichts von Entlastung der armen Seele? Von der köstlichen Arznei, die im Fluchen liegt?“

Der böse Geist kam mit neuer Gewalt über ihn, er schoß wüthend im Zimmer hin und her und ergoß eine Flut von Schimpfwörtern auf die arme Brille. Ich suchte inzwischen am Boden herum; ich hob ein paar Hemden weg, die blank, aber zerzaust umherlagen, und mein Blick fiel auf ein Mausloch in einem Bretterspalt; ich glaubte darin etwas schimmern zu sehen, strengte meine Augen an, die sich einer guten Sehkraft erfreuen, und die Entdeckung war gemacht; ich nahm den schwergeärgerten Mann leicht am Arm und deutete schweigend auf die Stelle. Er stierte hin, erkannte die vermißten Gläser und begann: „Sehen Sie recht hin! Bemerken Sie den Hohn, die teuflische Schadenfreude in diesem rein dämonischen Glasblick? Heraus mit dem ertappten Ungeheuer!“

Es war nicht leicht, die Brille aus dem Loch zu ziehen, die Mühe stand wirklich im Mißverhältnis zum Werte des Gegenstandes; endlich war es gelungen, er hielt sie in die Höhe, ließ sie von da fallen, rief mit feierlicher Stimme: „Todesurtheil! Supplicium!“ hob den Fuß und zertrat sie mit dem Absatz, daß das Glas in kleinen Splittern und Staub umherflog.

„Ja, jetzt haben Sie aber keine Brille,“ sagte ich nach einer Pause des Staunens.

„Wird sich finden, diese Teufelsbestie wenigstens hat ihre Strafe für jahrelange unbeschreibliche Bosheit. Kommen Sie, da, sehen Sie!“ Er zog seine Uhr heraus; es war eines der ordinärsten, in der That gemeinsten Producte der horologischen Industrie, ganz Zwiebel. „Statt dieses redlichen, treuen Wesens,“ fuhr er fort, „fungierte früher eine goldene Repetieruhr, die, ich kann es sagen, ihr Stück Geld gekostet hatte; sie vergalt dieses Opfer jahraus jahrein mit Tücken jeder Art, gieng nie recht, benutzte arglistig jede

Digitized by Google

Gelegenheit, zu fallen, sich zu verstecken, Gläser zerbrachen so viele, daß es mich bald an den Bettelstab gebracht hätte, endlich setzte sie sich mit dem Haken der goldenen Uhrkette in Einverständnis, in Verschwörung. Mit dem Haken, mein Herr, hat es nämlich eine eigene Bewandtnis. Das Tendenziöse, was im Object überhaupt liegt — darüber wäre Einiges zu sagen, mein Herr, aber das ist von langer Hand — das Tendenziöse spricht sich so offenkundig in der Galgenphysiognomie der Haken aus, daß man im Umgang mit diesen hämischen Gesichtern leicht unvorsichtig wird; man denkt: dich kenne ich ja, dich verräth deine griffige, vor sich selbst warnende Bildung, du wirst mich nicht überlisten; eben darüber wird man im Gegentheil fahrlässig. Ganz umgekehrt verhält es sich bei so manchen anderen Objecten. Wer sollte zum Beispiel einem simplen Knopf seine Verruchtheit ansehen? Aber ein solcher Racker hat mir neulich folgenden Possen gespielt. Ich ließ mich gegen alle meine Grundsätze zur Theilnahme an einem Hochzeitsschmaus verleiten; eine große silberne Platte, bedeckt mit mehrerlei Zuspeisen, kam vor mich zu stehen; ich bemerkte nicht, daß sie sich etwas über den Tischrand heraus gegen meine Brust hergeschoben hatte; einer Dame, meiner Nachbarin, fällt die Gabel zu Boden, ich will sie aufheben, ein Knopf meines Rockes hatte sich mit teuflischer List unter den Rand der Platte gemacht, hebt sie, wie ich schnell aufstehe, jäh empor, der ganze Plunder, den sie trug, Saucen, Eingemachtes aller Art, zum Theil dunkelrothe Flüssigkeit, rollt, rumpelt, fließt, schießt über den Tisch, ich will noch retten, schmeiße eine Weinflasche um, sie strömt ihren Inhalt über das weiße Hochzeitskleid der Braut zu meiner Linken, ich trete der Nachbarin recht heftig auf die Zehen, ein Anderer, der helfend eingreifen will, stößt eine Gemüseschüssel, ein Dritter sein Glas um — o, es war ein Hallo, ein ganzes Donnerwetter, kurz, ein echt tragischer Fall: die zerbrechliche Welt alles Endlichen überhaupt schien in Scherben gehen zu wollen; mich ergreift die Stimmung des Erhabenen, ich fasse zunächst eine Champagnerflasche, trete an's Fenster, öffne es, schwinge sie empor, der Bräutigam fällt mir in den Arm, ich erzürne mich, es gibt bös Blut, die Braut war ohnedies halb ohnmächtig, kurz, — ich mag nicht weiter erzählen, denn nun wurde die Sache komisch." —

„Ernst, wollen Sie sagen?"

Er stammte mich an wie einen Menschen, der alle gefunden Begriffe verwirrt; ich verzichtete auf weiteres Eingehen und bat ihn, das Trauerspiel von Haken und Uhr zu vollenden.

„Ja so, ja, also: der Haken schlich in einer Nacht über das Tischchen, worauf ich die Uhr achtsam gelegt, leise hinüber nach dem Bett, nestelte sich in eine Naht des Kissenüberzuges ein, das Kissen war mir überflüssig, ich hob es rasch und warf es an das Fußende des Bettes, die Uhr nun natürlich mit; in einem prächtigen Bogen schwang sie sich an die Wand und fiel mit zersplittertem Glase nieder. Es war genug. Ich zertrat sie feierlich wie diese Verbrecherin von Brille, der Kobold gab dabei einen Ton von sich, einen Pfiff wie eine verfolgte Maus, ich kann schwören, daß es ein Laut war, der nicht im Umfange der physikalischen Natur liegt. Nun, dann habe ich mir hier diese bescheidene Zeigerin der Zeit um niederträchtig geringes Geld gekauft; betrachten Sie die Gute: bemerken Sie den Ausdruck von Biedertheit in diesen schlichten Zügen; seit zwanzig Jahren dient sie mir, — unberufen, unberufen! — treu und ehrlich, ja ich kann sagen, nicht Einen Verdruß hat sie mir bereitet. Die goldene Uhrkette hat jetzt mein Bedienter, der Haken wurde zu schmachvollem Tod in der Kloake verdammt und ich trage meine redliche Zwiebel an dieser sanftgearteten seidenen Schnur"

„Auch Einer" war während dieser

Digitized by Google

Darstellung, in deren Breite er sich zu gefallen schien, ganz ruhig geworden und fuhr gelassen fort:

„Jetzt das Uebrige! Die übrige Geschichte dieser schwarzen Morgenstunde!“

„Zuerst springen an drei Hemden die Knöpfchen ab, da ich sie anziehen will. Ja, ja, so ein Hemdknopf! Ein Bär stellt sich ehrlich zum Kampf; ich weiß, was ich zu thun, wie ich meine Waffe anzuwenden habe; einen hundertjährigen Eichbaum kann ich mit Kraft und Ausdauer umhauen; aber der Knirps! Ich soll Kraft anwenden, denn die Bestie will absolut nicht durch's Knopfloch, und ich soll sie zugleich ebensosehr gar nicht anwenden, sondern ganz fein und leicht mit den Fingerspitzen arbeiten, und indem ich mich placke, schinde, abrackere, foltere, tödte, das Widersprechende zu leisten, — o lustig! springt die Schmachcanaille erst recht ab! Die Teufel nehmen Besitz vom Weibe, uns dies Scheußliche zu bereiten. Ich habe es von glaubwürdigen, wahrheitliebenden und besonnenen Ehemännern: wegen der Hemdknöpfchen heiratet man und dann ist es erst recht nichts damit. — Weiter! — Nur im Vorübergehen will ich anführen, daß mich zuerst beim Ankleiden ein höchst ränkesüchtiges Armloch gute fünf Minuten lang insultiert hat, — dabei blieb ich aber noch ganz ruhig — denn ich kann mich beherrschen, mein Herr! Nun aber sehen Sie diesen Schlüssel“ — er zog einen kleinen Schlüssel hervor, der wohl zu seiner Reisetasche gehörte, — „und sodann diesen Leuchter!“ — er hielt mir den metallenen Leuchter umgekehrt vor's Auge, so daß ich in die Höhlung seines Fußes sah; — was glauben, was denken, was sagen Sie?“

„Ja, was weiß denn ich?“

„Stark eine halbe Stunde lang habe ich heute Morgen diesen Schlüssel gesucht, — es war zum Rasendwerden, da finde ich ihn endlich, sehen Sie, so!“ Er legte den Schlüssel auf das Tischchen am Bette, stellte den Leuchter darauf; der Schlüssel fand just, wie ausgemessen, Platz unter dem Leuchterfuß.

„Wer kann nun daran denken, wer auf die Vermuthung kommen, wer so übermenschliche Vorsicht üben, solche Tücke des Objectes zu vermeiden! Und dazu lebe ich! An solches hündische Suchen muß ich meine arme, kostbare Zeit verschwenden! Suchen, suchen, und wieder suchen! Man sollte nicht sagen: so und so lang hat A. oder B. gelebt, nein: gesucht! — Und ich bin sehr, sehr pünktlich, glauben Sie mir das!“ —

„Ja wohl ist das Leben ein Suchen,“ sagte ich mit einem Seufzer, der scheinen konnte, den Mühen des Lebens zu gelten, während er in Wahrheit von der Langenweile ausgepreßt war, da die breite Beschäftigung mit dem Bagatell mich denn doch zu ermüden begann. Daher denn auch die flache Bemerkung selbst, die nur um jeden Preis nach einem Inhalt abzulenken suchte.

„So, mein Herr, symbolisch?“ sagte er. „Und das soll dann tiefer sein! Ah! Oh!“

* * *

Mit vorstehenden Probestücken ist das wunderliche Werk nur zum geringen Theil angedeutet. Wie es diesem Kauz, diesem großen Philosophen und alten Kinde, diesem leidenschaftlichen Zornmenschen und butterweichen Herzen in der Liebe geht, in welcher Weise er sich durch diese Welt schlägt und endlich gewaltsamen Todes stirbt, das mag der Leser selber im Buche suchen. Aber für die Frauen, welche das Blaustrumpf-Roman-Lesen gewohnt sind, wird dieser „Auch Einer“ — keiner sein.

R.

Digitized by Google

Kleine Laube.

's Schlifferl.

A Mahr in da Gmoansproch von A.

O Muada, der Tram!
Mir dougazt mei Herz nouh,
Däs Schlifferl, 's kloan Schlifferl,
Der Fischa mitn Ongel,
Der muatschöni Fischa,
Wan er nouh amol kam.
O Muada, der Tram!

„Wos hot da dann gor sa Hort's
Tramp, mei Kind,
Daß da hiaz nouh die Zähr
Uebers Wangerl rint?"

O Muada, däs Glück,
Und der Graus!
Und wieda däs Glück!
O, häft mih nit gweckt!
Hon betn und gschrian!
Er wa jo kema,
Hät uns müassn
In sei Gschloß einführn!

„Mei Kind, wos is dos?
Wos is dan gschechn,
A sou wia heint
Hon ih Dih nouh nia gsechn!"

O Muada, der Tram!
Ih und die Kadl,
Du kenst sie eh,
Mir steign in's Schilfrohr
Und badn in See.
Nouh nia mei Lepper
Is s Wossa sa woach gwen,
Und afn Wellerlan
Blegazt da Sunschein,
Und die Forellerlan
Schwinan und schnoppen
Lusti gegn uns her;
Und mir kriagn Flosserlan,
Schwiman in Wosserlan
As wia zwoa Fischla.

— Hiaz, Muada, kimp a!
A muatschöna Bua,
Da jungi Herr Grof is s,
Er steht af an Schifferl
Und fohrt af uns zua.
Mir schwiman in's Schilfrohr
Und duckn uns nieda,
Er kon uns nit sechn
Und fohrt hin und wieda.

„Dirndl, red weita,
Du nimst ma mei Rua!"

O Muada, lous zua!
Afn Schiff wir a Bamerl
Steht da Fischa mitn Ongelstob,
De Gstolt und de Angn!
Follts mar ein, kuntu ma taugn,
Wir a Mensch douh sa schön kon sein!
„Du schau," moant die Kadl,
„Wos der für an Ongel hat!
A guldanas Ringerl!
That nit sa schorf hagln
Und schmerzn in Göscherl
Wir a schorfgipitzter Hakn."
Und will danoch schnoppn.
„Du Kadl, Du irrst Dih!"
Sog ih drauf, „vasührst Dih!
Däs funkelndi Dingerl
Af da Schnur is ka Ringerl!
Viel ehnter a Schlifferl,
Gstotn haglnden Ongel,
A guldanas Schlifferl
Zan an guldanan Schlösserl,
Mih lustads a Bisserl!"
Sog ih und — schnopp on.
Da Fischa schlingg über
Und ih fliag in Lüftn,
Und foll in's Gebisch,
Und schneblaz wir a Fisch.
Da Fischa daspringg mih
Und gwingg mih und nimp mih.
O Muada, mei Muada!
Do wird ma gach worm,
Aus an Fisch zan an Menschn
Bin ih worn in sein Orm.

Digitized by Google

„A Mensch is nix Schlechts,
Oft sagor wos Gerechts,
Oder in an Gedisch
Wars scha besser a Fisch.“

Mei Muada, däs Glück,
Und der Graus!
Af oanmol is s finster,
Ih ken mih nit aus.
Mei Fischer is fuat.
Aloan und valossn!
Gonz wirr is mei Sinn,
Ih laf noch da Stroßn
Jan Grofngschlouß hin,
Mei Schlisserl hon ih mit.
Oba s Thor, däs is zua
Und mei Schlisserl spirt nit.
Ih bleib a Weil stehn
Und wort, bis da Grof kimp,
Mei herzliaba Fischer,
Und mih in sei Gschlouß nimp.
Ih hon za sein Herzn
Jo s guldani Schlisserl.
Da Grof geht daher,
Hot a Gschloußfränlan mit,
Und mei Schlisserl — spirt nit. —
Ih steig stad in's Thol,
Und ih woan und ih suach,
Find ninaschs ka Rua,
Und ih bet und ih suach.
Mei glückeligs Lebn
Vadlüaht und vaschwundn.
To ligg nebn an Weg
A großmächtiga Stoan,
Und steht afu Stoan
A kloans Trüherlan dransf.
Ih nim gleih mei Schlisserl
Und s Trüherl springg auf.
O Muada, mein Liab,
Wos hon ih gfundn?

„Touh a seidanas Kload
Und a guldanas Gschmoad?“

O Muada, Muada,
O häst mih nit aufgweckt!
In Trüherl drein ligg
Schön einghilt und zuadeckt
Mit Fetzn und Windel
A wuserlads Kindel —

„Jesus Maria!
Wos bedent't der Tram?“

O Muada, wia weh!
Du liafa See!
Wan doh na wieda
Mei Fischa kam!

Erklärung: Dougazn: toben, pochen; Kadl: Katharina; mei Lepper: mein Lebtag; blegazn: blitzen; hagln: anhaken; schneblazn: schlingeln; Gschmoad: Geschmeide; wuserlad: niedlich, zart.

Der Richter.

Ein Volkstypus aus Niederösterreich, geschildert von E. J. Freunthaller.

Er ist's geworden, denn auf dem Flachlande kann nicht jedes Dorf seinen eigenen Bürgermeister haben.

Er ist's geworden — seine Vorfahren sind's gewesen — sein Sohn und seine Enkeln werden es werden.

Er ist's und die ganze Ortschaft bekreuzt sich und schreit „Amen“ dazu.

Als der wohlhabendste und redseligste Bewohner des Ortes weiß er stets so vorsichtig zu reden, daß Jedermann vollkommen zufrieden von ihm geht; denn er ist so liebenswert, alles Recht oder Unrecht gut und billig zu heißen, sagt zum öfteriten „ja“ und macht sich dadurch rückenfrei.

Er ist ein Mann, der nicht einmal ein Kind beleidigen mag, und er ist ein Mann, der mit Pfarrherren und Schulmeistern, mit Wienerherren und Stadtdamen reden kann.

Er hält sich nach der Ortsrichterart „mausheimlich“ (Leisetreter) und sagt etwa zum Bestohlenen, der sich bei ihm beschwert: „Es hat nicht sollen sein, es wär zu schön gewesen!“ Sagt das und zuckt die Achseln dazu. Zum erwischten Diebe aber pfeift er nur die Melodie von diesem schönen Liede. Pfeift und denkt dabei offenbar an die Freiheit des losen Vogels.

Zu Streitenden sagt er kurz: „Bringt Eure Sachen jetzt klar dar!“ Sagt es, raucht sein Pfeifchen ruhig und paßt mit einem Auge blinzelnd, läßt die Parteien streiten, und erhebt sich nach einem Stündchen Schweigen vom Sitze und fällt den Richterspruch: „Ja, meine lieben Leut, wann Ihr Euch nicht vergleichen mögt, müßt zum Bezirksrichter geh'n!“ Sagt es ruhig und geht zur Arbeit.

Unser Mann hat das Richteramt im Dorfe alleinig. Er weiß das und ist darum stolz auf sein Amt. Ist stolz auf sein Amt wegen seinem Weibe, dieses ist stolz auf seinen Mann wegen dem Amte, und die Richterkinder (ihrer zwei, ein Richter hat selten mehr) wiederum sind stolz auf Grund und Boden, das den

Digitized by Google

Richter-Eltern gehört. Mitsammen aber sind sie stolz gegen Dorf und Leute.

Der Richter besorgt die Kundmachungen des Bürgermeisters im Dorfe und macht alles lautmanlig oder stille, was das Dorf angeht oder nicht angeht. Sorgt für Wohl und Wehe und ist darüber dem Vorstande verantwortlich. In größeren Gemeinden nennt er sich sogar Dorfbürgermeister oder Catastral-Vorstand, was sehr gelehrt klingt.

Der Richter übt oft große Macht im Dorfe aus. Uebt sie aus gegen Dorfarme, Kostgeher und Ansiedler, und neuester Zeit auch gegen Vaganten. Er ernennt Halter, Wein- und Obsthüter und Nachtwächter. Armenvater ist er auch, denn er theilt Armengelder an Dorfarme, die auch mit den Händen kriechen vor ihm.

Im Dorfwirtshause ist er an Sonntag-Abenden stets zu treffen; dort hört er die Wünsche der Dörfler an, stimmt bei oder rathet ab und entschuldigt nebenher noch die Existenz der jüngsten Gemeindebeschlüsse; dort liest er aus einer Zeitung vor, politisiert und polemisiert auf „alt und neu" was Zeug hält, und erforscht und erzählt die jüngsten Scandalgeschichten im Dorfe.

So ist er also das Band zwischen Dorf und Gemeinde und hält große Stücke auf ein festeres Knüpfen desselben. Und trägt der Eine den Knopf gar oft am Halse, der Andere ihn wieder lieber im Kopfe. Noch ist er der Telegraph zwischen Schule und Haus, der lebende Telegraph auf zwei beweglichen Stangen, sucht jedoch von der Schule stets mehr zu erreichen als vom Hause.

Als meistentheils schlechter Kegler und armseliger Spieler ist er ein gewandter Redner und gewiegter Lieferant zu Straßen und Bauten.

Geladen zu jeder Hochzeit, zu jedem Leichenschmause im Dorfe, ist er schier allemal im Kreise der Dorfgelehrten zu finden, wo er Sinn anhört und Unsinn spricht, wenn es um Gotteswillen schon anders nicht gut geht.

Er will nur immer belehren aber ja nie selbst belehrt werden, denn das wäre gegen Sitte und Respect, und das mögen sich alle Volksbildner mit greller Oelfarbe hinter's Ohr malen.

Es ist mitunter gräßlich, wie so ein Dorfrichter im Wirtshause sein Amt gegen die einzelnen Zweige der Wissenschaften ausübt. Er hat in vermoderten Büchern vermodertes Zeug gelesen und wühlt nun in den Wirtsstuben all den Moder auf, und seine lauschenden Zuhörer müssen den fressen mit Aug und Maul. Fressen ihn mit Aug und Maul, verdauen ihn im von Wein- und Mostdunst geschwängerten Gehirne und werden nachher dorfgescheit.

Das geflügelte Wort dieses Jahres.

Als Bismarck am 6. Februar 1888 im deutschen Reichstage das Wort sprach: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt," stellten sich die Leute, als hätten sie so etwas das erstemal gehört.

Bald aber kam ein Literaturprofessor, und um zu zeigen, daß selbst ein Bismarck nichts sagen könne, was nicht er schon wisse, bewies er, daß das Wort schon von dem Dichter Arndt gesprochen worden sei.

Das weckte die Kraft eines Historikers auf, und um zu constatieren, daß ein Literaturprofessor an Wissen wesentlich niedriger steht, als ein Geschichtskundiger, that er dar, daß bewußtes Wort eigentlich auch nicht von Arndt herrühre, sondern vielmehr schon 200 Jahre alt sei.

Racine ließ in seiner „Athalie" den Hohenpriester Joas zum Feldhauptmann Abner also sprechen: Je crains Dieu, cher Abner, et j'ai point d'autre crainte.

Jetzt kam der Theologe, der wußte es noch besser als der Historiker und wies darauf hin, daß schon die Apostel nach der Lehre Christi die Gottesfurcht gepredigt hätten, und wie man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen.

Digitized by Google

Dann kam der Philosoph und belehrte, daß schon Plato und die alten hebräischen Weltweisen Aehnliches gesagt hätten, und so kam es denn allmählich heraus, daß der von Bismarck citierte und auf die Deutschen angewandte Ausspruch so alt sei, als der Monotheismus es ist.

Seien wir zufrieden, daß Bismarck das Wort wieder populär gemacht hat. Manchen wird es aber doch überrascht haben, daß der größte Staatsmann unserer Zeit plötzlich die Wesenheit Gottes proklamiert und dieselbe so zu sagen noch höher stellt, als die deutsche Nation. M.

Edelweiß.

(Andi geweiht. 1888)

Wo ist die Zeit, da ich mein Herz befragte,
Da mir der Ahnung hohes Wunder tagte,
Wann mir die Stunde heil'gen Glückes schlägt?
Wann mich mein Fühlen über alles Alles trägt
Was jemals ich auf Erden hab empfunden?
Wann ich der höchsten Liebe mag gesunden,
Die jener Blume gleicht im Aether thronend,
Dem Edelweiß, so hoch und erdfern wohnend?

Wohl fand ich Gluten, farbenreich wie Rosen,
Doch nie die himmlischen, die makellosen;
Ich fand der Wiesenblümlein viel am Rain,
Doch keins der Blümchen war die Blüte mein;
Auch schöner Leidenschaften Flatternelken,
Sie flammten blüthend auf — um zu verwelken;
Selbst wilde Nesseln der getäuschten Liebe,
Sie faßten Wurzel, warfen Wuchertriebe.

So fand ich nicht die Blume meines Sehnens.
Gepflückt, verwarf ich Knospen all des Wähnens,
Gieng witweneinsam durch des Lebens Markt,
Am Mutterglücke war mein Sein erstarkt.
All mein Entzücken war das theure Wesen:
Des Daseins Wert ist mir mein Sohn gewesen.
Da kam der Tod und brach dies junge Leben! — — —
Was kann die Welt mir noch für Wonnen geben?

Nun hat mein Herz das Edelweiß gefunden,
Daran es bald im Sterben wird gesunden.
Das ist die Liebe, die zum Himmel zieht,
Das ist Empfinden, das die Erde flieht,
Das ist der Sehnsucht wundergleiche Blume,
Die reicherblüht im Seelenheiligthume,
Wenn wir, vermählt dem heißgeliebten Todten,
Engegenziehn dem Licht, dem morgenrothen.

Margarethe Halm.

Wie der Haslinger Peter von Kalau seine Standeswahl trifft.

Von Josef Wichner.

Wie gescheit die Kinder heutzutage werden, dort nämlich, wo gute Schulen sind, das ist schier nicht zu glauben.

Wenn ich z. B. nur die Erdbeschreibung vernehme — was haben wir Alten denn von unserer Erde, auf der wir nun einmal herumarbeiten, essen und trinken, wachen und schlafen, leben und sterben müssen, eigentlich gelernt?

Wenn ich meine alte, gute Base, die an mir Mutterstelle vertreten hat, gefragt habe, wie groß denn eigentlich die Erde sei, so bekam ich zur Antwort:

„Du, die ist ungemein groß! Da geht's über den Berg hinüber und dann noch über einen Berg und dann . . . ."

„Und dann?"

. . . „Dann ist die Welt mit Brettern verschlagen, und draußen ist das große Loch, in das man hinabfallen thäte, wenn die Welt nicht mit Brettern verschlagen wäre."

Ja, so vernagelt sind wir alten Leute gewesen und heutzutage beschämt uns jeder Schulbub; denn jeder weiß nicht nur über sein geliebtes Vaterland viel Schönes und Wissenswertes zu erzählen, nein, auch in der Fremde kennt er sich aus, in allen Erdtheilen, bei den braunen, rothen und schwarzen Menschen, und er weiß sogar, wie groß die Erde ist und wie schwer, und hat sie doch noch Keiner gewogen auf der Viehwage im Stalle hinten.

Ja besonders gelehrige Buben wissen noch mehr, und ein solcher war auch der Haslinger Peter, der sich sogar in den Sternen nicht wenig auskannte.

Einmal hat er seinen Vater mit seinem Wissen sogar gehörig erschreckt.

Digitized by Google

Denn wie die zwei, der alte Grauschimmel und der vierzehnjährige Bub, miteinander bei sternheller Nacht über Feld gehen, sagt der Bub auf einmal:

„Du, Vater, da ist der große Bär.“

„Jesus, Maria und Josef! Wo denn?“ schreit der Alte, springt in seiner Todesangst über den nächsten Graben.

Und der Bub hatte doch nur das himmlische Sternbild gemeint, das der günstige Leser jeden Abend sehen kann, wenn er die Augen aufthun mag und der Himmel hell ist.

Der Vater ließ sich nur schwer beruhigen und hörte immer noch mit Gruseln zu, als der Sohn im Weiterschreiten dort ein Ungeheuer nach dem andern erblickte, Schlangen und Drachen, Löwen und Wallfische und Jungfrauen sogar, wo er selber nichts als unzählige flimmernde Punkte entdecken konnte.

Als der Bub daher ausgeschuft war, sagte der Alte:

„Bub, wenn Du etwas werden willst, denk selber nach, was Du werden willst! Bist so g'scheidter als ich.“

Da setzte sich der Peter, der auch sehr schalkhaft war, auf die Gartenmauer, ließ die Füße hinabbaumeln, stemmte die Ellbogen auf die Knie und beide Wangen in die Hände, und fieng an, nachzudenken, was er eigentlich werden wolle, und fieng an, laut zu reden, und sagte zu sich also:

„Was soll ich denn eigentlich werden? Ein Gelehrter? Dazu hat der Vater das Geld nicht und ich keine Lust. Mag auch etwas daran sein, wenn die Leute sagen: Je gelehrter — desto verkehrter. Ich bleib beim Handwerk, denn das Handwerk hat einen goldenen Boden.

Aber was für eines?

Ein Glaserer werd ich einmal nicht; denn der darf nicht auf seine Waren daraufschlagen wie die anderen Handwerker.

Die Seilerei ist auch nicht mein Fach. Der Seiler muß ja alleweil rückwärts gehen, und ich bin ein Mann des Fortschrittes. Und was hat denn der Seiler davon, wenn er sich mit seiner Hände Arbeit in die Höhe bringt? Von der Höhe führt der Weg schnurstracks in die tiefe Grube und in die mag ich erst zuletzt hinein.

Mit der Seifensiederei ist's gleichfalls nichts. Das Geschäft ist mir zu schmierig, d'rum schmiert sich auch jeder an, der da etwas kauft, und am Ende geht alles in Schanm auf.

Bortenwirker mag ich schon gar nicht werden, weil man da nur zu leicht Gelegenheit hat, über die Schnur zu hauen. Auch ist der Bortenwirker wenig beliebt, weil er alle Leute schnürt.

Ein Koch? Der Koch muß zu viel zusetzen, und wenn den Gästen etwas nicht schmeckt, so pfuschen sie ihm in's Handwerk, brocken ihm etwas ein, und er kann die Suppe anssessen. Das thät mir noch abgehen!

Mit dem Friseur heißt's auch nichts. Der ist mir zu grob; denn er nimmt alle Leute beim Kopfe und fährt jedem über's Maul.

Da wär mir ein Tischler schon ein feinerer Mann, ein Mann von Politur und ein Feind von allem Ungehobelten. Aber ein Ehrabschneider ist er doch: er verleimt mir zu viel.

Als Zuckerbäcker könnte ich den Leuten das Leben versüßen; aber das Geschäft ist mir zu rührend, es thät mich zu sehr angreifen.

Mit dem Uhrmacher wär es wieder nicht so übel. Der Mann weiß wenigstens, wie viel's geschlagen hat. Aber er hat in einem fort mit der Unruh zu thun, und wenn ich zudem noch bedenke, daß ihm öfter 's Radl abläuft, so verzicht ich gerne auf das närrische Geschäft.

Schuster? Das hat viel für sich. Der Schuster kann sagen, wo die Leute der Schuh drückt; aber ich fürchte das Pech und die Wichs. Auch ist der Schuster nirgends zu Hause; denn er muß beständig ausziehen. Das ist schon gar arg; sagt ja meine Mutter alleweil: dreimal ausziehen ist einmal abgebraunt.

Ein Sattler könnt ich freilich auch werden. Da könnt ich alle Augenblick umsatteln. Aber wer immer umsattelt,

Digitized by Google

kann auch einmal abgeworfen werden. Ich müßte wohl auch lange Lehrbub sein, bis ich mich in allen Sätteln zurechtgefunden hätte.

Als Schlosser könnt ich bald reich werden, weil die Schlosser am ehesten zu einem Schloß kommen. Wenn ich aber heiraten thät, könnt ich am Ende eine Zange erwischen, und davor graust mir jetzt schon.

Schneider mag ich auch nicht werden. Den Schneidern geht zwar der Faden nie aus, und das ist gut; sie sind aber ein leichtes Völklein, und das ist wieder schlecht, und einen Faden hat's bei den Schneidern doch immer.

Ich weiß was! Ich muß ein Geschäft ergreifen, bei dem es etwas zu denken gibt, ein Geschäft, zu dem Hirn gehört. Ich werde ein Faßbinder; denn die Werke des Binders sind faßlicher Natur und müssen reiflich überlegt werden. Dem Binder ist nichts zu rund, und wenn er seine Sache gut macht, kommt ihm nicht leicht etwas aus, und alles, was er schafft, ist für's Höhere, für den Geist bestimmt.

Ich werde ein Binder!"

So hat der Haslinger Peter seine Standeswahl getroffen und ist ein Binder geworden, und dazu kein schlechter.

Leider ist er schon als junger Meister gestorben; denn er war zu gescheit für diese Welt. —

So hat mir mein Oheim erzählt, ein alter Bücherwurm, der jahraus jahrein mehr als hunderttausend Bücher zu bewachen hat, was auch kein Spaß ist, weil unter hunderttausend Gelehrten viel Streit und Widerspruch herrscht und jeder unnachgiebig auf dem einmal eingenommenen Standpunkte verharrt, mag's nun der richtige sein oder nicht.

Dieser Oheim hat den Peter persönlich gekannt und die Geschichte eigenhändig aufgeschrieben.

's Dirndl ban Pforra.

Scha wieda von an Pforra! Daß er oba gor ollaweil zthoan hot mit den heilin Sochn!

Mei Gad, wos kon ih dafür, daß ban Pforrer Olls zsomkimpp? Die Kinda, die Brautleut, die Todtn, ja olls mitanonda hot ban Pforra zthoan. Probirts as nar Es amol und kempps af d Welt, wird Enk gleih um's Tafwossa sein. Und nochha mit a zwoanzg, fünfazwanzg Johrn! Valiapp is s gleih — oba gheirat't! A so a jungs Weibaz moant, zan heiratn ghört a Monada dazua, und sist nix. Und s Katechisimus? Han?

Do is d Regerl noh va die Gscheidern oani, de woas, wos sih ghört.

Sitzt da Pforra ba sein Tischl, thuat Predi studirn und krotzt grod a por Sprüchln afs Papier. Klopfts on ba da Thür.

„Herein!"

Tranderts eina, ba da Thür, d Regerl, holt't ihr roths Houdtüachl vor s Maul — weil ma gschami sein. Wan ma gschami sein, ja moanan d Leut, mir warn noh jung. Mit sibuzehn Johrn fougg mah sih on z schoma, und sida dem schompp sih d Regerl hiaz scha bol funfzehn Winter und Sumer, und sagor in Auswärts, wan Olls greau wird, wird d Regerl roth — va lauta schoma; do wars doh scha bol Zeit, daß s ah an Ehrutog hot.

Mir sein scha dabei.

„Nau, Regerl," sogg da Pforer und schreibb weida, „wos is s, wos bringst ma Du Guats?"

„He he," sogg s Dirndl, „ausfrogn that ih mih gern loffn. He, he. Jo, za da Brautprüafung war ih do. — Heiratn that ih, he, he."

„Schön," sogg da Pforra und schreibb und schreibb, daß d Feda schoagazt afn Papier. „Heiratn, schön. — Nun sag einmal, Regerl, wer hat Dich denn erlöst?"

Druckt s Dirndl wieda s rothi Tüachel zan Mund und moant gschami: „He, he — a Neuberger."

Erklärung: Tafwossa: Taufwasser; Weibaz: Weibsbild; Monada: Mannsbild; tranderts: für tappt sie, schleicht sie; gschami: schämig; schoagazt: scharrt, kritzt.

Digitized by Google

Bücher.

König Erich. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Stephan Milow. Zweite wesentlich veränderte Auflage. Norden. Hinricus Fischer Nachfolger. — Wenn wir uns auch dem Urtheile der berufenen Kritik über desselben Verfassers Gedichte, denen warme und weiche Töne für das reine Herzensglück nachgerühmt worden, voll anschließen, so können wir doch König Erich nicht bedingungslos loben. Die Vorzüge der Muse Milow' theilt auch dieses Trauerspiel, aber vom dramatischen Standpunkte aus springen einige Mängel, so die etwas unsichere Charakterzeichnung, in's Auge. Es kann jedoch hier der Ort nicht sein, eine eingehende Besprechung zu bringen, da das Stück, obschon die zweite Auflage wesentlich verändert sein soll, keine Novität am deutschen Büchermarkte ist, und die erste Auflage schon vor Jahren erschien. —tt—

Rumänische Volkslieder. Uebersetzt von W. Rudow. Zweite Auflage. Leipzig. H. Barsdorf. — Enthalten größtentheils Uebersetzungen der Dichtungen des bedeutendsten rumänischen Dichters, Basilo Alecsandris, den wir bereits aus den Sammlungen „Rumänische Dichtungen" von Carmen Sylva und „Rumänische Volkspoesie" von Kotzebue kennen. W. Rudow geht mit Lust und Liebe zu Werke und bietet uns eine Blütenlese der hübschesten Poesien des fruchtbaren Poeten in guter, lesbarer Form. Das Buch ist mit dem Bildnis des rumänischen Dichters geschmückt. —tt—

Der entfesselte Prometheus. Ein lyrisches Drama in vier Acten von Schelley. Deutsch von H. Richter. (Stuttgart. Verlag von Max Waag.) Schelley's Werke haben ihre Würdigung in der Literaturgeschichte gefunden; eine eingehende Besprechung der großartigen Dichtung des geistesverwandten Byron's würde nur längst Feststehendes wiederholen; wir müssen uns daher darauf beschränken, zu untersuchen, ob die vorliegende Uebersetzung sich von den bisherigen zu ihrem Vortheile unterscheidet oder zurücktritt, und da wollen wir gerne gestehen, daß sie, das Versmaß des Originals beibehaltend, in den Geist der Dichtung vollständig eindringt und uns den Inhalt unverstümmelt übermittelt.

– tt—

Von einer verblüffenden Reichhaltigkeit sind die im Selbstverlage des Verfassers erschienenen **Gedichte** und **Erzählungen** von Felix Reidhart. Wir finden fast alle Arten der Dichtung in Versen und Prosa vertreten. Die Verse wollen uns etwas besser gefallen als die schwülstige Prosa. Unter den lyrischen Gedichten sind so manche Gedankenspäne, die allerdings Späne bleiben, da der Verfasser sie nicht zu gestalten weiß. Der prosaische Theil bringt eine Künstlergeschichte, ein Lebensbild, ein Märchen, novellistische Skizzen und Erzählungen — für einen Roman reichte wahrscheinlich die Druckerschwärze nicht mehr hin. Dieser Theil ist voll psychologischer Ungeheuerlichkeiten und physischer Unmöglichkeiten. Ein Lebensretter, der seine Angebetete den Wellen entreißt und gelegentlich dieser lebensgefährlichen Beschäftigung ein Liebesbekenntnis ablegt, scheint uns physisch unmöglich. Entweder ist der Verfasser ein Schwimmer par excellence, oder er kann gar nicht schwimmen — den Parnaß wird er mit solchen Schwimmübungen gewiß nicht erreichen. Talent können wir ihm nicht absprechen, doch die Begriffe für das Wahre und Schöne mangeln ihm noch; das Lebensbild „Wie es geht" ist geradezu eine ästhetische Monstrosität. —tt—

Die unter dem Titel **Blätter eines Waldkirschbaumes** im Verlage von Carl Konegen in Wien erschienenen drei Erzählungen von Andr. Feiertag genügen nach Form und Inhalt nicht den bescheidensten Anforderungen der Kritik. Sie mögen den Beifall eines kleinen Bekanntenkreises finden, aber für den Büchermarkt sind sie nicht reif genug. An zwei Fehlern leiden sie zum Nachtheile des Ruhmes ihres Autors: erstens, daß sie gedruckt wurden, und zweitens, daß sie zur Beurtheilung versendet werden. —tt—

Nach dem Sturm. Roman von B. Renz. (Leipzig. Ernst Keil's Nachfolger.) Der Verfasser widmet den Roman seiner Tochter, und Wilhelmine Heimburg braucht über die literarischen Schrullen ihres Papas nicht zu erröthen. Wenn auch kein hervorragendes Werk, so ist der Roman immerhin eine achtungswerte Leistung, die im Leser einige Spannung hervorzurufen weiß. Empfindsame Leserinnen werden mit großer Genugthuung erfahren, daß am Ende Alles Versöhnung, Verzeihung und Wohlgefallen athmet und zwei Paare an einem Tage ihre Verlobung feiern. —tt—

Meine Schule des Lebens. Von Fidel Mähr. (Wien. A. Pichler's Witwe und Sohn. 1888.)

Wenn ich heute den Wunsch ausspreche, daß recht viele Menschen ihr Leben beschreiben

Digitized by Google

und drucken lassen möchten, so kann ich damit Unheil anrichten! Man weiß, wie bereitwillig manche vollkommen obscure Leute sind, sich vorzudrängen, sich drucken zu lassen und man weiß, wie derlei romanhaft aufgeputzte, selbstgefällige Erzeugnisse aussehen. -- Wer aber die große Kunst versteht, seine persönliche Artung zu erfassen, das Thatsächliche seines Lebens, das Beeinflußende auf seine Entwickelung, die Schicksale und Wendungen, die Ursachen und Wirkungen in seinem Dasein klar und bestimmt hervorzukehren und den nöthigen Freimuth und die Unbefangenheit besitzt, um nicht hier zu beschönigen, nicht dort zu verurtheilen, je nachdem eben Eigenliebe oder Feindeshaß mitspielen möchten — der soll sein Leben beschreiben. Es gibt kaum eine Lesung, welche so fruchtbar, so lehrreich und charakterbildend wäre, als die echten, wahren Lebensbeschreibungen unserer Mitmenschen.

Ein solches Büchlein ist das oben genannte Werk von F. Mähr. Es kommt in dieser Beschreibung nichts Außerordentliches vor, es ist der Lebensgang eines Mannes, der's allerdings unter Anstrengung und Kämpfen aus dem armen Vorarlberger Dorfkinde zu einem Gymnasiallehrer gebracht hat; aber das Gewöhnliche ist durchgeistigt von der Gesinnung eines vornehmen Charakters, gehoben durch ein klares, vorurtheilsloses Lebensurtheil, geadelt durch die rücksichtslose Offenheit, welche manchmal an einen Beichtenden erinnert. An anderer Stelle dieses Blattes sollen gelegentlich einige beherzigenswerte Gedanken aus dem wackeren Büchlein mitgetheilt werden. K.

Nord gegen Süd. Von Julius Verne. Autorisierte Ausgabe. (Hartleben. Wien.) Aus der Periode des blutigen Bürgerkrieges von Nordamerika entrollt der Verfasser hier auf historischem Hintergrunde eine das rein menschliche Interesse schnell gefangennehmende Familiengeschichte. Neben der gedrängten Skizzierung der wichtigsten Vorgänge auf dem weiten Kriegstheater lernen wir den südöstlichsten Vorsprung Nordamerikas, den Staat Florida, kennen — in seiner Naturpracht der riesigen Cypressenwaldungen, der großen Pulsader des Gebietes, des Saint-John-Flusses, wie unter unwirtlichen Sumpfgegenden des südlichen Theiles, der Urheimat gefährlicher Reptilien. Mit satter Farbe gezeichnet, heben sich davon die handelnden Personen ab und entwickeln sich vor unseren Augen die Wirrnisse, welche jene bewegte Zeit mit sich brachte, die Pöbelherrschaft mit ihren niedrigen Begierden, welche sich in den dortigen Städten so lange behaupte, bis die Donnerschläge der Bundesmacht dem Greuel ein Ende machten und damit auch die Bedrängnisse einer ehrenwerten Pflanzerfamilie lösten. V.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Goerbersdorfer Novellen. Von Otto Fuchs. (Dresden. E. Pierson's Verlag. 1887.)

Neues von Leberecht Hühnchen und anderen Sonderlingen. Der Vorstadtgeschichten zweiter Band. Von Heinrich Seidel. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1888.)

Briefe eines Junggesellen. Stimmungsbilder von S. Fritz. (Leipzig. Otto Wigand.)

Amselrufe. Neue Strophen von Karl Hemkell. (Zürich. Verlagsmagazin. 1888.)

Das Lied der Menschheit. Ein Epos in in vierundzwanzig Erzählungen. Von H. Hart. Band I. Tul und Nahila. (Großenhain. Baumert und Ronge. 1888.)

Gedichte. Von E. Nordryk. Stuttgart. J. B. Metzlersche Buchhandlung.)

Die Kinder Floras. Eine Dichtung von Josef F. Stolz. (Graz. Franz Pechel. 1888.)

Ausgewählte Dichtungen. Von Adolf Bartels. (Wesselburen. J. Groth. 1887.)

Gedichte. Von Ernst Roeder. (Dresden. E. Pierson.)

Licht, Liebe, Leben. Kanzelreden von W. G. Schirmer. (Düsseldorf. 1887.)

Am Leuchtthurm. Eine Geschichte aus Preußens traurigen Tagen von Paul Block. (Reinhold Werther. Leipzig.)

Kaiser Wilhelm der Siegreiche †. Ein Gedenkblatt von Arthur Levysohn. (Berlin. Rud. Mosse.)

Grundriß der Weltgeschichte für den Unterricht in Schulen von Karl Knochenhauer. (Potsdam. A. Stein. 1888.)

Naturgeschichte der drei Reiche in Einzelbeschreibungen für die Mittelstufe mehrklassiger Volks- und Bürgerschulen, zugleich ein Lesebuch für die Jugend, von Wilhelm Wölterling. (Potsdam. A. Stein. 1887.)

Das Wichtigste aus der reinen und angewandten Chemie in Einzeldarstellungen für die Oberstufe mehrklassiger Volks- und Bürgerschulen, von W. Wölterling. (Potsdam. A. Stein. 1888.)

Lernstoffe für evangelische Kinder der mehrklassigen Volksschule, enthaltend das Wissenswerteste aus Religion, der deutschen Sprache, der Geschichte, der Geographie, der Naturkunde und der Raumlehre. Bearbeitet von A. Wolter. (Potsdam. A. Stein. 1888.)

Eberhard's synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache, vierzehnte Auf-

Digitized by Google

lage, herausgegeben von Dr. Otto Lyon. (Leipzig. Th. Grieben's Verlag. L. Fernau.)

Die Erde in Karten und Bildern. Handatlas in sechzig Karten, nebst 125 Bogen Text mit 800 Illustrationen. In fünfzig Lieferungen. (Wien, A. Hartleben.)

Jubiläums-Kunstausstellungs-Zeitung. Herausgegeben von Franz Scherer. Vierteljährig zehn Nummern. (Wien.)

Der kleine Schachkönig. Leichtfaßliche Anleitung zu rascher Erlernung der Schachspielkunst. Von Hans Minckwitz. (Leipzig. G. A. Gloeckner. 1888.)

Der Freund des Damespiels. Leitfaden zur Erlernung der wichtigsten Arten des modernen Damespiels. Von Jean Dufresne. (A. Hartleben. Wien.)

Postkarten des Heimgarten.

An Viele, ja an fast Alle: Bitten unterthänigst, nur keine Gedichte! Das Gedicht, wie die allergrößte Mehrzahl der unverlangt eingesandten, hat nur drei Leser: den Redacteur, den Corrector und den — Verfasser.

⨯⨯ Die Flut von eingesandten Gedichten, „Humoresken“ und Erzählungen mehrt sich wieder in gräßlicher Weise. Wir haben jetzt in wärmerer Jahreszeit keine Verwendung dafür.

An den „Clerikalen“ in Linz: So lange wir Katholiken das „Alte Testament“ dogmatisch zu den Heiligen Schriften zählen, bleibt Ihr Bestreben, das Judenthum auszurotten, ein Anachronismus.

M. E., Kraiskirchen: Für die überaus sinnige musikalische Widmung besten Dank. Dieselbe klingt gar anheimelnd und erquickt in mancher Stunde. — Ebenso aufrichtigen Dank den Herren J. G. in Graz, J. R. in Wien, L. B. in Wien für die dem Herausgeber dieser Zeitschrift gewidmeten Compositionen.

A. Z., Neuberg: Der Form wegen nicht druckfähig, besser geeignet für Couplets. Uebrigens wird sich der Verfasser über die ihm im Leben zu Theil gewordene Verfolgung in seinem Grabe längst getröstet haben.

Dr. K. Z., Graz: Sie beschweren sich, daß das Gesetz der Sonntagsruhe Ihre häusliche Sonntagsruhe störe. Da die Post am Sonntagsnachmittage die von auswärts eingelangten Journale nicht in's Haus schicke, so müßten Sie in's Wirtshaus oder Kaffeehaus gehen, um die Zeitungen zu lesen. — Es ist Wahres an der Sache! Es ist thatsächlich ein Mißstand, daß allmöchentlich einmal eine Zeit eintritt, in welcher man fast vierundzwanzig Stunden lang keine Post bekommt. Und das geschieht in Hauptstädten! Auf dem Lande steht die Post dem Publicum zum Abholen der Briefe am Sonntagsnachmittage wenigstens eine Stunde lang offen. In der Stadt wäre dieses Abholen mit mancherlei Umständen verbunden. Die Postverwaltung wird auf Abhilfe dieser Uebelstände sinnen müssen.

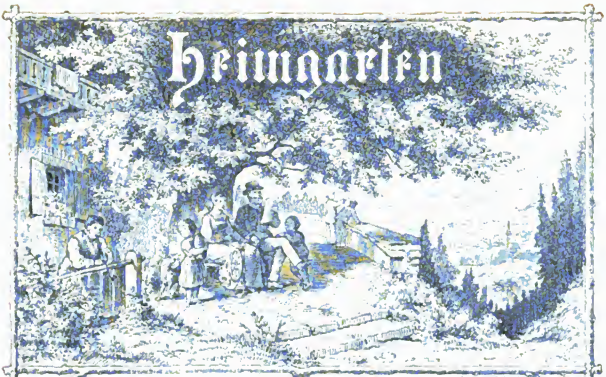
St., Wien: Mein „erstes Gedicht“ war gut genug für einen Kneipenscherz, aber nicht für die Oeffentlichkeit. Es gibt auch ein literarisches Privat-Eigenthumsrecht, das respektiert werden sollte! R.

⨯⨯ Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

⨯ Falls — wie es bisher so oft geschah — Nachdruck meiner Aufsätze aus dem Heimgarten beliebt wird, bitte ich sehr, sich vorher mit mir oder der Verlagshandlung in's Einvernehmen zu setzen. Eigenmächtige Nachdrücke ohne Quellenangabe müßte ich rücksichtslos verfolgen. Rosegger.

Für die Redaction verantwortlich **P. K. Rosegger.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Digitized by Google



9. Heft Juni 1888. XII. Jahrg.

Martin, der Mann.

Eine Erzählung von P. K. Rosegger.

(Schluß.)

Endlich, nach einer langen, herzbeklemmenden Weile richtete Juliana ihr Haupt empor und sprach: „So steht es.“

Martin blickte sie fragend an. Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirne und sagte: „Daran ist nichts mehr zu ändern, Martin, Du hast ihr es versprochen. Wohl nur so, wie es vor der Welt nicht zu gelten pflegt, aber im Herzen des Weibes gilt es. Sie hat Dich gefangen. Aber sie wird Dich nicht haben. Es kommt darauf an, welcher Preis höher ist, der, den sie, oder der, den ich für Dich gezahlt! — Was willst Du thun, Martin?“

„Wenn sie darauf besteht, so werde ich mein Wort halten,“ antwortete er.

„Sie wird darauf bestehen,“ sagte Juliana.

„So bleibt mir keine Wahl,“ sprach Martin.

„Sie wird nicht darauf bestehen!“ rief Juliana. „Ich werde Dich loskaufen. Ich werde ihr Geld geben, sie versorgen. Sie ist sicherlich eine von Denen, die — wenn sie schon die Unschuld verscher'n — doch den Mann verkaufen. Sie hat sich nicht gekümmert um Dich die lange Zeit; nun sie gehört haben wird, daß Du Dir ein Nest baust, will sie sich sogleich hineinhocken.“

„Ich fürchte —“

„Und wenn sie Geld verachtet und wirklich ein Herz hat, so will ich Dich mir von ihr erbitten auf den Knien. Ich kann ohne Dich nicht sein, ich werde ihr sagen, wer ich war und was ich litt. Sie wird Erbarmen haben. Oh, die Liebe! Die furchtbare Liebe! Königinnen demüthigt sie so tief, daß sie vor einem armen Weibe um den Geliebten betteln!“

„Juliana!“ sagte Martin, und suchte mit zärtlichen Worten das er-

regte Weib zu beruhigen. Dieses strich mit hastiger Geberde die Locken aus dem Gesichte, erhob sich hoch, daß sie wie eine zornige Majestät dastand mitten in der Stube: „Und wenn Alles — Alles fruchtlos ist, dann!“ rief sie, brach aber plötzlich ab; erst nach einer Weile setzte sie dumpf bei: „dann will ich sie vernichten.“

Martin trat an den Tisch, stemmte die Hand darauf und sagte: „Ich habe den Selbstmord verachtet; ich hielt ihn für eine That der Gewissenlosigkeit und Feigheit. Aber jetzt ist der Moment, daß ich mich erschießen muß.“

Es wäre wohl doch nicht der richtige Moment gewesen. An der Thür klopfte es, ein Mann mit großer Nase, kleinen Augen und martialischem Bart reckte seinen Kopf herein und fragte, ob er hier recht sei beim Martin.

„Jetzt ist keine Zeit,“ sagte Martin rauh.

„Ich kann auch später kommen,“ entgegnete der Mann in gemüthlicher Weise und zog den Kopf wieder zurück.

„Was wünschet Ihr?“ fragte Martin und riß selbst die Thür auf.

„Wenn der Herr nit bei Laune ist, kommen wir ja ohnehin umsonst,“ versetzte der bärtige Mann und rückte sich den Buckelkorb, den er trug, an den Leib. „Haben just ein wenig anfragen wollen, ob wir nit etwa dahier Arbeit kriegen kunnten, ich und mein Weib. Wir sind stark und fleißig, wohl, wohl! gelt, Stanzi!“

Stand auch schon das rothe Weib neben ihm, und war erst recht roth in ihrem munteren Gesicht.

„Wie?“ sagte Martin, „das ist Euer Weib?“

„Ist so. Und hab kein besseres,“ antwortete der Bärtige.

Jetzt trat das Weib, die Stanzi, in den Vordergrund, und den Stock fest in den Boden stemmend sagte sie schneidig: „Muß schon um Entschuldigung bitten, daß ich mir einen Andern genommen hab. Der Herr Student hat mich zu lang warten lassen.“

Kaum sie diese Worte gesprochen hatte, flog ihr mit einem Freudenschrei die Juliana an die Brust und umarmte sie und küßte sie, daß die Rothe gar nicht wußte, wie ihr geschah.

„Die Bekanntschaft wär gemacht,“ schmunzelte der Bartmann, „und nun möcht ich halt gern wissen, ob wir Arbeit haben können.“

„Arbeit, gewiß, wenn Ihr nicht —“

„Nur heraus!“ rief die Rothe dem Martin zu, „mein Hieronimus weiß eh schon Alles.“ Und zu ihrem Manne auf Martin deutend: „Das ist Derselbige, der den Rahm hat g'fressen, der da!“

„Wenn Ihr nicht eifersüchtig seid!“ sagte Martin, welcher in der so gäh umgeschlagenen, nun so seligen Stimmung sich kaum zu fassen wußte.

„Eifersüchtig?“ lachte der Hieronimus, „ah na. Sie findet Keinen, der mir's nachmacht.“

„Und verlangt sich auch Keinen!“ setzte die Stanzi bei.

„Also, wie steht's mit der Arbeit?“ fragte der Hieronimus.

Sie waren aufgenommen.

So ist die Sonnenfinsternis jenes Tages verlaufen; sie konnte Denen, die ihre plötzliche Verdunkelung mitten im Sonnenscheine des Glückes gesehen, nie aus der Erinnerung schwinden.

Der bärtige Hieronimus mit der großen Nase wurde — als die Art seiner Arbeit zu bestimmen war — befragt, was er könne?

„Alles und nichts,“ antwortete er.

Was das heiße?

„Daß ich mich zu Allem brauchen lasse, aber nichts allein machen kann.“

Was sein Weib könne?

„Die kann das, was ich kann,“ berichtete der Hironimus.

Sie wurden bei den Erdarbeiten angestellt.

Es hatte sich gezeigt, daß im Falle eines Hochwassers das Bett des Baches viel zu seicht war. Schon ein einziger

Digitized by Google

Regentag hatte den Platz vor dem Stallgebäude überschwemmt und die junge Wiese mit einem Sandmeer überschüttet. Es mußte also schon oben, vom Wasserfalle aus, ein tieferer Graben gezogen und es mußten stellenweise Dämme gebaut werden. Die Leute wollten diese Arbeit nicht gerne anpacken, es würde das Schuhwerk verdorben im Wasser, meinten sie. So trat nun die Stanzi vor und sagte: „Mein Schuhwerk wird nit verdorben im Wasser.“ Denn sie hatte keines an den Füßen. Und so sah man schon am nächsten Tage die Stanzi mit ihrem Hieronimus am Bache Steine ausgraben und Erde ausheben, die feuchten Massen mit Schiebtruhen wegführen und abseits in Vertiefungen schütten, die ausgefüllt werden mußten.

Juliana ergieng sich in stiller Dankbarkeit für die zwei Leutchen. Den Vergleich ihrer Person mit jener der etwas wulstigen und bereits feinrunzeligen der Stanzi war sie geneigt, nicht zu ihrem Nachtheile auszulegen. Doch, wenn sie heimlich den Hieronimus und den Martin miteinander verglich, so schien es ihr unmöglich! Und wie sie denn schon nichts, was ihr einmal nahe gegangen war, auf sich beruhen lassen konnte, so nahm sie sich vor, die Stanzi einmal zu fragen, wieso sie es herumgekriegt habe, den Studenten vom See zu vergessen. Es schien ihr aber doch sehr bedenklich, an der Asche zu rühren. Als sie indes bemerkte, wie eng und innig die zwei Leute zu einander hielten, wie sie sich bei Allem gegenseitig die Arbeit zu erleichtern suchten, wie Stanzi bei den Mahlzeiten immer bedacht war, ihrem Manne die besten Bissen zuzulegen und in den Feierabenden nichts that als sein Gewand auszubessern, das gemeinsame Bettzeug in gutem Zustande zu halten und dabei nichts als sang und drälterte, setzte sich an solchem Feierabende Juliana einmal neben sie hin auf den Rasen.

„Was machst Du denn da?“ redete sie die Arbeiterin an, die auf ihren Knien eine kirschrothe Bettdecke hin und her wandte und daran herumthat.

„Ich,“ entgegnete die Stanzi, „unsere Heimat thu ich ausflicken.“ Dabei hob sie das Rundgesicht und schaute munter drein.

„Eure Heimat?“

„Das ist gewiß,“ sagte sie. „Unser Bett, das ist unsere Heimat. Bei Tag sind wir in der Fremde, bei der Nacht sind wir daheim. Arbeiten thun wir für Andere, essen müssen wir mit Anderen, im Bett sind wir bei uns allein. Auf ein gutes Bett halt ich was. Wir nehmen nit viel mit, wenn wir umziehen, haben auch nit viel, aber unser Bett, das nehmen wir überall mit, das ist unsere Hütten, und auf das freuen wir uns den ganzen Tag.“

„Du hast Deinen Mann wohl recht lieb?“ fragte Juliana.

„Geh!“ antwortete die Stanzi, „wie wird man seinen Mann nit lieb haben!“ Und nadelte an der Decke einen ausgefransten Rand glatt.

„Wie bist Du denn zu ihm gekommen?“

„Ich? Wie ich zu ihm gekommen bin?“ fragte die Stanzi entgegen. „Das ist leicht gewesen.“

„Erzähle mir etwas davon,“ sagte Juliana.

„Mein Gott und Herr!“ lachte die Stanzi, „was ist da zu erzählen! Wir sind halt miteinander bekannt worden. Zugegangen ist's wegen dem Tanzen. Ist ein Kirchmarkt gewesen einmal bei uns daheim. Ich bin von Seelenthen her, wo der See ist. Und weil ich Keinen gehabt hab, bin ich halt allein zum Tanz gegangen in's Wirtshaus. Und bin herumgestanden und hab zugeschaut, und wenn so Burschen vorbeigegangen sind an mir, haben sie mich angestupft und ich hab allemal lachen müssen, weil ich kitzelig bin gewest. Und bleibt auf einmal Einer vor mir stehen, packt mich gleich unter den Achseln und sagt, ich sollt

Digitized by Google

mit ihm Eins tanzen. Ich schau ihn an und sag: Das Tanzen ist mir zu wenig. — Sagt er: So wollt er mir auch einen Wein zahlen. — Sag ich: Ist mir zu wenig. — Einen warmen Wein, sagt er, gut gezuckert, und wollt mir —" Der Schaden an der Decke war geschlichtet, sie riß den Faden mit den Zähnen ab. — „Und wollt mir, sagt er, einen Gefallen thun, den ein Bauer mit sechs Zugochsen nit so machen kunnt. — Wär mir nit zwider, sag ich, aber zu wenig ist's mir. — Gut, so wollt er mir noch einen rothen Schafwollkittel kaufen. — Ist mir noch alleweil zu wenig, sag ich. — Also was denn noch, Du Teufelsdirn, Du kreuzverblitzte! schreit der Bursch. — Heiraten mußt mich, hab ich gesagt. — Das ist mir zu viel, sagt er und geht mit einer Andern. — „Jetzt das," fuhr die Stanzi fort, und fädelte neu ein, „das, wie wir Zwei so gehandelt haben, das hat ein Anderer gehört, der daneben gestanden ist. — Jetzt laßt einmal mich zu Der! sagt derselbige und schiebt die Leut mit den Händen auseinander, vielleicht werden wir zwei handelseins. — Ja, sag ich, probieren wir's. — Gehst mit mir tanzen, so zahl ich Dir auch einen Wein und thu Dir auch einen Gefallen und heirat Dich. — Gilt schon! sag ich und hau ihm die Hand hin. Die Leut haben all gelacht und geschrien: Einen kecken Landler aufgespielt, Musikanten, das neue Brautpaar tanzt. — Das hab ich gleich gesehen: Deine Schönheit dertragst leicht, hab ich mir gedacht, aber tanzen thust nit schlecht. — Nachher, wie wir müd sind worden und gesessen sind auf der Winkelbank, nehm ich mir einen Anlauf und sag: Jetzt, weil wir Zwei Brautleut sind miteinander, so muß ich Dich schon fragen, wie Du heißt. — Sagt er: Hieronimus heiß ich. — Und wer Du bist? — Nichts, sagt er. — Und was Du hast? — Nichts, sagt er. — Auf das denk ich mir: Hast schon den Rechten derwischt. — Wie er's wahrnimmt, daß ich so ein bissel stutzig bin, wird er ganz kleinlaut, da derbarmt er mir und ich sag: Macht nichts, Hieronimus, wenn Du mich nur *gern* hast. — Und so ist's hergangen, wie wir sind bekannt worden miteinander. — Jetzt ist da auch wieder Eins!" rief sie ärgerlich aus, indem sie die Decke wendete, „wenn man Löcher sucht, so findet man ihrer alleweil. — So viel müssen mir uns dersparen auf der Arbeit da, daß wir uns ein neues Bettzeug können kaufen."

„Nun sage mir aber auch einmal, meine Liebe," versetzte Juliana, „wieso seid Ihr denn da in den Schatt hereingekommen?"

„Das," antwortete die Stanzi und nähte sehr angelegentlich an der Decke, „das Hackerl hat auch seinen Stiel. — Aber die Frau muß nichts sagen. Es brauchen's nit alle Leut zu wissen, daß mein Hieronimus gern trinken thut. Das ist sein einziger Fehler. Er thut gern arbeiten und fleißig, ist ihm nichts zu hart und haben ihn soweit überall gern. Aber wenn er halt ein paar Groschen im Sack hat und ein Wirtshaus weiß, da thut's ihm nit gut und thut ihm nit gut. Kein' Schnaps nit, so weit ist er noch nit, aber halt Wein, und ist er noch so sauer. Ei ja, wochen- und monatelang, daß er's aushalten kann, und thu ich, was menschenmöglich, daß er daheim bleibt. Koch ihm, was er gern ißt, sing ihm die lustigsten Sachen, weil er so viel gern singen hört, stell ihm allerhand so Unterhaltlichkeit an, wie ich weiß, daß die Mannerleut gern haben, aber auf die Läng nutzt's nichts, und auf einmal ist er im Wirtshaus. Und nit etwan, daß er grob wird, wann ich ihn holen will, aber bitten und betteln thut er: nur ein Seitel noch, und nur ein Seitel noch! Und bleibt Tag und Nacht sitzen, und kein Gott und kein Heiliger bringt ihn nit weiter. — Wir kunnten schon ein Sackel haben, wenn das nit wär, denn

Digitized by Google

wir haben alleweil Arbeit und man theilt's ein, wie man kann."

Die Stanzi schwieg und nähte, es begann schon zu dämmern und sie mußte scharf zusehen.

„Nun hast Du mir aber noch nicht erzählt, wie Ihr in den Schatt gekommen seid," sprach Juliana.

„Ja," fuhr die Nähterin fort, „ich bin davon abgekommen. Vor drei Wochen wird's gewesen sein, da erfahr ich, daß im Schattwald ein großes Haus gebaut wird und daß sie Arbeiter brauchen. Ein Holzknecht, der da gewesen ist, steckt mir Alles, wie es ist und hergeht im Schatt, und da hab ich gäh die Eingebung: das wär das Rechte für den Hieronimus, im Schatt ist kein Wirtshaus und kann er weit und breit keins verlangen. Ich hab ihm's freilich nit gesagt, nur alleweil vom großen Verdienst geredet, den wir im Schatt haben werden, bis er seine Arbeit in Seeleuthen auffagt und mit mir gangen ist. — Und derowegen sind wir da."

„Hast Du es gewußt, wer das Haus hier baut?" fragte Juliana.

„Unser Herrgott soll mich stockblind werden lassen auf der Stell, wenn ich das gewußt hab!" rief die Stanzi aus. „Bin ja ordentlich derschrocken, wie er vor mir steht, und hab doch wieder lachen müssen, wie ich seh, daß er noch mehr derschrocken ist, und hab mir gedacht: machest ihm in der Geschwindigkeit ein bissel heiß. — Aber jetzt ist mir's zu finster."

Sie packte ihre Sachen zusammen und trug sie in die Heuscheune. Juliana gieng befriedigt in ihr Haus.

Dem Hieronimus gefiel es auch nicht schlecht im Schatt. Aber es würde bald eine Kirche gebaut werden müssen, meinte er. Auffallend war ihm, daß sein Weib hier so strenge auf sein Aeußeres achtete. Er mußte nach dem Tagwerk allemal sein staubiges und zerfahrenes Kleid ausziehen und das bessere Gewand anthun, in welchem ihm aber nicht so behaglich war als in jenem, an welchem nicht viel zu verderben war. Er konnte sich nicht stramm genug halten, weil ja die Erdarbeit den Rücken krümmte, die Nägel nicht oft genug schneiden, das Haar nicht glatt genug kämmen, denn es wurde nicht glatt, sondern stand widerspenstig gegen alle Weltgegenden hin. Bei dem Bart ließ sie ihm gar nichts mehr angreifen, sondern stutzte und strich ihn kurzweg selbst, daß er zierlich war und doch stattlich blieb und er es sich gestehen mußte, daß er nun fast einem Menschen ähnlich sah. „Wenn Einer so schön ist," sagte der Hieronimus, „so sollt er doch in die Kirchen gehen können!" — Der Stanzi gieng es darnach, daß ihe Mann eine Gestalt machte, welche der des Martin nicht allzuviel nachgab; und worin die Natur zurückblieb, das ersetzte ihre Liebe, die überzeugt war davon, daß der Hieronimus dem Banherrn Martin an Fürtrefflichkeit nicht viel nachgab.

Der Hieronimus gieng mit dem Vorhaben um, mit Martin eine nähere Bekanntschaft anzuknüpfen. „Ich muß ihm rathen," vertraute er einem seiner Kameraden, „daß er eine Kirche bauen laßt. Dort auf dem Bühel ist ein wunderschöner Platz dafür und Leute sind auch genug."

„Man sieht Dir's gar nit an, daß Du so fromm bist, entgegnete der Kamerad, „willst beten, so kannst es überall."

Flüsterte der Hieronimus vertraulich: „Beten, das kann man freilich überall, aber — mein Lieber — trinken kann man nit überall. Trinken kann man nur im Wirtshaus, und das Wirtshaus ist nur bei der Kirche."

„Ei ja, Du bist ein guter Christ!" sagte der Kamerad.

„Ich bin durstig," antwortete der Hieronimus.

Ein Mensch offenbart sich erst durch Menschen. Ja, niemand kann sich selbst kennen lernen, so lange er in der

Digitized by Google

Einsamkeit ist; weder Tugenden noch Fehler können sich in ihm entfalten, weder Güte noch Bosheit, weder Würde noch Klugheit. Die Ichsucht pflegt in der Einsamkeit zu gedeihen, aber sie ist dort weder Vorzug noch Laster. Wer mit vielen und verschiedenartigen Leuten und Verhältnissen zu thun hat, der bildet die verschiedenartigen Anlagen aus, die in ihm sind und von denen er oft selbst keine Ahnung gehabt hat.

Juliana fand täglich neue Seiten an ihrem Bräutigam, und auch manche recht gemüthliche.

In einer Feierabendstunde war es, als unter den Arbeitern Aufruhr entstand. Martin verwunderte sich, als er das wilde Geschrei vernahm und die blinkenden Aexte und Stallgabeln sah, mit denen die Leute zwischen den Gebäuden umhergiengen. Rufe nach Martin wurden laut, und wer keine Waffe hatte, der ballte die Faust. Martin erschrak. Wenn das Volk den König stürzt, warum nicht auch die Arbeiter den Bauherrn! — Einem der Arbeiter war von seiner Schlafstelle die Taschenuhr und etwelches Baargeld entwendet worden. Er beschuldigte den Nachbar, dieser schlug Lärm, seine Kameraden nahmen ihn in Schutz, der Bestohlene bot auch seinerseits die Genossen auf, der Tumult war fertig.

„Gestern besaß er Geld und hat's verläugnet!" rief Einer, „heute gesteht er's und besitzt es nit!" Sie fuhren ineinander und Etliche lagen schon auf dem Boden.

Da trat Martin dazwischen und gebot Ruhe. Allmählich legte sich der Aufruhr und die Gesichter kehrten dem Herrn zu, der sich in ernster Weise nach dem Vorgang erkundigte. Er schaute mit durchdringendem Blick in die Runde.

„Ihr wisset es also nicht, wer der Dieb ist?" fragte er.

„Nein!"

„Ich weiß es wohl," sagte er.

„Unter uns muß er sein!" riefen sie.

„Freilich ist er unter uns," sagte Martin. „Wozu Angeberei und Büttelknechte! Gebt Acht, er wird sich selber melden. Ich vergüte einstweilen den Diebstahl und bei der Ablöhnung, die in zwei Tagen erfolgt, behalte ich bei dem Betreffenden das Geld zurück. Das Weitere werde ich veranlassen."

Die Leute beruhigten sich, schüttelten aber die Köpfe. Als in zwei Tagen auf dem Platze vor dem Blockhaus die Auszahlung stattfand, kamen Alle, nur der Erdgräber Hies kam nicht. Der war verschwunden und hatte seinen Monatslohn, welcher zweimal höher war als der gestohlene Wert, im Stich gelassen.

„Er hat sich selbst gerichtet," sagte Martin.

„Warum hast Du den Gauch nicht festnehmen lassen?" fragte ihn Juliana.

„Weil ich ihn nicht kannte," lächelte Martin.

„Also auch ein Schalk kannst Du sein!" rief sie.

„Jedem das Seine," sagte er. „Die List gelingt nicht immer, aber häufig ist des Richters bester Bundesgenosse das Gewissen des Schuldigen." —

Die Arbeiten nahmen ihren regelmäßigen Fortgang und die weißen Holzwände des Wirtschaftsgebäudes mit dem Schindeldache leuchteten im Sonnenschein. Noch prangte auf dem Giebel der mit Bändern geschmückte Fichtenwipfel, als durch den Wald schellend und blökend eine Herde von schwarz und weiß gescheckten Rindern herangezogen kam. Ein Hirte gieng weisend voraus, zwei waren hinterher, sie trugen Sträuße auf den Hüten, knallten mit den Peitschen und ließen manchmal einen Juchschrei los. Martin that nichts dergleichen, wie ihm das Herz lachte, als dieser Zug der Ansiedlung nahte und dieselbe heiter zu beleben anhub. Er selbst führte die schönen Thiere in den Stall an ihre Barren und ordnete die Pflege und Fütterung an und gab einigen Mägden

Digitized by Google

Unterweisung in der Milchwirtschaft, die nun beginnen sollte.

So war er beschäftigt, als ein Knecht heraneilte und berichtete, es wären zwei Ritter angekommen auf weißen Schimmeln, und die wollten den Herrn sprechen.

„Zwei Ritter auf weißen Schimmeln?“ fragte Martin schmunzelnd, „ich werde bald nachsehen, was es gibt.“

Die Reiter waren von ihren Pferden gestiegen und schritten dem Martin mit Geberden der Ehrfurcht entgegen. Den Einen derselben wollte dieser sofort als alten Freund und Genossen begrüßen, jedoch die Männer bewahrten ihre feierliche Miene und sprachen: „Wir haben um Vergebung zu bitten, daß wir unangemeldet erscheinen und den Tag unterbrechen.“

Martin verbeugte sich und entgegnete ebenso feierlich: „Wir sind in dieser Einöde nicht gesegnet mit Besuchen und müssen Jedem dankbar sein, der seinen Fuß zu uns lenkt und uns Neues bringt in das Alltagsleben. Seid willkommen, geehrte Herren!“

„Wir sind in einer wichtigen Sache hier,“ sagte der Sprecher, „und bitten um eine Unterredung.“

Martin führte die Ankömmlinge in seine Wohnung und hieß sie dort an der Wandbank Platz nehmen, ohne sich viel ob der Unordnung, die da etwa herrschte, zu entschuldigen. Die Männer blieben stehen, so that's auch er. Sie fragten, ob sie vor dem Herrn Martin Reichensteiner stünden?

„Der bin ich,“ antwortete Martin, und sich gegen den Jugendgenossen wendend, sagte er: „Du kennst mich ja.“

Sie blieben bei ihrer Förmlichkeit, stellten sich vor als Abgeordnete des im Lande neueingerichteten Volkswahl-Ausschusses und sprachen: „Wir haben den Auftrag, Euch zu fragen, ob Ihr eine Wahl in den gesetzgebenden Körper annehmen wollet?“

Martin war ein wenig überrascht, ließ jedoch nichts davon merken.

„Wir unterließen es, Euch etwa durch ein Sendschreiben vorzubereiten,“ sagten die Abgesandten, „sondern zogen es vor, Euch persönlich aufzusuchen.“

Martin entgegnete: „Es ist mir nun mehrfach lieb, daß Ihr selbst hierhergekommen seid. So werdet Ihr meine junge Ansiedlung sehen, die erst zum Allernothwendigsten aufzustreben beginnt und die gerade jetzt ihren Leiter am wenigsten entbehren könnte. Dann ist zu bedenken, daß ich in den letzten Jahren der Politik und den allgemeinen Landesbedürfnissen begreiflicherweise entfremdet worden bin, so daß Ihr an mir gleichsam einen Wilden in den Rath bekommen würdet. Ich werde mich den Diensten des Vaterlandes nicht entziehen, doch für diesmal bitte ich von der Wahl meiner Person absehen zu wollen.“

Nach einem Weilchen versetzte der Gesandte: „Auf eine solche Antwort waren wir nicht gefaßt und glauben sie auch nicht annehmen zu dürfen. Wir müssen wohl erinnern, daß Euch die Partei zu ewigem Danke verpflichtet ist, daß sie in Eurer Person den Retter sieht, ja — wir sagen es unumwunden — den Führer sehen möchte.“

Martin machte eine verneinende Bewegung mit dem Haupte.

„Wir hörten freilich,“ fuhr der Sprecher fort, „daß Ihr daran seid, mitten in den Wäldern eine Wirtschaft zu gründen, waren jedoch der Meinung, daß solches nicht aus freier Absicht geschähe. Da der Grund Euerer Verborgenheit aufgehört hat und wir feierlich versichern, daß die gegenwärtige Regierung Euerer Rückkehr mit Ungeduld und Freude entgegensieht, so hegten wir die Hoffnung, daß Ihr vielleicht sofort mit uns nach der Residenz reisen würdet.“

Hierauf entgegnete Martin: „Ich hatte niemals den Gedanken, geschweige die Absicht, eine öffentliche Stellung einzunehmen. Was ich gethan habe — vielleicht ein schwerer Irrthum — ich

Digitized by Google

that's als Bürger, wie eine Pflicht, für die man weder Strafe noch Lohn erwartet. Im Uebrigen haben mich jene Tage weltlichen gemacht, ich floh nicht so sehr vor der Justiz, als vielmehr aus Sehnsucht nach dem stilleren und weniger verantwortungsschweren Landleben. Mir ist dieser Erdwinkel lieb geworden und ich für meinen Theil möchte einen größeren Stolz darein-setzen, Landstriche urbar zu machen, als Länder regieren zu helfen. Habe ich erst die Befähigung bewiesen, ein eigenes Haus zu gründen und zu leiten, dann mögen wir versuchen, ob diese Kraft auch für einen größeren Wirkungskreis ausreicht."

„Und mit solcher Antwort sollen wir nach Hause zurückkehren!" riefen die Abgesandten.

„Mich freut es sehr," fuhr Martin fort, „und es ist ein Lebenswunsch von mir erfüllt, daß die Volksherr-schaft errungen werden konnte. Ich wünsche der Regierung Klugheit, Opfer-willigkeit und Glück. — Und nun, ge-ehrte Herren, lade ich Euch ein zu einem behaglichen Ausruhen in meinem Hause. Nur wenig vermag ich zu bieten, das Beste ist freilich die herr-liche Waldluft und das köstliche Wasser."

Den Gesandten wurden zwei ne-gelneue Stuben im Wirtschaftsgebäude angewiesen und eine Erfrischung auf-getragen. Hernach stellte sich Martin bereit, sie nach Wunsch in der An-siedlung und deren Umgebung umher-zuführen. Auf einem solchen Gange sahen sie von der Ferne Julianen, die am Brunnen stand und einen Blumen-strauß begoß. Einer der Gäste erkundigte sich so bescheiden und vorsichtig als möglich, wer diese Dame sei. Martin antwortete:

„Seid Ihr auch ganz ehrlich?"

Sie blickten ihn verdutzt an.

„Seid Ihr wirklich so unwissend, als Ihr Euch stellt?"

Sie schauten sich gegenseitig an und konnten ein leichtes Schmunzeln nicht unterdrücken.

„Es ist märchenhaft, nicht wahr?" sagte Martin. „Nun, die Weltgeschichte möge daraus die Lehre ziehen, daß es für Republikaner besser ist, die Kö-niginnen zu heiraten, als die Könige zu tödten."

„Nach meiner Meinung," bemerkte nun einer der Gäste — es war der frühere Studien- und Parteigenosse Martins — „nach meiner Meinung müßte Deine Gemalin entschädigt wer-den. Anstatt Königin Frau Präsidentin zu sein, wäre auch nicht übel."

„Der Scherz hat seine ernste Seite," sprach Martin, „doch wer meine Braut kennt, der wird ihr mit der Frau Prä-sidentin vom Leibe bleiben. Sie ist freilich eine Demokratin von Natur, sonst wären solche Ereignisse nicht möglich. Sie ist ein naives Gemüth, voll Empfindung für die Schönheit des Landlebens und für Einfachheit und Reinheit der Sitten, sie ist gegen ihren Willen — wenn ich so sagen darf — durch Stürme von ihrem freundlichen Gestade fortgerissen und auf das umbrandete Eiland des Thro-nes verschlagen worden. Sie war zu harmlos, um sich ihrer Stellung und Bedeutung bewußt worden zu sein. Als Kind stieg sie hinauf, als Kind trat sie wieder herab, aber mit blu-tenden Fingern, denn das Spielzeug verstand sie nicht zu handhaben. Nun ist sie Weib geworden und nichts als Weib."

„Wenn Du mir noch eine Frage freigeben wolltest," sagte der Jugend-genosse, „sie geschieht nicht so sehr aus Neugierde, als vielmehr aus Thei-nahme für Dein wunderbares Schick-sal."

„Ich freue mich der Theilnahme," entgegnete Martin.

„Wie ist sie über jenes Ereignis in Deiner Vergangenheit hinweggekom-men?"

„Freund!" sagte Martin, und that einen tiefen Athemzug. „Das ist eine Sache, vor der ich einigermaßen bange. Ich habe es ihr noch nicht anvertraut."

Digitized by Google

Die beiden Gesandten sprangen gleichzeitig von ihrem Sitze auf. Es schien, als wollten sie ihrem mächtigen Erstaunen Luft machen, sie sagten aber nichts als: „Das ist kühn.“

„Vielleicht gerade das Gegentheil,“ antwortete Martin.

„Seid Ihr schon getraut?“ fragte der Jugendgenosse.

„Es steht bevor.“

„Dann wird nichts daraus. Eine Königin oder eine Bäuerin: den Mörder des Oheims heiratet man nicht.“

Das Gespräch mußte abgebrochen werden, denn es kamen Arbeiter in die Nähe, welche einen Felsblock aus dem Walde schleiften. Bald darauf verabschiedete sich Martin für diesen Tag von seinen Gästen.

Unter den Briefen, welche Juliana aus dem Martinshause abschickte, war endlich auch einer an Maria Baumgartner. Mit der ersten Schrift war sie nicht glücklich, dieselbe war so ledern und seelenlos geworden, daß sie zerrissen werden mußte. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, der Freundin erst Alles mitzutheilen, wenn der Tag der Hochzeit festgesetzt sei; und wenn sie nun von ihrem Martin nichts schreiben wollte, sonst hatte sie nichts im Herzen. Sie beschwor die Erinnerung an alte Freundschaft herauf, sie stellte sich das treue Herz der Maria vor, ihre Größe als Gattin und Mutter, ihre Bescheidenheit, ihre Klugheit und Tüchtigkeit — es war vergebens, der eine Einzige bewohnte ihr Herz und hatte die Freundin allmählich zurückgedrängt und endlich vor die Thür gesetzt. Dazu kam noch eine Befangenheit bei dem Gedanken, daß Martin der Maria nicht gleichgiltig gewesen war. Der Brief wurde formell, höflich, gleichgiltig und Juliana zerriß ihn.

Besser ergieng es ihr mit dem zweiten, denn da ließ sie auf ihre Freundin die ganze Wucht ihrer Liebe los, ihrer Liebe zum Bräutigam und in dem vertraulichen Geständnisse lag auf einmal alle Innigkeit wieder, die sie für die Försterstrau je gefühlt.

Martinshaus.

Liebste Maria!

Du magst von mir denken, was Du willst, magst mich sanftselig, unartig, selbstsüchtig, treuvergessen schelten, ich falle Dir doch an den Hals und weine. Weine vor lauter Glück. Ich bin nicht mehr Königin, ich bin Braut. Du mußt es ja im vorigen Jahre schon geahnt haben, jetzt läugne und verhülle ich es nicht mehr, jetzt rufe ich es Dir und der ganzen Welt zu: Er ist mein! Du hast mir ja selbst einmal gesagt, was mir fehlt, wie hast Du Recht gehabt! Jetzt wirst Du mir doch nicht mehr zürnen, daß ich damals so tief in die Wildnis laufen mußte, es gibt eine magische Gewalt, sie hat mich gezogen. Hat sie selbst auf Dich wirken wollen und bist doch ein so starkes Weib und gepanzert mit Mann und Kind. Ich bin ihr verfallen, ich gehe unter in den Wonnen der Liebe. Alles sonst ist mir gleichgiltig geworden auf der Welt, selbst Du warst vergessen, da kannst Du Dir denken, wie groß seine Macht ist. Schon im vorigen Sommer war's, aber er wollte nicht, weil ich ihm nicht standesebenbürtig gewesen bin. Er war Landwirt, ich bloß eine Königin. Ich suchte seiner würdig zu werden, dann gieng ich wieder in den Schatt, wo ich jetzt bin und nicht fort kann. Ich höre Deinen Einwand, Freundin, denn ich bin noch nicht sein Weib. Was sind Euere Satzungen gegen meine Gefühle! Einst durfte ich nicht leben nach der gesellschaftlichen Norm, jetzt will ich das nicht. Keinen einzigen Tag will ich verlieren von der Seligkeit, die mir beschieden ist. Der Baum wächst in den Himmel. Und doch voller Pein, weil — Gott Lob! — der

Digitized by Google

Wipfel noch nicht erklommen ist. Wenn Du mir das glauben kannst, Freundin, so mußt Du mich ja auch bewundern, wie ich Dich einst bewundert habe. Die Hochzeit ist nicht mehr ferne, ich müßte in Edenstein sein und dort Alles anordnen, und kann nicht fort von hier. Willst Du gefällig sein und nach Edenstein gehen und die Hochzeit vorbereiten nach der Sitte der Gegend, so ist es gut, willst Du es nicht thun, so ist es auch gut, ich bin ganz empfindungslos geworden für alles Aeußere — mein Leben ist er allein. Nicht oft kann ich an seiner Seite wandeln, er ist Waldrodner, Baumeister, Bauer, es ist wunderbar, wie sein Wille hier eine Ansiedlung, ein großes Gehöfte, fast eine Stadt aus der Erde ruft! Ich kann ihm oft nur aus der Ferne zusehen in seinem Schaffen, und bin's schon zufrieden. O Freundin, das ist ein Mann! So hoch steht er über mir, daß ich wie eine Magd bin vor ihm, und selbst das ist wonnig. Einige Zeit hielt ich ihn für ganz vollkommen, ich war beängstigt. Nun hat sich geoffenbart, daß auch er ein Sünder ist und nun weiß ich meiner Glut für ihn kein Ende. In zehn Tagen sind wir getraut. Bete für mich, meine theure Maria, daß ich nicht wahnsinnig werde. Ich will mich dann bestreben, ein kluges, sorgendes, opferfrohes Eheweib zu werden, wie Du bist. Wir werden im Schatt wohnen, oder in Edenstein, mir ist es Eins, nur bei ihm will ich sein. In allem Glück und Leid bei ihm. Wenn er mich liebt, dann ist es für mich unmöglich, elend zu werden auf dieser Welt.

Deine glückselige

Juliana.

Der Tag der Trauung in der Schloßkapelle zu Edenstein war bestimmt. Die Arbeiten am Martinshaus nahmen ihren gewohnten Fortgang, nur daß Martin öfter als sonst mit seiner Braut beisammen saß und Waldgänge machte. Sie sprachen von der Zukunft, aber auch die Vergangenheit wollte nicht ganz vergessen sein.

Eines Tages fragte Martin die Braut, was sie als Königin an ihrem Hochzeitsfeste thun würde?

„Dich lieben," war ihre Antwort.

„Wäre das Alles?" fragte er.

„Nein, Juliana, Deines Volkes würdest Du nicht vergessen."

„Ich würde die königlichen Schatzkammern öffnen für die Armen und Hungernden."

„Du würdest mehr thun," sagte Martin.

„Ich würde alle Soldaten auf Urlaub schicken, heim zu ihren Weibern und Liebchen."

„Du würdest noch mehr thun," sagte Martin.

„Ich würde alle armen Liebespaare ausstatten, daß sie sich ehelichen könnten," versetzte Juliana.

Das würde Deinem Herzen immer noch nicht genügen," sagte Martin.

„Mein Gott!" rief sie, „ich würde die Gefängnisse erschließen lassen, die Ketten der Verbrecher zerschlagen. Ich würde den Räubern, Brandstiftern und Mördern verzeihen!"

„Würdest Du das?" fragte Martin. „Würdest Du sie begnadigen? Alle? Ohne Ausnahme?"

„Das," antwortete nun Juliana, „das wäre vielleicht ein Frevel an dem Volke. Was die Ordnung der Gesellschaft stört, das muß geahndet werden. Nicht wahr, Du meinst auch so?"

„Die Anstifter und Führer einer Revolution?"

„Wenn die Revolution blutig ist," versetzte Juliana, „so würdest Du sie nicht begnadigen. Oder würdest Du?"

„Den Mörder Deines Oheims?"

Juliana blickte betroffen auf. „Warum erinnerst Du mich an diese Schrecken?" fragte sie den Bräutigam. „Warum erinnerst Du mich an den unseligen Urheber meines Justizmordes? Wie viele Qualen hat er mir bereitet! Hinweg! Hinweg mit diesen gräßlichen

Digitized by Google

Dingen, sie sollen meine seligsten Stunden nicht trüben."

Martin schwieg und schritt, in sich verloren, voran.

Das war der einzige Gang gewesen mit ihr, der ihm unerquicklich schien, am nächsten Tage gieng er allein.

Er war in schweren Gedanken. Auf der Welt ist es so eingerichtet, daß nur die sittlich starken Menschen eigentlich glücklich sein können. Wer sich gegen die Natur versündigt, den straft sie mit Krankheit. Wer sich gegen die Mitmenschen versündigt, dem wird durch Gesetz und Rachsucht das Leben so sehr vergällt, als wäre er im Fegefeuer. Wer sich gegen sich selbst versündigt, indem er seiner besseren Einsicht zuwider handelt, die Vernunft mißachtet, der Leidenschaft folgt, der muß mit sich selbst zerfallen und haltlos werden. Es ist ein Märchen, daß es im Allgemeinen schlechten Menschen auf Erden besser ergehe, als guten. Es werden der Schurken wohl neunzig Percente unselig zugrunde gehen, und wenn die übrigen zehn Percente in Reichthum, äußerem Glanz und scheinbarem Wohlergehen stecken, so beneide sie nicht um ein „Glück," hinter welchem sich von der Welt ungeahnt doch das furchtbare Gottesgericht vollzieht. —

So sann Martin. Im Walde war es stürmisch. Die Aeste rauschten, die Wipfel schaukelten, der Himmel war tiefblau, aber lichte Wolkenfetzen flogen vorüber, und unter ihnen glitten die Schatten über das Waldland. Ahornblätter, die nächtlicher Reif locker gemacht hatte, flogen ab von ihren Zweigen, flogen zwischen den Bäumen auf und nieder, als wollten sie einen neuen Ruhesitz suchen auf schaukelndem Ast. Das Gekräute, welches auf dunklem Boden stand, bewegte sich nicht und Martin, der darüber hinschritt, hörte wohl das gleichmäßige Rauschen hoch in den Wipfeln, fühlte aber kaum ein kühlendes Fächeln auf seiner heißen Stirn. Die Unruhe in seinem Herzen war schlimmer als die über seinem Haupte. — Soll er ihr es gestehen? Soll er ihr es verschweigen? Gesteht er es, was kann geschehen? Ihr Gemüth, so scharf gespannt jetzt durch die Liebe und Verehrung für ihn, kann umschlagen, das Entsetzen kann sie aufschrecken, der Stolz kann erwachen. Es ist bei solchen Frauennaturen schon geschehen, daß die Liebe zu Haß wurde. Und er hat das Weib verloren, das einzige, so für ihn die Erde trug. Soll er durch ein Geständnis, das zu nichts führt und keinen Zweck mehr hat, sie und ihn unselig machen für alle Zeit? Verschweigt er es, was sagt das Gewissen des Mannes dazu? Ohne Hehl und Falsch ist er bisher durch sein Leben gegangen, und sein Weib, das Treue und Vertrauen vor Allem von ihm erwartet, soll er hintergehen? Betrügerisch schleicht sich ein Mann in ihr Herz, der ihrer Familie Todfeind gewesen, dessen finstere That ihr die bittersten Stunden ihres Lebens heraufbeschworen? Sie liebt die Menschen alle, alle bis auf einen. Und dieser Eine?! — Vielleicht aber kann sie ihm verzeihen, ein liebendes Weib kann Alles. Selbst in diesem Falle wird das heitere Eheglück dahin sein. Oh! sagte er zu sich selbst, daß jene Stunde sich so lohnen muß für mich! Es war ja eine gute, reine selbstlose That, ohne Leidenschaft, ohne persönlichen Haß und mit Gefährdung des eigenen Lebens. Ein Werk im Dienste der hohen Idee, der zu allen Zeiten die besten Männer sich geopfert haben; im Dienste des Vaterlandes. Heute freut sich das Volk der Folgen jenes Tages, befreit und der Selbstbestimmung zurückgegeben, kann es an seinem Wohlstande, an seiner Gesittung weiter bauen. Und auf mir lastet die Folge einer böse n That! Strafefrei gehe ich aus, weil die gegenwärtige Verfassung mein Schild ist. Strafefrei! Ein Mord! Sei ehrlich, Martin, mit dir selbst, die gute Absicht ent-

Digitized by Google

schuldigt nie die böse That! Ich fürchte, der Richter in meiner Brust wird lebenslängliche Strafe über mich verhängen. Trotziges Schicksal, wie versöhne ich dich? — In solchem Augenblicke fiel ihm ein altes Wahrwort ein: Der Schwache versöhnt die Götter durch Geduld, der Starke durch die That. Das Geständnis! Der Muth zu jener That war groß, heute bedarf er den noch größeren: sie zu bekennen. Damals setzte er ein Leben ein, das für ihn keinen Werth hatte, weil die Knechtschaft seines Landes ihm das Herz zerriß und weil er die Liebe noch nicht kannte. Heute schätzt er das Dasein mit einem süßen Weibe in einem freien Staate. Wer hat den Muth, dieses Pfand auf's Spiel zu setzen? Der Mann. — Komme was da wolle, fest und treu trage ich die Folge meiner Handlung.

Mit diesem Entschluß kehrte er zurück zum Martinshaus. Vor demselben im Sonnenscheine saß Juliana und flechte Myrten auf ein weißes Kleid. Dabei sang sie mit weicher lieblicher Stimme ein Lied:

„O schönster Schatz auf Erden,
Ich lieb Dich ganz allein;
Gar bald sollst mein Du werden,
Mein Eigen sollst Du sein.

Gibst Du mir Wein zu trinken,
So thu ich Dir Bescheid;
Thust Du mir heimlich winken,
So ist mein Herz erfreut.

Ich geh nicht aus den Stegen,
Ich geh nicht vor die Stadt,
Bis ich mein' Schatz gesehen,
Und ihn geküsset hab."

Martin, von ihr noch unbemerkt, blieb hinter ihr stehen. Soll er nun in dieses bräutlich selige, ahnungslose Herz die Hölle schleudern? Nein. Er wendete sich und schlich unbemerkt der Wand des Hauses entlang.

Und als all das geschehen war im Schatt, ließ Martin eines Tages in das Horn blasen, durch welches er den Leuten seines Anwesens das Zeichen zu den Mahlzeiten oder zum Schlusse des Tagwerkes anzuzeigen pflegte. Da stiegen die Zimmerleute von ihren Wänden, die Erdarbeiter aus ihren Gräben, es kamen die Mähder von den Wiesen, die Pflüger von dem Felde, die Hirten von der Weide und die Holzer aus dem Walde. Es war heute nicht Essenszeit und es war nicht Abend, daher wußten sie nicht, was der helle Schall des Hornes zu bedeuten hatte. Und als sie versammelt waren auf der grünen Matte vor dem Hause, trat Martin unter sie und an seinem rechten Arm führte er Juliana. Er stellte ihnen die Braut und künftige Hausfrau vor, worauf sich ein vielfacher Jubelruf erhob. Hierauf theilte Martin ihnen mit, daß er mit seiner Genossin auf einige Tage nach Edenstein reise, um dort mit ihr den kirchlichen Bund zu schließen, und ermahnte sie, während dieser Zeit in Fried und Frohsinn am Martinshause das Fest zu begehen, das er ihnen veranstaltet habe.

Nun sahen sie schon die zahlreichen Lastthiere, die mit allerlei Gottesgaben schwer bepackt angekommen waren, und als der spähende Hieronimus auch wohlbeschlagene Fässer wahrnahm, machte er einen Juchschrei und einen Burzelbaum dazu, daß sein Weib, die Stauzi, vor Schreck und Aerger schier vergehen wollte.

Für die Zimmerleute begann alsogleich eine neue Thätigkeit. Auf dem ebenen Platz vor dem Wirtschaftsgebäude legten sie einen großen viereckigen Bretterboden und hobelten ihn glatt. Dann richteten sie an den vier Enden hohe Stangen auf, die mit Reisigwindungen geziert waren, dann schlugen sie einen erhöhten Tisch auf und dann wurde ausgerufen, daß, wenn Musikanten da wären, sich dieselben zu melden hätten. Ein krummer Holzhauer erschien, der sagte, daß er bei den Soldaten gewesen sei und dort das Trommeln gelernt habe. Ein Anderer zeigte sich als Dudelsackblaser

Digitized by Google

auf. Der alte Bruder der Angla kam und bekannte, daß er die „Maultrommel“ spiele. Mehrere zogen Mundharmoniken aus dem Sack und legten auf der Stelle Proben ab von ihrer Kunst. Der Oberknecht kam mit der Zither. So war in kurzer Zeit der Tanzboden eingerichtet und während nebenhin Tische und Bänke aufgeschlagen wurden, begann — damit nichts versäumt werde — das jüngere Volk sich paarweise zu üben und sie fühlten in allen Gliedern die Freude, die niedersank aus Gottes freiem Himmel.

Mittlerweile hatten Martin und Juliana Pferde bestiegen, um mit ihrem kleinen Gefolge, welches theils in der Ansiedlung gewählt worden, theils von Edenstein entgegengekommen war, abzureisen.

Da war es, daß die Stanzi ihren Hieronimus am Rockzipfel festhielt, daß er ihr aber loskam, und mit schreckbar würdevoller Geberde vor die Pferde des Brautpaares trat. Er hatte nämlich eine Hochzeitsrede im Kopf und da er bei der Feierlichkeit selbst nicht anwesend sein konnte, so wollte er sie jetzt vorbringen. Er sprach im Predigerton laut und fast hochdeutsch. Doch während der Rede stellte es sich heraus, daß sie nicht für die Zeit vor der Trauung, sondern für jene nach derselben passe und auch wieder nur für eine Bauernhochzeit. Der Redner wollte sich verbessern, geriet aber in einen verhängnisvollen Wirrwarr von Brautstecken, Bidelmann, Speisemeister, Glück und Segen, Hochzeitsbuschen und kleinen Kindern. Noch rechtzeitig brüllten die Umstehenden ein dreifaches Hoch, bis die Reisenden, nach allen Seiten freundlich grüßend, weiterzogen.

„Ich sag's ja,“ murmelte der Hieronimus und trocknete sich den Schweiß vom Gesicht, „wenn der Mensch nit immer einmal einen Tropfen Wein hat, so wird er ganz dumm. Ganz dumm wird er!“

„Na so komm halt im Gottesnamen, Alter, und trink!“ sagte die Stanzi und führte ihn zu den Tischen.

Was war das für Juliana ein anderes Reisen durch den Schatt, als jenes vor einem Jahre! Es dräute noch die Wildnis in ihren rauhen Gestalten, aber Pfade waren nun gezogen und anstatt der planlosen Führer ritt neben ihr sicher und ernst der Bräutigam.

Sie fühlte sich unsäglich froh, er war ernster als je und im Gesicht fast blaß.

Schloß Edenstein war reich geschmückt mit Fahnen und Ehrenbögen, als ziehe wieder die Königin ein.

Und dann am Tage der Trauung. — Der Schloßhof war überfüllt von Menschen, die sich aus weit und breit versammelt hatten. Die Kapelle konnte alle Ehrengäste nicht fassen. Maria, die Försterstrau, kniete in ihrem Feststuhle und schluchzte unaufhörlich vor Freuden. In der Sacristei wurde dem Erzbischof Wendlinburg schon der Ornat angethan und auf dem Altare brannten in feierlicher Stille die Kerzen.

Zur selben Stunde trat Martin in das Gemach seiner Braut. Er war in dunklem Bürgerkleide, sie war im schneeweißen Seidengewande, im Haar die heilige Myrte. So stand sie am Fenster und blickte träumend, schön und glückselig hinaus in den von Vogelsang durchklungenen Gottesmorgen.

Martin trat zu ihr, faßte ihre Hand und sagte leise: „Juliana, in fünfzehn Minuten sollen wir vor dem Altare stehen.“

Sie antwortete nicht, sondern schaute ihn mit ihren runden blauen Augen treuherzig an.

Martin that einen hörbaren Athemzug und sagte: „Nun darf ich nicht mehr länger säumen mit dem, was ich Dir zu sagen habe, bevor wir uns auf ewig binden.“

Sie hob mit Befremden ihr Haupt.

„Ich habe Dir ein Geständnis zu machen,“ fuhr Martin fort.

„Das klingt ja fast unheimlich,“ versetzte Juliana.

„Ein schweres Geständnis. Ich

Digitized by Google

habe damit gesäumt und gesäumt. Nun muß es doch sein. Sei gefaßt, Juliana, und richte milde!" Er faltete vor ihr seine Hände.

„Schon einmal bin ich als armer Sünder vor Dir gestanden," fuhr er fort.

„Und noch einmal?" fragte Juliana.

„Vor wenigen Tagen erst hast Du gesagt, daß die Königin an ihrem Hochzeitsfeste den Mördern verzeihen würde."

„Was ist das, Martin!" Mit diesem Rufe fuhr die Braut erschrocken auf.

Martin stand unbeweglich da. Dann sagte er mit dumpfer Stimme: „Ich bin der Mörder des Königs Johann."

„Jesus Maria!" hauchte Juliana und zuckte mit ihren Händen gegen das Herz. Dann sank sie langsam zu Boden.

Er fieng sie auf und stützte sie. Sie war blaß wie eine Leiche, allmählich athmete sie wieder und kam zu sich.

„Hast Du —" fragte sie jetzt leise, „hast Du vorhin etwas zu mir gesagt?"

„Daß König Johann gestorben ist," versetzte Martin. „Ich hatte mich dem geheimen Bunde verpflichtet. Für's Vaterland."

Da fragte Juliana wie traumverloren: „König Johann? Du? Ja wie ist denn das zugegangen?"

„In einen Lakaien verkleidet. Im Lärm des Gelages. Mit einem Revolver. Es war lange geplant gewesen. Mich traf's. Der Bund brachte mich in Sicherheit, ich floh in's Gebirge als Forstgehilfe, floh in den Schatt, wo Du mich gefunden hast."

„Deinetwegen also der alte Diener unschuldig gerichtet!" sprach Juliana, „Deinetwegen ich eine Mörderin!"

„Was ich deshalb gelitten, Juliana, das läßt sich nicht beschreiben," sagte Martin. „Ich ermaß Deine Pein und fühlte sie furchtbar nach; Du konntest es ja nicht wissen, es hat sich nicht ergeben, daß der alte Diener doch nicht ganz so schuldlos gewesen. Heute, da Alle, die daran Theil hatten, laut und ungescheut sprechen dürfen, läßt sich's leicht beweisen, daß der Kammerdiener in den Anschlag eingeweiht war und mir den Platz anwies hinter der Gardine, wo ich die That vollbracht habe."

Juliana, auf dem Sofa ruhend, brütete vor sich hin. Plötzlich fragte sie: „Warum hast Du mir es gesagt?"

„Weil ich kein Geheimnis vor Dir haben will. Und dieses hätte mich gelähmt, vielleicht getödtet."

„Es ist fürchterlich!" schluchzte die Braut und verbarg ihr Antlitz mit dem weißen Tuche.

„Ja, es ist fürchterlich, das solches geschehen mußte," sagte Martin. „Keiner bleibt schuldlos im Dienste der Partei."

Er stand aufrecht jetzt wieder in seiner ruhigen, würdevollen Männlichkeit. „Nun weißt Du Alles, Juliana," sagte er, „und was geschehen soll, es liegt an Dir."

Bange war der Augenblick. Der helle Vogelsang vor den Fenstern machte ihn nur noch banger. Endlich wandte sich Juliana zu ihm und sprach: „Es ist nie zwischen uns die Rede gewesen, daß Du an jenem Abende im Schatt mich und meine Freundin dem Raubthiere entrissen hast. Es war ja selbstverständlich von Dir. Nun rechne ich die zwei Leben für das Eine. — Du hast einen Mord bekannt und mir den meinen vom Herzen genommen. Die Thaten sind gewogen, die Wage zwischen uns steht gleich, die Zunge weist gegen Himmel. . . ."

Auf dem Thürmchen erklang die Glocke. Martin bot Julianen den Arm und schritt an ihrer Seite zum Altar. Voller Liebe und Stolz schaute er auf die durch männliche Kraft erworbene Braut, welche menschlich würdevoll sich erhöht hatte von der Königin — zum Weibe.

(Ende des dritten und letzten Buches.)

Digitized by Google

Musikalische Leiden.

Skizze von **Hermine Möbius.**

Im Gasthofe zum goldenen Löwen in Beerwalde herrschte am Kirmessonntag des Jahres 187* ein reges Leben. Es war aber auch nichts Kleines, was da heute vor sich gehen sollte. Auf großen Anschlagezetteln war es überall zu lesen, daß der Männergesangverein „Germania“ aus der nahe gelegenen Hauptstadt heute im goldenen Löwen ein Concert geben werde. Das war ein Ereigniß für das Dorf, denn hier herrschte noch nicht jene Vereinswuth, die auch das kleinste Nest heutzutage mit einem Militärverein, einem Turnverein und, wenn nur vier nicht ganz stimmenlose Männer im Orte sind, auch mit einem Gesangvereine segnet. Herr Thalheim, der Wirt des goldenen Löwen, hatte darum keinen schlechten Gedanken, als er den Gesangverein „Germania“ zu einem Concerte engagierte. Kunstbegeisterung war es allerdings nicht, was ihn bei seinem Vorhaben leitete. Unter uns gesagt: er wollte weiter nichts als seinen Concurrenten im Unterdorfe übertrumpfen. Seit der mit der vermaledeiten Gewerbefreiheit ins Dorf gekommen war, ward das Dasein des Löwenwirtes durch manche Bitternis getrübt. Der Feldner nannte sich „Restaurateur“ und lockte die Gäste durch allerlei neumodische Vergnügungen an. Er hielt Vogelschießen, Karpfen- und Bratwurstschmäuse, ja sogar einmal eine Italienische Nacht mit Gartenconcert ab, und die Leute liefen ihm zu, wie das eben der große Haufe thut, der das Gute nicht von dem Schlechten unterscheiden kann; so sagte Herr Thalheim. Ein Gesangsconcert mit darauffolgendem Tanzvergnügen, das brachte der Feldner nicht fertig; dazu fehlten ihm schon die nöthigen Räumlichkeiten.

Als nun Herr Thalheim (freilich gegen den Wunsch seiner gestrengen Hausfrau!) den wichtigen Entschluß einmal gefaßt, so gieng er rasch an die Ausführung. Er gewann die „Germania“ für den Kirmessonntag, weil es ihm da auf alle Fälle an Zuspruch nicht fehlen würde. Die „Germania“ ließ sich gern bereit finden, nur der Liedermeister hatte die eine Bedingung gemacht, daß ein gutes Clavier zur Begleitung der Gesangs- und Instrumentalsolis da sein müsse. Darauf hatte der Wirt erwidert, daß er einen ganz guten Flügel besitze, der wenig gespielt sei. Er glaubte diese Auskunft mit gutem Gewissen geben zu können, denn der Flügel, der oben in der sogenannten Saalstube stand, war wirklich in der langen Zeit, seit Herr Thalheim den Löwen bewirthschaftete, so gut wie gar nicht benutzt worden. 40 Thaler bares Geld hatte er für das Instrument gezahlt, da mußte es doch gut sein! Er versprach also dem Liedermeister, daß er Alles seinen Wünschen gemäß finden werde.

Nun war der große Tag gekommen. Der Saal war schön geschmückt und in Küche und Keller hatte Herr Thalheim so reichliche Vorräte angefahren, daß die lieben Beerwalder schon ganz außerordentlichen Hunger und Durst mitbringen mußten, wenn sie da nur einigermaßen auf den Grund kommen wollten. Den Flügel hatte Herr Thalheim schön säubern und auf das Podium schaffen lassen. Er hatte das Instrument einmal aufgeklappt und mit seinen ungelenken Fingern die

Digitized by Google

Tone nacheinander angeschlagen. Sie klangen ja fast alle noch — manche etwas leise und nur nach wiederholtem Anschlagen — aber man konnte doch ungefähr herauskriegen, was für ein Ton es war. Der Liedermeister hatte von einem Stimmer gesprochen, der den Flügel noch einmal durchgehen sollte. Wozu denn? fragte sich der Wirt. Die Tasten klingen ja — die Ausgabe können wir uns ersparen.

Es war eine Stunde vor Beginn des Concertes. Johann, der Hausknecht, hatte schon im Saale alle Lampen angezündet, und Herr Thalheim rannte geschäftig hin und her, um sich zu überzeugen, daß auch Alles in Ordnung und an seinem Platze sei. Er befahl eben noch dem Johann, daß er auf den Flügel zwei Lichter stelle, da öffnete sich die Thür des Saales und der Liedermeister der „Germania" erschien auf der Schwelle, begleitet von einigen Mitgliedern der löblichen Sängerzunft. Erfreut eilte der Wirt den Eintretenden entgegen und führte sie überall herum, in der sicheren Erwartung, für sein Arrangement reiches Lob zu empfangen. Er bekam aber nichts derartiges zu hören. Der Liedermeister schritt vielmehr direct auf das Podium zu und griff mit prüfender Hand in die Tasten des Instruments. Nach den ersten paar Accorden wandte er sich nach dem Wirte um und sagte:

„Das soll wohl der von Ihnen so gepriesene Flügel sein?"

Der Wirt neigte stumm das Haupt.

„Denken Sie wirklich, daß ich mit solch einem abscheulichen Kasten das Concert abhalten werde?"

Er ließ noch einmal seine Hand über die Tasten gleiten und rief dann in hellem Zorn:

„Nun und nimmermehr! Hier fehlen ja viele Saiten, und diejenigen, die noch da sind, sind total verstimmt! Wenn Sie nicht sofort ein anderes Clavier zur Stelle schaffen, findet das Concert gar nicht statt."

Herr Thalheim war vollständig vernichtet. Er versuchte es, dem Liedermeister mit Entschuldigungen und Bitten beizukommen, doch dieser erklärte noch einmal kurz und bündig:

„Entweder ein anderes Clavier — oder wir fangen gar nicht an."

Nun war guter Rath theuer. Wer besaß denn im Dorfe überhaupt einen solchen Klapperkasten? Sein Concurrent, der Feldner; doch den Verhaßten darum zu bitten, das wäre schlimmer gewesen als ein Gang nach Canossa. Der Wirt fuhr sich in die Haare. Wo eines auftreiben in der kurzen Zeit?

Rathlos schaute er sich um. Da sagte der Liedermeister:

„Hat denn der hiesige Lehrer kein Clavier?"

„Der Herr Lehrer?" rief der Wirt und schlug sich dabei vor die Stirn. „Daß ich daran nicht gleich gedacht habe! Natürlich hat er eins. Komm, Johann — und da — ein paar von Euch — (er zeigte auf die Musikanten, die nach dem Concerte zum Tanze aufspielen sollten und aus Neugierde schon so früh gekommen waren) — Ihr geht mit und wir tragen's her."

Der Liedermeister wandte sich mit mitleidigem Achselzucken ab, die Männer aber folgten dem Wirte, der sich eiligst nach dem Schulhause in Bewegung setzte. Als sie in's Freie traten, machten sie eine recht unliebsame Entdeckung. Die feuchte, milde Witterung, die den Tag über geherrscht, war in Frost übergegangen. Der Weg war dadurch so glatt geworden, daß die Männer sehr vorsichtig vorwärts schreiten mußten, wenn sie nicht Bekanntschaft mit dem Erdboden machen wollten.

„Da schlag doch gleich — —" fieng der Eine der Musikanten an. „Wie sollen wir denn den schweren Kasten bei diesem Glatteis ungefährdet hierherbringen? Tragen? Ich danke schön, da thu ich nicht mit. Aber den Handwagen können wir mitnehmen, nicht wahr, Herr Thalheim?"

Digitized by Google

„Mir auch recht," brummte dieser, „nur vorwärts!"

So langten die Männer nach einigen Minuten, den Handwagen mit sich führend, vor dem Schulhause an. Der Wirt läutete heftig an der Thürglocke. Gleich darauf öffnete sich im ersten Stock ein Fenster und eine Frauenstimme rief herab:

„Franz, bist Du es?"

„Nein, Frau Lehrerin, es ist nur meine Wenigkeit, der Löwenwirt. Ich habe eine recht große Bitte an Sie. Wollen Sie nicht so gut sein und uns hinein lassen?"

„Gleich komme ich, Herr Thalheim!" tönte es von oben herab, und wenige Augenblicke später ward die Thür vor den harrenden Männern geöffnet. Die junge Frau erschrak, als sie den offenbar in großer Aufregung befindlichen Wirt und die hinter ihm stehenden Männer erblickte. Sollte ihrem Manne etwas zugestoßen sein — das war ihr erster Gedanke. Ihr Gesicht hellte sich aber rasch auf, als sie das Anliegen des Wirtes vernahm. Sie stocherte, offenbar um eine Antwort verlegen, in der Oellampe herum, die sie in der Hand hielt.

„Mein Mann ist nicht zu Hause — ich kann da gar nichts sagen. Er muß aber jeden Augenblick nach Hause kommen. Hat es nicht ein wenig Zeit? Ich kann da wirklich nicht eigenmächtig verfügen."

„Zeit, meine liebe Frau Lehrerin, die hat es eben nicht! Denken Sie doch, in dreiviertel Stunden soll das Concert beginnen, und das Clavier ist doch auch nicht in fünf Minuten hinübergeschafft. Ich bin Ihnen gut dafür, daß dem Instrument nichts geschieht. Und sollte etwas passieren, so ersetze ich Ihnen selbstverständlich Alles. Thun Sie mir nur den einzigen Gefallen und helfen Sie mir aus der Noth. Das Concert fällt aus, wenn ich kein Clavier schaffe. Ich will es ja auch gar nicht umsonst haben — verlangen Sie, was Sie wollen. Ihr Herr Gemahl würde sich gewiß keine Minute besinnen, mir aus dieser Verlegenheit zu helfen, wenn er nur da wäre. Da kenne ich ihn viel zu gut."

„Ja, wenn er nur käme!" seufzte die Frau und schaute in die Nacht hinaus, ob sich da draußen nichts zeigen wollte. Der Gastwirt legte ihr Zögern zu seinen Ungunsten aus. Darum faßte er mit dem Muthe der Verzweiflung ihren Arm und drängte sie mit sanfter Gewalt zurück, so daß die Thür frei wurde.

„Ich übernehme alle Verantwortung dem Herrn Lehrer gegenüber," rief der Wirt, um ihre Bedenken vollends niederzuschlagen. „Nur jetzt rasch an's Werk!"

Bei diesen Worten eilte er den Männern voran die Treppe hinauf und stand mit ihnen bald in dem Wohnzimmer des Lehrers, wo das Clavier, ein großes, tafelförmiges Instrument, seinen Platz hatte.

„Es soll ihm kein Leid geschehen, beste Frau Lehrerin!" betheuerte der Wirt von Neuem. „Wir wollen es schon behutsam anfassen."

Ehe die eingeschüchterte Frau zu einem ernstlichen Proteste kam, hatten die Männer das Clavier schon abgerückt und versuchten es aufzuheben. Ja, das Ding war schwer. Es hatte seine zehn Centner.

„Das bringen wir Vier nicht allein die enge Treppe hinunter!"

Der Wirt fuhr sich verzweifelnd in die Haare.

„Da lauf, Johann, und hole noch zwei oder vier Männer herbei — aber rasch!"

Johann eilte von dannen, so schnell er konnte. Die Zurückbleibenden setzten unterdes das Clavier auf zwei Stühle und schrankten die Füße und das Pedal ab. Sie waren eben damit fertig geworden, als Johann mit zwei neuen Gehilfen angerannt kam. Die Frau Lehrerin wollte noch einmal Einspruch erheben, der Wirt ließ sie gar nicht zu Worte kommen, er über-

Digitized by Google

bot sich förmlich in Betheuerungen und Dankesworten, so daß die geängstigte Frau sich in das Unvermeidliche fügte. Eben sollte der Abmarsch vor sich gehen, da öffnete sich die Thüre und herein trat — der Lehrer selbst. Die junge Frau athmete erleichtert auf.

„Hoho, was geht denn hier vor?“ rief er voller Erstaunen.

Der Wirt verschluckte einen Fluch, der ihm in der ersten Erregung entschlüpfen wollte. Dann begann er von Neuem in herzbewegenden Worten seine Noth herzubeten und beschwor den Lehrer, ihn in dieser peinlichen Lage nicht im Stiche zu lassen.

Die Stirne des Lehrers hatte sich in tiefe Falten gelegt. Er war sehr gerne gefällig — ja wäre der Wirt bei Tage zu rechter Zeit mit seiner Bitte gekommen, er wußte nicht, ob er da nicht am Ende das Instrument hergeliehen hätte, obgleich ihm dasselbe theuer war, fast wie ein lebendes Wesen. Kaum ein Jahr erst nannte er es sein Eigen. Sauer verdient hatte er sich's — groschenweise! Sein ganzes Herz hieng daran. Und nun sollte dieser Schatz in finsterer Nacht, auf glatteisigem Wege und noch dazu von Leuten, die solches Transportes unkundig waren, in Eile fortgeschafft werden? Nein — und abermals nein! Er schalt sich, daß er dem Wirt nicht willfährig sein konnte, aber es gieng nicht. Da kam ihm ein Gedanke. Er schritt auf das Clavier zu und sagte in bestimmtem Tone:

„Selbst wenn ich Ihnen das Clavier lassen wollte, so würde Ihnen gar nicht damit gedient sein. Es ist lange nicht gestimmt — hören Sie nur, was es für Mißtöne von sich gibt.“

Dabei hieß er die Männer die Füße wieder anschrauben und das Instrument wieder aufrecht stellen. Der Lehrer schloß nun die Klappe auf und begann zu spielen.

Die Frau des Lehrers hatte anfangs ganz verblüfft dreingeschaut, als sie ihn aber spielen hörte, gieng ihr mit einem Male das Verständnis auf für das, was jetzt vorgieng. Er griff die scheußlichsten Dissonanzen —!

Das klang allerdings nichtsweniger als schön, soviel hörten auch die Männer, die den Lehrer umstanden. Als dieser nun aufsprang und die Klappe des Instrumentes wieder schloß, da blieb dem Wirt nichts anderes übrig, als das Feld zu räumen.

„So leid es mir auch thut, aber es geht nicht!“ sagte der Lehrer von Neuem. „Aber wollen Sie denn nicht zu der Frau Rendant Müller gehen? Deren Tochter hat auch ein Clavier, soviel ich weiß sogar ein Pianino. Das läßt sich doch viel leichter transportieren. Oder zu dem Manteinnehmer? Der hat auch ein Clavier. Wenn es auch alt ist, besser als keins ist es doch.“

Die Männer trabten mit sehr gemischten Gefühlen von dannen.

Der Lehrer aber faßte sein junges Weib lächelnd in den Arm und sagte:

„Schielt nicht, Fanny, ich konnte nicht anders. Es war ja die reine Nothwehr. Jeden Gefallen thu ich den Leuten gern — nur diesen nicht. Hörtest Du denn nicht, wie ich absichtlich die schrecklichsten Dissonanzen griff, um einen möglichst ungünstigen Eindruck zu erzielen?“

„Freilich!“ erwiderte sie lächelnd. „Ich hatte ja Mühe, ernsthaft zu bleiben! — Mich dauert er aber doch, der arme Wirt!“

„Mich auch, Weibchen! Warum hat er aber nicht früher vorgesorgt? Er hat es doch lange genug vorher gewußt. Wenn er ein Concert geben will, mag er auch zusehen, daß er Alles beisammen hat!“

— —

Die Männer waren inzwischen dem Hause zugetrabt, in welchem die verwitwete Frau Rendant Müller mit ihrer Tochter wohnte. Die Damen waren eben im Ankleiden begriffen;

Digitized by Google

sie wollten sicher auch das Concert im Goldenen Löwen besuchen. Es dauerte darum eine Weile, ehe die Frau Müller die Thür öffnete.

Sie war sehr erstaunt, als sie erfuhr, was die Männer herführte. Ehe sie sich auf eine Antwort besinnen konnte, schritt Herr Thalheim schon an ihr vorüber in's Zimmer und sah sich nach dem mit Schmerzen gesuchten Clavier um. Da stand wahrhaftig ein Pianino, wie es der Lehrer genannt hatte. Der Wirt sagte der noch immer verblüfften Frau mit eiligen Worten, daß es nicht ihr Schaden sein sollte, wenn sie ihm heute abend das Clavier leihe, er bringe es ihr morgen früh unversehrt zurück. Da kam plötzlich aus der Nebenstube mit fliegenden Haaren Fräulein Müller hereingestürzt und rief mit theatralischer Geberde (sie war Schauspielerin und lebte nur auf einige Wochen zu ihrer Erholung bei der Mutter):

„Nein, meine Herren, es ist unmöglich. — Das Pianino — verträgt den Transport nicht. — Es ist eigenthümlich — — aber es ist wahr!"

Dabei stellte sie sich so vor dem Clavier auf, als wollte sie dasselbe mit ihrem Leibe vor der Berührung dieser profanen Männer schützen.

Mit wachsendem Erstaunen blickten die Männer zu dem Fräulein hinüber. Da rief der Wirt:

„Aber zum Teufel — was fällt Ihnen denn ein? Ich will ja Alles reichlich vergüten — — —"

Da winkte einer von den Musikanten, der sich mit dem Pianino inzwischen zu schaffen gemacht hatte, und sprach:

„'s ist schon so, wie das Fräulein sagt!"

Dabei zeigte er auf eine Stelle der Rückwand des Pianinos, die beim Abrücken desselben sichtbar geworden war. Da prangte mit unheimlicher Deutlichkeit das Siegel des — Gerichtsvollziehers!

Die junge Dame wandte sich mit hochdramatischer Geberde ab und rauschte in das Nebenzimmer zurück. Die Männer aber traten unverrichteter Sache den Heimweg an. „Angesiegelte" Sachen dürfen nicht von der Stelle gerückt werden — hier war nichts zu machen.

Des Wirtes hatte sich eine Verzweiflung bemächtigt, die ihn fast rasend machte. Was nun thun? Ach ja, noch blieb der alte Manteinehmer übrig. Mochte nun der Flüsterkasten von diesem sein wie er wollte — wenn es nur ein Clavier war, denn ohne ein solches getraute er sich nicht nach dem Saale zurück. Also nach dem Manthause!

Es schlug gerade 7 Uhr, als die Männer mit dem Handwagen den Berg hinanketterten, der zu dem Manthause hinaufführte. Jetzt sollte das Concert eigentlich beginnen! Es ist zum Rasendwerden! dachte der Wirt und lief den andern weit voraus.

Der alte Manteinnehmer schaute sehr verwundert auf, als plötzlich heftig an sein Fensterchen gepocht wurde. Er hatte doch nicht das Rollen eines Wagens vernommen —! Gemächlich schritt er dem Fenster zu, an welches schon wieder und zwar mit verdoppelter Heftigkeit gepocht wurde.

„He, Herr Wachtmeister, thun Sie auf!"

„Was ist denn los?" gab dieser zur Antwort, indem er das Fenster aufklappte.

„Machen Sie nur die Hausthür auf — daß wir nicht hier auf der Straße unsere Verhandlung abmachen müssen. Ich bin's, der Löwenwirt."

Es dauerte dem ungeduldigen Wirte viel zu lange, ehe der alte Veteran die Thüre öffnete. Endlich ließ er die Männer ein, und gleich darauf war er auch von dem Anliegen des gequälten Wirtes in Kenntnis gesetzt. Der alte Herr lachte auf, als ihm der Wirt in fliegenden Worten seine Verlegenheit schilderte.

Digitized by Google

„Na, wenn's weiter nichts ist — da muß ich schon aushelfen. Hätte nicht gedacht, daß mein Spinettchen noch mal zu solcher Ehre käme. Viel ist ja nicht mehr dran, aber im Nothfall genügt es am Ende."

Dabei führte er die Männer in das Stübchen und zeigte ihnen das Clavier. Das war freilich ein ander Ding als das bei dem Herrn Lehrer und bei der Schauspielerin. Desto leichter ließ es sich fortschaffen! Ueber die Beschaffenheit des Instruments machte sich der Wirt in diesem Augenblicke gar keine Sorgen. Er hatte nun eins, damit Punctum.

Die Männer hoben das Clavier mit Leichtigkeit in die Höhe — pautz! da fielen sämmtliche vier Beine herunter! Der Manteinnehmer lachte.

„Ja, das Ding ist alt und wurmstichig; kein Wunder, wenn es nicht mehr fest auf den Füßen stehen will. Geht mir gerade so!"

Die Beine wurden aufgehoben und mit dem Kasten selbst hinausgetragen und auf den Wagen gelegt. Der Manteinnehmer rief den Davonfahrenden noch ein: „Glück auf den Weg!" nach. Was ihm der Wirt noch zurief, Worte der Dankbarkeit und des Versprechens, das drang kaum mehr bis an das Ohr des alten Mannes.

Der ziemlich steil abfallende Berg und das Glatteis auf demselben beschleunigten die Fahrt so, daß die Männer nach einigen Minuten vor dem Gasthof zum goldenen Löwen anlangten.

Hier hatten die Dinge indessen ihren Verlauf genommen. Der Liedermeister war von Viertelstunde zu Viertelstunde verdrießlicher geworden, während die Stimmung im Publicum, das sich gerade recht zahlreich eingefunden hatte, von Minute zu Minute immer heiterer wurde. Es mochte wohl etwas von der Geschichte mit dem Clavier unter die Leute gekommen sein, kurz, es wurde schon viel gelacht, ehe das Concert nur seinen Anfang nahm. Um 7 Uhr war noch nichts von dem Wirt zu sehen. Der Liedermeister wartete noch eine weitere Viertelstunde. Die Wolke auf seiner Stirne ward immer düsterer. Das Publicum aber fieng an, Zeichen seiner Ungeduld zu geben. Es trommelte mit den Füßen und begann sogar zu rufen: „Anfangen, anfangen!" Der Liedermeister entschloß sich endlich, das Concert mit einigen Chorliedern zu beginnen, bei denen die Clavierbegleitung entbehrlich war. Die Sänger stellten sich auf, der Dirigent hob den Tactstock und der kleine Chor sang nun so wacker, daß lauter Beifallssturm seine Leistungen belohnte. Nun sollte ein Solovortrag auf der Violine folgen, den ein junger Conservatorist im Vereine mit dem Liedermeister ausführen wollte. Jetzt fehlte das Clavier. Der Liedermeister konnte seine Wuth kaum noch verbergen. Da — im kritischen Momente — gieng eine Nebenthür des Saales auf und herein traten die vier Männer, die das unscheinbare Clavier des Manteinnehmers vor sich her trugen. Ein spöttisches Lächeln kräuselte die Lippen des Liedermeisters. O weh, nun kam man am Ende gar aus dem Regen in die Traufe! Die Männer betraten schon mit ihrer Last das Podium, ein fünfter trug sorgsam die Beine des Instrumentes hinterdrein. Dieser Anblick erregte schon im Publicum Gelächter. Dasselbe vermehrte sich aber noch, als die Männer nun vergeblich versuchten, das Clavier auf seine vier Füße zu stellen. Es wollte und wollte nicht klappen! Der Wirt bemühte sich vergeblich, den Männern zu Hilfe zu kommen und die störrischen Beine zur Vernunft zu bringen — Alles vergebens! Sie wollten eben nicht. Aergerlich gebot er den Männern endlich, das Clavier auf zwei Stühle zu legen. Vorsichtig führten die Männer dies aus. So leise sie es auch thaten, es

Digitized by Google

gieng dabei ein eigenthümliches Brummen durch den alten Kasten.

Der Liedermeister hatte dies Alles in unbeschreiblicher Stimmung mit angesehen. Er sprach darauf leise mit dem Conservatoristen, und es schien, als wolle er diesen bewegen, unter solchen Umständen auf den Solovortrag zu verzichten. Ruhm war hier nicht zu ernten. Doch der junge Künstler war offenbar nicht geneigt, auf den Vorschlag des Liedermeisters einzugehen, und auch das Publicum verlangte stürmisch den Beginn der nächsten Nummer. Achselzuckend schritt der Liedermeister nach dem Claviere hin, das mittlerweile durch Unterschieben einiger Fußbänke noch etwas höher gestellt worden war. Er schlug den Deckel des Instrumentes auf — richtig, die Untertasten waren schwarz und die Obertasten weiß. Das war schon ein untrügliches Zeichen für das Alter des Instruments! Dann legte er die Noten auf das Pult und rückte sich auf dem Stuhle zurecht. Noch einen Blick tauschte er mit dem neben ihm stehenden Geiger, dann begann er zu spielen.

Aber was war denn das?

Alles lauschte. Statt der Töne hörte man nur ein Schwirren und Sausen. Das Spinett hatte fast keine Saiten mehr und überdies war durch das Aufsetzen auf die Stühle der Resonnanzboden eingedrückt worden. Das Publicum brach in ein nicht endenwollendes Gelächter, der Liedermeister in ein grünliches Fluchen aus. Das Fest war zu Ende.

Wie des Paters Predigt in Erfüllung gegangen ist.

Ein Bild aus dem Jahre der Revolution von **Hans Malser.**

An einem Sonntage war's, im Frühlinge des Jahres 1848. In der Kirche des Klosters F. predigte ein langbärtiger Pater über die gottlose Zeit, die hereingebrochen sei. „Die Throne stürzen sie und die Altäre," rief er und fuhr fort: „Die Diener Gottes werden verfolgt von Studenten und Bürgern und sind verlassen von den Bauern. Vogelfrei ist der Priester!" Dann rief er Ach und Weh über die Welt.

Und der Mann schien diesmal nicht übertrieben zu haben. Schon an einem der nächsten Tage gieng in der nur wenige Stunden entfernten Landeshauptstadt das Gerücht um (und Gerüchte flogen damals so häufig und so rasch, als ob jeder Luftzug eine Telegrafenleitung gewesen wäre), in der Gegend von F. rotteten sich Bauern zusammen, um das Kloster zu berauben, in Brand zu stecken und die Priester zu erschlagen. Sie wollten Alles wieder zurückhaben, was das Kloster im Laufe der Zeiten den Bauern abgenommen hätte. Es wäre eine sehr aufgeregte, bedrohliche Bande, der Alles zuzutrauen. Sofort war die Nationalgarde da und beschloß, eine Compagnie nach F. abgehen zu lassen, um das Kloster zu schützen.

Flink und munter marschierte die Abtheilung, Studenten und Bürger, Alles mit Cocarde und dreifarbigen Bändern geschmückt, unter Fahnen und Musik das Thal entlang. Nur wenige Berittene waren darunter, mit waffenunkundigen Landleuten nimmt es auch Infanterie auf. Von den Bergen rauschten die Lenzwässer nieder, Wiesen und Felder in hellem Grün, Vogelsang auf allen Bäumen! Wie schön ist doch die Welt!

Digitized by Google

Nach sechsstündigem Marsche langte die Nationalgarde bei dem Flecken F. an. Dort aber, wo der Fluß übersetzt werden mußte, um in das jenseits desselben gelegene Kloster zu gelangen, sahen die Krieger, daß die Brücke bereits besetzt war. Eine Rotte von etwa hundert Mann, Bauern, Holzleute, Handwerker und manch zweifelhafte Gestalten darunter. Alle bewaffnet! mit Aexten, Sensen, Schießgewehren, langen Spießen, Feldhauen, Pistolen, Messern und Knütteln versehen und drohend auf der Straße gegen die Brücke hin aufgestellt.

Der Commandant der Nationalgarde ließ etwa hundert Schritte von der Bauernrotte Halt machen und forderte die Wegelagerer auf, zurückzuweichen. „Oho!“ rief es vielstimmig, und anstatt nach rückwärts rückten sie vorwärts, noch näher an die Brücke. Nun trat aus den Bauern ein hochstämmiger und wildbärtiger Mann vor, dieser rief der Garde zu: „Stadtleut, ich sag es Euch, weicht willig zurück! Die Brucken gehört uns und das Kloster gehört auch uns.“

„Ich fordere Euch noch einmal auf, die Brücke frei zu lassen!“ rief der Commandant, „sonst werden wir sie mit Gewalt nehmen.“

Schlug die Bauernrotte ein Gelächter an. Jeder hielt seine Waffe in Bereitschaft und der Wortführer sprach: „Stadtleut! Wenn Ihr noch drei Schritt nach vorwärts thut, so laß ich auf Euch schießen. Das Kloster geht Euch nichts an, das ist unsere Sach. Brennet und raubet Ihr in der Stadt drinnen, wie Ihr wollt, dahier sind wir die Herren. Habt's verstanden?!“

Nach diesen Worten wendete sich der Mann und gab seinen Leuten den Befehl, über die Brücke zu marschieren.

„Halt!“ schrie der Garde-Commandant, „den Ersten, der die Brücke betritt, lasse ich niederbrennen!“

So standen sie sich jetzt gegenüber, die Gewehre aufeinander angelegt und gegenseitig im Begriffe, den Ersten, der die Brücke passieren wollte, niederzuschießen.

Drüben im Kloster läutete die Glocke. War es Sturmläuten, war es ein Hilferuf im Angesichte des Feindes? Schon lange war von einem Ueberfall gemunkelt worden. Nun sahen sie, es wurde Ernst. Die Mönche flüchteten in die Kirche und verrammelten die Thüren. Andere krochen in die Büsche des Gartens hinaus. Der Abt brachte mit Hilfe zweier Fraters die Cassen in Sicherheit, dann stieg er auf ein Thürmchen, um zu sehen, daß jenseits des Flusses die beiden Heere sich noch immer fast bewegungslos gegenüberstanden. Zwei feindliche Horden, die jetzt wohl bald gegeneinanderfahren würden, um zu entscheiden, welcher der Bissen des Klosters zufallen sollte. Dann entschlossen sich die Geistlichen, zu dem bösen Spiele gute Miene zu machen, die Eindringlinge und Räuber höflich zu empfangen, zu bewirten, um so vielleicht wenigstens mit dem Leben davonzukommen. Die Fraters beteten und fluchten und zitterten und beschworen die Rache Gottes herab auf die Kirchenschänder, Heiligthumräuber und Priestermörder. — Der Himmel hatte sich mit Wolken verdüstert. Wie es doch traurig ist auf dieser Welt!

Mittlerweile waren drüben die Garde und die Bauernschaar sich immer noch drohend gegenübergestanden; weder von den Einen noch von den Anderen ließ es Einer auf den ersten Schuß ankommen.

„Leute!“ rief endlich der Garde-Commandant den Gegnern zu, „wollet Ihr wirklich den Kampf heraufbeschwören? Ist nicht schon genug Blut vergossen worden in diesen Tagen? Seid vernünftig, geht ruhig auseinander, heim in Euere Häuser zu Weib und Kind und zur gewohnten Arbeit. Ich bitte Euch, laßt Euren gesunden Sinn nicht bethören von Raub- und Mord-

Digitized by Google

gedanken, es gibt noch ein Gesetz im Lande!"

Ein Hohngelächter war die Antwort.

Hernach trat der Wortführer der Bauern einige Schritte nach vorwärts und sagte völlig gelassen: „Stadtleut! Ihr werdet mich wohl nicht niederschießen, wenn ich etliche Schritt voran gehe, ich mag nicht so schreien. Wir können uns ja in Güten ausreden, denn Ihr seid gar freundliche Leut, weil Ihr uns einen so guten Rath 'geben habt. Wir brauchen ihn aber nicht und geben ihn wieder zurück. Geht Ihr heim zu Weib und Kind und arbeitet was, daß Euch die Raub- und Mordgedanken vergehen. Und wenn Ihr schon gehenkt sein wollt, so zündet Euere Stadthäuser an und nicht das Kloster, wo die unschuldige Geistlichkeit wohnt!"

Jetzt trat auch der Garde-Commandant etliche Schritte gegen den Bauernanführer hin und sprach: „Wer sagt denn, daß wir das Kloster anzünden wollen?"

„Mag ja sein, daß Euch dasmal nur um's Rauben und Morden zu thun ist," entgegnete der Bauer. „Aber meine lieben Stadtleut, dasmal sind wir Euch zuvorgekommen. Wir haben vorgestern schon Wind gehabt von Enerem Ueberfall und uns zusammengethan. Und wenn wir Euch zu wenig sind, so werden in einer Stunde noch dreimal so Viele nachkommen und unser Kloster und unsere Geistlichkeit vertheidigen wir bis auf den letzten Blutstopfen."

„So ist's!" schrie die Rotte fast einstimmig, „gehts nur her, Ihr Bauernschinder! Ihr Heiden und Mordbrenner! Wir wollen einen steirischen Tanz mit Euch halten. Für Euch haben wir schon lang geladen. Und das Jahr lassen wir die Bäum im Wald stehen und hauen die dürren Stadtherren um, daß der Teufel Scheiter hat in der Höll!"

Der Garde-Commandant bat nun den gegnerischen Anführer, daß er seinen Truppen das Schweigen befehle. Dieser wandte sich um und rief laut: „Manner, Ihr sollts das Maul halten, sag ich Euch!"

Da wurden sie ruhig.

Der Garde-Commandant trat ganz zu dem Gegner hin und sagte:

„Es ist kein Spaß, wie wir uns jetzt gegenüberstehen, und doch muß ich lachen."

„Mir ist aber schon gar nicht um's Lachen jetzt, wo's alle Augenblick aus den Röhren pfeifen kann," versetzte der Bauer. „Wenn Ihr Stadtleut lachen könnt, so könnt Ihr auch umkehren und uns in Fried lassen. Meinem Gott wollt' ich danken, wenn der heutige Tag gut ablaufen möcht. Wir Bauersleut sind zum Kriegführen nicht eingerichtet. Aber das sag ich heilig noch einmal: ehevor wir dem Kloster was thun lassen, ehevor —!" Er hob seine schwere Pistole und nahm eine sehr drohende Stellung an. Vom Himmel begann Regen zu tröpfeln. Die Leute wurden ungeduldig hüben und drüben.

„Ich glaube, Vetter," sagte nun der Garde-Commandant lachend zu seinem Gegenmann, „wir können uns die Hand reichen, in der Sache scheint ein großer Irrthum zu sein. Habt Ihr nicht gesagt, daß Ihr gekommen wäret, um vor uns, den Stadtleuten, das Kloster zu schützen?"

„Und werden es thun, so wahr ein Gott im Himmel ist!" rief der Bauer, und Andere in seiner Rotte riefen es nach.

„Nun seht," sagte der Garde-Commandant, „wir sind aus demselben Grund gekommen. Wir haben gehört, daß die Bauern das Kloster angreifen wollten und haben uns, die wir jetzt die Ordnung im Lande aufrecht halten müssen, eilig auf den Marsch gemacht, das Kloster zu vertheidigen."

„Stadtleut!" sagte nun wieder der Bauernführer, „Ihr müßt uns für sehr dumm halten, daß wir das glauben sollen und Euch über die Brücke lassen."

„Wenn Ihr nicht über die Brücke

Digitized by Google

geht, so haben auch wir nichts zu thun drüben," hierauf der Garde-Commandant. „Zieht Ihr ab, so thun wir's auch."

„Ja, der Teufel macht den Anfang!" rief der Bauer.

„Den Teufel brauchen wir nicht. Wir machen den Anfang," sprach der Gardist. „Ich schicke den ersten Mann davon."

„Und ich den Zweiten," so der Bauer.

„Dann lasse ich den Dritten gehen!"

„Und ich den Vierten, bis wir fertig sind."

„Es gilt!" sagte der Garde-Commandant, und sie machten alsbald den Anfang. Die Leute zogen sich zurück und zerstreuten sich. Es war die ehrlichste Abrüstung, die je vorgekommen. Endlich stand an der Brücke niemand mehr, als die beiden Hauptmänner.

Diese schritten nun selbander über die Brücke und dem Kloster zu. Dort machten sie dem Abte ihre Aufwartung und theilten ihm mit, daß irrthümlicher Gerüchte wegen beide Heere gekommen wären, um das Kloster mit Allem, was drau und drin sei, voreinander zu vertheidigen und zu schützen. Daß sie nun, als sich der Irrthum glücklich aufgeklärt, ihre Leute bereits fortgeschickt hätten, und der Hoffnung wären, es würde kein Anlaß zu einem neuerlichen Anrücken mehr vorkommen.

Was kann hierauf geschehen sein? Nichts Anderes, als daß der Abt eine Mahlzeit zubereiten ließ und die beiden Hauptmänner dazu als Ehrengäste einlud. Wer eine Festtafel im Kloster-refectorium kennt, der wird mir glauben, daß es sehr munter dabei hergieng; und in der That, der Abt, und Pater Schatzmeister und Pater Kellermeister und Pater Küchenmeister hatten allen Anlaß zu einem offenen Herzen, sie ersparten noch immer im Angesichte dessen, was sie an diesem Tage befürchtet hatten.

Als schon die Kronleuchter und Aller Augen strahlten und Aller Zungen ledig waren, verhüllte einer der Paters mit den Händen sein Gesicht und murmelte seinem Nachbar zu: „Pudet me!" was so viel heißt als: „Ich schäme mich."

Der Nachbar fragte: „Cur, Frater Eusebius?" was so viel heißt als: „Warum, Bruder Eusebius?"

„Meine Predigt vom vorigen Sonntag!" flüsterte Jener.

„Ei bleibe uns jetzt mit Deinen Predigten vom Leibe, ehrwürdiger Eusebius. Stoß an! Unsere Beschützer sollen leben!"

„Das sollen sie auch! Hoch die Streiter des Herrn!" rief Pater Eusebius, „aber," setzte er flüsternd bei, „am vorigen Sonntage habe ich im Namen Gottes gepredigt, daß wir Priester verfolgt würden von den Städtern und im Stiche gelassen von den Bauern."

„Bruder!" sagte der Nachbar und legte dem Bekümmerten die Hand auf die Achsel: „Danken wir Gott, daß Du Unrecht hattest, und ein andermal, Euseb, ein andermal predige besser!"

Digitized by Google

Die Stellung der Geistlichkeit im Culturleben des Mittelalters.

Von Dr. J. Jastrow.*)

Nicht plötzlich enden die Perioden der Weltgeschichte. Nur allmählich sterben ihre Hervorbringungen ab und machen Neubildungen Platz, während sie gleichzeitig in einzelnen Theilen noch fortbestehen und sich weiter entwickeln. So stehen denn die nachfolgenden Geschlechter dem vorangegangenen Zeitabschnitte mit zweierlei Urtheilen gegenüber. Die junge Welt, welche sich im Gegensatz zu der alten entwickelt hat, beurtheilt die letztere nach der Fäulnis, welche sie zuletzt aufgewiesen hatte; die weiter fortdauernden Bildungen aber, welche den Verfall überwunden haben und zu kräftigem Leben gelangt sind, erblicken gerade in jener Vergangenheit die Wurzel ihrer Stärke.

Macht sich diese Verschiedenheit der Beurtheilung schon gegenüber den Geschichtsperioden geltend, so noch viel mehr gegenüber ihren hauptsächlichsten Trägern. Wenn daher heutzutage die Urtheile über eine Geschichtsperiode, wie die des Mittelalters, schon sehr auseinandergehen, so ist dies in noch höherem Maße der Fall gegenüber demjenigen Stande, welcher als der eigentliche Träger der mittelalterlichen Kultur gilt: gegenüber der Geistlichkeit.

Daß die Entwickelung der Geistlichkeit während des Mittelalters mit einem tiefen Verfall am Schlusse dieser Periode endigte, ist eine Thatsache, welche durch die Nothwendigkeit der protestantischen wie der katholischen Reformation im 16. Jahrhundert gleichmäßig anerkannt ist. Sowohl Luther und Calvin wie die große Reihe der katholischen Reformatoren auf dem Tridentiner Concil giengen von der Thatsache aus, daß eine „Reformation" der Kirche nothwendig sei. Verschieden waren beide Richtungen in der Durchführung dieser Reformation. Die Einen suchten dieselbe auszuführen in ausdrücklichem Widerspruch mit dem bisherigen Träger des kirchlichen Lebens, indem sie durch die Lehre vom allgemeinen Priesterthum an Stelle der Geistlichkeit die Gemeinschaft aller Kirchenglieder zu setzen suchten; die Anderen waren bestrebt, eine Stätigkeit der Entwickelung zu erhalten und den geistlichen Stand so umzugestalten, daß er der Träger einer neuen Organisation bleiben konnte, wie er der der alten gewesen war. Wenn es nun schon in der Natur der Sache lag, daß diese beiden Richtungen über ein Institut, zu welchem sie verschiedene Stellung genommen hatten, verschieden denken mußten: so trat durch die Rolle,

*) Wir haben wiederholt Anlaß genommen, unsere Leser auf die in Berlin erscheinende Zeitung: „Tägliche Rundschau" aufmerksam zu machen, und haben dafür wohl unsere Gründe. Während andere Blätter sich manchmal etwas zu viel mit politischer Kannegießerei, mit Polemik, Tratsch, Gerichtssaalvorgängen und bisweilen noch mit weit Schlimmerem abgeben, faßt die „Tägliche Rundschau" die Mission der Presse ernster auf. Es erscheint kaum eine ihrer Nummern, die nebst den Zeitberichten aus allen Theilen des Lebens und der Cultur, nebst erzählenden und poetischen Stücken nicht auch einen bildenden wissenschaftlichen oder irgend wie edler anregenden Aufsatz brächte. Auch vorstehende Darstellung stand in dem Blatte, welches entschieden zu den allervornehmsten Erscheinungen der Tagespresse gehört. Die Red.

Digitized by Google

welche diese Abweichungen in den politischen, und insbesondere kirchenpolitischen, Kämpfen der folgenden Jahrhunderte spielten, naturgemäß eine beständige Verschärfung ein. Unentwegt hat die katholische Geschichtsauffassung daran festgehalten, daß die mittelalterliche Cultur mit ihrer durch und durch geistlichen Färbung das eigentliche Ideal menschlicher Entwickelung darstelle; der Pfarrer als Seelsorger im Mittelpunkt eines jeden gesellschaftlichen Ganzen und eben darum Berather in allen Dingen, die festeste Stütze des Staats in den niederen Kreisen der Verwaltung; dem entsprechend in den höheren das Bisthum, und endlich das Papstthum als Haupt- und Mittelpunkt eines geordneten Staatensystems der ganzen civilisierten Menschheit. Dem gegenüber entwickelte sich aus dem ursprünglichen Widerspruch gegen eine bestimmte kirchliche Richtung eine andere Geschichtsauffassung, wesentlich getragen von einer Strömung, welche nicht gegen diese oder jene Kirche, sondern gegen kirchliches Leben überhaupt bei allen Völkern und zu allen Zeiten sich wandte. Diese Geschichtsauffassung erblickte in der Stellung und in der Leistung der mittelalterlichen Geistlichkeit absichtliche Verschiebung zu Gunsten des eigenen Standes. Die Geistlichkeit habe damals Alles an sich gerissen für ihre rein kirchlichen Zwecke, sie habe das Volk in Verdummung erhalten, damit sie allein kundig und unentbehrliche Rathgeberin bleibe; sie habe die Königswürde untergraben, um durch die beständigen Güterverleihungen stark unter einem schwachen Monarchen zu sein. Den Vertretern dieser Auffassung erscheint das Papstthum, welches über den Königen dieser Welt stehen will, als die eigentliche Versinnbildlichung geistlicher Ueberhebung.

Die beiden Auffassungen, so entgegengesetzt sie einander sind, leiden dennoch nicht an verschiedenen Fehlern, sondern an demselben Gebrechen. Sie gehen beide aus von den Zuständen der Gegenwart, bilden sich eine ungefähre Ansicht von der Stellung und dem Einflusse, den sie in unserer Zeit der Geistlichkeit einräumen wollen, und betrachten unter diesem Gesichtspunkt die Vergangenheit; sei es, daß sie in ihr das Ideal zu reconstruieren suchen, zu welchem sich unsere Zeit auf's neue emporzuschwingen habe, sei es, daß sie in ihr die Mißbildung erblicken, im Gegensatz zu welcher die moderne Cultur sich entwickeln solle. Es sind dies die beiden Pole der verschiedenen Geschichtsauffassung, welche sich unter dem Eindrucke des Absterbens einer Periode und des Heraufziehens einer neuen um die Wende des Mittelalters zur Neuzeit gebildet hatte.

Wollen wir im Gegensatz zu diesen beiden Extremen die Stellung der Geistlichkeit, wie sie während des Mittelalters sich gestaltet hat, historisch verstehen, so dürfen wir nicht von den Zuständen ausgehen, welche erst nach dem Mittelalter sich gebildet haben; wir müssen vielmehr den umgekehrten Weg einschlagen, das allmähliche Entstehen dieser Stellung zu erfassen suchen, d. h. wir müssen nicht bei der Neuzeit, sondern bei dem Alterthum anknüpfen.

* * *

In dem Uebergang vom Alterthum zum Mittelalter gibt es eine Thatsache, welche für jede Seite der Culturentwickelung von gleicher Bedeutung geworden ist. Bei dem vollständigen Zusammenbruch der römischen Verwaltung unter den dröhnenden Schritten der hereinbrechenden Germanenvölker ist ein einziges Ressort unberührt stehen geblieben und hat sich erhalten bis auf den heutigen Tag: die römische Kirchenverwaltung. Was diese Thatsache für die Entwickelung der Völker bedeutete, das macht man sich nur selten in vollem Umfange klar. In diesem Fragment des Römerstaates erhielt sich vor allen Dingen der Gedanke eines römischen Reiches. Das römische Reich

Digitized by Google

hatte auf einer gewissen Reichseinheit beruht. Diese Vorstellung erhielt sich in der Form der Kircheneinheit, in der Idee einer allgemeinen („katholischen") Kirche. Die Verwaltung des alten Römerreiches beruhte auf einem fest gegliederten Beamtenorganismus und auf einer genauen geographischen Eintheilung des ganzen Reiches in „Diöcesen"; jetzt lebte dieser Begriff des Amtes noch fort in der Reihe kirchlicher Aemter von den Patriarchen, Erzbischöfen und Bischöfen bis herab zu Pfarrern und Lentpriestern; die Eintheilung namentlich in den bischöflichen Diöcesen. Bestehen blieb vor Allem diejenige Einrichtung, welche gewissermaßen der Regulator der Staatsmaschine ist, die genaue Verwaltungscontrole in Form der kirchlichen Disciplin.

Wenn also in diesem einen Ressort ein Abbild des großen Staatswesens fortdauerte, dessen Theil es einst gewesen war, so blieb mit ihm in voller Wirklichkeit die ganze Reihe von Grenzgebieten bestehen, durch welche in jedem kräftig blühenden Staatswesen der eine Verwaltungszweig mit allen anderen zusammenhängt. Die römische Finanzverwaltung, welche auf einer hoch entwickelten Geldwirthschaft beruhte, gieng überall unter; nur in den Wirkungsstätten der bischöflichen Gewalt, in den städtischen Gemeinwesen, erhielten sich Reste der Geldwirthschaft inmitten einer Bevölkerung, welche gewöhnt war, mit Thierfellen und Rindern zu zahlen. — Die römische Rechtspflege beruhte auf einer langentwickelten Reihe fein durchdachter, geschriebener Gesetze. Jetzt, wo diese Rechtspflege untergegangen war, hoben sich die für einfache Verhältnisse berechneten Rechtssatzungen der germanischen Völker nur mit Mühe und Noth auf das Niveau einer schriftlichen Gesetzgebung; das römische Recht aber wurde weiter geübt und entwickelt innerhalb der Kirchenverwaltung in der neuen Form des „kanonischen" Rechts. Keineswegs handelte es sich bei dieser Fortdauer bloß um Bestimmungen, welche kirchliche Zustände betrafen. Schon zu den bloßen Zwecken der kirchlichen Verwaltung waren die Bischöfe täglich in der Lage, allgemeine Rechtsnormen anzuwenden und aufzustellen. In den Processen zwischen den Geistlichen mußten Grundsätze über Zeugenvernehmung, die Formen der Beweiserhebung, die Form des Gerichtsverfahrens überhaupt geregelt werden. In einer Zeit, welche Verfügungen von Todes wegen gar nicht kannte, war in den geistlichen Gerichten das römische Testament ein anerkanntes Rechtsinstitut. In diesen Kreisen der Geistlichen erhielten sich Männer, welche mit der ganzen Ueberlegenheit des systematisch gebildeten Juristen der übrigen Bevölkerung gegenüberstanden. — Die römische Verwaltung hatte es zu gewissen, nicht unbedeutenden Anfängen eines allgemeinen Schulwesens gebracht. Nicht nur die gebildeten Römer genossen einen Unterricht, sondern auch die andern Schichten der Bevölkerung hatten vielfach Volksschulen zu ihrer Verfügung. Jetzt, wo die römische Schulverwaltung aufgehört hatte, blieb sie bestehen innerhalb der Kreise der römischen Kirchenverwaltung. Ebenso waren alle Anfänge einer geordneten Armenpflege im römischen Reich vom Erdboden verschwunden und blieben nur noch insoweit bestehen, als sie innerhalb der Kirchenverwaltung standen. — Eine der am meisten angestannten Leistungen der römischen Staatsverwaltungen sind ihre Banten, insbesondere die Straßenbanten. Der letzte Ueberrest dieser Fähigkeit erhielt sich in der römischen Kirchenverwaltung, deren Mitglieder die Kunst des Wege- und Brückenbaues weiter übten zum Zwecke der Verbindung geistlicher Besitzthümer, namentlich auch den Fortificationsbau zum Zweck der Befestigung einsam gelegener geistlicher Stätten. Auch die römische Kriegsverwaltung, die von den

Digitized by Google

neuen germanischen Kriegsverfassungen überall verdrängt war, blieb in ihren letzten Resten innerhalb der Kirchenverwaltung bestehen. Der Bischof erscheint als der militärische Führer seiner Mannen; noch in der Hohenstaufenzeit ist Erzbischof Christian von Mainz einer der ersten deutschen Generale.

Aber in der römischen Kirchenverwaltung erhielt sich nicht nur der Staat, dessen Bestandtheil sie einst gewesen, sondern die ganze gesellschaftliche Cultur, in deren Mitte sie emporgekommen. Man macht gewöhnlich darauf aufmerksam, daß durch die Mönche uns Ovid, Vergil, Homer und die alten Classiker überhaupt erhalten seien. Allein dieser Punkt ist noch keineswegs der wichtigste. Von weit größerer Bedeutung war es schon, daß die lateinische Sprache als allgemeine Sprache bestehen blieb, als ein internationales Bindeglied der verschiedensten europäischen Völker. Für das praktische Leben aber noch weit bedeutungsvoller war die Fortdauer der exacten Wissenschaften, namentlich die Erhaltung der mathematischen Kenntnisse für die Baukunst, der Astronomie für den Kalender. Weitaus die wichtigste aller Fertigkeiten freilich war diejenige, welche man heute als selbstverständliches Gemeingut Aller kaum noch zu schätzen pflegt: die Kunst des Lesens und Schreibens. Welche Stellung ein Stand einnehmen mußte, der diese Kunst besaß, inmitten einer Bevölkerung, die ihrer unkundig war, das ist etwas, was wir heute kaum noch zu ermessen vermögen. Karl der Große hat auf seine alten Tage noch versucht, sich diese Kunst zu eigen zu machen. Heinrich III. galt für einen homo litteratus (für einen literarisch gebildeten Mann), weil er die Buchstaben (litterae) kannte. Eine Gestalt vollends, wie die Kaiser Friedrich's II., der es nicht nur zu einer nothdürftigen Kenntnis des Lesens und Schreibens, sondern wirklich zu literarischer Thätigkeit brachte, ist eine völlig vereinzelte Erscheinung. Wie ungeheuer viel Gewicht man darauf legte, wenn wirklich einmal ein Nichtgeistlicher es dazu brachte, sehen wir an dem einfältigen Stolze, mit dem Hartmann von Aue von sich selber rühmt:

„ein ritter sô gelêret waz,
„daz er an den buochen las,
„swaz er daran geschriben fand;
„der was Hartmann er genannt" u. s. w.

Diese Ausnahmen sind so vereinzelt, daß sie die Regel nur bestätigen können. Die gesammte Bevölkerung des Mittelalters vom Kaiser herab bis zum Bauern haben wir uns so vorzustellen, daß sie in allen geschäftlichen Angelegenheiten eines Geistlichen als Vertrauensmannes zum Zwecke schriftlicher Fixierung bedurften. — Von allen Künsten und Gewerben des Mittelalters gibt es keine einzige, deren Ueberlieferung aus der römischen Zeit sich nicht in diesem Gebiet erhalten hätte. Die römische Baukunst blieb bestehen im Kirchenbau, die Plastik und Malerei in der kirchlichen Bildkunst u. s. w. Das ausgebildete Handwerk und mit ihm der Gedanke der gewerblichen Arbeitstheilung erhielt sich in den großen Hofhaltungen der Bischöfe, welche ihre hörige Bevölkerung in Handwerken organisierten. Die Traditionen des römischen Ackerbaues lebten fort in den geistlichen Besitzthümern, namentlich die Ueberlieferung der feinsten aller Specialculturen, des Weinbaues. Noch heute, wenn wir an der Mosel Piesporter oder Bernkastler Doctor trinken, wenn wir im Siebengebirge Drachenblut schlürfen, so geschieht es auf den Stätten, welche die Verwaltung der Erzbischöfe von Trier und von Köln für den Weinbau am geeignetsten gefunden hat. Die „Liebfrauenmilch" trägt ihren Namen von der Liebfrauenkirche der alten Bischofsstadt Worms, in deren Umgebung sie wächst. Und wenn man die Stätten des üppigsten Weinwuchses durchfährt, vorbei an Geisenheim und Rüdesheim bis gen

Digitized by Google

Aßmannshausen, so sind es die Culturstätten des alten Mainzer Erzbisthums, die man hier im Rheingau und seinen Nachbargebieten begeht. —

Dreifach also war die Sonderstellung, welches dieses übrig gebliebene Wrack des römischen Staatsschiffs in der neuen Germanenwelt einnahm. Einmal sehen wir die geistliche Verwaltung als den überlebenden Träger der römischen Verwaltung überhaupt; ferner lernen wir in ihr alle die Grenzgebiete anderer Ressorts erkennen: der römischen Finanzverwaltung, der römischen Rechtspflege, der römischen Schul-, Armen-, Wegeverwaltung u. s. w.; endlich dauert in ihr die ganze materielle und geistige Cultur fort, welche einst das Weltreich erobert hatte.

Hierdurch nun erklärt sich die außerordentliche Ueberlegenheit der geistlichen Verwaltung im Mittelalter. Diese Ueberlegenheit gewinnt ihren greifbaren Ausdruck in den thatsächlichen Ueberschüssen, welche diese Verwaltung erzielt; überall sind die gemeinsamen Bankiers für die Großen dieser Welt die Klöster.

Eben deswegen nun, weil das kirchliche Ressort zweifellos das am besten und erfolgreichsten organisierte war, gewährte es auch unsern Königen im Mittelalter die festeste Stütze für ihre politische Thätigkeit. Die Grafschaften und Herzogthümer wurden in Deutschland erblich; sie schlossen nach unten hin gegen die Nation als selbstständiger Adel, nach oben hin gegen den König als selbständige Fürstengewalt sich ab. Dem gegenüber blieben die Bischöfe bestehen als eigentliche Beamte, die der Ernennung durch den König unterlagen und die den Eintritt in ihren Kreis auch den niedrig Geborenen nicht versagten.

Fassen wir die Geistlichkeit in dieser Stellung, so erklärt es sich uns auch, wieso dieser Stand alle Elemente der damaligen Cultur in sich umfaßte. Zwar möchte ich nicht darüber urtheilen, inwiefern unsere Auffassung vielleicht durch die eine Thatsache getrübt ist, daß wir gerade wegen der großen Bedeutung dieses Standes andere Berichte, als solche, die von ihm herrühren, nicht besitzen. Unsere ganze Beurtheilung des Mittelalters ist überaus erschwert dadurch, daß wir kaum eine Zeile besitzen, die nicht von geistlicher Hand geschrieben ist. Von allen Geschichtswerken des früheren Mittelalters ist Nidhard's Buch über den Zwist der Söhne Ludwig's des Frommen das einzige Werk eines Laien. Aber nicht nur die Geschichtsschreibung ruhte in den Händen der Geistlichkeit, auch Alles, was uns von den Dichtern, selbst von den weltlichsten, erhalten ist, ist nur insoweit erhalten, als es die Hand eines Mönchs oder eines Bischofs zu Papier gebracht hat. Gewiß haben Fürsten und Edle des Mittelalters ihre Verwaltung in weltlicher Art geführt; aber jede Urkunde, die uns darüber erhalten ist, trägt in ihrer ganzen Ausdrucksweise das Gepräge des geistlichen Verfassers, der an der Spitze der Kanzel stand. Kurz, Alles, was wir von deutscher Geschichte bis in die Blüte des Mittelalters hinein erfahren, lernen wir nur durch Berichte aus geistlicher Feder kennen. Wir sehen eigentlich nicht das Mittelalter, sondern die Anschauung, die ein Stand von ihm hatte. So leicht es nun sein mag, daß dadurch in unserer Anschauung vom Mittelalter eine übertriebene Bedeutung des geistlichen Standes sich festgesetzt hat: so gehört doch diese Thatsache von der ausschließlichen geistlichen Ueberlieferung wiederum zu denen, die uns auf das Deutlichste zeigen, welche ungeheure und vielseitige Bedeutung dieser Stand hatte. Das eben ist das Merkwürdige, daß die Elemente dieses Standes ausreichten, um den verschiedenartigsten Richtungen zu dienen. Wenn politische Richtungen mit einander kämpften, wenn die Einen Gesetze erließen, die Anderen sie aufhoben, die Einen Wahlen veranstal-

Digitized by Google

teten, die Anderen den Gewählten in die Acht thaten: bei den Einen wie bei den Anderen waren Diejenigen, welche die schriftliche Fixierung vornahmen, stets Geistliche. — In dem großen Kampfe zwischen päpstlicher und kaiserlicher Weltanschauung wurde eine zahllose Reihe von politischen Broschüren herausgegeben. Ihre Verfasser sind auf kaiserlicher wie päpstlicher Seite durchweg Geistliche. Den Ghibellinen wie den Welfen lieferten sie das wissenschaftliche Rüstzeug für ihre politischen Kämpfe. Es hat damals eine große politische Literatur gegeben, welche sich mit dem Ursprung des Staates, mit seinem Wesen, mit seiner Verfassung beschäftigte. Man ist in dem Kampfe gegen das Papstthum dazu übergegangen, die kirchliche Monarchie unter dem Gesichtspunkte der Monarchie überhaupt zu betrachten und nachzuweisen, daß ein jedes Königthum nur im Auftrage des Volkes regiere, daß dieser Auftrag zurückgenommen werden könne u. s. w. Diese revolutionär-demokratische Lehre auf kirchlichem, später auch auf weltlichem Gebiet, ist genau so von geistlichen Verfassern vertreten worden, wie die gegentheilige streng monarchische zu Gunsten des Papstthums. Die beiden großen Gegensätze geistiger Entwickelung, die bis auf den heutigen Tag nicht ausgeglichen sind, Glauben und Wissen, fanden beide ihre Vertretung in diesem Stande. Wie die starrste Orthodoxie, so hat auch die freieste Aufklärung in diesen Reihen ihren Ursprung genommen. Zu gleicher Zeit wirkten neben einander Bernhard von Clairveaux, der schärfste Vertreter der kirchlichen Autorität, und Derjenige, der wie kein Zweiter damals alle und jede Autorität auf geistigem Gebiete bestritten hat, sein Gegner Abälard. Aber dieser wie jener waren beides Mönche.

Eine deutliche Vorstellung dessen, was diese kirchliche Cultur inmitten der germanischen Völker bedeutete, erhalten wir, wenn wir uns einen bestimmten Mittelpunkt derselben, etwa ein Kloster, in seiner Umgebung vorstellen. In Waldeseinsamkeit angelegt, ist es zunächst für die ganze Gegend Ausgangspunkt der Bodencultur. Während Alles noch in Wald und Sumpf liegt, wird hier gerodet und ausgetrocknet. Es beginnt ein geregelter Ackerbau. Schnell geht man zu den feineren Culturen über, namentlich zu dem Weinbau, der schon für die Zwecke des kirchlichen Cultus im Abendmahl nothwendig ist. Man bringt die Viehzucht in geordnete Verbindung mit dem Ackerbau. Um zur richtigen Zeit Fastenspeisen zu haben, geht man daran, eine geregelte Fischzucht, ein ordnungsmäßiges Fischen und Schonen einzuführen. Um Wachs für die Kirchenkerzen zu gewinnen, bildet man für die Bienenzucht eigene Zeidler heran. So wird die gesammte hörige Bevölkerung der Umgegend zur Landwirthschaft erzogen. Diese geregelte Verwaltung ist den anderen überlegen. In einer Zeit, in welcher die ganze Bevölkerung noch von der Hand in den Mund lebt, in welcher Jeder braucht, was er schafft, wird hier durch die Arbeitstheilung so viel erzielt, daß die Verwaltung Ueberschüsse ergibt. Was nicht gebraucht wird, wird aufgesammelt. Daher kommt es, daß die Klöster überall in den Zeiten der Hungersnoth die Vorrathskammern für die umwohnende Bevölkerung sind. Eben daher kommt es auch, daß in jedem Kloster etwas übrig ist, um die Armen der Umgegend zu speisen, und daß die Klöster während des Mittelalters durch diese Armenpflege eine Lücke der weltlichen Verwaltung ausfüllen konnten. Und nichts Anderes als dasselbe Verhältnis, welches sich gegenüber den niederen Kreisen zeigt, ist jene bautierartige Stellung gegenüber den Fürsten und Großen dieser Welt. — Als Bauwerk ist das Kloster weitaus das festeste im ganzen Umkreis; es ist in kriegerischen Zeiten als militärische Burg, Zufluchtsort, in

Digitized by Google

friedlichen Zeiten für den Wanderer die gewöhnliche Fremdenherberge. Es ist eine Schule, welche nicht bloß für den Vornehmen, sondern auch für befähigte Kinder aus dem Volke zugänglich ist; es ist die allgemeine Stätte der Wissenschaft, in welcher man sich rechtlichen Beirath in Processen ganz ebenso holt, wie Heilung in Krankheiten; ein Mittelpunkt, in dem die Bevölkerung das findet, was sie heute in den Schreibstuben der Rechtsanwälte, in Sprechzimmern der Aerzte und im Laden der Apotheker zusammensucht.

Diesen ganzen Hintergrund allgemeiner und naturgemäßer Culturüberlegenheit muß man sich vorstellen, um erst von ihm aus die Bedeutung verstehen zu lernen, welche die geistliche Seelsorge während des Mittelalters gehabt hat. Wer von den eigentlichen Aufgaben des geistlichen Berufes ausgeht und von hier aus die Stellung der Geistlichkeit zu begreifen sucht, der kommt leicht zu der Anschauung, als ob der weiter reichende Einfluß den Charakter des Absichtlichen getragen hätte. Man schiebt diesem Stande dadurch nur allzu leicht die Absicht unter, für seine Standeszwecke größere Kenntnisse gesucht und ausgebeutet zu haben. Der thatsächliche Vorgang ist der umgekehrte: weil dieser Stand vom Alterthum zum Mittelalter übergieng als Besitzer einer höheren Cultur, deswegen hat er die eigentlichen Aufgaben seines Standes energischer und nachhaltiger erfüllt, als irgend ein anderer. Der große Einfluß der Seelsorge in den katholischen Zeiten erklärt sich daraus, daß sie sich in den Händen desjenigen Standes befand, der am meisten zu ihr berechtigt war.

Diese ganze Schilderung gilt allerdings nur von der ersten Hälfte des Mittelalters. Zwei Momente waren es hauptsächlich, welche dann in der Stellung der Geistlichkeit eine Aenderung herbeiführten. Das erste war die allmähliche Aenderung der Kirchenverfassung. Die Kirche als der letzte Rest der römischen Verwaltung hatte am festesten den Gedanken des einheitlichen Römerreiches festgehalten. In diesen Kreisen lebte die Idee des Kaiserthums, auch als es keinen Kaiser gab. Und als Karl der Große wiederum die Kaiserkrone sich auf's Haupt setzte, da gieng auf ihn jene Anschauung vom Kaiserthum über, welches seinen Platz habe an der Spitze der ganzen römischen Verwaltung, der kirchlichen wie der weltlichen. Wie Karl in seinem Reiche die Grafen ein- und absetzte, so auch die Bischöfe. Als unter dem Nachfolger Karl's vielfach der Gedanke der Reichstheilung auftauchte, da war der fest geschlossene Kern für eine Partei der Reichseinheit gerade in der Geistlichkeit zu finden. Die poetische Darstellung, welche dieser Streit neuerdings in Wildenbruch's Karolingern gefunden hat, ist nach dieser Seite hin vollkommen den Ergebnissen der neueren Forschung entsprechend. Als dann später der Gedanke des Kaiserthums an eines der Theilreiche sich anknüpfte, an das deutsche, da blieb wenigstens innerhalb dieser Grenzen die Geistlichkeit derjenige Stand, der am festesten für die Reichseinheit eintrat und die sicherste Stütze des Königthums wurde. Otto der Große erscheint, ganz ähnlich wie Karl der Große, als Oberhaupt der Kirche wie des Reiches. Die ganze Ottonische Verwaltung ist im Wesentlichen gegründet auf das Bisthum. Was man als Verschleuderung des Reichsgutes zu bezeichnen pflegt, ist die Uebergabe der Reichsbesitzungen in die Hände Derjenigen, unter deren Verwaltung es die größten Ueberschüsse zu bringen versprach. In dem Heere, mit welchen die Ottonen über die Alpen zogen, waren die Contingente der geistlichen Fürsten die zahlreichsten und die regelmäßigsten. Aber diese Bedeutung, welche die Kirche für alle Angelegenheiten des Staates gewann, hatte eine Verweltlichung zur Folge. Neue, strengere Richtungen, die in dieser Zeit

Digitized by Google

emporkamen, verlangten, daß die Kirche auf ihre ursprünglich rein geistliche Aufgabe sich wieder besinnen sollte. Ihren schärfsten Ausdruck gewann diese neue Richtung in dem Verlangen nach einem selbständigen geistlichen Oberhaupt. Hatte schon seit alten Zeiten der Bischof von Rom gewisse Vorrechte vor allen andern Bischöfen gehabt, waren diese Vorrechte im Laufe der Zeit bis zu einem Patriarchat gestiegen, so war nun seit lange eine Bewegung im Gange, welche die unbedingte Unterordnung aller Bischöfe unter dieses geistliche Oberhaupt verlangte. Gerade die strengen und sittlich kräftigsten Charaktere geben im Laufe des 11. und 12. Jahrhunderts am meisten sich dem Gedanken einer rein kirchlichen Organisation hin. Je weiter diese Bewegung drang, desto mehr zog sie den deutschen Episcopat aus der engen Verbindung, in der er mit dem Königthum als dessen feste Stütze gestanden hatte, heraus.

Deutlich können wir diese Wandlung von Geschlecht zu Geschlecht verfolgen. Das Ottonische Königthum, welches bald von diesem, bald von jenem Factor des Reichslebens bedrängt, in allen seinen Nöthen an dem Bisthum die festeste Stütze findet, gehörte dem 10. Jahrhundert an. Schon im elften ereignet sich plötzlich unter Heinrich IV. der Fall, daß bei einem Streit des deutschen Königs mit dem römischen Papst ein Theil der deutschen Bischöfe vom König abfällt und mit dem Papste geht. Diese Verschiebung macht nun weitere Fortschritte. Noch einmal zwar erleben wir es unter einem Kaiser wie Friedrich I., daß die glänzendste Erscheinung der deutschen Kirche, der Kölner Erzbischof Rainald von Dassel, als des Kaisers Erzkanzler mit scharfer Zunge dessen Rechte gegenüber dem nicht minder bedeutenden Cardinal Roland vertritt. Aber was ehemals der naturgemäße Ausdruck eines vorhandenen Verhältnisses war, war hier im 12. Jahrhundert nur noch die erzwungene Leistung eines genialen Staatsmannes. Schon im 13. Jahrhundert, unter Kaiser Friedrich II., ist der Zustand da, daß auch die Genialität des bedeutendsten aller unserer mittelalterlichen Monarchen nicht mehr genügt, um die Entwickelung zurückzuschrauben; in seiner Zeit steht der Kaiser im Kampfe mit dem Papste zugleich im Kampfe mit der deutschen Kirche, und hat nur noch einzelne Vertreter, wie den Hochmeister des deutschen Ordens, auf seiner Seite. Seit damals scheint die Entwickelung dahin entschieden, daß die deutsche Kirche ein Bestandtheil des großen Weltsystems ist, welches in den deutschen Verfassungskörper hineinragt. Es wird geleitet von einem Punkte, welcher außerhalb der Reichsgrenzen liegt. Der alte Gedanke der Reichskirche bleibt nur noch als schwache Opposition übrig, wie sie jederzeit bei Untergebenen gegen ihre Vorgesetzten vorgekommen ist.

Wenn so die Stellung der Kirche im Wesentlichen durch ihre eigene innere Entwickelung eine andere wurde, so wurde sie noch mehr verändert durch die neuen Zustände, welche um sie herum entstanden. Namentlich war es das Aufkommen neuer Stände mit literarischer Bildung, die den großen Abstand zwischen dem Bildungsniveau der Geistlichkeit und der übrigen Bevölkerung verminderte. Indem sich ein eigener Stand weltlicher Juristen ausbildete, indem in den Städten eine neue kaufmännische Bevölkerung emporkam, waren zwei neue Stände geschaffen, welche von jener literarischen Bildung, um die die Geistlichkeit über die andern emporragte, zum mindesten die Kunst des Lesens und des Schreibens für ihre Berufszwecke sich anzueignen genöthigt waren. Hiermit aber war der Bann gebrochen, der die „Laienbevölkerung" so lange von der literarischen Bildung zurückgehalten hatte. Seit dem 13. Jahrhundert sehen wir neben die

Digitized by Google

geistliche Literatur in großen Massen eine weltliche treten. Es werden Bücher über römisches Recht geschrieben, welche nicht unter dem Gesichtspunkt des kanonischen, sondern unter dem Gesichtspunkt des weltlichen Rechts abgefaßt sind und weltliche Juristen zu Urhebern haben. In den Städten bildete sich damals eine neue städtische Geschichtsschreibung aus, die aus den Kreisen der Rathsgeschlechter hervorgeht.

Dadurch, daß die Kunst des Lesens und Schreibens von dem geistlichen Stande so lange gehalten wurde, bis die übrige Welt reif war, sie ebenfalls zu empfangen, verminderte sich der Bildungsunterschied, welcher so lange zwischen diesem einen Stande und allen andern existirt hatte. Wenn hier also eine Aenderung dadurch eintrat, daß das Besitzthum des einen Standes Gemeingut Aller wurde, so ist noch größer die Zahl der Veränderungen, die dadurch entstanden, daß sich für einzelne Aufgaben neue besondere Stände bildeten. Wir hatten in der Geistlichkeit und namentlich in dem Bisthum gewissermaßen das Beamtenelement der alten deutschen Verfassung erblickt. Im Laufe der Zeit bildete sich ein eigenes weltliches Beamtenthum aus. Welchem Muster dieses seine feste Gliederung von oberen und unteren Organen entnommen hat, zeigt sich noch heute darin, daß man diese Gliederung, wenn man sie in recht scharfer Form bezeichnen will, mit einem theologischen Ausdruck als priesterliche benennt (die „Beamtenhierarchie"). Wenn wir einzelne Geistliche als Heerführer, Klöster als Festungen kennen gelernt hatten, so gieng die militärische Wissenschaft, so weit sie in diesen Kreisen gepflegt wurde, vollständig in den neu aufkommenden berufsmäßigen Kriegerstand über. Und wenn wir fragen, welches das Bindeglied zwischen den festen alten Heeresverfassungen und den modernen ist, so haben wir vielleicht mehr als in den lockern Haufen mittelalterlicher Heere die Erhaltung des Begriffes einer festen „Disciplin" in der kirchlichen Zucht zu erblicken; die Klöster waren die ältesten Kasernen. Bekannt ist, wie alle die einzelnen Kreise der Wissenschaft und Kunst im Laufe der Zeit überall eigene Berufsstände ausgebildet haben. Nicht anders ist es in der allgemeinen wirtschaftlichen Thätigkeit gewesen. Alle Erfahrungen der mittelalterlichen geistlichen Wirtschaft sind später von einem eigenen Stande der Landwirte weiter fortgebildet worden. Hatten wir die Klöster kennen gelernt als die gewöhnlichen Bankiers, so sehen wir später in allen mittelalterlichen Städten eigene Bankhäuser mit Leuten von fachmännischer Bildung an der Spitze aufkommen. Das Bedeutendste, was die Geistlichkeit für die kaufmännische Entwickelung geleistet hat, die Anfänge einer geordneten Buchführung, ist später von dem Kaufmannsstande in jener großartigen Weise fortgebildet worden, welche heute unter dem Namen der italienischen Buchführung ein Verständigungsmittel für die Handeltreibenden aller Nationen geworden ist.

* * *

Ueberblicken wir noch einmal den Entwickelungsgang, welchen die Stellung der mittelalterlichen Geistlichkeit genommen hat. Als stehengebliebener Rest des alten Römerthums vereinigte dieser Stand in sich alle Errungenschaften einer hochentwickelten Cultur inmitten einer barbarischen Welt. Beruhte hierauf die Ueberlegenheit gegenüber seiner ganzen Umgebung, so beruhte in gleichem Maße darauf die Fähigkeit, im Wege allmählicher Beeinflußung das Bildungsniveau dieser Umgebung zu heben, dem eigenen zu nähern und so an dem Verschwinden jener Ueberlegenheit zu arbeiten. Der römische Clerus war einerseits das Sammelbecken antiker Cultur, welches das Alterthum den Germanenvölkern hinterließ, und anderseits der Ausstrahlungspunkt für eine ganze Anzahl

Digitized by Google

neuer Culturrichtungen, die aus diesem Sammelbecken gespeist wurden. Durch eine lange Reihe von Jahrhunderten hat zuerst das eine, sodann das andere überwogen. Eine Zeit, in welcher beides gleichzeitig der Fall gewesen ist, hat es nur einmal gegeben; und diese war die mittelalterliche.

Macht man sich klar, daß gerade auf dieser Doppelseitigkeit der Uebergangszeit die eigenartige Stellung des mittelalterlichen Clerus beruhte, so erblickt man in ihr eine Culturerscheinung, so großartig und so verwachsen mit Allem, was sie umgibt, daß an die Möglichkeit einer Wiederholung gerade Derjenige am wenigsten glauben wird, der sie in ihrer ganzen imponierenden Eigenart zu verstehen bestrebt ist.

Für Denjenigen, welcher der Entwickelung der Cultur mit dem Interesse des Menschenfreundes folgt, mag es ja auf den ersten Blick etwas Schmerzliches haben, zu sehen, wie das Menschengeschlecht sich abmüht, Institutionen zu schaffen, die sich seinen Culturaufgaben gewachsen zeigen, und wie schließlich ihre letzte Leistung darin besteht, sich überflüssig zu machen und neue Geschlechter vor neue Aufgaben, neue Räthsel zu stellen; es ist, als ob der Stein des Sisyphus und das Faß der Danaiden die sich stets erneuernde und stets wieder vergebliche Arbeit des Menschengeschlechtes darstellen wollten. Wer aber tiefer blickt und weiter denkt, der vermag auch im Absterbenden das Ueberlebende zu sehen. Für den hat es entschieden etwas Tröstliches, zu beobachten, wie Träger und Hervorbringungen der Cultur zwar verschwinden, aber in ihren Wirkungen nicht untergehen können. Die Geschlechter der Menschen gehen und kommen; ein jedes übergibt dem folgenden neue Aufgaben, aber auch neue Mittel, sie zu lösen.

Des Frühlings Manifest an seine Völker.

Ein Spaziergang in der Heimat von **P. K. Rosegger.**

Ein Küchlein, das die Schale sprengt und aus dem Ei kriecht, und ein Städter, der nach langem Winter den steinernen Hülsen der Stadt entschlüpft und in den freien Sonnenschein hinaustaumelt — die beiden sind vergleichbar. Freilich wird der Städter schreckbar aufbegehren, wenn er ein junges, blindes, dummes Hühnchen sein soll; hat er sich doch so groß gehalten in seinem Stadtwinter, hat die Wissenschaft trichtervollweise in seinen Kopf gegossen, hat Weltgeschichte gemacht, hat dem Herrgott gedroht: Herrgott, wenn Du nicht fügsam bist, so setzen wir Dich ab! — und soll jetzt ein dummes Hühnchen sein?

Er ist aber doch eins. So klein und so kindisch und so sonnendurstig, trotzdem sein Auge das Licht kaum erträgt, flattert er hinaus in die ersten Frühlingstage. Zum grünen Halm duckt er sich nieder und schaut ihn an, als wäre er ein eben ausgegebener Gurszettel. Dem Blümlein, das aus der Erde lacht, jubelt er zu, als wäre es eine Ballkönigin; dem Vogel im Strauch horcht er entzückt, als wäre er ein berühmter Opernsänger, der für eine Gastrolle tausend Gulden Gage bezieht. Auf freier Höhe steht er, mitten in dem unendlichen Lichtmeere des ätherfilbernen Frühlingshimmels und wirft jetzt einen Blick

Digitized by Google

hinab in den schmutzigen Dunstkreis, der über dem Sandhaufen, Stadt genannt, liegt, und denkt: Da unten habe ich den Winter verlebt und Lärm gemacht und groß gethan und allerhand Einbildungen gehabt. Ich glaube, das Fieber ist vorbei, ich bin Reconvalescent. Der erste Ausgang im Frühling ist heilig, wie der erste Ausgang nach einer Krankheit.

Am Osterfamstag war es, als ich mit meinen beiden Knaben — den einen zur Rechten, den andern zur Linken — hinanswanderte gegen die östlichen Höhen. Die Stadt war bald hinter uns. Dann kamen Gärten, in welchen Männer emsig die schwarzerdigen Beete glätteten; dann kamen blasse Wiesen, über welche klare Wäßerlein geleitet waren; dann kam ein Feld, über welches ein schlanker Jüngling langsam und ernst dahinschritt und mit der Hand Samenkörner hinstreute auf das Erdreich.

„Kinder," sagte ich zu meinen Knaben, indem wir stillstanden, „jetzt wollen wir dem Begräbnisse beiwohnen."

„Welchem Begräbnisse?" fragte der Hans.

„Dem des Kornes. Es ist todt, es wird verwesen, aber gebt Acht, ehe wieder Vollmond wird, steht es jung und frisch von den Todten auf."

Die Jungen blickten mich verblüfft an, als ob ich etwas Unerhörtes gesagt hätte, und haben es doch selbst Jahr für Jahr gesehen.

Wir kamen an dem Teiche der Hilm vorüber. Da waren sie vor wenigen Tagen noch auf Schlittschuhen geglitten, heute badete sich im klaren Wasser der blaue Himmel, und die jungen Karpfen spielten gleichsam Vöglein und schwammen im blauen Himmel um, von einem Kiefernwipfel zum andern, wie sich solche vom Ufer aus im Wasser spiegelten.

Wir giengen durch den Wald. Die Fichten und Föhren standen da, wie sie im Spätherbste gestanden waren, mit spröden dunkelgrünen Nadeln, und an den Stämmen graue Flechten. Die Eichen strotzten zum Theile noch in einem Wuste von rothen raschelnden Blättern, die der Wind und der Schnee nicht herabzuzaufen vermocht hatten. Die Buchen waren kahl, aber ihre äußersten Zweige waren geschmeidiger, als sie es im Spätherbste gewesen, nachdem der Reif ihnen die grüne Hülle vom Leibe gesengt. Auf dem Boden die struppigen Besen des blattlosen Heidekrautes, darunter aber rothblühende Eriken und weiße Schneeröslein. An manchen Stellen lag das fahlgelbe Federgras des vorigen Jahres niedergedrückt, so daß der Hans ausrief: „Vater, da ist ein Zigeunerlager gewesen!"

„Oho!" antwortete der Sepp, „da ist der Winter gelegen auf der faulen Haut."

„Der Winter ist ja überall gelegen."

„Aber hier am längsten. Hier hat der Wind den Schnee angeweht und davon hat erst vor ein paar Tagen die Sonne den Rest aufgefressen. Eine Niesswurzblume steht doch schon darauf."

Der Waldweg ist bestreut von gelben Blättern — es scheint fast mehr Herbst als Lenz zu sein, die Luft ist kühl, am Himmel stehen jetzt Wolken und legen Charfamstagsschatten über die Gegend.

Plötzlich sah der kleine Hans zwischen den Stämmen Feuer schimmern. — „Osterfeuer!" rieth der Sepp. „Zigeunerlager!" behauptete der Kleine. Wir hatten nämlich am Abende zuvor von dem Nomadenleben der Zigeuner gesprochen und so mußte der Hans in seiner zarten Seele die braunen Gestalten auf diesem lieblichen Ostergange mit sich tragen, und sie bevölkerten ihm unheimlich den Wald, in welchem ich sonst nichts sah, als das erste schlaftrunkene Augenaufschlagen des Frühlings.

Dem Feuer im Walde kamen wir näher und sahen nun, daß kein Mensch

Digitized by Google

bei ihm war, daß es sich rasch verbreitete über den Boden hin. Es brannte das dürre Laub und Gras. Schon eine große schwarze Scheibe war ausgebrannt, der knisternde Flammenring griff weiter und weiter um sich, umzingelte hier einen Baum, ließ ihn aber unversehrt stehen und strebte, nichts als kahlen schwarzen Grund zurücklassend, nach allen Seiten hin. Eine Menge aufgeschreckter Käferchen und Würmlein floh vor dem Feuer; ein gräßliches Frühlingserwachen der kleinen Wesen! Manche entkamen in feuchtes Gemooſe, Andere wurden von den emsig heranklettenden Flammen eingeholt und, noch bevor sie von der Glut erreicht waren, blieben sie — wohl vor Entsetzen gelähmt — wie leblos liegen.

„Der ganze Wald wird brennend!" rief der Haus, „laufen wir, Vater!"

„Wenn der ganze Wald brennend wird," sagte der Sepp, „so weiß ich, was ich thue. Ich stelle mich mitten auf den schwarzen Fleck, der schon ausgebrannt ist, da kann das Feuer nicht zu mir, weil es nichts zu freſſen hat."

„So rettet man sich ja auch bei den großen Präriebränden Amerikas," bemerkte ich, „ist sonst das Klügste, was man thun kann. Nur jetzt dünkt es mich noch klüger, wenn der Sepp rasch zur Villa Attems hinabliefe und den Leuten sagte, daß sie mit Wasser und Hauen kommen sollten, um einen sehr großen, zerstörenden, aber zum Glücke eben erst beginnenden Waldbrand im Keime zu ersticken."

Mittlerweile waren aber schon Knechte da und huben an, die Pfeifen im Munde, mit Gartengießkannen den Feuerring so behaglich und gemüthlich zu dämpfen, daß unsere tragische Auffassung des Ereignisses dadurch nachgerade einen empfindlichen Stoß erhielt. In fünf Minuten war alles Lodern und Prasseln getödtet und der Rauch verzog sich still und beschämt zwischen den Bäumen.

Wir giengen weiter und meine Jungen beschlossen, diesen „Waldbrand" als eines der wichtigsten Ereignisse ihres Lebens in das Tagebuch zu schreiben.

Als Beisatz, so schlug ich vor, sollten sie dazu schreiben, daß der Grasbrand wahrscheinlich durch ein von leichtsinnigen Spaziergängern weggeschlendertes Streichhölzchen entstanden sei und daß manches ungeheure Unglück gerade so aussehe, so lange es noch klein ist.

Nachdem wir ein Weilchen auf der Höhe des Mariatrosterwaldes dahingegangen waren, machte die Natur einen andern Spaß. Die Wolke, die über uns stand, hub lebhaft an zu hageln, doch waren die Körner nicht aus Eis, sondern aus winzigen Schneeballen, die sich kneten ließen. Natürlich gab der Sepp seinen Senf drauf, indem er sagte, daß auch die Engel im Himmel lustig wären, weil sie Schneeballen werfen thäten. Ich schlug vor, uns unter einen Baum zu stellen, allein die Knaben wollten es den Engeln nicht anthun, daß diese so in's Leere hineinwürfen, sondern sie stellten sich muthig dem Frühlingsschauer zur Verfügung.

Der Hagel gieng bald in Regen und der Regen in Sonnenschein über, und als wir auf die Wiesen des „Häuserl im Wald" kamen, funkelte die zweithürmige Kirche von Mariatrost in hellstem Silber auf uns herüber. Im Hintergrunde der hochragende Schöckel, die blauenden Berge von Weiz, der ferne Gebirgszug des Rabenwald und die sanfte Spitze des Kulm, davor das junge Grün der Thäler mit den glitzernden Wässern, den weißen Höfen und Landhäusern, darüber der sonnenätherische Himmel mit den krausen Wölklein — dieses Bild, von Vogelsang durchklungen, war wie ein Manifest des nahenden Sommers an seine Völker. Ein Programm für alle Naturfreunde, Sommerfrischler und Bergwanderer, für Landschaftsmaler, Jäger und Fischer,

Digitized by Google

für Waldmann und Hirten, für Säemann und Schnitter. Auch ein Prolog zu den großen Ferien für junge Studenten, für welche das Schuljahr doch eigentlich noch nichts anderes bedeutet, als eine mitunter etwas umständliche Vorbereitung auf die Vacanzen. Denn ich bitte Euch, was wären Vacanzen, wenn nicht hinter ihnen und nicht vor ihnen ein Schuljahr stünde! Und was wäre der Frühling, der Sommer, ohne Winter! Jedes Bild muß seinen Rahmen haben, jedes Ostern seinen Charfreitag und jeder Ausflug mit Knaben seinen Hunger. Trostlos ließ es sich an, als der Weg wieder in Waldesdunkel hineinführte, war aber nur ein Schreckschuß, bald traten wir in das Wirtshaus zu Mariatrost und hier gab's Osterbrot und wurde durch ein paar Glas Bier dem Frühling noch ein besonderes Lichtlein aufgesteckt.

Mittlerweile waren von allen Wegen Landleute herbeigekommen, die sich in der großen Kirche versammelten vor dem heiligen Grabe. Dasselbe befand sich in einer völlig finsteren Seitenkapelle, die nur durch die Transparente des Bildes sehr stimmungsvoll beleuchtet war. Trauerlieder wurden gesungen vor der Grabesruh des Herrn. Wie anders und erhebender ist eine solche Feier mit gläubigen Landleuten, als in den Stadtkirchen bei lüsternen, spöttelnden, oft höchst ungezogenen Städtern! — Meine Knaben zeigten nicht besonders viel Interesse an den eintönigen Gebeten der Andächtigen, nur an einigen buntbekleideten Gestalten ergötzte sich der Hans und behauptete, es wären Zigeuner. — Sofort stellte ich den Jungen die Wahl, hinauszugehen, oder im Gotteshause still Dessen zu gedenken, der für seine göttliche Lehre sein Leben lassen mußte, und des finsteren Grabes nicht zu vergessen, in das sie auch uns einst hinabsenken werden. Andere theure Gräber! Auf manchem Friedhofe im Heimatlande schläft ein geliebter Mensch . . .

Die Knaben schauten mir in's Gesicht, blieben in der Kirche und beteten. In Sepp's großen Augen stand eine Thräne, ich wußte wohl, wem sie galt. —

Allmählich begannen sich geheimnisvolle Dinge vorzubereiten. Die Fahnen, welche in der Kirche an verschiedenen Stellen standen, begannen sich zu bewegen und um den Eingang des heiligen Grabes zu versammeln. Lichter wurden angezündet an den Altären, an Bildsäulen und in auf Stäben wandelnden Laternen. Der Gesang war verstummt, das Gemurmel des Gebetes kaum zu hören. Weißgekleidete Mädchen mit Kränzen auf dem Haupte stellten sich an und hielten auf Kissen die Marterwerkzeuge des Herrn. Ein Baldachin aus weißer Seide schwebte durch die Kirche, große Windlichter flackerten durch den dämmernden Raum. Die Gebete waren ganz verstummt und über den Häuptern der Menge lag eine schwere Stille. — Sachte begann in der Grabkapelle eine singende Stimme, welche sich aus leisen tiefen Tönen allmählich zu hohen und hellen schwang und dreimal einen vollen Choral erweckte. Wieder tiefe Stille. Da erhob sich in der Grabkapelle noch einmal die Stimme, und wie in einem aus ferner wehenden Gesange kam die Botschaft: der Heiland ist erstanden!

Jetzt brach — wie ein hundertstimmiges Aufjauchzen war es — der Jubel los. Alleluja! Der Heiland ist erstanden! Alleluja! so sangen es die Menschenkehlen, so schmetterten es die Trompeten, so klangen es die Glocken, die kleinen und die großen, so riefen es krachend die Böller in's weite Land hinaus. Die Menge gerieth in lebhafte Bewegung und unter dem freudigen Ostergesange bewegte sich der Zug in das Freie.

Diese Botschaft der Auferstehung und dieser aus tiefem Menschenherzen aufquellende Osterjubel — ist es nicht berückend? — Ein unendliches Leid geht durch die Welt, ein banges Zweifeln und Verzweifeln, ein grelles Kla-

Digitized by Google

gen und Verzagen, dumpf und herzlos und trostlos dociert die Wissenschaft, wild aufschreit ob des grenzenlosen Elendes heute selbst die Kunst oder ergibt sich cynischem Galgenhumor. Die allgemeine Richtung und Sehnsucht strebt niederwärts, den Gräbern zu. Und doch geht ein geheimes Ahnen und leises Hoffen durch die Herzen. Darum dieses freudige Emporschrecken bei dem Rufe: Auferstehen! Ewiges Leben! Denn dieser herrliche Glaube ist der Menschheit zur zweiten Natur geworden, und lieber würde sie aus ihrem Jahre den Lenz hingeben, als die Ostern.

Auf dem abendlichen Heimgang war unser Gemüth noch um mehrere Grade höher gespannt als auf dem Hinwege. Von oben und unten, von Fern und Nah das Knallen der Böller, von Berg zu Berg, von Wald zu Wald sprang der Hall, hier wie ein kurzer Schlag, dort wie ein rollendes Meer, dann in den Weiten leise vergehend. Von der Ries herüber, vom Lustbühel, von der Platte, von Gösting und dem Plawutsch, von der Kanzel und den Hängen des Schöckel herab leuchteten die stillen rothen Punkte der Osterfeuer in's dämmernde Thal. Manch verlorener Musikklang schwamm in den Lüften, und am Himmel schimmerten die Sterne der Osternacht.

Glaubet ja nicht, daß es die gewöhnlichen, die Alltagssterne waren! Himmel und Erde ist ein Spiegel des Menschengemüthes, blicken wir mit festlichem Gesichte hinein, so schaut ein festliches Gesicht heraus. Darum, liebe Kinder! — ich sagte das zu meinen Knaben — nur immer ein munteres Gesicht gemacht, damit Euch die Welt heiter entgegenlacht.

„Ja," versetzte der Hans leise und schielte nach rechts und nach links in die dunklen Büsche hin, „Vater, können da nicht Zigeuner versteckt sein?"

Ein wunderliches Buch.

Da liegt vor mir ein sehr kleines, aber für eine sehr große Verbreitung berechnetes Buch, unter dem Titel „Volksbuch über die Kunst, glücklich zu werden."*) Der Verfasser heißt Grab—owsky. Anfangs hielt ich die Schrift für einen Aufsitzer, es ist sehr schwer, sie ernst zu nehmen. Es wäre eigentlich auch kein Grund, sich mit ihr zu befassen, denn sie ist das Spielwerk eines Müßigen. Der Verfasser ist voller Selbstgefälligkeit ob seiner Theorien und Bizarritäten, vielleicht hofft er auch, daß sie ihm Geld tragen; aber von einer persönlichen Ueberzeugung dessen, was im Büchlein geschrieben steht, keine Spur. Der Hauptgedanke des Werkchens ist nicht neu und allerdings in einer Art auch nicht unsinnig. Die Welt ist eitel, und glücklich macht erst das Sein nach dem Tode. Im Jenseits wird der Mensch gottähnlich. — Daraus folgt nach Grabowsky, daß wir uns so rasch als möglich aus dieser Welt sputen sollen und vor Allem nicht heiraten, damit keine Nachkommenschaft resultieren könne. „Die Verordnung des Daseinsleidens auf Andere ist es doch nur, warum jene bestimmten Genüsse so sehr verschwiegen und verheimlicht werden und man sich ihrer schämt und sie verachtet, während andere Genüsse, wobei man nur das eigene Erdendasein bejaht, wie Essen, Trinken u. s. w. mit Recht für unverfänglich gelten." Sehr geistreich. Aber lieber Verfasser, wenn

*) Würzburg, L. Kretzner. 1888.

Digitized by Google

das Glück in der andern Welt so groß ist, da wäre es doch schade, ihm nicht recht viele Antheilnehmer zuzuführen. Junggeselle bleiben, hieße ja nichts anderes, als seine von der Natur geplante Nachkommenschaft des ewigen Glückes zu berauben. Dieses Leben ist ja bald vorbei, dann ewige Gottähnlichkeit, warum sollen wir nicht Kinder haben? Daß sie auf dieser Welt sündigen werden, bedeutet nicht viel, die menschlichen Sünden, sagt Grabowsky, sind nicht so groß, als man sie hält und haben keinen Einfluß auf das ewige Glück in jener Welt. Uebrigens scheint er — und das ist gut, sonst käme er in zu großen Widerspruch — von dem ewigen Glücke und der Gottähnlichkeit auch nicht viel zu erwarten, denn er gesteht, daß ihm ein ewiges Nichtsein das Allerliebste wäre.

Gegen das Erdenglück zieht Grabowsky mit aller Wuth zu Felde, aber ähnlich, wie die sieben Schwaben mit dem Spieß gegen die aufgehende Sonne gezogen sind. Er kann es nicht begreifen, wie ein deutscher Dichter singen konnte: „Wunderschön ist Gottes Erde und wert, darauf vergnügt zu sein," und meint, der Mann sei mit dem thatsächlichen Leben wohl völlig unbekannt gewesen. Hölty ist allerdings schon im frühen Mannesalter gestorben, aber er hat Krankheit erfahren, Liebe erfahren, war ein ganzer Mensch, wie gieng er's denn an, daß er „mit dem Leben völlig unbekannt gewesen?" — Wohl nur mit dem großen, ruhelosen Weltleben, das glaube ich; nun wenn es darin liegt, davon kann sich Mancher von uns fernhalten und hat nicht Anlaß, das Menschenleben in Bausch und Bogen zu verlästern. Schließlich wehrt sich doch Jeder seines Athems, so lange er kann. Daß es auf dieser Erde viel Unheil gibt, ein Thor, der es läugnen wollte, daß manches Menschenleben nur eine Kette von Elend und Leid ist — gewiß! Auch begreiflich, daß man im Schmerze die Objectivität verliert und über Alles für Alle klagt; doch derlei in ein System bringen und als „Volksbuch" drucken lassen — wozu? Schon daß der Schmerz so tief empfunden wird, ist ein Zeichen, daß unsere Natur nicht für ihn, sondern für etwas Besseres eingerichtet ist. Der Kranke ist der größte Optimist. „Wenn ich einzig nur gesund wäre!" seufzt er, „mehr wollte ich nicht verlangen!"

Wenden wir uns wieder zu dem Büchlein mit der „Kunst, glücklich zu werden." Es hat auch wahre und beherzigenswerte Stellen, dort, wo es sich gegen die aufgedunsene Nichtigkeit jenes Weltgeistes kehrt, der da allein nur auf materialistischem Wege glücklich sein will.

Ueber Amerika heißt es:

„Reich werden um jeden Preis, das ist — glauben diese Leute — die einzige Bestimmung, welche Gott ihnen zugewiesen hat.

Auch in anderen Ländern tritt ja die Jagd nach dem Golde mächtig hervor, in Frankreich, in Italien, in Deutschland. Aber es wird da wenigstens einigermaßen durch bessere Seiten des Volkscharakters aufgewogen. In Frankreich versöhnt einen die liebenswürdige Leichtlebigkeit der Bewohner, in Italien die eigenartige Ursprünglichkeit des Volkslebens, in Deutschland der Idealismus, welcher trotz aller Auswüchse moderner Literatur hier seine mächtigste Zufluchtsstätte findet. Was hat man dagegen in Amerika? Da gibt's kein naives Volksleben. Raffiniert sind sie Alle. Da wird der leichtlebige Franzose bemitleidet und der deutsche Idealist — verlacht.

Raffiniert sind sie Alle . . . vom Schuhputzer auf der Straße bis zum Backfischchen im Salon. Bei uns hat so ein Ding meist einen schmucken Lieutenant im Kopfe — und da ist doch noch was dran. Aber in Amerika? Wenn dort ein gewisses Männchen mit verschmitzten Aeuglein in dem

Digitized by Google

verschwommenen Gesichte am Fenster der Lady vorübergeht, so pflegt sie wohl ihr zwölfjähriges Töchterchen herbeizurufen: »Sieh Dir, Lizzie, 'mal den Mann an. 100.000 Dollars sagt man ihm nach. So einen mußt Du Dir 'mal nehmen.«

Und Lizzie macht ein gar ernsthaftes Gesichtchen: »Gewiß, Ma'am, gewiß!«

Der Dollar! Tausende hoffnungsfreudiger Menschen veranlaßt er, das alte vertraute Heimatland mit der unbekannten neuen Welt zu vertauschen. Und Tausende möchten gerne wieder zurück, gern — wenn sie nur das Geld zur Rückreise hätten.

Doch es ist anderweitig auch nicht viel besser."

Weiters heißt es über die Naturwissenschaften und die weltlichen Bestrebungen, und wohl mit einigem Rechte:

„Die Naturforschung wird in alle Ewigkeit unauflöslichen Räthseln gegenüberstehen. Kein Physiker weiß, was Wärme, Licht, Magnetismus oder Elektricität in Wahrheit bedeutet; kein Arzt erkennt das Wesen des Fiebers, der Entzündung, der einfachsten Krankheit überhaupt, z. B. des Schnupfens. Darüber bestehen bloß höchst mangelhafte Hypothesen. Die Naturforscher und Aerzte können also nur Empiriker sein. Was sie vermöge der sinnlichen Anschauung als gegeben vorfinden, das beobachten und beschreiben sie. Was sich durch die Erfahrung als praktisch erwiesen hat, das ziehen sie in Anwendung. Aber über das eigentliche Wesen der Naturdinge weiß der größte Gelehrte soviel, wie der geringste Bauer — nämlich Nichts.

Natur beobachten oder kennen heißt nicht die Natur erkennen. Dieses ist dem Menschen überhaupt unmöglich. Darum wendet sich die Philosophie ab von der Beobachtung der Natur und untersucht den menschlichen Geist und seine Bestimmung als das einzig Erkennbare für jeden Menschen.

Und es ist zugleich das einzig Wichtige. Denn was liegt mir daran, ob ich weiß, daß in der Sonne die Elemente Natrium, Kalium, Calcium und andere D—umm enthalten sind? Ich muß doch tausendmal dringender wissen, welche Elemente zur Bethätigung des Guten in meinem Geiste sich regen. Was für einen Werth hinsichtlich unseres Endzwecks, der Unsterblichkeit, hat es denn, das Leben des Baumes und des Thieres zu erforschen? Einzig noth thut es ja nur, immer und immer wieder die Vernunft zu befragen, wie ich mein eigenes Leben gestalten muß.

Was ist unsere Bestimmung? Das ist die Frage, mit der jeder Vernunftmensch aufstehen, die Frage mit der er zur Ruhe gehen soll. — Alle Anstrengungen der Menschen, das Leid zu bannen, sind durchaus ohnmächtig. Was sie thun können, ist, daß sie die Gestalt des jeweiligen Leidens verändern. Sie schaffen eines fort und ein anderes tritt sogleich an seine Stelle. Nehmet dem Volke die Sorge um den Unterhalt, und es tritt sofort eine noch größere Sorge ein, die um Unterhaltung — gebt den Leuten Unterhaltung, soviel als ihr wollt, das Leben wird durch fortwährenden Genuß noch unerträglicher, als es so ist; eine wahre Selbstmordmanie würde entstehen. — Thöricht handeln diejenigen Leute, welche sich fort und fort sinnliches Wohlergehen wünschen.

Thöricht — denn jeder sinnliche Genuß ist ein Abbruch unserer ewigen Seligkeit. Aber nicht nur das! Er ist zugleich hier auf Erden durch das Leiden eines Anderen erkauft.

Das zeigt sich in der Geschlechtsliebe, welche immer neue Qualcandidaten in diese Welt setzt, am Ausgeprägtesten. Doch auch sonst tritt es hervor. Wenn ich eine Semmel esse — der und der Bäcker mußte mir zu Liebe des Nachts aufbleiben. Wenn ich eine Havanna rauche — wie wird sich der Neger, welcher sie gewickelt,

Digitized by Google

in der glühendsten Sonnenhitze abgemüht haben. Kurz, was ich genieße, beruht auf dem Leiden eines Andern. Daher das Verwerfliche eines bloßen Genußlebens.

Zu wissen, was in Raum und Zeit vorgeht, heißt bloß Kenntnisse haben, und da ist nicht viel daran. Zu wissen, was der Grund und Zweck des Daseins ist, heißt Erkenntnis haben, und das ist die Hauptsache. —

So geht es im Buche fort, hier ein Stück Thatsächliches aus dem Leben, und da ein Stück Trugschluß aus dem Kopfe. Die Erde nennt Grabowsky die wirkliche und ernstlich gemeinte Hölle, sie ist eine sich selbst bewußte Persönlichkeit: sie ist der Teufel. Der Teufel ist aber in seiner Art wieder nicht so arg, er will nur, daß der Mensch es sich mit ihm genügen lassen solle und macht ihn weiter nicht böse. Das Wort Verzweiflung wird abgeleitet von dem Kampf der zwei Mächte Körper und Geist.

Man sieht, es ist mancherlei Interessantes und Originelles da. Das Büchlein als Tagebuchaufzeichnungen eines Grüblers könnte heißen: „Geistreiche Aphorismen eines Pessimisten," es könnte auch wohl für Gleichgesinnte in den Druck gelegt worden sein, allein ein Volksbuch ist es nie und nimmer. Es würde als solches noch weit mehr Verwirrung stiften, als ohnehin schon herrscht. M.

Soll unsere Jugend die antiken Sprachen lernen?

Je mehr man über gewisse Dinge nachdenkt, desto bedenklicher erscheinen sie, und je mehr man von Manchem begreift, desto unbegreiflicher wird es.

Es ist in diesen Blättern schon öfters die Rede gewesen von den Widersprüchen unseres Lebens, besonders von jenen des Erziehungswesens. Auf einen großen Schaden wurde meines Wissens noch nicht hingewiesen, und er ist gewichtig. Wir sehen auch, daß die Bewegung im deutschen Volke immer lebhafter wird, die ein altes Herkommen, welches allmählich schädlich geworden ist, beseitigen will, und so möchte wohl auch der Heimgarten seine Stimme darüber in die Urne werfen.

Wir sprechen gegen das Uebergewicht der antiken Sprachen in unseren Gymnasien. Wir wissen, daß wir bei älteren Schulmännern auf entschiedenen Widerspruch stoßen, denn die Macht ihrer eigenen Erziehung und Schulung und die Macht der Gewohnheit ist groß. Und niemand will gern ein mühsam erworbenes Eigenthum als unnütz erklären. Es gibt immer noch Leute, welche die Bildung eines Menschen dahin messen, ob er lateinisch schreiben und griechisch sprechen kann oder nicht. Es sind zwar längst nicht mehr die Sprachen, wie sie waren, als in ihnen der Geist der Alten bildete und wirkte, als sie die Cultur trugen, aus welcher sich später die humanitäre Welt entwickelt hat. Unsere Zeit hat jenen alten Geist längst abgedankt, mit besonderer Hochachtung zwar, aber immerhin abgedankt, wie man ein altes Haus verläßt, wenn das neue zu beziehen ist. Es wird in den alten Sprachen kein gelehrtes oder poetisches Werk mehr geschrieben, und die alten Werke in denselben zu lesen bleibt zumeist weder Zeit noch Neigung. Gehen wir nach Rom, so können wir nicht das Lateinische, und gehen wir nach Athen, noch weniger das Altgriechische, nicht

Digitized by Google

einmal für's Alltägliche verwerthen; es verstünde uns damit dort kein Eisenbahnconducteur und kein Hotelier. Also, wir wissen mit diesen Sprachen nichts anzufangen, und sie haben uns doch so viel Mühe und Schweiß gekostet, haben Manchem seine Jugend verbittert. Zum besseren Erfassen und Verständnisse der modernen Sprachen, heißt es, müsse man die alten studieren. Für Sprachforscher wird das nothwendig sein, für Jünger solcher Wissenschaften, die immer noch in lateinischen Wörtern einherstolzieren, wird die Kenntnis der alten Sprache angenehm sein; warum ein Mensch aber ohne die antiken Sprachen seine Muttersprache nicht erfassen und verstehen soll und das Französische, Englische, Italienische nicht unmittelbar eben so gut lernen kann, als durch Vermittelung der alten Leichname, das ist nicht einzusehen. Warum an einem neuen Hause immer noch am Gerüste auf- und niederklettern, wenn die bequeme Treppe fertig ist!

Es wird ja nicht schaden, die alten Sprachen zu kennen, ja es wird manchmal von Nutzen sein, allein der Nutzen ist im besten Falle so geringfügig, daß er mit dem Preise einer jahrelangen Kraftverschwendung viel zu theuer bezahlt ist. Und wenn Einer nach jahrelanger Kraftverschwendung und Anstrengung und mit Hintansetzung anderer wichtigerer Studien Latein oder Griechisch noch vollkommen erlernen könnte! Es wird Keiner aus dem Gymnasium treten, der das von sich sagen kann.*)

Ich höre den Einwand: Man lerne die alten Sprachen weniger um dieser willen, als vielmehr zur Uebung des Geistes, zur Gedanken- oder Gedächtnisgymnastik. Der Einwand klingt gut. Aber ich frage: Bieten denn unsere lebenden Sprachen, die ja doch auch gelernt sein wollen, bietet die Mathematik, die Naturgeschichte, die Geschichte, die Literatur, bieten die technischen Studien u. s. w. denn keine würdige Gelegenheit, den Geist zu üben? Ist denn die Zeit des Lernens so lang, sind wir denn an Lerngegenständen so arm, daß wir uns den Luxus erlauben dürfen, Dinge nur des Lernens willen zu lernen, um sie dann wieder zu vergessen? Das Gegentheil ist, die Fortschritte der Menschheit häufen eine so gewaltige Masse von Wissensstoff, und wichtigen Wissensstoff auf, daß wir Altes allmählich über Bord werfen müssen, wenn wir weiterkommen wollen.

Und es ist auch ganz unzweifelhaft, daß in wenigen Jahrzehnten unsere Gymnasien reformiert sein werden. Die meisten Schulmänner geben die Nothwendigkeit einer Reform ja zu, wenn auch nicht gerade in den antiken Sprachen. — Die Gymnasien brauchen, wenn diese Sprachen eingeschränkt würden, darum nicht gleich zu kahlen Realschulen zu werden, sie müssen die humanitäre Seite pflegen, ja sie werden sich mit den unserer Zeitepoche näherliegenden, schönen und sittlichen Idealen weit besser und eingehender befassen können, als es heute geschieht. Die Ideale der Alten können wir ja doch eigentlich nicht brauchen, nicht in der Philosophie — denn wir haben unsere naturgeschichtliche, nicht in der Religion — denn wir sind keine Heiden, nicht im gesellschaftlichen Leben — denn wir haben ganz andere Zustände, nicht in der Kunst und Dichtung — denn solche geht mit der Zeit und den jeweiligen ästhetischen Bedürfnissen, und endlich auch nicht in der Moral, denn hierin haben wir es, wenigstens grundsätzlich, doch weiter gebracht, als die weichlichen Hellenen und die sclavenausnützenden Römer. Also wozu den Cadaver ihrer Sprachen noch weiter schleppen lassen von unserer lebensfrohen und ihrer Zeit zugewendeten Jugend! Wir haben

*) Wir glauben, daß für gewisse Studien- und Lebensrichtungen das Lateinische heute noch unbedingt nöthig ist, nur möchte man den Werth der Bildung im Allgemeinen nicht davon abhängig machen. Die Red.

Digitized by Google

den alten Sprachen viel zu verdanken, nun haben sie das Ihre gethan. Was sie unserer Epoche übermittelten, das wird — insoferne es uns dient — nicht mehr verloren gehen, auch wenn wir es nicht in den todten Sprachen conservieren. Alle Ehrerbietung vor den Geistesschätzen der alten Culturepochen, aber im Grunde stehen wir heute doch höher als die Griechen, deren Dasein ein kurzes, also lebensunfähiges, höher als die Römer, deren Wesen ein theils brutales, theils höchst corruptes war. Wir bringen es über's Herz, die letztvergangenen Jahrhunderte und unsere nahen Vorfahren abzuthun, wenn sie uns nicht mehr passen, obzwar sie auch wichtige Glieder in der Kette der Cultur waren, warum hängen wir doch sosehr an jenen uralten Zeiten? Ich glaube, nicht die Liebe hält uns an sie fest, sondern der Rost.

Wir dürfen nie vergessen, daß unsere Jugend für *ihre* Zeit gebildet werden muß, und daß wir ihre Kräfte für *ihre* Aufgabe zu stählen und zu schonen haben. Diese Aufgabe wird keine geringere sein, als die der Alten war, als die unsere ist, und wir selbst hätten vielleicht mehr geleistet, wenn unser Geist in der Jugend nicht mit manchem Ballaste beladen worden wäre.

Wir müssen auch bedenken, daß die Jugend nicht bloß da ist, um alt zu werden, d. h. einzig nur, um im Lernen der Zukunft zu leben. Niemand *mehr* als die Jugend will ihrer Gegenwart leben und hat ein besonderes Recht dazu, denn *ihre* Zeit ist die schönste, lebensfrischeste und lebenslohnendste. Die Jugend ist mehr, als ein bloßes Uebergangsstadium vom Kinde zum Erwerbsmenschen, zum Beamten, zum Familienvater, die Jugend ist auch Selbstzweck, und ein göttlicher Selbstzweck. Daß man auf sie die schwere Pflicht des Lernens legt, ist freilich eine unabweisbare Nothwendigkeit, aber man sollte ihr die Sache nicht noch schwerer machen, als es sein *muß*. Auch die körperliche Entwickelung stellt Anforderungen an sie und es wäre wahrlich besser, ihr durch leibliche Gymnastik ein wenig mehr unter die Arme zu greifen, als sie durch übertriebene geistige etwa zu beeinträchtigen, indem man sie mit unfruchtbaren Studien quält. Wenn wir uns schon die Alten so gerne zum Muster nehmen, so sehen wir doch einmal nach, ob die Griechen und Römer ihre Kinder in den Schulbänken verkrümmt und die jungen Köpfe mit unfruchtbaren Studiengegenständen vollgepfropft haben; ob sie nicht vielmehr auf die körperliche Ausbildung, Kräftigung, Gesundheit und die damit verbundene Schönheit, Tüchtigkeit und Lebenslust gesehen haben?

Wer Gelegenheit hat, den Unterricht in antiken Sprachen zu beobachten, der muß staunen darüber, wie viel Geist der Lehrer und wie viele Kraft der Schüler hier verschwendet für eine Sache, die doch endlich für das Leben und dessen edlere Erfüllung belanglos ist.

Von der Form des Lehrens in den Gymnasien, besonders in den unteren Jahrgängen, soll nichts weiter gesagt werden, als daß viel zu viel wie für Erwachsene docirt wird, während die Schüler, meist noch Kinder, nach der Praxis der Volksschulen behandelt werden müßten.

Wenn nach achtjährigem Drillen die Matura, die strenge Prüfung da ist, so kann der Student von Glück sagen, wenn er durchkommt. Es handelt sich auch nur um das, und dem Schüler liegt nicht daran, das zu wissen, was er in den acht Jahren lernen, „büffeln" mußte, sondern das, worüber der prüfende Professor fragen wird. Er fühlt wohl, wie lücken- und mangelhaft seine Kenntnisse sind, allein es gilt, ein gutes Resultat der Studien zu heucheln und dem Schüler wird es klar, auf was es ankommt in diesem Leben.

Das sind ungesunde Zustände. Weniger in's Weite und Breite, aber mehr in's Tiefe müßten die Studien

Digitized by Google

gehen; durch oberflächliches Lernen kann kein gründlicher Charakter erzielt werden. Und nun einen solchen handelt es sich zuvörderst. Darum hinweg mit den Dingen, die an und für sich schön, für Einzelne sogar wichtig sein können, aber im Laufe der Zeiten für das Allgemeine nur Last geworden sind.

Ich hörte einmal einen Gymnasial-Professor sagen, es sei nur ein Glück, daß der Schüler keine Ahnung davon habe, wie unfruchtbar manche seiner schweren Studien seien, daß er gerade von den Gegenständen, die ihm am meisten Plage und Kummer bereiten, am wenigsten Vortheile für Geist und Praxis haben werde. Derselbe Professor sah nicht allein in den alten Sprachen das Unheil, sondern auch in manch anderem Lehrgegenstand, und der Form, wie er geboten werde, besonders zu erwähnen den Religionsunterricht. Man darf, nebenbei bemerkt, der Meinung sein, daß in unseren Volks- und Mittelschulen zu wenig Religion gelehrt wird. Viel zu viel Dogmatik, Confessionelles, Cultusform und zu wenig Herzbildendes, Sittigendes, zu wenig von jener Art, die das angeborne religiöse Gefühl bestärken und die Jugend mit der Idee der allgegenwärtigen Gottheit vertraut machen sollte.

Wir sehen wohl, daß sich eine Wendung zum Besseren vollzieht. Die ersten Schritte dazu sind gemacht und die Lehrerschaft, besonders die jüngere, folgt ihnen gerne, sie ist durchdrungen von der Ueberzeugung, daß in diesen Dingen eine Reform eintreten muß, wenn das Gymnasium seinen Rang behaupten und mit der Zeit gleichen Schritt halten will. Freilich ist noch manches Vorurtheil zu überwinden, und es wird eine Aufgabe der öffentlichen Meinung sein, es überwinden zu helfen. Dr. J. Sp....

Nordlandsfahrten eines Steirers.

Von Hans von der Saun.

Die Steirer sind keine Stubenhocker," sagt Hans Grasberger, und mit Recht. Er selbst, der ja „die Irrfahrten des Dulders Odysseus mehrfach durchkreuzt," der „steirische Robinson" Josef Müller, der berühmte Egyptologe Reinisch, Oesterreichs größter Seeheld von Tegetthoff, der Erdbebenprophet Falb und gar viele Andere liefern den Beweis hiefür. Und auch darin hat Freund Grasberger Recht, wenn er behauptet, daß die Steirer „auf fremden Wegen und Stegen vom Heimweh befallen werden und daran schwer zu tragen haben." Ein Blick von meinem Schreibtische auf das fremdartige Tableau seltsam geformter Assagais, zu schrecklicher Massacre so recht geeigneter Klewangs und eigenthümlicher Krische, dieser von den Malayen als Familienwaffe heilig gehaltenen und namentlich in den Händen wüthender Amoklaufer furchtbaren Dolche, zumeist Trophäen eines meiner jüngeren Brüder und in blutigen Kämpfen mit den Atschinesen, einem der wildesten und grausamsten Stämme der Erde erobert, — läßt mich die Wahrheit dieses Ausspruches nun so tiefer empfinden. Aber nicht von ihm will ich hier erzählen, von dem Theuren, der nach mehr als zehnjähriger Abwesenheit, nachdem er tausendfache Lebensgefahren, Strapazen

Digitized by Google

und mörderische Krankheiten glücklich überstanden, von heißer Sehnsucht getrieben in's theure Vaterland zurückgekehrt, um schon nach wenigen Monden auf heimischem Boden seine letzte Ruhestätte zu finden, — sondern von einem anderen, gar wackeren Landsmanne, welcher zwar nicht die oceanischen Wogen durchschifft, seine Entdeckungsfahrten nur auf einen Theil unseres Continentes, und zwar den nördlichen, ausgedehnt hatte, aber dafür uns desto erfreulichere Kunde von den Schönheiten, Merkwürdigkeiten und Zuständen dortiger, bis vor wenigen Jahren noch unerschlossener und in fast mythenhafter Weltvergessenheit gelegener, uns stammverwandter Reiche gebracht hatte.

Ferdinand Krauß, ein Grazer, bekannt als Förderer alles Schönen und Nützlichen in der grünen Mark, der in seinem Büchlein „Lehrjahre eines Bildners" uns das Werden, Streben und Können eines unserer vielversprechendsten heimischen Künstlers in zum Herzen dringender Weise geschildert und in neuester Zeit — er verzeihe mir gütigst diese Discretion! — einem engeren Landsmanne unseres geschätzten Hans Brandstetters die Bahn zu gleich erhabenem Ziele geebnet, — also dieser wackere Mann ist es, von dem wir hier im Heimgarten, freilich nur in sehr gedrängter Weise, erzählen wollen — erzählen, wie er zu mehreren Malen kühn seinen Fuß in das Land der alten Wikinger gesetzt, die in grauer Vorzeit mit ihren drachenköpfigen schlanken Schiffen hinausgezogen in alle Meere der Welt; wie er seinen forschenden Blick schweifen ließ an den stillen weltverlassenen Fjorden vorüber, zu den rauschenden Wasserfällen, die über schwindelnde Felsenschroffen in gewaltigen Stürzen dem Meere zueilen; wie er das ferne Nordcap erklomm, den ewigen Tag im Lande der Mitternachtssonne schaute und sein Auge sich ergötzte an dem feurigen Strahlenbündel, das da aufsteigt in der langen Winternacht, zur goldenen Krone sich im Zenith verschlingend, und seine Feuerblitze, das Nordlicht, hinaussendet bis zu den Gletscherketten unserer heimischen Alpen.

Mit offenem Auge durchpilgerte Krauß die scandinavischen Lande, die, obenan Norwegen mit seinen oft mehrere Hundert Kilometer in's Land einschneidenden Meeresarmen, seinen herrlichen Straßen und seinem unverdorbenen Volke, die besten Communicationen der Welt besitzen, und er fühlte sich ganz eigenartig angeheimelt während seines Aufenthaltes in diesen freiheitsstolzen Ländern absoluter Ehrlichkeit, Sittenreinheit und Schwindelfreiheit, wo der Tourist nicht nach Titeln und Koffern geschätzt wird und selbst im letzten Winkel gastliche Herberge, wohlbesetzten Tisch und erschrecklich kleine Rechnungen erhält, — letzteres freilich ein ganz besonderer Vorzug, der leider bei uns nur selten zu treffen ist und deshalb unseren Gastwirten und Restaurateurs zur Nachahmung nicht genug bestens empfohlen zu werden verdient. Mit empfänglichem Sinne für alles Schöne, und ganz besonders veranlagt zu wahrer Würdigung aller Erscheinungen des staatlichen und volkswirtschaftlichen Lebens, von Sitte und Brauch und Kunst, von Gegenwart und Vergangenheit, — spürte er voll wissenschaftlichen Ernstes in öffentlichen wie privaten Sammlungen den Denkmälern deutschen Kunst- und Gewerbefleißes nach, welche als deutsche Bentestücke in Zeit der Schwedenkriege nach dem skandinavischen Norden gewandert waren, wandte aber nebenbei voll reger Forscherlust auch der dortigen Bewohner Gewohnheiten, Sitten und Bräuche und deren Uebereinstimmung mit dem Volksleben in unseren Alpen sein Augenmerk zu — nach unserer Ansicht, ohne Rückhalt sei es gesagt, gewiß nicht die letzte der schönen Aufgaben, die sich Krauß selbst gestellt.

Grad und offen in seinem Auftreten, und mit seinem empfänglichen Sinne und seiner regen Antheilnahme an Allem, was sich ihm von selbst

Digitized by Google

darbot oder ihm dargeboten wurde, fand Krauß allerorten das liebevollste Entgegenkommen, die bereitwilligsten Aufklärungen, stellten ihm hervorragende Gelehrte Skandinaviens die Resultate ihrer mühevollen Forschungen, die berühmtesten Künstler die Werke ihrer begnadeten Kunst zur Verfügung. Und alles das, was er mit eigenen Augen geschaut, mit eigenen Sinnen wahrgenommen, hat uns nun dieser wackere Landsmann in seinem mit prächtigen Chromotafeln und zahlreichen künstlerisch in Holzschnitt und Zinkographie ausgeführten Illustrationen ausgestatteten, bei R. Hosch in Neutitschein erschienenen Werke „Von der Ostsee bis zum Nordcap" überliefert. Wir können diese seine neueste Publication um so eher als das ausführlichste und reichstillustrierte Werk der deutschen Literatur über Skandinavien bezeichnen, als ja alle bisherigen einschlägigen Werke entweder selten mehr als Uebersetzungen sind oder aber nur einzelne Theile der skandinavischen Lande behandeln.

Die norwegische Landschaft schildert Krauß düster und ernst, als ein von Osten sanft aufsteigendes Hochplateau, gegen Westen fast in senkrechten Wänden in das Meer sich niedersenkend, das seine blauen Arme hundertfach weit zwischen die grauen Granitwände verschlingt und die stillen, unergründlich tiefen Fjorde bildet, deren weite Verzweigungen bald in einem Felsenkessel von ganz erdrückender Wildheit, bald wieder in eine freundliche Bucht mit ein paar zierlichen Gehöften auf grünen Hängen enden. Die norwegischen Städte liegen fast ausnahmslos am Anfange dieser Fjorde, Oasen in der Felsenwüste des Landes, hinter Schroffen und Klippen sich märchenhaft aufbauend; aber nur wenige Schritte über die Stadtgrenze hinaus, und auf viele, viele Meilen wieder nichts als unfruchtbare Felsenwüste. Denn nur ein winziger Bruchtheil Norwegens, nur 43 Quadratmeilen von 5750, weist bebautes Feld und cultivierte Wiesen auf, und diese wenigen Schollen Fruchtland haben die Menschen nur im tausendjährigen Kampfe dem schmalen Ufersaume der Fjorde und den steilen Hängen der Thäler abzuringen vermocht.

Das Innere des Landes wird durch bunt durcheinandergeworfene, ungeheure Gebirgsmassen, in welche die Thäler nur als schmale Spalten hineinschneiden, bedeckt. Kaum ist man in ein Thal abgestiegen, so beginnt meist das Terrain sogleich wieder zu steigen; an rauschenden Stromschnellen vorbei geht der Weg hinan zu einem Hochplateau, auf welchem fast immer ein blauer See gebettet ist, und bald senkt sich die Straße abermals hinab in ein düsteres Thal, aus dessen Grunde wieder ein langgestreckter felsumschlossener Wasserspiegel leuchtet. Aus diesen zahlreichen, bald größeren, bald kleinen Hochebenen erhebt sich ein Meer von Kuppen und Kämmen, und darüber, wie über die ganze Landschaft, lagert eine eigenthümliche Ruhe der Weltverlassenheit.

Von unvergleichlicher Schönheit sind die eigenthümlich hellen, milden Sommernächte in Norwegen; blaue Dunstschleier weben sich dämmerhaft über die Conturen der Höhenzüge, wie flüssiges Silber leuchten die schäumenden Wasserfälle und geisterhafte Nebelgebilde schweben lockend über die Wasserspiegel der zahllosen Seen hin, aus welchen das intensiv leuchtende Sternenmeer des Firmaments funkelt.

Dieser Erhabenheit der norwegischen Landschaft stellt hingegen Schweden die idyllische Schönheit seiner Gelände und Hügel gegenüber. Langgestreckte seichte Seen, von flachen oder nur sanft ansteigenden Ufern umrandet, ausgedehnte, aber oft verkümmerte, mit großen erratischen Felsblöcken besäete Wälder und sumpfiges Moorland, wechselnd mit reich cultivierten Geländen, belebt durch zahlreiche, fast ausnahmslos roth angestrichene Häusergruppen, und um ein

Digitized by Google

uralte Kirchlein gescharte Dörfer und Flecken charakterisieren diese Landschaft; die vielen Schlösser und Städte aber bilden die Glanzpunkte des Landes, vor Allem das herrlich gelegene Stockholm mit seinem großstädtischen Charakter, Gothenburg, Upsala, bis zu der Ruinenstadt Wisby auf Gotland. So ergänzen sich in gewissem Sinne die nordischen Schwesterlande, welche in den einfachen Zuständen und dem Nichtvorhandensein einer eigentlichen Uebercultur einen reichen Ersatz für Alles finden, was eine südlichere Lage und eine höhere Cultur dem Einzelnen, wie dem ganzen Volke zu gewähren vermag.

Wie die Länder, so sind auch deren Bewohner, beide einander wert. Der Norweger, von etwas gedrungener Gestalt, mit blauen Augen und blondem Haar, verräth deutlich seine germanische Abstammung; der Schwede hingegen, nicht mehr so reinen germanischen Stammes, ist, namentlich in den Städten, elegant, schlank, zierlich in allen Bewegungen, von blühendem, rosigem Teint. Unter den hoch- und breitschulterig gewachsenen Mädchen in Norwegen findet man nicht selten vollkommen regelmäßige Schönheiten. Ebenso genießen auch die schwedischen Frauen und Mädchen, und zwar nicht nur der Städte, sondern insbesonders auch des Landvolkes, den Ruf außerordentlicher Schönheit, und in der That läßt sich der duftige Reiz, den der wunderbar zarte, durchsichtig rosige Apfelblüten-Teint den schlanken schwedischen Mädchen verleiht, kaum vergleichen! Dazu gesellen sich meist volle aschblonde Flechten und kluge, heiter in die Welt blickende, tiefblaue Augen, um das Bild der nordischen Venus zu vollenden. Den Grundzug des Charakters des Norwegers bilden Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit; er ist freiheitsstolz und bibelfest, gelassen, mäßig, wortkarg, zähe und selbstbewußt, in stetem Kampfe um das Dasein mit einer überaus verkümmerten Natur, doch niemals den Rücken krümmend, schmeichelnd oder egoistisch. Der Schwede dagegen ist von Charakter mehr heiter, gastlich, lebensfroh und intelligent, genießt gerne geistige Getränke, namentlich Punsch und Branntwein, vor jeder Mahlzeit, und gilt sittlich loxer als der Norweger, so daß man nicht mit Unrecht die Schweden die Franzosen des Nordens nennt.

Besondere Nationaltrachten findet man in Norwegen nicht mehr. Nur die zierlichen Brautkronen, der bekannte graziöse Silberfiligranschmuck und die Freude der Mädchen, ihren Sonntagsstaat mit silbernen oder goldenen Tressen zu zieren, hat sich noch erhalten. Bei den Männern fehlt der an der Seite angehängte Tolleknive (Messer in Scheide) niemals. Dagegen haben sich in Schweden eigenthümliche Nationaltrachten, Sitten und Gebräuche, noch mehrfach erhalten. Daß dies in Norwegen nicht so der Fall, findet wohl seine Erklärung in der meist vollkommenen Vereinsamung der norwegischen Höfe und dem Mangel an Ortschaften, was der Erhaltung volksthümlicher Sitten nicht förderlich ist.

Die Hauptfeste des Jahres bilden das Weihnachts- und das Sonnenwendfest. Was uralte Chroniken melden, geschieht noch heute. Schon wochenlang vor dem Christfeste braut die Hausfrau jeden Hofes das Weihnachts- oder „Julbier," und am hl. Abende selbst vollzieht sich in feierlicher Weise unter jubelnder Theilnahme der Hausgenossen in den Städten, wie in den einsamsten, aus den winterlichen Schneewüsten aufragenden Höfen der ungemein schöne, wohl an die Ernteopfer zu Ehren Herthas erinnernde Gebrauch der Aufpflanzung einer Korngarbe auf hoher Stange für die hungernden Vögel des Waldes und der Heide, und es ist bezeichnend für die Gutherzigkeit der schweigsamen Norweger, daß es als ein Zeichen größter Armut gilt, wenn Jemand nicht im Stande ist, mindestens ein kleines Hafer- oder

Digitized by Google

Gerstenbüschel für die Waldvöglein an diesem Tage auf der nächsten Hütte aufzustecken oder, wie dies in den Städten üblich, die Fenster seiner Wohnung mit Korngarben zu bekränzen. Aber nicht nur an die hungernden Waldfänger denkt man an diesem Tage, auch die Thiere des Hauses bekommen besseres und reichlicheres Futter, damit sie an der allgemeinen Freude gerechten Antheil haben. In Schonen werden am Christabende in den blankgescheuerten Stuben Bänke und Wände mit alten Geweben, auf welchen in naiver Weise biblische Scenen dargestellt erscheinen, belegt und behängt, und vor denselben verrichten dann die Hausbewohner, angethan mit ihren Festkleidern, ihre Andacht. Auf dem mit den verschiedensten für diese Festzeit bereiteten Fleisch- und anderen Speisen, Braten, Kuchen u. dgl. besetzten Tische werden dann auch dreiarmige Leuchter aufgestellt, und gibt das hobelspanige Abrinnen des Talges oder das frühere Erlöschen eines Lichtes Anlaß zu allerlei abergläubischen Vorbedeutungen. Nach dem Mahle wird das Herdfeuer gelöscht, die Kohlen jedoch glühend erhalten, in deren Glut man dann um Mitternacht gleichfalls die Familienereignisse des kommenden Jahres zu lesen versucht. Vor Mitternacht erhält auch das Vieh in den Ställen sein Weihnachtsfutter. Am frühen Morgen des Christtages werden die, welche noch in den Betten angetroffen werden, von den Töchtern und Mägden des Hauses mit warmem Punsch überrascht. An den darauffolgenden Tagen fehlt es auch an Musik und Tanz nicht, wobei der wilde „Hallingentanz" den Burschen Gelegenheit gibt, ihre Geschicklichkeit und Gelenkigkeit zu erproben. Um die Neujahrszeit ziehen in Norwegen auch mit bunten Gewändern angethane Personen, darstellend die hl. Maria mit dem Jesukindlein, den hl. Josef, die hl. drei Könige und den Sternträger, von Haus zu Haus, um unter Absingung von Liedern die Geburt des Heilandes zu verkünden. Das Fest der hl. drei Könige gibt Anlaß zu allerlei Mummenschanz; ehemals wurden an diesem Tage in den Städten dreiarmige hölzerne, bunt bemalte Leuchter zum Verkaufe ausgetragen.

Das Osterfest wird mehr in kirchlicher Weise gefeiert. Dagegen in der geheimnisvollen heiligen Walpurgisnacht lassen die Burschen Frohfeuer von Berg zu Berg auflodern, um damit den ersten Maientag zu begrüßen. Mit grünen Reisiggewinden und frischen Blättergnirlanden schmücken sich die Giebel und Pforten des Hauses zur Feier des Pfingstfestes und des Johannis-Tages, und auf festlich geschmückten Wägen heranziehend, vereint sich die Verwandtschaft einer Familie zu gemeinsamem Feste bei Spiel und Tanz. Und in der Sonnenwendnacht leuchten wieder von Berg zu Berg die Freudenfeuer, schließen sich um diese Bursche und Mädchen zum frohen Reigen; in Schweden wird an diesem Tage auch noch vielfach der mit allerlei buntem Flitter behangene Maibaum aufgerichtet. So vollzieht sich der Kreislauf des Jahres, noch manchen Anlaß gebend zu vielfach mit den Sitten in unseren Alpen übereinstimmenden Festlichkeiten, wie z. B. der Auszug der bekränzten Herden zum Säeter u. a. m.

Eine eigenthümlich nationale Sitte ist die Nachtfreiung. Verlobungsfeste und Hochzeiten, welch letztere meist mehrere Tage dauern, weisen ebenfalls auf manche übereinstimmende Züge mit den bei uns herrschenden Gebräuchen. Der Weg zur Kirche wird nicht selten reitend zurückgelegt, wobei die Braut auf einem eigenen Brautsattel zu Pferde sitzt. Auch sogenannte Brautstühle, oft uralt und reich geschnitzt, gibt es in Norwegen, auf welchen nur das Brautpaar Platz nimmt. Nach der Hochzeitstafel, wenn die üblichen nationalen Weisen verklungen, wird dem Tanze gehuldigt. Als Nationaltanz gilt der Halling- oder Springtanz, der ein

Digitized by Google

strenges Einhalten des Tactes und besonderer Kraft von Seite des Tänzers erfordert. Die Tänzerin bewegt sich dabei gravitätisch um sich herum wie ein Kreisel, während sie der Tänzer umtanzt und dabei große Sprünge macht, bei welchen er die Beine oft so hoch wirft, daß er damit die Stubendecke berührt; hiebei muß die Tänzerin seinen Bewegungen folgen und, sowie er wieder auf die Füße zu stehen kommt, ihm mit Geschick schnell die Hand als Stütze reichen. In einigen Gegenden Thelemarkens pflegen auch die Tänzerinnen, vom Tänzer unterstützt, ganz respectable Sprünge zu machen.

Der Handschlag des Bonden (Bauers) ehrt den Reisenden. Gewöhnlich gilt aber der Händedruck nicht als Grußform, sondern als Danksagung. Die Liebe zur Musik herrscht in vielen Gegenden der skandinavischen Lande; namentlich am Hardanger Fjord und in Dalekarlien erfreuen oft die Töne der Violine, nicht selten auch die Accorde der Zither, Jung und Alt. Und die Liebe, die göttliche Liebe, läßt in den ersehnten Saustagnächten dem bedächtigen norwegischen, wie dem fröhlichen schwedischen Burschen keinen Weg zu weit und keinen Berg zu hoch erscheinen, um zu seinem Schatz „fensterln" zu gehen.

Wie kein Volk so reich an Mythen und Heldensagen ist, als das norwegische, so hat auch kein Land der Welt so alte Heimstätten wie Norwegen. Mächtige Blockhäuser, umfassend den sogenannten Skali, die frühmittelalterliche Halle, bildeten die ersten Heimstätten, verschwanden aber mit dem Ende der Wikingerzüge; an ihre Stelle trat das einfache Blockhaus, der gemeinsame Wohnraum des Besitzers und seiner Hausgenossen. Derlei alte Blockhäuser, bis in das 14. Jahrhundert zurückreichend, haben sich noch in Norwegen erhalten. Das älteste dieser Art liegt im Opdal in Numedal, und eine Runenschrift über dem romanischen Portale besagt: „Thorganter der blonde mich mochte"; auch der Hof Kvestad in Santersdal hat sich in vollster Ursprünglichkeit seinen Bau und seine Einrichtung bewahrt. Ein offener Herd mit einem darüber ragenden mächtigen hölzernen, in einen fabelhaften Thierkopf endigenden Krahn, an welchem ein eiserner Kessel auf verschiebbaren Eisenstangen hängt, weiters mächtige Betten, ein langer schmaler Tisch mit der zugehörigen Bank ohne Lehne, aus massiven Baumstämmen gearbeitete Stühle, zuweilen auch einige Truhen und eine Credenz, bilden zusammen die Einrichtung dieser ältesten „Rougstuen" oder Rauchstuben. Mit dem in der Folge wachsenden Bedürfnisse nach geräumigen Wohnstätten entstanden neuere Bauten und wurde das alte Wohnhaus, die „Gammelstue," nur mehr als Küche oder Gesindekammer benützt. Solche Neubauten mit ihren Freitreppen und umlaufenden Hochgallerien erinnern vielfach an die Bauerngehöfte in der oberen Steiermark und im Salzburgischen, ja selbst das diese Höfe mitunter charakterisierende Glockenthürmchen fehlt hier nicht.

Während im felsigen Norwegen die Gehöfte mehr in die Höhe reichen, findet man im schwedischen Flachlande im Allgemeinen einen ebenerdigen, langgestreckten Bau der Höfe, in ihrer Anlage ein geschlossenes Viereck und charakteristisch durch einen meist rothen Anstrich. Aeltere Gebäude enthielten in den Wohnstuben kunstvolle Vertäfelungen, originell geschnitzte, von nach oben in Karyatiden endigenden Pilastern flankierte Thürportale, ja selbst schöne Glasmalereien in den Fenstern.

Besonders zu erwähnen ist die norwegische Sitte, die wertvollsten Vorräthe, wie es auch noch unsere Alpenbauern zu thun pflegen, in einem eigenen, vom Hauptgebäude abseits stehenden stockhohen Blockhaus aufzuspeichern. Dieses Vorhaus, genannt „Stabbur," worin nicht nur die Eßvorräthe, Kleider und Pelze, sondern auch der langvererbte, mobile Familien-

Digitized by Google

Besitz, uralte Trinkhörner, kunstvolle silberne Brautkronen, prächtiges altes Silberzeug, das Heiratsgut der Töchter u. v. a., aufbewahrt werden, steht meist luftig auf Steinpfeilern, weshalb denn auch einige Felsblöcke zum Eingange hinanführen; oft liegen die eigentlichen Vorrathsräume mit den buntbemalten Truhen im oberen Stockwerke, zu welchen man nur auf einer fliegenden Treppe gelangen kann. Da man in Norwegen auf eine kunstvolle Decoration der Stabburs die größte Sorgfalt verwendete, so weisen auch vielfach die Thüren prächtigen Eisenbeschlag, die Balkengesimse und Gallerien reiches Schnitzwerk auf.

Von den eigenthümlichen Hausgeräthen verdienen die auf keinem skandinavischen Hofe fehlenden „Kalvelbräden" oder „Mangelbretter" und die ungleich älteren „Kalenderstäbe" besondere Erwähnung. Erstere, eigentlich Rollbretter mit Handhaben, zum Rollen der Wäsche bestimmt, sind oft reich geschnitzt und mit Inschriften versehen, und werden häufig als Braut- oder Geburtstagsgeschenke gespendet. Letztere sind Nachfolger der Runenstäbe, gewöhnliche Stäbe, worauf nicht nur die gewöhnlichen Tage durch fortlaufende Einschnitte, sondern auch die Fest- und andern für die Bewohner wichtigen Tage durch besondere Zeichen markiert sind. Endlich wäre hier noch zu gedenken der aus Holz gedrehten, in bunten Farben und mit kernigen Sprüchen bemalten suppentopfförmigen Bierbowlen.

Kunsthistorische Merkwürdigkeiten in Norwegen sind die „Stavekirchen," ganz aus Holz construierte und mit phantastischen Ornamenten gezierte Gotteshäuser, deren Bau bis in das zwölfte Jahrhundert zurückreicht. Sie zeigen eine Reihe von vier oder fünf übereinander aufragenden Giebeln, Dächern und Thürmchen, ihre Portale weisen wundersames Schnitzwerk, phantastische Ornamente, Drachen und Ungeheuergestalten, die, in eigenthümlichen Combinationen bandartig verschlungen, sehr lebhaft an die Ornamente des romanischen Stiles erinnern; selbst die Balkenköpfe bis zu dem Dachfirste hinauf wurden mit Drachen- oder sonstigen phantastischen Thierköpfen geschmückt. Einstens zählte Norwegen an 700 solcher Kirchen, gegenwärtig dürfte es deren kaum viel mehr als zwei Dutzend geben, die berühmtesten darunter die Borgund- und die Hiterdalkirche; ein anderes wahres Prachtexemplar dieser eigenthümlichen romanischen Holzkirchenbauten ist die aus dem Golsthale in die Umgebung von Oskarshall versetzte und nach gründlicher Restauration in ihrer ganzen ursprünglichen, originellen Construction wieder erstandene Golskirche.

Längs der Küsten, den Ufern der Flüsse folgend, und über die einsamen Heiden der Inseln erheben sich, als stumme Zeugen der Vorzeit, ehrwürdige Riesenfelsblöcke, uralte Bautasteine, über den Gräbern eines einstigen Heldengeschlechtes, oder wölbt sich ein mächtiger Hügel über das sturmgewohnte Schiff, in dessen Grabkammer man vor einem Jahrtausend die Leiche des Seekönigs gebahrt, mit aller Wehr und Waffen, mit seinen Lieblings-Rossen, mit Trinkhörnern, Schachbrett und Würfelspiel, damit er nach seiner Wahl nach Walhalla reiten oder segeln könne und an nichts Mangel leide, was des Kriegers Herz begehrt. Und heute nach tausend Jahren von der Mutter Erde treubewahrt, erzählen uns diese ehrwürdigen Riesengräber, ihre Runensteine und Grabausteuer, die Cultur-geschichte der Vorzeit, überliefern uns die Verbindungen des Volkes, die Entwickelung und Fortschritte der Nation, Sitten und Gebräuche, Kunst und Handwerk der nordischen Völker jener Zeit, die eine unerschöpfliche Quelle nationaler Sage und Dichtung geworden ist.

Die ersten Spuren menschlicher Existenz in Skandinavien, Haufen von Austern und anderen Muschelschalen,

Digitized by Google

zwischen welchen verschiedene aus Knochen verfertigte Werkzeuge primitivster Art, Thonscherben u. dgl. sich befanden, wurden an den Küstengegenden gefunden. Sehr zahlreich sind die Funde aus dem Steinzeitalter, Pfeile und Lanzenspitzen aus Feuerstein, Hämmer, Aexte, Meisel u. a. aus Serpentin, Sandstein oder Granit. Desgleichen hat man auch Grabstätten aus dieser ältesten Periode, die mit riesigen eratischen Felsblöcken bedeckten Dolmen, die Ganggräber der höheren Stände und die Steinkisten, dagegen gehören die halbkugelförmig gebildeten Grabhügel, gewöhnlich Reste verbrannter Gebeine enthaltend, dann die sogenannten Baumsärge mit ihrem durch die Gerbsäure erhaltenen Inhalt schon dem Bronzealter an, aus welchem überaus zahlreiche Waffen, Geräthe und Schmuckgegenstände verschiedenster Art aufgefunden wurden; dabei vorgefundene steinerne Gußformen und unfertige Geräthe liefern den Beweis, daß diese Bronzesachen in der Regel auch dort angefertigt werden. Aus den sogenannten Hellerristningern, in Felsen eingehauenen Figuren, will man sogar auf eine Art Bilderschrift des Bronzealters schließen.

Während die ältesten Funde aus der Eisenzeit keinerlei Spuren römischen Einflusses zeigen, weisen Funde aus der Zeit nach Christi geschmackvolle Formen, Tüchtigkeit in der Ausführung und feine Ornamentierung. Mit dem ältern Eisenalter traten auch die ersten Schriftzeichen der skandinavischen Völker, die Runen, auf. Aus der ersten Hälfte des jüngeren Eisenalters, 5. bis 8. Jahrhundert, finden sich auch massenhaft Goldschmucksachen. Ciselierung und Damascierung, Niello, Tauschierung, Glasflüsse und rothes Email, Filigranzierate von Gold- und Silberdraht wurden von einheimischen Kunsthandwerkern mit oft meisterhafter Technik angewandt, um im Vereine mit Elfenbein und Halbedelsteinen Schmuckgegenstände und Waffen zu zieren. Mit dem achten Jahrhunderte beginnt die zweite Hälfte des jüngeren Eisenalters, die sogenannte Wikingerzeit.

In den aus diesem heroischen Zeitalter Skandinaviens auf uns überkommenen Denkmälern gehört auch die merkwürdige altnorwegische Saga-Literatur, welche deutliche Schilderungen über die wichtigsten Verhältnisse der Normannen zur Wikingerzeit, ihre Lebensweise, Beschäftigung und Sitten geben, über die Rechtsverhältnisse, das „Gulathings“ und die übrigen auf freiem Felde und unter offenem Himmel abgehaltenen „Thingen,“ über die Ehe, die Stellung der Frauen, die Männer- und Frauentracht, dazugehörigen Schmuckgegenständen und Waffen, insbesonders das Schwert, über dessen Ursprung sich ein ganzer Sagenkreis gebildet. Die interessanteste Schwertsage ist die des „Tyrfingschwertes,“ die altnordische Hervös-Saga, welche zum ersten Male J. C. Poestion in deutscher Uebersetzung uns übermittelt hat. Dem Kriegsgotte Thr, dessen Rune die Form eines Schwertes weist, zu Ehren, führten Jünglinge den Schwerttanz auf, der ehemals auch bei den Bergleuten in Eisenerz, Aussee u. a. O. sehr beliebt gewesen. Wie das Schwert, war dem schneidigen Nordländer auch das Skaldengedicht ein Bedürfnis. Eine besondere Art von Schmäh- oder Spottliedern hieß das „Nidlied.“ Diesem „Zungenneid“ wurde oft auch durch Aufrichtung von gegen die Behausung eines „Neidings,“ d. i. wegen seiner Schuld von der öffentlichen Meinung Gebrandmarkten, gerichteten „Neidstangen“ der damit bezweckten Schmähung sozusagen plastischer Ausdruck gegeben; als die schlimmste Art „Nid“ galt die Aufstecknng eines Pferdekopfes mit aufgespreizten Nachen auf einer Haselstange und Drehung desselben gegen die Behausung des Neidings, wobei jedesmal eine Art Beschwörungsformel gesprochen wurde.

Digitized by Google

Eine in der eigentlichen Wikinger-Zeit allgemeine Sitte war es, die Wikinger Führer und Seekönige mitsammt Schiff, Pferden, Waffen u. dgl. an der Seeküste zu beerdigen. Derlei Wikinger Schiffe waren meist ungewöhnlich schlank und schmal, wenig tief und konnten trotzdem fünfzig Mann fassen; Steuer- und Ruderstangen, die Lehne des Ehrenstuhles des Seekönigs und die Zeltstützen waren prächtig geschnitzt, polychromiert, und endigten in Drachen- oder Pferdeköpfen. An der Westseite Norwegens hatte fast jeder vermögende Bauer sein Drachenschiff, so genannt nach den hiebei angewandten ornamentalen Motiven von Drachen- und Schlangenverschlingungen, welche Motive sogar in der Construction der Fahrzeuge zu Tage traten; solche Drachenschiffe konnten oft auch bei 1000 Mann fassen, und mit ihnen unternahmen die Normannen oder Wikinger, nachdem der abenteuerliche, thatenlustige Sinn der Germanen auch bei den nordischen Stämmen erwacht war, und angefeuert durch den kriegerischen Geist des Asaglaubens, ihre Kriegsfahrten selbst in die entferntesten Meere, und errangen so einen immer nachhaltigeren Einfluß auf das europäische Gulturleben des Mittelalters. Mit der Verbreitung des Christenthums in Skandinavien fand auch die kirchliche Kunst daselbst Eingang, indem sich gleichsam die am Schlusse des jüngeren Eisenalters so hoch entwickelte nationale Kunst fortsetzte. Die bisher meist nur der Verzierung der Schiffe dienstbar gewesene Holzschnitzkunst wandte sich nunmehr auch den Portalen der Kirche, den Brautstühlen u. a. zu. Hiebei fanden das nationale Ornament, bandartige Verschlingungen in reichster Variation, und die eigenthümlichen Drachenköpfe vielfache Verwendung; aber nicht nur Quer- und Längsbalken der Dachstühle, sondern auch verschiedenes Hausgeräthe in den Bauernstuben, die hölzernen Krahnen über den Feuerherden in den „Rogstuen," Kleiderstangen u. dgl. endigten meist in Schlangen- und sonstigen fabelhaften Thierköpfen. Ueberhaupt war der Drachenkampf der Helgesage das Lieblingsmotiv des Kunsthandwerkes im elften bis zum dreizehnten Jahrhunderte, und lassen sich die Spuren alter mythischer Heldensagen, weit in die christliche Zeit reichend, verfolgen. Selbst auf christlichen Grabsteinen, wie nicht minder an Kirchthüren finden sich Darstellungen der Siegfriedssage, und Taufsteine, Taufbecken, Brautstühle, bronzene Aquanilas, Räuchergefäße u. s. w. bezeugen den Einfluß der Heldensage auf die kirchliche Kunst.

Die Formprincipien des romanischen Stiles wurzelten sich derart in das Kunstgewerbe der norwegischen Nation ein, daß die Gothik niemals in der Holzarchitektur und ihrer Decoration heimisch werden konnte; und in Stein setzte sich die kirchliche Gothik nur ein einziges Monument in diesem Lande, den Drontheimer Dom. Man begegnet daher dieser Stilart nur sporadisch, vermischt mit den alten Formen bis zur Zeit der Reformation, mit welcher die Renaissance in Norwegen ihren Einzug hält. Mit dieser trat nun ein neues wichtiges Element in die Kunst daselbst, die jedoch mehr eine Aenderung der alten Formen, als eine Wiedergeburt der Kunstformen des Landes hervorrief. Nach dem Verfall der Renaissance um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts machten auch der Schwulst der Barocke, die Ausschweifungen des Rococo und der Umschlag zu den nüchternen steifen Formen des Empire ihre Wandlungen in der norwegischen Knustindustrie durch, wie denn überhaupt, was beinahe kaum glaublich, jeder einzelne Wellenschlag in der europäischen Kunstbewegung sich klar und kräftig auch in den einsamen Bergen Norwegens abspiegelte und selbst in den primitiven Holzarbeiten der skandinavischen Bauern einen verwandten Ausdruck fand.

Und so begreifen wir, daß die

Digitized by Google

skandinavischen Lande, stark und einig nach Innen und Außen, gestützt auf klare, alle Rechte des Volkes wahrende Verfassungen, auf ein mächtiges, aus großen historischen Erinnerungen entwickeltes Nationalgefühl und eine alle Schichten des Volkes durchdringende hohe und wahre Cultur, in unserer Zeit unter den Staaten Europas in erster Reihe voranschreiten.

(Schluß folgt.)

Am Kaisergebirge.

Skizzen aus Tirol von **Adolf Pichler.**

(Schluß.)

Am nördlichen Ende des Sees ragt ein Hügel aus grünen Wiesen mit einem gothischen Kirchlein auf der Spitze. Es ist dem heiligen Adolari geweiht, und der Sage nach das älteste in der Gegend. An der Innenwand befinden sich zwei Gemälde, welche Leonardo da Vinci gemalt haben soll, obwohl er nie über den Brenner gekommen. Nun verengt sich das Thal, der Bach läuft durch eine Schlucht, welche nicht von zusammenhängenden Felswänden, sondern von einzelnen Schrofen, die in allerlei kühnen Stellungen den Einsturz drohen, gebildet ist. Nachdem man aus dieser Wildnis hervorgetreten, öffnet sich das Thal wieder, einzelne Höfe liegen unter Ahornbäumen am Abhange zerstreut, auf welchem die einfache Kirche von Waidring steht. Es war Abend geworden, im Gebüsch stimmte die Drossel ihr Lied an, und die Glocken der heimkehrenden Heerden bimmelten durch die Luft. Ich setzte mich auf einen umgestürzten Baumstamm und lauschte dem Rauschen der Ache, ihre Wellen planderten von den Schlachten und Kämpfen, die hier den Tiroler Adler mit Ruhm verherrlicht; die sinkende Sonne verklärte mit ihrem Glanz die Berge, wie die Erinnerungen der Jugend das Antlitz eines Greises. Dort, wo sich von beiden Seiten des Thales die Felsen wie gigantische Athleten an einander drängen — schon senkt sich die Dämmerung auf die Höhen nieder und dunkle Schatten tauchen empor — dort vertieft sich der Paß Strub; hier warf 1805 Hager Deroy zurück, hier hielt 1809 Oppacher mit 300 Schützen Wrede und Lefebre einen ganzen Tag auf und wich erst, als er von allen Seiten umgangen war, um noch einmal hinter Waidring den grimmigen Kampf zu beginnen, unterstützt von Ruprecht Wintersteller, der später bei Unken mit Speckbacher einen glänzenden Sieg erfocht. Jetzt Alles so still und friedlich! Langsam steigt der Mond, eine Schar Raben sucht laut krächzend die Nachtstätte; soll ihr grelles Geschrei auf diesem geweihten Platze vielleicht daran erinnern, daß es leider Deutsche waren, die hier im brudermörderischen Kampfe gegen Deutsche Ruhm erwarben? Traurige Bilder der Vergangenheit, schwindet hin in Nacht, denn aus Deutschland schimmert ein schöneres Morgenroth! Noch steht der Thurm, der den Paß sperrte, halb zerfallen, wie die Mauer, welche am Berg emporzieht. Jetzt erinnert ein Denkmal an die Kämpfe jener Tage.

Das Posthaus ist ein großes, stattliches Gebäude, wie man es in einem schlichten Dorfe gar nicht erwartet.

Digitized by Google

Freilich war es für andere Zeiten berechnet, wo noch die Eisenbahn nicht allen Verkehr an sich gerissen hatte, und Abends oft, trotz der langen Reihe von Zimmern, keine Unterkunft zu finden war. Im Flur des Hauses ist ein kunstloses Gemälde aufgehängt, welches aus der Vogelperspective eine Uebersicht der Gefechte am Paß Strub gibt, denn der Großvater des Postmeisters war einer der Anführer. Auf dem Friedhofe liegt der Schützenhauptmann Schlumpf begraben, der am Berg Isel ehrenvoll mitfocht, begleitet von seinem weißen Pudel, welcher bei jedem Sturm voranlief, und ihm bei den Franzosen einen Spitznamen ertrug. Vor ihm starb noch 1842 sein Sohn Sigmund, ein talentvoller junger Poet. Er ruht fern in wälscher Erde zu Padua, wo er Medicin studirte. Seinem Andenken werde ich bei Gelegenheit einige Zeilen widmen.

Gedichte von großer Innigkeit enthalten die Frühlieder und das neu erschienene „Tiroler Dichterbuch." Ein tiefes Naturgefühl mit einem Hauch von Pantheismus zeigt die schöne Strophe:

„Allwesen Du, mir nah und fern,
Das durch des Lebens Tiefen zieht,
Bist Du nicht Abendroth und Stern
Und stille See, unsterblich Lied?"

Der Postmeister redete mir zu, die Kammerkar zu besteigen, indem er mir die herrliche Aussicht pries, die gar wohl neben der hohen Salve gerühmt zu werden verdiene, leider aber zu wenig bekannt sei, um die Fremden anzulocken.

Mit dem Grauen des Morgens stieg ich das sehr steile waldige Gehäng hinan, von Zeit zu Zeit rastend, oder einen Blick auf die Landschaft werfend, welche in der Dämmerung vor mir lag, während die höchsten Bergspitzen bereits rosig leuchteten. Der Weg ist sehr bequem, indem er sich in langsamen Zickzackbiegungen nur allmählich erhebt. Als ich die erste Terrasse erreicht hatte, glänzte bereits das volle Sonnenlicht durch die Bäume; ich schritt durch den Wald rüstig vorwärts, indem ich, wie Dante vor dem Berg des Fegefeuers, besorgt emporblickte, wo es mir gelingen werde, die pralle Wand des MegalodusKalkes, der wie eine unbezwingliche Festung dem Dolomit auflagert, zu überwinden. Plötzlich schlängelt sich ein Pfad empor, dort, wo er zu schmal war, um das Vieh aufzutreiben, durch Steinplatten ergänzt. Die Sonne schien glühend an die weißen Schrofen, so daß man sich fast die Hand versengte, wenn man die Kanten, um emporzuklettern, erfaßte. Man durchquert hier allmählich die Schichten vom Keuper bis zum oberen Jura; überall ragen Versteinerungen aus den Platten. Bei dieser üppigen Weide vergaß ich Schweiß und Mühe und arbeitete bis gegen 4 Uhr mit Meißel und Hammer, daß die Splitter flogen. Endlich war der Magen nicht mehr zu beschwichtigen; sehr zufrieden mit dem Erfolge, versteckte ich die Beute unter Gestrüpp, kehrte auf den Pfad zurück und erklomm das höchste Plateau, welches völlig von Bäumen entblößt, aber prangend in üppigem Grün, auf einer Unterlage von rothem Marmor sich ausbreitete. Zwischen den kleinen Hügelwellen lagen die Almhütten. Ich betrat eine derselben, um jene zu erfragen, welche dem Postmeister zu St. Johann gehörte und wo ich übernachten sollte. Am Herde saß ein hübsches Mädchen mit Backen, roth wie die Aepfel; ein alter Mann nebenan, mit grauem Haar, ihr Vater, rauchte ruhig sein kurzes Pfeifchen; Beide pflegten das Vieh, welches draußen graste. Sie gaben mir freundlichen Bescheid; da die Alm des Postmeisters kaum zweihundert Schritte entfernt war, so gieng ich ohne weiteren Aufenthalt dahin. Der Senner war von meinem Kommen schon unterrichtet und erbot sich also gleich, mir einen Schmarrn zu kochen. Während er dazu Anstalten traf, lief jenes hübsche Mädchen daher und brachte mir den Hammer, den ich

Digitized by Google

vergessen hatte. „Schau, schau," rief lachend der Senner, „Ihr habt Glück, daß Euch ein so schönes Dieudl nachrennt!" — „Ich meine," erwiderte ich, „die Sache ist anders und der Hammer läg' noch leicht drüben, wenn Du nicht hier in der Kaser wärst." Da beide roth wurden, so hatte ich allerdings in's Schwarze geschossen. Ich gieng in die Stube nebenan, wo ich freilich nicht aufrecht stehen konnte, so niedrig war die Decke. Hatte ich schon am Herde das spiegelblanke Geschirr mit Wohlgefallen betrachtet, so überraschte mich auch hier die größte Reinlichkeit. Die Wäsche des Bettes war weiß, die Diele blank gefegt, die Fenster sauber, kurz, diese Junggesellenwirthschaft übertraf an Nettigkeit manche Handwerkerwohnung in der Stadt. Meine Betrachtungen unterbrach plötzlich der Ruf des Senners: „Fertig ist's!" Ich gieng in die Küche, und er schüttete den Schmarrn auf einen hölzernen Teller, neben welchen er eine Schüssel rahmige Milch stellte. Nachdem ich mich herzlich satt gegessen, gieng ich wieder vor die Hütte. Die Sonne war unterdessen tiefer gegen Westen gesunken, ein kühles Lüftchen wehte und die Kuppe des Joches schimmerte so einladend im goldenen Grün, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, hinaufzusteigen. Rund um dieselbe zog sich ein Band von rothem, wohlgeschichtetem Marmor, der zu Tischplatten und Kirchenschmuck gebrochen wird, und wenn er nicht so hoch im Gebirg stände, gewiß allseits verwendet würde. Der Paläontolog kann hier eine Nachlese von versteinerten Ammoniten halten; das Beste holte schon der Pfarrer Dötzkirchner von Reit in Winkel für das geologische Museum zu München.

Der Weg zum Joch zieht sich sanft über Mähder, aus welchen sich ein kleiner, von Zwergföhren überwachsener Felsgipfel mit der Triangulierungspyramide erhebt. Bald war dieser erklettert. Der Postmeister hatte Recht; man genießt hier wirklich einer unvergleichlichen Fernsicht. Im Bogen schimmern die Schneehörner und Gletscher der Centralalpen, in greifbarer Nähe ragen die Felsen der Kalkkare empor, und dann das Labyrinth der grünen waldigen Vorberge, vor welchem sich das bayerische Flachland mit dem Chiemsee in ungemessene Weiten ausdehnt.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, einige schmale Wolkenstreifen verhüllten sie wie Schleier, bis sie wieder blitzend durchdrang; endlich wurde ihr Flammenglanz matter, und der ungeheure purpurrothe Ball sank hinter den fernen Hügeln Schwabens. Die Wolken loderten und glühten, bis endlich ihre Farbe aus dunkelviolett in grau übergieng. Auf diesen Höhen bricht die Nacht schnell ein; deshalb mußte ich mich sehr beeilen, um ohne Gefährde zurückzukehren. Vor der Hütte begegnete mir der Senner; ihm schien es unbegreiflich, daß ich wegen des Unterganges der Sonne auf das Joch gestiegen, das sehe man ja alle Tage, wenn nicht etwa der Himmel trübe sei. Unser Sinn für schöne Landschaften und die Reize der Natur ist ein Resultat der Bildung. Bei den meisten Touristen ist freilich die Bewunderung der Natur auch nur eine Mode, die mitgemacht werden muß; wir zweifeln nicht, daß diese wieder einer anderen Platz machen werde, und vielleicht entdeckt man auf Gebieten, die man jetzt übersieht und nicht beachtet, Reize, welche mehr locken, als die wilde großartige Schönheit der Alpen, die eigentlich im Grunde genommen nur Wenigen verständlich ist. Darin gleichen die Berge den Classikern, man kann sie durchlaufen und hat auch davon Genuß und Belehrung; ihre volle Schönheit, ihre Eigenthümlichkeit enthüllen sie aber nur Dem, welcher ihnen mehr als ein Jahr widmet und von verschiedenen Seiten, zu verschiedenen Zeiten vor sie hinzutreten wagt. Sollte

Digitized by Google

vielleicht gar der Naturforscher Recht haben, welcher die Frage: „Was ist für ein Unterschied zwischen einer Schar Touristen, welche der Führer auf das Joch geleitet und einer Herde Schafe, die der Senner hinauftreibt?“ — dahin beantwortete: „Jene setzen sich auf der Spitze droben in das Gras, diese fressen das Gras.“ Manchmal gewiß!

„Früh schlafen und früh auf“ ist Grundsatz auf der Alm, dem ich nicht widersprach. Ich warf mich daher bald auf das Bett und schlummerte, nachdem ich noch in der Odyssee geblättert, bald ein. Nebenan befand sich der geräumige Stall, in welchem allabendlich das Vieh eingetrieben und worin es an der Kette befestigt wurde. Das geschieht nicht auf jeder Alm, gewöhnlich überläßt man die Thiere sich selbst, oder man sperrt sie in einen Pferch, der mit einer Mauer aus roh gefügten Bruchsteinen eingefaßt ist. Hier mögen sich denn die Rinder auf dem Boden, der aus weichem Mist und feuchter Erde zu einem Brei geknetet ist, behelfen, wie sie können. Auch die Almhütten gleichen in anderen Gegenden des Landes eher einem Schweinstall, als der Wohnung menschlicher Wesen, so daß die Franzosen nicht erst nach Polen hätten gehen dürfen, um den Schmutz als fünftes Element kennen zu lernen. Dem entspricht gewöhnlich die Tracht der Senner. Den Leib überkrustet eine Borke von Koth, das Hemd wird während des Aufenthaltes im Gebirge nie gewechselt und gleicht daher einer schmierigen Leimtasche; die Entschuldigung, welche man für diesen Unflath hört, lautet dahin, dieses sei das beste Mittel gegen Ungeziefer. Der Senner verbringt die langen Stunden des Tages gewöhnlich in göttlicher Faulheit; ist das Wetter schlecht, liegt er auf dem Heu und horcht behaglich dem Klopfen des Regens zu, scheint die Sonne, so sucht er einen weichen Grasfleck, flackt auf dem Bauche, deckt sich mit dem Hintern zu und qualmt einen Tabak, dessen Gestank sich nur mit dem seiner Wäsche vergleichen läßt. Ueber das dolce far niente der Senner — und dieses ist vorzüglich der Grund, warum sie sich so nach der Alm sehnen — ließe sich ebensogut ein Capitel schreiben, wie über das der Neapolitaner. Der Müssiggang wird nur durch das Melken des Viehes, die Bereitung der Butter, die, zu großen Ballen geschlagen, in sogenannte Männlein aufgestockt wird, des Käses, welcher ebenfalls im Gaden in Reih und Glied steht, und vor Allem durch das Kochen eines schmalzigen Breies, der tagein tagaus als Kost dient, unterbrochen. Die Steine, welche über die Alm zerstreut den Graswuchs hemmen, aufzusammeln, fällt einem solchen Schlingel nur selten ein. Daher ist die Almwirthschaft in manchen Gegenden Tirols nicht so einträglich, als sie es unter anderen Voraussetzungen sein könnte, ja sie nimmt, wie sich statistisch nachweisen läßt, sogar von Jahr zu Jahr ab, indem der ausgesaugte Boden immer weniger Vieh ernährt.

Der Leser erwartet, ich werde ihm nun auch von den Sennerinnen erzählen, etwa in der Art, wie er Stücke auf der Bühne gesehen hat, wo Alles parfümierte Empfindsamkeit athmet. In Tirol versehen auf der Alm fast ausschließlich Senner den Dienst; der Clerus, welcher strenger geworden, eifert überall gegen die Dirnen, und es läßt sich nicht läugnen, daß früher Männlein und Weiblein in nackter Paradiesesseinfalt da droben auf den Bergen zusammenlebten. Was man jetzt von Weibslenten auf der Alm trifft, ist gewöhnlich so garstig, daß man gewiß keine mit einer Stange anrühren möchte. Ob das Mittel geholfen hat? Daran zweifelt Jeder, der das Unterland kennt, wo das sechste Gebot wohl im Katechismus steht, aber den Buben und Mädeln nicht immer in's Blut übergegangen ist.

Als der erste Schimmer des Tages

Digitized by Google

durch die Spalten des Stalles drang, wurden meine gehörnten Nachbarn unruhig und begannen zu muhen, so daß ich nicht mehr schlafen konnte und das Weite suchte. Noch ehe die Sonne aufgieng, stand ich vor der Marmorsäule, welche mit dem Wappen Tirols, Baierns und Salzburgs geschmückt, die hier zusammenlaufende Grenze dieser drei Länder bezeichnet. Nach einer Sage hätten die Fürsten derselben einmal hier getafelt und der Stuhl eines jeden sei auf seinem Gebiet gestanden. Eine ähnliche Grenze finden wir in Dante's „Hölle" am Gardasee.

Von hier wendete ich mich westlich, es dem Zufall überlassend, wohin er mich über Stock und Block führen würde, wußte ich doch, daß ich in das Thal der Ache gelangen mußte. Durch den Wald niedersteigend, kam ich an die bewachsenen Reste einer Schanze, welche eine Verbindung zwischen Kössen und Waidring gedeckt hatte, und von hier zu einem Bauernhof, dessen Herr seit uralter Zeit ein eigenthümliches Vorrecht übt. Der Geistliche des Dorfes, dem er eingepfarrt ist, darf nämlich die Christmette nicht früher beginnen, bis jener eine schwere Butterkugel auf den Altar niedergelegt hat.

Der Weg in das schöne Thalbecken von Kössen ist von Tannen beschattet; nach Osten werden bereits die Berge niederer und reichen nicht mehr über die Holzgrenze, jenseits derselben beginnt das hügelige Vorland der bayerischen Ebene. Hier grünt noch die schöne Weißbuche, welche durch ganz Oesterreich und Salzburg verbreitet, ihre westliche Grenze bei Kufstein berührt.

Die Ebene ist unverkennbar der Boden eines ehemaligen Sees, von welchem der Walchsee ein Ueberrest ist, und dessen Wasser durch die Spalte von Klobenstein abflossen. So heißt ein Felsenriegel östlich von Kössen, welcher, durch einen Riß bis zum Grunde geborsten, der Ache kaum Platz läßt und sie, wenn im Sommer häufige Regen ihre Fluth schwellen, oft weit zurück in's Thal staut. Hier sei Maria von Herodes verfolgt worden, und als sie an die Felsen gelangte, wo kein Ausweg mehr war, öffneten sich diese, um ihr einen Pfad zu bahnen. Nebenan steht ein vielbesuchtes Kirchlein unter der Obhut eines Klausners.

Auf dem waldigen Wege von Kössen erhebt sich als einzige Merkwürdigkeit eine Säule, das Andenken des Bruderkampfes zwischen Bayern und Tirolern. Sie trägt die Jahreszahl 1703; an dieser Stätte wurden einige Hundert Bauern, welche, um zu rauben, ans Bayern eingebrochen waren, niedergemetzelt. Kössen ist übrigens den Geologen wohlbekannt; ein wichtiger Schichtencomplex hat von dem Dorfe den Namen.

Der Walchsee, in dessen Wässern sich die Kalkschrofen des Kaisers spiegeln, ist fast regelmäßig oval und von keinem großen Umfange. Der Weg in das Innthal geht durch eine Waldschlucht, welche im groben Conglomerat der Tertiärformationen eingegraben ist; Ausbisse und Schmitzen von Braunkohle veranlaßten bereits manchen erfolglosen Schürfversuch. Am Eingange des Innthales im Wirtshause der Sebi, wo die Straße vom Chiemsee mündet, mag man wohl ein Viertelstündchen rasten; während die Hitze des Tages verkühlt, schlürft man hier gern ein Glas Wein und bewundert das herrliche Landschaftsbild. Die Linien sind allerdings zu unruhig, zu rasch wechselnd, ja fast zugeknickt, als daß ein Maler sie auffassen möchte; hier jedoch, wo es sich nicht um einen Fleck Leinwand handelt, sondern ungeheure Berge, wie der Pendling, dessen Pyramide hoch über die niedere Waldkette emporreicht, den Umriß in den blauen Himmel zeichnen, hier freut man sich an den prächtigen Einzelheiten, welche Sonnenglanz und

Digitized by Google

Farbe doch zur Harmonie verbindet. Wer muthet einem Künstler zu, das Panorama des Umtz oder des Kammerkar wiederzugeben, oder den Sternenhimmel zu malen? Es gibt Dinge, die sich durch ihre Größe dem Rahmen entziehen, ihn zersprengen; auch hier zeigt sich der Meister in der Beschränkung.

Weil es mir einerlei war, ob ich Kufstein bei Tag oder Nacht erreichte, so schlenderte ich langsam durch die Erlenau von Ebbs und gelangte erst beim Einbruch der Dämmerung an die Gallasschanze, ein ehemaliges Vorwerk der Festung, welches sich, an einen Sporn des Kaisergebirges lehnend, zum Inn zieht und den Zugang vollständig sperrte. Wall und Graben sind noch gut erhalten, jedoch von Gras überzogen, die Kasematte ist in eine Schnapskneipe umgewandelt.

Ein steiler Fels, an der Nordseite vom Inn bespült, trägt die alte Festung Kufstein. Was sich in der Gegend Bedeutendes zugetragen, knüpft sich an ihre Wälle, welche, völlig sturmfrei, nur durch Aushungerung oder Batterien, die auf höher liegenden Punkten errichtet sind, bezwingbar sind. Die Mauern aus Tuffstein, der die Kugeln eindringen läßt, aber dabei nicht zersplittert, haben eine Dicke von 2—3 Klaftern; sie konnten daher gewöhnlichem Geschütz festen Widerstand leisten, vor dem Gruß gezogener Kanonen würden sie sich bald neigen müssen.

Früher waren alle Plätze, welche die Umgebung beherrschten, mit Festungswerken gesichert; auf der Zellerburg, welche jenseits des Inn Kufstein überhöht, standen zwei Blockhäuser; von hier bis zum Maistallerberg war das Thal durch eine Reihe zusammenhängender Schanzen und Redouten, in deren Mitte eine Kaserne die Straße sperrte, geschlossen, ebenso hatte man den vorliegenden Lausbichl nicht außer Acht gelassen. In der langen Zeit des Friedens verfielen diese Werke; neuerdings hat man jedoch diesem Passe gegen Bayern wieder Aufmerksamkeit geschenkt. Als die Eisenbahn eröffnet wurde, baute man in der Nähe des Bahnhofes nach den neuesten Regeln der Befestigungskunst ein Fort, das zwar viel Geld kostete, jedoch als ein militärisches Schaustück in neuester Zeit dem Abbruch überlassen wurde. Die Eisenbahn zu decken, genügen einige Minen am Inn bei den Felsen der Zellerburg.

Kufstein hat mehrere Belagerungen ausgehalten; zum ersten Male eroberte es Kaiser Max, der den Commandanten Pienzenauer hinrichten ließ. Dieser hatte die Majestät dadurch beleidigt, daß er auf jeden Kanonenschuß zum Spott die Mauern mit einem Besen abzukehren befahl, bis die schwersten Geschütze jener Zeit, die Burlepaus und Weckauf, aus dem Zeughause von Innsbruck geholt wurden und die Mauern zertrümmerten. Das geschah 1504. Im Jahre 1703 gieng die Festung durch Rathlosigkeit des österreichischen Commandanten an Bayern verloren. Während des Aufstandes 1809 vertheidigten sie diese heldenmüthig gegen die Bauern unter Speckbacher, der vergebens alle List aufbot, sie zu bezwingen. Der wilde Kampf, der Haß gegen die Unterdrücker hatte in seiner Brust jedes Gefühl von Ritterlichkeit erstickt. Unbekannt ist diese Anekdote. Die Gräfin Trautmansdorf, die Mutter des bekannten Politikers Norbert Pfretzschner, besaß zu Kufstein ein Wirtshaus. Sie war spät Abends in ihrem Zimmer, da öffnete sich plötzlich leise die Thüre und der furchtbare Tiroler Bauernführer stand vor ihr. Er war durch eine Dachlucke eingestiegen. Nun redete er ihr in jeder Weise zu: „Sie solle die bairischen Officiere, welche bei ihr einkehrten, vergiften!“ — Die edle Frau wies diesen Anschlag mit Entrüstung zurück und er verschwand wieder durch das Dach. An Oesterreich wieder zurückgegeben, diente sie bis jetzt als Gefängnis für Verbrecher und politisch

Digitized by Google

Comprimittierte. Hier saß eine Zeit lang die Pariser Göttin der Vernunft Theroigne Mericourt; droben auf dem Kaiserthurm brummten 1830 mehrere Polen, für welche ich als unreifes Studentlein in der Ferne schwärmte. Einer durchbrach die dicken Mauern und entrann, 1849 war hier eine ungarische Gräfin eingesperrt; hier vertrauerte Roßa Sandor, der Geyer der Pußta, seine Tage in langer Gefangenschaft. Früher wurde dieser kühne Räuber von vielen Neugierigen besucht, welche ihn mit Wein und Cigarren beschenkten: da erwachte sein magyarischer Stolz, und er forderte vom Commandanten der Festung, daß Niemand mehr kommen dürfe, ihn wie ein wildes Thier zu betrachten. Trotzig und verschlossen auf dem Strohlager liegend, brütete er langsam hin, bis er begnadigt an die Stümpfe der Theiß zurückkehren durfte, wo er als Räuber endete. Außer den Erinnerungen der Geschichte bietet Kufstein wenig Merkwürdiges. Die alte gothische Kirche ist modernisiert; Beachtung verdient ein Grabstein aus rothem Marmor an der linken Wand, reiche Wappenschilder und kunstreiche Schnörkel geben Zeugnis von dem biderben und ehrenreichen Ritter, dem Gott einen glücklichen Urstand verleihen wolle. — Noch ein Grab! Aber nicht hier, sondern am Fuße des Calvarienbergleins, wo so viele Freunde die schöne Aussicht bewundern. Ein Grab ja! Hinter dem eisernen Gitter auf dem Friedhofe ruht Fr. List, der große Nationalökonom, der hier seinem traurigen Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende machte, und nun in der ewigen Ruhe nicht mehr an den Dank denkt, den ihm das deutsche Volk schuldete, aber nicht zollte. Dieses Grab ist ein schönes Zeichen der Duldsamkeit, welches den Kufsteinern Ehre macht.

Den nächsten Tag benutzte ich zu einem Ausflug nach Thierberg, einer Ruine, welche sich mitten aus den Bäumen eines rauhen Kofels erhebt. Ihr jetziger Besitzer hat sie vor gänzlicher Zertrümmerung gesichert. Eine Kapelle nebenan ist dem heiligen Johannes geweiht und steht unter dem Schutze einer Einsiedelei, welche noch vor Kurzen ein armes Weib bewohnte. Wie die Sage erzählt, vertrieb die Gräfin eine schwangere Bettlerin, welche Almosen heischte, hart und mitleidlos. Diese that den Fluch, sie solle bei der ersten Entbindung soviele Kinder erhalten, als Tage im Jahr. Richtig gebar sie 365 fingerlange Knirpse, welche der Priester in eine Schüssel taufte. Die Geschichte muß wahr sein, denn sie ist an einer hölzernen Tafel abgebildet und die Frauen, welche Nachkommenschaft wünschen, wallfahrten fleißig, vielleicht suchen sie dort Lessing's Einsiedler. Im Walde liegen einzelne Höfe, echt germanische Ansiedlungen, wie denn die Bewohner dieser Gegend überhaupt von reiner bavarischer Race sind. Auf dem Mittelgebirge sind mehrere Seen zerstreut; es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man plötzlich aus den dichten Tannen heraustritt und die ruhige dunkle Wasserfläche zu Füßen sieht. An dieser einsamen Stätte, deren Stille höchstens der Schrei eines Falken unterbricht, erinnert man sich gern an den reizenden „Alpsee" von Christian Schneller, oder an den düsteren Lenau; ich habe unter den Bäumen des Ufers, mit der Büchse zur Seite, hier manche einsame Stunde verträumt.

„Auf wilder Höhe liegt der See,
Er spiegelt klar der Alpen Schnee."

Den Rückweg von Thierberg suchte ich quer durch den Wald gegen Kiefersfelden, ein Dorf, welches durch seine Bauernkomödien berühmt war, an denen auch viele Arbeiter der Eisenschmelze theilnahmen. Unweit davon erhebt sich links an der Straße die Ottokapelle in reichem gothischen Stile, mit einem Unterbau von Qua-

Digitized by Google

dern. An dieser Stelle nahm Prinz Otto von Bayern Abschied von seinen Eltern, welche ihn bis an die Grenze begleitet hatten, als er nach Griechenland reiste, um die Krone dieser undankbaren Slaven zu tragen und dann schmählich zu verlieren.

An der Schattenseite der Zellerburg reichen die Alpenrosen bis in das Thal. Wenige Schritte davon steht das Kirchlein des heiligen Leonhard, welchen das Volk zum Patron der Pferde erkor. An seinem Feste versammelten sich früher alle Bauern der Gegend und galoppirten mit ihren Rossen dreimal um das Gebäude, in der Meinung, dadurch das Vieh im ganzen Jahre gesund zu erhalten. Von hier führt eine prachtvolle Lindenalle zur Naggelburg, einem Wirtshause, wo die Festlichkeit gewöhnlich mit Zechen und Raufen geschlossen wurde.

Quer über den Sattel des Kaisergebirges führt ein Einschnitt bei Sparchen, einer Mühle, am Ausgange des Bärenthales. Selten hat der absichtslose Zufall dem Künstler ein fertiges Bild geliefert, das er ohne weitere Zugabe einfach abzuzeichnen braucht; hier findet er ein solches, und er kann es dem Photographen nur durch den Reiz der Farben zuvorthun. Links eine Felsenwand, an der sich kühn ein Pfad emporwindet, rechts der Abhang mit großen Föhren, in der Mitte die Schlucht mit einem riesigen Steinblocke, dessen Spitze ein großes Kreuz ziert, im Vordergrund die Mühle mit dem schäumenden Bach; das ist ein kleines Meisterstück von künstlerischer Anordnung.

Der Steg an der Felsenwand führt zu mehreren Bauernhöfen, welchen die Kufsteiner nicht selten besuchen, um sich an Alpenluft und frischer Milch zu laben. Ich stieg in die Schlucht, in deren Tiefe sich der Bach durcharbeitet, hinab, denn in der Felsenwand ist eine schattige Höhle vertieft, wo sich angeblich Thierknochen befinden sollen. Wild und schroff war der Weg, einzelne Tannen hatten sich mit dem Wurzelgeflecht fest in das Gestein eingekrallt, als fürchteten sie, schwindelnd in den Abgrund zu stürzen; mich stellenweise an Aeste und Stämme haltend, dann wieder im Sprunge vorwärts auf den eckigen Kanten oder die Hand an einen Grasbüschel klammernd, erreichte ich endlich die weite Mündung der steinernen Halle. Der Boden bestand aus feinerem Grus, zum Theil durch den aufgelösten Kalk verkittet, in welchem ich bald Klauen, Zähne und Knochen von Bären entdeckte, gemengt mit den Ueberresten der Wiederkäuer, welche jenen zur Nahrung dienten. Man muß jedenfalls den Geschmack der Familie Petz loben, die hier ihre Wohnung aufschlug, wo die schroffe Wand alle Sicherheit gewährte und das Rauschen des Baches die Trägen bei der Sommersiesta gar angenehm in Schlummer lullte. Uebrigens können die Knochen auch von alten Höhlenbären stammen, leider war kein Stirnbein erhalten, welches die Bestimmung erleichtert hätte. Sei dem, wie ihm wolle, diese Knochenhöhle ist jedenfalls als einzige bis jetzt in Tirol entdeckte für den Naturfreund von Belang.

Der Charakter der Gegend wurde immer düsterer, Felsen und Bäume hemmten jede Fernsicht, und ich athmete frei auf, als mir endlich ein offener grüner Fleck mit einer Almhütte winkte. Die Sennerin, wenn auch kein schönes, doch ein frisches gesundes Mädchen, bot mir bereitwillig Milch und Butter. Ich wollte ihr dafür ein paar Sechserln bieten, sie lehnte es aber kopfschüttelnd ab mit dem Beisatz: „das wäre ein neuer Brauch auf dem Kaiser, wenn man ein Tröpflein Milch zahlen wollte.“ Mich erfreute diese Gastfreundschaft um so mehr, da sie auf den andern Almen fast zur Mythe geworden. Als ich vor die Thüre trat, heftete ich den Blick zufällig auf einen grünen Fleck hoch oben in den Kalkfelsen; das Mädchen be-

Digitized by Google

merkte es und erklärte, das sei des Teufels Wurzgarten, wohin er aus Neid alle Kräuter versetzte, die dem Menschen nützlich sein könnten. Die Bauern bevölkern diese schauerliche Felsenöde, die sich vortrefflich zu einem Hintergrunde für die Einleitung zu Lenau's Faust eignen würde, mit Gespenstern; hieher verbannen fromme Kapuziner die Seelen derjenigen, welche nach ihrem Tode an der Stätte ihrer Sünden rumoren und die Leute schrecken. Hinter der Alpe erhebt sich das Stripfenjoch, dessen Schneide man über grüne Wälder in einer halben Stunde bequem erreicht. Jenseits senkt sich der Weg durch eine steile Rinne nieder, bald betritt man wieder Grasboden, über welchen die Blöcke der Carditaschichten mit zahllosen Versteinerungen zerstreut sind. Plötzlich fielen mir einzelne Tropfen auf die Hand, der Sturm begann um die Felsenzacken zu toben, und ein furchtbares Gewitter brach los. Ich stand in einer verlassenen, halb zerfallenen Schäferhütte unter; einige Ziegen, die mäckernd daherstürzten und den Regen scheuten, leisteten mir Gesellschaft. Endlich war der Orkan vorübergebraust, Alles glänzte wieder thaufrisch und farbenbunt; ich kehrte, obwohl ich nach St. Johann nur zwei Stunden gebraucht hätte, wieder nach Kufstein zurück, oft gehemmt von den Bächen, welche durch jede Rinne abflossen.

Am nächsten Morgen schlug ich den Weg über den Kufsteinerwald ein. Die Straße ist jetzt an den Inn verlegt und dadurch die Höhe, welche man sonst nur mit Vorspann überwinden konnte, umgangen. Auf diesem einsamen Wege fällt dem Wanderer manche Räubergeschichte ein, die noch im Volke nachklingt und bald verklingt, weil sie der Lärm der Eisenbahn übertönt. Das Dorf Kirchbühl mit seinen im Wald zerstreuten Höfen ist eine anmuthige Idylle. In dieser Einsamkeit entstand die religiöse Sekte der Manharter, welcher der Papst nicht mehr rechtgläubig genug war, so daß sie die Weihe der Priester nicht anerkannte. Die Leute waren von puritanischer Sittenstrenge; der letzte Manharter liegt, weil er die Sacramente auf dem Sterbebette zurückwies, unter dem Apfelbaum seines grünen Angers.

An jenem einsamen Grabe vorüber schritt ich langsam weiter zum Eggendorfer Walde. Das Volk erzählt von einer versunkenen Stadt, die Schaufel des Bauern traf auf zerbröckelte Urnen mit Knochenasche und Bronzegeräthe. So nah friedlich liegen hier Heidenthum und Christenthum nebeneinander.

Ich traf rechtzeitig in Wörgl ein, um mit dem Dampfwagen Innsbruck vor Abend zu erreichen.

Ein steirischer Ulfilas.

Die Proben, welche wir im Heimgarten X. Jahrg., Seite 616, und XI Jahrg., Seite 188, von der steirischen Evangelium-Uebersetzung des Pfarrers von Moosweiler gebracht haben, fanden so vielseitiges Interesse, daß wir hier auch noch den uns vorliegenden Rest der seltsamen Uebersetzungen zum Abdrucke bringen. Daß der Gedanke an eine beabsichtigte Profanierung vollkommen ausgeschlossen ist, braucht wohl kaum wiederholt zu werden. Die bekannten Worte des Evangeliums muthen uns in der Bauernmundart gar eindringlich und innig an.

Digitized by Google

Zan erstn Sunter in Odvent.

(Aufgmirkt van Lukas.)

Um de Zeit hot unsa Hergott za sein Jüngern das gsogt: Onzoachn wern keman in da Sun, in Monschar und in Gstirnen. In Leutn wern d Aengstn aufsteign, weil s Mür gor a so ungstem rauschn und übagehn wird. Z todt fürchtn wern sih d Leut, wann sie s vorrudn sechn die schreckbarn Sochn, de übern Erdkroas kema wern. s Firmament wird aus Rond und Bond gehn. Nochha wern s sechn keman in Gottessuhn, durchs Gwölt owa mit Herrschoft und Gwolt. Sobold dos onhebt zan gschechn, valuists in Kopf nit; paßts auf, as kimt enka Rettung. — Af däs sogt er eahna noh a Gleichnuß: Schauts in Feigubam on und onderi Bam: Wan s onhebn zan treibn, sa ruckt da Sumer on. Und wan däs olls gschiacht, sa wißts es, daß s Gottesreich neama weit weg is. Ih sog eut dos: Eh wird däs Gschlecht nit auszrottn sein, ehs däs olls gschiacht. s Firmament wird z Grund gehn, der Erdkroas wird z Grund gehn, mei Wort und Lehr wird bleibn.

Zan unschuldin Kindlantog.

(Aufgmirkt van Mattheus.)

Um de Zeit kimt ba da Nocht an Engl zan Josef und sogt: Steh auf, nim s Kind und d Muader und flücht ins Egyptnloud und bleib selm, sa long bis ih da Poß sog. Denk da, da Herodas suacht s Kind und wills umbringa lossn.

Af dos steht da Josef gschwind auf, pockt s Kind und d Muada zsom mittn in da Nocht und flücht't ins Egyptnloud. Selm bleibt er sa long, bis da Herodas gstorbn is und is s wohr worn, wos die oltn Profetn gsogt hobn: Aus Egyptn is mei Suhn. Wia da Herodas hot wohrthon, daß n die heilin drei Kinin, de er zerst ausgfratschlt hot, für an Norn gholtn hobn, is er wild worn, hot seini Mordsgfelln ausschickn lossn und olli kloan Buam umbringa, de nit üba zwoa Johr olt sein gwen, in da Betlahemstodt und in gonzn Umkroas. Und is s wohr worn, wos da Profet Jeremias hot gsogt: Woanen und klogn hört ma z Rama. Die orm Rachel woant um ihri Kinder und will sih nit trösln lossn, weils wek sein.

Zan Sunta zwischn Christtog und Neujohr.

(Aufgmirkt van Lukas.)

Um de Zeit hot sih da Josef und unsa liabi Frau hell dawunnert üba d Wohrsogung. Der olt Simeon gibt eahner in Segn und sogt zan unsa liabn Frau: Schau, der do, der wird in Israel viel unglückler und viel glückla mochn. Dos wird Oana, den d Leut nix wern geltn lossn wöllu. Durch dei Herz wird a zwoaschneidis Schwert gehn und däs wird onderi Herzn aufmochn. Do is ah an olti Profetin, a Tochta van Phanuel, aus n Stom Aser-Anna hoaßts, is long Jungfrau vabliebn, hot nochha siebn Johr long an Mon ghobt, hiaz is s a Witib, virundochzg Johr olt. De kimt gor neamer aus n Tempel, fost't und bet't Tog und Nocht. Hiaz, wia die heili Famili ban Simeon steht, kimts dazua, lobt unsern Hergottn und redt über eahm mit Olln de scha hort af eahm wortn. Und wias nochha fiati sein mit Olln, wos da Brauch is und in Gsetz steht, sein da Josef und unsa liabi Frau mitn Kind hoamgroast ins Galiläalound, in d Hoamatstodt Nazareth. s liabi Kind is aufgwochsn, is stork und gscheit worn und hot die Gnod Gottes ghobt.

Zan Sunta zwischn Neujohr und Heilidreikini.

(Aufgmirkt van Mattheus.)

Um de Zeit, wia da Herodas gstorbn is gwen, do weckt der Engl in Josef, der in Egyptnloud is: Hiaz steh auf, nim s Kind und sei Muada

Digitized by Google

und roas ins Judnlond; de s Christkindl umbringa lossn hobn wölln, sein scha gstorbn. Da Josef steht auf, pockt s Kindl mit da Muada zsom und roast ins Judnlond. Do hört er, daß gstotn Herodas der Archeleus in Judnlond regirt und hebt sih wiada van Neugn ou zan fürchtn. Ba da Nocht tramt er: ins Galiläalond sult er roasn, roast drauf ins Galiläalond. In da Stodt Nazareth hot er sih wieder einghoamascht und daß s richti wohr is, wos die Profetn hobn gsogt: In Nazarena wern s n hoassn.

Zan drittn Sunta noch Pfingstn.

(Aufgmirkt van Lukas.)

Um de Zeit sein ollahoud schlechti und verocht'ti Leut zan unsan Hergottn gschlichn, daß n kuntn znalosn. Dos is in jüdischn Doktan und Gouzgscheitn nit recht gwen. Schants, sogns, schants den on, der gibt sih mit sölchti Leut oh und ißt mit eahna. Do mocht er eahna däs Gleichnuß: Wan Oana von ent hnnad Schof hot, und er valuist oans, wird er nit die nennaneuzg in Stich lossn in da Wildnuß und wirds valassni suachn? Und hot ers gfundn, nimt ers afn Bugl, trogts mit Freudn hoanzna, hoaßt seini Freund und Nochbarn keman und sogt: Seids lusti Leut, ih hon mei valaffns Schäffl richti gfundn. — Und grod a so is in Himel a grösseri Freud, wan a Sünda Buaß thuat, as wir üba die neunaneuzg Bravn, de moan, daß s ka Buaß brauchn. — Oda meintswegn an orms Weibl, däs zechn Kreuza hot, sie valuist an Kreuza, wirds nit a Liacht onzündn und in gonzn Haus suachn und olli Stubn auskihrn, bis sie in Kreuza findt? Und hot s n gfundn, wiad s nit olli guati Freundinan und Nachborinan zsonhoassn: Denks ent, mein Kreuza hon ih wieda gfundn? Und grod a so sog ih ent, wern d Engl in Himel a Freud hobn über an oanzin ormen Sünda, der brav is worn.

Zan neuntn Sunta noch Pfingstn.

(Aufgmirkt van Lukas.)

Um de Zeit is unsa Hergott da Jernsalemastodt in d Nahad kema, und wir er a so hinschaut, do hots n bedanrt. Oh mei! sogt er, Jernsalemastodt, wans d as thast einsechn, und za rechta Zeit einsechn, wos dir gnat war! Oba du siachst as nit! As wird a Zeit kema, wo um und um Feind üba dih herrumpeln wern, daß d eahna neamer auskonst. Do wern da die Grausbirn aufsteign! Se wern dih mit zsont dein Leutn niedaschlogn, se wern da dir kan oanzin Stoan liegn lossn über an onern. Weils du s übasechn host, wia die Zeit gwen wa za da Buaß. Nochher is er in Judntempel gonga, do sein Kromaleut drina gwen, hobn gwantschlt, de hot er ban Loch aussi gjoad und hot gsogt: Nochn Gsetz is däs Haus a Bethaus, ees oba hobts a Raubahöhlßn draus gmocht! — Va der Zeit on hot er Tog si Tog in Tempel predigt.

Zan eilftn Sunta noch Pfingstn.

(Aufgmirkt van Markus.)

Um de Zeit wir unsa Hergott wieder amol snat von Jyrnserlond is gonga, is er ins Sidonischi einikema, zan galiläischn Miir, afn Bodn, wo die zechn Städt sein gstondn. Do hobn s an Taubstnmen dahe brocht und hobn an bedn, daß er eahm d Hond möcht auflegn. Hotn unsa Hergott af d Seitn gführt, hot d Finger in seini Ohrwaschl gsteckt, die Zung mit sein Speicht gnetzt, hot mit an Heschazer an Blick zan Himmel thon und hot s Wort „Ephphata" ausgsprochn, wos sa viel hoaßt, as wia: Thna dih auf! Do gehn d Ohrwaschl auf, die Zung riegelt sih und redt wia s da Brauch is. Af dos hot eahner unsa Hergott auftrogn, se snlns nit lautmauli mochn. Oba wir schirfer, daß er eahnos vabotn hot, wia weiter hobn s as ausdrefelt und wia mehra

Digitized by Google

hobn sie sih vawunert. Er mochts holt doh olls guat, hobn s gsogt, die Terischn mocht er daß s hörn, und d Stumeln mocht er daß s redn.

Zan dreizehntn Sunta noch Pfingstn.

(Aufgmirkt van Lukas.)

Um de Zeit is unsa Hergott af da Roas gwen. Do is er durchs Samaria- und Galiläalond groast. Kimt er zan an Stadtl, begegnt er zechn Manern, de in Ausschlog hobn. De bleibn va weitn stehn und hebn on zan jamern: Moaster! Daborm dih über uns! Sogt er drauf: Gehts und loßts enk onschaun von Geistlan. Däs hobns thon und intawegn hobns in Ausschlog valorn. Oana, wir er s wohrnimmt, daß er roan is, lafft zruck, schreit unsan Hergottn zua: Gott Lob und Dank! solltn z Füaßn und bedankt sih fleißi. A Samariter is däs gwen. Unsa Hergott sogt zan eahm: Hobn nit ara Zechn eahnan Ausschlog onbrocht? Wo sein dan die neun? Koan solltn ein, daß er sih bedankn gangad, as wia den ganzin Auslända do. Na, sogt er, steh nar auf und geh hoam, dei Glaubn hot da ghulfn.

Zan neunzehnten Sunta noch Pfingstn.

(Aufgmirkt van Mattheus.)

Um de Zeit und Weil hot unsa Hergott, da liabi Jesus, in Oberpriastern und n Gonzgscheitn wieder amol a Gleichnuß gmocht. Af a Gleichnuß sogt er, „is da Himel wir a Kini, der sein Suhn heiratn loßt. Da Kini schickt seini Knecht ans, Leut einlodnan za da Hochzat. Oba schants, d Leut, de wölln nit kema. Hiaz schickt da Kini seini Knecht nohamol aus, se sulltn an d Ehr gehn, d Sau und d Ochsn warn scha gschlocht't, d Mohlzeit war scha kocht, olls war hergricht't, se sultn na kema! D Leut lossn sogn, se hätn nit Zeit, der Oan hot af sein Moarhof z thoan, der Onderi in da Werkstott, und an Ettla sein, de podn in Kini seini Botn und bringen s um. Däs vadriaßt in Kini höllmentisch, er schickt seini Soldotn aus, loßt d Mörder nochanonder ohmurxn und eahna d Häuser onzündn. Nochha dranf sogt er za sein Knechtn: 's Essn is zwor fiati, oba die Einglodntn seins nit wert gwest. Gehts nohamol aus und suachts af Gossn und Stroßn, und wen s findts, den lodnts mar ein za da Hochzat. Gehn die Knecht' nohamol aus und wen s findn af Gossn und Stroßn, den podn s on, d Lumpn sa guat wia die ehrborn Leut, und se sulltn afn Kinisuhn sei Hochzat gehn. De lossn sih nit long hoassn und kintz enk denkn, Gäst gmua hots gebn ba da Hochzat. Hiaz geht da Kini in d Stubn und schaut wos er für Gäst hot und gsiacht oan dabei, der ta Hochzatgwond on hot. Den klopft er af d Ochsel: He Betta! Wia kemts dan Es do eina mit enkan zrissnan Gwond? Der Oan sogt nix. Do gibt da Kini sein Knechtn Befehl: Pockts ma den und bindts ma n und schmeißts ma n in a kuhlrobnfinsters Loch, er sul heuln und in Zorn die Zähnt zsombeißn, wir er will. Ih sog däs: Viel lossn ma kemen und wenk kina ma brauchn.

Zan zwoanzigstn Sunta noch Pfingstn.

(Aufgmirkt van Johannes.)

Um de Zeit war Oana van kiniglichn Stomen, und der hot drinen in Kapharnaum an kronkn Suhn ghobt. Do hört er redn davon, daß unsa Hergott, da liabi Herr Jesus, ins Lond kema war; den suacht er auf und mocht sei Gebitt, er möcht sa guat sein und mitgehn und sein Buabn gsund mochn; er war scha wulta letz. Nan jo, sogt drauf unsa Hergott, wans nit gleih Mirakel sechts, sa glaubts ma nix. Geh moch gschleini, sogt der Oan von kiniglichn Stomen, sist wirds eh gor mit eahm! Sogt

unsa Hergott: Geh na, geh, dei Suhn lebt. Hots eahm glaubt. Der Onderi, geht davon; und schants, do begegnen eahm untawegn scha seini Knecht mit da Poß, in Buabn gangs hasn bessa. Gott Lob und Dank! Do roatn s noch und keman drauf: grod um die nämli Stund gestern um siebni, wir unsa Hergott gsogt hot: Dei Suhn lebt! hot sih s Fiaba glegt. Und af däs hin hot da Mon von kiniglichn Stomen mit sein Leute af unsern Hergottn glaubt.

Zan dreiazwoanzigstn Sunta noch Pfingstn.

(Aufgmirkt van Mattheus.)

Um de Zeit, wir unsa Hergott in Leutn just a Predi gholtn hot, is a Mon daherkema, hot bet't vor eahm und hot woanend dazählt: Liaba Herr, mir is heint mei Tochta gstorbn. Oba wanst mitgehst und ihr dei Hond auflegst, ast wird s wieda lebendi. Gleih is unsa Hergott mit sein Leutn aufgstondn, is mit eahm gonga. Do — wia s untawegn sein — schleicht a Weibel zuwa, däs scha sida zwölf Johre ollaweil in Bluatflnß hot ghobt, und dupft unsern Hergottn hintn a kloans wenk ban Kuttnsaam; sie denkt ihr däs: Wan ih sei Gwond anrühr, sa bin ih gsund. Unsa Hergott draht sih um und sogt güatiga Weis: Sei getröst't, mei Tochta, dei Vatrann hot da ghulfn! Und af da Stell is s Weib gsund gwen. Drauf kemen s ins Haus, wo in Mon sei todti Tochta sul liegn und wo d Leut gjamert hobn und die Trauerpfeifn hobn blost. Gehts, Leut, sogt unsa Hergott, 's Dirndl is jo nit todt, as schloft na. Af de Red lochn s n aus, ober unsa Hergott geht — wia d Leut aussi gschumelt sein und daß Plotz worn is — in s Haus und nimmt s Dirndl ba da Hond. Däs steht auf, und gleih is s Mirakel in da gonzn Gegnd bekont gwen.

Zan vierazwoanzigstn Sunta noch Pfingstn.

(Aufgmirkt van Mattheus.)

Um de Zeit mocht unsa Hergott in Leutn däs Gleichnuß: Da Himel is af a Gleichs wir a Mensch, der af sein Ocker an guatn Soom saat. Daweil oba d Leut schlofn, kimt da Feind und saat untern Woaz Unkraut eini und schleicht wieda davon. Nan, drauf, wia 's Stamel aufwochst und zeiti wird, is ah s Unkraut do. Die Knecht' renen zan Hausvodan und schrein: Wer uns däs hot onthon! Du host jo guatn Soom gsaat, Voda, wo kimt dan 's Unkraut her, möcht ih wissn? Däs hot mar a Feind onthon! sogt da Hansvoda. Nochha frogn die Knecht: Sult ma's nit ausjädn gehn? Ah na, sogt da Voda, ba den Unkrautansjädn, do kunts mar ah leicht in Woaz vawiasn. Loßts as gehn, bis s zeiti is, nochha wir ihs in Schnidern schon auftrogn, daß s zerst s Unkraut in Büschln zsombindn und vabrena, und nochher in Woaz someln und afs Birl trogn.

Zan fünfazwoanzigstn Sunta noch Pfingstn.

(Aufgmirkt van Mattheus.)

Um de Zeit mocht unsa Hergott in Leutn däs Gleichnuß: Da Himel is af a Gleichs, wir a Senefkörnl, däs a Bauer af sein Ocka saat. Däs is zwor s ollakleanasti Soomkörnl, dos s geit, oba bis s ausgwochsn is, do is s weit grössa wir olls onderi Kräudlwerch und as wird a gonza Bam, daß d Vögl eahneri Nesta baun in sein Aestn. — Ah noh an onders Gleichnuß sogt er. Da Himel, moant er, is af a Gleichs, wir an Uacha, däs a Weibel nimt und unter a Moß Mehl mischt, bis ollsmitanonda sanr is. — Und a so hot unsa Hergott gern ollaweil in Gleichnußn gredt, ohni Gleichnuß hot er hasn nia gredt.

Digitized by Google

Und is s af de Ort richti wohr worn, wos an olta Profet hot vorausgsogt: Is s scha, daß ih wos red, sa red ih vergleichsweis. Olls tiafi Ghoamnuß seit Onfong da Welt — nit onderst as wir in Gleichnuß loßts as sih ausfogn.

Erklärungen: dupfn, leise anrühren; auffigschumelt, hinausgeschafft; Leutmeni, Volksmenge; ausjädn, ausjäten; vawiafn, verwüsten; Birl, Scheune; Sechta, Schäffel, Kübel; geit, gibt; Uaha, Sauerteig; hafn, fast; dawischad, erwischte, mit List erlangte; hufi, hurtig; gwunga, gewonnen; valuisad, verlöre; fexnt, erntet; Meni, Menge; vawiast, verwüstet; Jangga, Jacke, Rock; herischi Sproch, so viel als hochdeutsch, im Gegensatz zur Bauernmundart, der Gmoanfproch; unsa Hergott, im Evangelium so viel als: Christus, Gottes Sohn; Gonzgscheitn, Pharisäer; Etila, Etliche; ohmurxn, tödten; wulta letz, sehrschwach; roatn fnoch, denken sie nach; Randl, Veilchen; Keichn, Arrest, Gefängnis; fleantschln, flüstern.

Bei den Volkssängern.

Eine Wiener Culturstudie von **Fritz Burger.**

Zum Volkssänger! Welch ein Lockruf für eine unabsehbare Menschenmasse aus allen Schichten unserer Bevölkerung, mächtig und kräftig wie aus der Pfeife des weiland Rattenfänger von Hammeln kommend, in wildem, unfaßbarem Taumel alles mit sich fortreißend, Alt und Jung, Hoch und Nieder, was diesem schmutzigen Dämon verfallen! Und welch ein Dämon! In seinen Adern rollt die nackte Gemeinheit, sein Blick ist Frivolität, seine Geste Schmutz, sein Wort die blanke Zote! Welch eine Wandlung seit jenen Tagen, als J. B. Moser das Wiener Volksleben mit derben, aber gesunden Strichen auf das Brettl stellte, in seinem Anhange ein späteres Glanzgestirn der Wiener Volksbühne, den unglücklichen Matras mit sich führend, welch eine Umwandlung seit jenen Tagen, da ein Dawison, ein Nestroy zu kampfeslustigen Volksgestalten giengen, um sich die Grillen zu vertreiben und zu — studieren, bis auf die heutige Generation, in der die „hab'n Bnab'n," die „Hacker-Schanln" oder „Krawall-Brüder" und wie dergleichen obscure Erscheinungen heißen mögen, durch ihre „Kunstbestrebungen" jedem anständigen Menschen die Schamröthe in's Gesicht treiben! Wohl, zur Ehre der Wiener Bevölkerung sei es gesagt, was sich da allabendlich als Zuschauer an das „Brettl" der Volkssänger drängt, es ist nicht das Wiener Publicum, es ist nur die theils geistige, theils moralische Hefe desselben, deren oftmals salonmäßig übertünchter Habitus nur äußerst fadenscheinig die Erbärmlichkeit ihres inneren Menschen zu verbergen vermag.

Hier sitzen sie, die letzten Vertreter des alten Wiener Spießbürgerthums, beschränkt und engherzig über alle Maßen, gleich den Grenzpfählen ihres Wohnbezirkes, aus welchem sie Zeit ihres Lebens kaum einen Schritt herausgekommen, Geistlosigkeit und Geldprotzenthum in jeder Miene und Geste zur Schau tragend, „wir sau mir" ist ihre Devise, und der Mammon das Einzige, vor dem sie Respect haben; neben ihnen haben die gleichfalls letzten Beherrscher des „Duliäreiches," glorreichen Angedenkens Platz genommen, sie sehen die Welt und das Leben für „a Hetz und Gaudee" an, suchen den Inbegriff alles Wienerthums in der bekannten, mit Daumen und Zeigefinger ausgeführten Handbewegung, unter Be-

Digitized by Google

gleitung des obligaten „awer schon a so — Eisen!“ und jubeln jeder derartigen Geste frenetisch mit Kind und Kegel entgegen; hier hat sich der Talmi-Cavalier, eine äußerlich und innerlich sehr fragwürdige Erscheinung, niedergelassen, er bestrebt sich, die nobelste Blasiertheit in allen erdenklichen Versuchen zu imitieren, und will seinen bereits längst abgestumpften Nerven schärfsten Paprika als Reizmittel bieten. Dort das unreife Comptoirbürschchen, das die wenigen seinen Eltern abgekargten Groschen, welche ihm als Taschengeld dienen sollen, hier verpraßt, um „sich sehen zu lassen“ und das Leben kennen zu lernen, in allen seinen Zügen prägt sich bereits zwar langsam aber furchtbar sicher die Defraudanten- und Zuchthauscandidatenmiene aus. Wieder ein Stückchen weiter sitzt eine Anzahl erst jüngst „frei“ gewordener Tischler-, Schneider- ꝛc. Gehilfen, welche ihren gesammten Wochenlohn an einem Abende „auf d' Hoar hau'n woll'n,“ und sich gar nicht fidel genug zeigen können. Dazwischen huschen galante Dämchen mittleren und letzten Kalibers umher, welche, das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend, hieher gekommen, um sich einen vergnügten Abend zu bereiten und zugleich in dem Trubel allgemeiner Fröhlichkeit reiche Beute zu machen. Ab und zu tritt schüchtern und unsicher ein Familienvater mit den Seinen in den Saal, er darf seinem Budget die Last eines Theaterbesuches für sich und seine Familie nicht auferlegen, möchte sich aber doch gerne im Kreise der Seinen einige fröhliche Stunden gönnen und ist in diesen Sumpf gerathen. Aeltere Männer, echte Wiener Volkstypen alten Schlages, sind mit ihren Frauen erschienen, verlassen aber schon nach den allerersten Nummern des Programmes enttäuscht den Saal, um anderswo bei einem Glase Bier, allerdings ohne jeden Kunstgenuß, sich die Tage eines Moser und Gatter erstaunt in's Gedächtnis zu rufen.

Die Production beginnt. Erst eine Ouverture grausamen Angedenkens für alle Zeiten auf einem altersschwachen, längst verstimmten Piano, dann betreten die hervorragendsten Mitglieder der Gesellschaft die „Pawlatschn,“ sich in einer Ensemble-Nummer dem Publicum vorstellend. Die Herren sehen mit den vornehmsten Künstlermienen vor sich in die Luft, eine unsagbare Langweile scheint sich gleich einem Londoner Nebel über ihre Seele gebreitet zu haben, in den monotonsten Lauten, mit den ungnädigsten Mienen der Welt schmettern sie ihre haarsträubenden Zotenlieder unter das Publicum, während die mitwirkende Dame, stets der Heros der Gesellschaft, muthmaßlich um das den Herren Fehlende zu ersetzen, sich an Lebendigkeit selbst zu überbieten scheint. Was ihr die liebe Mutter Natur an geistigen und körperlichen Gaben verliehen, verschwenderisch stellt sie es einem P. T. Publicum zur eingehendsten Besichtigung dar, sein stets befriedigtes Urtheil erwartend. Mag sie auch in beiden Punkten alles zu wünschen übrig lassen, was thut es, das „Tschindadra-Lied“ und die „ganze Garnitur,“ zwei Meisterwerke unqualificierbarer Dichtkunst, hat sie mit Blicken und Geberden vorgetragen, welche nach den Begriffen der öffentlichen Sittlichkeit hart an der Grenze des Erlaubten stehen, und — das genügt. Eine Salve wiehernden Gelächters, donnernden Beifalles tobt ihr entgegen, nichts nützen alle Complimente, selbst neckische Kußhände verfangen nicht mehr, der Beifall wächst zum Sturme, und erst als die Primadonna neuerlich die „Pawlatsch'n“ betritt und mit vielsagenden Blicken und verheißendem Lächeln „A Liab“: „Lass'n ma's krach'n!“ in die Menge ruft, beginnen sich die Wogen zu glätten. Eine neue Variante des sich stets gleichbleibenden Themas, wieder werden die Zuschauer in der angenehmsten Weise über sehr natürliche Functionen im menschlichen Dasein

Digitized by Google

unterhalten, wieder dieselbe Frechheit in Wort, Blick und Geberde, wieder derselbe jubelnde Beifall, das Publicum schwimmt in einem Meer von Wonne.

Kampf, Seidl und Wiesberg, Guschelbauer und Montag, Zangl und vielleicht noch einige spärliche weiße Raben, welche man gewiß an den Fingern einer Hand aufzuzählen im Stande wäre, ausgenommen, sind die Wiener Volkssänger seit mehr als einem Decennium alle nach diesem Genre geartet gewesen, ein offenkundiger Scandal, ein eclatanter Schandfleck mitten im Weichbilde unserer Stadt. Ruhig und mit verschränkten Armen steht die Behörde den Bestrebungen dieser Herren gegenüber, die Wiener Theatercensur ist dermalen die denkbar strengste und ängstlichste geworden; die Poesien des „Brettl's" können sich frei und unbehindert in jeder Beziehung entfalten. Und sollte da keine Abhilfe im Bereiche der Möglichkeit liegen? Wohl, eine tüchtige Regenerierung der Wiener Volksbühne, ein Herabsetzen der Theaterpreise, eine Beschränkung der Singspielhallen-Concessionen auf ein minimales Maß, ein Verbot gegen die Productionen aller obscuren Volkssängergesellschaften, und dem Unwesen wird die Spitze abgebrochen sein. Wer tüchtiges, darstellendes Talent in sich fühlt, der gehe zum Theater, und wenn sich dasselbe bewährt, wird er gewiß seinen Weg machen, wer wirklich Gediegenes und Witziges im Genre des Couplet zu schreiben versteht, er wird auf den Brettern der Bühne gewiß lohnendere Erfolge als auf dem „Brettl" zu finden wissen. Für die Talentlosigkeit, für die Unfähigkeit darf es weder Erbarmen noch Mitleid geben, sie greife zu anderer ehrlicher Arbeit, je schneller sie vom Schauplatze verschwindet, desto mehr würde man sich auch zu gratulieren haben. Es sollte eine Ehrenpflicht für ganz Wien sein, mit allen Kräften darnach zu streben, daß dieser Unfug, welcher Wien und seine Bewohner der Schande und Schmach allen Gebildeten gegenüber preisgibt, endlich beseitigt werde.

Der Finger Gottes.

Steig auf in deiner dunklen Pracht,
Gewitterschwangre Sommernacht,
Die Blut und Feuer regnet!
Wie hast du in so manchem Jahr
Das schöne Frankreich wunderbar
Verheert und doch gesegnet!

Im Julimonat schlug dein Blitz
Herrn Karl herab vom Königssitz,
Den Reif von seiner Stirne:
Er traf die Lilien auf dem Feld,
Drauf pflanzte dann der Bürgerheld
Die wohlbekannte Birne.

Es war nach jenem Wetterschlag
Der fünfte oder sechste Tag,
Ich kann's genau nicht sagen,
Als auf der Straße von Paris
Nach Neuilly hart zusammenstieß
Ein Paar von Reisewagen.

Der eine klomm in hast'gem Lauf,
Mit Staub bedeckt, den Berg hinauf,
Ein flüchtig Weib saß drinnen;
Der andre trug den neuen Herrn,
Der schoß herab, der flöge gern,
Das Ziel bald zu gewinnen.

Wie hell ihm aus den Tuilerien
Dies goldne Ziel entgegenschien,
Dem Jakobinersohne!
Die Herzogin von Angouleme, —
Sie war es, — trug kein Diadem,
Doch eine Märterkrone.

Was ist das Leid der Niobe
Gegen den Kelch voll Aloe,
Den diese Frau getrunken?
Ihr ganzes Leben war Ein Schmerz,
Jedweder Pfeil durchdrang ihr Herz,
Womit die Heil'gen prunken!

Digitized by Google

Um ihre Fürſtenwiege ſtand
Ein glücklich Volk, ein großes Land,
Sie feiernd zu beſuchen;
Als drauf dies Volk im Hunger ſchrie
Und Brod begehrte, fragte ſie:
Warum eſſen ſie nicht Kuchen?

Doch als ſie ſelbſt im Kerker ſaß,
Ihr trocken Brod mit Thränen aß,
Das Henkershände brachten,
Als ſie Papa und dann Mama
Zur Guillotine führen ſah,
Ihr Brüderlein verſchmachten,

Als ſie vom Throne dreimal fiel,
Dreimal hinauszog in's Exil,
In die verhaßte Fremde: —
Da lernte ſie, was Elend heißt,
Und beugte im Gebet den Geiſt,
Den Leib im Büßerhemde.

Doch auf der letzten, langen Flucht,
Womit der Herr ſie heimgeſucht,
Die keiner Schuld Bewußte,
Iſt das der bitterſte Moment,
Wie ſie den Mann im Flug erkennt,
Der ihr begegnen mußte.

Sie rief, indem ſie halten blieb:
„Steh ſtill, Du frecher Kronendieb,
In Deinem Sündenlaufe!
Zur Salbung kommſt Du doch zu ſpät;
Nimm, Barrikadenmajeſtät,
Nimm meines Fluches Taufe!

Mich und die Meinen treibſt Du aus
Aus unſrer Väter altem Haus,
Aus heil'gem Recht und Erbe;
Dafür ſeiſt Du verfehmt, verdammt,
Du, wie Dein Samen insgeſammt,
Dein ganzer Stamm verderbe!

Die Krone, die Du uns geraubt,
Sie falle Dir vom kahlen Haupt,
Eh Du ſie ausgetragen;
Wie einſtmals aus Egyptenland,
So komm auf Dich des Herren Hand,
Die Erſtgeburt zu ſchlagen!

Merk auf, was meine Zunge ſpricht:
Ich fordre Dich vor ſein Gericht
In dieſem ſelben Raume!
Bevor der Jahre zwölf vergehn,
Sollſt Du verzweifelt wieder ſtehn
Hier unter dieſem Baume!

Vor meinem Auge blitzt es hell;
Fahr hin! Und führſt Du noch ſo ſchnell,
Doch ſchneller fährt die Rache!
Hörſt Du, wie ſie im Donner grollt?
Der Himmel weiß, was ich gewollt,
Ihm laſſ' ich unſre Sache!"

Und eh der Jahre zwölf vergehn,
Iſt ſchon erfüllt, was ſie geſehn,
Erfüllt mit einem Streiche:
Denn an derſelben Stelle lag,
Faſt an dem gleichen Sommertag,
Des Königsſohnes Leiche.

Der greiſe Vater ſtand dabei,
Riß ſeinen Purpur wild entzwei
Und raufte ſich in Haaren;
Der Baum am Weg von Neuilly ſprach
Den Fluch des flücht'gen Weibes nach,
Mit dem ſie fortgefahren.

Die Zeitung ſchrieb, wie immer dumm,
Hinaus in's liebe Publicum:
Er fiel aus ſeinem Wagen!
Wir leſen das, wie ſich's gebührt:
Daß Gottes Finger ihn berührt,
Ihn ſeine Hand geſchlagen!

Franz Dingelſtedt.

Digitized by Google

Kleine Laube.

Das Kreuz am Wege.

Von Robert Hamerling.

Ich dich verachten? Nimmermehr! Das Haupt
Entblöß ich ernst vor dir, Kreuzbild am Wege,
Ob auch von Stümperhänden roh geschnitzt!

So viele Millionen Herzen hat,
O Zeichen du des Kreuzes, Schmerzensbild,
Getröstet nichts im Erdenthal wie du,
Kein Anblick wie der deinige die Summe
Des Leids gemindert, das die Menschheit drückt.
Du hast erlöst nicht Alle zwar, doch Viele!
Aus schlichtem Holz geformt, in Gold und Silber
Gegossen, hehr von Meisterhand gebildet,
Von kindlicher, von roher Hand gestümpert,
Am Schwanenhalse stolzer Königinnen,
Wie in der zitternden, verdorrten Hand
Des ärmsten Dulders und des Sterbenden,
Und des zum Richtplatz wandelnden Verbrechers,
Hast du der Welt gemeines Leid besiegt
Durch eines größern Leids erhabnes Bild.
Die Neugebornen grüßt dein ernster Segen
Und auf der Todten Gräbern ragst du still.

Der Raumwelt Urbild bist du, Kreuzesbild,
Die zwiefach ihre Pole kreuzt, gleich dir!
Der Gottmensch, der an dich genagelt, blutet,
Das ew'ge Leben ist's, das in den Schranken
Der Raumwelt stirbt den ew'gen Kreuzestod.

Ich dich verachten? Nimmermehr! Das Haupt
Entblöß ich ernst vor dir, Kreuzbild am Wege,
Ob auch von Stümperhänden roh geschnitzt.

(Deutsche Post.)

Helden der Arbeit.

Von Hans Maller.

Im Heldenbuche der Menschheit finden wir Kriegshelden, Geduldhelden, Maulhelden und allerlei andere Helden verzeichnet. Die Helden der Arbeit sind stets im Hintergrunde stehen geblieben, und doch hat der Pflug und der Hammer Verdienstlicheres geleistet, als etwa das Schwert oder die Kanonen.

Ich ehre die Helden der Arbeit. Spaten und Amboß sind oft gefeiert worden, heute wende ich mich zur Maschine. Die eiserne Maschine! Es ist ein wildgewaltiges, herzloses Wesen. Das Handwerk, das Kleingewerbe zertreten,

Digitized by Google

hat sie sich siegreich festgesetzt unter den Menschen, und so wie sie selbst ein Ding schärfster Exactheit, also mathematischer Genauigkeit und Energie ist, so verlangt sie auch von dem Menschen, der sie bedient und leitet, strenge Ordnung, Gewissenhaftigkeit und Muth. Ist der Mensch mit solchen Eigenschaften ausgestattet, so läßt sie sich von ihm leiten wie ein Kind, sonst aber tödtet sie ihn. Ja, auch in der eisernen, nach gewöhnlicher Auffassung leblosen Maschine ist Intelligenz. Nicht bloß der Geist eines einzelnen Menschen lebt und webt in ihr, sondern der Geist von Vielen, sozusagen der Extract des menschlichen Geistes von ganzen Geschlechtern. Hätte man der Maschine auch das Herz können beibringen, wie man ihr den Geist beigebracht hat, so wäre sie ein Mensch höherer Ordnung.

Es ist also keine Kleinigkeit für den Arbeiter, ein solch herzloses ehernes Kraftwesen zu zähmen und zu lenken, ein Wesen, das freilich für Hunderte arbeitet, aber bei dem ersten Vergehen und Versehen ein Todfeind wird!

Und denken wir uns ein solches Ungethüm, das nicht auf sicherer Stätte und unter schützendem Dache steht, sondern über Feld und Heide, durch Höhlen und über Abgründe saust bei Tag und Nacht und den Menschen mit sich fortreißt. Auf dem Rücken der wie toll hinschnaubenden, ungeheuere Lasten schleppenden Locomotive steht der Arbeiter, der die Pflicht hat, die Länder innerhalb so und so vieler Stunden, sei es bei Sonnenschein oder Sturm, mit der Maschine und den von ihr geschleppten Werten an Gütern und Menschenleben zurückzulegen, der an der Station nicht um eine Minute vor der bestimmten Zeit eintreffen darf und der gestraft wird, wenn er ohne besonderen Anlaß um eine Minute Verspätung hat.

Soll ich bei dieser Gelegenheit vielleicht des Schaffners erwähnen, der, wie es noch bei uns vorkommt, in stürmischer Winternacht, bei vereisten Trittbrettern außerhalb der Waggons dahinklettern muß, um bei stetem Oeffnen und Schließen der Thüren die Reisenden zu controlieren? Ein Mensch am dahinrasenden Zug im Freien hängend, aller Unbill der Witterung der Nacht ausgesetzt, ein einziger Fehlgriff, Fehltritt, zufällige Ohnmachtsanwandlung ihm unbedingt den Tod bringend — nein, es scheint mir gar nicht möglich, daß so etwas vorkommen kann, darf, ja als Muß und Pflicht eingeführt ist, und doch habe ich es schon hundertmal mit eigenen Augen gesehen, wie der Mann in Gestöber und Frost kaltblütig zwischen Leben und Tod schwebt, sich um das Wohl der Reisenden bekümmert und von diesen oft noch tüchtig verunglimpft wird, wenn das mit Sammt ausgeschlagene Coupé um einen Grad Wärme zu viel oder zu wenig hat, oder der Reisende nicht mehr als seinen gekauften, vielleicht auch geschenkten Platz zur freien Benützung haben kann.

Dann die Zugführer!

Würde mancher anspruchsvolle, grobe und plebejerverachtende Reisende bedenken, wer sein Leben in der Hand hat! Nicht Gott allein, sondern auch der Maschinführer! — J. Siklósy hat uns im Heimgarten, VI. Jahrg., Seite 891, eine Reihe von Erzählungen aus dem Eisenbahnleben vorgeführt, in denen Heldenhaftigkeit und Pflichttreue der Eisenbahnleute einmal in's Licht gestellt wurde. Denselben anschließend seien hier aus neuerer Zeit ein par Fälle erzählt, die uns zeigen, was der Zugführer bedeutet und was der rechte Mann mit Muth und Geistesgegenwart zu leisten vermag.

Es war in der Nacht vom 16. auf den 17. März d. J. Der Wien-Triester Courierzug — wohlbesetzt und höchste Herrschaften mit sich führend — war um 11 Uhr 6 Minuten von Bruck an der Mur abgelassen worden. Es war eine dunkle, nebelige und regnerische Nacht. Der Zug kam bald in seine gewohnte Schnelligkeit und sauste zwischen Murfluß und Felshang mit voller Kraft dahin. Etwa 1000 Meter hinter Bruck war es, als der Maschinführer Martschitsch plötzlich bemerkte, daß etwa fünf Meter vor dem Zuge auf dem Geleise große

Digitized by Google

Felstrümmer lagen. Rasch wie der Gedanke schloß der Mann den Hebel der Maschine und öffnete die Vacuumbremse; die Zeit war aber natürlich viel zu kurz, als daß der Zug vor dem Hindernisse zum Stehen gebracht werden konnte. Die Maschine prallte mit Gewalt an die Felstrümmer, entgleiste in der Richtung gegen das rechtsgelegene zweite Geleise und grub sich dort sammt dem Tender bis auf die Achsen in den Schotter des Bahndammes. Die Felsblöcke waren vom Hange niedergebrochen, und zwar in dem Augenblicke, als der Zug heranfuhr; als er schon feststak, rieselten von der Höhe immer noch Steinchen nieder.

Der Zugführer lag hingeschleudert und wunderte sich nur, daß er lebte und sogar alle Glieder noch zur freien Verfügung hatte. Wie aber stand es mit dem Zuge? Das Geschrei aus allen Fenstern war so groß, daß noch sehr viel Leben vermuthet werden konnte und in der That, nicht ein einziger Todter, nicht ein einziger Verwundeter. Nur der Beamte und der Schaffner des Postwagens hatten leichte Verletzungen. Stark beschädigt war nur der Postwagen, die übrigen Waggons waren so verschoben, daß die Thüren nicht aufgiengen und Viele bei den Fenstern heraussteigen mußten, als der Zugführer die eilige Räumung des Zuges anordnete, weil ein weiterer Felssturz zu befürchten war. So kamen die Reisenden mit einigen Stunden Verspätung und dem Schrecken davon — unter den obwaltenden Umständen nachgerade ein Wunder, daß ein gräßliches Unglück verhindert wurde. Der Maschinführer, welcher in dem verhängnisvollen Augenblick den richtigen Ruck that, konnte diesmal wohl nicht viel wirken, allein seine Geistesgegenwart muß uns Achtung einflößen. Derselbe Mann hat einst eine größere That gesehen und mitgeleistet, anläßlich welcher er mit dem Verdienstkreuze ausgezeichnet wurde.

Es war im Jahre 1871 am 9. November. Martschitsch war damals Heizer auf einem Personenzuge, dessen Maschine der Maschinist Sporer führte. Ihr Zug brauste in der Nacht durch das Mürzthal aufwärts gegen Wien. Plötzlich sah Martschitsch voran auf der Strecke zwei rothe Lichter, die immer näher kamen.

„Was ist das, Kamerad?“ fragte er den Sporer.

„Sie kommen doch wohl auf dem anderen Geleise!“ antwortete dieser.

„Nein, sie nahen auf unserem Geleise, es sind die rückwärtigen Lichter — “

„ — des uns voranfahrenden schweren Lastenzuges!“ rief Sporer. „Es müssen sich Waggons losgekuppelt haben, die an dem großen Gefälle uns nun entgegen sausen.“

„Was ist zu machen?“ sagte Martschitsch.

Als Antwort legte Sporer die Hand an die Bremse, an den Hebel, und bald gieng der Zug anstatt nach vorwärts, nach rückwärts.

„Nützt uns nichts,“ sagte der Schaffner, „hinter uns kommt der Lastenzug Nr. 99. Wir sind zwischen zwei Zügen, die aufeinander losfahren, wir werden zermalmt.“

Einen Moment sah der Maschinführer Sporer das ungeheuere Unglück, das in den nächsten Augenblicken geschehen soll, aber schon rief es in ihm: Nein, es geschieht nicht. Der Stier wird bei den Hörnern gepackt! Sogleich brachte er seinen Zug zum Stehen und ließ die Passagiere schleunigst aussteigen, während von oben her die zwei rothen Augen unheimlich drohend näher kamen. Als Alles ausgestiegen war, sprangen Sporer und Martschitsch wieder auf ihre Maschine und fuhren den von oben kommenden durchgegangenen Waggons — es waren deren 21 — mit voller Kraft entgegen.

„Unsere letzte Fahrt!“ sagte der Heizer.

„Es ist gut,“ sagte der Maschinführer, und so sausten sie den beiden Rothangen entgegen, die schon in nächster Nähe waren.

Die Reisenden, welche sich so jählings und fast gewaltsam nächtlicher Weile auf das freie Feld versetzt sahen, während der Zug vor ihren Augen davonfuhr,

Digitized by Google

wußten nicht, was das zu bedeuten habe. Da sahen sie aber schon das lohe Aufblitzen und hörten den schmetternden Knall.

„Eine Explosion!“ riefen die Einen.

„Ein Zusammenstoß!“ schrien die Anderen und eilten hin, um das Unheil zu sehen.

Die Maschine war scharf und tief in die durchgegangenen Frachtenwaggons gefahren, welche nun festgenagelt waren. Die beiden Männer aber — Sporer und Martschitsch — standen wohlbehalten auf festem Boden und wurden nun von den entwaggonten Passagieren als die Retter ihres Lebens gepriesen.

Deutsche Worte.

Aus dem Selbstschriften-Album des Deutschen Schulvereines. (Ortsgruppe „Margarethen.“ Wien.)

Ob etwas, das Du denkst oder thust, das Rechte sei, darüber kannst Du, trotz sorgfältigster Prüfung, im Augenblicke oft zweifelhaft bleiben. Nur eine Probe ist gewiß: Das Rechte wird Dein ganzes Leben bestätigen, das Falsche wird Dein ganzes Leben widerlegen. **Hafner.**

* * *

So lange Deutsch-Oesterreich ein Glied des deutschen Bundes war, gab es eine specifisch österreichische Dichtung deutscher Zunge; seit 1866, da wir äußerlich nicht mehr zu Deutschland gehören, wird die Färbung unserer Literatur immer nationaler, und wir haben heute nur noch eine deutsche Dichtung in Oesterreich mit kaum stärkerer provinzieller Färbung, als sie etwa in Schwaben oder am Rhein zu finden ist. Das ist eine Thatsache, die mit tausend Zungen spricht, uns zum Trost, unseren Gegnern zur Mahnung. **Karl Emil Franzos.**

* * *

„Im Mißgeschick erkennt man Freundestreuen,“
So sagt das Volk; ich aber hab erfahren:
Die Freunde, die sich neidlos mit uns freuen,
Nicht die uns trösten kommen, sind die wahren.
Georg Ebers.

* * *

Kein Grenzpfahl staut die deutsche Luft,
Das deutsche Licht, das deutsche Wort,
Und allgemeinsam leuchtet
Jedweder deutsche Hort.
Ein Stammesbruderbund, ein Bund
Der Geister und der Herzen,
Der, was ihn eint, unsterblich weiß,
Kann, was trennt, verschmerzen.
Robert Hamerling.

Sei schweigend, was Du bist,
Gib schweigend, was Du hast;
Vermalmt das Schicksal Dich, —
Trag schweigend Deine Last.
Adolf Pichler.

* * *

Das Schicksal ist ein Schultyrann,
Und einer von den schlimmsten;
Dem Klugen hängt's den Esel an,
Zum Primus macht's den Dümmsten,
Und unerbittlich schwingt's sein Rohr;
Das kommt uns Armen spanisch vor.
Rudolf Baumbach.

* * *

Ich habe die Humanität auf meine Fahne geschrieben, sie ist der Born alles Guten! **Abgeordneter Dr. Roser.**

* * *

So jemand ohne Heuchelei das Wort „Christliche Liebe“ in den Mund nimmt, empfängt er in diesem Augenblicke würdig den Leib des Herrn. **Rudolf Feld.**

* * *

Wen die Götter segnen wollen, dem machen sie die Arbeit zum Vergnügen. Der Thor macht das Vergnügen zur Arbeit.
E. Brücke.

* * *

Welche ist die größte Nation? — Jene, die sich für alle am meisten nützlich erweist. Keine gröblichere Verirrung also, als wenn man durch Rassenhaß der Größe der eigenen Nation zu dienen glaubt. **Franz Brentano.**

* * *

Das Schicksal hat uns hingestellt
Recht in Europas Mitte;
So bilden wir das Herz der Welt
Mit deutscher Kraft und Sitte.

Tobt's noch so toll um uns herum,
Wir wollen's lächelnd leiden:
Europa ist ja nicht so dumm,
Das Herz sich auszuschneiden!
Franz Keim.

* * *

Nur das, was wir gerne thun, zeigt, was wir zu vollbringen vermögen. Vernunft und Pflichtgefühl sind lahm im Vergleiche zur kühn voranstürmenden, Alles wagenden, ihr ganzes Sein freudig hingebenden Liebe.
Emil Marriot.

* * *

Der Mann ist der Weiseste, welcher zur rechten Zeit zu sagen weiß, was sich von selbst versteht und was doch kein Anderer noch gesagt hat; — der Künstler ist der echteste, welcher Werke schafft, die Jeder glaubt nachmachen zu können und doch Keiner nachmachen kann. **W. H. Riehl.**

Digitized by Google

Wer eine Königstochter nimmt zum Weib,
Ob er ihr gibt, was nur sein Haus vermag,
Nie wird er doch ganz ihr Verlangen stillen!
So ist's auch mit der Seele. Welches Glück
Der Mensch ihr reicht, er stellt sie nie zufrieden:
Denn aus des Himmels Königreich geschieden
Strebt nach dem Himmel ewig sie zurück!

Dr. Paul Möbius.

* * *

Unter all meinen Freunden und Weg-Genossen
Fand ich noch Jeden froh entschlossen,
Des Andern Weisheit zu verlachen,
Und seine Thorheit — nachzumachen.

Osc. Blumenthal.

* * *

Der Unschuld Schutz,
Der Freiheit Wehr,
Der Falschheit Trutz,
Der Wahrheit Ehr.

P. K. Rosegger.

* * *

Es ist kaum glaublich, welche Mühe es macht, Aufgeklärte aufzuklären.

Julius Stinde.

Heilige Zahlen.

Von Theodor Vernaleken.

Neben dem Gedanken und dem Wort spielt die Zahl eine große Rolle in der Welt. Zahlen regieren oft, ob mit Recht oder Unrecht, das ist eine andere Frage; wenigstens meint Rückert:

„Die Stimmenmehrheit nur entscheidet jeden Streit,
Doch eh'r entscheiden sollt' ihn Stimmenminderheit.
Denn gelten sollten mehr die Weisen als die Thoren,
Und stets zur Minderheit sind jene auserkoren."

In mathematischem Sinne machten sich im griechischen Alterthum die Pythagoräer viel mit der Zahl zu schaffen. Alles, sagte der Philosoph Pythagoras, alles ist Zahl, d. h. die Dinge sind nicht bloß nach Zahlen geordnet, sondern sie bestehen auch aus Zahlen ihrem eigentlichen Wesen nach, sind gerade oder ungrade, begrenzte oder unbegrenzte.

Von jeher hat man etwas Mystisches und Sinnbildliches (Symbolisches) mit gewissen Zahlen verbunden, und dieses wollen wir näher betrachten.

Drei.

„Aller guten Dinge sind drei" und in der That spielt die Dreizahl unter allen Zahlen die größte Rolle, selbst in den Religionen der Völker, namentlich im Buddhismus und im Christenthum, wo wir vielfach heiligen oder bedeutsamen Dreiheiten begegnen, deren Grund und Quell darin zu suchen ist, daß jede in sich zur Einheit abgeschlossene Mannigfaltigkeit in Raum und Zeit die Dreigliederung von Anfang, Mitte und Ende darbietet, die sich auch in der Dreiheit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wiederspiegelt. So ist denn auch der „Vater" im christlichen Glauben vorwiegend der Weltenurheber, der „Sohn" in Jesu gegenwärtig, der „Geist" als Vollender der Kirche für die Zukunft verheißen. Wenn wir in der altgriechischen Religion den Ausspruch finden: Zeus war, Zeus ist, Zeus wird sein, so verräth dies einen vernehmlichen Zug zur Eingottheit (zum Monotheismus); Zeus galt als höchster, wenn auch oft Zeus, Athene und Apollon als Inbegriff aller göttlichen Macht genannt werden oder über Himmel, Meer und Unterwelt je eine Gottheit gesetzt wird.

Eine sinnbildliche Darstellung des christlichen Dogmas der Dreieinigkeit ist schwierig, weil sich in der Natur und Formenwelt nichts Aehnliches findet. Dem menschlichen Verstande wird also das Begreifen sehr erschwert. Die Idee der Dreiheit gehört in das Gebiet der Poesie und der wissenschaftlich vergleichenden Religionsgeschichte. Auch in der Religion der Germanen treten die Götter anfangs in der Dreizahl auf, die sich dann noch erweitert, aber der Dreiheit liegt die Einheit zu Grunde. Die Götter dieser Brüdertrias waren ursprünglich Elementargötter; dem Wesen jedes der Drei liegt eines der Elemente: Luft, Wasser und Feuer zu Grunde. So stehen neben der griechischen Trias: Zeus, Poseidon und Hephaistos in der germanischen Religion: Odin (Wodan), Hönir und Loki gegenüber.

Wie bei dem Zeitworte die drei Personen jedes mögliche Verhältnis erschöpfen (außer ich, du, er, gibt es kein viertes),

Digitized by Google

wie in den Märchen häufig drei Brüder ausziehen, um eine Aufgabe zu lösen, was nur dem dritten, dem jüngsten gelingt, so bezeichnet auch bei Dingen und Handlungen Drei das Abgeschlossene, Vollständige. Daher gilt Drei als heilige Zahl. Wenn bei den heidnischen Deutschen das feierliche Werfen der Lose stattfand, um eine göttliche Entscheidung zu erlangen, so wurden drei von den hingeschütteten Losstäben nach einem bestimmten Gesetz herausgenommen, oder das Losen ward an drei verschiedenen Tagen wiederholt. Drei Jahre, drei Tage werden als Frist bestimmt. Der Straßburger Prediger Keisersberg sagt: „Der Allmächtige hat drei Land: das Oberland, das Niederland und das Mittelland. Das Oberland ist in dem Himmel." Eine große Menge von Dreizahlen finden wir in den Volkssagen, z. B. aus Baiern (bei Panzer).

Dies führt uns nun zur Verwendung der Dreizahl im Kleinen und Unwichtigern, und zwar in den verschiedensten Religionen. In Indien verleumdet der Biksha zwei Jünger bei dem Meister, dreimal weist ihn Buddha von sich; dreimal fordert Buddha die Seinen vor seinem letzten Augenblicke auf, ihre Zweifel ihm offen zu bekennen. Aus den christlichen Evangelien erinnern wir uns ähnlicher Verwendungen der Dreizahl, z. B. bei Matthäus: des dreimaligen Krähens des Hahnes und Verleugnens, des dreimaligen „Weide meine Lämmer" u. s. w. Dem neugebornen Menschensohn ward gehuldigt von drei Königen (C. M. B.). Die Bergpredigt beginnt mit einer dreimaligen Dreizahl von Seligpreisungen; drei Versuchungen in der Wüste entsprachen dem dreifachen Seelenkampf in Gethsemane.

Unsere Edda erzählt von drei Nornen (wie die antike Mythologie von drei Moiren und drei Parzen), von drei Walküren, von drei Nächten, drei Wintern u. s. w. Auch in den deutschen Rechtsalterthümern ist die Rede von: drei Ständen, drei Garben, drei Eichen, drei Schlägen mit dem Hammer ꝛc. Drei bilden ein Collegium. Die Bezeichnung des Abgeschlossenen gibt der Dreizahl ihre rechte Bedeutung. Wir können die Betrachtung darüber nicht schließen, ohne die sinnigen Leser noch darauf aufmerksam zu machen, daß die Dreizahl nicht bloß in der Naturreligion, in der Volksdichtung, im Rechtsleben und im Sprichwort eine gewisse Herrschaft ausübt, sondern auch in der Musik und Poesie, namentlich in unserer mittelalterlichen Kunstdichtung. Wir finden sie im Anreim, wo auch germanische Eigennamen alliterieren, z. B. Gunther, Gernot und Giselher. Sie waltet in der Versform, wo in der Regel auf die erste Vershälfte zwei Gleichlaute fallen, auf die andere nur einer (Hauptstab), z. B. das W. bei Rückert:

Dem Wandersmann gehört die Welt
In allen ihren Weiten.

Das Gesetz der Dreitheiligkeit in der Kunstdichtung ist offenbar von der Tonkunst ausgegangen, von der Tanzmusik, wo die beiden Hauptsätze den Stollen,*) dagegen das Trio dem Abgesang entspricht. Darauf hat uns erst J. Grimm in seinem „Meistergesang" (1811) aufmerksam gemacht. Der Titel dieses Buches trägt ein Kleeblatt, um den dreifachen Bau anzudeuten, indem aus zwei gleichgesetzten Blättern ein neues Drittes hervorsteigt, von ihnen getragen wird und sie schließt. Bei mittelhochdeutschen Liedern ist ein ähnliches Gesetz vorherrschend. Jede einzelne Strophe hebt an und knüpft sich mit zwei gleichen Theilen, bei den Meistersängern Stollen (Aufgesang) genannt; sie tönt aus und löst sich mit einem dritten Theile (dem Abgesang). Ein Beispiel von Walther von der Vogelweide, dem nächstens in Bozen ein Denkmal gesetzt wird, möge das Gesagte anschaulich machen.

1. Müeste ich noch geleben daz ich die rôsen mit der minneclîchen solde lesen,
2. sô wold' ich mich sô mit ir erkôsen, daz wir iemer friunde müesten wesen.
3. Wurde mir ein Kus noch z' einer stunde von ir rôten munde, sô waer' ich an freuden wol genesen.

Prosaisch ausgedrückt heißt das:

Möchte ich es noch erleben, daß ich

*) Stollen sind zwei gleiche Pfeiler, die ein übergelegter Balken verbindet.

Digitized by Google

die Rosen mit der Minniglichen (Trauten) lesen (pflücken) könnte, so wollte ich mich mit ihr so traulich unterhalten, daß wir immer Freunde sein müßten. Würde mir einmal ein Kuß von ihrem rothen Munde, so wäre meine Freude noch erhöhet (wäre an Freude wohl geborgen).

In dieser nüchternen Form geht freilich der Sprachenzauber verloren; wer aber, statt mit fremden Phrasen sein Gedächtnis zu überladen, unsere größten mittelalterlichen Sänger in der uns so nahe liegenden alten Sprache liest, dem ist dies Lied, wie der Herausgeber Pfeiffer es überschrieben: „Ein Kuß von rothem Munde."

(Andere Zahlen folgen.)

Mein heimliches Liebchen

Ich schlief auf grünen Matten
Einst unter einem Baum,
Da schlich ein dunkler Schatten
Sich mir in meinen Traum.

Er ließ sich nicht verscheuchen
Und quälte mich so sehr,
Daß ich, um zu entweichen,
Selbst gern gestorben wär.

Da rüttelt aus dem Traume
Mich eine gute Fee,
Und sprach: Bei diesem Baume
Fand Adam schon sein Weh.

Ich will Dir's helfen tragen,
Laß mich Dein Liebchen sein,
Ich schließ aus Deinen Klagen,
Dein Herz ist nicht von Stein.

In leicht geschürztem Kleide
Stand lächelnd sie vor mir,
Und ich, mit meinem Leide,
Ich sprach: „Ich folge Dir."

Nur heimlich wollt ich's treiben
Mit diesem Liebchen mein,
Mit ihr verborgen bleiben,
Mich ihrer Reize freu'n.

Da braucht ich einen Pathen
Für unser erstes Kind,
Und dieser hat's verrathen,
Wo wir zu finden sind.

Mein Liebchen jauchzt bei Freuden
Und weint mit mir im Schmerz,
Drum drück ich's, statt zu meiden,
Nur fester noch an's Herz.

Wie tiefdich klingt ihr Name,
So wahr und nicht erkauft,
Heil dem Poetenstamme,
Der sie einst so getauft.

An ihrem Wunderbusen
Langweite ich mich nie,
Sie ist ein Kind der Musen,
Ihr Name — Poesie.

Ferdinand Pfeiffer.

Bücher.

Geschichte des Prager Theaters von den Anfängen des Schauspielwesens bis auf die neueste Zeit, von Oscar Teuber (III. Theil. Prag 1888.)

Es war schon Gelegenheit geboten, des hervorragenden Werkes über das Prager Theater zu gedenken, welches dem unermüdlichen Fleiße Oscar Teuber's zu verdanken ist, als hier die ersten zwei Bände zur Besprechung gelangten. Nunmehr liegt der dritte Theil dieser bedeutenden Arbeit vor, ein Octavband, welcher beinahe stärker ist als die beiden ersten Bände zusammengenommen und eine Fülle von Daten bietet. Nach dem Erscheinen dieses Bandes dürfte wohl die Behauptung nicht gewagt erscheinen, daß wir es in des Verfassers ganzem Werke mit einer der hervorragendsten Publicationen auf dem Gebiete der deutschen Theatergeschichte zu thun haben. Inhaltlich umfaßt dieser Schlußband nur 70 Jahre unseres Jahrhundertes, die Geschichte vom Tode Liebich's, des größten Prager Bühnenleiters, bis auf unsere Tage, also die Zeit von 1817 bis 1887. Aber welch ein reichbewegtes Theaterleben entwickelt sich in dieser Periode vor unseren Augen, welche Fülle hervorragender berühmter Namen tritt dem Leser entgegen, von Namen, welche nicht nur an der Bühne Prags, sondern in ganz Deutschland, ja in ganz Europa den höchsten Ruhm genossen; es seien hier nur etwa Henriette Sonntag und Richard Wagner genannt. Des Verfassers gewissenhafte eingehende Bearbeitung und sein weit ausschauender Blick verleihen dem Werke überhaupt eine weit über das Locale oder Provinzielle hinausreichende Bedeutung, wir erhalten darin werthvolle neue Beiträge, nicht nur zur Geschichte des Theaters und der Musik, sondern zur Literaturgeschichte überhaupt und zur Geschichte des Culturlebens in der böhmischen Hauptstadt.

Es ist schwer, aus der Fülle des Gebotenen Einzelnes hervorzuheben, da dies weit den hier zugemessenen Raum überfleigen würde, und man muß sich daher darauf beschränken, auf den Gesammtinhalt in Kürze hinzuweisen. Die Darstellung der

Digitized by Google

Bühnenthätigkeit Johann Liebich's bildet das erste Capitel dieses Bandes. Diese Thätigkeit umfaßte die Jahre 1817 bis 1820, worauf der spätere Director des Wiener Burgtheaters, Franz von Holbein, als Mitunternehmer und als selbstständiger Bühnenleiter in Prag auftritt. Besonders eingehend behandelt der Verfasser die berühmte Henriette Sonntag, welche in Prag den Grund zu ihrer künftigen Größe als Sängerin legte und zu deren Biographie neue wertvolle Beiträge geboten erscheinen. Eine eigenthümliche Directionsperiode ist jene des „Triumvirates" Polawsky-Kainz-Stépanek, während dessen Leitung die Theaterzettel mit den Buchstaben „P. K. S." bezeichnet erschienen. Von großer Interesse ist das Verzeichnis der Gagen um das Jahr 1824, woraus beispielsweise hervorgeht, daß die höchste Gage 6000 fl. betrug, eine für jene Zeit an einer Provinzbühne riesige Summe. Nicht lange darauf finden wir auch das erste Vorkommen von Bühnenaufführungen in czechischer Sprache. Von 1834 bis 1846 stand der frühere Grazer Theaterdirector J. A. Stöger an der Spitze der Prager Bühnen, mehrere Namen von bedeutendem Klange treten uns während seiner Direction entgegen, so Raimund, Nestroy, Fanny Janauschek, der Curiosität wegen sei auch der „Affenspieler" Klischnigg erwähnt, welcher zu seiner Zeit europäisches Aufsehen machte. Stöger hatte übrigens in Prag noch später eine zweite Directionsperiode von 1852 bis 1858. Unter der Leitung Joh. Hoffmann's (1846—1852) fällt die stürmische Zeit des Jahres 1848, und liefert dieser Abschnitt von Teubers Theatergeschichte sehr wertvolles Material zur Geschichte der Zeitereignisse überhaupt. Auch der Director Franz Thomé hatte früher die Grazer Bühne geleitet. Unter ihm finden wir Richard Wagner in Prag; leider zeigt sich auch die nationale Spaltung im Theaterleben der Stadt, welche früher nie hervorgetreten war. In den Jahren 1864—1876 stand Director Wirsing dem Kunstinstitute vor, nach ihm wieder eine in der Theatergeschichte der Steiermark bestbekannte Persönlichkeit Eduard Kreibig, dem sein Sohn Edmund Kreibig folgte. Auch die Zustände der letzten Jahre bespricht der nach höchster Vollständigkeit strebende Verfasser, indem er so eingehend als möglich der Directionsführung Angelo Neumanns gedenkt, unter dem im October 1887 das großartige Mozart-Centennarium gefeiert wurde. Es muß bemerkt werden, daß von den Directoren und von den meisten hervorragenden Persönlichkeiten, welche der Prager Bühne nahestanden, Biographien oder Charakteristiken geboten werden, daß wir Stücke und Autoren kennen lernen, welche hier zum ersten Male eingehende Würdigung erfahren, daß häufig genaue Verzeichnisse des Personales geboten erscheinen, und daß man genauen Einblick in das Repertoire des Schauspiels und der Oper jeder Periode gewinnt. Schon diese wenigen Andeutungen werden genügen, um den Wert von Teuber's „Geschichte des Prager Theaters" ins rechte Licht zu stellen, welcher eine recht weite Verbreitung zu wünschen ist und für die Geschichte aller deutschen Bühnen Beiträge enthält. An dieser Stelle aber können wir den fleißigen Verfasser, welcher ja selbst einige Zeit in der Hauptstadt Steiermarks geweilt hat, zu seinem schönen nun vollendeten Werke auf das Beste beglückwünschen. Dr. Anton Schlossar.

Der Kunstwart. Rundschau über alle Gebiete des Schönen. Herausgeber: Ferd. Avenarius, Dresden, Kunstwart-Verlag.

Vor uns liegt das erste Semester dieser neuen, interessanten Zeitschrift, welche bisher gehalten, was ihr Herausgeber bei Gründung derselben versprochen. Das Blatt gibt sich als eine kritisch hoch gehaltene, dabei jedoch nichts weniger als doctrinär, sondern vollständig gemeinverständlich veranlagte, jederzeit objective Rundschau über das gesammte Gebiet des Schönen, Literatur, Theater, bildende Künste und Kunstgewerbe umfassend, stets nur die bedeutsamsten Strömungen innerhalb dieser Zweige beleuchtend, dabei aber den Leser über dieselben von den verschiedensten Gesichtspunkten aus auf das Allereingehendste unterrichtend. Das eigenartige Blatt kann schon heute mit Genugthuung auf seine Erfolge bei dem Lesepublicum blicken, dürfte jedoch bei immer fortschreitender Ausgestaltung und Vertiefung alsbald zu einem sehr gesuchten Wegweiser für jeden geistig Strebsameren auf allen Gebieten des Schönen werden. Gust. Andr. Nessel.

Wilhelm Ressel, ein vaterländischer Dichter. — Es ist ein durchaus edler, gediegener Charakter, ein zwar noch junger, aber gottbegnadeter Dichter, der uns in Wilh. Ressel, den bekannten Verfasser der duftigen „Moosblumen," entgegentritt. — Nicht umfangreiche Bände hat der wackere Mann noch geschrieben, aber was seine Feder bisher hervorgebracht, ist goldecht, dem Borne wahrer Poesie entsprungen und hoffentlich dauernd. Es ist leider die alte, ewige Klage, daß das eigene Vaterland dem Poeten „kühl bis an's Herz hinan" entgegenkommt — und bei Ressel ist dies thatsächlich der Fall. Sein Name ist in Deutschland und selbst in Amerika drüben viel bekannter, sein schöner, von ihm mit großen Opfern an Geld und Gesundheit geschaffener, leider

Digitized by Google

nun eingegangener „Familienfreund“ ward im Auslande viel mehr gelesen als im Vaterlande, im Vaterlande, das so manchem ausgezeichneten heimischen Journale theilnahmslos die Thore verschlossen, und fremden, oft nichtssagenden Blättern freudig Einlaß gewährt.

Ressel's „Familienfreund“ gieng thatsächlich an der Gleichgiltigkeit zu Grunde, die man in Oesterreich ernsten literarischen Bestrebungen entgegenbringt. Hätte er ein Juxblatt geschrieben, das florierte gewiß noch heute und hätte ihn zum reichen Manne gemacht. Auch die übergroße Concurrenz, die mit den enormsten Mitteln arbeitet, verschuldete zum Theile das Eingehen des „Familienfreundes,“ der in der That dem österreichischen Deutschthum zur Ehre gereichte.

Wilhelm Ressel ist nicht nur ein begabter, freisinniger Dichter, sondern auch ein vortrefflicher Mensch, dessen charakteristischen Eigenschaften Freundschaft, Wohlwollen, Freisinn und Wahrheit, gepaart mit wahrer, ungeheuchelter Religiosität, frei von aller Frömmelei und allem Formalismus, sind. Sein jüngstes Werk, die vortreffliche Erzählung „Empor zum Licht“ wird ihm viele bittere Feinde machen, man wird ihm, weil er gegen gewisse faule Zustände mit eben so viel Geist als Takt auftritt, als einen gefährlichen Feind des Pietismus brandmarken — allein in Ressel's Seele glüht religiöses Gefühl, und obendrein ist unserem Sänger noch die Gabe eigen, dieses herrlichste aller Gefühle in wahrhaft künstlerischer Form und seltenem Wohllaut auszusprechen, wie wir es in dem an seine Frau gerichteten Liede „Unsterblichkeit“ bewiesen finden:

Noch jubeln und jauchzen die Finken im Feld,
Duft hauchen die Blüten der Linde;
Zum Schlummer ihr Auge sanft schließet die Welt,
Erquickender Thau von der Wimper ihr fällt —
Die Lilien wogen im Winde.

Zum Garten komm' hin, Du holdselige Frau,
Zur rebenumschlungenen Laube;
Den sternenerwachenden Himmel beschau,
Der Stimme des klopfenden Herzens vertrau;
Nicht trügt Dich an's Jenseits der Glaube!

Das, was Dich durchwehet, hat wirklich Bestand,
Die Form unterliegt nur der Mode;
Aufrauschet das Schilf an des Waldweihers Rand
Und geisterhaft Flüstern durchziehet das Land:
„Neu gehst Du hervor aus dem Tode!“

Als Lyriker ist Ressel bestens bekannt durch seine zwei Liedersammlungen: „Traum und Liebe“ und „Moosblumen.“ In ersterer lernen wir den werdenden Sänger kennen, in letzter Edition steht vor uns der feinsinnige, tiefempfindende und formgewandte Sänger in seiner Fertigkeit da. Tiefe Liebe zur Creatur, liebevolle Versenkung in das geheimnisvolle Leben und Weben der Natur und eine wahrhaft sangbare Sprache ist beinahe allen Liedern eigen, die überhaupt das wesentlichste Merkmal des „reinen Liedes,“ die Sangbarkeit auszeichnen. Die größten und maßgebendsten Journale All-Deutschlands haben Ressel's „Moosblumen“ geradezu glänzend besprochen.

Vom Lyriker Ressel, der besonders die fünfzeilige Strophe mit Sicherheit behandelt, hat die Gegenwart noch manches reizende, stimmungsvolle Gedicht zu erwarten. Unlängst las ich im „Deutschen Dichterheim“ folgendes duftige Liedlein:

Jugendglück.

O süßer Traum der Jugendzeit,
Das Paradies steht offen!
Ich bin vom Glück wie eingeschneit —
Was könnt' ich Bess'res hoffen?
Mir lacht ein frommer Frauenmund,
Ein Aug' in milder Bläue;
Die künden mir zu jeder Stund'
Des Herzens heil'ge Treue!“

Wie einfach und wie natürlich!

Der Erzähler Ressel steht dem Lyriker in nichts nach. Daß Ressel ein eminenter Fabulist ist, das bewies er mit seiner im Winter d. J. bei Max Breitkreuz in Berlin erschienenen Erzählung: „Empor zum Licht!“ Wenn er darin einen hartherzigen „Pfaffen“ und einen wahren Priester voll Liebe und Demut schildert, so thut das dem Herzen ebenso wohl, wie es ihm wohl gethan hätte, wenn Ressel nicht Alles gesagt hätte, was er denkt. Es thut ja dem im Kampf ums Dasein fast erliegenden Menschenherzen so wohl, Trost in der Göttlichkeit des Heilandes zu finden. Staunenswert ist die Vertrautheit Ressel's in diesem Buche mit den reformierenden Ideen der Neuzeit und seine reiche Belesenheit. Der Spiritismus, die Naturheilmethode und der Thalysianismus werden da mit einer Sachkenntnis und Freigeistigkeit, ja oft mit gewagtestem Mute der eingehendsten Kritik unterzogen.

Der Essayist Ressel richtet seine Feder zumeist gegen die Medicin und groß ist die Zahl seiner Abhandlungen über die Naturheilmethode, Impfung, Normalkleidung u. dgl. So leistet er auf dem Gebiete der populären Naturwissenschaft Namhaftes, dem jeder Unbefangene und Denkende seine Anerkennung nicht versagen wird.

Was den Kritiker Ressel anbelangt, so verdient auch derselbe Beachtung. Vor Allem ist ihm in dieser Eigenschaft die Liebe zur Sache, der hohe Ernst, die Schärfe des Verstandes, die umfassende Bildung und insbesondere die strengste Gerechtigkeit eigen, die ihn bei seiner ausgesprochenen Freundesliebe selbst den Freund nicht schonen läßt. Was zu loben ist, wird auch beim Feind anerkannt, das jüngere, auf Abwege geführte Talent wird liebevoll in die rechten Bahnen gelenkt, der

Digitized by Google

unverdienten Lobhudelei wird der gebührende Schlag zutheil.

So steht dieser gegenwärtig in Reichenberg lebende, 1852 geborene und nur der Schriftstellerei huldigende Dichter vor unserem geistigen Auge da, und das Vaterland wird gut thun, diesem nach Anton Ohorn bedeutendsten lebenden Dichter Deutschböhmens den gebührenden Lohn zu zollen und die Deutschen Oesterreichs werden nur eine Pflicht erfüllen, Ressel „unsern" Dichter zu nennen. ××

Frauenliteratur.

Wer immer den Roman am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts zum Gegenstande gewissenhafter ästhetischer Untersuchungen machen wird, der wird wohl oder übel der Frauenliteratur eine große Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Wir glauben, daß der leichte Roman das Feld ist, auf dem die schriftstellernde Frau Lorbeeren pflücken kann. Ein Roman ohne Frau ist nicht mehr leicht denkbar, und wer sollte das Räthselhafte, Undefinierbare eines Frauenherzens besser ergründen und ahnen, als die Frau selbst? Aehnliche Gedanken hatten wir beim Lesen der **Herzenskrisen** von W. Heimburg (2 Bände. Leipzig. Verlag von E. Keil's Nachfolger). Zwei Freundinnen, die, von der Welt zurückgeschreckt, sich gegenseitig genügen zu können glauben, kommen von diesem Irrthume zur Einsicht, daß nur der Anschluß an den Mann die Frau retten könne. Sie lernen nach manchem Sturme den Mann ihrer Wahl, den sie bisher nicht verstanden, würdigen, und fühlen sich nun mit ihm und durch ihn beglückt. In dem einen Falle vermitteln ein Duell, im anderen Falle widrige Schicksalsschläge die richtige Erkenntnis. — Einen glücklichen Wurf hat E. Werner mit ihrem Roman **Heimatklang** (Leipzig. E. Keil's Nachfolger) gethan. Der Roman behandelt eine Episode aus dem Schleswig-Holstein'schen Befreiungskriege. Ein durch die Erziehung im fremden Lande dem Vaterlande Entfremdeter wird durch die Allgewalt des Heimatklanges und der Liebe dem bedrückten Vaterlande wieder gewonnen. Die Preußen kommen noch zur rechten Zeit, die Liebenden kriegen sich und Alles nimmt ein gutes Ende. — Ein etwas bedenkliches Thema wählte sich Frau M. Kautsky in ihrem Roman **Die Alten und die Neuen**. Die Verfasserin neigt sich den Grundsätzen der Socialdemokratie und einer Naturreligion zu, die sie im Romane energisch verficht; dadurch wird der Roman ein Tendenzroman und büßt an poetischem Werte ein. Wir achten den Muth der Dame, womit sie Alles beim wahren Namen nennt. Allerdings weiß sie nichts bestimmtes Besseres an die Stelle des vorhandenen Unzulänglichen und Schlechten zu setzen. Am Ende kommt ihr zur Lösung des etwas verfänglichen Knotens ein Bergsturz zu statten, der einige für einen erquicklichen Ausgang gefährliche Personen zermalmt. Wir leugnen nicht, daß sich große Schönheiten und überraschende Wahrheiten im Buche vorfinden; so der zeitgemäße Vergleich zwischen den alten Kelten mit ihren Ueberresten einer heidnischen Cultur und eines gewissen Wohlstandes, mit den jetzigen Arbeitern in ihrer trostlosen, nüchternen, erbärmlichen Lage der Errungenschaft des Christenthums und moderner Institutionen. — Wir schließen diese Besprechung mit einem Buche harmloserer Richtung. **Kleeblätter** nennt Paul Maria Lacroma, die Verfasserin der Romane „Formosa" und „Stürme," ihre im Verlage von F. Mokulat in Görz erschienenen neuesten Erzählungen. Sie besitzt eine reiche Phantasie und fabuliert lustig darauf los ohne Rücksicht, ob der Leser wegen der etwas fadenscheinig gewordenen Wahrscheinlichkeit die Achseln zuckt oder nicht, genug, wenn er sich amüsiert, und daß er sich bei dieser Lectüre unterhalten wird, können wir versichern. Und mehr, als Unterhaltung, will man ja nicht. —tt—

Bergwerks-Geographie des Kaiserthums Oesterreich, von Wenzel Hofbauer, Assistent an der Bergschule in Klagenfurt. (Verlag von Ferd. von Kleinmayr, Klagenfurt.)

Weder die periodisch erscheinenden montan-statistischen Mittheilungen noch ähnliche ältere Publicationen decken vollkommen den Begriff einer Bergwerks-Geographie als eines Buches, das uns durch übersichtliche Darstellung der Montandistricte und Bergorte mit deren wesentlichsten geologischen, Productions- und Arbeiterverhältnissen rasch vertraut machen soll. Das vorliegende Werkchen hilft diesem, in einem Staate mit 72,000 Berg- und Hüttenarbeitern und einem jährlichen Montanproductionswerte von mehr als 100 Millionen Gulden gewiß begreiflichen Bedürfnisse, ab. Der Verfasser hat sich seiner Aufgabe mit Fleiß und vollem Sachverständnis entledigt; wir finden in seinem Buche nach den einzelnen Kronländern gruppiert an 900 Bergorte, die wichtigeren mit ihren speciellen Eigenthümlichkeiten aufgeführt, auch Ungarn, Bosnien und die Herzegowina sind berücksichtigt; ein am Schlusse beigefügtes Ortsregister erhöht den Gebrauchswert des vier und dreiviertel Druckbogen umfassenden Werkchens. — Das höchst schätzenswerte Büchlein ist Herrn A. Brunlechner, verdienstlichem Professor an der Bergschule in Klagenfurt, zugeeignet.

Digitized by Google

„Dem Deutschen Schulverein.“ Unter diesem Titel wurde kürzlich von der Ortsgruppe Margarethen ein Selbstschriften-Album herausgegeben, dessen ganzer Reinertrag dem „Deutschen Schulverein“ zufällt. In eleganter Ausstattung enthält die Schrift Aussprüche hervorragender Personen. Die Beiträge sind theils in getreuer Wiedergabe der Handschrift, theils in Druckschrift mit dem Facsimile der Unterschrift aufgenommen.

Das Album, welches geziert ist mit einer Anzahl künstlerisch reproducierter Bilder, verdient die thatkräftigste Unterstützung der Freunde und Förderer des Deutschen Schulvereins. (Ortsgruppe „Margarethen“ des Deutschen Schulvereines, Wien, V. Margarethenplatz 2.) V.

In die „Illustrirte Briefmarken-Zeitung,“ welche in der kurzen Zeit ihres Bestehens einen ungeahnten Aufschwung genommen hat, ist vom 1. April der bewährte Dr. A. Moschkau als Chefredacteur, nachdem derselbe die Redaction des Ill. Briefmarken-Journals niedergelegt hat, eingetreten.

Die „Illustrierte Briefmarken-Zeitung“ ist die einzige, welche die neuen Postwertzeichen sofort nach ihrer Ausgabe registriert und dieselben in den Originalfarben abbildet. (G. Taberkow. Wien.) V.

Ferner dem Heimgarten zugegangen:

Pädagogisch-literarisches Jahrbuch des ersten Wiener Ferienkolonien-Spar- und Unterstützungsvereines für Kinder. IX. Jahrg. (Wien, I., Maria-Theresienstraße 10.)

„Historischer Vergleich zwischen Attila und Napoleon I. Von Heinrich Kematmüller. (Temesvár.)

Literarische Tabeln. Von Don Tomás de Iriarte, deutsch von Friedrich Adler. (Leipzig. Philipp Reclam.)

Platt Land un Lüd. Vertellt von Julius Törr. 1. Bändchen. Der Göderschlächter. Törpgeschicht ut de Uckermark. Mit Vorwort von Victor Blüthgen. (Freienwalde a. O. Max Achilles. 1888.)

Ulrich von Hutten. Schauspiel in fünf Aufzügen von Seeger an der Lutz. (Dresden. E. Pierson. 1888.)

Deutsch-amerikanische Dichtung. Unter Mitwirkung der hervorragendsten deutsch-amerikanischen Dichter und Schriftsteller. Herausgegeben von Konrad Nies. Erscheint am 1. jeden Monats. (New-York.)

Postkarten des Heimgarten.

K. K. U. P. W., Schönfeld: Aufrichtigen Dank. Nicht was die Volkstribunen sagen und die Schriftsteller schreiben, wird in dem Kampf um die Schule maßgebend sein. Die Lehrer bleiben am besten neutral und lassen die positiven Erfolge der Schule sprechen.

A. H., Linz: Das Beste an Ihrer „Wacht am Donaustrand“ sind die Anklänge an die „Wacht am Rhein.“ Wir wollen Ihrer ausgesprochenen festen Ueberzeugung, daß Sie die Gabe Gottes, zu dichten, in vollem Maße besitzen, nicht nahetreten, und lassen deshalb Ihr Poem unveröffentlicht.

J. S., Wien: Haben dazu Gelegenheit. Es hat sich ein Comité zur Errichtung eines Märzroth-Denkmals gebildet. Ein Scherflein für Ihren Lieblingsschriftsteller können Sie an Herrn Richard von Strele in Salzburg senden.

O. O., Graz: Sie fragen, ob es möglich sei, an einem Hochsommertage mit Sonnenaufgang von Graz abzufahren und noch an demselben Tage vor Untergang der Sonne in Berlin zu sein? Möglich ist es, wird aber nicht ausgeführt.

P. Ph. Rostock: Der verabscheuungswürdigen Sitte des „Taubenschießens“ im mecklenburgischen Ostseebad „Heiligen-Damm“ kann in einem süddeutschen Blatte nicht eigentlich erfolgreich entgegengetreten werden. Praktischer macht das Frau Agnes Engel in Schwerin, welche eine Beschwerde an den Landesherrn vorbereitet gegen den häßlichen Sport, welcher nicht entschieden genug verdammt werden kann.

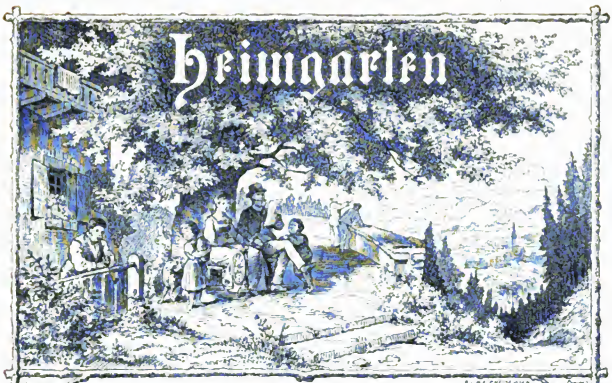
U. U., Ulm: Im Gegentheil. Die Zeitungen vermehren sich überall. Früher hatte jede Stadt ihr Blatt, jetzt hat jedes Städtchen sein Blättchen.

✕✕ Es wird angelegentlichst ersucht. Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

✕✕ Rosegger wohnt den Sommer über in Krieglach.

Für die Redaction verantwortlich **P. K. Rosegger.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Digitized by Google



10. Heft Juli 1888. XII. Jahrg.

Die Büßer von Kinigl.

Eine Dorfgeschichte aus Steiermark von P. K. Rosegger.

„Was darf ich Dir bringen, Maurer?“ fragte der Straßer-Wirt den Eingetretenen.

Dieser setzte sich behäbig zum großen Tisch, that seine juchtenlederne Cigarrentasche hervor, nahm sich einen „Rattenschweif“ (Virginia-Cigarre) heraus und steckte ihn mit einem Streichhölzchen, das er aus dem Behälter auf dem Tische nahm, in Brand. „Ein Bier kannst mir bringen und Aufgeschnittenes, wenn Du hast,“ sagte er, „man muß sich noch ein wenig zugute thun, bevor die Bußzeit kommt. Das wohl.“

Es war nämlich etliche Wochen früher, just in der Nacht zum 1. Mai, in der Gegend ein Erdbeben gewesen, das hatte die Häuser erschüttert und die Gewissen erschreckt. Es gibt auch nichts Unangenehmeres, als wenn die Mauern bersten und der Erdboden wankt unter den Füßen. Und wenn hinter dem jähen Tod erst noch die Hölle offen steht! Die Leute waren auch etwas ungebunden gewesen die letzten Jahre her. Die sieben Hauptsünden waren nachgerade epidemisch geworden. Nun hatte der Pfarrer zu Kinigl auf Drängen der Aeltesten der Gemeinde neun Bußtage angeordnet, die zur nahen Pfingstzeit durch eine Wallfahrt nach der Kirche zum Heiligen Lamm eingeleitet werden sollte.

„Die Wirte kriegen extra eine strenge Buß,“ spottete jetzt nach dem ersten scharfen Trunk der Maurer, „die müssen — hab ich gehört — bei der Wallfahrtsprocession hinter dem Fahnenträger ein großes Wasserfaß vor sich herwälzen. Ja, das wohl!“

Der Wirt entgegnete ernsthaft: „Daß Wasser in den Wein muß, weiß jeder vernünftige Mensch. Und ich will das Wasser, das ich unrechtmäßiger Weise in den Wein gemischt habe, recht gern vor mir herwälzen. Auch über die Alm hinüber.“

Digitized by Google

„Ist auch nicht so gemeint," begütigte der Maurer, „bei Dir findet man noch jederzeit ein gutes Tröpfel."

Der Straßer-Wirt war noch sehr jung und das goldblonde Backen- und Schnurrbärtchen, das erst aufflaumte, wollte er doch schon hübsch zu einem „Kaiserbart" kämmen. Vor kurzem waren seine Eltern nacheinander gestorben, da lagen auf seinen etwas schmalen Schultern plötzlich die Wirtschaft und das Gasthaus und allerhand andere Sorgen. Auch an's Heiraten mußte oder vielmehr durfte er nun denken, denn es stand irgendwo Eine auf der Welt, und gerade mitten drin, und alles Andere, was da war, die Gärten, die Wälder, die Schneeberge, die Dörfer und Schlösser und das Firmament und der ganze Mai mit seiner Rosen- und Vogelherrlichkeit rankte sich nur als Zier um diese eine Einzige: seine Agnes.

Der Maurer war sein bester Freund. Der war um etliche Jahre älter und kerniger und gewitzigter als der junge Wirt, welcher bisher eigentlich nicht viel zu thun gehabt hatte auf Erden, als ein Muttersöhnlein zu sein. Der Maurer hatte ein schier feines Gesicht und ein munteres Auge und einen gespitzten dunklen Schnurrbart. Er trug ein schwarzes Tuchgewand und eine hellrothe, seidene Halsbinde vor dem schneeweißen Hemdtragen. Er war wohlbestellter Maurermeister in Kinigl und schon von Schulzeiten her ein guter Bekannter des Wirtssohnes. Wenn sie sich als Knaben gebalgt hatten, war freilich das Wirtssöhnlein immer untenauf gelegen, später jedoch hatte sich der Maurer recht brav zu einen Freund herausgewachsen, was nicht zu seinem Schaden ausschlug im Wirtshaus.

Weil sonst kein Gast zu bedienen war und der Maurer das Seine nun hatte, so setzte sich der Wirt zu ihm an den Tisch und steckte auch Eine in den Mund.

„Aber mit gehst doch, nach dem Heiligen Lamm?" fragte der Maurer, das angefangene Gespräch gleichgiltiger Weise fortsetzend.

„Sakra!" versetzte der Wirt, „bei mir wird's es nicht thun. Ich hab sonst noch Niemand und es kommen die Fuhrleute, auch Reisende gibt's um solche Zeit. Ich muß freilich wohl daheim bleiben."

„Es thut sich auch bei mir nicht recht schön, daß ich gehe," sagte der Maurer. „Der Bäcker und der Grabenbauer möchten ihre Sprünge schon gern verschmiert haben. Dem Bäcker sein Pferdestall hat schanderhafte Sprünge. Nun, ist er so lang gestanden, wird er noch länger stehen, ich gehe mit der Procession über die Alm nach dem Lamm. Der Mensch muß dankbar sein, ich habe heuer ein gutes Jahr. Das wohl."

„Ah so, Du gehst Dich für das Erdbeben bedanken," lachte der Wirt.

„All miteinander gehen sich für's Erdbeben bedanken," gab der Maurer zurück, „mögen froh sein, daß es uns nicht mit Haut und Haar in die Erden hinabgebeutelt hat."

„Ist eh wahr," gab der Wirt verständig bei. Dann machte er etliche starke Züge aus seiner Cigarre — ohne zu bedenken, daß ihm Solches nachträglich nicht immer gut anschling — und wie er so den Rauch vor sich hinblies, blies er auch wie unversehens das Wort hin: „Die Agnes geht auch mit der Procession."

„Da wollt ich an Deiner Stell erst recht nicht daheim bleiben," antwortete der Maurer.

Der junge Straßer-Wirt neigte beistimmend den Kopf und sagte leise: „Ich hab sie höllisch gern."

„Ist auch ein feines Dirndl," gab der Maurer bei.

„Du weißt ja auch, wie dem Menschen ist, wenn er Eine gern hat, seit Du Deine Kathrin hast," bemerkte der Wirt.

Der Maurer neigte beistimmend sein Haupt.

Digitized by Google

Der Wirt lehnte sich zurück an seinen Sessel, die Hand auf den Tisch, trommelte er ein wenig mit den Fingern und sagte: „Mir ist's halt gar nicht recht, daß sie mit der Procession geht. Aber ich mag ihr's nicht sagen, daß sie nicht glauben kannt, der Eifersucht wegen. Eifersüchtig bin ich nicht, aber schon gar nicht, nur viel gelegen ist mir an ihr, und das würde Jedem so sein."

„Ganz natürlich. Freilich. Das wohl," bestätigte der Maurer.

„Ich hab sie in Ehren gehalten bis dato; ich kann Dir mein Wort geben, daß ich sie nicht angerührt hab, weißt. — Wenn die Hochzeit so nahe vor der Thür ist, müßt Einer ein Narr sein, wenn er das Weib nicht mit aller Ehr und Bradheit in sein Haus führen wollt. So denk halt ich mir. — Darf ich noch einmal nachfüllen?"

„Freilich wohl noch einmal."

Als der Wirt das zweite Glas Bier auf den Tisch gestellt und sich wieder hingesetzt hatte, that er die Frage: „Wie lang wird sie denn aus sein, die Procession?"

Der Maurer war gerade mitten im Trunk, er setzte der Antwort wegen nicht ab, trank das Glas bis zur Hälfte leer, strich dann seinen Schnurrbart glatt, steckte die Cigarre in den Mund und sagte nun: „Einen Tag hinüber, einen Tag drüben, einen Tag herüber."

„Also drei Tage. Und wird gewiß ein recht großer Schock sein."

„Die halbe Pfarr. Jung und Alt."

Zu stark wird's sein für Weibsbilder."

„Allein möchte ich Keine schicken über die Alm. Aber im Kreuz (in der Procession) da geht's. Eines hilft dem Andern weiter."

„Gelt, Julius," sagte nun der junge Wirt, „Du bist so gut und schaust mir ein wenig auf die Agnes. Daß sie sich nicht überlauft, daß sie in der Hitz keinen kalten Trunk thut und etwan krank heimkommt."

„Will schon aufpassen," antwortete der Maurer, „wie wenn sie meine Schwester wär, das wohl, Dir zu Lieb."

„Auf ein paar Liter Oesterreicher kommt's mir nicht an. Und auf der Nachtherberg — Du bist so gut und sorgst, daß sie ein besonderes Stübel hat, oder mit älteren Weibsbildern eins. Du weißt ja, wie's oft zugehen kann bei so einer Wallfahrt, wo allerhand Leut zusammenkommen. Thu ein wenig achtgeben, Maurer. Wenn mir Einer über das Mädel käm, ich wüßt nicht, was ich thät!" Eine lohe Glut flammte über sein Gesicht und schlug wie ein Blitz zu den Augen heraus. Er war einen Moment schier verändert.

„Ich glaub Dir's," sagte der Maurer, „ich versteh Dich schon. Kannst Dich verlassen, Anton. Will schon aufpassen."

Es kamen Fuhrleute, und das Gespräch war gebrochen. Die Sache war ja ohnehin schon festgemacht. Als der Maurer sich später zum Fortgehen herrichtete und so eine Weile umständlich im Sack stierte, klopfte ihm der Wirt auf die Achsel und sagte halblaut: „Laß gut sein, Julius." — Der Maurer antwortete: „Gut ist's. Dank schön."

An demselben Abende hielt sich der Straßer-Wirt sehr streng an die Polizeiordnung. Schon um zehn Uhr sperrte er das Haus zu. Er gieng zu seiner Agnes. Zum Starhof gieng er hinaus, dort stellte er sich an's Fenster einer Hinterstube. Hinter dem Fenster war sie drinnen. Der Anton hat's gut, er braucht nur ihre freundliche weiche Stimme zu hören und sieht im Geiste ihre ganze Schönheit. Der Leser hat sie noch nie gesehen und weiß nicht, ob sie schwarz ist oder braun, groß oder klein, ob sie im Kinn das Schönheitsgrübchen hat oder wie sich die Wänglein runden, wenn sie lächelt. Es ist eine wahre Pein, wenn man nichts weiß. Aber horchen wollen wir, denn die Beiden pflegen flüsternd eine wichtige Unterredung. — Zu nächst Jacobi also, das dauert noch acht

Digitized by Google

Wochen. Dann werden sie Mann und Weib. Er malt die schöne Zeit aus, die da kommen wird, denn man kann auch im Finstern malen. Sie wird die Straßer-Wirtin sein, dann wollen sie auch auskochen (den Gästen gekochte Speisen verabreichen), manchmal wollen sie den Gästen was vorsingen, denn sie hat eine wunderschöne Stimme und er kann Zither spielen dazu. Des Abends wollen sie rechtzeitig das Thor zusperren, von den Stunden, die ihnen ganz allein angehören, lassen sie sich keine abzwicken. Wie sie das Schlafzimmer ausgemalt haben wolle? fragt er. — Blumig ist's ihr am liebsten, und nelkenrothe Vorhänge. Der Betteinrichtung wegen fragt er sie, ob Decken, ob Tuchend, und ob sie Doppelkissen gewohnt sei — denn der Schlucker weiß noch gar nichts. Sie meint, das werde sich noch Alles finden, und ob er denn wirklich nicht mitgehen könne nach dem Heiligen Lamm? — Dann müsse er das Wirtshaus rein zusperren und dazu sei gar nicht einmal die Erlaubnis da. Ob denn sie — die Agnes — wirklich so bußfertig sei und die Wallfahrt mitmachen wolle? — Buße, meinte das Mädchen, habe sie auch nicht mehr vonnöthen, als andere Leute, aber ihrer Freundin, der Engelbergerin, habe sie's versprochen, dabei zu sein. Sie komme ohnehin sonst nirgends hin und über die Alm möchte sie doch einmal gehen.

„Ist eh recht," sagte der Wirt, ist eh recht. Und wenn Dir was fehlen sollt unterwegs, oder sonst, so thu's nur dem Maurer Julius sagen, der geht auch mit. Die Seinige wahrscheinlich ebenfalls. Wird schon schauen auf Dich."

„Hi hi," lachte das Mädchen drinnen, „zuwas ich etwan den Maurer thät brauchen. Mir hat das Erdbeben nichts zusammengebeutelt."

„Hast auch ganz recht, Dirndl," sagte er und war sehr beruhigt. Dann gieng er heim.

Am Pfingstsamstag in der Morgenfrüh zog zu Kinigl die Procession aus. Als sie mit wehender Fahne und schallendem Gesang am Straßer-Wirtshaus vorbei kam, guckte der Anton an einer Fensterecke heraus. Die Agnes gieng gar ehrbar unter den Weibern, trug ein Handbündel an den Arm geknüpft und unter den breiten Krämpen des weißen Strohhutes schaute sie verstohlen gegen das Wirtshaus hin und sah richtig hinter dem Fenster von ihm die eine Wange und ein zärtlich blickendes Auge. Weiter that sie nichts desgleichen und der lange Zug wallte vorüber.

Jetzt haben wir sie gesehen. Sie ist nicht zu groß und nicht zu klein, noch gar jung, aber schon hübsch rundlich über und über. Goldblondes Haar hat sie, wie er; wie es gekraust ist, das können wir des Strohhutes wegen jetzt nicht erfahren. Große runde Augen, blauer als Veilchen, und hochgewölbt, weswegen sie auch etwas kurzsichtig. Das Näschen war einem für den ersten Augenblick eher zu klein, als zu groß, man gewöhnt sich aber sehr bald an solche niedliche und kecke Stumpfnäschen. Der Mund mit den vollen kirschrothen Lippen war so klein, daß es bei der Agnes nicht so fein konnte, wie bei anderen Bauerndirnlein, die ganze Zwetschken in den Mund stecken können und dann mitsammt dem Kern verschlucken. Aber daß sie auch vom Naschen was weiß, die Agnes, das verrathen die kleinen weißen Zähnchen, die ein wenig leckerig zwischen den Lippen hervorschimmern. Das Kinn ist wohl rund und herzig, aber das Schönheitsgrübchen ist nicht drin, hingegen bilden sich, wenn sie lacht, an den Wangen zwei Grübchen, die — so leicht und klein sie sind — mir ein Abgrund werden könnten; ich gestehe es offen.

Es war eine maienhafte Lieblichkeit an dieser Gestalt trotz des dunkelblauen Gewandes, das sie anhatte und trotz manch harten Tages, der in ihrem

Digitized by Google

Leben lag. Ein Schwesterkind des Starhofers war sie, ein unbestelltes Schwesterkind, das bei der Geburt der Mutter das Leben genommen hatte und deswegen wie eine kleine Missethäterin, welche die Familie an der Ehre geschädigt, eigentlich nur geduldet wurde im Starhofe. Als sie aber nun so schön aufgeblüht war und Nachfrage nach ihr entstand, und als gar der junge, wohlhabende und brave Straßer-Wirt um ihre Hand warb, da wurde sie dem Vetter Starhofer lieb und er freute sich, daß das feine kluge Dirndl die Unehr in Ehr verwandeln werde.

Der Starhofer selber war nicht bei der Wallfahrt. Der war beim Erdbeben über den Schreck in ein Nervenfieber gefallen, aus dem er sich noch nicht so weit erholt hatte, um den Bußgang über die Alm mitmachen zu können. Der Maurer Julius gieng mit dem Tischlermeister und dem Greilberger Sohn aus Kinigl hinter der Kreuzschar drein, um plaudern und rauchen zu können. Sie würden unterwegs noch genug singen und beten, war ihre Meinung. Wenn der Maurer zufällig die Agnes erblickte, so sah er, daß an ihr Alles in Ordnung war. Später, als sie in's Gebirge kamen und der Weg bergauf zog, nahte er sich ihr und fragte sie, ob er ihr nicht etwa das Bündel tragen dürfe. Sie dankte recht schön. Hoch oben auf den grünen Weiden der Alm, unweit einer einschichtigen Sennhütte, setzte sich die ganze Schar auf weiße Steine oder auf das Federgras und rastete. Wer Kuchen mithatte, der aß Kuchen, den Anderen schmeckte auch das Schwarzbrot.

Der Maurer hatte ein plattes Glasfläschchen bei sich. Daran war auf einer Seite Roß und Reiter, auf der anderen ein schöner Adler eingepreßt. Der Inhalt war Rothwein, und damit kam er nun zur Agnes und trug ihr einen Trunk an. Da sie wieder nicht wollte, so sagte er, eine junge Wirtin müsse sich an den Wein gewöhnen und er würde den Trunk seinerzeit schon wieder zurückverlangen. Hierauf nippte sie an der Flasche, wischte sich mit dem weißen Sacktüchlein das Mündchen und sagte: „Vergelt's Gott."

Gegen Abend kamen sie zur Kirche, welche dem Lamme Gottes geweiht ist. Sie steht als Stiftskirche in einem weiten Thale, das von hohen Felsbergen umgeben ist, auf einem steilen Hügel, und hat zwei Kuppelthürme. Sie leuchtete den Wallfahrern schon von Weitem entgegen und die Knaufe an den Thürmen funkelten in der Abendsonne wie zwei Glühlichter. Unten um den Hügel herum steht ein großes Dorf mit vielen Einkehrhäusern und Krämerbuden.

Die von Kinigl hielten ihre Begrüßungsandacht vor dem Lamme Gottes, das über dem Hochaltare in einer Nische steht, wie pures Gold glänzt und ein rothes Osterfähnlein hält. Manche der Wallfahrer schauten, ob diese Kirche denn keine Sprünge habe. Sie hatte nicht einen, weil ja erstens die Engel dieses Gotteshaus beschützt hatten, und weil zweitens in dieser Gegend das Erdbeben überhaupt kaum verspürt worden war. Nach der Andacht zerstreuten sich die Büßer von Kinigl in die Gasthäuser; der Maurer kehrte zum Goldenen Bären ein, wo auch die Agnes Unterkunft genommen hatte. Aber es war kein Anlaß, sie zu beschirmen und zu betreuen.

Am nächsten Tage war feierlicher Gottesdienst und große Bußpredigt, gehalten vom Prälaten des Gnadenortes zum Heiligen Lamm. Er sagte sehr schön, wie die grauen Ungeheuer in der Erde, vor deren Athem alle Menschenwerke erbeben, durch ein Lämmlein besiegt werden, weil dieses Lämmlein die ewige Unschuld und Liebe sei — das Lamm Gottes. Nicht in Löwen oder Elephanten, Haifischen oder Drachen habe sich der ewige, gewaltige, allmächtige Gott versinnbildlichen wollen, sondern in einem zarten kindlichen Lämmlein. Und das Milde

Digitized by Google

und Sanfte sei die höchste Herrlichkeit, und das Liebliche und Geduldige sei die Erlösung.

In der von Menschen überfüllten Kirche war es schwül und dunstig. Der Maurer sah, wie Agnes sachte anhub, sich zwischen den Leuten durchzuwinden, dem Ausgange zu. Ihr Gesicht war blasser als sonst. Kein Mensch kümmerte sich weiter um das Mädchen, sondern Jeder horchte auf die Predigt. Der Maurer gieng dem Mädchen nach. Draußen hinter der Kirche fand er sie sitzen auf einem umgefallenen Grabstein, ihren Kopf auf den Ellbogen gestützt und das Sacktuch an die Stirn gedrückt. Er eilte zum Pfarrhofbrunnen und brachte Wasser. Sie nahm einen Schluck und sagte: „Es ist schon wieder gut."

„Agnes," sagte der Maurer und setzte sich neben sie hin auf das Gras, „Du mußt es nicht so ernst nehmen mit der Buße. Du bist den weiten Weg nicht gewohnt, hast ungleich gegessen und vielleicht schlecht geschlafen auf dem Stroh. Jetzt stehst seit aller Herrgottsfrüh in der dunstigen Kirche und hast nichts Warmes im Magen. Geh, komm mit zum Bären, ich laß Dir einen Kaffee geben."

Sie winkte unwillig mit der Hand: „Laß mich in Ruh, und schau Du auf Dich selber!"

Ein Achselzucken, dann gieng er wieder in die Kirche. Und als das Hochamt war, sah er die Agnes schon wieder stehen an einem Seitenaltar und aus ihrem kleinen Gebetbüchlein lesen.

Es ereignete sich den ganzen Tag nichts Merkwürdiges. Am Abende, beim Goldenen Bären, als die Agnes zu ihrer Schlafkammer hinaufsteigen wollte — ihre Freundin, die Engelbergerin, war nie bei ihr zu sehen, denn das war eine junge Witfrau und hielt sich gern bei einem stattlichen Manne auf, mit dem sie auf dieser Bußwallfahrt einen neuen Ehestand richtigzumachen hatte — als die Agnes nun allein hinaufsteigen wollte, stand an der Stiege der Maurer. „Gute Nacht, Maurer," sagte sie und hielt ihm lächelnd die Hand hin, „ist mir nicht unlieb, daß ich Dich noch sehe. Du mußt nicht böse sein auf mich, daß ich Dich heute so harb angefahren hab, wo Du mir's gut gemeint hast."

„Agnes!" entgegnete er und hielt ihre Hand fest, „auf Dich kunnt ich nicht böse sein und Du möchtest schon machen was Du wolltest."

„Bedank mich schön!" war ihre Antwort.

„Nein Du, das ist nicht so gemeint!" betheuerte er. „Wenn ich's recht bedenk, es ist gerade umgekehrt, und ich wüßt keinen Menschen in Kinigl und weitum nicht, und keinen auf der Welt, der mich so tief beleidigen kunnt als wie Du."

„Bedank mich noch einmal!" lachte sie, entwand ihre Hand der seinen, eilte in die Kammer und stieß den Holzriegel vor die Thür, daß es klappte.

Am nächsten Morgen, nachdem die Büßer von Kinigl dem Heiligen Lamm noch einmal in Wort und Lied versprochen hatten, recht fromm zu leben und sich das Eine erbaten: „Kein Erdbeben! Nur kein Erdbeben mehr!" machten sie sich auf den Heimweg. Wo unterwegs gesungen oder gebetet wurde, da hielt sich die Krenzschar hübsch geschlossen; sonst aber lockerte sie sich und Etliche giengen weit hinten und Andere weit voran, wie sie sich eben in plaudersamen Gruppen oder Paaren gesellen mochten. So geschah es ganz zufälliger Weise, daß die Agnes und der Maurer neben einander hergiengen und voran waren. Der Maurer hatte nämlich bemerkt, wie der Schmiedgeselle Martin aus Kinigl — ein strammer Knabe — der Agnes nachstieg; er hatte sich an sein Versprechen, das Dirndl zu hüten, erinnert, rief nun den Martin an, er möge warten, sein Vater, der Schmiedmeister, der hinten gieng, habe ihn gerufen. „Will gewiß wieder zu Zweien beten,"

Digitized by Google

brummte der Martin und blieb stehen. Da war der Maurer schon bei der Agnes und sie giengen miteinander. Er fragte recht artig bei ihr an, ob es ihr nichts mache, wenn er sich Eine anstecke? Oh, meinte sie, das Rauchen sei sie längst gewohnt, daheim im Starhofe rauchten die Mannleute oft die Stube so voll, daß man aus dem dicken Rauch Heilige schnitzen könnte. Ihr Handbündel war wesentlich zusammengeschrumpft, doch erbat er sich, es ihr zu tragen, was sie geschehen ließ. Denn heute wollte es mit ihr nicht mehr ganz so flink vorangehen, als vor zwei Tagen. Die Füße waren heiß und wund und bei einem Rasten zog sie die Schuhe aus, wobei er ihr behilflich war. Nun wollten sie warten auf die Kreuzschar, die sie hinter ihnen gar aus den Augen verloren hatten. Weil diese aber nicht zum Vorschein kam, so rückten die beiden wieder an — das Mädchen barfuß — und der Maurer trug nun auch ihre Schuhe und führte sie am Arm. So stiegen sie nicht ohne Mühsal den Berg hinan gegen die Almen. Oft blickten sie zurück, aber die Kreuzschar mußte in einem Wirtshause eingekehrt sein, sie kam nicht und kam nicht zum Vorschein.

„Das macht nichts," sagte der Maurer, „wir werden auch noch einkehren unterwegs. Oben auf der Matte setzen wir uns in's Gras und trinken aus meinem Adlerfaß." Er meinte die flache Glasflasche mit der Adlerzeichnung, die er sich im Goldenen Bären frisch hatte füllen lassen. Sie waren unterwegs miteinander leidlich vertraut geworden, er hatte ihr manches Persönliche erzählt und sie ihm manches Geheimnis anvertraut, sofern eins war, das in der Sonne nicht litt und einen Spaß gab. Gelacht wurde auch, obwohl die Agnes dazu kaum genug Athem aufbrachte, und wenn sie lachte, da schaute er ihr mit Freuden in's Gesicht, denn die Grübchen in den Wangen durften um keinen Preis versäumt werden.

Als sie auf der grünen Höhe waren, wo die helle Aussicht ist in die weite Welt, und von wo aus sie ringsum noch so daliegt, wie am ersten Tage, da sie der junge Gott zu seiner Lust erschaffen, wollten sie sich also in's weiche Gras setzen. Da hörten sie vom Hange her, daß die Kreuzschar nachkam.

„Was sich die Leute denken werden, wenn sie uns da so allein beisammensitzen sehen?" fiel es der Agnes ein.

„Du hast recht," sagte der Maurer, „verstecken wir uns dort hinter dem Zirmstrauch, bis sie vorbei sind."

„In den Busch krauche ich deswegen nicht," versetzte sie, „da ist's gescheiter, wir gehen dort zur Sennhütte hinüber und warten bei der Sennerin, bis die Mehreren vorbei sind, und machen uns nachher an die Letzten."

Sie eilten quer die Matte hinan bis zur Hütte; an derselben war die Thür halb offen, allein die Sennerin war zu so früher Jahreszeit noch nicht da und niemand war da. Im dunklen Raum war nichts als ein kahler Herd und ein schmales Gelaß mit Stroh, und ein verschimmelter Tisch; und der Dieb, welcher die Thür erbrochen haben mochte, hatte hier eine große Enttäuschung erlebt. Durch eines der niedrigen glaslosen Fensterchen guckten sie hinaus, und hinab auf den Weg, wo die Wallfahrer nun in einer langen Reihe vorüberzogen. Etliche lösten sich vom Zuge, setzten sich auf den Rasen, und eine Gruppe von Männern und Weibern stieg zum Entsetzen unseres Paares gegen die Hütte heran.

„Jesus Maria, wenn sie uns da finden!" ächzte die Agnes, und statt der Grübchen in den Wangen zogen sich von dem Mundwinkel hin die Falten des Grames. Der Maurer beeilte sich, geräuschlos die Thür zu schließen und zu verrammeln. Die Männer draußen giengen um die Hütte herum, tranken am Brunnen und besprachen sich, daß es nicht übel wäre, da drinnen Feuer zu machen und

Digitized by Google

ſchwarzen Kaffee zu kochen. Bald rüttelten ſie an der Thür. Die Agnes war in Todesangſt und machte gegen den Maurer Geberden, daß ſie ihn am liebſten erwürgen wolle, weil ſie unſchuldiger Weiſe hier ſeinetwegen ihren guten Namen verlieren müſſe.

„Krieche unter das Bettgeſtell hinein!“ befahl der Maurer, ſie that's mit aller Haſt; er machte Miene, dasſelbe zu thun, ſie ſtieß ihn zurück. Draußen hatten die Leute ihre Abſicht aufgegeben und entfernten ſich von der Hütte.

Als die Beiden drin wieder aufrecht ſtehen konnten, kniete der Maurer vor der Agnes nieder, preßte ſeine Hände an die Bruſt und ſagte: „Agnes! Die Erde ſoll ſich aufthun und mich verſchlucken auf der Stelle, wenn's nicht wahr iſt, was ich jetzt ſage. Wenn Du hier meinetwegen den guten Namen verloren hätteſt, ſo hätte ich ihn Dir unten in der Kinigler Kirche wiedergegeben. Das wohl!“

„Und wem ich angehöre, an das denkſt Du nicht?“

„Du gehörſt Dem an, dem Du die Liebſte biſt. Ich weiß nicht, was ich beginnen ſoll, wenn ich von dieſer Wallfahrt heimkomm und wieder allein bin.“

„Wenn Du's nicht weißt, ſo wirſt Du halt die Kathrin fragen müſſen,“ meinte die Agnes.

Er lehnte ſich mit dem Rücken an die Wand, ſtarrte finſter drein und murmelte: „Die Kathrin mag ich nicht.“

Sie gieng aber darauf nicht ein, ſondern ſagte: „Na, wollen wir denn heute anwachſen dahier in der Hütten? Ich denk, es wär Zeit, daß wir den Leuten nachgiengen, nicht?“

„Freilich iſt dazu noch immer Zeit,“ verſetzte der Maurer. „Wir müſſen erſt unſern Wein austrinken, ſonſt kriegen wir beide die Knieſchnappen (Kniegelenksſchmerz) thalwärts. Ich muß ſagen, ich gehe lieber bergan als bergab. Trink!“

„Uh!“ ſagte ſie nach dem erſten Schluck, „jetzt haſt ja gar einen Süßen.“

„Mach ans, mach aus, daß wir weiterkommen!“ drängte er.

Sie trank noch einmal und hübſch tapfer, dann eilte ſie in's Freie. Er hinter ihr nach, da hörte ſie einen dumpfen Schlag, und mit einem halbverhaltenen Schmerzensruf ſetzte ſich der Maurer an die Thürſchwelle.

„Was haſt Du? Was iſt geſchehen?“ rief ſie.

„Es iſt gleich wieder gut,“ ſagte er leiſe und hielt die Hand vor die Stirn. „Da, an dem verfluchten Thürpfoſten, habe ich mir den Schädel angeſtoßen.“

Sie ſchaute auf den Weg hinab, es gieng niemand mehr, und wenn auch, ſie hätte ja nicht um Hilfe rufen dürfen.

„Es iſt bald vorüber,“ ſagte er, „ein paar Tropfen Waſſer in der hohlen Hand, wenn Du mir bringen willſt.“

Er hatte ſich in die Hütte zurückgezogen und kauerte auf dem Stroh; ſie labte ihn, indem ſie mit der naſſen Hand über ſeine Stirne ſtrich.

„Ich danke Dir, meine liebe Agnes,“ ſagte er, „ich danke Dir recht ſchön. Ich kann nicht mit Dir gehen, ich werd wohl in dieſer Hütte verbleiben müſſen.“

„Um Gotteswillen!“ jammerte das Mädchen, „Maurer, hat's Dich denn ſo arg getroffen?“

„Nur um ein' Zoll tiefer, wenn der Stoß gegangen wär, bei der Schläfe — dann thät mir kein Kopf mehr weh, und — kein Herz mehr. Wär das Beſte für mich . .“ Er verdeckte mit den flachen Händen ſein Geſicht und beugte das Haupt vor.

„Julius!“ ſagte ſie, vor ihm hinkniend und mit ihren Händen die ſeinen faſſend, „Julius, was iſt Dir? Um des Himmels Willen! Julius!“

„Geh heim,“ hauchte er und ſank hin auf das Stroh, „laß mich — verſterben!“

Digitized by Google

„Verlassen thu ich Dich nicht!“ rief das Mädchen, „jetzt ist's mir schon alles Eins und ich bleib bei Dir, bis Du gehen kannst. Ruh' nur ein wenig, es wird bald besser sein. Du verdammter Thürpfosten!“

— Du verdammter Thürpfosten! Diesen Fluch hat das arme Wesen auch nach drei Wochen wieder ausgestoßen, als die Dornen sprossten aus dem Zweige, von dem sie die Rose gepflückt an jenem Abende in der Almhütte. Denn des Maurers Kopf war überraschend schnell heil geworden, als er auf ihrem Schoße konnte ruhen .. Und als es damals dunkel geworden, waren sie ihres Weges gegangen gegen Kinigl.

Von diesem Ereigniß am vierten Sonntag stand die Agnes am Lindenkreuz vor dem Dorfe, wo die Wege sich einen. Sie wartete auf den Maurer, der hier vorüberkommen mußte, Sie hatte ihm etwas zu sagen. Für ihn war's ja kein Unglück, denn er hatte sie gern und ihr's wohl heiß gestanden. Aber für sie! Der Anton gieng ihr nicht aus dem Sinn, der so gut und treuherzig war und den sie an jenem Abende so gottlos vergessen konnte. „Den Kopf möchte sie sich abreißen!“ Aber das hilft Alles nichts mehr — sie gehört dem Julius an. Vielleicht doch — so sann das Mädchen bei sich, während die alte Linde rauschte über dem Christusbild — vielleicht doch, daß sich Alles noch zum Guten wendet. Den Anton hat sie gern wie einen leiblichen Bruder, aber nicht anders, und sie wüßte nicht, ob sie ihn so hätte glücklich machen können, als den Julius, der sich das Leben genommen hätte ihretwegen!

Sie stand am Kreuze, bis die Kirchenglocken läuteten zur Predigt, und der Maurer kam nicht. Agnes gieng in die Kirche. Die Predigt war ihr recht erbaulich, sie handelte von den Freuden und Leiden des heiligen Ehestandes und Agnes nahm sich im Herzen vor, ein recht braves Eheweib zu werden. Nach der Predigt nahm der Pfarrer eine blaue Papiermappe zur Hand und verkündete den Maurermeister Julius Samsinger und die Kathrina Staude als Brautpaar.

Wie die Agnes aus der Kirche kam, sie wußte es selbst nicht. Unter der Friedhofsmauer stand sie, kreuzte die Hände über die Brust und sagte: „So, jetzt hast es.“

Erst als die Nacht kam und sie in ihrem Bette lag, hub sie zu weinen an und weinte die ganze Nacht.

Allerhand Gedanken und Fürnehmungen zermarterten jetzt ihr armes Hirn. Aber den einen Plan, von dem Maurer ihr Recht zu fordern, verwarf sie. Dieser Mensch ist zu schlecht, aus ist's. Doch zum Straßer-Wirt gieng sie und saß in der Wirtsstube einen halben Tag; aber die Gäste wollten sich nicht verlieren, giengen die Einen, so kamen Andere, und Mancher neckte das Mädchen und sagte, sie solle nicht so duselig dasitzen, sondern sich flink üben im Einschenken und Antreiben. Sie lächelte ein wenig dazu, aber die Wangengrübchen machten sich diesmal nicht so schalkisch, wie sonst. Endlich, als der letzte Gast, ein Kohlenbrenner, den Witz gemacht hatte, er bekomme weder als Kriegsheld ein Denkmal, noch auf dem Kirchhof einen Denkstein, so wolle er sich auf der Schiefertafel beim Straßer-Wirt verewigen lassen, und damit davongetorkelt war, wollte der Anton die Agnes an der Hand nehmen und fragen, wie es ihr gehe. Sie barg die Hand unter ihre Schürze und sagte: „Was hilft's, wenn Du sie jetzt nimmst, Du wirst sie doch nicht behalten.“

Was das heißen solle?

Sie war blaß wie die Wand, aber ihre Stimme zitterte nicht, da sie ihm jetzt Alles gestand. — „Jetzt weißt es, Anton,“ so schloß sie, sich rasch gegen den Ausgang wendend, „falsch sein kunnt ich nicht gegen Dich. Und jetzt

Digitized by Google

dank ich Dir für Deine Lieb, und dent manchmal an die arme Agnes."

Etliche Augenblicke lang war der junge Straßer-Wirt dagestanden, starr wie ein dürrer Baum.

Plötzlich schnellte er die Thür auf in das Nebenstübchen, riß dort das Schußgewehr von der Wand und wollte damit davonstürzen. Sie warf sich ihm entgegen: „Was willst Du thun?"

„Niederschießen muß ich ihn!" sagte er tonlos. Sie klammerte sich an seinen Arm. „Anton! Mein Anton!" kreischte sie, „nur das nicht! Du bist der Einzige ohne Schuld! Mach Dich nicht unglücklich! Anton!"

Bis zur Hausthür schleifte sie sich mit, dort schüttelte er sie mit einem Fluche ab und raste davon.

Sie blieb eine Weile bewegungslos kauern und starrte ihm nach. — Als Mörder kommt er zurück und stirbt am Galgen! Das konnte sie noch denken, dann verließen sie die Sinne.

Im Abenddunkel, während der Wirt abwesend war, um den Maurer zu suchen, kam ein Mann an's Wirtshaus, um in seiner bräutlichen Stimmung noch ein Glas Wein zu trinken. Als er an der Thürschwelle die Menschengestalt liegen sah, hob er sie auf, als er an ihr die Agnes erkannte, wollte er sie wieder zu Boden gleiten lassen, aber sie schlug die Augen auf, blickte ihn an und sagte wie träumend: „Julius, Du bist ein falscher Mensch!"

„Sei klug, Kind," flüsterte er ihr zu, „es soll begraben sein in meiner Brust, Du sollst Deine Ehren haben am Hochzeitstag, wie jede Andere. Ihr sollt Beide an mir einen Freund haben, sei klug."

„Laß das, Julius," sagte sie, „und bete Dein Sterbegebet. Oder fliehe, fliehe geschwind! er soll eines Wichtes wegen nicht zum Mörder werden."

„Bist Du wahnsinnig? Laß mich los!"

Sie zerrte ihn der Wand entlang: „Fliehe!" Da krachte schon der Schuß — mit einem Doppelschrei stürzten beide zu Boden.

Agnes durch den Hals, Julius in die Brust geschossen, so lagen sie aneinandergeklammert da in ihrem Blute.

Der Straßer-Wirt trat herbei, um sich noch an dem letzten Zucken des Schurken zu weiden. Als er an demselben auch seine Braut verbluten sah, schlug er ein gräßliches Lachen an.

Es war sein letztes Lachen gewesen auf dieser lustigen Welt.

Heilige Wunder.

Das war ein glühender Kampf der zwei jungen Eheleute. Mein Garten, in welchem ich arbeitete, stößt hart an ihr Haus und so mußte ich unfreiwilliger und wohl auch unbemerkter Zeuge sein, wie sie alle bräutliche Zier, die sie sich in den Tagen still aufkeimender Liebe, in den Tagen des Werbens, des Brautstandes, der Trauung und der Flitterwochen gegenseitig an das Herz gehangen hatten, nun roh und unbarmherzig herabrissen. Die Ursache des Streites habe ich nicht vernommen, aber ich habe gehört, wie sie sich gegenseitig alles Harte und Bittere sagten; sie schreiend, mit einer Stimme, die scharf wie Nadeln und Messer war; er grollend, in einem Tone, der dumpf und stumpf war, wie eine schwere Holz-

Digitized by Google

keule. Von Falschheit und Untreue hörte ich sie sagen.

„Du bist mein Unglück geworden!“ ruft er.

„Was ich denn hab verschuldet,“ schreit sie, „daß mich mein Gott so hart kann strafen, bei solch einem Menschen leben zu müssen!“

Er hat höhnenden Trotz, versinkt manchmal in finstere Ruhe. Sie gibt sich heftig und rasch aus, und ist sie mit ihren Vorwürfen zu Rande, so beginnt sie wieder von vorne, daß es wirklich zu hören ist, als nehme sein Sündenregister kein Ende. Ihre Stimme zittert, das einemal voll Wuth, das anderemal vor Schluchzen, ganz wie es in den Text paßt. Endlich haben sie sich so tief in ihr Elend hineingefeindet, daß sie den Tag verfluchen, da sie sich das erstemal gesehen, verfluchen ihre Liebe und Ehe und alles Gute, das sie sich gegenseitig angethan, verfluchen ihr Leben.

„Du bringst mich noch auf den Freidhof (Friedhof)!“ weint sie, „thu's bald, ich bitte Dich! Tausendmal lieber unter dem Rasen, als in diesem Haus!“

„Jetzt ist Alles aus,“ murmelt er und wankt davon.

Mir that das Herz weh. So brave Leute, vor sechs Wochen erst Hochzeit gehalten, beneidet und befreundet zugleich vom ganzen Dorfe! Und nun dieser wilde, plötzliche Bruch!

„Gottlob! Gottlob, wenn Alles aus ist!“ rief das junge Weib dem Manne nach und begann — so viel ich wahrnahm — Kasten und Laden auszuräumen und ihr Eigenthum in Bündeln zusammenzupacken.

Mir that das Herz blutig weh. Ob ich nicht den Vermittler zu machen hätte versuchen sollen? Es wäre damit ja kaum etwas mehr zu verderben gewesen. Mir selbst zitterten die Glieder so sehr, daß ich von meiner Arbeit ablassen mußte. Ich gieng, um mich zu beruhigen, hinaus über die Wiesen und Felder in den friedensheiteren Mainachmittag.

Es war eine milde, stille Luft, der Himmel war mit einer zarten, blassen Schichte überzogen, die sich hie und da zu leichten Wolkenballen verdichtete. Trotzdem brannte die Sonne manchmal so scharf und schwül herab, daß ich mich in den Schatten eines Lärchbaumes setzte, welcher in seinem lichten Grün still und freundlich zwischen den Feldern stand. Ich sah hinaus in's blühende Thal, hinab auf das Dorf, das scheinbar so friedvoll daliegt und doch so viel Leidenschaft und Unheil birgt unter seinen Dächern. — Von meinem Träumen erwachend, gewahrte ich, daß die Sonne mir in's Auge schien. War ich denn so lange hier gesessen, daß mittlerweile der Schatten sich wendete? Und hatte ich die Sonne denn jemals an so nördlichem Himmel gesehen, als sie jetzt stand, halb verdeckt hinter der milchigen Dunstschichte? Was war denn das? Ich stand rasch auf und sah nun am Himmel erst auch die eigentliche Sonne, fast noch an der Stelle, wo sie vorhin gestanden.

Zwei Sonnen! — In einer alten Urkunde des Dorfes war zu lesen, daß einst an einem Pfingstsonntag ein Hirt auf der Weide am Himmel zwo Sonnen gesehen habe. Es sei hierauf ein großes Sterben gekommen, aber nach demselben seien die Menschen so fruchtbar gewesen, daß auf den Gassen und Wiesen kleine Kinder wie Maikäfer herumgezappelt wären und man Acht haben mußte, keines zu zertreten.

Heute sah ich das Unerhörte, und es war nicht Einbildung, die zwei Sonnen standen vor meinen leiblichen Augen am Himmel. Etwa fünfzehn Grade weit standen sie auseinander; die südliche war so funkelnd, daß man sie nicht anblicken konnte, die nördliche war sanfter, fast größer, weiß wie der Mond, und ihr Rand war so scharf geschnitten, daß man ihn durch den leichten Schleier genau erkennen konnte. — Ich war tief erregt; nicht das „große Sterben“ fürchtete ich, das nun kommen

Digitized by Google

sollte, auch nicht die Kinder, die auf Gassen und Wiesen unzählig wie Maikäfer umkrabbeln werden — mich bewegte das heilige Wunder der Natur, das sich still und groß vor meinen Augen zeigte. „Ist es denn wirklich?“ fragte ich mich. „Träume ich nicht? Ach, wäre ein zweites Wesen hier, daß es mit mir sehen und mir die Wahrheit bestätigen könnte!“ — Das zweite Wesen war der Lärchbaum, der bestätigte mir die zwei Sonnen am Himmel, denn er hatte zwei Schatten. Sie lagen über dem grünenden Felde hin, der schärfere mehr gegen Norden, der sanftere ein wenig gegen Süden gelegt. Es muß in unserem Gliederspiele etwas Unwillkürliches sein, eine angeborene Gewohnheit: als ich jetzt wieder so zu den zwei wunderbaren Sonnen aufblickte, da wollten sich die Kniee beugen, die Arme streckten sich gegen Himmel und ich hätte was dafür gegeben, zu wissen, wen ich für dieses herrliche Naturspiel preisen, wem ich dafür danken dürfte.

Sachte begann endlich der zweite Schatten zu verblassen, die nördliche Sonne verlor ihre Ränder und floß gleichsam auseinander zu einer lichten Wolke, in deren Schichte die Wiederspiegelung stattgefunden hatte. Die andere, unsere liebe alte Sonne, stand klar und strahlend am Himmel.

In einer wahren Weihestimmung setze ich meinen Weg fort. Im Friedhofe, der feierlich ernst und doch fast freundlich einladend zwischen Feld und Flur liegt, kehre ich ein. An einem frischen Grabe stehe ich still und sinne darüber nach, wie es doch sein kann, daß von zweien Wesen, die auf ewig mit einander verbunden sind, das eine oben auf dem Rasen steht, die Wunder des Himmels sieht, die Nachtigall hört — und das andere ist da unten zu Erde geworden. Und wie mein lichtmüdes Auge sich senkt, sehe ich den erdigen Hügel nicht mehr, sehe ich zu meinen Füßen einen prangenden Flor von wilden Blümlein und Röslein. — Ist dieses Wunder nicht ebenso groß, als jenes vorhin am Himmel? Ist es nicht größer? — Wie die Menschen immer noch bangen mögen vor der dunklen Tiefe, die nimmer müde wird, Blumen herauf zu senden!

Wenn Schafe vor einem Muttergottesbild niederknieen, wenn ein aus Holz geschnitzter Christus Thränen vergießt, welch' triviale Wunder! Wenn auf dem Haupte eines Hirschen zwischen den Geweihen ein Crucifix wächst, wenn in der Christnacht das Rind in der menschlichen Sprache redet, welch kindische Wunder! Wenn der Lahme vor dem Gnadenaltar seine Krücke vergißt oder der Stumme davor plötzlich ein helles Loblied anstimmt, welch knechtisch eigennützige Wunder! Wenn in dunkler Kammer die Tische tanzen, aus der Wand ein Menschenarm hervorwächst und die Satzungen der Spiritisten niederschreibt, welch theatralische Wunder!

Von der heiligen Rosa wird erzählt, daß sie den christlichen Gefangenen verbotener Weise in einem verdeckten Korbe Brot zugetragen habe. Da fragte sie einst der Gefängniswärter, was sie im Korbe trage, und sie antwortete: Rosen. Der Gefängniswärter wollte ihr nicht glauben, sondern öffnete den Korb, und siehe, es waren — zum eigenen Erstaunen der Jungfrau — wirklich Rosen. Also hat der Herr seine fromme Dienerin beschützt. — Daß Geduld Rosen bringt, mag manchmal wohl auch ein Wunder sein, aber wenn eine Lüge Rosen bringt, das ist ein größeres; weitaus das größte jedoch ist, wenn das Grab Rosen bringt. Die heiligen Wunder Gottes sind zu groß, um bewundert zu werden; sie begegnen uns auf Schritt und Tritt, sie begleiten uns von der Stunde, da wir das Licht der Welt erblicken, bis zu jener, da das Auge bricht. Der sanft niedersinkende Herbst ist nicht minder voll von Wundern, als der aufblühende Frühling; der Erde unheimlicher Grund nicht minder wie des Himmels unend-

Digitized by Google

liche Höhe. Und wenn wir Menschen das Wunder am Ende gar noch begreifen, so ist es ja noch umso größer!

Jetzt war die Sonne untergegangen, das Thal, sonst voll des gesättigten Lichtes, lag im Dunkel und am dunklen Himmel standen Funken. Wer das mit reifen Sinnen das erstemal sähe!

Ich gieng dem Feldraine entlang bis zum Schachen, dort war eine Sitzbank, dort wollte ich ausruhen und träumend an die finsteren Tannenwipfel meine Jakobsleiter lehnen. Als ich gegen die Stelle kam, merkte ich, daß auf der Bank schon Jemand war. Der lag darauf hingekauert und stöhnte und schluchzte, daß sein Körper schütterte. Ich dachte gleich an meinen Nachbar, der heute mit seinem Weib die unselige Stunde gehabt. Ich schlich durch das Dickicht, daß ich hinter der Bank zu stehen kam; nun erkannte ich bestimmt, daß er's war. Sein Weinen hier in der einsamen Nacht, sein Weinen um ein verlorenes Leben war so herzbewegend, daß ich nicht den Muth hatte, zu ihm zu treten und ihn mit milden Worten zu trösten.

Wohl unversehens kam jemand Anderer, und das war sein Weib. Sie mußte ihn gesucht haben. Zagend schritt sie gegen die Bank, beugte sich nieder, legte ihre Hand auf sein Haupt und sagte leise: „Sei gut, Franz! Sei wieder gut!"

Er hatte sich erschrocken rasch aufgerichtet, mit der Hand deutete er heftig, daß sie ihm fern bleiben solle, blieb dann am anderen Ende der Bank kauern und suchte sein Schluchzen aufzuhalten, was ihm kaum gelingen wollte.

Sein Weib stand nun neben der Bank, unbeweglich wie eine Bildsäule. Endlich trat sie wieder einen Schritt näher und blieb wieder stehen — so viel ich im Dunkeln sah, ihr Haupt war tief gesenkt. Plötzlich stürzte sie auf ihn hin, nahm sein Haupt mit beiden Händen, küßte stürmisch sein Haar, seine Stirne und rief mit in Weinen getrübter Stimme fortwährend: „Franz! Franz!"

Dieser wehrte ab und fragte mit fremder Stimme: „Was willst Du von mir? Wir kennen uns nicht!"

Sie wich zurück. Eine lange Weile stand sie wieder unbeweglich da; er kauerte, den Arm auf die Lehne gestützt, an der Bank. Das Sternchen eines Johanniskäferchens schwebte umher, gleichsam als wollte es einen holden Kreis ziehen um das entzweite Ehepaar. Das Weib that einen tiefen Seufzer, kniete hin vor den Mann, hob die gefalteten Hände und bat: „Verzeihe mir, Franz! Schau, es ist in der Aufregung geschehen und ich weiß nicht, was ich gesagt habe. Franz! Schau mich an, Du bist mir ja der liebste Mensch auf der ganzen Welt. Wenn Du mich nicht gern hättest, ich könnt nimmer leben. Aber so viel gereizt kann ich sein, wenn mir etwas über die Leber lauft, und da thu ich leicht Unrecht. Mußt mir den Fehler verzeihen, es ist ja bald wieder gut und thuts mir selber am meisten weh. Du bist ja so gut. Du bist eine Bessere werth, als ich bin — ich will's werden. Franz!"

Mit ihrer Schürze trocknete sie ihm auf der Wange die Thränen: „Sei gut, mein Alter, ich kann Dich nicht weinen sehen. Ich will Dich nicht mehr kränken, Du bist mein liebes Herz...." Vor Schluchzen konnte sie nicht weiter sprechen. Er fuhr auf und riß sie mit beiden Armen an seine Brust und preßte sie an sich und küßte voller Leidenschaft ihre Augen, ihren Mund....

O heiliges Wunder! Zwei Leute, die wenige Stunden früher so bitter uneinig gewesen, daß man glaubte, es sei zwischen ihnen keine Versöhnung und kein Verständnis mehr möglich, waren hier in weicher, friedsamer Nacht so einig und eins, wie das bei zwei jungen Menschen, wovon Jedes in einer besonderen Haut steckt, nur immer möglich ist.

Als ich hierauf nach Hause ge-

Digitized by Google

kommen, die wunderbaren Erfahrungen dieses Tages meinem alten Vetter erzählte, sagte dieser: „Es sind wunderbare Ereignisse, es sind sehr wunderbare Ereignisse! Bedenkest Du aber wohl, was an Allem noch das größte Wunder ist?“

„Du meinst wohl die zwei Sonnen?“

„Nein, ich meine die Frau, die ihren Fehler einsieht.“ R.

Familie Lola.

Geschichte eines Vögleins. Von **Paul M. Lacroma.**

„Man soll Thiere nicht quälen und auch nicht muthwilligerweise ihrer Freiheit berauben!“

„Aber, Mama, ich quäle das liebe Vögelchen doch nicht mit meinen Liebkosungen? Und Pave hat ihm auch weder eine Schlinge gestellt, noch durch eine Leimruthe seiner Freiheit beraubt. Ganz zufällig fiel ihm das liebe Ding in den Schoß, während er sein Mittagsbrod aß. Was war demnach natürlicher, als mir, einer so passionierten Thierfreundin, die junge Amsel zu bringen, die offenbar vorzeitig flügge geworden und ihre Flucht aus dem beschützenden Familienkreise nun schwer genug durch lebenslängliche Gefangenschaft büßen muß ... Oder soll ich das arme Thierchen, das kaum die Flügel zu regen weiß, seinem Schicksale überlassen?“ —

„Nun, wenn Du kleiner Naseweis, dies Schicksal besser zu gestalten vermeinst, so sei es denn in Gottes Namen.“

Mit diesen Worten war Lulu, oder richtiger Lola, wie man sie später nannte, in der Familie Braun installiert, und da ein gütiges Geschick sie in eine recht vermögliche Familie verpflanzt hatte, gieng es dem Thierchen auch ganz famos.

Die jüngste Tochter des Hauses, ein ziemlich muthwilliges, in ländlicher Ungebundenheit aufgewachsenes, vierzehnjähriges Mädchen, schloß Lola in ihr junges Herz, das dem lieben Vögelchen eine warme Neigung widmete. Natürlich bekam Lola einen wunderschönen großen Käfig, aus dem sie auch zeitweilig heraus durfte, um ihre Gefangenschaft nicht gar so sehr zu fühlen. Das Thierchen wurde gar bald so zahm und gelehrig, daß es mit der Familie speisen durfte, ja, selbst wenn Gäste anwesend waren; denn Lola nahm die Mehlwürmer und sogar ihr Lieblingsfutter, rohes Fleisch, nur auf Commando aus der flachen Hand, ohne jemals irgend wen durch Zudringlichkeit zu belästigen.

So vergieng ihr der Winter in den warmen Stuben recht angenehm, ohne daß sie Ursache gehabt hätte, ihre Gefangenschaft zu *fühlen*. Als aber das Frühjahr heranrückte und gar der prächtige Mai in's Land zog, ward Lola sehr unruhig und traurig.

Ihre kleine Herrin verstand den Freiheitsdrang des Thierchens gar wohl. — Ergieng sie sich doch selbst für's Leben gern in Feld und Flur! Und da Lola durchaus kein Lulu war, wie man anfänglich meinte und demnach jegliche Hoffnung auf ihren schönen Gesang zunichte ward — sie zwitscherte sogar ganz miserabel — faßte Fräulein Lidy Braun den heroischen Entschluß, ihrem Liebling die Freiheit zu schenken.

Das junge Mädchen wußte zwar noch nichts von Heine's: „Im wunderbaren Monat Mai, wo alle Knospen sprangen, da ist in meinem Herzen die Liebe aufgegangen,“ weil sie Heine ganz einfach nicht lesen durfte, und würde demnach Lola's Nervosität des-

Digitized by Google

halb wenig Rechnung getragen haben. Doch das ernste Studium der Weltgeschichte betrieb Lidy gar eifrig und darin fand sie denn auch den ersten Impuls für Lola's Glück.

Sie studierte eben mit ihrer Gouvernante die Geschichte des alten Römerreiches und dessen Sitten und Gebräuche, da fiel ihr der Passus besonders auf, daß die Mächtigen des Reiches bei besonders festlicher Gelegenheit einem Sclaven die Freiheit zu schenken pflegten.

So beschloß denn das romantische Mädchen dasselbe, wenn auch blutenden Herzens, mit ihrer Lola zu thun. Der bevorstehende Geburtstag der Mutter gab ihr die erwünschte Veranlassung dazu, und flugs stand auch schon am Festesmorgen der elegante Bauer Lola's am angelweit geöffneten Fenster.

„Mama!" rief das begeisterte Mädchen enthusiastisch aus, „ich will Deinem Geburtstag zu Ehren, den alten Römern gleich, einem Sclaven die goldene Freiheit schenken! — Lola, Du bist frei, frei wie der Vogel in den Lüften, deren klaren Aether Du nun ungebunden durchsegeln kannst." Lola verstand es zwar nicht, die pathetische Ansprache völlig zu würdigen, ließ sich's aber dennoch nicht zweimal sagen, sondern flog lustig von dannen.

Beklommen sahen ihr die feuchten Augen ihrer Herrin nach, welcher die heroische That sehr nah zu gehen schien, und welche am liebsten laut aufgeschrieen hätte vor bitterem Weh. Sie wußte sich aber von der ganzen Familie beobachtet und hielt sich denn auch sehr tapfer, da Alle einstimmig ihren guten Einfall lobten. Ob dem hochherzigen Mädchen aber das auserlesene Mittagsmahl besonders gemundet hätte, wenn — Lola hiezu nicht beim offenen Fenster hereingeflogen wäre, bleibt sehr fraglich. Gewiß ist nur, daß beim Anblick ihres Lieblings die am Morgen mühsam verhaltenen Thränen in Strömen über Lidy's volle Backen herabflossen, so daß die Rührung die ganze Familie zu übermannen drohte. Doch, die possierlichsten Späßchen Lola's, welche kreischend ihren gewohnten Platz am Tisch unflatterte und darüber, daß für sie nicht gedeckt war, empört schien, gab Allen die nöthige Fassung und die für ein Geburtstagsessen unumgängliche Heiterkeit zurück.

Während die Familie Braun das gewohnte Nachmittagsschläfchen hielt, flog Lola wieder davon, kam aber des Abends neuerdings zurück und quartierte sich in ihrem Käfig ein. So trieb sie's Wochen und Wochen, zum Gaudium Lidy's, der das liebe Thier auf ihren Spaziergängen folgte und stets, schon beim ersten Ruf, aus seiner luftigen Höhe, auf der Herrin Finger herabschwirrte.

Auf einem dieser Ausflüge wäre Lola beinahe auf gräßliche Art um's Leben gekommen. Ein Habicht schoß plötzlich auf das arme Thierchen hernieder, streckte seine mörderischen Fänge nach Lola aus und würde auch unfehlbar mit seinem armen Opfer entflohen sein, wenn ihn nicht ein wohlgezielter Schuß niedergestreckt hätte. Lidy's ältester Bruder war es, der dem tückischen Räuber die Beute entriß. Der Junge oblag in nächster Nähe seinen mit Passion durchgeführten Schießübungen, und seinem sicheren Auge und festen Puls glückte es, den allgemeinen Liebling vor dem grausamsten Tode zu erretten. Lola war zwar nicht allein mit dem bloßen Schreck davongekommen, da sie bei dem Sturze von ziemlich beträchtlicher Höhe, wenn auch auf weichem Saatfelde, ein Beinchen brach, wie die Geschwister sofort bemerkten, die sich natürlich beeilten, Lola aus der tödtlichen Umarmung des verendenden Raubthieres zu befreien; doch blieb es immerhin ein halbes Wunder, daß ja Lola überhaupt noch lebte.

Triumphierend kehrten die Geschwister heim und erzählten ihr Abenteuer.

Der Habicht wurde ausgestopft

Digitized by Google

und prangte später im Zimmer des jungen Nimrods. Lola wurde regelrecht verbunden und sorgsamst gepflegt bis zu völliger Genesung. Ihr erster Ausflug galt aber der goldenen Freiheit in des Wortes vollster Bedeutung; denn sie kehrte nicht mehr heim. Sommer und Herbst wartete Lidy vergeblich Tag um Tag auf ihren gefiederten Liebling; doch Lola kam nicht wieder.

Unter diesen Umständen, die in Lidy's lustiges junges Leben einen bitteren Wermuthstropfen mengten, fand es das zuweilen von fast melancholischen Anfällen heimgesuchte Mädchen durchaus nicht gar so schrecklich, das traute Vaterhaus verlassen zu müssen, um in einem Institute der Residenz ihre Erziehung zu vollenden. Als aber der Tag des bösen Trennungswehes von Eltern und Geschwistern, von Haus und Hof immer näher heranrückte, griff es Lidy dennoch gar gewaltig an's junge Herz, so daß es ihr fast als Erlösung galt, als die theuere Mutter am gefürchteten Tage leicht erkrankte und von einer Abreise nun nicht mehr die Rede sein konnte.

Das durchaus ungefährliche, doch langwierige, im Orte herrschende Wechselfieber, zog sich so tief in den Herbst und Vorwinter hinein, daß für dies Jahr für Lidy von einem Aufenthalte im Institute ganz abgesehen wurde.

Eiskalt, traurig und öde trat der Winter seine Herrschaft an und brachte sogar einen für den südlichen Himmelsstrich ganz fremden Gast, den Schnee, in's Land.

Lidy war natürlich nach echt sorgloser Jugendart entzückt über die schöne, weiße Landschaft mit den immergrünen Lorbeeren- und Olivenbäumen, den prächtigen Thujen- und Myrthenhecken, die nun alle, wie verzuckert und verzaubert im blendend weißen Schmucke prangten. Ihr gieng es freilich gut! Sie durfte sogar in den sonnigen Stunden in ihrer warmen Kleidung auf den knisternden Schnee hinaus und Bälle werfen mit den ebenso warm bekleideten Brüdern; doch, als das gutherzige Mädchen auf ihren Ausflügen die unglücklichen Kinder der Armut, frierend und zähneklappernd vor Frost und Kälte, begegnete, schwand das mutwillige Behagen an der Neuheit der Situation wie Spreu im Winde.

Lidy erbat sich's von den Eltern als Weihnachtsgeschenk, die Armen bekleiden zu dürfen; doch ihr edles Herz bedachte nicht allein die Bettelkinder der Umgebung, sie sorgte auch für die gefiederten Bewohner ringsumher, die ja noch schlechter dran sein mußten. Mit Wehmut gedachte das zartfühlende Mädchen der lieben, theueren, so undankbaren Lola, die sich nicht mehr blicken ließ, und die vielleicht dem Froste zum Opfer gefallen. Von ihrem eigenen Taschengelde schaffte sich Lidy das verschiedenartigste Vogelfutter an, das sie jeden Morgen eigenhändig auf die sorgfältig vom Schnee gereinigte Terrasse streute.

Da gieng's denn auch früh Morgens gar lustig zu. In Scharen kamen die armen Vögelchen, groß und klein, herbeigeflogen. Ein Zwitschern und Picken und Geschäftigthun ohne End, ein Flügelschlagen und Schnabelaufreißen um die Wette entwickelte sich alltäglich, wobei die komischesten und zuweilen auch boshaftesten Scenen eifersüchtiger Tücke nicht fehlten.

Lidy traute ihren Augen kaum, als sie eines Morgens, bei besonders starker Kälte, die sie sogar nöthigte, vom Fenster aus ihr Liebeswerk auszuüben, unter den emsig pickenden Vögeln, eine hinkende Amsel erblickte.

Es konnte nur Lola sein, der dies Kennzeichen von ihrem Abenteuer mit dem Habicht geblieben.

Fast übermannt vor Freude, rief Lidy das theuere Thier, das denn auch sofort auf's Fenster geflogen kam, als es den liebgewohnten Laut ihres Namens vernahm. Lola ließ sich aber

Digitized by Google

nur mit unverkennbarer Nervosität von ihrer einstigen Herrin küssen und herzen. Sie schielte immer wieder mit ängstlichem Blicke zur lustig pickenden Vogelschar hinab und als Lidy sie wieder freigab, flog sie in den dichtesten Haufen hinein, gestikulierte und conversierte auch offenbar in ihrer für unsereins unverständlichen Sprache mit den übrigen Freigästen, von denen ihr endlich fünf zu Lidy's sprachlosem Erstaunen auf's Fenster nachgeflogen kamen. Da verzehrten sie denn nun in aller Gemüthsruhe und ohne jegliche Rivalität das reichlichst aufgestreute Futter.

Es war zweifellos Lola's Familie, die das Thierchen der jungen Herrin in dankbarer Erinnerung vergangener Tage vorstellte. Die prächtige, große schwarze Amsel mit dunkelgelbem Schnabel, war wohl der schöne Missethäter, der Lola's Rückkunft zum heimischen Herd verhinderte, und die dem majestätischen Familienoberhaupte hoffnungsvoll nachgedeihenden kleinen Amseln hatten wahrscheinlich der jungen Mutter so viel zu thun gegeben, daß ihr keine Zeit zu überflüssigen Visiten geblieben. Von nun an kamen aber die lieben Thierchen alltäglich vertrauensvoll auf's Fenster geflogen und schienen sich in ihrer bevorzugten Stellung der übrigen Vogelwelt gegenüber nicht wenig zu gefallen. Lola ließ sich von ihrer Herrin küssen und herzen wie ehedem, allein ihrer Familie durfte Lidy allerdings nicht zu nahe treten. Sie hütete sich wohl auch, die lieben Thierchen zu verscheuchen, die bis tief in den Februar hinein das gastliche Fenster aufsuchten; doch, als der heranrückende März laue Lüfte und warmen Sonnenschein brachte, war Lola sammt ihrer Familie entschwunden, und im nächsten Winter war das hochherzige Mädchen die Gefangene, die von der strengen Instituts-Clausur nicht sobald freigegeben wurde.

Nur bis zum K —

Eins aus der Jugendzeit von P. K. Rosegger.

Wenn ich just nichts Besseres zu thun habe und mich erholen will von den Segnungen unserer Zeit, ziehe ich meine alte Spielzeuglade hervor und spiele wie ein Kind.

Diese Spielzeuglade sind meine Jugenderinnerungen, in denen ich eben wieder krame und nun auch einmal die Threserl heraushole. Die kleine, arme Threserl, die keine Mutter hatte und keine Großmutter, wohl aber eine Urgroßmutter, welche als Pfründnerin der Gemeinde von Haus zu Haus gieng, um für sich und ihre Urenkelin Lebensmittel zu sammeln. Die alte Trauschin war sie geheißen. Sie ward oftmals, nicht bloß von ihrer Gicht, sondern auch von ihren Mitmenschen erinnert, daß sie schon stark über achtzig Jahre alt sei. Aber sie starb nicht, hingegen war sie besorgt, soweit es möglich, Niemand im Wege zu stehen und sich stets bescheiden in den Winkel zu ducken, in welchem ohnehin Niemand war, als Mäuse und Spinnen. Das war im halbeinsinkenden Haarstübel des Grenggbauers. Das tagsüber Erbettelte genossen sie dort des Abends zusammen, die Trauschin, die Threserl und die Mäuse. Die Spinnen hatten ihre ergatterten Fliegen, und so war in dem Haarstübel eitel Wohlleben.

Digitized by Google

Die alte Trauschin war aber ein sehr hochfahrendes Weib; als die kleine Threserl sieben Jahre alt wurde, schickte sie das Kind in die Schule, daß es die gelehrten Sachen: Lesen, Schreiben und Rechnen lernen sollte. So wurde die Threserl zur Zeit, als unser alter Wanderschullehrer beim Holzbauer die Schule aufgeschlagen hatte, meine Schulgenossin, die sie an zwei Jahre lang blieb, ohne daß sie jemals ein Wort zu mir sprach. War ihr etwas recht, so nickte sie hastig mit dem Köpfel, war ihr etwas nicht recht, so that sie mit ihrem kleinen spitzen Ellbogen einen Stoß nach rückwärts, aber nur, wenn Niemand dahinter stand. Sie war sehr gutmütig, und wenn sie von schlimmen Kameraden geneckt wurde, so gab sie der Luft einen Ellbogenstoß, und es war wieder gut. Ein dunkelblaues, dünnes Kittlein hatte sie an, im Winter wie im Sommer, und wenn sie gefragt wurde, ob ihr nicht kalt sei, so schüttelte sie den Kopf, an welchem das rothe, verfrorne Näslein war. Wir hatten sie gern, denn wenn man ihr was anthat, so verklagte sie Niemanden beim Schulmeister, und wenn man ihr auf die Zehen trat, so stieß sie mit dem Ellbogen nach rückwärts, und das that uns nicht weh. Sonst war sie in Allem sehr ordentlich, klug und gefällig, in Manchem aber fast stolz.

Eines Tages wurde ihr von einer Schulgenossin vorgeworfen, daß sie ein Bettelkind sei. Die Threserl sagte nichts darauf, erst nach der Schule, als längst kein Mensch mehr an das arge Wort dachte, gieng sie zu der Schulgenossin und sagte ihr ganz ruhig und leise in's Gesicht: „Es ist den Leuten ihre Schuldigkeit, daß sie uns aushalten, die Ahne, weil sie nicht mehr arbeiten kann, und mich, weil ich noch nicht arbeiten kann. Betteln thun wir nicht." Wir Anderen wußten zur selben Stunde nicht, was die Threserl gesagt hatte, wir sahen nur, wie ihre Schulgenossin plötzlich im Gesicht feuerroth wurde.

Was das Lernen des Mädchens anbelangt, so sagte der Schulmeister, wenn er darüber befragt wurde, nichts als: „Es ist halt ein Kreuz!"

Die Threserl hatte es nämlich nach dem ersten Schuljahre im A-B-C nur bis zum K gebracht. Das L merkte sie sich nur bedingungsweise, nämlich, wenn sie das K wieder vergessen durfte. Mit dem Schreiben und Rechnen gieng es nicht anders. Zwei und zwei wäre vier, das wußte sie, nachdem es ihr der Schulmeister eine Woche lang, jeden Tag mehrmals mit unermeßlicher Sanftmuth gesagt hatte. Dann kam der Sonntag. Als am Montage wieder gefragt wurde, antwortete die Threserl: „Zwei mal zwei ist —" da blieb sie stecken.

„Ist vi—," half ihr der Schulmeister drein.

Da sagte sie: „Zwei mal zwei ist viel."

So hatte der gute Mann wohl recht mit dem Seufzer: „'s ist halt ein Kreuz!"

Weil denn das gute, kleine Dirndl gar so einfältig war, so haben wir es eines Tages überlistet. Wir halfen Alle zusammen und der Schulmeister half auch mit.

Es war am Tage des heiligen Nikolaus. Jedes von uns, die wir des Morgens in die Schule kamen, hatte die Säckel voll Sachen, die der Nikolo in der Nacht gebracht und in die Schuhe gesteckt hatte. „Was hast Du bekommen?" fragte Eins das Andere, „was hat er Dir gebracht?"

Wir zeigten einander unsere Schätze: Aepfel, Nüsse, Lebkuchen, Obstbrot und dergleichen, und betrieben unter einander einen schwunghaften Tauschhandel.

Als denn auch die kleine Threserl — sie blieb immer gleich klein — gefragt wurde, was ihr der Nikolo gebracht, war sie über eine solche Frage schier erstaunt. Was soll denn ihr der Nikolo bringen? Nichts.

Jetzt hub sie uns an zu dauern, denn unsere Herzen waren an diesem

Digitized by Google

Tage warm vor Freude. So machte Einer von uns den Vorschlag, wir sollten die Threserl beschenken. Er, der es sagte, war auch der Erste, der ihr den Apfel in die Hand drücken wollte. Das kleine Dirndl aber machte die Hand zur Faust, noch bevor etwas drinnen war, und stieß mit dem Ellbogen nach rückwärts.

„Sie nimmt nichts," sagte der Junge verblüfft.

„Sie nimmt nichts," murmelte Eins dem Andern zu, und das hörte der Schulmeister.

Er gieng hinaus, kam wieder herein und sagte: „Wo ist denn die Threserl?"

Sie zeigte mit dem Finger auf.

„Threserl," sagte der Schulmeister, „Die Bäuerin thäte Dich ein wenig brauchen draußen in der Küche. Es sind ihr die Hühner aus der Steigen gekommen und Du möchtest ihr sie einfangen helfen."

Das Dirndl gieng hinaus. Und als es draußen war, nahm der Schullehrer von der Wand einen alten Buttenhut, wie wir den Cylinder nannten, den er von einem Dechanten geschenkt erhalten hatte. Wir meinten anfangs, er wolle ihn aufsetzen und es wäre die Schule aus. Der Lehrer aber sagte: „Der heilige Nikolaus hat den kleinen Fehler, daß er gerade den ärmsten Kindern nichts einlegt, weil er glaubt, diese könnten ihre Sachen von anderen guten Kindern zusammenbetteln. Nun will und kann aber die Threserl nicht betteln. Obst hat sie gewiß auch gern und wer weiß, wie lange sie schon keinen Lebkuchen mehr gegessen hat. Ich stelle meinen Hut auf den Tisch."

Mitten auf den Tisch, um den wir mit unseren Bücheln herumsaßen, stellte er den Buttenhut. Wir verstanden und Jedes warf Lebkuchen, Nüsse, Birnen und allerhand hinein, bis die schwarze Butten voll war und sogar einen hohen Gupf hatte. Dann faßte der Schulmeister den Hut mit beiden Händen und stellte ihn hinten hinauf in den Ofenwinkel.

Nach einer Weile waren draußen die Hühner glücklich in der Steigen. Die kleine Threserl kam herein und setzte sich still an ihren Platz.

Bald hernach sagte der Lehrer: „Jetzt wollen wir aber doch einmal sehen, was unsere Threserl Alles kann. Sie soll uns einmal in ihrem Taferl das A zeigen."

Die Threserl zeigte richtig auf den ersten Buchstaben hin.

„Brav!" sagt der Schulmeister, „und jetzt auch das e, den kleinen mit dem Fensterl."

Sie fand ihn.

„Gut!" rief der Schulmeister mit gehobener Stimme. „Und jetzt noch das i."

— Aha! dachte sich die Threserl, das i, das wird der mit dem Kopf sein. Wenn das i keinen I-Punkt hätte, es wäre schwer zu erkennen. Sie suchte es wohl ein Weilchen — da ist es.

Nun nahm der alte Schulmeister eine Prise, — denn damals schnupfte noch Jedermann, besonders der sich mit Gelehrsamkeit abgab — und sagte: „Weil die Threserl Alles so brav kann, so wird gewiß auch ihr der heilige Nikolaus was gebracht haben. Wenn man nur wüßte, wo er's hingestellt hat!"

„Auf den Ofen!" riefen mehrere.

„Schaut Ihr in Enere Bücher," verwies er die Vorlauten. „Auf den heißen Ofen wird der Nikolo etwas stellen! Daß es gebraten würde, was schon gebacken ist!"

— Mir scheint," unterbrach er dann sich selber, hinter dem Ofen ist heut wieder die Katz! Es spinnt schon wieder so. Geh geh, Threserl, jage sie hinaus."

Als das Dirndl diensteifrig in den Ofenwinkel hinaufkroch, um die Katze zu suchen, sagte sie plötzlich halblaut: „Da ist was."

Sie deutete auf den gefüllten Cylinder.

Digitized by Google

„Aha!“ schmunzelte der Schulmeister, „aha! Was hab ich denn gesagt? Ein ganzer Hut voll guter Sachen steht da oben — für die Threserl. Wart, Dirndl, ich lang Dir sie herab. So. Das gehört Alles Dein. Pack an. So, so.“

Da war das kleine Dirndl wohl ein wenig überrascht. Mit seinen veilchenblauen Rundaugen schaute es drein und faltete die Hände, denn bitten muß man um Alles, auch wenn man sich's mit der Bravheit verdient hat.

Nach der Schule hub sie denn alsbald zu kunspern an. Sie aß aber nicht viel, that das Gut-Ding in ihr Sacktuch, band es sorgfältig ein und trug es der Ahne heim.

Die Trauschin merkte freilich wohl, wie das einfältige Kind überlistet worden war, sagte aber nichts, sondern freute sich der Menschen, die ausnahmsweise einmal so gutherzig betrügen.

So weit wäre Alles gut gegangen mit der kleinen Threserl. Denn, daß sie die Lese- und Schreibzeichen nicht zu lernen vermochte, das ist kein Unglück für ein Dirndl, welches nicht einmal genug erlebt und zu sagen hat, um die Zunge ordentlich zu beschäftigen. — Ich könnte die Geschichte somit enden lassen und es wäre vielleicht das Beste, aber meine Zuhörerinnen wollen alle wissen, wie sich die Threserl später zurechtgefunden hat, als die Ahne schon unter dem Rasen lag und die erwachsene Threserl darauf stand wie ein stilles, freundliches Blümlein.

Ja, da machte sie auch noch die Hand zur Faust, bevor etwas drinnen war und stieß mit dem Ellbogen aus und stieß ihn denen Burschen scharf in die Seite, wenn sie sonst nicht weitergiengen. Nun war aber Einer, der stellte sich so zu ihr hin, daß sie ihm mit dem Ellbogen nicht beikonnte. Es war der Dock-Ferdl, der einmal in der Stadt auf der Hochschule gewesen. Er hatte damals ein enges Beinkleid angehabt und hohe Stiefeln, die über die Knie hinauf Schaufeln machten, und ein Tellerchen auf dem Haupt, welches ohne Kopfbedeckung war, und einen dicken, weißknopfigen Prügel in der Hand, der für einen Spazierstock zu kurz und zu plump gewesen, und den der Musensohn „Todtschläger“ genannt. Und er hatte auch eine Hundspeitsche, zu der er sich endlich auch einen großen Hund anschaffte. Er trank zuweilen sein Bier aus Stiefeln, und wer ihn etwa mit einem unvorsichtigen Auge anblickte, den forderte er auf's Messer. Sein breites Gesicht war für solche Händel das Notizbuch. — Dieser Mensch ist uns über unsere arme Threserl gekommen.

Schuld daran waren die Professoren, die ihn allemal geworfen hatten, so oft er ihnen seine Weisheit nicht darlegen wollte. Da machte er sich lange Ferien, zog im Lande umher, und weil er im unteren Mürzthal einen Verwandten hatte, so kam er häufig in unsere Gegend. Es gefiel ihm nämlich bei uns die Natur.

Weil der Dock-Ferdl im Gesichte so viele Wunden hatte, so empfand die gute Threserl Erbarmnis für ihn und sie stieß ihn nicht mit dem Ellbogen. Er konnte auch so munter scherzen, so freundlich plaudern, sie hätte es nie geglaubt, daß ein vornehmer Herr mit einem niedrigen Bauerndirndl so leutselig sein könne. Als sie schon näher mit ihm bekannt war, bat sie ihn eines Abends, daß er — wenn er einmal Geistlicher sei — für sie eine heilige Messe lesen solle. Weiß Gott, wie lang ihre arme Seele im Fegefeuer sein müsste.

„Wer wird an so was denken!“ sagte der Ferdl, „So jung und schön, und solche Gedanken!“

„Ferdl!“ hauchte sie und legte ihre Hand auf seinen Arm. „Ich werde den heurigen Winter nicht überleben.“

„Oho!“ lachte der Ferdl auf.

„Du lachst jetzt,“ sagte sie, „ich weiß es aber gewiß.“

Digitized by Google

Er lachte weiter.

„Ich bin auch willig," sagte sie, „ich hab's verdient. — Nur Du sollst nicht zu traurig sein, meinetwegen, das ist mein Kummer."

„Na, na, na, na!" machte der Ferdl und klopfte ihr auf die Achsel. Wird sicherlich ein guter Trost gewesen sein, denn die Threserl hat nichts mehr vom Sterben und Traurigsein gesagt.

Gegen den Spätherbst hin, als alle Vögel schwiegen und alle Blätter gilbten, konnte es den Naturfreund natürlich nicht mehr fesseln in unserer Gegend. Er zog in ein schöneres Land, hatte aber zwei Denkmäler hinterlassen: das eine in dem Herzen der Threserl, das andere auf der Schiefertafel des Wirtes zu Sanct Kathrein.

Ich kann mich nicht erinnern, ob darauf ein besonders strenger, ungesunder Winter folgte. Gegen Weihnachten hin beklagte sich der Pfarrer sogar, daß er dies Jahr nicht auf seine fünf Leichen gekommen wäre. Statistisch erwiesenermaßen verringern sich in so sterbeträgen Zeiten auch die Kindstaufen. Und zu Hohn und Spott noch ewig die blöden Witze vom runden Pfarrerbäuchlein!

Im Jänner, bald nach Neujahr, hatte der dreinndneunzigjährige Almhofer — überhaupt ein braver Mann — das Einsehen und starb. Im März darauf kam der Stockberg-Martin unter den Kohlenwagen. „Ein unnöthiger Tod!" sagten die Leute, „der hätte noch vierzig Jahre leben können."

Der Pfarrer aber meinte: „Es muß sich die Ziffer wieder ausgleichen und der Tod will seine Ursach haben."

Gegen Ende April, als von den Bergen das letzte Schneewasser niederrann, wurde eines Tages aus dem Dorfe eine Frau geholt in den Zeilhof zu einer jungen Dienstmagd. — Wenige Stunden später kam der Bote um den Arzt und um den Geistlichen. Die junge Dienstmagd hörte man herzzerreißend schreien, so daß sich vor dem Zeilhofe Leute ansammelten.

„Das müssen höllische Schmerzen sein, wenn die einmal schreit!" sagten sie zu einander.

Am Frühmorgen des nächsten Tages waren die Schmerzen vergangen. Die junge Magd lag in ihrem Bette, blaß wie Kreide, und redete laut. So viel und so laut hatte sie noch Niemand sprechen gehört. Sie bat um Verzeihung, wenn sie Jemanden beleidigt hätte, sie nannte das Kleid, das man ihr anziehen sollte — ein weißes Linnengewand war's, das sie noch von der Ahne hatte — sie gab Jedem die Hand und bat um ein kurzes Gedenken, endlich hob sie die Hände und rief aus: „Ferdinand! Ferdinand! Du bist mein Verderben. Sonst könnt ich als reine Jungfrau sterben!"

Das waren ihre letzten Worte gewesen, die sie verständlich gesprochen. Ein paar Stunden später läutete auf dem Thurm das kleine Glöcklein.

Von all dem hätte ich nichts erfahren, denn ich arbeitete als Handwerker in anderen Gegenden umher. Da trat der Heiden Marrel in unsere Stube, brannte sich eine Pfeife an und fragte, ob ich mich noch erinnern könne an die kleine Threserl, die mit uns einst in die Schule gegangen wäre?

„Das Barfüssel mit dem blauen Kittelein?" fragte ich.

„Dieselbige," sagte er, „der wir einmal den Nikolo haben gespielt."

„Und die wir immer ausgelacht haben, weil sie es im A-B-C nur bis zum K hat gebracht? wo ist denn Die jetzt?"

„Im Zeilhof liegt sie auf der Bahr," sagte der Marrl. Und ich bin heut' deswegen da. Du und der Zetel-Zenz und der Grabenberger Natz und ich, sonst weiß ich keinen mehr, die wir zusammen in die Schul 'gangen sind. Wie ich gehört hab, daß sie die

Digitized by Google

Threserl nur gleich so hineinschieben wollen, weil sie aus solchem Anlaß gestorben — der fremde Student soll Schuld sein — und auch kein Geld da ist: so hab ich mir gedacht, wir vier sollten zusammenstehen, daß unsere Schulkameradin ein ordentliches Begräbnis kriegt."

„Ich bin schon dabei."

„Und die anderen zwei hab ich auch schon," sagte der Marrel. So ist es hernach gewesen, daß am Tage des ersten Mai alle Glocken haben geläutet, daß der Pfarrer bei der Einsegnung den schwarzen goldverbrämten Kirchenmantel hat angehabt, und daß wir vier Innggesellen den Sarg der Threserl auf den Kirchhof haben getragen.

Und als ich hinabschaute auf die tannenhölzerne Todtentruhe, die tief im engen Grabe stand und halb schon mit schwarzer Erde bedeckt war, da dachte ich ihr nach: Arme Threserl! So wie Du es dazumal im kleinen A-B-C der Schule nicht weiter hast gebracht, als bis zum K, so bist auch im A-B-C des Lebens bloß gekommen bis zum K—. Und Dein heißes Ziel ist L gewesen. Das ist der Buchstabe, mit welchem Schriftkundige jenes Wort beginnen, dessen Inhalt Allen zu Lust und Leid, Vielen zum Segen, Manchen zum Verderben wird.

Im Süden.

Von **Adolf Pichler.**

An Marie.

I.

Noch einmal möcht ich fühlen Schmerz und Lust,
Wie sie einst wild durchwogten meine Brust,
Noch einmal möcht ich in Dein Auge sehn,
Dann will ich gern in die Verbannung gehn.

Dort ragt ein Fels, so starr und wettergrau,
Empor in Deines Himmels lichtes Blau,
Doch wenn im West die Sonne still verglüht,
Ist er von Flammenrosen hell umsprüht.

Zu Seiten Dir umfließt der Abendthau
Ein Rosenknöspchen in der grünen Au,
Es dehnt sich schwellend, bis die Hülle springt
Und in den Kelch die Frühlingssonne dringt.

Noch einmal möcht ich fühlen Schmerz und Lust,
Wie sie einst wild durchwogten meine Brust,
Noch einmal möcht ich in Dein Auge sehn,
Dann will ich gern in die Verbannung gehn.

II.

Oft folgten meine Blicke Deinem Gang
Und Wehmuth füllte meine Seele bang; —
Du bist ein Strahl aus einer andern Welt,
Der freundlich durch Gewitterwolken fällt.

Die ruhende Lavine an der Wand
Ruft auf zum raschen Sturz ein Körnchen Sand:
Was längst in meiner Brust entschlummert war,
Das weckt Dein blaues Auge tief und klar.

Oft frag ich mich im Stillen: „Ist's ein Traum?"
Die Antwort wag ich mir zu geben kaum;
Ein schmaler Strich trennt Ideal und Sein:
Die Wonne kurz, zu lang nur währt die Pein!

III.

Wär mir geschenkt doch jener Zaubersang,
Mit dem der Grieche die Natur bezwang,
Daß Feld und Berg in schöner Harmonie
Sich willig ihm zu treuem Dienste lieh.

Dann rief' ich schnell durch diese Wundermacht
Die Edelsteine aus des Berges Schacht,
Den Blumen rings gebot' ich auf der Flur
Zu blühn allein auf Deines Weges Spur.

Die Trauben färbte Dir der Sonne Kraft,
Die Biene brächte Dir des Honigs Saft,
Das Eichhorn scherzte froh vor Deinem Fuß
Und weiße Tauben brächten meinen Gruß.

O wär mir dieses Zaubers Macht verliehn,
Die Sterne selbst würd ich vom Himmel ziehn
Als Schmuck zu flechten Dir um's Lockenhaar,
Ein Diadem aus Sternen licht und klar.

Digitized by Google

IV.

Das Feuer zeigt im dichten Wald der Rauch;—
Dich soll nie trüben einer Ahnung Hauch;
Zwar spricht mein Auge, sorge nicht darum,
Es bleibt für immer diese Lippe stumm.

Die Nachtviole sendet ihren Duft
Des Abends wie ein Opfer in die Luft,
Die Sterne glänzen ernst und still herab,
Doch Morgens fällt verwelkt die Blüte ab.

Du wandle unberührt vom Erdenstaub,
Wird dieses Herz der bittern Qualen Raub;
Wenn ihm kein banger Seufzer auch entwallt,
Steh ich am Morgen ernst vor Dir und kalt.

O eine Thräne nur! — Du weißt es nicht,
Warum sie plötzlich aus dem Auge bricht! —
Laß dieses Lied die Nachtviole sein,
Bleib du mein Stern am Himmel hold und rein!

Die Tracht Karls des Großen.

Mächtiger Bart und wallende Locken; kaiserliche Abzeichen gewaltiger Herrscherfülle oder eisernes Kleid des sieghaften Kriegers; das sind die versteinerten Attribute, mit denen Kunst und Dichtung in der Nachwelt die hehre Gestalt des großen Frankenkaisers geschmückt haben; dies die geweihten Züge seines Bildes, wie sie im Volke fortleben; dies die zur unverrückbaren Idee gewordene Vorstellung von seiner sagenumwobenen, in unsere Tage geisterhaft hineinragenden Größe. Ob dieses Bild ein geschichtlich beglaubigtes ist? ein solcher Zweifel scheint kaum berechtigt. Genug, daß es so fest im Hirn und Herzen der Menschheit sitzt, um einer weiteren Beurkundung nicht zu bedürfen.

Man könnte, wie es wohl auch geschieht, solche Fixierungen historischer Gestalten zum urbildlichen Ideal hinauf mit der Bezeichnung „Phantasie-Produkte“ abthun; aber es gibt deren, die mehr sind: Schöpfungen eines Kunstsinnes, der sich nicht an das absolut Historische binden ließ; wo der Künstler sich das Ziel steckte, in einer geschichtlich vorhandenen Gestalt zugleich die Idee zu erreichen, die dem weit überragenden Geist derselben entspricht; wo aus der Vereinigung des tiefsten Demuthsdranges mit dem höchsten Bewunderungsfeuer der Menschenseele eine Schöpferkraft entsprossen, Ahnungen erhabener Lichtgestalten ohne Gleichen erfaßt wurden, die ihr Recht behaupten, ein heiliges Recht, trotz Wirklichkeit und trotz Geschichte! Michelangelos Gestalt des Moses, die schwerlich der wahren Erscheinung des jüdischen Gesetzgebers entspricht, bleibt gleichwohl unzertrennlich von seiner Vorstellung; ein Abbild gleichsam ihres unsterblichen Theiles. Historisch-kritisches Mäkeln wäre hier mehr als ein Verbrechen, es wäre einfach — Unsinn. Und doch — „es lebt ein anders denkendes Geschlecht,“ Naturen, die für den Sinn der schönen Worte Ciceros: „Ich will lieber mit Plato irren, als mit Andern recht haben,“ absolut kein Verständniß aufweisen. Mit ihnen ist nichts anzufangen; man muß sie gewähren lassen; es muß auch solche Käuze geben.

Dem Ideal sein Recht; aber der Wahrheit die Ehre; man könnte das Wort auch umdrehen. — Nicht selten hat die Geschichtsforschung sich genöthigt gesehen, solchen Idealen als „Geist, der verneint“ gegenüberzutreten und auf ihr Recht zu pochen. Denn als höchstes Gesetz muß für sie das Wort Boileaus: „Rien n'est beau que le vrai“ immerdar Geltung haben; was wäre sie ohne das? Unter diesem Banner übt sie ihr oft grausames Vernichtungswerk. Wenn vor F. A. Wolfs Kritik die Gestalt Homers erblassen

Digitized by Google

und selbst der große Shakespeare es leiden sollte, daß man ihn seines höchsten Ruhmes zu entkleiden wagt, so ist das begreiflich nicht nach Jedermanns Geschmack, und jeder neue derartige Fall wird einen neuen Bilderstreit entfachen, in dem es nur Wenigen gelingen kann, eine leidenschaftslose Haltung zu bewahren. Vielleicht aber sind die Streitpunkte: Ideal und Wahrheit, nur zwei verschiedene Haltepunkte auf der Reise zu den Regionen der reinen Erkenntnis?! Jean Paul scheint etwas Aehnliches mit den Worten angedeutet zu haben: „Man kann nicht immer im dritten Himmel sein, sondern muß auch zuweilen im ersten übernachten."

Zu einem solchen Schritt nun, von dem dritten Himmel in den ersten, wird hier gewissermaßen der freundliche Leser eingeladen, indem zu zeigen versucht werden soll, inwiefern die Züge jener obengedachten Idealgestalt des großen Karl-Kaisers von seinem irdischen Bilde, wie die Geschichte es uns überliefert hat, abweichen, und wie weit sie damit übereinstimmen. — Sonderbarer Schicksalszug! Indem ich dieses schreibe, taucht eine närrisch-trübe Erinnerung auf an eine biedere Freundesgestalt, der vor Jahren eben jene gang und gäbe Ideal-Vorstellung von Karl dem Großen zum traurigen Verhängnis wurde. Der Geist des armen Schelms war auf wer weiß welchen Gedankenfäden zu der fixen Idee entschlüpft: sich auf Grund seines wohlgepflegten, äußerst imposanten Bartes für Kaiser Carolus Magnus in eigener Person zu halten! Dem Verlust seines Verstandes gieng bald sein stattlicher, schier unverwüstlich erschienener Leib nach; er liegt seit Jahren im Grabe gebettet. Und der Aermste ist pro nihilo gestorben; sein Tod war ein Irrthum! Hätte er ein richtiges Abbild des großen Karolingers gekannt, — wer weiß — er möchte wohl noch unter uns weilen.

Was die gleichzeitigen, bezw. annähernd gleichzeitigen Biographen Karl's des Großen, Einhard vor Allen, wie der Mönch von St. Gallen, über die äußere Erscheinung des Kaisers angegeben haben, und was sich durch das Bildwerk der Zeit bestätigt findet, entnehmen wir folgenden Aufschlüssen. Zunächst Einhard's Schilderung von der persönlichen Erscheinung Karl's:

„Er war von breitem und kräftigem Körperbau, hervorragender Größe, die jedoch das richtige Maß nicht überschritt — denn seine Länge betrug, wie bekannt, sieben seiner Füße. — Der obere Theil seines Kopfes war rund, seine Augen sehr groß und lebendig, die Nase gieng etwas über Mittelmaß, er hatte schöne weiße (!) Haare und ein freundliches, heiteres Gesicht. So bot seine Gestalt, mochte er sitzen oder stehen, eine höchst würdige und stattliche Erscheinung, wiewohl sein Nacken dick und zu kurz, sein Bauch etwas herabhängend scheinen konnte: das Ebenmaß der andern Glieder verdeckte das. Er hatte einen festen Gang, eine durchaus männliche Haltung des Körpers und eine helle Stimme, die jedoch zu der ganzen Gestalt nicht recht passen wollte. . "

Was in dieser lebensvollen und in's Einzelne gehenden Beschreibung dennoch vermißt werden muß, ist der Aufschluß bezüglich eines wesentlichen, physiognomisch und culturhistorisch bedeutsamen Punktes — des Bartes nämlich; von des „Kaisers Bart" erfahren wir gar nichts, während vom Haar die Farbe allein — die des höheren Alters doch wohl nur — angegeben wird, sein Schnitt, seine Form aber ebenfalls unberührt bleiben. Eine Erklärung für diese Unterlassung wird man indessen leicht in dem Umstande finden, daß Form und Tracht von Bart und Haar damals ganz conventionell waren; der Biograph also, was für ihn selbstverständlich war, der Erwähnung überflüssig halten durfte.

Karl der Große trug die Haare, wie alle Franken, nach römischer Art

Digitized by Google

verschnitten. Man weiß, daß die Fürsten merovingischen Stammes sich von den übrigen Franken dadurch unterschieden, daß sie ihr Hinterhaupthaar nicht verkürzten. Es war dies das Abzeichen ihres Kronrechtes; sie wurden der Herrschaft unwürdig, sobald sie ihr Nackenhaar verloren hatten. Mit Absetzung der Merovinger aber hatte auch dieser lange Haarschmuck seinen Nimbus eingebüßt; die Karolinger nahmen ihn nicht mehr auf. Aehnlich scheint es auch dem Barte ergangen zu sein.

Wenn man dem Alter oder auch nur einer nach Vorbildern oder Ueberlieferungen treuen Darstellung eines Standbildes an der Kirche zu Corbeil trauen kann, welches als dasjenige Chlodewigs allgemein Geltung hat, so verband dieser Fürst mit einem wallenden Haarschmuck auch einen weichen runden Vollbart. Dagegen stellt ein gleichzeitiges Mosaikbild in Rom*) den Kaiser Karl den Großen nur mit einem kräftigen Schnurrbart dar; und selbst mehrere Darstellungen Karls des Kahlen**) zeigen noch dieselbe offenbar conventionelle Tracht.

Wenn wir hiernach zur Kleidung des Kaisers kommen, so ist zunächst zu bemerken, daß sich dieselbe in nichts von der seines Volkes (wir werden sie weiterfolgend noch beschreiben) unterscheidet, selbst bei den Ceremonien nicht, wo ihr Stoff nur entsprechend kostbarer war. Er trug nicht einmal bei diesen eine Krone, sondern nur ein mit Steinen besetztes Diadem. Auf dem römischen Mosaikbilde hat er eine Art Barett auf, welches sich in der Form dem von den Römern in den letzten Zeiten des Kaiserreiches getragenen Hute nähert.

Erst seine unmittelbaren Nachfolger, die sonst mit Vorliebe in allen Stücken seinem Beispiel nachgiengen, nahmen trotzdem die römische Chlamys an. Und auch die geschlossene Krone der byzantinischen Kaiser wurde seit der Krönung Ludwigs des Frommen durch Stephan IV. in der karolingischen Familie erblich, indem nämlich dieser Papst die Krone des letzten Constantin, der über Italien geherrscht hatte, mitbrachte, um sie Jenem auf's Haupt zu setzen. Zuletzt machte dann Karl der Kahle der Zusammenschweißung der ungleichartigen Stücke, die das große Costüm der Kaiser des Westens ausmachten, ein Ende. Nach seiner Weihe, die er im Jahre 875 erhielt, zeigte er sich in der Tracht des Kaisers von Konstantinopel, in eine Dalmatica gekleidet, mit einer Stola von Brocat, und unter der Krone das Haupt mit einem kleinen seidenen Schleier, der teristra, bedeckt. Von ihm datieren auch die kaiserlichen Kroninsignien, die man unrechtmäßig auf Karl den Großen zurückleitet.

Die Tracht der Franken bestand damals aus einer doppelten Tunica, die eine auf bloßem Leibe von Garn, die andere von Wolle, sei es Tuch oder Stramin, welche die Reichsten mit Seide sticken ließen. Ebenso hatten sie Hosen und Strümpfe von gemoddeltem Leinen, gewöhnlich hochroth gefärbt. Ihre Schneider waren berühmt in der Geschicklichkeit, womit sie die Stoffe zuzuschneiden und Kleider zu fertigen wußten, die sich den Formen des Körpers vollkommen anpaßten. Dies war ein Talent, das in Bezug auf die Strumpftheile allerdings vollständig verloren gieng, denn sie waren unter einer Hülle umwickelter Bandstreifen, wie jene von hochrother Farbe, vollständig bedeckt. Die Abkömmlinge der handfesten Barbaren, die man dreihundert Jahrhunderte vorher mit ganz nackten Beinen einhergehen sah, wickelten sie nun ein, wie Gichtkranke. Zwei, vier bis fünf Fuß lange Riemen umschlangen diese Bandage, von der Fußbekleidung

*) Ein Abbild davon befindet sich u. A. in Falkes Kostümgeschichte der Culturvölker. Stuttgart o. J.

**) In: Louandre, Les arts somptuaires. Histoire du costume: France IX. siècle (milieu).

Digitized by Google

ausgehend, kreuzweise. Der Schuh war hoch geschlossen und von vergoldetem Leder.

Ein grauer oder blauer, doppelt zusammengelegter Mantel wurde rechts von einer Fibel zusammengehalten und auf der linken Seite derartig drapiert, daß er seitwärts bis zum Knie reichte, während er vorne und hinten beinahe die Füße berührte.

Während des Winters legten die Franken über ihre Tunica ein langes Wams von Pelz an, welches sie rock benannten. Einer der Biographen Karls des Großen — es ist der Mönch von St. Gallen — hat dieses Kleidungsstück mit dem lateinischen Namen pellicium bezeichnet.

Das breite und lange Schwert mit Knopf und eisernem Stichblatt war ihr steter Begleiter. Sie trugen es zu jeder Gelegenheit, und zwar in einer hölzernen, mit Leder bekleideten Scheide, die wiederum in weiße gewachste Leinwand gehüllt war. Ebenso giengen sie auch nie aus, ohne einen Stock von Apfelbaumholz mit vergoldeter oder versilberter Metallkrücke in der Hand zu haben.

Dies sind die allgemeinen Züge der fränkischen Tracht; vergleichen wir sie mit Einhards Schilderung der Kleidung Karls des Großen. Da heißt es zunächst:

„Er kleidete sich nach vaterländischer, nämlich fränkischer Weise. Auf dem Leib trug er ein leinenes Hemd und leinene Unterhosen, darüber ein Wams, das mit seidenen Streifen verbrämt war, und Hosen; sodann bekleidete er die Beine mit Binden und die Füße mit Schuhen und schützte mit einem aus Sechundsfell oder Zobelpelz verfertigten Rock im Winter Schultern und Brust; endlich trug er einen meergrünen Mantel und bestandig das Schwert an der Seite, dessen Griff und Gehenk aus Silber war. Bisweilen trug er auch ein mit Edelsteinen verziertes Schwert, dies jedoch nur bei besonderen Festlichkeiten oder wenn die Gesandten fremder Völker vor ihm erschienen . . "

Alle Biographen Karls haben seine Einfachheit in Sachen der Kleidung gerühmt. Nicht allein, daß er dem Costüm seiner Nation immer treu blieb, sondern er verordnete auch, daß kostbare Stoffe nur bei seltenen Gelegenheiten getragen würden. Der Luxus machte ihm ebensowenig Vergnügen bei Anderen, als an sich selbst. Als er bemerkte, daß viele Franken Gefallen daran fanden, den kleinen bunten Mantel, das schon von Tacitus erwähnte sagum der alten Gallier, anstatt des weiten germanischen Mantels zu tragen, machte der große Kaiser ihnen Vorwürfe darüber: „Wozu nützen Euch diese erbärmlich kleinen Lappen?" sagte er. „Im Bett kann man sie nicht als Decke gebrauchen; zu Pferde schützen sie Euch weder vor Wind noch Regen, und man bekommt eiskalte Füße, wenn man mit ihnen auf dem Rücken" — hier folgt eine Stelle, die nicht gut wiederzugeben ist; sie gehört zu denen, von welchen Wieland sagt: das läßt sich nur auf Griechisch sagen. — Gleichwohl erkannte er an, daß das sagum zum Kampf bequemer sei, und deshalb gestattete er auch nur seinen Gebrauch. Da jedoch die Kaufleute sich diese Mäntel noch theurer bezahlen ließen, als die alten, obwohl die Hälfte Stoff weniger darin enthalten war, setzte er den Preis durch ein Gesetz fest.

Zu einer Jagdpartie hatten sich einst die Herren seiner Begleitung in einen ausnehmend prächtigen Staat von zierlich ausgepaddelten und mit Pfauenfedern besetzten Gewändern geworfen, während er nur seinen gewöhnlichen Rock von Schafspelz trug. Um ihnen einen Possen zu spielen, jagte er sie boshafter Weise mitten durch's Dickicht. Die Aeste und Dornen rissen die Federn ab, blieben in den zarten Stoffen hängen und stießen große Löcher hinein. Dazu kam noch der Regen. Nicht eher jedoch ließ er das Zeichen der Umkehr geben, als bis die

Digitized by Google

ganze Gesellschaft vollständig durchweicht war. Als er dann in's Schloß zurückgekehrt war, behielt er sie noch bei sich, ohne Jemand zu erlauben, daß er die Kleider wechsle. Die armen Menschen vergiengen vor Kälte. Aber als er sie entließ, befahl er einem Jeden, sich Tags darauf in demselben Anzug vorzustellen. Gehorcht mußte werden. Das war denn allerdings ein Jammer, zu sehen, wie die kostbaren Gewänder sich über Nacht zu beschmutzten und zusammengeschrumpften Lumpen verwandelt hatten. Da zeigte der Kaiser seinen Schafspelz vor, dem ein Kammstrich die alte Frische wiedergegeben hatte: „Dieser Rock," sagte er, „kostet mich einen Sou. Vergleicht ihn mit den Enrigen, die Ihr mit Hunderten von Franken bezahlt habt, und sagt mir, ob Ihr nicht Narren seid."

Da man so gewohnt ist, Karl den Großen mit den kaiserlichen Attributen angethan zu sehen, erkennt man ihn nicht wieder, wo ein Maler oder Bildhauer ihn anders dargestellt hat. Dabei ist es jedoch erwiesen, daß er jenes Costüm nie in seinem Leben getragen hat. Am Tage seiner Einweihung hatte er sich auf Ersuchen des Papstes Leo IV. als römischer Patrizier gekleidet. Der Papst hatte die erdenklich größte Mühe gehabt, ihn dahin zu bringen, und drang auch nur deshalb durch, weil Karl sich schon sechzehn Jahre vorher einmal den Augen der Römer mit der Senatoren-Beschuhung und in der Toga-Chlamys gezeigt hatte.*) So groß auch seine Neigung für die Erinnerungszeichen römischer Größe sein mochte, nie gieng sie ihm doch über den Stolz, Gebieter der fränkischen Nation zu sein; und so waren denn auch seine Ceremonien-Kleider für gewöhnlich die eines Barbaren-Fürsten.

Eine Erzählung des Mönchs von St. Gallen, von der man behaupten möchte, sie sei irgend einem Volksliede entlehnt, zeichnet Karl den Großen, wie er unter den Mauern von Pavia an der Spitze seiner Truppen einherschreitet. Die Beschreibung der Rüstung des großen Kaisers dürfte mit derjenigen übereinstimmen, wie sie in den Malereien der Manuscripte die „Satelliten" aufweisen, welche nach Einhard die Leibwache Karls des Großen bildeten.

„Karl erschien ganz in Eisen gehüllt. Hoch über dem eisernen Helm ragt die Helmzier; eiserne Armspangen umschließen die Handwurzel. Seiner breiten Brust zum Schirm dient ein eiserner Harnisch, und eiserne Schienen decken seine Schultern. Er hält sich ganz rechts, und seine Linke umspannt mit voller Faust eine eiserne Lanze, während die Rechte im Begriff ist, den Stahl eines Schwertes zu fassen. Auch die äußeren Schenkel, deren Waffnung die Andern ersparen, um leichter in den Sattel springen zu können, sind bei ihm mit Eisen gepanzert. Und was soll man noch von den Schienen seiner Unterschenkel sagen? Alle seine Krieger sind mit Eisen beschuht, und er unterscheidet sich in Nichts von seinen Soldaten. Nichts als Eisen sieht man auf seinem Schild. Eisern selbst scheint an Kraft und Aussehen, das ihm seine Farbe verleiht, sein Pferd zu sein."

Dies ist das Bild, das man sich bereits am Ende des neunten Jahrhunderts von Karl dem Großen machte. Man sah in ihm nur noch den Eroberer, während seine Zeitgenossen in den von ihm erhaltenen Darstellungen überall bedacht waren, ihn als friedlichen Familienvater zu porträtieren. Sie zeigen ihn in Gesellschaft seiner Mutter und seiner von ihm vergötterten acht Töchter, sich traulich über Grammatik und Literatur unterhaltend. Die Beschäftigung dieser Prinzessinnen war, die Wolle und Seide zu bearbeiten. „Als die Königin Bertha spann," sagte man in den folgenden Jahrhunderten, und drückte damit das

*) Vergl. Einhard's Lebensbeschreibung.

Digitized by Google

Bedauern über den Hingang einer Epoche aus, in der noch Einfachheit und Bescheidenheit regiert haben sollten. Aber man kann die Spindel drehen und zu gleicher Zeit sehr den Aufwand lieben. Trotz des väterlichen Beispiels giengen denn auch im Schloß zu Aachen für die Toilette ganz enorme Summen drauf.

Wir haben von Angilbert, dem ersten Rath des Königs Pipin und späteren Kaplan Karls des Großen, die poetische Erzählung einer Jagd, welcher die Töchterschar Karls beiwohnte. Sie sind hier geschildert mit kostbarer Haarfrisur, die von Bändern und Diademen gehalten wird; von ihren Schultern weht der Mantel herab, von Seide bei Rothaiden, violettblau und purpurn bei den Andern. Eine Borte von Marder umgibt den von Theodraden. Der Dichter häuft Epitheton auf Epitheton, Bild auf Bild, um den blendenden Eindruck dieser Toiletten zu schildern, welche eine von ihm als „Kothurn des Sophokles" bezeichnete Fußbekleidung vervollständigte.

Die Bilderei der Epoche gibt genügenden weiteren Aufschluß über das Costüm der Damen aus der Umgebung Karls des Großen, aber es würde zu weit führen, es in seinen Einzelheiten zu verfolgen, um dadurch die Erscheinung der kaiserlichen Töchter zu vervollständigen; es möge daher bei dieser auf den engeren Familienkreis des Kaisers bezüglichen Schilderung des Dichters sein Bewenden haben, und damit zugleich die hier zusammengetragenen Züge zu einem historisch wahrhaftigen Bilde des großen Karolingers beschlossen sein.

Wohlangebracht nur erscheint es, hier noch an Eins zu erinnern.

Es ist bekannt, wie gern die ersten französischen Dichter bei Schilderung des Rittercostüms verweilen, wenn sie die Thaten Rolands oder anderer Paladine Karls des Großen rühmen; aber hier würde man übel berathen sein, wollte man aus diesen Beschreibungen eine Vorstellung von der wirklichen Umgebung Karls des Großen ableiten; denn alle diese Helden, die nichts Historisches als den Namen haben, sind Schöpfungen nach dem Bilde der Lehnsherren des elften Jahrhunderts, der Zeitgenossen der Dichter, aber nicht der von ihnen besungenen Heroen.

Max Ilgenstein.

(Tägl. Rundschau.)

Ein Journalisten-Strike.

Denkwürdigkeiten eines Achtundvierzigers.

Von **Moritz Smels.**

Die Preßfreiheit überschwemmte Wien mit einer papierenen Sündflut; während ihrer siebenmonatlichen Dauer: vom März bis October 1848 schwoll die Anzahl der neu aufgetauchten Zeitungen auf 108 hinan, wovon freilich gar viele so lebensschwach waren, daß die Stunde ihrer Geburt mit der ihres Verscheidens fast zusammenfiel. Der Mangel an politischer Bildung: das Erbe des dahingerafften absolutistischen Regierungssystems, brachte es mit sich, daß die Märzsonne einerseits eine Masse von grünen, unreifen Blättern und Blättchen hervorlockte, eine Schreibseligkeit ausbrütete, welche Unwissenheit mit hochtrabender Anmaßung verband, und andererseits eine Lesewuth entzündete, welche, nach der neuen, un-

Digitized by Google

gewohnten Speise lechzend, Alles, wenn auch noch so Unreines und Wurmstichiges, gierig verschlang. Selbstverständlich war diese Tagesliteratur eine fortschrittliche, freimüthige und in ihrem ersten Stadium auch eine ehrliche; ihre Erzeuger glaubten das, was sie schrieben, wenn sie auch unbeholfen und überstürzt die Feder führten. Bald riß jedoch eine gründliche Wendung zum Schlimmeren ein. Die unstillbare, unverminderliche Lesegier spornte die geschäftliche Speculation, und in die Presse kam der Geldschmutz, welcher Wucherzinsen nahm. Dem Erfahrungssatze gemäß, daß dort, wo geschimpft und geraust wird, eine Menschenmenge sich ansammelt, lockten die Speculanten durch rohe Klopferei, Holzhauergezänke und Waschweiberpolitik ein verehrungsunwürdiges Publikum nach ihrer Bude und setzten ihre Waare umso gewinnbringender ab, als sie nicht verfehlten, selbe dem Zeitgeschmacke des politischen Radicalismus entsprechend herauszustaffieren und marktschreierisch feilzubieten.

Unterstützt durch eine Unmasse erbärmlichster Flugschriften, überbot diese Journalistik sich in räuberischen Knittelanfällen, in schamlosen Auswürfen von Unflath und Gift, und zeitigte hiedurch ein Gefühl des Ekels und der allgemeinen Unsicherheit bei einem großen Theile der Bevölkerung heran, so daß dieser sowohl nicht mehr zugriff, als auch auf Abwehr gegen die Angreifer sann.

Nun gieng das Schimpfen und Verdammen über die durch das eigene Verschulden derselben großgefütterte Schandpresse an; die so lange stillschweigende Duldung schlug in lautest belfernde Intoleranz um: man gebrauchte die Ausdrücke „schlechte Presse" und „jüdische Presse" als gleichbedeutend, hiemit die Meinung verbreiten wollend, daß es ausschließlich die Juden seien, welche die heilige Errungenschaft der Preßfreiheit besudelten. Allerdings trugen die Juden redlich das Ihrige dazu bei, denn es gab deren nicht wenige, welche, ihrem angeborenen Schachergeiste getreu, in radicaler Politik machten, weil sie ein sehr begehrter Modeartikel war; aber auch die Nichtjuden ließen es daran keineswegs ermangeln. Beiderseits ward an Geschichte, Vernunft und Anstand gesündigt, weil die Einen wie die Anderen Menschen ohne Bildung, Kenntnisse und Sittlichkeit waren. Die Partei des Rückschrittes zog, um ihren politischen Ansichten das verlorengegangene Gebiet zurückzuerobern, ebenfalls mit schwerstem Geschütze der Pöbelhaftigkeit, mit giftigster Ladung von Schmähsucht zu Felde. Der erbitterte Kampf zwischen der revolutionären und reactionären Presse, der um Mitte Sommers sich aus dem bisherigen Scharmützel entspann, war ein ebenbürtiger, mit gleichen Waffen geführter, hüben und drüben einen Schlamm von Gemeinheit, mit blutblasigem Wuthgeifer vermischt, aufwühlend, hüben und drüben nur wenige erfrischende Oasen von Gesinnungstüchtigkeit und Anstandsgefühl darbietend.

So würdelos und in nicht geringer Anzahl nichtswürdig die Wiener Journalistik im Jahre 1848 ihren Beruf ausübte, gleichwohl wohnte ihr das Bewußtsein der Würde desselben in so hohem Grade inne, daß sie dieses sogar dem constituierenden Reichstage, dieser Quintessenz des damals „souveränen" Volkes, herauszukehren keinen Anstand nahm. Und zwar betheiligten sich hieran die Herren von der Feder ohne Unterschied des politischen Glaubensbekenntnisses, der Nationalität und Confession; die unversöhnlichsten Widersacher erwiesen sich in einträchtigste Treubündler umgewandelt.

Solches Wunder bewirkte der Umstand, daß den Redacteuren und Berichterstattern aller Zeitungen der bisherige Zugang zu ihren hart an den obersten Bänken der äußersten Rechten und Linken angebrachten Logen, welcher ihnen die Annehmlichkeit bot, mit

Digitized by Google

den Volksvertretern zusammenzukommen und Rücksprache zu nehmen, versperrt und ein anderer eröffnet wurde, durch welchen sie fortan von dem „Vorsaale des Allerheiligsten" ausgeschlossen, in ihrer Loge „wie wilde Thiere in einer Menagerie abgesperrt" sein sollten.

Am Vormittag des 26. September 1848 war der Zugang zu den Journalistenlogen vom Treppenhause des Reichstagssaales geschlossen, und an dem vom Josefsplatze dahinführenden Hauptthore klebte eine gedruckte Kundmachung, laut welcher der Zutritt in die Vorhalle des Reichstagssaales außer den Abgeordneten Niemandem mehr gestattet war; den ankommenden Journalisten wurde zugleich bedeutet, daß sie vom Michaelerplatze aus, der Hofapotheke gegenüber, nach ihren Logen sich zu verfügen hätten.

Durch eine schmale grüne Thür, an welcher zwei Garden Wache hielten, gelangten sie in einen kleinen, einem Vorstalle ähnlichen Raum, und wieder zu einer Thür, die in ein von allen Seiten der Zugluft zugängliches und von nach den verschiedensten Seiten hinaus- und hinauflaufenden Treppen zerklüftetes Vorhaus führte, welches, obwohl darin weder ein Stuhl, noch eine Bank zu entdecken war, als „Foyer" von den Ordnern des Reichstages bezeichnet wurde. Aus diesem sogenannten Foyer geriethen sie nach Lüftung eines als Verschluß dienenden Vorhanges in zwei dumpfige, feuchte, übelriechende und von einigen Gaslampen nothdürftig erhellte Gänge, und endlich, nachdem sie nochmals einen Vorhang überwunden und eine mit einer Hühnersteige an Zweckmäßigkeit wetteifernde Treppe erklommen hatten, in die ihrer Bernfsthätigkeit eingeräumte Loge.

Ungefähr seit einem Monate hatte bereits der Präsident des Reichstages, Dr. Anton Strobach, ein gemäßigter Czeche, mit seinem landsmännischen Anhange dahin gewirkt, daß den Vertretern der Presse verwehrt würde, mit den Vertretern des Volkes über Eine Schwelle zu treten, und die Ordner, in deren Wirkungskreis eine solche Angelegenheit gehörte, für die Fassung eines Beschlusses, wornach jegliche Berührung zwischen Deputirten und Journalisten hintangehalten werden sollte, zu bestimmen gesucht. Ein derartiger Beschluß besaß in dem aufdringlichen und unlauteren Benehmen mancher Journalisten, welche die Abstimmungen der Deputierten beeinflußten, solche, die sich nicht beeinflußen ließen, oftmals sehr unmanierlich zur Rede stellten, ja sogar einigen Fälschungen der stenographischen Protokolle nicht ferne gestanden haben sollen, seine unbestreitbare Berechtigung und wurde endlich auch von den Ordnern gefaßt. Allein über die Art und Weise seiner Ausführung vermochten diese, von mancherlei Bedenken angewandelt, sich nicht zu einigen; einer derselben legte deshalb seine Stelle nieder, ein anderer wollte nicht die Verantwortlichkeit für die Maßregel, wider die sich auch der Vicepräsident des Reichstages, Dr. Franz Smolka, mit vielen Mitgliedern der Linken ausgesprochen hatte, auf sich nehmen.

Da ward am 16. September der Abgeordnete für Wlaschim in Böhmen, Alois Jelen, Gubernial-Archivsregistrant, zum Ordner gewählt, und hiedurch gelangte die in's Stocken gerathene Angelegenheit zum raschen Austrage. Jelen, welcher den Bureaukraten voll Geschmeidigkeit oder voll Schneidigkeit herauskehrte, je nachdem es seinen mit Selbstsucht mehr oder minder verquickten Absichten frommte, zumeist rücksichtslos und derb in seinem ganzen Betragen und von ungeschlachtem Witze, vollzog nun ungesäumt im innigsten Einverständnisse mit „seinem" Herrn Präsidenten, Landsmanne und Parteigenossen den gefaßten Beschluß in besagter Weise, worin eine Ungerechtigkeit, weil auch die ehrenwerthen Persönlichkeiten der Journalistik in Mitleidenschaft gezogen wurden, sich mit einer Unanständigkeit paarte. Das Pro-

Digitized by Google

duct solcher Paarung konnte nur die allgemeine Entrüstung der unterschiedlos Gemaßregelten sein.

Sämmtliche in der Reichstagssitzung vom 26. September erschienenen Journalisten packten denn auch, sowie die Verlesung des Protokolles begonnen, ihre Schreibgeräthe in nicht unvernehmbarer Art zusammen, verließen Loge und Saal und begaben sich nach dem Nationalkaffehhause (Griensteidl) in der Herrengasse, um zu berathen, auf welche Weise die ihrem Stande zugefügte Beleidigung zu ahnden sei. Nach einer sehr erregten Debatte ward mit Stimmeneinhelligkeit beschlossen, einen Protest an den Reichstag, der durch alle Zeitungen Europas (!) veröffentlicht werden solle, zu übersenden, und sodann gegenseitig die mittelst Ehrenwortes bekräftigte Verpflichtung übernommen, weder die Journalistenloge wieder zu betreten, noch Berichte oder Kritiken über die Reichstagssitzungen zu bringen, bis nicht der verletzten Standeswürde eine Genugthuung geworden sei.

Um 1 Uhr endete die Berathung und wurde eine abermalige Zusammenkunft, welcher August Zang, der Herausgeber und Gründer der noch heute bestehenden „Presse," seine Wohnung am Kohlmarkte zur Verfügung gestellt, auf die dritte Nachmittagsstunde anberaumt; zugleich gingen Deputationen nach den Redactionen der „Wiener Zeitung" und der „Allgemeinen österreichischen Zeitung" ab, um sich mit denselben, deren Berichterstatter bei dem Auszuge aus dem Reichstagssaale noch nicht in der Loge anwesend waren, in ein inniges Einvernehmen zu setzen.

Eine Stunde später, um 2 Uhr, wurde die Reichstagssitzung, nachdem deren Wiederaufnahme auf 5 Uhr bestimmt worden, geschlossen, doch nicht ohne daß der Abgeordnete für Prag, Alois Borrosch, geborener Wiener, aber in der Moldaustadt ansässiger Buchhändler, eine Interpellation an den Präsidenten: „Was der Abzug der Journalisten zu bedeuten habe?" gestellt hatte; Strobach erklärte, daß ihm „von ihrem Verschwinden und dessen Grunde officiell nichts bekannt" und er daher auch nicht in der Lage sei, die gewünschte Auskunft zu ertheilen.

Bereits waren in Zang's Wohnung die Federn in der Entwerfung des Protestes begriffen. Bald fanden sich auch die entsandten Deputationen mit der Kunde ein, daß die Redaction der „Wiener Zeitung" sich verpflichtete, keine Berichte, mit Ausnahme der von den Ministern einlaufenden Aufsätze, zu liefern; dagegen Ernst v. Schwarzer, der vor wenigen Tagen die erbetene Enthebung vom dornenvollen Amte eines Ministers der öffentlichen Arbeiten empfangen und die Stelle des Hauptredacteurs bei der „Allgemeinen österreichischen Zeitung" wieder übernommen hatte, mit der Wiener Journalistik, die ihn während seines drittehalbmonatlichen ministeriellen Intermezzo's so maßlos verunglimpfte, nichts gemein haben wolle. Die Versammlung ließ sich dadurch umso weniger in's Schwanken bringen, als es nicht an Aussicht, den Ergrimmten zur Fügsamkeit umzustimmen, gebrach.

Es begann die Vorlesung des Protestentwurfes; es erfolgte seine einstimmige Annahme. Man protestierte gegen die getroffene Maßregel, weil sie „die Stellung und Würde der Journalistik eines freien Staates verletze" und zugleich die „Ehre des Reichstages, der sich jedem bestimmenden Einflusse zugänglich und somit für unselbstständig erkläre, kränke." – „Wir erwarten," also schloß das von den 63 anwesenden, allen Parteischattierungen angehörigen Journalisten unterfertigte Schriftstück, „die Zurücknahme dieser Maßregel in der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß in diesem Falle nicht nur unserer beleidigten persönlichen Ehre, sondern auch den Rechten der Presse volle Rechnung getragen werden muß!"

Während der Protest nach dem Reichstagspräsidium wanderte, erörter-

Digitized by Google

ten die Versammelten die Frage, auf welche Weise vorzugehen sei, falls der Reichstag einen ablehnenden Bescheid ertheilen sollte; Anträge der verschiedensten Art wurden gestellt; sie fielen sämmtlich vor der Entgegnung Ignaz Kuranda's, Herausgebers der „Ostdeutschen Post“: „Wir sind eine Macht, die als solche der Macht gegenübersteht. Was bei einer Ablehnung zu thun sei? Zu schweigen und zu warten, wie das Publikum es aufnehmen wird, wenn die Reichstagsverhandlungen aus unseren Spalten verwiesen sind und die Mandanten nichts von den Deputierten hören! Die Sache wurde mit Eclat begonnen, sie muß mit Eclat durchgeführt werden!“ Dabei ließ man es bewenden; nur faßte man noch den Beschluß, zum Forterhalte der in der Journalistik durch ihren Zwiespalt mit dem Reichstage erfolgten Einigung einen Journalisten-Verein, welcher die Interessen der Gesammtpresse Oesterreichs nach innen und außen zu wahren habe und am 28. September im „Sperl“-Saale zusammentreten solle, zu gründen.

Gegen acht Uhr wurde von einem Abgeordneten der Schluß der reichstäglichen Nachmittags-Sitzung beantragt. Präsident Strobach erwiderte, daß „auch er den nämlichen Antrag stellen wollte, aber noch einen Gegenstand zur Sprache zu bringen habe,“ und ließ nun zuerst den Bericht der Ordner, sodann die „Eingabe oder vielmehr der Protest“ der Journalisten vorlesen.

Die Versammlung besaß von vorneherein keine große Lust, sich mit dieser Angelegenheit zu befassen, und vollends war sie ihr abhanden gekommen in der Abendstunde eines Tages, an welchem sie sich in fast siebenstündiger Debatte abgemüdet hatte. Der Abgeordnete für Saaz, Dr. Ludwig v. Löhner, erhob sich, die Hoffnung aussprechend, daß die Herren Ordner im Geiste der Humanität diese Sache so schlichten würden, wie es auch der Würde des Reichstages gegenüber der Presse gebühre! Doch dawider stemmte sich der Abgeordnete für Tachau, Josef Alexander Helfert, Doctor der Rechte und k. k. Professor: „Er begreife wohl, daß Abgeordnete Proteste gegen Handlungen, die in der Reichsversammlung vorgefallen, einlegen; wie aber Journalisten, die derselben nicht angehören, die – um sich so auszudrücken – nur physisch, aber nicht juridisch in diesem Saale sitzen, einen Protest einlegen dürfen, sei ihm neu. Und in welcher Hoffnung geschehe dies? Das Gesuch ist nicht einmal an die Ordner gestellt, sondern an die Reichsversammlung unmittelbar, und es wird nicht vielleicht darin *gebeten*, sondern es wird darin ein Ausdruck gebraucht, über dessen Anmaßung ich keine Worte finde. Jede Körperschaft, jede Stadt, jede Provinz spricht dem Reichstage gegenüber mit der geziemenden Ehrerbietung, spricht gegenüber einer Versammlung, welche die Völker Oesterreichs vertritt, im Tone der Bitte, und jene Herren, welche die Presse vertreten, die Presse als den Ausdruck der öffentlichen Stimme, als die Leiterin der öffentlichen Meinung, diese wollen nicht bitten, sondern *erwarten*, daß wir gewähren? Demnach beantrage er, daß dieser sein sollende Protest schon wegen der *anmaßenden* Sprache, mit welcher er der Reichsversammlung gegenüber auftritt, unberücksichtigt gelassen und ad acta gelegt werde.“

Der Journalisten-Protest wurde den Acten des Reichstages einverleibt; doch geschah dies nicht, ohne daß ihm von dessen Vorstande eine schuldige Beachtung gezollt ward, nicht ohne daß dessen Ordner, für ein möglichst schonendes Vorgehen gestimmt, eine befriedigende Lösung herbeizuführen sich befleißigten, denn den Abgeordneten jeglicher Partei und Zunge lag es am Herzen, daß ihre Verhandlungen und — Reden zur Kenntnis ihrer Wählerschaften, des Publikums im In- und Auslande gelangten.

Am 27. und 28. September erschienen sämmtliche Wiener Jour-

Digitized by Google

nale — die „Allgemeine österreichische Zeitung“ Ernst v. Schwarzer's miteingeschlossen — o h n e jeden Bericht über die letzten Reichstagsverhandlungen; allein am zweiten Tage brachte die „Wiener Zeitung,“ als Regierungsblatt einer Weisung des Ministeriums unterliegend, die sich absondernde Erklärung, daß sie den Bericht vom 26. September am morgigen Tage nachliefern und von der nächsten Sitzung an die Referate so regelmäßig wie früher bringen werde. Hiemit war das zugelobte System einer Politik strengster Enthaltsamkeit durchkreuzt; das üble Beispiel konnte ansteckend auf Zeitungsunternehmer wirken, sie anreizen, die Zahl der Abnehmer ihrer Blätter auf Kosten der „Abstinenzler“ zu mehren. Einer solchen Gefahr mußte beizeiten vorgebeugt werden. Dieser Erkenntnis entsprangen abwiegelnde Artikel: „Niemandem falle es ein, mit dem souveränen Reichstage als Gleichberechtigter zu unterhandeln;“ „die Sprache des Protestes sei ein absichtsloses Versehen;“ „die Herren Ordner des Reichstages seien jetzt in der Lage, vermittelnd die Sache beizulegen, und vom höchsten Interesse sei es, daß bald ein Ausgleich zu Stande komme;“ „die Journalisten seien durch ein Wort gebunden, weder einige von ihnen, noch die ganze Körperschaft dürfe sich entehren,“ u. A. m. Weiters wurde der in der ersten Sitzung des Journalisten-Vereines, welcher 73 Mitglieder anwohnten, gewählte Ausschuß beauftragt, zunächst mit dem Reichstagsbureau, welches auf mehr als halbem Wege entgegenkam, wegen eines Ausgleiches in Verhandlung zu treten, ein Compromiß zu bewerkstelligen, wofür er auch auf die Beihilfe vieler Abgeordneter der Linken zu zählen vermochte.

Die Absperrung der Journalisten von den Deputierten blieb aufrecht; beiderseits wurde blos das „Gesundheitswidrige,“ das „Unanständige“ der jüngst erflossenen Verfügung hervorgehoben, und endlich ein befriedigender Ausweg aus dem hüben und drüben gleich schwer bedrückenden Dilemma dadurch gefunden, daß den Herren von der Feder als Aufgang zu ihrer Loge jener, der, vom Michaelerplatze aus führend, bisher nur für die — Diplomaten bestimmt war, zugestanden wurde.

Das Compromiß war eine vollzogene Thatsache. Am 29. September nahmen die Journalisten wieder ihre Plätze im Reichstagssaale ein und ihre Berichterstattungen auf. Am 30. stand in mehreren Blättern folgende „im Namen des Journalisten-Vereines“ vom „Ausschusse“ unterfertigte Erklärung zu lesen: „Die von dem Comité des Journalisten-Vereines an die Herren Ordner des Reichstages entsendete Commission hat sich heute mit denselben in's Einvernehmen gesetzt. Die Herren Ordner haben mit größter Bereitwilligkeit Abänderungen veranstaltet. Die Journalisten Wiens werden daher von heute an ihre Reichstagsberichte wieder aufnehmen.“

Der Journalisten-Strike war mithin zu Ende, und das Ende des österreichischen Journalisten-Vereines folgte ihm auf dem Fuße nach. Ein gemeinschaftliches Interesse hatte ihn zusammengeführt — die politische Gegensätzlichkeit sprengte ihn auseinander. Schon in der ersten Sitzung, am 30. September, entbrannte so grimmer Streit, daß die Mitglieder auf die Stühle, von da auf die Tische und, als auch hier im wirrsten Durcheinander nichts durchzusetzen war, nacheinander zur Thüre hinaus sprangen, um nicht mehr wiederzukehren.

Der Gedanke der Gründung eines österreichischen Journalisten-Vereines verwirklichte sich, auf die Journalisten und Schriftsteller Wiens eingeschränkt, endlich in der „Concordia,“ deren Mitglieder, falls sie jemals sich genöthigt fühlen sollten, einen „Strike“ zu machen, über reiche Mittel verfügen, um das otium cum dignitate genießen zu können.

Digitized by Google

Ueber Muth und Unmuth.

Bekenntnisse aus meinem Weltleben. Von P. K. Rosegger.

Unsere Zeit beginnt sich allmählich wieder für das Faustrecht einzurichten und hat der Mensch dazu auch mehr angeborene Talente, als etwa für geistiges Leben und Streiten. Denn Kopf hat der Mann nur einen, aber Fäuste zwei, und bei den Weibern kommen an den Fäusten auch noch die zehn scharfbenägelten Finger in Betracht, während der Kopf nicht immer so vorzüglich ausgerüstet ist. Es ist daher ganz selbstverständlich, daß z. B. der Student, der sich vorzubereiten hat, mehr für die Ausbildung der Fäuste als für die des Kopfes verwenden will. Es ist nur das Vorurtheil eines verrotteten Staates, wenn auf Kirchweihfesten raufende Bauernburschen noch von Gendarmen in den Kotter getrieben werden; es ist ein durch nicht zu rechtfertigender Fanatismus unserer Schullehrer und Gymnasialprofessoren, wenn sie muthige Schüler, die sich auf der Gasse tapfer herumbalgen und blutig hauen, mit Strafen belegen; es verräth so recht die Roheit des Pöbels, wenn dieser mit cynischen Witzen sich lustig macht über Schusterjungen, die in heiligem Kampfesmuthe sich auf offenem Platze an den Haaren zausen und ohrfeigen. Welch ein Verkennen der Menschenwürde und Aufgabe! Das Ziel des Menschen ist zu hauen, und gehauen zu werden. Da wir dieses erhabene Ziel mit unentwegter Treue zu verfolgen haben, so wird nach den Gesetzen der Entwickelung bei künftigen Generationen sich nicht sowohl das Haupt ausbilden, als vielmehr jener Körpertheil, der als Depot von Prügeln am geeignetsten erscheint.

Wenn ich nun mein Bekenntnis ablegen soll, inwieferne ich persönlich dieser einzig wahren, heldenhaften Richtung gerecht werde und inwieferne meine Ritterlichkeit vergleichbar ist mit der jener tapferen Haudegen, welche von dem bildungslosen Pöbel als „lümmelhafte Raufbolde" bezeichnet zu werden pflegen, so fällt schon auf den ersten Blick der Vergleich zu meinen Ungunsten aus. Mein Antlitz trägt kein Zeichen, daß ich in der Waffenführung ungeschickt bin, und doch ist es eine traurige Thatsache, daß ich weder schlagen, noch stechen, noch schießen gelernt habe. Ich bin bisher eben ohne diese feinen Anstandsformen ausgekommen und hoffe, daß es auch in Zukunft mit der ruhigen aufrechten Körperhaltung gehen wird, ohne mich viel bäumen oder beugen zu müssen.

Wenn ich mich nun aber auf meine Muthlosigkeit im Allgemeinen prüfen wollte, so käme ich vielleicht zu einem ganz unvorhergesehenen Schluß. Ein Mensch, der — nicht findig und nicht schlau, nicht vordrängerisch und nicht von besonderer Protection getragen — aus ärmlichen Zuständen einer Waldbauernhütte durch die herbsten Mühsale verschiedener Stände, unter Noth und nierubender Arbeit sich emporringen mußte zu einem Berufe, den er für den seinen hält — ein solcher Mensch wird auf die Bezeichnung Muthlosigkeit wohl ein- für allemal verzichten müssen. Und wenn derselbe Mensch unter allen Umständen, ohne Rücksicht darauf, ob er sich damit Freunde macht oder Verfolger, seine Meinung bekennt, für jene Ideale, die nach seiner Ueberzeugung die richtigen sind, munter eintritt, und wenn er feindlichen Gruppen und selbst Rittern der Faust sein Dafürhalten keck in's Gesicht sagt, so

Digitized by Google

kann er nicht einmal Anspruch machen auf das lieblich klingende Wort Feigheit. Nicht Jeder steht unter dem Schutze der Immunität; es ist auch schon geschehen, daß man mißliebigen Personen gewaltsam in's Haus drang, sie mit Stöcken und Steinen schlug, oder ihnen sonst irgendwo auspaßte, um sie zu mißhandeln; ein paar Hiebe oder Ohrfeigen (die zudem noch sehr entehrend sein sollen) können aus sicherem Hinterhalte einem harmlos Wandelnden bald versetzt sein. Der Schutz des Gesetzes ist nicht verläßlich.

Ich habe mich vor derlei nie gefürchtet. Es ist zwar mein Grundsatz, Niemandem Unrecht zu thun, und nie öffentlich Personen zu beschimpfen, sondern nur die schlechte Sache anzugreifen. Trotzdem kann man bei der entflammten Leidenschaft des Parteihasses heute auf Alles gefaßt sein. Fürsorgliche Gemüther tragen stets den Waffenpaß und was dazu gehört in der Tasche; ich, überhaupt kein Freund einer „Welt in Waffen," habe stets auch auf solche Personal-Miliz verzichtet. Es gibt grimmige Feinde meiner literarischen Richtung. Ich will jedem derselben — auch dem wüthigsten — offen vor das Auge treten. Mehr als tödten kann er nicht, und an einer Welt, in der jeder Gauch den Unschuldigen tödten kann, wäre wahrlich nicht viel verloren. Ja freilich kann man bei solchem Muthe auch einmal unmuthig werden und mit einem literarischen Revolver hinschießen, wonach dann mit einem eisernen hergeschossen werden möchte. Muß es eben darauf ankommen lassen.

Vor einiger Zeit hat mich ein guter Freund geneckt. Dieser wollte nämlich gerne etwas von mir öffentlich erzählen, wußte aber nichts Rechtes; so verlegte er sich auf einen Scherz, den er mit einem so verdammt naiven Gesicht vorbrachte, daß es den Anschein gewann, als wäre das Ding heiliger Ernst. Nach dieser Darstellung hätte ich, der etwas schwächlich gebaute Mann, wenn ich ein steirisches Kirchweihfest oder einen anderen öffentlichen Versammlungsort besuchte, stets einen kräftig entwickelten Gesellen mitgenommen, der mich nöthigenfalls beschützen konnte. So stand's auf glattem Papier und ganz ohne Druckfehler zu lesen. Nun ist aber lange nicht alles wahr, was ohne Druckfehler zu lesen steht, und weit schlimmer sind die absichtlichen Schreibfehler, als die zufälligen Druckfehler. Ich habe gerne Kirchweihfeste und andere Volkszusammenkünfte besucht und besuche sie noch heute, aber stets ohne Adjutanten. Es war nie auch nur der mindeste Anlaß, daß ich auf den Gedanken eines Schutzmannes hätte kommen können. Die Bauern waren nie meine Gegner, wurden es selbst dann nicht, als ihnen der Rath ertheilt worden, gegen mich Feindseligkeiten zu eröffnen. Einer verstand sogar einmal Unrecht und schrieb seine Meinung über den Dorfdichter dem Anstifter auf den Rücken. Mir hätte auch ein solches Autograph auf fremdem Pergament nicht gefallen können. Wer sich für derlei bäuerliche Handschriftensammlung interessiert, der mag immerhin auf Kirchweihen und Bauernbällen sein Album voll bekommen. Was mich anbelangt, fühle ich mich nirgends sicherer und unangefochtener als bei den Bauern, und darum ist der schlechte Spaß jenes guten Freundes eigentlich zum guten Spaß eines schlechten Freundes geworden. Die berüchtigten Dorfkirchtage geben mir wirklich keine Gelegenheit, den Muth zu üben.

Manchmal aber dünkt mich die Muthübung weniger wichtig als die Uebung in Geduld. Zwar hat die Geduld einige Aehnlichkeit mit Feigheit, und wo sie aufhört, scheint der Muth anzufangen. Dieser Muth ist aber eigentlich der Unmuth.

Ich gehörte als Schuljunge zu den sogenannten Braven. Zwar an Kleiderzerreißen leistete ich reichlich so viel, als es die Gassenbuben-Ehre verlangt;

Digitized by Google

ich zerriß das Gewand beim Klettern, Rutschen, Hüpfen, Schaukeln und dergleichen beweglichen Festen, nicht aber im Ringen, Rangeln und Raufen; bei solcher Kraftmesserei mit Kameraden fürchtete ich freilich weniger die Löcher in den Hosen als in den Kopf, ob nun ich oder der Gegner sie bekam. Ueberhaupt kann ich mich nicht erinnern, je einmal einen Handel angefangen zu haben; meine Lust waren fröhliche Spiele, bei denen Alles im Einvernehmen stand, und wenn Andere einen lebhaften Willen zeigten, so gab ich gewöhnlich nach. Da wurde unter uns Schulbuben einmal ein Schimpf aufgebracht, ich weiß nicht, wer ihn erfand oder einführte, weiß auch nicht, was er besagen wollte und worin seine unerhörte Ehrenrührigkeit bestand — kurz, es war ein grauenhafter Schimpf, der dadurch verübt wurde, daß Einer einem Anderen zurief: „Stiegelhupfer, Batzelschupfer!" Keiner, auf den das Wort gemünzt war, ertrug es, entweder er gab es mit gesteigerter Art in Miene und Geberde zurück, oder er rächte sich sofort handgreiflich an dem Schänder seiner Ehre. Ich allein ertrug es, anfangs zwar mit saurem Lächeln, später mit wirklicher Gelassenheit, und gieng meines Weges. Allein, das war ihnen gerade recht, daß sie eine Zielscheibe gefunden hatten, die — wie es sich für eine richtige Zielscheibe auch geziemt — nicht zurückschoß; sie zeterten mir also, so oft es gieng, die Worte: „Stiegelhupfer, Batzelschupfer!" zu. Da war es einmal auf dem Heimweg aus der Schule, daß drei Buben — darunter der Stagler Luis, mit dem ich ohnehin kein rechtes Zusammensehen hatte — mir den Steg vertraten, der über den Fresenbach führte. Ich kam heran und forderte sie auf, mich meines Weges gehen zu lassen. „Stiegelhupfer, Batzelschupfer!" schrien sie mir zu und stellten sich kampfbereit auf, mit der unverkennbarsten Absicht, mich nicht über den Steg zu lassen. Ich stand eine Weile da und überlegte, wie mit diesen Feinden ein gütiges Uebereinkommen getroffen werden könne, denn mein Vater pflegte über jede Verspätung, mit der ich aus der Schule kam, scharfes Gericht zu halten.

„Wirst wohl umkehren müssen, Stiegelhupfer!" höhnten sie, „wir bleiben da stehen, bis es Nacht ist."

Ich schaute in die rauschenden Wogen der Freßnitz, und sah es wohl, ohne den Steg war nicht hinüber zu kommen. Eine nächste Brücke war auch nicht zu erreichen, also sagte ich, sie möchten mich nur willig über den Steg lassen, denn daß ich Einer gegen Drei kämpfe, das würden sie doch nicht von mir verlangen. „Stiegelhupfer, Batzelschupfer!" schrien sie und machten allerhand malerische Grimassen. Jetzt kam plötzlich das glühende Rachegefühl über mich, ein paar Sätze, und wüthend rannte ich den Luis, als den mittleren der Besetzung, über den Steg in's Wasser. Ein vierfacher Nothschrei, denn ich schrie selber mit, und dann hatten wir mit vereinten Kräften tüchtig zu thun, den Zappelnden und Gurgelnden aus dem Wasser hervorzuholen. Als der so Gerettete am Ufer lag, war ich, der Sieger, mit dem Besiegten plötzlich allein, die beiden Anderen hatten sich in Ansehung mancherlei Unannehmlichkeiten, die da kommen konnten, langen Fußes davongemacht.

„Hast nasse Füß bekommen?" fragte ich gleißnerisch, denn am ganzen Kerl war nicht ein Faden trocken. „Macht nichts, ich habe zwei trockene Hosen an, davon kriegst eine. Thu nur geschwind Dein Gewand aus, daß Du nicht krank wirst!" Das geschah, dann zog er mein Beinkleid und mein Leibel an, nahm das nasse Zeug unter die Achsel und lief auch davon.

Ich gieng nachdenklich über den nun vollkommen freien Steg meinem Hause zu. In Erwägung, daß ich den Luis in so große Todesgefahr gebracht hatte, wurde sachte mein Herz warm; am nächsten Tage schenkte ich

Digitized by Google

dem Luis einen kirschrothgefärbten Taschenveitel, und wir wurden mitsammen die besten Freunde.

Und so war die einzige Heldenthat, die ich je begangen, als Racheact schmählich mißlungen. — Es ist seither schon manchmal geschehen, daß ob erlittener Unbill ein heißer Zorn in mir aufkochte, die Sehnen des Armes sich spannten und es mir die größte Lust gewesen wäre, mit dem Gegner sofort in Kampf zu treten auf Leben und Tod. Für ein regelrechtes Duell wäre ich aber schwerlich zu brauchen. Der Muth geht da zu früh in Unmuth über; mein Zorn, *wenn* er einmal wach ist, hätte nicht die Geduld für all die Förmlichkeiten, und bis diese Förmlichkeiten erfüllt, wäre er längst verraucht und damit für mich das Duell überflüssig geworden. — Natürlich schämt man sich dann auch des bestialischen Gefühles, und so bleibt von der ganzen pathetisch-tragischen Sache nichts übrig, als die Verstimmung, die bei öfterem Wiederkehren sicher die Heiterkeit der Seele zerstören müßte.

Und so ist es doch eine Art von Feigheit, auf der ich mich ertappe. Ich fürchte mich vor Verstimmung der Seele, vor Aerger und Gram, vor Bitternis und Unmuth. Und aus diesem Grunde wird manchem Stiere ausgewichen, den bei den Hörnern zu packen für den Moment ein unvergleichliches Vergnügen wäre. Ich bitte Gott nur um den einen Muth des Herzens: trotz mancherlei Aergern froh und friedfertig zu sein und eine treue Gesinnung zu bewahren für alle Menschen. *Diese* Beherztheit wäre die ritterlichste, und zwar schon darum, weil sie die seltenste ist.

Aus meiner Schule des Lebens.

Gedanken von **Fidel Mähr.**

Erziehungsweise meiner Kinder.

Die Erziehung darf keine Künstelei sein, sie ist die vom Verstande geregelte Natur. Alle Verzärtelung und übertriebene Strenge ist vom Uebel. Da ist vor Allem zu bedenken, der Mensch erzieht sich selbst, das Kind erzieht sich durch die Erfahrung und Uebung. Es wirkt viel mehr, wenn ein Kind sich in den Finger schneidet, als hundert Vermahnungen, das Messer nicht anzurühren. Einem Kinde so spät als möglich Gelegenheit zu geben, über eine Stiege zu gehen, heißt, es unbehilflich lassen und die Wahrscheinlichkeit vermehren, daß es in einem unbewachten Augenblicke um so gewisser falle. Ich ließ eigens das Kleine sich in Gefahr begeben, so daß es zwar von mir bewacht, dies nicht wußte. Man beobachte die Kinder auf dem Lande, wie sie laufen, springen, klettern, daß es einem schwindelt. Das ist Uebung. Man wird einwenden, es geschehen auch Unglücksfälle. Gewiß, aber viel weniger als man nach der Anzahl und Größe der Gefahren, denen sie sich aussetzen, annehmen könnte. Denn durch die Gefahr lernen sie schon in frühester Jugend die Vorsicht; da ist nicht Alles so gesichert, wie in Städten, da ist der Mensch selbst auf die Prüfung, Berechnung und Beobachtung angewiesen. Sind aber jene Fälle in den Städten bei der peinlichsten Ueberwachung ausgeschlossen? Ich muntere meine Kinder bei jeder

Digitized by Google

Gelegenheit auf, zu klettern u. dgl. und bin höchstens in Gefahren, wo ein Unfall unverbesserlich, unheilbar wäre, hinter ihnen und ich schmeichle mir, sie in dieser Hinsicht sehr gefördert zu haben. Sie bewegten sich in der frühesten Jugend an der Sonnenhitze nach Belieben, Schwitzen und Röthe des Gesichtes bereitet mir nicht die geringste Angst. Auch gegen Witterungswechsel und Kälte müssen sie abgehärtet werden. Mit Vorsicht und Umsicht! Es ist geradezu widerlich, wenn man kleine Kinder mit Ueberziehern und Tüchern beladen daher marschieren sieht. Ist nicht, so lange man sich bewegt, die Erhöhung der Körpertemperatur möglich durch rascheres Gehen, Laufen oder Springen? Nur schütze man sie, wenn sie in Ruhe verharren müssen. Ich lasse meine Kinder schlafen in Stellwägen, Pferdebahnwägen, im Walde oder wo es ist, wenn ein unbesiegbarer Schlummer sie überfällt. Sie müssen aber auch erwachen lernen, wenn die Noth da ist. Sie müssen sich auf die Füße stellen und gehen, wenn man aussteigen muß. Gehe ich mit ihnen an Läden oder Auslagen vorüber, so erlaube ich ihnen, wenn möglich, ihre Neugierde zu befriedigen. Scheint es mir genug zu sein oder habe ich nicht mehr Zeit oder Lust zu verweilen, so entferne ich mich, ohne sie aufzufordern oder zu rufen. So habe ich es dahin gebracht, daß, so versunken sie in die Betrachtung der Gegenstände sein mögen, sie stets wachsam sind auf meine Gegenwart. Manchmal ereignet es sich, daß ich schon ein ziemlich Stück voraus bin und sie mich im Menschengedränge nicht mehr leicht entdecken. Hastig schauen sie aus, mich zu erspähen, was ich ihnen scheinbar unabsichtlich erleichtere. So vermeide ich das häufig fruchtlose Drängen und wecke ihre Wachsamkeit.

Ich setzte mich bei meiner Erziehungsmethode schon manchen Warnungen, Ausrufen des Mitleids und der Furcht seitens der Beobachter aus, selbst von befreundeter Seite. Ich ließ mich bisher nirgends und nie von meinem Wege abbringen und kann sagen mit Erfolg und ohne unliebsame Zwischenfälle. Der beste Erziehungsregulator in Gefahren ist der Erhaltungstrieb, dieser versagt nie bei einem Kinde, das sich seiner Verantwortlichkeit bewußt ist. Er kann aber ungeweckt bleiben bei solchen Wesen, die auf Schritt und Tritt getragen, geführt, gemahnt und überwacht sinde. Letzteres wirkt aber auch auf den Charakter schlimm ein, da es die Entfaltung der Selbständigkeit hemmt und lähmt. Man trifft heutzutage viele Menschen, welche überall den Rath des Arztes einholen, wo sie sich selbst die besten Rathgeber wären. Der Arzt wird meistens zu vorsichtig sein in seinen Weisungen, weil er jede nur mögliche Folge unmöglich zu machen sucht, deren Eintreten ihn in Mißcredit bringen könnte.

Selbstverständlich muß das Kind noch mehr als die natürliche Erziehung erhalten, es muß auch gesellschaftlich und für den Verkehr mit Menschen erzogen werden. Wenn auch das Beispiel der Erzieher viel wirkt, so müssen ihm doch noch ausdrückliche Weisungen gegeben werden. Da jedoch das Beispiel am wirksamsten ist, so gehe ich, so weit es mir möglich, selbst mit einem solchen voran. Empfängt man etwas vom Kinde, so vergibt man sich nichts, wie manche glauben, wenn man dafür dankt; braucht man etwas, so bittet man darum. Das Kind wird bald ein Gleiches üben. Sind mehrere Kinder in der Familie beisammen, wie es bei mir der Fall ist, so hat man die schönste Gelegenheit, den Billigkeits- und Gerechtigkeitssinn unter ihnen zu pflegen und zu wecken, die Verträglichkeit einzuflößen, mit einem Worte alle Tugenden, welche die Menschlichkeit zieren, zu fördern. Auch hierin wirkt das Beispiel und die Auseinandersetzung; das Beispiel, indem man

Digitized by Google

das Kind oder die Kinder gerecht, billig behandelt und die Auswüchse der Kindheit mit verträglicher Gelassenheit mildert und abschwächt.

Oeffentliche Schule und Privat-Unterricht.

Manche Eltern sind von dem Vorurtheile befangen, daß es zu wenig vornehm sei, die Kinder in die Volksschule zu schicken. Zudem finden sie darin einen Zeitverlust, da neben dem Schulbesuche wenig Zeit mehr übrig bliebe für die Erlernung der neuen Sprachen, Clavierunterricht und andere moderne weibliche Künste, wie z. B. für das Malen. Dann meinen dieselben, daß ihre Kinder in der öffentlichen Schule von den dieselbe besuchenden Kindern allerlei Unarten mit nach Hause bringen oder ansteckende Krankheiten sich zuziehen. Eine Mittelschule zu besuchen, finden sie nicht mehr so ungeziemend, natürlich weil in diesem Falle die Nothwendigkeit die Einbildung verdrängt, indem es nicht so leicht möglich ist, für jedes Fach einen eigenen Lehrer zu bezahlen und einer für Alles nicht nur mangelhaft ausreicht, sondern auch die Lehrmittel besonders für Naturgeschichte, Chemie und Naturlehre nicht zur Verfügung stehen, wie an einer öffentlichen Lehranstalt.

Aber auch der ausschließliche Privat-Unterricht für die Volksschule ist sehr zu mißrathen. Erstens lernen die Kinder zu Hause gewiß nicht weniger Unarten und Ungezogenheiten als in der öffentlichen Schule, da sie meistens ihren bezahlten Erziehern oder Erzieherinnen weniger gehorchen als der öffentliche Schüler seinem Lehrer. Ferner haben diese sehr oft ganz einseitige und verfehlte Erziehungsmethoden. Die Eltern üben ihren Einfluß auf die Kinder häufig dahin, daß sie durch ihre Parteinahme für die letzteren das Ansehen der Erziehenden beeinträchtigen oder sie verzärteln. Wer jemals mit Kindern zu thun hatte, die nur zu Hause erzogen werden, wird die Erfahrung gemacht haben, daß diese häufig die erste Grundlage einer wirtsamen Erziehung, den Gehorsam, nicht kennen. Und sollten selbst die Eltern nicht eine Menge der eigenen Schwächen und, darf ich sagen, Ungezogenheiten auf ihre Kinder übertragen, die, wenn letztere zu Hause erzogen werden, von keiner Seite ausgerottet oder gemildert werden?

Im Uebrigen sind sie eben auch nicht immer allein, sie kommen denn doch mit andern Kindern desselben Standes in Berührung und lernen so Dinge, wie sie schlechter im Umgange mit Kindern des Volkes nicht gelernt werden. Und was die Krankheiten anbelangt, so habe ich zwar noch keine Statistik über die Krankheiten bei den einen und den andern Kindern zu Gesichte bekommen, aber meine eigene Erfahrung hat mir gezeigt, daß sie von denselben Krankheiten befallen werden und manchmal wegsterben ebenso gut wie die Kinder der öffentlichen Schulen. Man kann ja nicht annehmen, daß eine Gouvernante oder Bonne, deutsch gesagt, Erzieherin oder Kindsmädchen, sie von der Gesundheit schädlichen Einflüssen mit besonderer Achtsamkeit und reiflichem Bedachte hüten.

Was aber die Güte des Unterrichtes anbelangt, so bleibt er meist vor dem der öffentlichen Schule zurück. Diese hat geprüfte, durch vielfache und mannigfache Thätigkeit geübte Lehrer, die unter steter Ueberwachung beziehentlich des Lehrplanes und dessen Ausführung stehen. Der Lehrer der öffentlichen Schule ist auch mit einer ganz anderen Autorität ausgestattet als der Privatlehrer, jener hängt vom Kinde nicht ab, da er vom Staate oder der Gemeinde entlohnt wird, während der letztere im Hause seines Brotherrn in der abhängigsten Stellung sich befindet, ein Umstand, der ihm das freie Vorgehen erschwert und dem Kinde die Handhabe bietet, ihn zu schulmeistern.

Digitized by Google

Sprachverderberei.

Ich habe an mir selbst erfahren, daß zur Zeit, als ich mich ausschließlich dem Studium des Lateinischen und Griechischen widmen mußte, meine deutsche Schreibweise in Briefen bei Laien durch ihre Unbehilflichkeit, Armut und fremden Satzbau Anstoß erregte. Man liest besonders auf das Gymnasium sich beziehende Schriften und Werke, die den Namen deutsche Schriften nicht mehr verdienen, da man auf lateinische und griechische Wörter, die leider sich durch deutsche Endungen entstellen lassen müssen, in überwuchernder Anzahl stößt. Es sind wenige Tage seither, daß ich eine Flugschrift las, in welcher der Verfasser, ein Philologe, trotzdem er das Füllhorn der strnppigen Fremdwörter vor und nachher unbedentlich ausgoß, sich überflüssiger Weise entschuldigen zu müssen glaubte, daß er an der Stelle des guten deutschen Wortes „Vielschreiberei" das griechische Polygraphie setzte. Liest man deutsche Briefe von hoch gestellt sein wollenden oder sollenden Damen, die, obwohl Deutsche, dem Französischen in Allem und Jedem den Vorzug geben zu müssen glauben, so sind dieselben durchspickt mit theils rein französischen, theils mit französischen Wörtern, denen ein deutsches Endnngchen angehängt wird. Auf richtige Grammatik und gar richtige Rechtschreibung ist wenig Bedacht genommen.

Schriftstellerische Arbeiten.

Ich bin der Ansicht, daß Wissenschaft gepaart mit volksthümlicher Ausdrucksweise die Blüte des Talentes darstellt. Nehmen wir einen Luther, einen Bismarck. Beide verstehen es, in Allen verständlichen, dem Volksmunde entlehnten Worten, die tiefsten Erkenntnisse, die reifsten Ergebnisse des Nachdenkens und der Erfahrung auszusprechen, zu erörtern, darzulegen. Die verwickeltsten Erscheinungen der Politik, die maßgebendsten menschlichen Regeln und Gesetze erscheinen vor unserem erstaunten und entzückten Ohre in anschaulicher, bestimmter und klarer Fassung. Der Gelehrte mit seiner studierten Ausdrucksweise, mit der nur seinem Kreise eigenthümlichen Sprache wirkt nur im beschränkten Kreise. Ich weiß, daß es Gelehrte gibt, welche es unter ihrer Würde finden, sich, wie sie verächtlich sich äußern, in der Sprache des Gevatters Schneiders zu geben, es gibt solche, welche absichtlich ihre eigene Muttersprache verhunzen und schänden. Es mag nicht Jedem gegeben sein, sich wissenschaftlich und volksthümlich zugleich zu äußern, aber immerhin ist es möglich, wenigstens in reiner Sprache zu sprechen und zu schreiben. Man ist dies seiner Muttersprache schuldig. Und wir sehen heutzutage, mit welcher Reinheit und Wahl, mit welchem Flusse und welcher Anmuth besonders Schriftsteller in realistischen Fächern schreiben, wohingegen Einem die Haare gegen Berg stehen könnten, wenn man gewisse maßgebende Mittheilungen und Flugschriften liest, die sich auf das Gymnasium beziehen. Einfachheit und Natürlichkeit sind die Kennzeichen des vollen Verständnisses und der Wahrheit einer Sache. Wir finden sie bei den meisten großen Geistern.

Digitized by Google

Nordlandsfahrten eines Steirers.

Von Hans von der Sann.

(Schluß.)

Nach diesen hier nur in engen Umrissen skizzierten Schildernngender Landschafts-, Sitten- und Culturverhältnisse des scandinavischen Festlandes wenden wir uns den eigentlichen Reisebildern unseres steirischen Nordpolfahrers zu.

Krauß hatte es eilig. Ununterbrochen war er bis Stettin gefahren, um von hier auf dem „G. M. Melchior," dem Stolz der vereinigten Kopenhagner Dampfschiffs-Gesellschaft und dem „Zukunftsideal aller Passagierdampfer" nach der dänischen Hauptstadt zu segeln. Es war ein trübfeuchter Nachmittag, als das Schiff die Oder hinabfuhr, nach kurzer Fahrt „in das Haff" einlenkte und zwischen den Forts bei Swinemünde und an der schlanken Säule eines Leuchtthurmes vorbei hinaus in das offene Meer dampfte. In der Ferne tauchten in matten Umrissen die Kreidefelsen Rügens aus der Flut. Der Nacht folgte ein herrlicher Morgen. Eine feurige Lohe, ein glühendes Erz aus der Schmelze, wie leuchtende riesige, fast plattgedrückte Kugel, entstieg die Sonne langsam und feierlich dem Meere, baute eine goldige Brücke herüber zu dem Schiffe auf der schimmernden Wasserflut, und in den Fenstern Kopenhagens flackerte es auf wie ein Feuerbrand. Nachdem der „Melchior" an den Todesrohren des Forts vorbei in den Hafen gesegelt, in dem es von Schiffen aller Zonen und Zungen wimmelte, fiel die Landungsbrücke.

Bald hatte sich unser Freund bei einer distinguierten, ein sehr schönes Deutsch sprechenden Dame in einem prächtigen, mit echt englischem soliden Comfort ausgestatteten Zimmer einlogiert und unternahm von hier aus seine Entdeckungsfahrten nach Kopenhagens Merkwürdigkeiten. Er bewunderte den prächtigen Renaissancebau des Nationaltheaters, die Börse, das originellste und charaktervollste Bauwerk von ganz Kopenhagen, das von einem Wasserarme eingeschlossene Residenzschloß Christiansborg mit dem leider zu hoch eingemauerten Relief Thorwaldsen's und der Reiterstatue Friedrichs VII. auf dem Schloßplatze, das im streng classischen Stile erbaute Rathhaus und die durch ihre herrlichen Bildwerke Thorwaldsen's berühmte Frauenkirche. Am prächtigen Norrevolds-Boulevard, in dem „Ørstedsparken" genannten botanischen Garten besichtigte Krauß die auf einem Hügel sich erhebende Bronzestatue des Entdeckers des Elektro-Magnetismus, des berühmten dänischen Naturforschers Hans Christian Ørsted. Einer eingehenden Besichtigung unterzog er dann das in der Nähe des Parkes in tiefschattiger Anlage befindliche, 1604 im Stile holländischer Renaissance erbaute Schloß Rosenburg, in welchem sich die kostbaren Hausammlungen der dänischen Dynastie vereinigen; sie enthalten zahlreiche Kunstschätze ersten Ranges, unter welchen die Werke deutscher Künstler weitaus die erste Stelle einnehmen, und treten dem Beschauer in einem stets historisch getreuen Rahmen entgegen, der ein überaus lehrreiches Bild der wechselnden Stilarten in Mobilien- und Wanddecorationen, in Tracht und Costume bietet. Krauß gibt uns von dieser chronologischen Sammlung der

Digitized by Google

dänischen Könige eine ziemlich klare Uebersicht, durch zahlreiche gelungene Illustrationen ergänzt, und widmet besonderen Merkwürdigkeiten eine detaillierte, von interessanten geschichtlichen Daten begleitete Beschreibung, wie z. B. dem überreichen gothischen Oldenburgischen Horn, dem ältesten Elefanten-Orden, dem sogenannten Wismarbecher, dem Huldigungsbecher Schleswigs u. v. a.

Krauß besuchte auch das ethnographische Museum und das der nordischen Alterthümer; ersteres bezeichnet er als einen Rechenschaftsbericht der Menschheit im großartigsten Maßstabe, letzteres flößt ihm aber fast noch größeren Respect vor dem Forschungsgeiste der dänischen Gelehrten ein. Nichts in der Welt aber gibts, was sich mit dem Thorwaldsen-Museum vergleichen ließe, diesem Tempel der Schönheit und des Todes! Nirgends wird uns von einem Künstler ein so vollständig treues Bild gegeben, wie hier; denn von seinen ersten Bleistiftskizzen bis zum letzten Gedankenblitz ist hier Alles vereinigt, was irgendwie auf Thorwaldsen Bezug hat.

Von Kopenhagen wandte sich Krauß nach Christiania. Auf der Fahrt dahin segelte das Schiff vorüber an dem festen Schlosse Kronborg mit seinen düsteren Reminiscenzen an die unglückliche Königin Caroline Mathilde; hier läßt Shakespeare den Geist von Hamlet's Vater an den Wachen vorüber schreiten; hier sitzt der Sage nach in den tiefsten Kasematten Holger Danske, der Schutzgeist Dänemarks. Weiter gieng es dann gegen Schloß Gothenburg, dessen Umgebung schon ganz den imposanten Zug der Wildheit der norwegischen Westküste zeigt. Hier drängte es unseren Landsmann hinaus zu den berühmten Trollhätta-Fällen und dem merkwürdigen Schleußensysteme, welches selbst großen Dampfern ermöglicht, aus der Nordsee den 33 Meter hohen Felsenabhang, über welchen der Göta-Elf in zahlreichen Fällen donnernd herabbraust, hinaufsteigend, direct nach der Ostsee zu segeln. Nach Gothenburg zurückgekehrt, stattete Krauß dem Museum einen Besuch ab, das ein sehr instructives Bild der nordischen Fauna und der neuen Kunstschöpfungen Scandinaviens bietet.

Weiter gieng's dann wieder, in den verrufenen Kattegat. Nach einer nächtlichen stürmischen Seefahrt passierte endlich das Schiff den zwölf deutsche Meilen langen Christiania-Fjord, wo an dessen Ende vor den Blicken der Reisenden sich die norwegische Hauptstadt aufthat, welche zwischen langgestreckten Waldeshügeln und felsigen Inseln in all ihrer Herrlichkeit, mit ihrem imponierenden Häusermeer, den Thürmen und Kuppeln und der weithin leuchtenden Front des Residenzschlosses über der Meeresflut als gewaltiger Abschluß des Fjordes sich ausbauend, weit an den Hängen hinanzieht, deren ruhige, wellenförmige Conturen einen wunderbar malerischen Hintergrund bilden. Leider schwand dann aber bei dem Betreten der Stadt gar bald der imposante Eindruck, den Christiania vom Meere auf Jedermann macht; das Gewirre von winkeligen Gassen und Gäßchen um die Stadt herum, das unebene Terrain u. dgl. stimmen eben den anfänglichen günstigen Eindruck ziemlich herab. Von den Gebäuden erregt vor Allem das Palladium der norwegischen Nation die Aufmerksamkeit, der Storthingpalast, trotzig hinüberblickend zu der breiten Front des Residenzschlosses; Stirn gegen Stirn stehen sie sich gegenüber wie feindliche Gewalten, diese Symbole von Volkswille und Königsmacht. Die Universität, ein antikisierender Bau, enthält viele Sammlungen, darunter auch das hier in einem eigenen hölzernen Gebäude im Hofe untergebrachte, bis jetzt einzig bekannte, aus dem Königshügel bei Gokstad am Sandefjord 1880 ausgegrabene Wikinger-Schiff. Ganz ansehnliche Sammlungen enthalten auch das Kunst- und das Kunstgewerbe-

Digitized by Google

Museum. Der Schloßpark besitzt viele Anziehungskraft, und wenn man seine prächtigen Anlagen südlich hin begeht, stehen wir plötzlich vor einem imponierenden Colossalbau, einem großartigen, aus drei getrennten Häuservierteln und einer risigen Bazaranlage bestehenden Bannunternehmen des k. k. österreichischen General-Consuls Peter Petersen. Dieser seltene schöpfungslustige Mann ist auch der Gründer eines anderen Unternehmens in dem Christiania umgebenden reichen Villenkranze, des auf dem Plateau des Gausdal, mitten in der gigantischen Natur des norwegischen Hochgebirges gelegenen Sanatoriums, dessen Ruf schon weit die Grenzen Scandinaviens überschritten hat. Sonst heben wir aus der Umgebung Christiania's noch hervor das reizend gelegene königliche Lustschloß Oskarshall und in dessen Nähe die schon erwähnte Golskirche. Von St. Hanshangen genießt man den schönsten Ausblick auf Christiania und seine Fjorde. Im Ganzen ist das Bild Christiania's „voll südlicher Formenweichheit," und um die gigantische Natur Norwegens genau kennen zu lernen, empfiehlt sich eine Wanderung „quer durchs Land," in das Herz Thelemarkens.

Unser Landsmann machte sich denn auch auf, noch hier vorzudringen. Von Kongsberg, das er mit der Bahn erreichte, wanderte er nach der Stydsstation Mogen und nach Mule, lauschte hier den Märchen eines Großmütterchens vom „Trollen, dem Aschenbrödl die goldene Harfe stahl" und mehreren thelemarkischen Pestsagen, stieg von der Station Nylaend hinab zu den Ufern des Grungedals-Vand und ergötzte sein Auge an dem herrlichen Va-Foß, welcher wohl 1000 Fuß hoch aus schwarzem Felsenrachen hervorbricht und seine ungeheueren Wasserwogen weit hinaus und in die Tiefe sendet. Wieder hinansteigend, wurde Krauß auf einer Felsenwüste von einem Gewitter überrascht, welches, wie ihm schien, der wilden Scenerie der Landschaft erst so recht die höchste Harmonie verlieh. Mühsam war der Vormarsch gegen die Gletscherfelder des Dyreskard-Passes, doch wurde ohne Unfall die Höhe erreicht, in ödes, von zahllosen Gletscherbächen durchwühltes Felsenkar, dann gieng es wieder unter den Wänden des wilden Stafsnuten jäh abwärts zum einsamen, tiefgrünen See Oistenvatten, dann weiter zwischen Schroffen und Hängen und durch einen breiten, mehrarmigen Gletscherbach, bis endlich die Straße erreicht wurde, welche in jähem Gefenke hinab, in großen Windungen in das Valdal führte und zu den Gehöften Roldals. Mit stets reizendem Rückblicke auf den felsumschlossenen Roldal-See gieng es dann die Horrebraekkene hinan, und bald erschloß sich dem Wanderer die berühmte Aussicht der Gorsvingane. Der Blick schweifte frei über den norwegischen Feld bis zu den leuchtenden Eisfeldern der Folge-Fonde, über den Hardanger-Fjord. Es war dies das Ziel der Reise, und fand Krauß auf dem Wege hier Alles vereinigt, was die nordische Natur an graziöser, wie an wilder Schönheit bietet: eine Reihe felsumschlossener Seen, mehr wie ein halbes Dutzend Wasserfälle ersten Ranges, ungeheuere Trümmerfelder und schillernde Gletscherstürze.

Von der Gorsvingane niedersteigend zum tiefgrünen, von senkrechten Felsen umschlossenen Gorsvatten, wurde die Stydsstation Selsestad erreicht; von hier aus gieng's in die berüchtigte Felsenklamm Selsestadjuvet mit dem zierlichen Wasserfalle Espelands-Fos, zu dem wieder die Fälle des Lose- und des Stars-Foses durch ihre wilde Schönheit im schroffen Gegensatze stehen; durch besondere Anmuth zog unseren Landsmann auch der Hildals-Fos an. In einem Gasthause der Landschaft Odde traf Krauß Engländer und Deutsche und von hier machte er auch einen Ausflug in's Jordal und zum Buarbran-Gletscher, von dem

Digitized by Google

zurückgekehrt, da eben Samstag Abend war, er dem Treiben der Burschen und Schönen von Odde zusah und dem durch die stille Nacht erklingenden uralten Volksliede: „Dalebu Jonson“ (davon der Verfasser uns, wie noch von so manchem anderen Liede, Text und Singweise vermittelte), lauschte. Auf dem nahen Gute Taatheim, dessen Besitzer Knudsen der Obstcultur am Hardanger-Fjord Bahn gebrochen, war Krauß ein gern gesehener Gast. Er machte noch weitere Ausflüge, besichtigte das Gehöft „Store-Graven,“ das Geburtshaus des berühmtesten norwegischen Genremalers der Gegenwart, Hans Dahl, von dem er uns ebenso eine treue Biographie lieferte, wie auch von seinem Collegen Morten-Müller, der aber seine Motive meist dem Gebiete des Hardanger-Fjordes zu entnehmen pflegt. Weiters besuchte Krauß den düstersten See, den er je gesehen, den Oifjords-Vand, den berühmten großartigen Voring-Vos, beaugenscheinigte im Gasthause Saebo die hier zum Verkaufe ausgestellten Antiquitäten und verewigte sich im Fremdenbuche, in dem vor sieben Jahren sich auch zwei Fürsten von Liechtenstein aus Wien, als bisher die einzigen Oesterreicher, eingetragen hatten.

Nachdem Krauß das Hardanger-Fjord nach verschiedenen Seiten durchforscht, wandte er sich nach Bergen, dieser so wichtigen Handelsstadt des Nordens, deren Schönheit in eigenthümlicher reicher Gliederung der Küste, in stetem Wechsel von Land und Wasser und dem imposanten, sie amphitheatralisch umschließenden Felsenkranze liegt. Bei dem k. k. österreichischen Consul Wollert Dankert Krohn fand unser Landsmann einen werkthätigen Förderer seiner Zwecke; derselbe stellte ihm ein reiches, seltenes Quellenmateriale zur Verfügung, weshalb denn auch Krauß sein Werk — im vollsten Sinne des Wortes eine „Wanderung durch Dänemark, Norwegen und Schweden mit besonderer Rücksicht auf Kunst und Culturgeschichte, Sage und Dichtung“ — diesem besonderen Gönner und liebenswürdigen Gelehrten aus Dankbarkeit dedicierte. Das überaus reichhaltige Museum in Bergen gefiel ihm außerordentlich gut, und er ist des Lobes voll über die Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit der Führer; zwar befremdeten ihn die ausschließlich englischen und norwegischen Besuchsordnungen; desto mehr überrascht aber wurde er, als er, die Schwelle überschreitend, von einem Fräulein Elisabeth Olsen, einer Dame von ausgezeichneter Bildung, die ihres Amtes als Custodin mit distingnierter Liebenswürdigkeit waltet, in reinster deutscher Sprache freundlichst begrüßt wurde. Nachdem sich Krauß als einen Oesterreicher zu erkennen gegeben, brachte ihm einer der Conservatoren mit großem Stolze ein photographisches Tableau von unserem hochsinnigen Mäcenas Graf Hans Wilczek und seiner Polarexpedition, mit der eigenhändigen Widmung Wilczek's, dessen Verdienst es ist, dem österreichischen Namen auch in ganz Norwegen einen guten Klang verliehen zu haben.

Von der „Tydskebryggen“ aus besichtigte Krauß die Höfe des hanseatischen Cantors mit ihren schmalen, hohen, sämmtlich dem Quai zugekehrten Giebelfronten, und am Eingange des Hafens die düsteren Banten der Feste Bergenhus und den Walkendorf-Thurm, ein Juwel nordischer Baukunst und nationaler Geschichte, die Königshalle bergend, davon er uns auch eine detaillierte Schilderung, welche bisher gemangelt, lieferte.

Von den Instituten und Vereinen Bergens, deren Krauß gedenkt, sei der „Brändevins Samlag,“ ein Verein für Einschränkung des Branntweingenusses und Verwendung des ganzen Reingewinnes zu gemeinnützigen Zwecken, hier erwähnt, und zugleich auch unseren maßgebenden Kreisen zur Nachahmung bestens empfohlen.

Gelegentlich des Fischmarktes am

Digitized by Google

„Torvet“ studierte unser wißbegierige Forscher das typisch-charakteristische Fischervölkchen der „Striler“; originell wie die Tracht dieser Leute, ebenso eigenartig sind ihre Sitten und Gebräuche.

Nachdem Krauß auch die Umgebung Bergens besichtigt hatte, schiffte er sich auf dem Schraubendampfer „Thy“ zur 44-stündigen Weiterfahrt nach der alten Krönungsstadt Drontheim“ um. Unterwegs machte er seine Studien und Betrachtungen über den Häringsfang, wie er solches bei späterer Gelegenheit auch über den Dorsch-, Wall- und Robbenfang that. Eine ganze Inselkette durchbrechend, lenkte der Dampfer nach Molde ein, der vielbesungenen Stadt der Blumen, auch das Abazzia oder Nizza des Nordens genannt. Ein anderes reizendes Städtchen, welches sich auf drei felsigen Inseln, mitten aus aller Weltvergessenheit vor den Blicken der Schiffspassagiere aufbaute, ist das gleichfalls im blühenden Wohlstande befindliche Christiansund, woselbst Krauß seine Freude an blondlockigen Jungen hatte, welche die Uebungen der Jugendwehr mit Feuereifer exercitierten. Als endlich das Ziel der Fahrt, Drontheim, ungemein malerisch gelegen am Rande einer herrlichen Bucht und von üppig cultivierten, sanft ansteigenden Hängen umschlossen, erreicht worden, glaubte sich dieser Freund plötzlich, wie mit einem Schlage, in das Herz Deutschlands versetzt; Alles vereinigt sich hier zu einer Stätte ruhigen Genusses einer vom Golfstrome begünstigten üppigen Natur, einer Erholung für Körper und Geist. Drontheim ist die fast tausendjährige Krönungsstadt der norwegischen Herrscher und sein prächtiger gothischer Dom, dieser „Riese mit zerbrochenen Gliedern,“ das Wunder des Nordens. Die Kathedralschule birgt in ihrem Festsaale u. A. auch wenig bekannte Marmorreliefs von Thorwaldsen, und ebenfalls besichtigungswert sind die Alterthums-Sammlungen der wissenschaftlichen Gesellschaft.

Von Drontheim reiste Krauß nordwärts in's Land der Mitternachtssonne, und zwar längs der Westküste Norwegens. Unterwegs wurde der berühmte Tunnel durch die Felsmauer des Torghatten besucht. Einen überraschenden Anblick boten die sieben Schwestern, deren von der Insel Alsten über tausend Meter jäh ansteigenden wilden Zacken in der Morgensonne erglühten, und die leuchtenden unermeßlichen Gletscherfelder des Svartisen. Immer wilder, kühner, ungeheuerlicher wurde die Scenerie; immer näher kam der Dampfer dem seltsam geformten Hestmandso, bis drei Kanonenschüsse anzeigten, daß das Schiff den Polarkreis passierte. Man war somit im Reiche der Mitternachtssonne angelangt, und wohl hätte die Natur diese Linie hier nicht großartiger, erhabener und deutlicher markieren können, als sie es mit der Aufpflanzung des steinernen riesigen Reitersmannes auf der stets von Sturmwogen umtobten Insel gethan.

Ueber alle Maßen herrlich war das Schauspiel, das sich nun unserem Nordlandsfahrer darbot, als der Dampfer die Grenze der Mitternachtssonne erreicht hatte und der ewige Tag seine Herrschaft begann. Dunkelrothe Lichtfluten strömte das Tagesgestirn aus, die öde nordische Landschaft verklärend und verschönernd; langsam sank es zum Horizont nieder, immer milder und gesättigter wurden die Strahlen der blutrothen Scheibe. Um Mitternacht schwebte die Sonne am Horizonte selbst, und plötzlich schien ein elektrischer Strom sie zu durchglühen, stieg nun mit tausendfach verjüngter Leuchtkraft wieder aus dem Meere auf und sandte ihre strahlenden Feuerblitze hinaus über die nordischen Gefilde.

Der Inselgruppe der Lofodden wurde von Krauß ebenfalls die Ehre des Besuches zutheil. Eine Oase in

Digitized by Google

der Wüste schien ihm das freundliche Städtchen Tromsö, das auch ein Museum zu seinen Sehenswürdigkeiten zählt. Hier fand er in der Familie eines Schiffsgefährten die herzlichste Aufnahme und die liebenswürdigen Damen des Hauses brachten unserem steirischen Landsmanne eine sinnige Ovation, sie intonierten ihm zu Ehren auf dem prächtigen Pianino die „österreichische Volkshymne“ und die „Wacht am Rhein“.

Hier in Tromsö sah Krauß auch die ersten Lappen, diese bedürfnislosen Naturmenschen, deren höchster Wunsch sich so recht deutlich offenbart in ihrem schlichten, ergreifend einfachen, zum unfaßbaren Wesen über den Sternen und Wolken aufsteigenden Gebete: „Gib Friede den Menschen, Friede unseren Rennthieren!“ — Was uns Krauß, welcher dieses von der Civilisation völlig unberührt gebliebene Natur- und friedliche Nomadenvolk selbst in seinem Gammen, d. i. primitiven halbkugelförmigen Erd- oder Rasenhütten, aufsuchte, von der Lebensweise, den Sitten, der Götterlehre u. dgl. der Lappen berichtet, ist hoch interessant und dürfte der deutschen Lesewelt bisher noch vielfach unbekannt sein.

So freundlich und schmuck Tromsö von seinen grünen Hängen dem Nordlandsfahrer entgegenblickt, so düster zeigt sich ihm Hammerfest, die nördlichste Stadt Europas. Hier angelangt, bestieg Krauß den Tyven, die höchste Spitze der Insel Kvalo, um, ganz in sich versunken, hinauszustarren in die unbegrenzten Räume bis zum Horizont des Eismeeres. Auch der an der nördlichsten Spitze des Hafens, auf einer felsigen Anhöhe, zur Erinnerung an die einen einzigen Bogen von Hammerfest bis Ismael an der Donau umfassende Gradmessung errichteten Meridiansäule wurde ein Besuch abgestattet.

Von hier gieng es dem letzten Reiseziele entgegen, dem Nordcap, einem von Sturmwogen umpeitschten, nach drei Seiten fast senkrecht abstürzenden Felsenmassiv, das, eine räthselhafte Sphynx, hinausstarrt in das Eismeer, dieses ungelöste Geheimnis des Poles. Mit noch einem Reisegefährten bestieg Krauß die Spitze dieses äußersten europäischen Felsenriffes; im geisterhaften Dämmerlichte knallten die Pfropfen französischen Champagners und die Bande der Freundschaft schlangen sich um die zwei einsamen Nordlandsfahrer.

Kehren wir nun nach Drontheim zurück, welches Krauß auch zum Ausgangspunkte seiner östlichen Tour, der durch Schweden, genommen. Wie ein schöner Traum lag die Nordlandsfahrt hinter ihm, als er mit der Eisenbahn gegen Osten fuhr. Auf der ersten schwedischen Station wurde Mittag gehalten und nach Landessitte dem Smörgasbord oder Brämwinsbord wacker zugesprochen.

Von den durch seine seit 1347 bearbeiteten mächtigen Kupfergruben berühmten Falun aus, der Hauptstadt der durch ihre historischen Reminiscenzen wie nicht minder durch die treue Bewahrung der alten Sitten und Bräuche weit berühmten Landschaft Darlekarien, besuchte er Ornäs und Morna, diese historischen Erinnerungsstätten nationalen Freiheitskampfes gegen das dänische Schreckensregiment. Auf dem Wege dahin, zu dem Aufenthaltsorte des dem Stockholmer Blutbade entronnenen edlen Gustav Wasa's, lauschte Krauß den von lieblichen Frauen und Mädchen gesungenen uralten schwedischen Volksweisen, deren rhythmische Töne ihm tief zum Herzen drangen.

Von Falun gieng es nach der berühmten alten Universitätsstadt Upsala, wo einst als Palladium des Volkes der von tausendjährigen Eichen umrauschte Tempel der nordischen Götter gestanden, wo die drei berühmten Königsgräber, der Thor-, Odin- und Freirhügel liegen, sich die Morawiese

Digitized by Google

ausbreitet, auf welcher das Volk seine Könige gewählt, wo auch der Morastein gestanden, auf welchen dieselben nach ihrer Wahl gehoben wurden, und der zehn Meter hohe Tingshög, von welchem die Herrscher Schwedens, zuletzt Gustav Wasa, zu ihrem Volke gesprochen.

Das südlich von Upsala gelegene Stockholm zählt unstreitig zu den schönsten Residenzstädten der Welt. Seine Lage, am Ende des 130 Kilometer sich in's Land ziehenden Mälarsees, aus dessen Fluten zahllose Inseln emporragen, und an dessen Ufern nahezu 200 Schlösser und Edelsitze und 106 Kirchspiele liegen, ist eine geographisch ausgezeichnete. Aber nicht nur die eigenartig schöne Lage, sondern auch eine ungemein regelmäßige Bauart zeichnen die schwedische Hauptstadt aus, welche aus drei Theilen besteht: der zum Meere sich senkenden Nordstadt, der vom Meere terrassenförmig mäßig aufsteigenden Südstadt, und der zwischen beiden auf der halb von den Wässern des Mälarsees, halb von der Meeresflut umspülten Insel gelegenen Altstadt mit ihren, für die Geschichte Schwedens wichtigsten und denkwürdigsten Bauten. In letzterer liegen, außer dem Residenzschlosse, der Palast des Oberstatthalters, das Ritterhaus, das Rathhaus, das Parlamentsgebäude, die deutsche Kirche und das Pantheon des Landes, die Riddarholmskirche, wo unter Marmor Schwedens Ehre ruht. Hier befinden sich die Grabkapellen Gustav Adolfs, des Karolinischen Hauses, die Gruft des Hauses Bernadotte, in verschiedenen Räumen Grabdenkmäler schwedischer Heerführer im 30-jährigen Kriege, ferner zahllose Siegestrophäen, Wappenschilder u. dgl. Von öffentlichen Denkmälern seien erwähnt die Statuen Karl's XII. und Karl's XIII., Gustav's III., des Chemikers Berzelius und des Botanikers Linné. Monumentalen Wert weist auch Molin's prächtiger erzgegossener Brunnen mit Statuen und Reliefs: „Aegir und seine Tochter besuchen den Stromgott."

Wie Kopenhagen in seinem Thorwaldsen-Museum eine in ihrer Art einzige Sammlung besitzt, so ganz ohne Beispiel steht das nordische Museum in Stockholm da, eine Schöpfung des genialen Dr. Arthur Hazelius, welcher, mit einem Stabe von Secretärinnen umgeben, nicht nur im Reiche, sondern in allen Staaten und Theilen der Welt Freunde für sein edles Werk zu gewinnen weiß. Krauß nennt es mit Recht ein „Museum ohne Gleichen." Es umfaßt in erster Linie bäuerliche Hausgeräthe, Trachtenstücke u. s. w. aller Landstriche Schwedens und Norwegens, bis zu den Lappen hinauf, leistet aber dadurch, daß es in lebenswahren, charakteristischen Gruppen den Besucher mit einem Blicke in das Familienleben und die Wohnstätten, in die Sitten und Gebräuche der einzelnen Kirchspiele einführt, an instructiver Wirkung ganz Außerordentliches. Obwohl diese überaus zahlreichen culturhistorischen Sammlungen dermalen noch in mehreren Gebäuden untergebracht sind und erst im Laufe der Zeit in einem ausgedehnten monumentalen, der großen nationalen Bedeutung entsprechenden Gebäude vereinigt werden können, ist unser Landsmann von Hazelius's Idee und Schöpfung doch so sehr entzückt, daß er den Custoden aller unserer Museen zurufen zu müssen glaubt: „Gehet hin und thuet desgleichen! Greifet in das volle Volksleben!"

Eine andere hervorragende Sammelstätte ist das Nationalmuseum, in dem sich alle Kunstsammlungen der Stadt vereinigen. Gelegentlich der Beschreibung desselben gibt uns Krauß auch Kunde von dem Lebenslaufe und Wirken des berühmten schwedischen Historienmalers C. G. Hellqvist.

Auch von der Umgebung Stockholms, von dem Wunder des Mälarsees, weiß unser Landsmann uns in seiner fesselnden Weise gar Vieles zu

Digitized by Google

erzählen, doch können wir darauf hier leider nicht näher eingehen und folgen daher unserem Freunde nach der Insel Gotland und der Ruinenstadt Wisby, welche einst die Mitterin des Handels zwischen Orient und Occident gewesen und in der Folge der Zeitläufte schwer zu leiden hatte. Die gewaltige Ringmauer, die größte Merkwürdigkeit Wisby's ist ein großartiges Beispiel einer wohlerhaltenen, echt mittelalterlichen Befestigung. Einst besaß Wisby nicht weniger als 18 Kirchen; manche sind jetzt verschwunden, viele zu grandiosen Ruinen geworden. Sie wurden errichtet von den verschiedenen Nationen der Kaufmannschaft Wisby's; sie verödeten, als die Kaufherren hinzogen die neuen Wege des Welthandels, sie sanken in Ruinen, als die Reformation siegreich einzog auf Gotlands Insel. Ein wunderbar ergreifendes Bild gewährt die St. Katharinen-Kirche. In feierlicher Ruhe ragen sie unbeschützt noch auf, die stolzen Säulen, in ungebrochener Kraft, über welche vor sechs Jahrhunderten ein kühnes Gewölbe gespannt wurde; der Himmel mit seinem satten Blau bildet jetzt die Decke, und Mond und Sterne senden ihren milden, trauten Lichtstrom, geisterhafte Schatten bildend, in das verödete Gotteshaus. So ist auch die Stadt verödet und nur das Meer rauscht mit unewiger Kraft noch an den versandeten Strand und verloren klingt wie Nornengesang ans dem Tosen der Brandung das alte Lied von Wysby's goldener Zeit.

Von Gotland richtete sich Krauß zur Heimfahrt. Als der Dampfer die Riffe von Carlsöar umschiffte, wo die Schiffe König Waldemar's mit den Schätzen Wisby's und den Karfunkeln zerschellten und in die Tiefe versanken, da schien es unserem Landsmann, als ob auch ihn neidische Wassergeister in die Tiefe ziehen wollten; wehmüthige Erinnerungen durchzogen seine Brust und aus den rauschenden Wässern herauf klang sirenenhaft das alte Lied von Nils Guldsmed und König Waldemar.

Glücklich war er wieder heimgekehrt, unser wackerer Freund, aber was er im Herzen mitgenommen in seine steirischen Berge, war das „Heimweh, ein namenloses Heimweh nach den stillen Fjorden voll tiefer, bestrickender Melancholie, nach den donnernden Wasserstürzen mit ihren dämonischen, lockenden Wirbeln, nach den traurigen Felsenwüsten der vom Scheine der Mitternachtssonne verklärten, menschenleeren Tundra."

So versichert uns Krauß in seinem Schlußworte. Wir aber, die wir hier seinen Nordlandsfahrten aufmerksam gefolgt, wir wollen es ihm nicht recht glauben und setzen für „Heimweh" einen besseren Begriff, nämlich: Verlangen nach baldigem Wiedersehen geschauter Herrlichkeiten! Hörte er ja doch selbst, als er zu Drontheim in milder Sommernacht den Klängen des Strauß'schen Walzers „Rosen aus dem Süden" lauschte, in diesen zauberischen Tönen einen „Mahnruf aus der Heimat," der sofort sein warmfühlendes Gemüth mächtig ergriff und ihn hinriß zu dem pathetischen Ausrufe: „Es gibt keine Brust, die gefeit wäre gegen den süßen Klang des Wortes „Vaterland", und früher oder später schlägt für Jeden die Stunde, wo das Heimweh sich geltend macht, und alle Wogen der Großstadt und alle Wasserfälle Norwegens können dieses Gefühl in uns nicht betäuben; es ergreift uns plötzlich mit Allgewalt und unser Herz findet erst wieder den Frieden, wenn die liebgewohnten Berge und Wälder oder die öden Pußten der Heimat vor uns liegen."

Digitized by Google

Märtyrer des Clavierspiels.

Von **Meta Wellmer.**

Ich bin nicht als ein Feind und Gegner der Musik geboren, wie jener russische General, welcher die Musik das unangenehmste aller Geräusche nannte; ich wußte als junger Mann auch noch nichts von dem Ausspruche Kants, welcher die Musik als die zudringliche Kunst definiert, allein ich bin leider! durch viele musikalische Seccaturen zu einem fast leidenschaftlichen Widersacher der Musik geworden.

Meine musikalischen Plagen begannen, als ich mich zu meinem ersten Ingenieur-Examen vorbereitete. Es war Frühjahr; Jedermann hatte die Fenster offen, und ich wohnte in einer Stadt, die mit einem Privat-Conservatorium der Musik behaftet ist. Man wird sich mein Leiden einigermaßen vorstellen können, wenn ich mittheile, daß ich vierzehn Claviere zu gleicher Zeit spielen hörte, denn mein Unstern hatte mich noch obendrein ein Zimmer miethen lassen, welches in der Nähe eines besuchten Mädchenpensionates lag. Was ich bei diesem Scalen-Quodlibet und Charivari ausstand, ist unsagbar. Ich haßte Mozart und verwünschte Czerny. Zwischen vier Viertel und drei Achtel Tact ohne Tact gespielt, wußte ich bei meinen mathematischen Studien oft nicht mehr wie viel zwei mal zwei macht.

Wie intolerant erschien mir Lichtwer, der in seinem bekannten Gedicht das ausdrucksvolle Miauen der Katzen zu nächtlicher Zeit eine Musik nennt, die „Steine erweichen und Menschen rasend machen kann." Die Katzen singen und greifen doch nicht falsch; sie wiederholen sich nicht; ihre musikalische Begabung äußert sich in wirklich interessanten Modulationen, in kühnen, unnachahmlichen Passagen und Naturlauten, in ungeahnten Uebergängen, leidenschaftlichen Ensemble-Stücken, elegischen Recitativen, feurigen Finales, kurz, in so originalen Compositionen, daß ihre Musik unsern Zukunfts-Tonkünstlern ein unerreichbares Ideal bleiben wird. Solch ein Katzenconcert ist Ohrenschmaus und Hochgenuß, verglichen mit der Tortur, meine Nachbarn und Nachbarinnen in den gerade geübten modernen oder classischen Stücken, stets in demselben Tact dieselbe falsche Note spielen zu hören. Ich begreife es noch nicht, wie es mir nach Paroxismen des Zornes gegen das moderne Marterinstrument des Claviers und dessen Bearbeiter dennoch gelang mein Examen zu bestehen.

Nach abgelegter Prüfung ließ ich einen Artikel in die gelesenste Zeitung jener Stadt einrücken, ungefähr folgenden Inhalts:

„Beleidigt ein Gemälde, ein Kunstgegenstand, eine theatralische Vorstellung unsern Schönheitssinn, unsere Augen, so wenden wir unsern Kopf, unsere Blicke von dem widerwärtigen Objecte und Schauspiele ab und dasselbe stört uns nicht weiter. Leidet irgend Jemand an krankhafter Dichteritis und läßt schlechte Verse drucken, welche er uns unter die Augen zu bringen trachtet, so legen wir, ohne uns viel zu ärgern, das Blatt oder Buch beiseite und hängen unsern eigenen poetischen Ideen oder unserer prosaischen Gelehrsamkeit und Wirksamkeit nach — allein, wie soll man sich vor musikalischen Drangsalen retten und schützen? Unser Lebensberuf erlaubt uns nicht, den ganzen Tag die Ohren mit beiden Händen zuzuhalten; unser

Digitized by Google

geschäftlicher Verkehr gestattet uns nicht einmal zwanzig Gramm Baumwolle in unsere Gehörorgane zu stopfen. Es ertönt daher allüberall der Not- und Schmerzensschrei von den Nichtmusiktreibenden in unserer Stadt: »Die Fenster zu! wer Musik macht! damit das grauenhafte Geklimper, das Gedudel, Blasen, Geigen, Stimmüben uns nicht die Köpfe verwüste und jede Geistesarbeit störe!« Wir leben in der That in einem fluchbeladenen Zeitalter, denn sogar die himmlische Euterpe, die Muse der göttlichen Tonkunst, hat sich in eine Furie, in eine Rachegöttin verwandelt, um die heutige Generation, das Geschlecht des neunzehnten Jahrhunderts zu quälen und zu strafen. Ihre Weisen wurden zu denjenigen der Erinnyen, sinnverwirrend, herzbethörend.... Rath, Hilfe, Reform thun uns noth in dieser Calamität. Wäre es nicht ein Vorschlag zur Güte, wenn ein Gesetz erlassen würde, dahin gehend, daß alle Musiker und Musikbeflissenen bestimmte Häuser und Straßen einer Stadt bewohnen müßten? Die Hauseigenthümer sind mit diesem Vorschlag gewiß einverstanden, da sie hierdurch berechtigt werden, von musikalischen Einwohnern eine höhere Miete zu fordern, denn wo musikalische mit unmusikalischen Mietern zusammen wohnen, erleiden offenbar letztere einen Verlust an der Annehmlichkeit ihres Aufenthaltes, für den sie nicht geneigt sein werden, dasselbe zu bezahlen, wie ihre Quäler für das Privilegium, sie belästigen zu dürfen. — Die musikalische Noth, die ich auszustehen hatte, machte mich erfinderisch, denn ich weiß noch eine fernere Abhilfe oder Milderung des Uebels, außer dieser Absperrung der Musikbeflissenen in gewisse Straßen oder Viertel einer Stadt.

Der große Staatsmann Fürst Bismarck sagte einst zu einem seiner parlamentarischen Freunde: Jedem der mir einen gescheiten Gedanken in's Haus schickt, bezahle ich das Briefporto. Da ist nun gewiß der folgende, der Millionen einbringen könnte, eine Zehnpfennig-Marke werth:

Im Deutschen Reiche, inclusive Oesterreich, gibt es mindestens eine Million Claviere. Wenn man nun jedes dieser musikalischen Tortur-Werkzeuge mit einer Jahressteuer von nur dreißig Mark belegte, so ergäbe dies dreißig Millionen Mark. Die übrigen Musik-Instrumente nach ihrer Qualfähigkeit taxiert, so wie auch die menschliche gesangübende Kehle lieferten sicher fernere zwanzig Millionen Mark. Wie diese fünfzig Millionen Musikqualsteuer zu verwenden wären, will ich später, wenn dieselben eingegangen sind, auseinandersetzen. Jedenfalls werden die passiven Musikleidenden kleine Ansprüche auf Schmerzensgeld daran erheben dürfen."

Damals schrieb und sprach ich noch gemäßigt über diese musikalischen Martern und Miseren; im Laufe der Zeit wurde ich indes durch andauernde Peinigungen gereizter und bitterer.

Froh und dankbar nahm ich einen Wirkungskreis in einem deutschen Städtchen von zehntausend Einwohnern an, denn darin konnte kein Conservatorium der Musik fortkommen, und meine Wohnung wählte ich drei Straßen von dem einzigen in G. befindlichen Mädchenpensionate entfernt. Aber, o weh! ich hatte trotz dieser Vorsichtsmaßregeln die Rechnung ohne den Wirt, oder vielmehr ohne die Musikanten gemacht.

Ueber der Stube, in welcher ich meinen Studien oblag, hauste eine thörichte Jungfrau, welche keinen andern Answeg für die Gefühle und Empfindungen ihres Busens wußte, als das Clavier, vulgo Hackbrett. „Unter allen musikalischen Marterwerkzeugen des neunzehnten Jahrhunderts ist das Clavier ganz vorzugsweise der Tummelplatz geworden, auf dem die Gedankenarmuth und die Stümperei mit krankhafter Vorliebe ihren Hexensabbath feiern." So schrieb ich damals in mein Tagebuch, und

Digitized by Google

fügte vor meinem Auszug aus dieser Marterhöhle noch hinzu: „Das Musicieren der heutigen Menschheit, in specie aber das Claviergeklimper jüngerer und älterer Jungfrauen ist nichts anderes, als ein sinn- und zweckloses Lärmmachen nach Noten, ein grausames Zeittodtschlagen mit Händen und Füßen."

Siebenmal habe ich ähnlicher Calamitäten wegen in anderthalb Jahren meine Wohnung in jenem Städtchen gewechselt. Zweimal traf ich Leidensgefährten, die auch „Wohnungen ohne Musik" suchten, und mit einem derselben, einem Lehrer alter Sprachen, associierte ich mich für einige Zeit, denn die Unglücklichen suchen sich und sympathisieren miteinander. Herr Dr. Schwitz war schon halb wahnwitzig von der Musiktortur geworden, wenigstens sprach er über dies Thema ganz irrationell. Er meinte nämlich, die musikalischen weiblichen Wesen des Städtchens spielten und sängen gerade deshalb, um die unbeweibten Mannspersonen des Stadtviertels anzulocken und darauf aufmerksam zu machen, daß in diesem oder jenem Hause, im zweiten oder dritten Stockwerk, eine verwunschene Jungfrau nach Erlösung seufze. Ich entgegnete ihm aber auf dergleichen Unsinn, daß gerade solch eine musicierende oder singende Jungfrau ein remède contre l'amour, d. h. eine Art Vogelscheuche sei, welche sicher die Freier verjage. Die männlichen Musikbeflissenen nannte er Kainsbrut, weil in der Bibel steht, daß von dem Brudermörder Kain — von Jubal — die Pfeifer und Geiger abstammen.

Welch musikalische Drangsale wir zusammen ausstanden, davon nur ein paar Beispiele:

Zwei Engländerinnen mieteten sich uns gegenüber ein; sie wollten in G. billig leben, den in der Nähe befindlichen Sauerbrunnen trinken und Deutsch und Musik lernen. Von Natur waren sie so unmusikalisch angelegt, daß sie, wie ich fest überzeugt bin, lebenslang einen Flötenton nicht von einem Trommelwirbel zu unterscheiden vermochten, dennoch ließ sich die Eine das „prière d'une vierge" von einer Clavierlehrerin einpauken, welches sie alsdann mit einem Eifer und einer Beharrlichkeit spielte, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Ihre Gefährtin sang ebenso unverdrossen das einzige Lied ihres Repertoirs „Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n" und brachte in demselben außer falschen Noten noch eine Variation eigener Composition an. Sie sang nämlich statt „Scheiden, scheiden, ach scheiden thut weh," das ihr wahrscheinlich verständlichere Wort „Schneiden, schneiden, ach schneiden thut weh." Mein Leidensgefährte, Dr. Schwitz, dem unsere damalige Wohnung besonders gefiel, und der nicht gern aus derselben auszog, jammerte fortwährend: „Diese langzahnigen Engländerinnen sind ein Nagel zu meinem Sarge; expreß, um mir mit ihrem diabolischen Tasten-Geklapper und ihrem Geheul mein bißchen Leben zu verbittern, haben sie ihre Heimat verlassen und sind über's Meer geschifft, gerade hierher."

Ehe wir in unsere nächste Wohnung einzogen, erkundigten wir uns auf das Genaueste nach den Hausbewohnern und der Nachbarschaft. Alle schienen vernünftigen Hantierungen und Berufszweigen obzuliegen. Da plötzlich ertönte in der Dämmerstunde eine Viola da braccia, auf deutsch Bratsche, im Hinterhause! Ein lediger Bruder des Gärtners bildete sich als Spieler bei Tanzvergnügungen auf diesem Instrumente aus. Noch nie habe ich ein musikalisches Werkzeug mit solcher Tollwuth tractieren hören. Der Unmensch strich oft stundenlang denselben Ton und spielte den größten Theil der Nacht hindurch. Nach einigen Tagen sandten wir unserem Peiniger einen höflich verfaßten und zierlich geschriebenen Brief und baten ihn darin um ein wenig Schonung, da wir bei unseren Studien der Ruhe bedürften; doch der Künstler in spe, ein ganz unculti-

Digitized by Google

viertes Subject, antwortete uns „nach seiner Ueberzeugung sei die Musik tausendmal wichtiger, als das simpelhafte Geochse in alten Scharteken, und nach seiner Meinung sei die Buchdruckerkunst nur dazu erfunden, um ein passendes Umschlagsmaterial für Käse und Häring zu liefern.“ Dr. Schwitz, außer sich vor Wuth über diesen musikalischen Grobian, suchte bei der Polizei Schutz gegen denselben. Er wurde dahin beschieden, daß er den animus injuriandi (die Absicht zu schaden) bei dem Verklagten nachzuweisen habe; doch dieser Missethäter behauptete allen Ernstes, er müsse so viel musicieren und oft stundenlang einen Ton geigen, um sich in seiner Kunst zu perfectionieren und damit einst sein Brod verdienen zu können. Dr. Schwitz wurde daher mit seiner Klage abgewiesen. Ehe er den Gerichtssaal verließ, machte er indes seiner Galle über dies ungerechte Verfahren unbedachtsamerweise Luft und sagte: „Er sehe wohl, wie die hochpreisliche Polizei mit zweierlei Maß messe. Wenn nämlich ein vom Wein oder Bier angeheiterter Geselle auf der Straße nur ein bißchen jubiliere und ein Liedchen trillere, was doch kein allzugroßes Geräusch verursacht, so eilet sofort die Justiz herbei, um den Maleficanten als einen Störer der öffentlichen Ruhe in Leibeshaft zu verbringen; nebendran aber darf ein Musicus unbehelligt die türkische Trommel schlagen und wie ein wildes Thier dazu brüllen, so wird dies ausgelegt als „Tonkunst, die eine Gabe des Himmels sei und das menschliche Herz erfreue,“ obgleich dadurch kranke wie gesunde Menschen empfindlich geschädigt und unverantwortlich geärgert und gequält werden.“ In diesen Aeußerungen sah die hochlöbliche Polizei Ungebührlichkeiten gegen die Obrigkeit und versetzte Dr. Schwitz in den Anklagestand. Der aus aller Fassung gebrachte gelehrte Mann gerieth in Delirien, ohne Fieber zu haben. Er glaubte sich allüberall von musicierenden Polizeidienern verfolgt und gehetzt, und plötzlich, vor dem Tage seines Erscheinens vor Gericht, war er verschwunden. Das ganze Städtchen gerieth in Aufregung; es verbreitete sich die Nachricht, er habe seinem musikerquälten Leben ein Ende gemacht, doch ich muthmaßte anders. Dr. Schwitz, der musicierenden Europäer überdrüssig, hatte schon seit längerer Zeit in aller Stille Ordnung in seine Angelegenheiten gebracht und glaubte nun bei der ihm drohenden Polizei-Gerichtsverhandlung den Augenblick gekommen, um durch die Flucht über den Ocean allen musikalischen und polizeilichen europäischen Verfolgungen zu entgehen. Oft hatte er ja nach der stillen Einsamkeit eines Blockhauses im fernen Westen geseufzt — dahin eilte er nun. Vom Dampfer aus schrieb er mir indes noch, schier desperat, den ersten und letzten Brief. Auf dem Dampfschiffe befand sich nämlich „natürlicherweise“ auch ein Clavier und — eine Drehorgel, und diese Instrumente wurden unaufhörlich von halb seekranken Damen und Herren bearbeitet. „Das Ueberbordspringen,“ so schrieb er, „ist meine tägliche Versuchung; nur mit viel Baumwolle in den Ohren widerstehe ich ihr. Wo bist du, o Meer, o Land! ohne Pianomorbus! (Clavierkrankheit.)“ Ich wünsche ihm von Grund meiner Seele, daß er dies Eden gefunden haben möge.

Da ich jünger war als Dr. Schwitz, und meine Nerven noch verhältnismäßig gesunder und widerstandsfähiger, so hielt ich den Kampf um ein unmusikalisches Dasein noch länger aus, doch die größte Prüfung war mir noch vorbehalten, — und dabei brach fast mein Herz. — Aber dies Leiden kann ich erst beschreiben, wenn ich ruhiger geworden bin....

Digitized by Google

Offenes Schreiben an einen Verzagten.

Lieber Freund!

Die Stimmung, welche sich in Deinem Briefe an mich ausdrückt, gefällt mir gar nicht. Wie ist das? Du bist jung, gesund, begabt, reich, angesehen — und fühlst Dich elend.

Nun kommt es darauf an, ob Dein geistiges Unbehagen dem Temperamente entspringt, oder dem äußeren Einflusse einer modernen Richtung. Ist Ersteres, so wird Zeit und Erfahrung ausgleichend wirken; in letzterem Falle möchte ich Dir doch den freundschaftlichen Rath geben, Dich von den professionellen Pessimisten (die sich übrigens bei ihrem Gewerbe für sich selbst zumeist wohl befinden) abzuwenden und die ganz Weltanschauung mit Jenen zu theilen, welche sich des Lebens freuen. Ob Pessimist oder Optimist, es wird am Ende ja auf Eins hinauskommen; in der Zeit aber, da wir unter der irdischen Sonne athmen, ist es für uns das einzige Vernünftige und Mannbare, uns schlecht und recht, ohne Wimmern und Klagen, in das gefallene Los zu fügen, es mit Anstand zu ertragen und es so angenehm als möglich zu gestalten.

Du siehst überall nur das Weltleid, das in allen Wesen bohrt und schneidet; und daß Du es siehst und mitempfindest, zeugt von Deinem guten Herzen. Das Herz muß aber nicht allein gut, es kann auch groß sein, und groß ist es, wenn es auf Mittel und Wege sinnt, das Weltleid zu lindern, die Seelen davon möglichst frei zu machen und zu erheben in ein lichteres Bereich, wo sie sich wohler fühlen können. Und wenn einmal die Phantasie dabei zu Hilfe genommen würde, so wäre das auch kein Unglück. Die Phantasie ist eine gar treffliche Eigenschaft, welche auszubilden und auszunützen sich wohl der Mühe verlohnt.

Ich vermuthe, daß Dich das Lesen sogenannter naturalistischer Erzählungen herabgestimmt hat. Solche rücken Dir mit Vorliebe das Alltägliche und Gemeine vor Augen und glauben der Poesie Genüge zu thun, wenn sie den Koth und die Niedertracht recht handgreiflich schildern. Wenn Einem schon im Leben das Angenehme lieber ist, als das Widerwärtige, so ist nicht einzusehen, warum man sich gerade in der Literatur bei dem Unangenehmen und Jämmerlichen festnageln lassen soll. Die Wahrheit über Alles! sagen sie und glauben damit weiß was Großes gesagt zu haben. Ist nicht auch der Sonnenschein wahr? Warum immer Nacht und Nebel schildern? Ist nicht auch die Rose wahr? Warum bloß die Dornen beschreiben? Kann nicht auch ein guter, heiterer, glücklicher Mensch wahr sein? Warum stets nur die gemeinen Leute, die Schufte, Schurken und Gäuche aufmarschieren lassen? Ja freilich muß die Dichtung und Kunst wahr sein, aber sie hat die Wahrheit nicht dort zu nehmen, wo sie trivial, schmutzig und verstimmend wirkt, sondern dort, wo sie schön, groß, erhebend oder erschütternd und versöhnend ist.

Die sogenannte naturalistische Dichtung gilt heute bei manchen Leuten etwas: erstens, weil sie was Neues ist, weil sie mit ihrem wollüstigen Wühlen in Koth und Laster den heimlichen Leidenschaften schmeichelt, und weil sie ein scharfer Gegensatz ist der süßlich-sentimentalen, falsch-idealistischen Richtung, welche bisher zum Theile noch geherrscht hat und die mit Recht ihre Gegner finden mußte. Allein

Digitized by Google

für die Dauer behaupten wird sich ein Naturalismus, wie er in Emil Zola seinen Hauptvertreter hat, nicht. Denn er entspricht zu wenig dem Sinn des Volkes für Außergewöhnliches und er widerspricht zu sehr der menschlichen Neigung für Angenehmes und Erfreuliches. Was man jeden Tag erleben kann und mit leiblichen Augen immer noch viel besser sieht, als es mit der größten Kunst geschildert zu werden vermag, und was Einen im Leben verstimmt, aufregt, empört, das mag man sich nicht auch noch immer wieder für theures Geld in der Buchhandlung kaufen.

Zudem sind diese Naturalisten trotzdem Idealisten und Phantasten, aber sie sind es nicht in die Höhe, sondern in die Tiefe, sie machen den Menschen im Allgemeinen schlechter als er ist. Sie streugen sich sehr an, Welt und Leben auf den denkbar niedrigsten Grad des Rechtschaffenen zu stellen und zu verschandieren, wehren sich andererseits mit wahnwitziger Leidenschaftlichkeit gegen etwaige Vorstellung einer besseren Zukunft in dieser oder einer anderen Welt. Zum Naturalismus hat sich der speculative Pessimismus gesellt, und das meine ich mit dem Idealisten, der nicht in die Höhe, sondern in die Tiefe geht. — Freund, Du hast zwei Augen, sieh mit dem einen das Häßliche, mit dem andern das Schöne, Du kannst es, ohne zu schielen; Du hast zwei Ohren, höre mit dem einen die Klage, mit dem andern das Jauchzen; Du hast ein Herz, das Leid und Freude empfinden kann, also warum engmüthig immer nur Charfreitag leben und nie Ostersonntag?!

Du beklagst Dich über das Fehlen aller weisen Planmäßigkeit und daß überall nur der Zufall, und nichts als der Zufall herrsche. Mein Freund, wie soll ich Dir das mit schwachen Worten widerlegen, da es doch die Natur widerlegt vom Kleinsten bis zum Größten! Siehst Du nicht den Wassertropfen, den Du aus dem Bache auf den Sand schlenderst, rasch seine vorgeschriebenen Wege gehen, daß er wieder dorthin komme, wohin er gehört? Siehst Du nicht jeden Tag die Sonne zur bestimmten Minute aufsteigen? Weißt Du nicht, daß man eine Finsternis, einen Planetendurchgang auf Jahrhunderte bis zur Secunde genau vorausbestimmen kann? Du bist Soldat, überlasse Dich bei Befolgung des Reglements einmal ein paar Tage dem Zufall, Du wirst schon sehen, was daraus wird: in's Stockhaus kommst Du für's Erste. Was sich der Planmäßigkeit und Ordnung nicht fügt, das geht zu Grunde, das gilt in der menschlichen Gesellschaft wie in der übrigen Natur, so groß ist die Herrschaft des Gesetzes.

Allerdings spielt auch der Zufall eine Rolle, aber so stark ist der Zufall nicht, daß er die Welt aus den Angeln heben könnte. Selbst das scheinbar Unzweckmäßige beweist die Ordnung dadurch, daß es nie zu einem nachhaltigen Siege kommen kann.

Mit der beständigen Neigung zu verneinen wird man freilich blind und taub für die Thatsachen. Eine gewisse Weltgläubigkeit gehört wohl dazu, um zuversichtlich sein zu können. Diese Weltgläubigkeit und Zuversicht an den Sieg der Zweckmäßigkeit ist schon für sich eine Art von Religion, in welcher die Religion im gewöhnlichen Sinne, und die Sittlichkeit und Tüchtigkeit ihren Grund hat. Diese Weltgläubigkeit kann angeboren sein, kann aber auch erworben werden. Ich kenne Viele, die — von der pessimistischen Geistesrichtung angekränkelt — in ihrer Jugend so fühlten und sprachen, wie heute Du, und welche später die zufriedensten, lebensfrohesten Menschen geworden sind. Manche, die durch Fülle von irdischem Glück zu Pessimisten geworden, hat das Unglück wieder zu Optimisten gemacht. Du wirst Dich — ich bin dessen überzeugt — wohl ohne den strengen Corrector Unglück zurechtfinden.

Digitized by Google

Es mag ja sein, daß Du jetzt unter dem Drucke eines bestimmten Kummers oder Leides stehst. Ich kenne das, auch ich habe Zeiten durchleben müssen, da es mir vorkam, dieses Leben sei das größte Uebel und nicht mehr länger auszuhalten, und da ich mir nicht vorstellen konnte, daß ich je wieder einmal anders würde denken und fühlen können. Und siehe, ganz sachte gieng es vorüber, es kamen wieder Tage, da ich in stiller Herzensseligkeit Gott dankte für seine Welt und dafür, daß er ist.

Gute Gelegenheit, die Weltordnung zu erfahren, hat der Schuldige, Treulose und Jeder, welcher aus dieser Weltordnung hinausspringt, er ist verloren und glücklos; mögen auch alle äußerlichen Erfordernisse für ein schönes Dasein ihn umgeben, er ist glücklos, das Leben erscheint ihm öde, die schöne Welt ohne Reiz, ohne Beseligung.

Mit welch frohem Gemüthe müßtest Du, der Schuldlose, Geliebte, in sicherem Geleise Aufsteigende, die Weltordnung erkennen und verehren! Deine gesunden lebensdurstigen Sinne, täglich kannst Du sie nähren und entzücken. Deinen Geist, beständig kannst Du ihn ausbilden, klären und erheben. Dein gutes Herz kannst Du fortwährend edel bethätigen, indem Du Deinen Mitmenschen Liebe erweisest, die Dir wieder Liebe zurückbringt. Deine Kraft kannst Du gebrauchen zum muthigen Kampf gegen das Niedrige in und außer Dir, sie gebrauchen zur strammen Pflichterfüllung, und Du wirst sehen, welche Genugthuung Dir allmählich daraus erwächst.

Du zweifelst an allem Adel im Menschen und sagst, selbst das Gute, das die Leute üben, thun sie aus Eigennutz. Ich kenne derlei geistreiche Auslegungen. Seien wir zufrieden, daß die Armen überhaupt gespeist und bekleidet werden, daß die Waisen Hut und Stütze finden, daß nach den in Elend und Jammer Versinkenden sich rettende Arme ausstrecken und daß über die Rettung eines Mitmenschen Thränen der Freude geweint werden können. Es ist wohl doch ein Unterschied in dem sittlichen Werthe eines Menschen, ob er jetzt aus Rache dem Nachbar das Haus anzündet, oder ob er aus Eitelkeit der hungernden Familie des Kleinhäuslers eine Melkkuh schenkt. Böse Menschen sind auf Wohlthatüben nicht eitel; wer sich aber gerne mit Tugenden schmückt, der beweist, daß er die Tugenden für einen Schmuck hält. Außerdem magst Du ganz überzeugt sein, mein Freund, daß es wirklich edle, uneigennützige Menschen gibt. Es muß sogar himmlisch beseligen, ein solcher zu sein, denn wir wissen, daß schon das Bestreben, ein solcher zu werden, eine Art Befriedigung in unser Wesen senkt. Ja wohl! In einem Menschenleibe rein und schuldlos eine Welt zu durchwandern, wäre das nicht ein tapferes Meisterstück auf alle Fälle? Wer nach den Grundsätzen menschlicher Gesittung sich so vollkommen als möglich gemacht hat, der ist geborgen. Es mag sein und werden, wie immer, er hat das Seine gethan. Er ist unter allen Umständen frei von der größten Pein: sich selbst Schuld geben zu müssen.

Du sprichst in Deinem Schreiben von der „muthigen That des Selbstmordes.“ Freund, es gibt keine schreiendere Selbstanklage und Selbstverurtheilung, als den Schuß in's Herz. Wer sich hinrichtet, der sagt damit, daß er die Hinrichtung verdient; nicht in allen Fällen, aber in vielen trifft das zu. Du kennst in dieser Sache meine Meinung. Einem prächtigen Burschen wie Dir, rathe ich Folgendes: Lege in die Urne eine weiße und eine schwarze Kugel und ziehe das Los, ob Du Dich tödten oder ob Du ein Weib nehmen sollst. Ziehst Du die weiße Kugel, so nimm ein Weib, und ziehst Du die schwarze Kugel, so — mache es ebenso. Ein treues Weib lieben und ein süßes Kind erziehen auf jeden Fall. Sich das

Digitized by Google

einzige, kurze, unter Umständen höchst schätzbare Leben nehmen — in gar keinem Falle.

Ich vermuthe indes, mein Rath kommt zu spät. Wenigstens glaube ich, daß dieser Brief Dich schon in einer besseren Stimmung finden wird, als jene war, in der Du den Deinen schriebst. Dann aber bitte ich Dich, halte den Sonnenschein in Deinem Gedächtnisse fest, damit — wenn etwa wieder einmal Nebel kommen sollte — Du überzeugt bist, daß sie am Himmel steht. — Du wirst Dich wundern, Junge, wie die irdische Sonne Dir noch viele Rose entfalten und Früchte zeitigen wird! Glückauf!

Dein treuer

P. K. Rosegger.

Graz, am Charfreitage 1888.

Im rieselnden Regen.

Eine Wanderplauderei von K.

Ziemlich hoch auf einem Tiroler Berge saß ich im Bauernhause. Eine Weile stützte ich die Ellbogen auf das Fensterbrett und starrte in den Regen hinaus, der, als vormittägiges Donnerwetter begonnen, seither in classischer Gleichmäßigkeit niederrieselte. Ich blickte die gegenüberstehenden Berge an, die in die Wolken hineinragten. Als nun aber der Nebel tiefer sank und endlich auch mein Bauernhaus einwickelte in sein nasses Grau, da wurde mir öde; ich schlug die alte Heiligen-Legende auf, die auf dem Fensterbrett lag, und gab deren Inwohnern Recht: Die Welt ist eitel! — Regenwetter macht selbst den übermüthigsten Bergfexen zum Pessimisten.

Und schließlich — ach, ewig wahr ist das Sprichwort vom Müßiggang! — hub ich aus Langweile an — ein Feuilleton zu schreiben.

Gerade tritt ein Maidlein in die Stube, und da es mich bei der Arbeit sieht, will es sachte wieder davon schleichen. Da schleudere ich die Feder weg: „Ich grüß Dich, Kind! Du kommst zu mir?“

„Will fragen, ob der Herr eine Maibutter mag?“ Sie hielt ein Schüsselchen in der runden Hand, an welcher der Hemdärmel bis weit hinter den Ellbogen zurückgeschlagen war. Der Arm war zart und weiß; die Lippen, welche die Maibutter verhießen, waren rosenroth, die Augen waren groß und rund und glänzend wie zwei schwarze Wildkirschen. — „Ja, mein schönes Reh, eine Maibutter mag ich!“

Und hierauf bekam ich was Köstliches zu essen. Es war geschlagener Rahm, mit Zucker und Zimmt bedeckt. Mein Gaumen pries schmatzend den Leckerbissen, mein Herz pries das Mädchen, das wohl holdsam gelächelt hatte — Herzentzündung könnte man kriegen bei so einem Lächeln! — dann aber leider bald wieder davongehüpft war. Ich schätze es auf achtzehn Jahre — eine verhängnisvolle Zahl für einen einschichtigen Touristen, der unparteiisch die Leute von Tirol beschreiben will. So ein weltblütig Mägdlein hätte ich hier zwischen den Kirchthürmen und Missionskreuzen nimmer gesucht.

Ich hatte in Tirol lauter Menschen zu finden gewähnt, die sich vor dem Fremden schroff abschließen, die Eitelkeiten der Erde verachten, ihre Güter dem Herrn Caplan opfern und stets das Reich Gottes suchen. — Hab sie anders gefunden.

Digitized by Google

Der Tiroler ist ein Kernmensch, der auf die Welt taugt. Er schließt sich nicht ab; treuherzig und gastlich thut er dem Fremden sein Haus auf. Und in diesem Hause herrschen zumeist Familienglück und Lebenslust. Das große, starrende Crucifix an der Wand wüßte zu erzählen von weltlichem Trachten und Genuß. Und vielleicht eben an diesem Crucifix klettert der Bursche empor zum Fenster seines Liebchens. Habe ich doch einmal — das war aber in Oberkärnten — so 'nen jungen Kerl belauscht, der auf dem Querbalken eines Wandkreuzes saß und durch's Fensterchen die Bitte um Einlaß flüsterte, „weil herausen der Reif so stark brennt." — Wohl, der Tiroler liebt das kirchliche Fest und religiösen Pomp, weil eben derlei seinem aufgeweckten Geist und seiner gelenkigen Phantasie Nahrung gibt. Er findet hierin seinen Genuß, so wie andere Menschen an andern Schaustellungen. Von jeher waren die Tiroler ein selbständiges Volk, stets Urkraft aus ihren ehernen Bergen saugend. Seit den Freiheitskämpfen und Siegen sind sie noch einheitlicher und selbstbewußter geworden. Die große Heldenthat eines Volkes ist ein unabsehbarer Segen für die Nachkommenschaften. Die Erinnerung an die glorreichen Vorfahren ist es, die den Tiroler immerdar fesseln wird an die Vergangenheit, an das Alte, die den natürlichen Conservatismus des Bergvolkes stets von Neuem kräftigt. Das Volk hält an seinen Sitten nicht so sehr, weil sie gut, sondern weil sie alt sind. Wie der Magnet nur im steten Festhalten seine Kraft wahrt und mehrt, so auch ein Volk im Anklammern an seine Wurzeln, an seine Vergangenheit. Ein Volk, das sich biegen läßt von jedem Winde, das mit allen Händen auslangt nach Neuem und Fremdem und sich zu verschmelzen und zu verflachen sucht im Allgemeinen — es mag im raschen Fluge vorwärts steuern, der endlichen Weltidee zu: dem Kosmopolitismus — aber es ist kein Kernstamm mehr, es ist kein freier Schöpfer und Wahrer seiner eigenen Interessen mehr, es ist ein Diener unter den Dienern; es ist kein ganzer Körper, es ist nur ein Glied.

Wir Alle sind überzeugt von der Nothwendigkeit der Vergemeinsamung der Völker und Länder, doch gehen wir heute noch gern in den finstern Wald spazieren, der morgen zu Gunsten des Gemeinwesens gelichtet werden soll.

Die Bergvölker sind conservativ aus Instinct. Der Tiroler ist es noch obendrein mit Absicht. Er weiß, was er will, und läßt sich nicht leicht beeinflußen. Den Hetzereien ist er feind. Als vor Jahren Pater Greuter im Parlamente zu Wien sein berühmtes „Pfui!" ausstieß, stieß auch der alte Kreuzhofbauer im Zillerthale eins aus.

Der Tiroler mag den Luther nicht, er läßt sich aber auch sonst nichts aufbinden. Er freut sich vielleicht eines neuen Kirchenpompes, im Uebrigen ist er mit seiner Religion im Reinen, er läßt sie eben nicht mehr und nicht weniger auf sich wirken, als es seiner Natur zusagt.

Ich habe — vielleicht mag's auch zufällig sein — in Tirol weniger Bigotterie und Aberglauben begegnet als anderswo. Ich habe das Pusterthal, das Rosanathal, das Innthal, das Stubaier- und das Zillerthal durchwandert, habe in manchem Wirtshause, allerdings am Freitag, keine Rindsuppe bekommen, bin aber, weil ich den selbst mitgebrachten Braten genoß, nicht schief angesehen worden. „Halt ja," sagte eine alte Bäuerin im Stubaier Thal, „da thu halt Jeder, wie er will."

Die tirolischen Dörfer mit ihren so malerischen, stattlichen Häusern und Kirchen, mit ihren guten Straßen und Brücken machen den Eindruck der Wohlhabenheit. Das Innere der Häuser ist meist behaglich eingerichtet und reinlich gehalten; in manchem Bauernhofe lebt man wie in einer festen, gut erhaltenen Burg. Die Leute sind artig, heiter und

Digitized by Google

freundlich, trotzdem auch Viele unter ihnen von der Armuth Sorgen und Nöthen hart bedräut werden. Man fühlt sich heimisch unter den Leuten. Dazu sind in den Gasthäusern die Forderungen bescheiden, die Wirtsleute so zuthunlich und schlicht, die gedingten Bergführer so anspruchslos, daß man die schweizerische Gespreiztheit und Unverschämtheit nur belächelt und gar behaglich froh ist, nicht unter ihrer Herrschaft zu stehen.

Wohl weiß auch der Tiroler seinen Vortheil zu wahren, doch ohne den Fremden allzu nahe zu treten. In einer größeren Stadt Tirols kenne ich einen Gasthof, der die glänzendsten Geschäfte macht. Geistliche, vom Dorf-Caplan bis zum Domprobst, kehren dort ein und reiche Großbauern und erbgestammte Gutsbesitzer. Im ganzen Hotel kein profanes Bild, keine Fleischspeise am Freitag, hingegen lautes Gebet in allen Sälen, wenn zu Mittag und zu Abend die Glocke läutet. In keinem der elegant eingerichteten Schlafzimmer fehlt das Weihwasser und der Betpult. Im Speisesaal fallen statt eines Spiegels zwei große Bilder in die Augen, das „wahrhaftige" Bild Christi und der Heilige Vater. Aber man wird trefflich gehalten, denn Speise und Trank sind vorzüglich, die Bedienung ist aufmerksam und prompt. Die Preise sind erstaunlich billig, die Kellnerinnen hübsch.

Von den Naturschönheiten Tirols zu reden, möge mir hier erlassen sein. Tirol hat seine paradiesischen Weingärten und seine Gletscherwelt. Was ist in diesem Lande von Naturfremden nicht schon vor Entzücken geschluchzt und gejauchzt worden! Die heilige Nothburga beschütze die braven Tiroler Wirte, daß sie in dem regen Verkehr mit Fremden aus aller Herren Ländern den ehrlichen Lodenspenzer nicht vertauschen gegen den Frack! Der Frack hat die Schweiz verdorben.

Touristen sprechen sonst auf Alpenwanderungen nicht gern von Städten; aber mit Innsbruck machen sie eine Ausnahme; das ist ja eine Stadt mitten im Hochgebirge — etwa wie sich ein Sennhütten-Dorf lagert auf der Hochebene zwischen anmuthigen Triften und wilden Felsen. Aber es ist kein Hüttendorf — Innsbruck ist eine vornehme Stadt, reich an schönen Bauten, nicht arm an Kunstdenkmälern, eine Stadt mit prächtigen Gärten, guten Straßen und trefflichen Gasthäusern, eine Stadt, in der Dir wohl ist. Man ist gewohnt, Innsbruck mit Salzburg zu vergleichen; doch sind diese Städte grundverschieden. Salzburg ist zwar am Eingange der Alpen, liegt aber noch im Flach- und Hügelland; Innsbruck ruht tief drin im Gebirge, in einem der großartigsten Alpenthäler. Salzburg hat in seinen Bauten vorherrschend den romanischen Charakter; Innsbruck bietet überall altdeutsche Formen. Salzburg gibt sich wie eine Priesterstadt; Innsbruck vergißt es nimmer, daß es einst deutscher Fürsten Residenz gewesen. Und doch sind sie zwei schöne Schwestern, die Stadt an der Salzach und die am Inn.

— — Merkt Ihr nichts? Es ist Wasser durch den Fensterrahmen herein und mir auf das Papier geflossen. Draußen währen Nebel und Regen fort. „Nach meinem Erkennen wird's anhalten," sagt der Hausvater, „hab wieder mein bös' Reißen im Knie." Die gütige Natur! Das Barometer ersetzt sie ihren schlichten Kindern durch ein gichtisch Knie.

Die Knechte poltern in die Stube und hängen ihre nassen Wettermäntel auf die Stange. Dann sammeln sie sich um den großen Tisch und die Stühle werden gerückt. Was gilt's, jetzt setzt's einen Rosenkranz?

Der Vorknecht langt schon hinter das Heiligenbild nach der Betschnur — nicht doch, ein Büschlein Spielkarten zieht er herfür und bald fliegen die Blätter auf dem Tisch herum. Es sind noch die guten deutschen Karten mit Herz und Eichel, mit König und

Digitized by Google

Bub; der Bub unterliegt dem Herzen und spielt die Eichel aus, der König trumpft Alle ab — ewig dasselbe Spiel. Die Bäuerin kommt mit dem Nachtmahl. Schottensuppe und Klöße; ich sollte „nur hinzusitzen und mithalten. Gesegne Gott!"

Nach dem Essen knien wir der Reihe nach auf den Fußboden hin, stützen unsere Ellbogen auf die Sitzbänke, die an den Wänden herumlaufen, und — beten. Es gibt viel zu danken für den Tag und zu bitten für die Nacht. Letzteres thue ich recht vom Herzen, denn auf der Reise hat man immer Angst vor seinem neuen Bett. Und wenn der Tag in Glück und heller Fröhlichkeit vergieng — am Abend kommt das Heimweh. — Mich hat das Maibutter-Mädchen mit einer Talgkerze in die Oberstube geführt. Das Bett war schneeweiß und hoch aufgedunsen. Um den Namen wollte ich sie fragen, die Kleine, da kam sie mir zuvor: „Da ist das Weihwasser und da ist der Stiefelknecht. Gut Nacht!"

Mutterseelenallein in stockfinsterer Kammer. Im Bette knistert das frische Stroh, so oft ich mich strecke. Draußen rieselt der Regen. — Im Hof unten kräht spät noch der Hahn; morgen ist schön Wetter!

Daß d' Zeit vergeht.

Gedichte in niederösterreichischer Mundart von **Moriz Schadek.***)

Der Dampf.

„Möcht do amal wissen," Fragt der Michl vo Boign, „Wer d Bahnwagn so treibt, Daß wia d Pfitschipfeil sloign!"

„Na," sagt eam der Lehrer, Der allerhand woaß, „Der Dampf thuat's, der treibt s halt," Dös is eam a Gspoaß.

„So, so, is nöt zwider, A Dampf is nöt dumm, Dö Wagnradln treibt er, Und mi — wirft er um!"

Der Gedenktag.

Was hat er denn, der alte Seppl, Legt s Suntag'wand am Freita an, In d Kircha geht er und in's Wirtshaus. — Er muaß was Bsunders habn, der Mann.

Sein Tag is nöt, der is scho lang gwest, Er hat nix gwunna, nix verlaft, Was macht er si denn für an'n Feita, Daß er so müassi umaftraft!

Na wart's a weng, beim Gmoanwirt drunten, Wo s eam hin nachgehn, seine Gspan, Sperrt eam's der Wein scho auf, sei Redhaus, Da fangt er iatzt zun beichten an:

„'s habn alle Leut, wißt's, so Gedenktäg, Wo s grad a wengel anders sein, Und fecht's, so arm als s is, mei Leben, Heunt hab halt i amal den mein'n.

Heunt kunnta ma d silbern Hozat halten, I und mei Liab, dö Margareth, Wann's heunt vor funfazwanzig Jahren Statt mir — 'n Hans nöt gnumma hätt."

---

*) Aus dessen neuer Gedichtesammlung gleichen Titels. (Wien, Karl Konegen.) Es gibt Leute, die immer darauf sinnen, wie sie sich die Zeit vertreiben sollen. Arme Geschöpfe! Für solche ist das genannte Büchlein in samaritanischer Erbarmnis geschrieben. Es sind zumeist recht heitere Sachen in der Manier Karl Tielers, verkürzierte Anekdoten mit Pointe zum Schluß, die auf Gelächter abzielt. Ernsthafte Charakterisierung des Landvolkes kann hier freilich nicht gesucht werden, und eben so wenig tiefere Lebensauffassung, doch ein fröhliches Stündchen zu bereiten, dafür haben die Gedichtchen durch und durch das Zeug. Wie Viele werden dafür dankbar sein! M.

Digitized by Google

'n Peterbauern ſei' Red.

„In Ausſchuß biſt," ſagt d Peterbäurin,
„Hörſt Mann, und biſt zun Reden z fail,
Dös gift't mi; d Redn, dö halten d andern,
Und Du halt'ſt allaweil Dei Mail.

Heunt war d recht Zeit, heunt ſtreiten ſ, moan i,
Wegn oaner neuchn Glocken recht,
Heunt haltſt Dei Red und ſagſt eans eini,
Woaßt eh, daß i gern oani möcht."

Der Peterbauer hat's verſprocha:
„I halt mei Red, kannſt hörn davon."
„No ſchreibſt nix auf?" — „Na, kunnt mir einfalln,
Was i heunt redn will, woaß i ſchon."

Hin geht er, ſitzen ſcho beinanda
In Gmoanhaus, und s geht a glei an:
Ob's nöthi is dö neuche Glocken
Und ob ma ſ denn a zahlen kann.

Na nöthi war's, das moanen alle,
Dö alte hat ſcho Sprung grad gnua,
Wia wird's denn aber mit n Geld wern,
Wo nehma ma's alls her dazua? —

Da redn ſ iatzt um, von z Leichn nehma,
Verpfändn und von Sammelngehn,
Taugt eana nöt, wird überall na gſagt,
Es will ſi neamt zu nix verſtehn.

Haben alle gredt drei gſchlagne Stunden
Bis auf n Peterbauern nur,
Der ſitzt und pfeift a weng und trummelt,
Und ſchaut in d Luft und loſ't ean zua.

Wia's ferti ſein, da ſteht iatzt er auf,
A Packel Fuzzger legt er her:
„Da habt's!" Dös is ſei' lange Red gweſt. —
Sei Wei verlangt ſi koani mehr.

Der Schutzgeiſt.

Zun Himmel kumnt der Schutzgeiſt gflogn:
„Heunt bild i mir was ein,
Bin i nöt, is a Kind verlorn,
Vergoldt ſ ma gſchwind mein'n Schein."

„Was hat's denn gebn," fragn's umadum.
„Na, wißt's — a Kind, ſchön krauſt,
Fahrt froh daher, ſteht auf in n Wagn.
Auf oans, zwoa, drei liagt's drauſt.

I glei dazua, ſunſt war dös Kind
Grad untern Rädern glegn,
Durch mei Hilf hab i s donitaucht,
Gſchreckt war's, ſunſt is nix gſchegn."

Da lobn ſ n alle: „Dös war brav,
Da is a Prämium drauf.
Wann oaner ſo an'n Kindl hilft,
Dös tragt was, paſſ nur auf."

Der Schutzgeiſt gfreut ſi ſcho recht,
Dazählt's n Herrgott gſchwind,
Und wart't halt auf ſein' Lohn, weil er
So gſchützt hat s kloane Kind.

Der liabe Gott, der hört n an,
Ziagt d Augn zſamm, ſchaut a weng:
„Glaubſt richti, daß D an'n Lohn vadeanſt,
A bſunders, reichs, großs Gſchenk?

Du haſt s Kind bſchützt, wia's draust glegn is,
Geh, muaßt Di nöt z ſtark prahln.
Hättſt eher ordntli Obacht gebn, —
Wär's gar nöt außa gfalln.

Digitized by Google

Kleine Laube.

Kindliche Aussprüche.

(Mitgetheilt von einer Mutter.)

Aus dem sechsten Lebensjahre.

Gott hat Luft auf dem Kopf, daß man ihn nicht sehen kann.

Der liebe Gott ist noch größer als die Riesen.

Im Grab kann Niemand wachsen.

Das Feuer ist aus Feuerstoff!

Die Hühnerseelen fliegen in den Misthaufen, das ist ihr Himmel.

Mit dem Hühnerherz ißt man auch den Hammer, der im Herz so pocht.

Wenn Deine Mutter stirbt, so mußt Du eine andere heiraten!

Die Füße thun mir nicht weh, aber die Schuhe, weil sie mich drücken.

Aus dem siebenten Lebensjahre.

Wie haben denn die Egypter die Punkte gemacht?

Ich will Tischler werden, damit ich viel Geld verdiene, ich werde es dann Dem geben, der zu wenig hat.

Ich habe früher immer gedacht, daß die Kinder alle deutsch auf die Welt kommen; aber kann eine deutsche Mutter nicht auch ein französisches Kind haben?

Bei der Mama da kann man nicht sagen „nach der Arbeit kommt das Spiel," da muß man sagen „nach der Arbeit kommt das Arbeiten!"

Der Papa gehört zu den reichen und zu den armen Leuten: er hat viel Gulden und wenig Kreuzer!

Wenn der liebe Gott eine Sünde nicht verzeihen möchte, so hätte er selbst eine Sünde!

Sagt man „geadelt" oder „getadelt?"

Ich habe gedacht, daß die Sommerfrischler Schweine (Frischlinge) sind!

Welche ist die letzte Zahl?

Wer lehrt uns lernen?*)

Lieber Heimgärtner!

Der Aufsatz im vorigen Hefte, darüber, ob unsere Jugend die antiken Sprachen lernen solle, hat mich zum Nachdenken gebracht, und wie das schon ist, wenn man in's Kritisieren kommt: Es ist Einem bald gar nichts mehr recht.

Ich habe nie recht daraufkommen können, warum mir das Lernen in den Mittelschulen gar so sauer angekommen ist; waren es doch an und für sich interessante Gegenstände und bin ich doch nicht so ganz vernagelt, daß sie etwa darum nicht in den Kopf gehen wollten. Und sie giengen doch nicht hinein, und wenn sie zur harten Noth wirklich hineingiengen, so blieben sie nicht lange drinnen. Ich kann wohl die Gegenstände noch nennen, mit denen wir zu thun hatten, aber die Sachen selber habe ich ganz und gar wieder vergessen. Was ich heute weiß, das habe ich von anderswo her.

*) Dieser wohlgemeinte Aufsatz mit Vorbehalt veröffentlicht. D. Red.

Digitized by Google

Und obengedachter Aufsatz bringt mich auf die Vermuthung, was die Ursache meiner Noth gewesen ist.

Da denke ich an den Religionsunterricht. Gewiß ein schöner, anregender, den Geist wie das Herz gleich fesselnder Gegenstand. Zu einer Qual ist er mir geworden. — Katechismus: auswendig lernen. Kirchengeschichte: auswendig lernen. Kirchlicher Cultus: auswendig lernen. Dictando vom Katecheten: auswendig lernen. — Und Alles wörtlich! Darauf ist sehr gesehen worden. Auch Theile des Alten Testamentes: auswendig lernen. Theile des Neuen Testamentes: auswendig lernen. Aussprüche und Auslegungen der Kirchenväter: auswendig lernen. Dogmatik: auswendig lernen. Es war zum Verschmachten. Kein warmes Wort aus lebendigem Munde, kein Bezug des Lehrstoffes auf unser Leben, keine sittliche Anregung, keine Gespräche über Gott und sein Reich, keine freundlichen Rathschläge, wie man am besten seiner Fehler und Leidenschaften Herr werden könne, keine Aufmunterung zum Guten, zur Freude an den Lehren Jesu — nichts von all dem; der Katechet war ein schlanker, hagerer Griesgram und schaute immer auf seine Taschenuhr, ob die Stunde nicht schon bald um sei. Dann examinieren. Wen das Gedächtnis verließ: schlechte Classe. Wer die Sachen flott hersagen konnte: Sehr gut! Vorzug! — Und das nannte man Religion.

Ein Jahr später waren die Besten wie die Schlechtesten, sie hatten Alles vergessen.

Geschichte. Es ist schwer, diesen naturgemäß packenden Gegenstand so zu verledern, daß er eine Marter für die Schüler wird. Und es geschah doch. Zum Beispiel, die Hohenstaufen. Wem lacht nicht das Herz! Aufgabe: die chronologische Aufeinanderfolge der Fürsten, die Jahreszahlen ihrer Geburt, ihres Regierungsantrittes und -Abtrittes, Kriege, Schlachten, Waffenstillstände, Friedensschlüsse mit politischen Folgen, stets in genauen Jahreszahlen. Die Verzweigung der regierenden Häuser, Dynastientafeln, abgetretene Länder, annektierte Länder. Genaue Namen der Könige, Thronfolger, Provinzen u. s. w. Wohl kam auch von Päpsten etwas vor, von Wittelsbach, von Welfen und Waiblingen, die immer schrien: „Hie Welf! Hie Waibling!" Dergleichen bei der Examination vorzubringen, dünkte uns schon ein großes Stück.

Weil ich mir die Jahreszahlen besonders schwer merken konnte, so riet mir ein guter Freund, die Zeiträume zu nennen. Anstatt zu sagen: Friedrich Barbarossa regierte von 1152 bis 1190, sollte ich sagen: Friedrich Barbarossa regierte achtunddreißig Jahre. Das war natürlich dem Professor nicht recht. Der wollte selbstverständlich auch das Jahrhundert und in demselben die Jahre wissen. Sagte ich: Barbarossa kam 1152 zur Herrschaft und regierte achtunddreißig Jahre lang, so kam das meinem Gedächtnisse immer noch zu statten, es war aber nicht recht. Man durfte nicht sagen, wie lange eine Periode dauerte, sondern, wann sie anfieng und wann sie aufhörte. Dadurch sah man immer nur Zahlen, ohne sofort den Zweck derselben zu finden. Heinrich VI. 1190—1197, Philipp von Schwaben 1197—1208. Da mußte man erst nachrechnen, wie lange jeder regierte und welcher länger als der andere. Ludwig X., 1314—1316, stand mit seinen zwei Zahlen gerade so wichtig da, wie Ludwig VII., 1137—1180. Und doch regierte ersterer nur zwei, letzterer aber dreinndvierzig Jahre. So wußte man diesen ohnehin trockenen Theil des Gegenstandes zu einer geradezu erstickenden Dürre zu machen. — Es gieng wie bei der Religion: Nach kurzer Zeit ließ das Gedächtnis Alles wieder fahren und man wußte aus der Geschichte nach dem Studium so viel wie vor dem Studium — nämlich gar nichts. Nur hie und da eine ganz nebensächliche Anekdote dämmerte noch nach.

Die Geschichte der Menschen müßte man — so glaube ich — der Jugend menschlich darstellen. Die Weltgeschichte ist ein Mosaikbild. Wollt Ihr die Nase des Schülers immer nur auf die ein-

Digitized by Google

zelnen Steinchen stoßen? Wollt Ihr die Schüler nicht vielmehr auf die ganze einheitliche Gestalt des Bildes aufmerksam machen?

Der Schüler müßte nach dem ersten Schuljahre wissen und wirklich in sich aufgenommen haben die Charakteristik des Alterthums, des Mittelalters und der neuen Zeit; er müßte die Epochen gegeneinander vergleichen können und in solcher Vergleichung den Unterschied ersehen. In späterer Folge kämen dann die wichtigsten (für die Cultur wichtigsten!) Persönlichkeiten und Ereignisse. Und immer vergleichend: Wie entwickelte sich Griechenland, wie Rom? Woran gieng dieses, woran jenes zu Grunde? Welches waren die höchsten und bleibenden Culturleistungen der Egypter? der Griechen? der Römer? Wie entwickelten sich diese Culturleistungen? Welche Feinde hatten sie? Und so weiter durch alle Epochen. Dann kommen die bedeutendsten Zeit- und Völkerbilder, die wichtigsten Katastrophen, aber möglichst abgerundet und nur ausgreifend in politisch-dynastische Zustände und Verhältnisse, soweit es zum Verständnisse der Culturentwicklung unbedingt nothwendig ist. Die Völker in ihren verschiedenen Eigenschaften, in ihrem weltbewegenden Kämpfen zu einander. Das Verhältnis der Päpste im Mittelalter zu den weltlichen Fürsten, der mittelalterliche Glaubenszwang, seine politische und culturelle Bedeutung. Kämpfe des Glaubens mit der Wissenschaft, Kämpfe der Confessionen unter einander, ihre Anfänge und Ausgänge. Die Kreuzzüge und ihr Gegensatz, die Türkenkriege. Die Erfindungen und Entdeckungen von der ältesten bis zur neuesten Zeit, in einem einheitlichen Bilde, nicht abgerissen und nicht mit anderen, ganz außerhalb stehenden Gegenständen verkeilt. Und so fort.

Nur auf solche Weise bekommt die Jugend ein Bild von der Menschheitsentwickelung, mit dem sie etwas anzufangen weiß. So wird sie mit erweitertem Geiste objectiv gegen die Vorgänge ihrer eigenen Zeit, und nur so gewinnt das Geschichtsstudium an sittlichem Gehalt.

Wer die Geschichte zu seinem Fachstudium wählt, der wird ja ohnehin auch all die Einzelnheiten in Dynastien, Feldzügen, Tabellen, Namen und Zahlen suchen und finden; allein zur allgemeinen Bildung trägt dieser Wust nicht bei, im Gegentheile, ist er geradezu schädlich, weil er Zeit und Kraft verschwendet und die Liebe zum Studium ertödtet.

Geographie. Diese kann nicht sowohl aus Büchern, sie muß — wenn nicht durch wirkliches Reisen — so wenigstens nach Karten gelehrt werden. Der Anschauungsunterricht! man kommt immer wieder darauf zurück. Karten sehen und zeichnen, durch solche die Länder, Meere, Reiche, Städte u. s. w. mit einander vergleichen — macht sich spielend gegenüber dem Auswendigbüffeln aus dem Buche. Auch die statistische Geographie, die politische, die commercielle, ist nach bildlichen Darstellungen für die meisten Schüler weit besser zu fassen, als aus Druckzeilen. — Und immer vergleichend. Nennt mir alle Flüsse, die über hundert Kilometer Länge haben; die Städte von über zwei Millionen Einwohnern, von über einer Million, von über fünfmalhunderttausend u. s. w.

Dann noch ein Anderes. In meiner Schule sind wir jahrelang auf der spanischen, französischen und englischen Geographie herumgeritten, und auf die österreichische und deutsche kamen wir nie und nie. Aehnlich geht's auch mit der Geschichte zu. Alterthum, Mittelalter, dann Wiederholung des Alterthums und Mittelalters, und für die neue Zeit bleibt in unserer neuen Zeit keine Zeit.

Was soll denn diese ängstliche Umgehung des Nächstliegenden und Natürlichen heißen? Da war ein Gelehrter, der vergaß über die Anzahl der Fixsterne am Himmel die Anzahl seiner Kinder und wurde darob ausgelacht.

Am meisten ist man in der Naturgeschichte den praktischen Methoden nahe gekommen. Man merkt's, sie ist modernen Ursprunges, während andere Gegen-

Digitized by Google

stände den uralten Zopf noch gravitätisch hinten dreinschleppen, ihn nicht loswerden können oder wollen.

Etwas theoretisch nur in's Gedächtnis einprägen wollen, damit ist fast gar nichts gethan. In die Sinne, resp. in's Gemüth muß es greifen, dem Geist muß es lebendig zu schaffen geben, und ihn gleichzeitig, als er arbeitet, ergötzen. Die Unmittelbarkeit. Der Mensch soll nur das lernen, was ihn etwas angeht, und der Gegenstand muß so sein, daß er gleichsam sagt: Mensch, ich gehe Dich etwas an, Du brauchst mich, Du mußt mich haben, also nimm mich!

Gedächtnisübung ist ja auch nöthig, gewiß. Aber ist dazu nicht Gelegenheit genug in der Philologie? Im Memorieren mathematischer Sätze u. s. w.? Des Gedächtnisses wegen lernt und lebt man ja nicht, man braucht die Mühle für's Korn und nicht das Korn für die Mühle.

Es ist fast unbegreiflich, daß derlei heute noch gesagt zu werden, Anlaß ist. Und welch großer Anlaß! Wahrlich, die Wenigsten, die im Leben religiös sind, aus Geschichte, Geographie und Literatur etwas wissen, haben es von der Schule. Die Lehrer möchten ja vielleicht sich Zweckmäßigerem zuwenden, aber Gesetz, Verordnung! Nur in der Volksschule sieht man's besser werden. Die Gewerbeschulen, sagt man, wollten einen rationelleren Weg einschlagen. Man nennt sie nicht humanitär. Aber ist ein erfolgreiches Lernen nützlicher Dinge nicht ein humanitares?

Wer lehrt uns lernen? Mit Veröffentlichung dieser Frage würde der Heimgärtner bestens verbinden seinem

treuen Abonnenten

N. N.

„Die Rockenreise."

Von Joh. Peter.

Der Schmied erzählt:

IV.

„Der Jaga."

Wenn „da Jaga" klein und dick ist wie ein Hackstock und „d' Jagarin" lang und dünn wie ein Zaunstecken, so gibt das keinen guten Klang!

So meint der „Krautjogl" beim Maßkruge und „Radi" im „grünen Baum" zu seinen Zechcumpanen.

„A balei*)," meint er weiter, „dos is koa rechta Z'sommstond net: unsa Jaga knglt voili af da Dread,**) daher wia-r-a Igl, und d'Jagarin sucht'lt mit ihr'm Kochlöffllkopf in da Luft umadum, daß oan voili schiach wird. Sogt's wos woit's, dos is koa rechta Z'sommstond net!" Und schnupft dabei seinen fetten „Schmalzl***)" aus dem blaugestreiften „Bixl" mit großem Geräusche.

„I moa's a," stimmt der Brettschneider-Luisl bei, „is und bleibt koa rechta Z'sommstond net! Da Jaga wia-r-a Dachs und d' Jagarin wia-r-a Krautstecka" — und schnupft mit dem Jogl.

„Hätt' nis nix z'jog'n," läßt sich jetzt der lange Zill vernehmen, „wenn er nur a Schütz' wär' und a Kurraschi hätt! Trifft koan Hos'n, koan Rehbock, und von a-r-an Auerhohn is schon goa koa Red'."

„Owa 's Schwadroniern konn er aus'm F." versichert jetzt der Brunngrober-Michl, „do thnat eahm's koana owa; do is er der G'scheiteste und der Kurraschiert'ste af da ganz'n Woit und neamd is eahm gleich."

„Und stoiz is er, daß's stinkt!" betheuert jetzt der Pechbrenner-Wastl. „Dö ondern Jaga sand unter uns gonga und hon mit uns dischkriert, hom a Aug' zuadruckt, wenn unsa Viach in' Herrschaftswoid eini kemma is oder wenn a Groswoib koan Groszedl g'hobt hot — owa der schaut jo koan Menisch'n on und laft glei wia-r-a Bummerl ins Forstomt, wenn er wos z' vallog'n hot!"

„Dofür zoigt eahm's d'Jagarin," tröstet jetzt der Krant-Jogl; „dö left eahm tägli a paar Mol d'Levit'n, daß 's dunnert; und wenn er donn suchti wird, donn vasteht sie koan Spoaß net und zaust eähm den rout'n Bort — und Herr wird s' eahm, Monna, Herr wird s' eahm!"

---

*) Beileibe = woher.

**) Erde.

***) Schnupftabak.

Digitized by Google

„Hm! möcht' man's kaum glaub'n," wundert sich auf diese Red' der Dorfälteste, der neunzigjährige „Veizei," *) „so a Wurm, Brüst' wia a Zwieslhäpl und Füaß wia Klostastongen." —

Und Alle lachen dazu und trinken aus den großen, bauchigen Steinkrügen des Gerstensaftes belebendes Naß.

* * *

Während die Dörfler dieses theils auf Wahrheit, theils auf Haß und Verleumdung beruhende Gespräch führten, saß draußen im nächtlich-stillen Tann der „Jaga" in der Waldhütte, um dem berüchtigten Holzdiebe, dem verwegenen „Raffer-Hanes" aufzulauern. Es war eine friedvolle Waldnacht, der Vollmond blickte so lieblich durch die stolzen Buchen- und Ahornkronen und die bleichbartigen Fichtenäste des Hochwaldes, der Kubani stieg wie ein himmelstürmender Titan auf in das sternerhellte Blau des Universums und die Waldbächlein in den farrigen Schluchten und Waldhängen planderten in die ruhsame Nacht hinaus. Ueber die Wipfel der Waldriesen zog ein geisterhaftes Sausen und Rauschen.

„Da Jaga" zog seine Uhr aus der Tasche und warf einen flüchtigen Blick darauf.

„Eilf!" murmelte er verdrießlich. — „Jetzt muß er bald kommen, der Lumpenkerl! Will ihn einmal derb begrüßen, den Diebsbock!" Strich dann seinen fuchsrothen Schnurrbart, nahm die Flinte in die Hand und verließ die Hütte, um draußen lange und aufmerksam in die nächtliche Hochwaldstille hinauszulauschen.

Nichts rührte sich — nur die nadelreichen Zweige der Fichten und Tannen bewegten sich leise im Wehen der Nachtluft.

„Der verdonnerte Bursche! Läßt lang auf sich warten! Daß ihn der Teufel —"

Er konnte den Satz nicht vollenden, denn mit einem Male verschlug es ihm die Rede. In kleiner Entfernung verhallte soeben das schrille Geschrei einer emsig geführten Baumsäge und gleich darauf war der Schlag einer kräftig geschwungenen Holzart hörbar. Die Holzdiebe hatten sich verrathen.

„Aha, hab ich Dich, Raffer?" flüsterte der Jäger, „jetzt gilt's!" Und mehr schleichend als eilend näherte er sich der Schallquelle. Der Hochwald lichtete sich — eine mondbestrahlte, fichtenumsäumte Waldwiese lag vor seinen Augen. Am jenseitigen Rande der Waldlichtung sah er zwei Männer in geschäftiger Arbeit, wie sie eine gefällte Fichte in Stöcke zerschnitten und die Stöcke in Scheiter zerhackten.

„Kreuzschwerenoth!" fluchte der „Jaga" ärgerlich, „die schönste Fichte im Hochwald, bare hundert Gulden wert, haben sie mir „wegg'stibitzt"! Gibt ausgezeichnetes Zünderholz! Mord und Brand und Blei! Verflucht!"

Jetzt wollte er die Holzdiebe anrufen — aber er war allein und sie waren ihrer zwei, das bedachte er wohl — und doch drängten ihn Ehre und Pflicht, seine Rechte hier geltend zu machen. Lange überlegte er, dabei seine doppellänfige Flinte prüfend. Sie war scharf geladen.

„Rufen!" sprach sein Gewissen zu ihm.
„Schweigen!" ermahnte die Furcht.
„Wozu die Kugeln?" das Gewissen zu ihm.
„Bist ein Schütz?" höhnte die Furcht.

Und er stand in peinlicher Verlegenheit und konnte sich zu nichts entschließen. Auf einmal aber flammte es in seinem Gesichte auf — das Gewehr ward schußfertig angelegt und weithin durch die nächtliche Stille schallte sein donnerndes: „Halt, Ihr Lumpen!" — —

Nun wird der Zuhörer auf eine sensationelle Wirkung gespannt sein — aber nichts damit!

„Hot do net da Jaga g'schrian?" höhnte der Raffer-Hanes."

„Jo, wo steckt er denn, dieser Goliat?" feazlte *) der Genosse des Holzdiebes, „er wird jo schon größer wia-a Tonna (Tanne)!"

„Jaga!" rief jetzt der Raffer, „wo host denn d'Jagarin?"

*) Verkleinerung von Veit.

*) Spottete.

Digitized by Google

„War eahm e liaba, wenn er iatzt ba-n-ihr ja kannt!“ spottete der zweite.

Dem „Jaga“ stieg die Schamröthe in's Gesicht. Er, der gebildete Akademiker, der Hüter des Gesetzes, sollte sich von zwei so rohen, einfältigen Holzdieben verhöhnt sehen? Sein Blut kochte, die Finger umklammerten krampfhaft das Gewehr, die Augen glühten in unheimlichem Feuer.

Warum haßte ihn das Dorfvolk so? Seiner unansehnlichen Gestalt wegen oder seines „schwadronierenden“ Mundwerks halber? Oder vielleicht gar seines einer Hopfenstange nicht unähnlichen Weibes wegen? Dieses Weib, rockendünn und zaunsteckendürr, war eigentlich sein Fluch; das „Ewig-Weibliche, die Anmuth, der Liebreiz fehlten ihr, auch blieb die Ehe kinderlos, ein Schmerz, der den „Jaga“ oft rasend machte, und wie oft gab es noch mit diesem ihm aufgedrungenen Weibe häuslichen Zank und Streit! Wie quälte sie ihm unausgesetzt mit ihrer fürchterlichen Eifersucht! Wie oft schalt sie ihn einen Säufer — einen Feigling! Denn er hatte thatsächlich nicht den Muth, den sein Stand erforderte, er nahm Reißaus vor dem „langen Zill“ und mied überhaupt die Begegnung mit einem Wilderer oder Holzdiebe auf's Aengstlichste und brachte nur zu oft statt des verfolgten Rehbockes eine — Eichkatz nach Hause.

Aber *heute* wollte er sich aufraffen zu einer *That*, die die Dörfler und seine „Jagarin“ stutzen machen sollte, die sie belehren sollte, mit *wem* sie es zu thun haben, was in einem „stillen Wasser“ versteckt sein könne!

„Elendes Diebsgesindel,“ donnerte er den Holzdieben entgegen, „stillgestanden und stillgeschwiegen, oder, ich brenn Euch nieder wie eine Katz!“

Höhnisches Gelächter wurde ihm zur Antwort.

„Kurrasch hob'n!“ reizte der Raffer-Hans.

„Schneid hob'n!“ verdeutschte sein Genosse.

Und jägten und hackten lachend weiter. —

Das war dem „Jaga“ schließlich zu viel und er näherte sich keck und verwegen den zwei Holzdieben bis auf zehn Schritte Entfernung. Plötzlich aber packte der Raffer-Hanes die schwere Hacke und stürzte sich wuthschnaubend auf den Forstmann. Dieser aber zielte ruhig — ein Knall — und der Raffer war nicht mehr.

Durch die stille Nacht gieng ein dumpfes Sausen und Rauschen, die Mitternachtsstunde lag über dem Hochwalde, in den Lüften raunte und flüsterte es, als begrüßten die „Geister“ des Jenseits einen neuen Genossen, den zu Abraham gegangenen Raffer-Hanes.

Nun hielt es der zweite Holzdieb an der Zeit, den erschossenen Kameraden zu rächen. In der Meinung, der zweite Gewehrlauf des Jägers wäre nicht geladen, stürmte er mit der Holzart auf den „Jaga“ ein. Dieser zielte abermals, aber der Schuß gieng fehl — und der reckenartige Holzdieb war dem „Jaga“ auf dem Leibe.

Jetzt begann ein entsetzliches Ringen und „Trosseln,“ wobei sich der als Feigling verrufene „Jaga“ wacker vertheidigte. Aber gar bald begannen seine Kräfte zu schwinden, die Herkulesgestalt des Widersachers war unüberwindbar. Da suchte sich der „Jaga“ mit seinem Hirschfänger zu vertheidigen, allein der Holzdieb, der diese Absicht wohl errieth, entwand ihm denselben mit einem kräftigen Ruck, und nun wäre es um den Jägersmann geschehen gewesen, wenn nicht rechtzeitig — Hilfe erschienen wäre.

Soeben wollte der Holzdieb mit dem Hirschfänger zum verhängnisvollen Stoße ausholen, als er sich rückwärts derb „am Kragen“ angefaßt fühlte; gleichzeitig sauste ihm der Gewehrkolben des mittlerweile frei gewordenen Försters um den Kopf, nebelhaft flierte es vor seinen Augen und bewußtlos sank er nieder.

Aber auch der „Jaga,“ der heute ausnahmsweise, ja zum erstenmale eine so heroische Probe seines Muthes abgelegt hatte, war vor Aufregung und Erschöpfung einer Ohnmacht nahe; allein den Bemühungen seines Waldhegers, der in den

Digitized by Google

nahen Lusenfilzen Nachtdienst hatte, und durch die beiden Schüsse aufmerksam gemacht, rechtzeitig zur Hilfeleistung herbeikam, gelang es, den „Jaga“ unversehrt zu der „Jagarin“ zurückzubringen, die, von dem Geschehnis unterrichtet, noch um eine Spanne länger wurde und einen Lärm schlug, daß das ganze Dorf zusammenlief. Hat aber von der Stunde an ihren Herrn Gemahl keinen Feigling mehr gescholten.

* * *

Von diesem Zeitpunkte an war der „Jaga“ das angestaunte Wunderkind des Hochwaldes. Alles sprach jetzt mit Ehrfurcht von ihm; in mitternächtlicher Waldeinsamkeit, so ganz allein, mit zwei verwegenen Holzdieben den ungleichen Kampf aufzunehmen, das däuchte den Waldbauern mehr denn Heroismus. Nur der „lange Zill“ lächelte spöttisch und meinte: „Dem Kaffer hat er leicht oaus affi bracka*) können — mit mir wird er's wohrscheinli net probiern.“

Kam aber gar nicht zur Probe. Das Forstamt versetzt den „Jaga“ in ein anderes Revier und sein Nachfolger verstand es so recht, sich mit Nachsicht und Wohlwollen die Sympathien aller Dörfler zu erringen, ja selbst der „lange Zill“ gab für eine gewisse Zeit das Wildern auf. — Seit dieser Zeit heißt es im Dorfe nicht mehr: „da Jaga,“ — sondern: „der Herr Förster!“ —

Frankfurterisch.

Gedichte von Friedrich Stolze.**)

Des Frankfort! Gift un Dolch un Pest!
Des goldern Babel, des infame!
Wie kimmt nor so e Krämernest,
Zu so viel hochberihmte Name?
Am deitsche Himmel, Stern an Stern,
Da stehn se — gar e Sonn is drunner!
Ha! — blast se aus wie die „Latern“
Un zieh se in den Dreck erunner!
Nor net geniert! wie steht's, Herr Braun?***)
Blast zu getrost! un sie — erblasse.
Doch Braun beschließt in gnädger Laun'
Die Stern am Himmel steh' zu lasse.

* * *

*) Hinauf brennen.
**) Frankfurt am Main. Heinrich Keller.
***) Ein Recensent.

Wer de ääch bist,
Ob Judd odder Christ,
Ob Deitsch odder Kosak,
Ob Franzos odder Schlawack,
Ob e Heuler odder Wihler,
Ob e Määster odder Schiler,
Ob e Staadt odder Land,
Ob Flut odder Brand,
Ob Krankheit odder Tod,
Ob Hunger odder Noth,
Ob Hütt odder Haus,
Ob Frankfort odder Traus,
Ob Herr odder Gesind:
Bist de e unglücklich Menschekind,
So komm!
Un hättst de selbst weh uns un Unrecht gedhaa,
Du bist im Unglick, – ich denk net mer draa!
Un sag mer Dein Kummer un klag mer
Dein Schmerz!
Frankfort hat offe Hand und Herz.

* * *

Es lag Rebekkche uff der Bahr,
Sie war des Dodts verbliche
Un hat seit fünfunzwanzig Jahr
Zum erschte mal geschwiche.

Ihr Mann, der Isak Feidel Stern,
Sitzt da im Schawes-Fräckche,
Un Thräne, dick wie Gummernkern,
Die flennt er um's Rebekkche.

Un wie er flennt un wie er greint
So in seim Schmerz, seim größte,
Kimmt Mayer Hersch zu ihm, sei Freind,
Er kimmt un will en tröste.

Der Isak in seim Schmergesihl
Dhut em entgegerenne,
Doch Mayer segt: Was e Schlemihl!
Wie kann merr nor so flenne!

Was greinst de der die Äage roth
Un heulst derr so unbändik?
Was Stuß! geb merr Dei Frää, Dei dodt,
Ich gebb derr mei lewendick!

* * *

Heut is Fassenacht,
Die Braut is mei!
Wer se hawwe will,
Dem soll se sei. —

Schee, des is se net,
Awwer doch faul!
Geld, des hat se kääns,
Awwer e Maul!

Jung des is se net,
Awwer doch alt!
Sterwe will se wohl,
Awwer net bald.

Digitized by Google

Eine Reclameheldin.

Draußen in einem Landstädtchen hielt ich eine Vorlesung aus meinen großartigen Dichtungen. Der Saal war fast leergeblieben und nach der Vorlesung bemerkte ein guter Freund: „Es ist eigentlich kein Wunder, Sie haben heute eine gefährliche Concurrentin.“

„So?“

„Gewiß! Eine Dichterin, und das eine sehr populäre noch dazu. Sie ist da und zu der läuft heute Alles hin.“

„Sie machen mich aber doch neugierig.“

„Die Natur,“ sagte mein Freund.

„Ach die!“ rief ich, „lieber Freund, das ist eine Reclameheldin. Kein Mittel ist ihr zu gut und keins zu schlecht, sie läßt Keinen neben sich aufkommen. Zum Beispiel heute. Schon früh am Morgen, als die meisten Leute noch im Bette lagen — damit ihr ja Niemand zuvorkomme — begann sie ihr Treiben. Thangeglitzer, Vogelgezwitscher, Blumenbuntscheckigkeit und anderer Flitter, dann zog sie den elektrischen Lichtballen auf, ein Effect, der bei der großen Masse seine Wirkung nie verfehlt. Später, Nachmittags, werden Sie die riesigen Wolkenplacate mit Goldrändern gesehen haben, welche am Himmelsgewölbe angeschlagen wurden, und weiß sich die Abgeseimte sogar des Placatstempels zu entziehen. Natürlich, wer ein solches Privilegium hat, für den ist es wahrlich nicht schwer, sich voranzubringen. Zudem hängen alle Blätter von ihr ab, sind von ihr subventioniert, damit sie ihren Ruhm ausposaunen sollen; Sie werden kein einziges Blatt, weder auf Baum noch auf Strauch, weder auf Zweig noch auf Blume finden, das nicht immer und immer die Natur lobhudelte. Dann das Spectakel mit Blitz und Donner. Eine Akrobatengesellschaft, wenn sie mit Trompeten, Schellen und Trommeln über den Marktplatz zieht, kann den Heidenlärm nicht machen, wie es diese famose Natur bei einem ihrer sattsam bekannten Hochsommergewitter thut.“

„Es ist ja bekannt,“ sagte mein Freund mit wegwerfender Geberde.

„Es ist bekannt, und doch jubelt ihr Alles zu und der gesinnungslose Haufen läßt sich blenden von dem hohlen Prunk. Zum Beispiel vorhin. Haben Sie dieses zinnoberrothe Abendroth gesehen? Abscheulich, sage ich Ihnen! Dann die grellen Lichtkleckse auf den Felsen und in den Wassertümpeln! Das sollte einmal ein Kunstmaler machen, Gott genade ihm vor den Recensenten! Aber natürlich, der alten Vettel ist Alles erlaubt, bei der ist Alles schön und entzückend und wunderbar, und wenn es auch das abgeschmackteste Zeug wäre.

Da sehen Sie jetzt doch einmal am Himmel dieses Sternengeflunker an. Ist es nicht rein lächerlich? Und immer das Gleiche. Seit Urgroßvaters Zeiten plagiatiert sie sich in Allem Jahr für Jahr auf die frechste Weise. Dieser Frühling mit seinen schillernden Irrlichtern und seinem Vogelgekreische, dieser staubige Sommer mit seinen kindischen Knalleffecten, dieser protzige Herbst und dieser gespreizte Winter, der trotz seines Schnee- und Eisgeglitzers doch Jeden frostig läßt — lauter Plagiate!“

„Ein bißchen,“ sagte nun mein Freund und klopfte mir auf die Achsel, „ein bißchen spricht wohl auch der Neid aus Ihnen?“

„Aus mir der Neid!“ rief ich entrüstet. „Erlauben Sie, daß ich lache. So tief sind wir gottlob noch nicht gesunken, daß wir uns nach dieser jämmerlichen Effecthascherin zu kehren hätten! Sie wird aber ihr Unwesen nicht mehr lange treiben. In unserer fortschrittlichen Zeit beginnen die Leute allmählich dieser aufdringlichen Allerweltsbase den Rücken zu kehren. Das wahrhaft Große und Außerordentliche, das echt Künstliche und Antinatürliche wird siegen. Die Natur mag noch den Bauern und Hirten ihre sauberen Stückchen vormachen und sich von fahrendem Zigeunervolke feiern lassen, in der gebildeten Welt wird sie bald unmöglich sein. — Ich sage Ihnen, Alles hat seine Grenzen und die Natur hat sich überlebt.“

M.

Digitized by Google

Italienische Volkssprichwörter.

Gesammelt u. übersetzt von A. N. Chwatal.*)

Das Herz vernünftelt nicht.

Fette Küche — mageres Testament.

Ehefrauen und Ochsen nimmt man am besten aus seiner Heimat.

Florenz die Schöne, Mailand die Große.

Das Glück und die reichen Frauen ruinieren oft die Familien, in welche sie eintreten.

Die gute Mutter fragt nicht erst: „Wollt Ihr?“

Der Reiche weiß nicht —, wer sein Freund ist.

Das Schwein und der Geizhals sind gut — nach dem Tode.

Fettes Land macht faule Menschen.

Bei Tisch wird man nicht älter. (Entschuldigung für das lange bei Tischsitzen der Italiener.)

Wer die Religion verachtet — zeigt, daß er sie nicht kennt.

Schreibe empfangene Wohlthaten in den Marmor — die Beleidigungen in den Sand.

Wer die Rechnung ohne den Wirt macht, macht sie zweimal.

Wer auf jede Wolke blickt — macht niemals eine Reise.

In der Liebe sagt die rechtschaffene Frau „nein,“ die leidenschaftliche „ja,“ die nervöse „ja“ und „nein,“ die kokette weder „ja“ — noch „nein.“

Reichthümer, Ehren, Vergnügungen — sind lügnerische Güter; gewünscht — quälen sie, erhofft — enttäuschen sie, erlangt — befriedigen sie nicht, und verloren — lassen sie verzweifeln.

Es gibt keinen schlimmeren Streit als den unter Blutsverwandten.

Es kostet der Heuchelei mehr — das zu scheinen, was sie nicht ist, als es der Tugend kostet — zu sein, was sie ist.

Wer schreibt — hat kein Gedächtnis.

Der Salat will Salz von einem Verständigen — Essig von einem Geizigen — und Oel von einem Verschwender.

Ehrlichkeit ist die größte Schlauheit.

Wer den Aal beim Schwanze hält — und die Frau beim Wort — hält gar nichts.

Der Narr macht das Fest, und der Weise genießt es.

Der beste Mensch, sollte er seine Sünden auf der Stirn geschrieben tragen, würde nicht wagen — den Hut vom Kopfe zu nehmen.

Weder Frauen noch Leinewand wähle bei Kerzenlicht.

Wo Viele sündigen, geißelt sich Niemand.

Jedesmal, wo Einer lacht, nimmt er einen Nagel aus seinem Sarge.

Die Männer sind April, wenn sie lieben — December, wenn sie geheiratet haben.

Wohlthat ist wohlgethan — selbst am Teufel.

Schlage den Guten, so wird er besser; schlage den Schlechten — und er wird schlimmer.

Wer den Bösen vergibt — schädigt die Guten.

Zufriedenes Herz — großes Talent.

Alle Todsünden sind weiblich.

Sparsamkeit ist eine große Ernte.

Der Vater muß runden Tisch machen (er darf Keinen obenan setzen).

Wer zum Unglück geboren ist — den beißen die Schafe.

Verläumdung schändet drei; den, welcher sie ausspricht — über den gesprochen wird — und zu dem gesprochen wird.

Besser auf dem Lande den Menschen sich anvertrauen — als den Heiligen auf dem Meere.

Eine Katze mit Handschuhen — würde nie eine Maus fangen.

Wer sich schmückt, will sich verkaufen.

Italien schätzt nicht — wer es nicht kennt.

Die Deutschen wissen mehr, als sie auszudrücken verstehen.

*) Aus dessen trefflichem Werkchen: Italienische Proverbi e Sentenze (Sprüche), raccolti e tradotti di (gesammelt und übersetzt von) A. N. Chwatal. (Magdeburg. Faber'sche Buchhandlung.)

Digitized by Google

Der Poetenwinkel.

Ein Vater an seinen Sohn.

Horch auf, mein Sohn, nun bist Du mehr kein Kind!
Der Jahre vierzehn hast Du überschritten;
Zieh in die Welt und lerne deutsche Sitten,
Doch rüste Dich, des Lebens Kampf beginnt.

Bleib ehrlich, wie Du bist, dann wirst ein Glied,
Ein brauchbares, in dieser Menschenkette.
Ob Dich der Spaten nährt, ob die Palette,
Nichts schändet Dich, wenn redlich es geschieht.

Und kommt Dir's vor, als wär auf lichten Höhn
Der Friede und Dein Glück nur zu erreichen!
Erringe Achtung Dir vor Deinesgleichen,
Und dann erst wage es, hinauf zu sehn.

Vergiß auch nicht das Kleid, es ziert den Mann,
Doch schätz den Menschenwert nie nach dem Kleide.
Auch den, der selbst sich lobt, mein Sohn, den meide,
Er thut es nur, da sonst es niemand kann.

Drückt Dich ein Leid, so klag es Menschen nicht!
Sie fühlen mit, doch helfen sie Dir selten;
Klag es dem guten Vater aller Welten,
Der Wogen thürmt und sie auch wieder bricht.

Dir eigen sei des Herzens schöner Zug,
Siehst irgendwo Du Menschen in Gefahren,
So rette sie, frag nicht, wie, wer sie waren,
Dein Nächster ist's, dies sei Dir Grund genug.

Ferd. Pfeiler,
Bahnwächter in Langenwang.

Kindersinn.

Ich sitze einsam still im Zimmer,
Das nur der Lampe heller Schimmer
Anheimelnd mir erscheinen läßt;
Und heimlich ziehen die Gedanken
In meine Seele und dort ranken
Sie an Vergangenheit sich fest.

Sie knüpfen ihre Fäden leise
Und führen mich nach ihrer Weise
In meiner Kindheit Land zurück.
Oh, wenn ich dieser Zeit gedenke,
Dann bin ich wieder Kind, versenke
Mich ganz in jenes holde Glück.

Mein Sinn neigt wieder sich zu Scherzen,
Mein Herz glaubt nur an gute Herzen,
Und fühlt mit ihnen sich verwandt.
Der Kinderseele goldner Frieden
Scheint dann auf's Neue mir beschieden,
Vom lieben Gotte mir gesandt.

Dann tönen all die kleinen Lieder,
Die mich die Mutter lehrte, wieder,
Bezaubernd mich mit ihrem Klang.
O wilde Zeiten, ihr verwehtet
Nicht, was ich einst zu Gott gebetet
In meines Herzens frommem Drang.

„Ein gutes Kind laß mich auf Erden,
Du Gott im Himmel," bat ich, „werden,
Du lieber Gott, ich bitte Dich!"
Und heute sinkt ich betend nieder:
„O gib den Kindersinn mir wieder
Du lieber Gott, ich bitte Dich!"

Ernst Müller.

Betrachtung.

Wenn Dich die Welt umtost mit wildem Drängen,
Wenn sie Dich lockt mit schmeichelnden Gesängen,
Dann sollst Du zum Gebet die Hände falten,
Im eignen Herzen stille Einkehr halten.

Dort weht ein Hauch aus himmlischen Bezirken,
Dort ist's allein, wo gute Geister wirken,
Indes die Welt nur ein Gefild von Schlachten,
Wo Teufel Göttern nach dem Leben trachten.

Es ist ein Kampf des Zarten mit dem Rohen,
Ein Kampf des Niedrigen mit allem Hohen,
Mit menschlich Schwachem ringt das göttlich Reine —
Tyrann der Welt bleibt ewig das — Gemeine.

Drum sollst Du zum Gebet die Hände falten,
Im eignen Herzen stille Einkehr halten,
Vom wüsten Lärm des Tages Dich entfernen
Und in Dir selbst die Gottheit kennen lernen.

Ernst Müller.

Maiennacht.

In mondscheintrunkner Maiennacht,
Da sind zwei Lilien aufgewacht;
Nun standen sie flüsternd beisammen.
Desgleichen sind auf einem Strauch
Zwei rothe Rosen erblühet auch,
Zwei heimlich lodernde Flammen.

Die Maid und der Knabe durchschritten sacht
Den Park in der duftigen Maiennacht.
Traumselig rauschten die Blätter . . .
Das Paar hielt Rast auf der Marmorbank
Und lauschte schweigend und sehnsuchtskrank
Der Nachtigall wirrem Geschmetter.

Die Nachtigall sang: „Das Erdenglück
Ist nur ein flüchtiger Augenblick
Im wirbelnden Weltgetriebe.
In märchensinnender Maiennacht
Erwacht im Herzen mit Zaubermacht
Die wunderathmende Liebe."

Digitized by Google

Was sinnverwirrend die Nachtigall rief,
Das machte die Beiden erbeben tief.
Erbeben tief im Gemüthe . . .
Als sie sich verstohlen angeblickt,
Da standen zwei Lilien geknickt,
Zwei Rosen in leuchtender Blüte.

J. M. Toscalio.

Aesthetisch.

Der Herr Professor, der geistreiche Mann,
Ist in Allem und Jedem ästhetisch,
Er spricht in gewähltester Prosa nur
Und lacht und weinet poetisch.

Er hat zwei Katzen in seinem Haus
Und Beide sind süß und lyrisch,
Die eine ist die Professorin,
Die andere aber ist thierisch.

Auch hat er ein ätherisch Hundepaar
Mit classisch beschnittenen Ohren,
Der senior sitzt in der Wolle warm,
Der junior trägt sich geschoren.

Der Herr Professor ist spindeldürr,
Die Frau voll behaglicher Fülle,
Er ist der Weltschmerz in Person
Und sie die Landidylle.

Des Abends, da wird der Weltschmerz stets
Unbarmherzig ersäuft im Glase,
Zuerst beim „nackten Lachs“ und dann
Bei der „vorsintfluthlichen Nase.“

Da wird selbst der Herr Professor fidel,
Beim Aufbruche ruft er pathetisch:
„Jetzt gehen wir Alle gesittet nach Haus,
Doch nur langsam und äußerst ästhetisch!“

J. M. Toscalio.

Stechfliegen.

Applaus.

Das Stück ist aus und Alles klatscht.
Glaubt nicht, das sei des Beifalls Spende!
Wenn's Beifall ist, so gilt er nur
Des Stückes langersehntem Ende.

Einem jungen Dichter.

Laß Dein Dichten, laß Dein Grübeln, denn
es scheint mir zu gewagt!
Was Du Gutes bringen könntest, hat ein
Andrer längst gesagt.

Vorbereitung.

Hat er nur recht viel Semester als Student
herumgeloffen,
Darf mit Recht in unserm Staate er auf
Amt und Würde hoffen.

Hans Heuk.

Die Erscheinung.

Sonett.

Im Herzen wund, vom Glücke längst gemieden,
War ich auf's Lager müde hingesunken,
Es schlossen sich die Augen, schlafestrunken,
In mitternächtger Stille tiefem Frieden.

Da stand der Freund, der früh dahingeschieden,
Vor mir, in ernstes Sinnen still versunken.
„Getreuer Du!“ rief ich vor Freude trunken,
„Vergaßest Du den Freund noch nicht hienieden?“

„O sprich! dem sich mein Herz so oft erschlossen,
Was sich auf Erden konnte froh verbinden,
Wird sich's in Himmelsferneu wiederfinden?“

Da sah ich schmerzvoll mir in's Aug ihn blicken,
Sein Haupt schien zweifelhaften Trost zu nicken.
Und rasch in Luft war die Gestalt zerflossen.

Friedrich Haßlwander.

An die Vivisectoren.

Sonett.

Der Wissenschaft, der Menschheit wollt Ihr dienen,
Die grausam Ihr das Thier zu Tode quält?
Habt deshalb Ihr ein heilig' Amt erwählt,
Daß frevelt Ihr mit unbewegten Mienen?

Stets ist sie hocherhaben mir erschienen
Des Arztes Kunst, die zu den besten zählt,
Dem grimmen Tod die Opfer vorenthält —
Doch Ungeheuern, wer vertrauet ihnen?

Ein Grau'n wird alle Kranken nur erfassen,
Naht solch ein Arzt, sie zittern tiefbetrübt,
Sein eller Anblick macht sie schon erblassen.

Wer unempfindlich für des Thieres Schmerzen
Und kalt das Amt der Folterknechte übt,
Trägt Mitleid auch für Menschen nicht im Herzen.

Friedrich Haßlwander.

Ein Poet.

Ihm hat des Frühlings Jugendpracht
Nur Gram gebracht.
Ihm stahl des Sommers wilde Gluth
Den Lebensmuth...

Was wohl des Herbstes kurzer Tag
Ihm bringen mag?
Und ob in stiller Winterszeit
Einschläft sein Leid?...

Ottilie Bibus.

Digitized by Google

Im Juli.

Kaum hat in seiner Herrlichkeit
Der Sommer sich entfaltet,
So hat ihn auch die flüchtige Zeit
Schon wieder umgestaltet.
Die Sense klang, der Mäher sang,
Und bei dem Schall der Geigen,
Bewegte sich und regte sich
Das Volk im Erntereigen. —

Mich aber traf ein großes Leid
Und heimlich mußt ich klagen:
Die liebe, goldne Sommerszeit
Wird heut zu Grab getragen!
Das grüne Thal ist wieder kahl
Und in den öden Fluren,
Nach Morgenroth schon wieder — Tod!
Das sind des Herbstes Spuren!

O, Alles ist Vergänglichkeit
Im Wechsel dieses Lebens!
Was heute prunkt in Glanzgeschmeid,
Suchst morgen Du vergebens!
Nur droben blaut der Himmel traut,
Wo tausend Sonnen schweben;
Er spricht zu Dir: „Herauf zu mir,
Hier grünt ein ew'ges Leben!"

Joh. Peter.

Deutscher Himmel.

Wenn auch nicht in ewg'em Blaue
Sich der deutsche Himmel malt,
Wenn durch Wolken, düstre, graue,
Uns oft keine Sonne strahlt;
Wenn man sagt, das Herz voll Wonne,
Wahrhaft hat gelebt nur der,
Den gegrüßt des Südens Sonne
Auf Neapels blauem Meer:
Prangt ein Himmel ew'ger Bläue
Auch in Deutschlands schönen Gau'n,
Die gepriesne deutsche Treue
In den Augen holder Frau'n.

Heinrich Jahne.

Jagerglück.

(Oberösterreichisch.)

Da Herr Baron von Glimpenburg,
A Gschwuf, wia ma so sagt,
Der ziagt mit seiner Deanerschaft
Den s Höllerholz auf d Jagd.

Dö Jager göbn sö alle Müah
Und lockan s Wild zsamm dick,
Sö gunnatn aus guatn Grund
Eahn Herrn viel Jagerglück.

Dö Haserln rennan rudlweis,
Dö Rehböck sprengan an
So nahat, daß ma schier danach
Mit n Händn greifn kann.

All's Gvickat flödratzt in da Luft,
Ma siacht a ötla Für —
Da Herr Baron, der zittert wohl?
Er zielt und — triafft halt nix! —

Am Hoamweg aber steht am Feld,
As wiar a Bloam ön Mai,
A junge, fesche Bauerndirn,
Dö siacht der — Pöchschütz glei.

A paar Gspoaßetln bringt ar an,
Es funkln seine Ring,
Den Dirndl wird so bang und schwül —
Dös arme, dumme Ding!

's Vasprecha kann a gar so guat,
Er woaß so prächti z maln,
Er lockt und zupft und zielt und schiaßt:
Dös junge Wild is gfalln.

Oebn: d Hasn, d Rehböck und dö Für
San nöt so leicht z vaführn,
As wia durch Glanz und Schlechtigkeit
An arme Bauerndin!

Leopold Hörmann.

Valiabt.

(Oberösterreichisch.)

Auf oamal is s kemma,
Ih woaß s gar nöt wiar:
Ob ih wach oder tram,
Ih bin allweil bei „ihr."

Und dös is Enk a Gschicht,
Dö da Toifel vasteht:
Denn sie sagt mar und schwört,
Daß s ihr grad a so geht.

Leopold Hörmann.

Lustige Zeitung.

Drei Zufriedene. In Warschau sah ein Fremder auf den Treppenstufen einer Kirche eine arme Frau sitzen, welche in Verzweiflung die Hände rang und heftig weinte. Da er ein weiches Herz hatte, so trat er zu ihr heran und fragte sie, was ihr denn fehle. „O mein lieber, gnädiger Herr, ich bin ja so unglücklich. Ich möchte gern mein kleines Kind taufen lassen, doch der Pope verlangt zwei Rubeln von mir, und ich habe keinen Kopeken." — „Wenn es weiter nichts ist," sagte der Fremde, „da will ich Euch gleich helfen; hier habt Ihr eine Fünf-Rubel-Note, geht nur zum Popen hinein, bezahlt ihm die Taufe und bringt mir

Digitized by Google

die übrigen drei Rubel zurück." Die Frau gieng voller Freude in die Kirche, der Fremde erwartete ihre Rückkehr. Nach einer Weile kam sie zurück und gab dem Fremden drei Silberrubel, indem sie noch einmal aus vollem Herzen dankte und ihre Verwunderung darüber aussprach, daß ihr ein guter Herr mit einer so bedeutenden Summe bereitwillig geholfen habe. Darauf sagte der Fremde: „Meine gute Frau, Ihr braucht Euch gar nicht so sehr zu verwundern, seht Ihr, ich kann nun einmal Niemanden traurig sehen, ich muß immer fröhliche Gesichter um mich haben. Jetzt ist uns Allen geholfen. Der Pope ist abgefunden, Euer Kind ist getauft und ich bin .... eines falschen Fünfrubelscheins losgeworden."

Aus der Maurer-Praxis. Maurer (sitzt auf dem Gerüste und zieht an einer Cigarre): „Wenn jetzt der Glimmstengel nit bald a Luft kriegt, so fang ich zu arbeiten an."

Ein Ausweg. „Sie weisen also meine Werbung zurück?" — „Offen gestanden, ja!" — „Das schmettert mich zu Boden. Wissen Sie da nicht vielleicht eine andere gute Partie für mich?"

Ein jüdischer Kaufmann, von dem es bekannt ist, daß er, um lästigen Gläubigern zu entgehen, Alles auf den Namen seiner Gemahlin, einer bildhübschen Frau, schreiben ließ, begegnet eines Tages einem alten Bekannten und ruft ihm entzückt entgegen: „Rosenstern, alter Freund, endlich seh ich Dich wieder, gib mir ä Kuß!" — Hättst des nix aach auf Deine Frau schreiben lassen können?"

Ruf in der Noth. „Aujust, edles, jroßes Herz, ick bitte Dir fußfällig — rette mir aus diesem jräßlichen, halbnüchternen Zustand und — koofe mich noch eenen Schnaps!"

Gütig. Bejahrte junge Dame: „Ich gedenke niemals zu heiraten." — Junger Herr: „Sie sind zu gütig, gnädiges Fräulein!"

Das pfiffige Bäuerlein. Ein Bauer der Umgebung von Lienz brachte ein Fuder Scheiterholz in die Stadt. Es war eine gutgemessene Klafter und er glaubte dafür wohl 4 fl. verlangen zu dürfen. Doch vergebens hielt er sein Holz feil; die Städter waren gewohnt, das „Fuder" Holz um 3 fl. bis 3 fl. 50 kr. zu kaufen — freilich nicht die Wiener Klafter, sondern eben das Füderle, das im Durchschnitt kaum 3/4 Klafter hält. Enttäuscht über den Erfolg seines redlichen Vorgehens, fährt der Bauer außerhalb der Stadt, wirft dort die Holzladung um, ladet die Hälfte wieder auf den Wagen, kehrt damit in die Stadt zurück und bekommt flugs 3 fl. dafür, dann bringt er die zweite Hälfte und verkauft sie für 2 fl. 90 kr.! Für das ganze Fuder 4 fl. waren nicht zu bekommen gewesen, wohl aber für zwei Füderlen 5 fl. 90 kr.

Unerhörte Neugierde. Ein Reisender kam in ein Hotel und wollte seinen Namen in das Fremdenbuch eintragen, als er eine Wanze in dem Buche herumkriechen sah. Die Feder wegwerfen, sein Gepäck nehmen und fortgehen, war bei ihm das Werk eines Augenblicks, wobei er ausrief: „Ich habe in Bezug auf Ungeziefer schon Einiges mitgemacht, daß aber dieses Vieh schon gleich im Fremdenbuch nachsieht, in welchem Zimmer ein Reisender untergebracht ist, das ist mir zu stark!"

Schulbubenphilosophie. „Es gibt doch keine Gerechtigkeit auf der Welt! Die Lehrer werden bezahlt und wir müssen die Arbeiten machen."

Wie sonst. Student A.: „Ich schwanke sehr, ob ich heute auf die Kneipe kommen soll!" — Student B.: „Das ist neu. Mach's wie sonst und schwanke, wenn Du zurückkommst!"

Kindermund. Der kleine Walter wird gefragt, ob er wisse, was eine Braut sei. Nach einigem Ueberlegen antwortet er: „Eine Braut ist eine Frau,

Digitized by Google

die noch keinen Mann hat, aber schon einen weiß.

Ueberzeugend. Er: „Mein Gott, Lydia, Du bist ja gar nicht krank! Wozu also die theure Badereise?“ — Sie: „Nicht krank? Wohl möglich! Aber glaube mir, wenn ich sämmtliche Vorbereitungen, Einkäufe, Packereien u. s. w. hinter mir haben werde, dann bin ich es! Also?“

Rechtfertigung. „Aber Emil, ich wundere mich sehr, daß Du immer nach der jungen Dame neben mir blickst.“ — „Du irrst, liebe Ernestine, ich sehe nur Dich an, aber auf Deiner Fettschminke rutschen meine Blicke immer aus!“

Erklärt. Provinzler: „Was sind denn das für Drähte über den Häusern?“ — „Das sind Telephondrähte.“ — „Die sind ja aber nicht alle gleich, die einen sind dünner als die anderen.“ — „Je nun, die dicken sind für die Schwerhörigen.“

Zu einem Sonntagsjäger. „Nun, bist Du glücklich wieder da? Dich werden die Hasen noch einmal zu ihrem Schutzpatron ernennen!“

In der Falle. „Wie gesagt, Herr Commercienrath, ich sehe durchaus nicht auf Vermögen, ich liebe Ihre Tochter nur um ihrer Sanftmuth willen.“ — „Dann heiraten Sie lieber meine Nichte, die hat gar nichts und ist noch viel sanftmüthiger.“

Die Wahrheit über Alles. Krämer zu einem Lehrling: „Was thust Du da, Fritz?“ — Lehrling: „Ich schütte Sand in den Zucker.“ — Krämer: „Das darfst Du nicht. Wenn die Kunden Dich nun fragen, ob wir Sand in den Zucker thun! Du mußt den Zucker in den Sand schütten.“

Der Rector der Universität Pisa hat folgenden, von 200 Personen unterzeichneten Klagebrief erhalten: „Erbarmen sich Eure Magnificenz in gütiger Einsicht und Gerechtigkeit der armen Bewohner und geplagten Bewohnerinnen der Straße Santa Maria. In dieser sonst so ruhigen Straße hört man jeden Morgen, sobald die Sonne am Horizont erscheint, furchtbare, langgezogene Trompetenstöße, ähnlich denen, welche die Mauern Jerichos zu Falle brachten. Der dieses barbarische Instrument spielt, ist ein Student, und er weckt mit diesen Schreckenstönen seine Collegen auf, welche in der Gasse wohnen und gemeinschaftlich eine amerikanische Weckeruhr für Ersteren angekauft haben. Es kommen jetzt nämlich bald die furchtbaren Tage der Prüfungen und die Studenten müssen die verlorene Zeit wieder einbringen. Der gottlose Störenfried bläst nun so lange, bis alle siebzehn Aufzuweckenden mit kleinen Handtrompeten ihr Aufstehen gemeldet haben. Steuern Eure Magnificenz diesem furchtbaren Unfug, der uns unsere Ruhe raubt und seien Sie unserer ewigen Dankbarkeit versichert.“

Auch ein Duell. Zwei junge Herren wechseln zuerst Ohrfeigen und dann Karten. „Mein Herr,“ ruft stolz der Eine, „ich werde morgen den ganzen Tag zu Hause sein!“ — Der Andere ebenso stolz: „Ich auch!“

Bücher.

Neue Gedichte.

Wir dürfen uns nicht beklagen, wenn schlechte Verse gemacht werden: von jeher gehörten die schlechten Versemacher zur Majorität der Dichterrepublik. Wie aber die Literaturgeschichte über diese Majorität zur Tagesordnung schritt, so werden auch wir sine ira die heutige Majorität überwinden — gönnen wir ihr also menschenfreundlich dieses Eintagsfliegendasein. — Wir nennen an erster Stelle dieser Besprechung einen Frauennamen — wer hieraus auf eine galante Regung schließen wollte, würde uns bitteres Unrecht thun.

Johannisfeuer. Dichtung von Marie v. Najmajer. (Stuttgart, Ad. Bonz u. Comp.) Die Verfasserin, die unseres Wissens bereits Gedichte und Romane veröffentlicht hat, besitzt in nicht geringem Maße die Gabe, feine, seelisch vertiefte Stimmungsbilder zu zeichnen, während zur Darstellung

Digitized by Google

großer, heroischer Momente ihr Griffel uns zu zart scheint. Die vorliegende poetische Erzählung, der ein weltgeschichtliches Ereignis als Hintergrund dient, läßt den angedeuteten Vorzug um so angenehmer hervortreten, als die Beherrschung der poetischen Form der Dichterin keinerlei Schwierigkeiten verursacht. Wir können das Gedicht als gelungen bezeichnen und mit gutem Gewissen als gute Lectüre empfehlen.

Ernste Weisen nennt Friedrich Beck ein Bändchen Lyrik. (Verlag von Karl Konegen in Wien.) In sinnigen, oft gedankentiefen Versen finden wir eine geklärte Denkungsweise und edle Resignation als Errungenschaften eines innerlich reichen, durchgeistigten Lebens.

„Wem's in der eigenen Seele tagt,
Der braucht nicht fremde Sonnen!" —

Ferdinand Groß, von dem ein Bändchen Gedichte vorliegt, ist ein waghalsiger Hochgebirgs-Tourist —

„Bergstock in der rechten Hand,
Angelhan mit wasserdichtem Loden,"

so schaut er sich die Berge von — unten an. Kein Berg ist ihm zu hoch und zu steil — wenn ihn andere Leute besteigen.

Auch ein gewaltiger Nimrod ist Groß:

„Ein kecker Jägerhut mit Spielhahnfeder,
Mit grüner Schnur, die Joppe grau,
Die Knie nackt, die Hose kurz, von Leder," — —
„In stollen Jägerstrümpfen meine Waden." — —

so zieht er in's Revier — ein Pürschgang scheint ihm das Amüsanteste im Leben; nur der Gram nagt an seinem Herzen: daß er nicht schießen kann. Er verachtet als Tourist durchaus nicht die dralle Sennerin und lobt ihr Haar, das „gleich dem edlen Golde"; nur der Löffel, den sie ihm hold zum Essen reicht, erweckt in ihm leises Bedenken:

„Ich lud sie, ihn zu waschen, ein." — —
Sie lächelte mir wundermild.
Sie griff nach ihm mit mächtigem Schwunge,
Und welch' ein rührend Wunderbild,
Belechte ihn mit zarter Zunge" —

und mit seinem Hunger war's vorbei. Zu allem Ueberfluße kam noch ein robuster Jägerbursch, von dem die Sennerin zu sagen weiß:

„Erst neulich hab' mit starker Hand
Er durchgeprügelt einen Städter,
Den auf der Alm er bei ihr fand."

Unser Tourist fand es rathsam, bei Zeiten seine Füße unter die Arme zu nehmen — und im Hôtel statt auf der Alm zu schlafen. Im Traume jedoch erschien ihm die Sennerin:

„Und fand ich nicht, was ich gehofft,
So war's, weil ich zu rasch enteilte."

So singt Ferdinand Groß seine **Lieder aus dem Gebirge**, die bei Karl Konegen in Wien erschienen. Die Verse sind größtentheils flott geschrieben und der stilgewandte Autor legt ihnen wohl selbst keinen größeren Wert bei, als daß sie auf ein Stündchen angenehm unterhalten, welchen Zweck sie vollkommen erreichen.

Was der Sturm sang. So nennt S. Rafael (Pseudonym für Frau Hedwig Kiesekamp) eine Sammlung Märchen (Verlag der Albumstiftung). Wir sind der Märchendichterin, wenn sie auch unter anderem Namen ihre Märchensträuße damals band, schon begegnet, und wollen gerne gestehen, daß ihre Dichtungen Poesie athmen. Die Märchen der gegenwärtigen Sammlung gehören allerdings nicht zu jener Gattung treuherziger Dichtungen, wie sie uns die Gebrüder Grimm gesammelt haben — wir möchten sie vielmehr, der Mehrzahl nach, den orientalischen Märchen, die viel des Süßlichen enthalten, zuzählen. Die Sprache erscheint stellenweise gekünstelt, vielleicht im Bestreben, den Märchenton zu treffen und einem gewissen Rhythmus zu folgen. —

Daß es Priester gibt, die nicht allein das ewige Seelenheil im Jenseits suchen, sondern auch bestrebt sind, sich diesseits unsterblich zu machen, zeigen zwei Bücher. — Wir setzen voraus, daß beide Herren Verfasser eine reiche Erfahrung besitzen und über Zeit und Ewigkeit viel nachgedacht haben. Um so glaubhafter erscheinen uns ihre mitunter recht gesunden Ansichten über des Lebens Wert — im wohlthuenden Gegensatze zum Pessimismus jener jungen „Stürmer und Dränger," die im Daseinsschmerze förmlich schwelgen. Der bedeutendere von beiden geistlichen Poeten dünkt uns der Wiener Pfarrer Alfred Formey, der bereits früher zwei von der Kritik günstig aufgenommene Gedicht-Sammlungen veröffentlichte. Wir haben es heute mit den Gedichten: **Strandgut des Herzens** (Wien, Verlag von L. Rosner) zu thun. Die Sammlung enthält Liebesgrüße, Balladen, vermischte Gedichte, Atlantisches und Transatlantisches und classische Reminiscenzen. Dichterisches Empfinden paart sich mit schwungvoller Sprache und wohl nur der Bilderreichthum bringt es mit sich, daß manches Bild der Klarheit entbehrt und nebelhaft in ein anderes verschwimmt. Das Gedicht „Tschemschid und Gülnare" zeigt von gesunder anakreontischer Auffassung. — Von Philipp Quanzer, Pfarrer der deutschen Colonie in Manchester, der auch kein Neuling am deutschen Parnaß ist, haben wir einen stattlichen Band **Gedichte** (Heidelberg, Karl Winter) zu besprechen. Wir finden in den Gedichten in vielen Variationen den Ausdruck einer geklärten Lebensauffassung, jedoch weniger poetische Vertiefung und geringeren rhetorischen

Digitized by Google

Schwung als bei Formey. Manche Gedichte und Sprüche sind hübsch und sinnig.

„Wo ist der Himmel? So frug ich mein Kind, und
ich sah in sein Auge:
Tief in dem Auge da d'rin dehnte der Himmel sich
weit." —

Carl Nordryk, dessen **Gedichte** in Commission der J. B. Mezler'schen Buchhandlung in Stuttgart erschienen, verfügt über poetisches Talent und Gewandtheit im Ausdruck — was ihn hie und da zu Flüchtigkeiten verleitet. Gute Gedanken, aber zu wenig vertieft. Ziemlich gelungen, dem Inhalt und der Form nach, sind die Sonette.

Die Gedichte: **„Verhallene Gluten,"** von Ewald Müller (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger) verrathen hinreichende dichterische Begabung, um ihre Veröffentlichung berechtigt zu finden. Wenn er sagt:

„— meines Sanges glutgeborne Lieder,
Sie sind, verspritzt, des Herzens Flammengruß" —

so nehmen wir das ernst. Die Liebeslieder sind warm empfunden. Unter den vermischten Gedichten gefällt uns ein flott geschriebenes Radfahrerlied.

Die im Verlage von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt erschienenen **„Kärntner Alpenblüten"** von Peter Suppan enthalten „sechzig deutsche und Dialekt-Dichtungen." Obwohl diese Vermengung nicht ganz nach unserem Geschmacke ist, möchten wir doch die Dialekt-Dichtungen in dieser Sammlung weniger gerne missen. Manche darunter sind volksthümlich und frisch und wir geben ihnen unbedingt den Vorzug vor den „deutschen" Gedichten, die nicht bedeutend genug sind, um besondere Beachtung zu verdienen.

In den **Lebensblättern** von Anna Rumpff (Verlag der Albumstiftung) fehlt es nicht an subjectiver Gefühlsmalerei, die für den Ausdruck der Lyrik gilt. Bedeutende Gesichtspunkte, vertiefte Innerlichkeit und echt poetischen Ausdruck würde man jedoch vergebens in dieser Lyrik suchen; der Leser fühlt sich gleichgiltig den Ergüssen einer noch nicht vollkommen geklärten Individualität gegenüber.

Karl Teutschmann ist in seinen Gedichten: **Lehrzeit und Leben** (Hamburg und Leipzig, Commissionsverlag von J. F. Richter) in der Wahl des richtigen Ausdruckes noch unsicher. Anklänge an Heine — aber ohne attisches Salz; er singt von unendlicher Liebe und findet am Ende, daß die Liebesleute „zu spärlich Brod" haben.

„Und bis wir uns besser befinden,
Mein Kind, dann bin ich todt."

Das sollen auch Verse sein! — Wenn er von Schmerzen des Haares spricht, müssen wir die kühne Redefigur bewundern — er will wohl sagen: Kopfschmerzen. Die Ballade vom Häring ist ziemlich geschmacklos, das Gedicht: „Die Stunde trifft gewiß noch ein," ist nicht übel. Im Ganzen vermissen wir wahre poetische Inspiration.

„Wilde Rosen." Vorträge und Gedichte von Wilhelm Hüttmann. (Leipzig, Reinhold Werther.) Weder die Vorträge, mit denen einige Wirkung zu erzielen wäre, noch die lyrischen Gedichte dürfen bedeutenden poetischen Wert beanspruchen — nicht einmal das Gedicht „im Buchenwald," wo

„Käferchen zirpt glücklich laut
Sein Lied der kleinen Käferbraut
Von Sommers Wonneleben."

Beneidenswerte Käfer! Daß die Bäume „süß rauschen," übertrifft noch das Käferglück. Verletzung feststehender grammatischer Gesetze findet sich vielfach, so die Elidierung von Consonanten dem Reim zuliebe, z. B. „des jungen Laub'." Unreiner Reime wollen wir gar nicht gedenken. — Einen hübschen Grundgedanken fanden wir in der „Legende."

Hygolie. Ein Sudetenschatz. Rübezahllieder von Emil Steiner. (Berlin, J. Zenker's Verlag.) Der Autor ist gewandt in der Behandlung der Form — aber einen tieferen poetischen Gehalt vermochten wir in den Gedichten nicht zu entdecken; auch will uns nicht der Zusammenhang dieser Lieder mit Rübezahl einleuchten, denn ebenso gut konnte man den bösen Geist Lumpacivagabundus dafür verantwortlich machen. Auf uns machte das Buch den Eindruck einer Originalitäts-Hascherei. Darnach scheint uns auch die Ausstattung, vor Allem der augenverderbende grasgrüne Druck, angethan. Trivial sind „rausgeschmissen" — „Dein Zauber fällt zu Jnnder" u. dgl. —

Wenn lyrische Gedichte Bekenntnisse des Verfassers sind, so wird man aus Rudolf Eckart's **„Licht und Schatten"** (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger) nicht recht klug — wir sehen wohl Schatten, aber kein Licht, und vergebens spüren wir der Individualität des Autors nach.

Josef F. Stolz veröffentlicht „ausgewählte Dichtungen" unter dem Titel: **„Aus Herzens Tiefen"** (Commissions-Verlag von Paul Cieslar in Graz.) Ohne uns mit der anatomisch bedeutsamen Frage zu beschäftigen, wie viele Tiefen des Autors Herz besitzt, bedauern wir, daß wir es nur mit einer Auswahl zu thun haben, denn könnte nicht irrthümlich gerade das „Ausgewählte" im Pulte des Verfassers zurückgeblieben sein? Nun, wie dem auch sei, die Einleitung ist immerhin vielverheißend:

„Und wenn die Dichtung mißverstanden,
So wie ich's gethan — gefühlt — (Gewiß.)
„Dann hab ich den schönsten Lohn gefunden
Und der Drang nach Höhem — ist gestillt." (Sic!)

Der Hymnus „Austria" übertrifft jedoch alle Verheißungen

Digitized by Google

„Vaterland — schönster aller Orte
Dem Jüngling Trost — dem Greise Schutz.
Du bricht mit Deinem süßen Worte
Des Neides Hand — des Feindes Trutz —“ u. dgl.

Hier müssen wir gleich der bescheidenen Selbsterkenntnis des Dichters gedenken, die sich in folgenden Versen ausspricht:

„Recht herrlich war ich mitunter traktieret
Mit all den Namen der — Zoologie
Mich hat's nicht im Geringsten genieret
Zu was hätt' ich gefühlt all mein Genie!“

Doch ein Glück, wenn man ein Genie ist und Phantasie besitzt! Welch einen Spielraum gewährt einer regen Phantasie das einzige Wort Zoologie? Von den Vierhändern angefangen bis zu den Zwei- und Einhufern mit kurzen und langen Ohren!

—tt—

Die Urahnen. Ein Cyclus vorsündflutlicher Romane von Hans Merian (Leipzig, Reinhold Werther). Der Verfasser besitzt unstreitig parodistisches Talent, das hat er durch seinen „Nilbräutigam,“ eine gelungene Parodie auf Georg Ebers' „Nilbraut,“ bewiesen. Im Vorworte zum heute vorliegenden Werke meint er, daß die Psychologie im entschiedenen Nachtheile neben der Culturgeschichte sei, und daß nur der moderne Associationsgeist, der diese beiden Wissenschaften verbindet, der ersteren die gewünschte Rettung bringt. Nun kann die Vorzeit getrost ihre hintersten Rumpelkammern auskramen, und es gibt kein so altes und häßliches Gerümpel, daß es nicht bewundert würde. In dieser Verbindung kann die Psychologie die gewagtesten Probleme aufstellen; es gibt keinen Seelenzustand, für den sich nicht im Laufe der Jahrtausende ein geeigneter Träger fände — keine Schandthat, die nicht irgendwo passiert wäre. Welche exquisite Geistesnahrung! Wie kann nun die seingebildete, höhere Tochter für die Toilettekünste einer viertausendjährigen egyptischen Prinzessin schwärmen, wie schön sich an der übermenschlichen Tugend einer griechischen Hetäre begeistern! Wie schön, sentimental, zart, feinfühlend sind diese antiken Jünglinge! Wie großartig diese gewaltigen Recken gestalten, wie urwüchsig, ungeschliffen, tölpelhaft grob! Ja, wir haben es weit gebracht — sagt der Verfasser — wir haben es viel besser als unsere Vorfahren; in unseren stilvollen Romanen ist keine Spur von Phantasiererei, nicht einmal Phantasie ist darin zu finden, Alles ist nur „neueste Ausgrabung.“ Unsere schöngeistigen Erzeugnisse sind weder schön noch geistig — aber urecht und würdig einem Geschlechte von Forschern und Denkern. — Und doch bleibt auf diesem Gebiete noch immer so viel, so unendlich viel zu thun übrig. Sollte es dem dichterischen Genius wirklich so schwer fallen, sich in die Zeit und Denkungsart eines Höhlenmenschen zu versetzen? Wäre der Moment der Menschwerdung nicht äußerst wichtig und interessant? Auch das süße Geschlecht der Saurier vermag die sentimentalen Naturen zu erquicken — endlich erlangen auch die Schädellosen ihr Recht.

Der Verfasser beginnt seinen Cyclus mit dem Romane: „Ur-Ur-Ur,“ den er in die Primordial-Epoche verlegt. Den Nachkommen des ersten fressenden Wesens Ururur gab er gemäß ihrer Abstammung als Theile ihres gefräßigen Vorfahren die Namen Uru und Rur. Da von unseren Urahnen weiter nichts Interessantes zu vermelden ist, kommen wir zum zweiten Romane „Muff,“ einer im realistischen Stil geschriebenen Geschichte aus der Steinkohlenzeit. Muff stammt aus dem alten Geschlechte der Ringelwürmer, wenn wir aber hier von seinen außerordentlichen Abenteuern und Metamorphosen schweigen, so geschieht dies aus zarter Rücksicht für unsere Leser. Nur noch des kopflosen Strudelwurmes „Rhabdozel“ wollen wir gedenken, der sich in der einträglichen Rolle eines Wahrsagers und Orakels gefiel. Ein verständiges, normales Gehirn bietet keine Sicherheit für das spätere Eintreffen der Prophezeiung — was aber ein kopfloses Wesen orakelt, das ist höhere Eingebung und darum auch unfehlbar wahr. — In der dritten Abtheilung: „Die romantische Ichthyosaura“ lernen wir das Geschlecht der Saurier kennen und schätzen. Unter den Saurier-Jünglingen finden wir einen Dichter von Liedern fahrender Gesellen, der seiner Geliebten Bibinamnia das Recept einer stilvollen Fahrendengesellenlyrik gibt. — „Recepe: Jugendlust, Frohsinn, Leichtsinn und Uebermuth — verrühre mit viel Sonnenschein, mische etwas Walddust dazwischen, dann setze vorsichtig einige altertümliche Wörter und Wendungen und ein paar naiv volksliedartig erscheinende Ellipsen bei; verkoche den so gewonnenen Brei in sinnlichen Liebesfreuden, sorgloser Untreue und reichlichen geistigen Getränken; würze zum Schluß mit einem „Bruder Klausner, einem blinden Fiedler,“ einer „gestohlenen Gans,“ einigen „versetzten Kleidungsstücken,“ einem „betrunkenen Stiefelpaar“ mit „heimlichen Küssen,“ gieße noch etwas Rührung darüber und ziehe das ganze auf gute und sangbare Strophen ab. Serviere frisch von der Presse.““

Dem Verdienste seine Krone! Hans Marian ist ein witziger Satyriker. —tt—

Zwei neue Bücher von Max Heinzel. Wieder ist der schlesische Dialektdichter Max Heinzel mit einem

Digitized by Google

neuen, duftenden Strauße von Blüten echter Volkspoesie — „**Maiglöckel**“ - Dichtungen in schlesischer Mundart. Breslau, Verlag von Josef Max und Comp. — auf dem Plane erschienen; und trefflicher als je löst er die schöne Aufgabe der mundartlichen Poesie, den ursprünglichen Volkshumor in seiner naiven Vertiefung in das tausendfältige Leben der Natur zu belauschen, und jener rückhaltlosen Daseinsfreude, die so viel vom Frühlingsjubel der Vögel, vom thaufrischen Duft der Wiesen an sich hat und der doch die Wehmuthsthräne über die Vergänglichkeit im Auge funkelt, in Wort und Form künstlerischen Ausdruck zu geben. Zahlreiche Blüten des Heinzel'schen Maiglöckelstraußes, die mit der klingenden, singenden Seele des echten alten Volksliedes versehen sind, — führen den Beweis, wie die scheinbar so schwerfällige schlesische Mundart unter den schaffenden Händen eines gottbegnadeten Poeten in leichten Tanzrhythmen dahin zu schweben (wie in den Gedichten „Beim Tanze,“ „Die leichte Fliege,“ u. a.) und sich, wie namentlich in dem prächtigen Liede: „Foasching,“ zum Dithyrambus zu erheben vermag. In die frohen Weisen, die Heinzel fascinierend auf der „schläfchen Fiedel“ streicht, mischen sich auch allerliebste „Wiegenliedel“ und mehrere, mit prächtigstem Humor gewürzte Dichtungen (z. B. „Frooschlapellmeesters Oansicht über die Vögel,“ „der Finkuhoahn“) und einige hübsche „Schnooken“ (z. B. „Krieger Koarles Liebste“ und „s kranke Schweindel“). Ein guter Wurf der Dialectpoesie ist aber das ergreifende Doppelgedicht: „Wurm Muttergottsbilde,“ in welchem Heinzel mit Meisterschaft die Töne eines echten, tiefen Schmerzes anschlägt, wie ihn ein Weib aus dem Volke fühlt.

—.—

In dem zweiten Buche: „**In Sturm und Wetter**“, Dichtungen. Breslau, Verlag von Josef Max und Comp. — tritt uns Max Heinzel als deutscher Poet entgegen, doch auch hier mit einer hinreißenden Kraft der Empfindung, mit einer Schönheit und Gewalt der Sprache und zugleich einer Beherrschung der Form, daß wir den Autor fast ohne Bedenken in die erste Reihe der deutschen Lyriker stellen können. Eine stattliche Reihe von einzelnen Dichtungen erhärten dieses Urtheil, so der „König der Zeit,“ im vollen Ton aus goldener Harfe, der frohüberschäumende „Prinz Carneval,“ die originelle „nächtliche Vision,“ die aus dem Pulsschlage der Zeit herausgedichtete „Rache des Dampfes,“ das prächtige Gedicht: „Der Sturm“ u. a., ferner eine Reihe erzählender Dichtungen und ganz besonders das die Sammlung eröffnende größere, episch angelegte Gedicht: „Mephisto.“ das in schwungvollen Stanzen das ewige Ringen zwischen dem Idealismus und dem Gemeinen in einer bilderreichen, farbengesättigten, originellen Sprache schildert. Der deutsche Parnaß braucht noch nicht von den „neuen“ Dichtern, welche das Schöne für einen überwundenen Standpunkt halten, besudelt zu werden, wenn Poeten, wie Max Heinzel, noch so in die Saiten zu greifen verstehen.

A. W.

Kaiser Wilhelm I. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk, von Ernst Scherenberg (Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger, 1888.)

Ein wahres Volksbuch für die Deutschen, die ihren großen Kaiser abgöttisch liebten und sein Andenken immerdar verehren werden. Knapp und klar tritt uns der ganze Mensch und Fürst entgegen, wir begleiten ihn in diesem Buche von seiner Kindheit bis zu seinem Tode und begegnen allem Wesentlichen und Wichtigen, was dieser merkwürdige Mann gelebt und gethan hat. Das Werk ist ein vom Standpunkte des Deutschen aus dargestelltes Bild des Jahrhunderts, vielleicht weniger Geschichtswerk, als Erbauungsbuch für das Volk.

M.

Die bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheinende Monatsschrift für Literatur und Kunst: „**Die Gesellschaft**,“ hat ihren Umfang bedeutend vermehrt und erscheint seit April d. J. in bereits doppelt so starken Heften als bisher. Zu dem von Dr. M. G. Conrad geleiteten rein belletristischen Theil ist nun auch noch ein literarisch-kritischer Theil hinzugetreten, dessen Redaction der Hand Karl Bleibtreu's anvertraut ist.

Lyrischer Nachlaß von Franz Leibl. Herausgegeben und eingeleitet von Edmund R. Leibl. (Dresden. C. Heinrich. 1888.)

Auch eines jener zartangelegten Herzen, welche der Welt den Rücken kehren und ihr Leben in den Zauberkreis des Ideals verlegen. Die Gedichte sind nicht hervorragend, aber in ihrer Weise höchst anmuthend. Unsere Naturalisten wollen ihr Umherwatschen in den Jämmerlichkeiten der Welt damit beschönigen, daß sie sagen, es geschähe aus Mitleid mit dem Elende und in der Absicht, durch Aufdeckung der Niedertracht und des Schmutzes bessere Zustände herbeizuführen. Das ist Geflunker. Das Gemeine steht ihnen eben näher als das Vornehme, und es ist leichter, aus Koth eine Gestalt zu formen, als aus klingendem Marmor. Glücklich der, dessen Geist gerne im Reiche des Schönen und Guten

Digitized by Google

wohnt. Zu diesen Glücklichen gehört der Verfasser vorliegender Gedichte, welche wir Freunden edelbeseligender Poesie bestens empfehlen können. M.

Bauernknödl. Unter diesem Titel ist vor kurzem von Anton Kömle bei „Leykam" in Graz eine kleine Sammlung von Gedichten in oberösterreichischer Mundart erschienen. Obwohl die Mehrzahl derselben nicht für eine ernstere Kritik eingerichtet ist, so halten wir doch einige dieser Gedichte für recht gelungen und geben als Probe die vorstehenden:

Wegweiser.

Ueber's Bacherl führt a Steg,
Durch's Waldl führt a Weg,
Auf n Berg, da führt a Pfad,
Und a Straßn führt in d Stadt.
Zu mein Herzen führt die Liab,
Merk da das, Du Galingdiab.

Da philosophische Knecht.

Mein Bauern, den' mach ih
Schon rein nix mehr recht,
Ih bin der Herr! schreit er,
Du bist der Knecht.
D Frau und da Herr,
Ro, dö san weita wer!
Sie is die Frau,
Ro? — und er is da Herr!

Touristen-Liederbuch von Josef Roscher. 1. Band. Sammlung ausgewählter Lieder für Touristen und gesellige Kreise. Das Büchlein enthält 20 Original-Compositionen, die sowohl was Text und Musik betrifft, ansprechend und gefällig erscheinen. Die Gedichte zeigen fröhlichen Humor und die Tondichtung ist leicht sangbar. V.

Otto Spamer's **Illustriertes Conversations-Lexikon.** Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage, in größtem Lexikon-Octav-Format. Mit etwa 8000 Text-Abbildungen, zahlreichen Tonbildern, Karten ꝛc. (Otto Spamer, Leipzig.)

Von diesem hervorragenden Werke liegen jetzt 99 Lieferungen oder vier Bände vor. Band IV behandelt gegen 17000 Stichwörter; 942 Textabbildungen dienen zur Erläuterung des Textes. Im Ganzen weisen also die ersten vier Bände nicht weniger als 4026 Textabbildungen auf. V.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Die Unzufriedenen. Roman von Emil Marriot. (Berlin, Freund & Jeckel. 1888.)

Das Glück. Novelle von Victor von Strauß. (Heidelberg. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1888.)

Eine Schuld. Renate. Zwei Novellen von Victor von Strauß. (Heidelberg. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1888.)

Die Alfinge. Altdeutsches Zeitbild von Marie Hanstein. Lieferung 6—10. (Eisenach. J. Bacmeister.)

König Elf's Lieder. Von Gustav Kastropp. Dritte veränderte Auflage. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Maiglöckl. Dichtungen in schlesischer Mundart. Von Max Heinzel. (Breslau. J. Max & Co. 1888.)

In Sturm und Wetter. Dichtungen von Max Heinzel. (Breslau. J. Max & Co. 1888.)

Im Wald und auf der Haide. Ein Liederstrauß für den Aufenthalt im Grünen. Herausgegeben von der Redaction der „Fidelitas." (Hamburg. G. Kramer.)

Geschichte der Musik in Italien, Deutschland und Frankreich von den ersten christlichen Zeiten bis auf die Gegenwart. Fünfundzwanzig Vorlesungen von Franz Brendel. 7.—8. Lieferung. (Leipzig. Heinrich Matthes. 1888.)

Ein Hauptstück von unserer Muttersprache, der allgemeine deutsche Schulverein und die Errichtung einer Reichsanstalt für deutsche Sprache. Mahnruf an alle nationalgesinnten Deutschen von Hermann Riegel. (Braunschweig. A. A. Schwetschke und Sohn. 1888.)

Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwickelung von Friedrich von Hellwald. Fünfte Lieferung. (Leipzig. Günther's Verlag. 1888.)

Die neuen Gesetze und Verordnungen auf dem Gebiete für Volksschule in Steiermark. 21. Heft. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1888.)

Das **„Freie hygienische Blatt"** als volksthümliches Organ und Fachblatt des Hygienischen Vereines „Oesterreich." Auflage von 10.000 Exemplaren. — Den Hauptinhalt dieses Blattes bilden populär gehaltene Besprechungen, Abhandlungen über die zweckmäßigsten Formen einer rationellen Lebensweise. — Redaction: Wien, I., Seilerstätte Nr. 2.

Im Spätsommer. Gedichte von B. L. Armstrong. (Wien. C. Konegen. 1888.)

Adalgunde. Ein Sang aus Schwabens Vergangenheit von Fr. Wasser. (Stuttgart. A. Jung. 1888.)

Johann Anzengruber. Von Anton Bettelheim. (Berlin. H. S. Hermann. 1888.)

Vogtlaenner Liedle. Von Gottfried Doehler. (Plauen i. V. F. E. Neupert. 1888.)

Digitized by Google

Postkarten des Heimgarten.

J. H., Graz: Beruhigen Sie sich. Ein Schriftsteller, dessen Name seit vielen Jahren wie ein Spielball das einemal in die Höhe geschleudert, das anderemal in den Koth geworfen wird, ist gegen derlei nicht so empfindlich. Die launenhafte Fama treibt es manchmal so toll, daß man sie nicht ernst nehmen kann. — Wir danken Ihnen.

A. Ch., Klagenfurt: Von allen Entgegnungen, welche Rosegggers „Schreiben eines Pfarrers an seinen Bruder," den Consistorialrath, in Sachen des Liechtenstein'schen Schulantrages (Deutsche Zeitung, 26. Februar 1888) in clericalen Blättern erfahren, gehört die im „Grazer Volksblatt," 16. Mai, von einigen Perfidien abgesehen, formell weitaus zu den anständigsten. Inhaltlich kommt freilich auch hier fast nur die Partei auf Kosten der Thatsachen zu Worte. Nur auf Thatsachen und einfachen Hausverstand fußend, wäre es uns sehr leicht gewesen, darauf zu antworten, wenn hierin Polemik überhaupt einen Zweck hätte.

A. Sm., Baden: Müssen gestehen, daß aus Lehrerkreisen viel mehr lyrische Gedichte bei uns einlaufen, als der poetischen Literatur vortheilhaft ist. Andererseits zeugt diese Thatsache von edlem Idealismus, der in diesem Stande herrscht, von Sinn für Poesie, Gemüth und rechtschaffene Denkart. Wir sind wohl fest überzeugt, daß es dem Lehrerstand, wenn er stets den nöthigen Halt des Staates findet, gelingen wird, das moralische Gleichgewicht in der Welt wieder herzustellen. Das Dichten ist dazu nicht nöthig, wohl aber der welt- und gottgläubige Idealismus in Lehren.

J. H., Graz: Ein in Ihrem Sinne gedachtes „Adressen-Handbuch" für Kaufleute, Fabrikanten, Handels- und Gewerbetreibende, Advocaten, Notare, Gutsbesitzer ꝛc., nach amtlichen Quellen zusammengestellt, die Bezirkshauptmannschaften, Gerichtsbezirke, sowie alle Stadt-, Markt- und Ortsgemeinden der Untersteiermark enthaltend, wird im Herbste d. J. in Marburg a. D. erscheinen.

K. K. L., Wien: Sie sollten sich auf dem hohen Roß Ihrer Millionen nicht so aburtheilend verhalten, sondern bedenken, daß es für arme Leute, denen es schlecht geht, viel schwerer ist, brav zu bleiben, als für reiche.

M. M., Darmstadt: Nur sich nicht immer darauf berufen, „kein Glück zu haben." Glück ist ja nichts Zufälliges, sondern eine Charaktereigenschaft. Nur ein leistungsfähiger, zielbewußt arbeitender Mensch hat im Allgemeinen Glück.

H. J. Graz: Lassen Sie es gut sein. Hinkt in manchem Gedichte bedenklich die Form, so hinkt in mancher Recension nicht minder bedenklich der Gedanke. So ist die Sache wieder metrisch und symmetrisch.

J. M., Posemuckel: Wir lehnen uns nicht auf gegen das „junge Deutschland," etwa, weil es unreife und mangelhafte Sachen bringt, sondern weil es mit tölpelhaftem Hochmuth sich gegen die Classiker und das Bestehende in der Literatur kehrt. Grüne Jungen, die das Alter nicht achten und ihre Lehrmeister verhöhnen, werden doch selbst keine Achtung beanspruchen wollen.

⨯⨯ Die Flut von eingesandten Gedichten, „Humoresken" und Erzählungen mehrt sich wieder in gräßlicher Weise. Wir haben jetzt in wärmerer Jahreszeit keine Verwendung dafür.

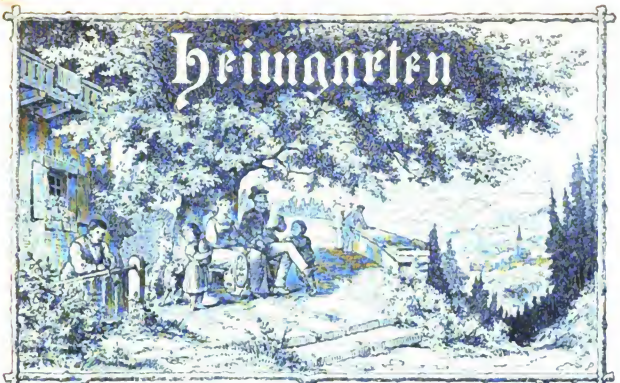
⨯ Falls — wie es bisher so oft geschah — Nachdruck meiner Aufsätze aus dem Heimgarten beliebt wird, bitte ich sehr, sich vorher mit mir oder der Verlagshandlung in's Einvernehmen zu setzen. Eigenmächtige Nachdrücke ohne Quellenangabe müßte ich rücksichtslos verfolgen. Rosegger.

⨯⨯ Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

⨯⨯ Rosegger wohnt den Sommer über in Krieglach.

Für die Redaction verantwortlich **P. K. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Digitized by Google



11. Heft August 1888. XII. Jahrg.

Der Pfarrers-Bub.

Aus den Aufzeichnungen eines Landgeistlichen. Mitgetheilt von P. K. Rosegger.

Sonntag, 7. October 1866.

Heute Predigt über das Thema nach Paulus: „Wenn ich die Sprachen der Menschen und der Engel redete, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz," dann Uebergang: „Wie Du säest, so wirst Du ernten," und von dem, „wie jedes gute Werk gute Früchte trägt und sich oftmals schon auf Erden lohnet."

Die Kirche war so voll von Menschen, daß Keiner hätte umfallen können. Der Herr Amtsbruder in der Nachbarschaft verscheucht seine Pfarrkinder, er ist in seinen Predigten zu scharf, verdammt zu sehr; mag freilich seine Gründe dazu haben. Ich hätte sie eigentlich auch, denke aber, die Kirche soll den Leuten eine Stätte der Gnade sein. Er mag ihnen die Hölle heiß machen und den Teufel so schwarz als möglich, ich will ihnen den Himmel aufputzen mit Sonnenlicht, Rosen, lieben Heiligen und schönen Engelein; so werden sie sich doch nicht lange besinnen, wohin sie sollen, in die Hölle oder in den Himmel. Der Kleingabelwirt hat am vorigen Sonntag in Spaß und Ernst gesagt: „Wenn es im Himmel kein Scheibenschießen gäbe, so wolle er nicht hinein." — „Ja, Wirt," antwortete ich, „es gibt ein Scheibenschießen im Himmel, da trifft jeder Schuß in's Centrum." — „Was?" darauf der Wirt, „ich allein will treffen, die Anderen sollen fehlen." — „Der liebe Gott wird's schon machen, wie es Dir recht ist," sagte ich, „schau nur, daß Du hinein kommst."

Nach der Predigt Trauung. Man wird nicht bald ein so schönes Brautpaar finden, wie diese jungen Weitersleute. Deren Glück habe ich auf dem Gewissen. Die Alten wollten es nicht zugeben, hat er wieder einmal zu viel Geld und sie zu wenig. „Gut," habe ich gesagt, „so sind sie auch in dem

Digitized by Google

zweierlei Geschlechtes. Zwei Reiche zusammen gibt Protzen, zwei Arme zusammen gibt Bettler. Wollt Ihr echtes Gold, so nehmt den goldenen Mittelweg." Hieraus ist geheiratet worden. Es ist kindisch, wie sich die Zwei lieb haben. Wenn ich eine Pfarrerin hätte, wäre es vielleicht weniger kindisch. Uebrigens — es ist besser, Junggeselle sein, als manche Leute glauben. Mir gienge es mehr nach einem Wesen, das mich lieb hat. Die Katze ist doch auch nichts, schmeichelt sich an Einen her, reibt sich am Rock, reckt den Schweif kerzengerade gegen Himmel, dreht ihn dann langsam auf die rechte oder auf die linke Seite — und das ist die ganze Liebe, die sie mir zeigen kann. Die Haushälterin soll schauen, daß sie das Thier wieder wegbringt, in der Scheune mausen, das steht ihr besser, als dem Pfarrer auf der Bibel sitzen und mit dem Propheten Jeremias Händel anfangen, wie letztens: die ganze dritte Jeremiade zerfetzt.

Sie haben mich zum Hochzeitsmahl geladen, da kommt gegen Abend ein Versehbote, und während sie daheim zu Tische gehen, zu Tanz und Kurzweil, muß ich fort.

9. October.

Ein Ereignis. Ich habe ein Kind bekommen.

In den sieben Kesseln, heißt die Gegend. Ich hatte mehrmals von ihr gehört. Tief im Gebirge. Hochwaldung. Zwischen hohen Bergen sieben Mulden, heißen die sieben Kesseln. Wußte gar nicht, daß es auch seßhafte Menschen dort gibt. Kommt vorgestern, wie ich eben in's Hochzeitshaus will, eine kleine alte Magd daher getrippelt und muß sich eine Weile anschnaufen, bis sie sprechen kann. Jetzt bittet sie mich um einen Versehgang hinein in die sieben Kesseln. Die Ringel-Schusterin wolle abmachen. Na, gute Nacht, denke ich, gibt's in den Kesseln nicht blos Leute, sondern auch Schuster.

„Wer braucht denn Schuhe in der Wildnis," frage ich schier ärgerlich, als wollte ich eine Sache, die mir nicht genehm ist, wegdisputieren.

„Niemand," antwortet die Magd. „Die Holzknechte sind nicht mehr dort, weil das Schlagen eingestellt worden ist, die Schusterin liegt im Bett, das Bübel in der Wiegen und ich gehe barfuß." Nach diesen Worten zeigt die kleine alte Person ihre großen, rauhen, staubigen Füße. „Und das letzte Oel," so setzt sie bei, „möcht der Herr Geistliche-Herr halt auch mitnehmen, laßt sie bitten."

„Sollt es denn so schlimm stehen?"

„Das nicht," antwortet die Botin, „sterben thut sie halt."

„Was fehlt ihr denn?"

„Die Auszehrung hat sie. Und die Lungensucht hat sie auch. Ja, und ein Fieber hat sie auch noch. Und gar so viel letz (schwach) ist sie."

Ich habe mich sogleich zusammengerichtet. Während die Botin im Dorfe Einkäufe macht, nehme ich einen Imbiß, gehe in die Kirche um das Heiligste, und lasse die dazu gehörigen Sachen zusammenthun in eine Ledertasche, die außen noch die Haare und Rehbockklauen hat und vielleicht selbst einmal in den sieben Kesseln umhergelaufen ist. Wie ich sie der Botin aufladen will, sehe ich, daß diese schon aufgeladen hat. Ein großes Bündel auf dem Rücken, einen Plutzer in der Hand. Da wird's viel sein, wenn sie die Laterne noch tragen kann, die Ledertasche muß ich mir schon selber umhängen. Während auf dem Thurm das Versehglöcklein tönt, klingen unten im Wirtshause die Pfeifen und Geigen zum Hochzeitstag. So geht's auf der Welt.

Wir wandern thalaufwärts. Neben uns rauscht das Wasser. Vor mir keucht die kleine Alte, ich gehe hinten drein und mache meine Gedanken, gute und schlechte durcheinander. Mir kam der Gang sauer an. Ich erinnerte

Digitized by Google

mich an einen Fall in der Nachbarspfarre. Wurde in einer stürmischen Nacht der Priester in's Gebirge geholt zu einem plötzlich Schwererkrankten. Am Morgen, als er hinkam, war der Sterbende auf einem Fichtenbaum und hackte Aeste herab zur Stallstreu. So Leute mit ihrer unregelmäßigen Lebensweise sind, aller Tagesordnung zuwider, auf einmal todtkrank, aber eben so schnell auch wieder gesund.

Als wir vom schreienden Wasser in ein stilles Nebenthal abgezweigt sind, will ich doch mit meiner Gefährtin etwas plaudern.

„Maid," frage ich sie, „wie soll ich Dich denn nennen?"

„Ich und die Mutter Gottes haben den gleichen Namen," antwortet die Magd.

„Also Maria?"

„Daß es der Herr Geistliche-Herr aber gar so geschwind derrathen hat!" ruft sie aus.

„So bist wohl auch recht brav und fromm, wie Deine heilige Namensschwester?"

„O Gott, nein!" lacht sie auf. „Wenn ich an nichts schwerer thäte tragen, als an meiner Frömmigkeit! Ich habe viele Sünden."

Nicht einmal für einen weltlichen Menschen mag es angenehm sein, mit einer gar nicht besonders zierlichen Weibsperson über Sünden zu plaudern, geschweige für einen geistlichen. Ich wendete also das Gespräch von der Sündenlast rasch auf die andere und fragte meine Begleiterin, was sie denn in ihrem Bündel habe.

„Wenn wir oben sind!" antwortete sie kurzathmig, denn unser Weg gieng bergwärts.

Eine lange Weile durch Wald bergan, der Weg steinig, von Wildwasser zerrissen. Endlich eine Hochblöße. Weite Aussicht, aber es dunkelte schon und die Berge waren vom Grau der Nacht kaum mehr zu unterscheiden. Wir setzten uns auf einen morschenden Baumstrunk, um zu rasten. Die Maria stellte ihren Plutzer behutsam neben sich.

„Hast Du Wein drinnen?" fragte ich.

„Es wundert mich, daß der Herr so viel reden darf, wenn Er das heilige Sacrament bei sich hat. Ich habe gemeint, da müßte man wie in einer Kirchen dahergehen und beten." So die Magd.

„Der beschwerliche Gang selber schon ist ein Gebet," sagte ich und kam im Gedanken wieder darauf, daß das Volk den Priester immer noch frömmer und ascetischer haben will, als er nach strengster Satzung ist und sein kann.

„Da drinnen," antwortete sie auf meine Frage, und legte die Hand auf den Plutzer, „da ist schon was Besseres, als Wein!"

„Dann könnte es Honig sein."

Die Magd schüttelte verneinend das kleine, in's Tuch gebundene Köpflein und sagte: „Es wäre nicht schwer zu errathen. — Weihwasser ist im Plutzer."

Wozu so viel Weihwasser?" ist meine Frage.

„Für die Todtenbahr," antwortet sie. „Ich habe ja schon gesagt, daß die Schusterin stirbt, und da hat sie mir aufgetragen, wenn ich den Geistlichen holen gehe, daß ich gleich von der Kirche auch Weihwasser für die Todtenbahr mitbringen sollt!"

Es ist zu verwundern, wie mancher Kranke gleich an Alles denkt.

Wir rückten wieder an. Als ich sah, wie die kleine Magd ihr großes Rückenbündel kaum zu heben vermochte und ihr dabei nachgeholfen werden mußte, wollte ich ihr fast Vorwürfe machen, daß sie so schwer aufgeladen.

„Was denn?" sagte sie, „wir brauchen's ja. Ein Sackel Mehl und ein Töpfel Schmalz für's Todtenmahl. Viel Leut werden eh nicht kommen. Nachher hat sie angeschafft, daß ich

Digitized by Google

auch ein Stückel Leinwand mitheimbringen soll — für ein Bahrtuch. — Wir haben ja frei nichts im Vorrath. Eins hab ich eh dummerweis vergessen. Mit dem Todtengraber, hat sie gesagt, sollt ich reden; und ist mir richtig vor lauter Einkaufen der Todtengraber aus dem Kopf gefallen."

„Es wird ja mit Gottes Willen noch nicht darauf ankommen," tröste ich „und wenn es wäre, so würden ja andere Leute sein, die das besorgen."

„Sie will halt Alles selber anordnen," sagt die Magd, „und laßt sich was kosten auf ein ehrsames Begräbnis."

„Hat sie denn Geld?"

„Freilich. In's Mieder eingenäht. Zum kleinen Frauentag hat sie ganze neun Gulden gehabt; seither hat sie zwar einmal aufgetrennt, aber viel kann nicht fehlen. Ich weiß es nicht."

So erzählt die kleine Magd und dann geht's voran. Es wird finster, der Weg abwärts, aufwärts, abwärts, und sie mit dem Laternlicht vor mir her. Endlich kann sie nicht mehr, will rasten und rasten und bleibt mir nichts anderes übrig. Ich nehme ihr das Bündel ab, vor mir das Allerheiligste, hinter mir Mehl und Schmalz und Bahrtuch, so gehe ich einher.

Gegen Mitternacht kommen wir zu einem kleinen Hause, das am Bache steht, daneben ein paar Felder oder Wiesen, sonst allenthalben Wald. Im Häuslein ist Alles ordentlich und sauber. Auf dem weißgedeckten Stubentische eine Talgkerze und ein Crucifix. Im Bette die noch junge kranke Frau, daneben in der Wiege ein kleines Kind. Wie die Kranke meiner ansichtig wird, hebt sie die Hände auf, — recht mager sind sie — und ruft in freudevollem Tone: „Gott sei Lob und Dank! So habe ich doch das Glück!"

Nachdem ich ein wenig gerastet habe, sage ich zur Magd: sie sollt hinausgehen in die Küche und beten. Dann legt die Kranke ihre Beichte ab, empfängt das Sacrament des Altares und die letzte Oelung.

Ich muß einen Imbiß nehmen, er thut mir auch wahrlich noth. Wie ich damit fertig bin, mich zum Fortgehen anschicke und der Kranken noch Worte des Trostes und der Aufmunterung sage, nimmt sie mich an der Hand und vertraut mir, daß sie noch ein schweres Anliegen habe. Bevor sie damit noch hervorkommt, beginnt sie still zu weinen. Ich setze mich zu ihr und warte, bis sie sich fassen kann. Dann hat sie mir Folgendes gesagt:

Sterben wollte sie gerne, wenn nur das Kind nicht wäre. Der Vater habe im Mai zu den Soldaten müssen und sei in der Schlacht bei Sadowa gefallen. Sie selber sei aus Baiern, habe keine Verwandten mehr, das Haus, in dem sie sterbe, gehöre auch nicht ihr. Die kleine Maria sei die Einzige, die bei ihr ausgehalten habe, obwohl sie keinen Lohn, nur die nothdürftige Nahrung bekomme, aber die Magd sei auch arm, und jetzt, wenn sie — die Kranke — gestorben — was wäre mit dem Kinde?

Das Kind schläft mit seinem runden blassen Gesichtlein in der Wiege, ich schaue es an und denke: Ahnst es nicht, armes, hilfloses Wesen, was jetzt um Dich vorgeht.

Ich muß wohl sagen: So scharf ist mich der ewige Gott noch nie angegangen um Nächstenliebe, als in dieser Stunde. Lange und heftig hat's gesträubt in mir; allerlei Einwände und Ausflüchte, aber endlich habe ich sagen müssen: „Liebe Frau! Eueres Kindes wegen sollt Ihr im Frieden sterben. Das Kind soll zu braven Leuten kommen, die es lieb haben und erziehen, wie ihr eigenes, und einen gesunden, rechtschaffenen Menschen aus ihm machen. Und wenn ich Niemanden dafür finden sollte, so nehme ich es selbst zu mir."

Jetzt hascht sie nach meiner Hand, reißt sie an sich, bedeckt sie mit Küssen und Thränen und schluchzt: „Vergelt's

Digitized by Google

Gott! Vergelt's Gott! hochwürdiger Herr, wenn mich Gott zu sich nimmt, ich will unablässig für Euch beten. Eine solche Wohlthat! Ein solches Glück!"

Ja freilich, ein Glück, auch für mich. Noch nie bin ich mir so gut und christlich und groß vorgekommen, als in dieser Nacht. Eine edle That vollbringen, es ist doch das Beste, was man auf dieser Welt haben kann. Ich habe noch nie ein Opfer für die Mitmenschen berent, oft aber die Unterlassung eines solchen. Daran merke ich am deutlichsten, daß Gott in uns ist.

Noch das weiche, kühle Händchen des Kleinen habe ich angerührt, dann der Abschied von dem Weibe. „Auf Wiedersehen in der Ewigkeit!" hat sie gesagt, und war mir, als hätte sie im Gedanken noch dazugesetzt: Dort werde ich mein Kind wieder von Dir zurückfordern.

Um acht Uhr Morgens, als ich erschöpft nach Hause komme, stehen an der Kirchthür Leute. Wollen ihre Messe haben.

Den ganzen Tag komme ich nicht zur Rast, so will ich am Abende früher in's Bett. Kaum lege ich mich in die Federn und preise mich glücklich — klopft es an die Thür.

Die kleine Magd ist da, berichtet, daß die Ringel-Schusterin gestorben und bringt mir das Kind.

Nun ist mir freilich wohl aller Schlaf vergangen. Die alte Haushälterin rufen und ihr Rechenschaft ablegen, denn sie macht unheimliche Mienen! Dann ein Bett für das Kleine; die Haushälterin verweigert mir in ihrer Stube dafür den Platz. Ich habe eine Lade, wo altes Meßgewand aufbewahrt ist, die wird ausgeleert, in die Küche getragen, zu einem Bettlein gemacht, und die kleine Magd dazu. — Das ist für die erste Nacht.

Ein Knabe ist es und heißt Theodor. Der von Gott Gesandte. — Aber heute Morgens nach der Messe, und wie ich bei meinem Kaffee sitze, nimmt mich die Wirtschafterin in's Verhör. Die kann's! Gott genade dem Schuldigen! Ich hab's leicht. Muß aber versprechen, daß ich allsogleich Mittel und Wege finden will, den kleinen Schreihals wieder aus dem Hause zu bringen.

11. October.

Die Mutter wäre geborgen. Vier Mannsleute haben sie herausgebracht, und hintendrein die Ziege, Theodors Erbstück. Das Häusel in den sieben Kesseln zugesperrt. Aus und ab. Ist eigentlich doch schade, daß nach dem Strich wieder ein neues Capitel anfangen muß. Wenn ich bedenke, was das arme Weib für Mühsal gehabt hat in ihrem Leben, so thut es mir ordentlich selber wohl, daß ich sie da unten in der kühlen Ruhe weiß. — Lieber Gott, wenn die Todten wüßten, wie gut das Todtsein ist!

Nun wollen wir halt sehen, wohin wir den Jungen thun. Ein schönes, herzliebes Kind. Hat ein paar Mal nach der Mutter umgeschaut und sich dann mit der kleinen Magd zufrieden gegeben. Denn die Maria bleibt einstweilen bei ihm. Er kann schon einzelne Worte sprechen, sagt: „mngndel" und meint Milch, kann auch laut lachen, hat kohlschwarze Augen und Alles — und trotzdem sagt der Peinterbauer, er nähme ihn nicht. Der Stöckel in Greuth sagt auch so und der Bauer in der Ramsau auch. Die Schulmeisterin möcht ihn haben, aber ihr Mann empfiehlt ihr Geduld. Mit der ist dem Theodor nicht gedient. Morgen gehe ich hausieren. Wird doch für so ein Kind noch Platz sein auf der Welt.

15. October.

Scheint doch keiner mehr zu sein. Voll ist's und auch schon der Gupf drauf. Die meisten Leute wollen nur den Spaß haben und kein Kind; hier ist ein Kind und kein Spaß. Sein

Digitized by Google

Vater hat sich für's Vaterland erschießen lassen müssen. Man sollte den Wurm eigentlich gut einschachteln und dem Grafen Bismarck schicken und schreiben: Du hast den Großen auf dem Gewissen, nimm auch den Kleinen. Lieber die Preußen als meine Haushälterin. Nie hätte ich geglaubt, daß ein altes Weib so giftig sein könnte. Drei Schierlinge und sieben Fliegenpilze und neun Einbeeren und eine Kupfernatter dazu, machen zusammen eine Pfarrers-Haushälterin, wenn der Pfarrer ein kleines Kind in's Haus gebracht hat. Die Suppe versalzen, der Braten verbrannt. Und ich möchte darauf wetten, daß sie in den Tischwein Essig thut, er war nie so sauer, als in dieser Woche. Mit dem ausgesprungenen Hemdknopf schickt sie mich zur Kindsmagd. Ich konnte mir nicht denken, warum im Kindszimmer neben der Küche der Ofen so sehr raucht; finde ich nicht den Schlauch, der in den Schornstein führt, mit Lappen verstopft?

Jungfer Ottilie! es thut mir leid. Wir leiden Alle an Deinem Gift und Du selber noch am meisten. — Wenn Du wüßtest, wie grün Dein Gesicht geworden ist! Der Neid und Aerger macht recht garstig. Was kann denn ich machen? Wenn ich ihn halt nicht anbringe und nicht anbringe!

Wenn wir hier zu Lande nur einen Nil hätten und eine pharaonitische Prinzessin, es wäre leicht geholfen. Mein kleiner Moses —

Ach, lieber Gott, er krächzt schon wieder.

19. October.

Es ist ganz umsonst.

Wie war ich in den Häusern meiner Seelsorge immer willkommen! Und jetzt finde ich die Thüren verschlossen und so eine Hütte stellt sich, als wäre Niemand drin. Vor dem Theodor haben sie Furcht.

Der junge Veiter wollt ihn einstweilen nehmen; er wäre zu nichts weiter verpflichtet worden, nur einstweilen. Da kommt er mir heute nach der Messe, und sagt, es wäre nichts, es hätte sich etwas Ueberraschendes ereignet, bei seinem Weibchen wäre ein eigener Wille zum Vorschein gekommen. Und was die Leute dazu sagen würden, wenn ein junges Ehepaar, das kaum erst drei Wochen verheiratet ist, ein kleines Kind hätte?

Lieber Himmel, wenn man das so nehmen will, ist ja das Kind im Pfarrhofe weit schlimmer.

Uebrigens — wenn nicht bald etwas vorkommt, so ist's zu spät. Das Knäblein wächst mir an den Leib. Brevier beten und mit dem Theodor schäkern, ich thue es jeden Tag und — es ist ganz heidnisch — fällt's mir gestern ein: während ich bete, steht der liebe Gott ernst und strenge dort oben, und wenn ich mit dem Kinde herze, steigt er einige Stufen herab und schaut uns lächelnd zu.

24. October.

Endlich fort!

Aber nicht das Kind, sondern die Haushälterin.

Es war mir schon die große Ordnung und Säuberlichkeit aufgefallen, womit sie mir heute den Mittagstisch bereitet hatte. Hirnbrühe, Dunstbraten mit frischem Salat, der gar nicht mehr leicht zu bekommen ist, Eierkuchen mit Himbeertunke, sogar der Wein ist nicht mehr sauer. Mir wollen die Lieblingsgerichte heute aber nicht munden, steckt was dahinter, denke ich mir, und richtig! Wie sie den Tisch abräumt, wendet sie sich gegen die Wand und fängt an, kläglich zu schluchzen.

„Ottilie!" rufe ich, „was ist Dir?"

„Ach," sagt sie, „wird wohl das letzte Mal sein, daß ich heute gekocht habe für den Herrn Pfarrer. Ich sehe es schon, ich bin überflüssig in diesem Hause." — Und marschiert das Kind auf mitsammt der Kindsmagd. Ich will sie beruhigen, da wird sie arg, gibt dem Kleinen und der Magd Ra-

Digitized by Google

men, auf welche sie eigentlich nicht getauft sind, und drischt mit den Fäusten auf die Wand ein, daß der Kalk losbröckelt. — Da ist nichts zu machen, denke ich, und sage: „Ja, lieber Himmel, Ottilie, wenn Dir die Sache so schrecklich ist, so wäre es eine Ungerechtigkeit, Dich länger in diesem Hause festhalten zu wollen."

„Alsdann will ich meinen Dienstlohn!" schreit sie, „habe seit einundzwanzig Monaten nichts mehr bekommen."

Es ist wahr. Jetzt, wo soll ich 105 Gulden auftreiben? Die Casse ist im Stift und das Stift ist in der Elman. Unser Kaufmann hört von meiner Noth. Ich verschreibe ihm die Einnahmen der nächsten Monate, er borgt mir das Geld. Die Ottilie wirft Alles, was ihr gehört, in ihren Kleiderschrank zusammen, sperrt ab, und ohne allen Abschied geht sie davon. Nur in's Kindszimmer hat sie in ihrer Giftigkeit noch hineingeschrien: „Adieu, Hausherr! Höllischer Balg!" und schlägt die Thüre so heftig hinter sich zu, daß der ganze Pfarrhof zittert und der Theodor vor Schreck ein wildes Geschrei erhebt.

Kaum ist die Haushälterin davon, tritt die Maria in mein Zimmer und sagt, sie wolle auch gehen. Sie sei die Ursache des Unfriedens geworden, zwar ganz unschuldiger Weise, aber sie lasse sich da nichts nachsagen.

Hierauf entgegne ich: „Habe die Haushälterin nicht angebunden und binde Dich auch nicht an. Wenn Du glaubst, daß Du das arme Kind jetzt verlassen kannst, wo es Deiner gerade am dringendsten bedarf, wo ich mir mit ihm nicht zu helfen weiß und es doch nicht auf die Gasse werfen kann, nun so gehe."

Sie ist nicht gegangen. Sie pflegt das Kind und hat mir am Abende die Suppe gekocht.

Noch spät Abends kommen zwei Männer aus Unterdorf und führen Ottiliens Kleiderschrank davon. — Ich hätte es doch nicht geglaubt, daß ihr die Sache ernst ist. Nun ich erfahren, wie hart sie sein kann, bin ich froh, daß sie fort ist.

27. November.

Ich glaube, das Würmel geht endlich.

In Sachsenberg draußen lebt ein altes, alleinstehendes und — wie es heißt — vermögendes Fräulein, das oft schon den Ausspruch gethan haben soll: Wenn, ohne ihre fräuliche Würde zu verletzen, ein Kind zu haben wäre, so nehme sie eines. Bei diesem alten Jungfräulein will ich mein Glück noch einmal versuchen.

28. November.

Dem Fräulein Peselka liegt der Revolutions-Schrecken noch in den Gliedern. Sie mag seit Anno Achtundvierzig keine Stadt mehr. Jeden Tag erzählt sie es seit achtzehn Jahren, wie damals ein „rother Krowat" in ihre Wohnung gedrungen, um sie mit dem Bajonnet aufzuspießen. Vor der Ehrwürdigkeit des alten Adels, den sie, auf das Diplom deutend, sofort angegeben — auch das Fräulein selbst war damals schon nahe den Siebzigen — hatte er aber zurückgeschreckt und dafür den Jonathan aufgespießt. Vor ihren Augen! Vor ihren leiblichen Augen den Jonathan! ihren einzigen Freund, den schwarzen Pintscher! — Sie verhüllt sich noch immer schaudernd das Gesicht, so oft sie die Gräuelthat erzählt. Kaum der Windischgrätz in Wien Ordnung gemacht, verließ sie die Stadt und zog auf's Land, um hier in stiller Trauer ihr Leben zu beschließen. Fräulein Peselka ist jetzt sechsundachtzig Jahre alt; es soll ihm manchmal die Zeit lang werden. Einen Hund hat es sich aber nicht mehr angeschafft, so dachte ich gleich, vielleicht wäre ihm der Theodor willkommen.

Digitized by Google

Das Fräulein hat mich sehr höflich und in allen Züchten empfangen. Es ist nicht größer als ein siebenjähriges Mädchen, hat ein blasses, scharfgeschnittenes Gesichtlein mit schwarzen Augen, trägt ein schwarzseidenes Schleppkleid mit weißen Spitzen, ein weißes Häubchen und am Halse eine Brosche mit dem Bilde Jonathans. — Die Wohnung ist so überaus ordentlich und reinlich, daß ich nur wenig Hoffnung hatte, hier ein kleines Kind unterbringen zu können. Doch hielt ich mit meinem Anliegen nicht lang hinter dem Berge und sie sagte auf der Stelle zu. Sie wolle doch auch noch was leisten, bevor sie fortgehe von dieser Welt. Sie möchte auch gern wen haben, der sie ein wenig lieb hätte in ihren alten Tagen. Nur das eine Bedenken äußerte sie, ob ihre zwei Mädchen, die sie habe, mit dem Kinde wohl auch würden umgehen können? Das eine sei zwar schon etwas vernünftiger, aber das jüngere sei flatterhaft, und mit Kindern habe weder das Nannerl noch das Veferl je etwas zu schaffen gehabt.

„Ach Gott," sagte ich, so gut wird es das Kind unter allen Umständen haben, als bei mir, und sollten die Mädchen in der That noch zu unerfahren sein, um ein kleines Kind zu pflegen, so könnte ja die bisherige Pflegerin mit dabei bleiben."

Das Fräulein rauschte zum braunglänzenden Schublabkasten, auf welchem eine zierlich geschnitzte Stockuhr mit Glassturz stand — daneben war ein Glöckchen, mit dem das Fräulein nun schellte.

Jetzt kam aus der Küche eine alte, hagere Person herein. Diese hatte ihre weißen Haare fänberlich gescheitelt und war auch im Uebrigen derart sorgfältig angezogen, daß ich an ihr keinen Dienstboten vermuthet haben würde, wenn sie nicht gar bescheiden vor das Fräulein hingetreten wäre, und „Was befehlen Euer Gnaden?" gefragt hätte.

„Geh, Nannerl," sagte das Fräulein, „rufe mir auch die Veferl herein."

Also die „Nannerl" war das. Der Jugendlichkeit wegen, dachte ich, könnte man diese schon zu einem kleinen Kind stellen. Das Fräulein schien meine Gedanken zu errathen, denn es sagte: „Die Nannerl ist wohl recht, ist jetzt neunundvierzig Jahre bei mir in Diensten und man kann sich auf sie verlassen. Die Veferl kenne ich noch zu wenig."

Da kamen die Beiden schon herein. Die „Veferl" war nicht gar viel jünger, als ihre Genossin, hatte aber ein ganz hübsches Gesicht und an der Oberlippe etwas, wie einen Schnurrbart. Das war also die Flatterhafte.

„Die ist halt noch nicht lange bei mir," bemerkte das Fräulein, „sage mir einmal, Veferl, wie lange bist Du schon bei mir?"

„Fünfzehn Jahre, Euer Gnaden!" antwortete die Person mit einem artigen Knix.

„Na, sehen Sie, Herr Pfarrer," sagte das Fräulein zu mir, „läßt sich zwar auch gut an, mein Veferl," dabei tätschelte sie die Genannte an der Wange, „nur manchmal ein bißchen munter! Nun, das wird sich mit der Zeit schon geben. — Jetzt will ich Euch etwas sagen, Mädeln. Wollt Ihr ein kleines Kind haben?"

Die Mägde erröthteten, eine wie die andere, und das Veferl getraute sich vor lauter Schämen gar nicht mehr aufzugucken.

Fräulein Peselka setzte den beiden Dienstmägden die Sache nun auseinander und ich ließ von „Stufen in den Himmel bauen" etwas verlauten, da falteten die Beiden ihre Hände und flehten: „Bitt, Euer Gnaden, bitt! Nehmen Euer Gnaden das Kindel auf, wir wollen es schon recht warten und gern haben. Bitt, Euer Gnaden!"

Es ist so viel als abgemacht. Ich eile nach Hause.

Es gibt doch noch gute Menschen auf der Welt. Theodor, Du machst

Digitized by Google

Dein Glück. Vielleicht adoptiert sie Dich ganz. Du kommst zu einem Vermögen und kannst etwas Tüchtiges lernen. Gottlob, mit dem heutigen Tag bin ich zufrieden.

30. November.

Heute habe ich vom Herrn Pfarrer in Sachsenberg das beiliegende Schreiben erhalten:

„Lieber Amtsbruder!

Es ist mir zu Ohren gekommen, daß Du Willens bist, ein kleines Kind, welches Du aus christlicher Barmherzigkeit einer Sterbenden abgenommen, in die Hände eines Fräuleins Wilhelmine Peselka, in hiesigem Orte wohnhaft, zu legen. Ich achte hierin die beiderseitige gute Absicht, fühle mich aber verpflichtet, Dir eine Mittheilung zu machen, da Dir die Verhältnisse genannter Person gänzlich unbekannt zu sein scheinen. — Das Fräulein gehört nämlich, wie Du in den bei mir erliegenden Documenten allzeit ersehen kannst, der protestantischen Confession an. Ich überlasse es nun Deinem eigenen Gutdünken, ob Du ein der römisch-katholischen Kirche angehöriges Kind der Erziehung einer andersgläubigen Person überlassen willst. Es thut mir leid, daß Dein Besuch mich verfehlt hat, glaube aber mit diesen Zeilen das Wichtigste nachgetragen zu haben. Mit collegialem Gruße Dein Dir wohlergebener

Isidor Wallasch, Pfarrer."

Hätten wir den Teufel wieder glücklich herum.

Natürlich darf ich das Kind nun nicht zu dem Fräulein schicken. Der arme Theodor! Ist ein Glaubensmärtyrer, ohne daß er's weiß.

(Schluß folgt.)

Deutsche Gastfreundschaft.

Schwank von **Josef Wichner.**

Als die gute Frau Sonne an einem Augustmorgen gegen vier Uhr auf den dichtbelaubten Wipfeln des herrschaftlichen Eichenwaldes saß und in die Hügellandschaft hinausblickte, in der dunkelgrüne Forste und hellgrüne Rebengelände, gelbe Stoppelfelder und röthlichblaue Mohnäcker abwechselten, da lachte sie auf einmal so herzlich, daß ihr liebes, pausbackiges Gesicht noch einmal so groß wurde als gewöhnlich.

Gerade vor ihr lag der Marktplatz eines kleinen niederösterreichischen Dorfes. Strohbedeckte Hütten umsäumten ihn, in der Mitte starrte ein Ziehbrunnen gelangweilt in die Lüfte.

An der Westgrenze sah die Sonne aber ein vornehmeres Haus. Es war auch nur Erdgeschoß, aber mit Ziegeln gedeckt und hatte ein schmales Vorgärtchen, in dem einige Rosenbäumchen dufteten und einige Georginen Pflanz machten.

Das war ihr übrigens nichts Neues; denn dieses Haus hatte sie schon oft gesehen und die acht Fenster der Vorderseite hatte sie schon seit Jahren jedesmal beim Aufstehen vergoldet.

Auch die Bank links von der Hausthüre war eine alte Bekannte; aber was heute darauf war — nein, das war frei zum Todtlachen!

Ein Riesenpelzrock saß da, in sich zusammengekauert. Die Aermel steck-

Digitized by Google

ten in den verbrämten Taschen, und unten hiengen zwei Hosenrohre heraus, die sich gleich in dicke Filzschuhe verkrochen, welche auf einem dicken Bindholze friedlich nebeneinander standen. Der Kragen des Pelzrockes hatte sich in die Höhe gesträubt, und auf ihm lag eine braunhaarige Pudelmütze mit herabgezogenen Ohrlappen.

So saß das Ungethüm da, im August, mitten im Hochsommer, zur Zeit der Hundstage!

Da mußte die Frau Sonne freilich lachen.

Dann aber wurde sie noch boshaft. Sie erhob sich langsam von ihrem Ruheplatze aus den Eichenwipfeln und vergoldete die Pudelhaube, so daß ihr Haar Funken zu sprühen schien und der oberste Theil des Ungeheuers einen Heiligenschein erhielt. Dann blinzelte sie mit stechender Beharrlichkeit in den Mann hinein, den Mütze und Rock nicht ganz bedeckt hatten, dort, wo der erste Knopf des Pelzes war, und da sah sie das in tiefen Schlaf versunkene, gutmüthige, kreisrunde, selbst im Schlafe noch freundlich lächelnde Gesicht des guten, alten Verwalters Sixtus Schenkenbrunner.

„Wollen doch sehen, ob wir ihn nicht aufwecken, den Sixtus, unsern Herrn Bruder!" dachte sich die Sonne und guckte ihm recht eindringlich auf die etwas gurkenförmige Nase und die schön gewölbten Wangen. Da fieng sich das von der kühlen Nachtluft etwas blaß gewordene Gesicht des Verwalters zu röthen an. Die Wangen wurden noch dicker, Schweißtropfen entquollen der Haut, vereinten sich zu kleinen Bächen, rannen von Stirn und Nase herab und standen sich in dem starken, blonden Schnurrbarte wie der Waldbach im Verhau. Der Mund zuckte zusammen, und auf einmal — schnellte die Mütze in die Höhe und fiel nach rückwärts gegen die Hauswand; denn ein gewaltiger Nieser hatte das schwache Band unter dem Kinne gesprengt und die haarige „Behauptung" in die Luft geschleudert.

Sixtus Schenkenbrunner aber erhob sich, wischte mit der behandschuhten Rechten die blinzelnden Augen, machte mit ausweitendem Daumen und Zeigefinger der beginnenden Ueberschwemmung im Schnurrbarte eine Ende und schälte sich gemächlich aus dem gewaltigen Pelze.

Da lachte die gute Sonne, ob des Gelingens erfreut, noch einmal und schwang sich dann höher hinauf am Himmelsgewölbe. Und die Bäume, die zugesehen hatten, schüttelten vor Lachen ihre Zweige, und die zahlreichen Vögel des Waldes begannen ihren Singsang aus Leibeskräften, und einige schneeweiße Gänse, die es den Zigeunern und anderem fahrenden Gesindel nachgemacht und im Freien übernachtet hatten, kamen gegen den grünen Zaun herangewatschelt und boten dem Herrn Verwalter einen freundlichen „guten Morgen!"

In den Lärm des erwachenden Tages mischte sich plötzlich das Gerassel eines Wagens, erst ferne und noch wie im Traume, dann immer lauter und lauter, dann dumpf donnernd auf einer kleinen Brücke, dann vor dem überraschten und immer noch blinzelnden Verwalter plötzlich verstummend.

Der Verwalter trat erfreut dem Gartenthürchen näher und streckte dem abspringenden Manne seine fleischige Hand entgegen; war es ja sein alter Studienfreund, der lustige und allbeliebte Badearzt aus Pockendorf, der heute so unvermuthet dahergefahren kam.

Der Kutscher verschwand auf einen Wink des Doctors mit dem schönen Gefährte jenseits des Platzes in dem Schuppen eines strohgedeckten „Hotels," vor dem ein karminrother Löwe mit zwei Schwänzen im grünen Felde bammelte.

„Ja, was führt Dich schon in aller Frühe zu uns, Max?" rief Sixtus dem in's Gärtchen tretenden Freunde entgegen.

Digitized by Google

Dieser lachte: „Was mich herführt? Die Pferde, wie Du siehst. Ich komme von Eichheim. Die Frau Gräfin geruhte, wieder einmal entsetzliche „Migraine“ zu haben und mußte mich natürlich um eine ganze Schlafnacht bringen, während ein kalter Umschlag und Ruhe besser und billiger gewesen wäre, als der Pockendorfer Bade- und Frauenarzt. Jetzt bin ich Dir müde, und darum, Du Muster aller Gastfreunde, zeige mir ein Bett; denn im Bade drüben, da lassen mir die Weiber wieder keine Ruhe.“

Als der Freund seine Bitte vorbrachte, verlängerte sich das Gesicht des Verwalters in's Beängstigende, und es dauerte eine Weile, bis er zu Worte kam und ärgerlich, ruckweise herausfuhr:

„Also Du willst auch noch ein Bett? Nun gut — wenn Du mit meinem zufrieden bist —“

„Natürlich —“

„Gut — so setz Dich auf diese Bank da! Gut — jetzt nimm den Pelz und deck Dich brav zu! Gut — und jetzt — gute Nacht, Max!“

Der Doctor sprang auf:

„Gute Nacht?! Mir scheint, Dir fehlt es im obern Stocke, Sirtus!“

Da schlug der Verwalter die Hände kreuzweis über den stattlichen Bauch und rief mit urkomischem Staunen:

„Herrgott von Mannheim, bist Du ein gescheiter Doctor! Ja, ja, einen obern Stock muß ich auf mein Haus bauen, sonst heißt's wohl jede Nacht da schlafen! Daß Du's weißt, die Bank da, die war mein Bett und der Pelz meine Decke, und drin — da schlafen natürlich meine Gäste.“

Der Doctor mußte herzlich auflachen:

„Also wirklich einmal ausgedrängt?! Nun das habe ich Dir schon lange prophezeit. Man muß in allem Maß und Ziel kennen, selbst in der edlen Tugend der Gastfreundschaft; Du aber —“

„Ich aber bin ein Narr, mir die ganze Nachbarschaft auf den Hals zu laden, die Herren Verwalter und Rentmeister, die Kastner und Amtsschreiber, die Förster und Jäger mit Kind und Kegel — das willst Du sagen. Magst recht haben! Doch — was kann ich dafür, wenn die Leute unverschämt sind? Ich hab's gut gemeint und meinen Stolz darein gesetzt, die deutsche Gastfreundschaft in ausgiebigster Weise zu üben —“

„Genug!“ fiel ihm der Doctor ins Wort. „Ich kenne Dich schon lange und will keine Vorlesung hören über diese Tugend und die Mittel, sich in ihr zu vervollkommnen, als da sind: Backhühner, Gänsebraten, gute Weine u. s. w. Du bist einmal in der Patsche — und Hilfe ist Christenpflicht. Was hast Du denn eigentlich für Gäste? Feine oder grobe? Danach richtet sich ja die Behandlungsweise.“

Da packte der Verwalter seinen Freund gar eifrig am rechten Oberarme und stieß ihn auf dem schmalen Sandwege, der das Haus von den Blumenbeeten trennte, vor sich her bis zu dem letzten Fenster, das mit grünen Vorhängen abgeschlossen war. Er fieng an, seine Gäste zu zählen, indem er während des Sprechens die dicken Finger seiner kleinen, fleischigen Rechten, mit dem Daumen beginnend, der Reihe nach in die Höhe hielt.

„Da drinnen,“ hub er wieder an, „da liegt meine Mutter, und neben ihn eine Nesse aus Wien, ein 24jähriger Don Juan, wie sie eben auf dem Ringe sich finden.“

„Und den legst Du da hinein?“

„Gewiß! Ich bin für mein Haus verantwortlich, und Strafe muß sein. Die Mutter ist 90 Jahre alt, fast blind und ganz taub.“

„Genug, Du strenger Sittenpolizist! Und was will der junge Mann bei Dir?“

Er ist Forstakademiker und weilt jetzt bei uns, um unter der Leitung

Digitized by Google

des gräflichen Oberförsters Wald und Wild kennen zu lernen, darin kann er's weit bringen; denn er steht gewöhnlich schon um neun Uhr auf und bewirbt sich während des noch übrigen Tages um Theilnehmer zu einer Kegelpartie für den Abend. Uebrigens ist er eine sehr genügsame Natur und pflegt sogar auf den Morgenkaffee zu verzichten und sich mit einigen Glas Rothwein und einem halben Kilo Schinken abzufinden."

„Ein Prachtbursche, das! Und daneben?"

„Da hinter den folgenden drei Fenstern, in unserm Staatszimmer, da schläft Frau Katharina Bösinger, Steuereinnehmersgattin aus Groß-Nimmersdorf. Ihr Mann hat vor etwa einem halben Jahrhundert gleichzeitig mit mir das Piaristengymnasium in der Josefstadt besucht und mir einmal einen Gulden geliehen. Daher leiten die Bösinger wohl das Recht eines Sommeraufenthaltes allhier ab."

„Und diese Frau bewohnt ein so großes Zimmer ganz allein?"

„Gott bewahre! Sie hat die sieben Sacramente bei sich."

„Die sieben Sacramente?" fragte der Doctor ganz erstaunt.

Der Verwalter mußte trotz seines Aergers, der ja seiner gutmüthigen Natur widerstrebte, herzlich lachen.

„Das sind nämlich ihre Kinder," sagte er erklärend. „Meine Mädeln, die Marie und die Rosi und die Zenz, die haben in ihrem Uebermuthe und heimlichen Grolle sich einer besondern Benamsung sämmtlicher Hausgenossen beflissen und sind so auch auf die sieben Sacramente verfallen, ohne damit im geringsten über die ehrwürdigen und heilsamen Gebräuche der Kirche spotten zu wollen. So was thät ich selber nicht leiden.

„Also — ohne damit etwas Böses andeuten zu wollen, sagt die Stiftsdame — aber etwas Bösingerisches doch? Nun — beruhige Dich, Du ängstlicher Sixtus! Beim Kirchenpfleger und seiner Familie wird sicher niemand eine Verspottung der Religion erwarten; dergleichen harmlose Späße aber machen selbst die frömmsten Herren Pfarrer."

In dem Augenblicke hörte man das gedämpfte Schreien eines Wickelkindes.

„Das ist also die Taufe," meinte der Verwalter. „Die andern sechs werden Dir schon noch unterkommen, wenn Du einige Stunden bei uns verweilen magst."

Die Freunde giengen auf die andere Seite des Hauses.

„Da in der Kanzlei drin schlafen zwei meiner Buben auf Strohsäcken, die sie gestern selber angefüllt und hereingeschleppt haben. Die Aeltesten, der Franz und der Anton, die haben ihr Bett im Stalle — auf dem Heu. — Und da, in dem letzten Zimmer, da liegt meine Frau mit den drei Mädeln und zwei — sehr feinen Pensionatsfräulein. Meine Mädeln gerathen nämlich mir nach und machen auch ihre Einladungen nach allen Windrichtungen. Jetzt liegen sie auf hartem Stroh und die Gäste in den weichen Betten. Geschieht ihnen schon recht, den Mädeln!"

Nachdem der Verwalter alle Bewohner seines Hauses aufgezählt hatte, schlug ihm der Doctor mit der flachen Rechten kräftig auf die Schulter und fragte:

„Und Du gedenkst wohl bis zum Herbste diese Bank zu Deinem Bette zu machen?"

„Nein, nein," meinte Sixtus gutmüthig. „In vierzehn Tagen gehen die zwei Fräulein ja schon wieder fort, und mit dem Pelze kann ich bis dahin —"

„Kannst Du bis dahin dahin sein, rein fertig. Die Sache muß ein Ende nehmen, bevor Deine Frau zur Witwe wird. Die kecken Spatzen müssen hinaus! Weißt was, alter Knabe? Mit Dir ist so wie so nichts anzufangen; denn Du hast offenbar keine Galle, sonst hättest Du die Schmarotzer

Digitized by Google

schon längst auf gut deutsch hinausgeflucht. Ueberlaß mir die Hausknechtarbeit! Ich gehe jetzt noch etwas spazieren, da ich in Deinem Bette doch nicht schlafen kann. Bis zur Frühstückszeit bin ich wieder hier, und wollen wir einmal sehen, ob Deine verehrten Gäste Pech am —"

„Aber — um des Himmelswillen, keine Beleidigung!" rief der dicke Verwalter erschrocken aus und packte seinen Rettungsengel krampfhaft am Arme.

„Wo denkst Du hin? Ich bin Damenarzt und somit der artigste Mensch von der Welt, wenn es sein muß. Nur um eines muß ich bitten! Ich werde wohl etwas aufschneiden müssen mit dem großen Messer. Daß Du mir also nicht widersprichst, Sixtus! Jetzt lebe wohl, mein Guter! Kannst Deine eigene Sippe ein wenig vorbereiten, wenn Du magst. Aber — sei behutsam!"

Der beliebte Badearzt verschwand um die Ecke des Hauses und gieng mit elastischen Schritten dem nahen Walde zu, während Sixtus die für eine Nordpolfahrt nicht unpassenden Kleidungsstücke zusammenraffte und mit ihnen im Hause verschwand.

Die nun eintretende Ruhe war nicht von langer Dauer. Bald wurde es lebendig in dem freundlichen Hause mit den hellblinkenden Fenstern. Thüren wurden auf- und zugeschlagen, Vorhänge rollten in die Höhe, Kindergeschrei ertönte, Mädchen kicherten, einige Knaben versuchten sich in einem Morgenliede und eine keifende, keuchende Frauenstimme schien Armeebefehle zu ertheilen.

Um sieben Uhr versammelte sich die kopfreiche Gesellschaft am großen, ausgezogenen Frühstückstische.

Frau Bösinger, die so dick war, als ob sie die Steuern, die ihr Gatte aus den Beuteln pflichtgetreuer Staatsbürger pumpen mußte, alle selbst verschluckt hätte, erschien in einem mit Veilchen dicht übersäeten Schlafrocke, einem Sinnbilde ihrer Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, und gab unter der Thüre, die in's Speisezimmer führte, einem etwa achtjährigen Jungen eine Ohrfeige, der man mütterliches Zartgefühl nicht absprechen konnte. Das also war die Firmung. Ueber den Marktplatz, auf dem sich schon mehrere Gänsegruppen zu einem gemüthlichen Plausche zusammen gefunden hatten, kamen zwei Knaben auf das Haus zu. Der eine, näher dem Jünglinge, eine hoch aufgeschossene Gestalt in schwarzem, laughinwallendem Gehrocke, mit blassem Gesichte und weltmüdem Blicke, studierte schon seit fünf Jahren in einer bischöflichen Erziehungsanstalt; denn er war bereits als Wickelkind von der frommen Frau Mutter dem Herrn geopfert worden, auf daß er dereinst sich selbst und die ganze Sippe in den Himmel hineinbete zum Genusse ewiger Gastfreundschaft, von der die irdische beim Schenkenbrunner nur ein schwaches, doch immerhin annehmbares Vorbild, so eine Art Vorgeschmack genannt werden konnte. Er hieß die Priesterweihe. Der andere, ein schwarzlockiger und blitzäugiger Schelm, war der Volksschule noch nicht entwachsen und bewegte sich demgemäß lange nicht so ehrwürdig wie sein Bruder, sondern übte sich zum großen Aerger desselben in allerlei Grabensprüngen und in niederträchtiger Gänsebeleidigung. Dennoch nannten ihn die Verwalterstöchter das Sacrament des Altars, weil er während seines Hierseins dem Pfarrherrn des Ortes bei der heiligen Handlung zu dienen pflegte.

In einer Fensternische des Zimmers aber stand der erste Sprößling des Bösingerischen Herzensbundes und zugleich das letzte, aber, wie viele behaupten, das wichtigste Sacrament, die Ehe.

Die Ehe hatte vor zwei Wochen die Matura mit fabelhaftem Glücke bestanden und konnte sich nun voll und ganz auf ihren Beruf verlegen. Sie stand bei den zwei Pensionats-

Digitized by Google

fräulein und erschöpfte sich ihnen gegenüber in Artigkeiten und Schmeicheleien, welche diese offenbar bereits gewitzigten und welterfahrenen Mädchen mit der kurzen, aber bedeutungsvollen Redewendung: „Gengans, 's is nit woahr!“ auf's tapferste zurückwiesen und so ihren Abscheu gegen unzeitige Liebesständeleien gebührend an den Tag legten.

Die drei Töchter des Verwalters, Marie, die schwarze und älteste, Rosi, die braune, und Zenz, das blonde Nesthöckchen, giengen ab und zu und machten sich um den Frühstückstisch und in der Küche geschäftig, während die vier Söhne aus Mangel an Platz mit dem böhmischen Dienstmädchen in der Küche den Kaffee schlürfen mußten, wo die rührige Hausfrau dafür sorgte, daß das braune Getränke ihrer Hausfrauschaft Ehre machte.

So war alles im Hause lebendig. Nur der Alademiker ließ sich durch den vielfachen Lärm nicht stören, da er unbeugsames Festhalten an einer erprobten Tagesordnung für das erste Erforderniß eines charakterfesten Mannes ansah. Und die Großmutter hielt sich still und geduldig, bis alle Fremden versorgt waren und so auch für sie einige Zeit erübrigt werden konnte.

Da trat der Doctor herein, aber nicht ohne Hinderniß. Ein siebenjähriges Mädchen, das sich bereits an einem tüchtigen Butterbrote ergötzte und Gesicht und Hände mit vielem Eifer beschmierte, stolperte soeben über eine am Boden liegende Puppe, die sich ihrem Aussehen nach auch mit Butter zu nähren pflegte. Aber, im Fallen begriffen, rettete sich das kluge Kind noch rechtzeitig, indem es mit einem unterdrückten Schrei die Beine des eben eintretenden Arztes umklammerte und ihm das noch vorhandene Butterbrot fest an die neuen, hellgrauen Hosen drückte. Er hatte die Oelung empfangen.

Da sprang die Frau Bösinger auf ein daneben stehendes, blasses Mädchen los und bearbeitete dessen Wangen, indem sie keuchend hervorstieß: „Da, Du faules Ding Du! Warum hast Du nicht achtgegeben auf die kleine Mimi? Da hast unmittelbar Du die Schuld!“

„Unmittelbar“ war ihr Leibwort. Das blasse Mädchen aber rührte sich nicht und weinte auch nicht. Es warf ihrer Mutter nur einen schmerzlichen, duldenden Blick zu, als wollte es sagen:

„Natürlich, schon wieder ich!“ Das war die Buße, welche die Sünden der ganzen Bösingerei auf sich nehmen und für dieselben dulden mußte, wie der israelitische Sündenbock, den die Juden in die Wüste hinaustrieben, den Teufeln zum Fraße.

Der Doctor hatte sich unterdessen aus der fetten Umklammerung losgelöst und als Mann von Bildung auf die ruckweisen Entschuldigungen der dicken Frau Einnehmerin mit einem schmerzlichen Blick auf das unbrauchbar gewordene Beinkleid feierlich erklärt, daß ja gar nichts geschehen und Mimi ein höchst liebenswürdiges, sauberes Kind sei. Da Sixtus hereintrat, war die durch ein günstiges Vorzeichen eingeleitete Bekanntschaft bald gemacht, und der Doctor erhielt seinen Platz zwischen der dicken Frau und dem Verwalter, den Ehrenplatz, auf den er von Frau Bösinger trotz aller Weigerung genöthigt wurde.

Zuerst verursachte der dampfende Mokka eine merkliche Beruhigung der Gemüther, die so lange andauerte, bis die im großen Zimmer liegen gebliebene Taufe ein gräßliches Geheul anhub und so das Verlangen nach ihrem Frühstücke kund that. Diesem zarten Winke durfte die besorgte Mutter nicht widerstehen. Sie entfernte sich „unmittelbar.“ Das war das Zeichen zu einer etwas lebhafteren Gesprächsentwicklung.

Die Ehe saß zwischen den Damen der Anstalt. Sie tauchte ihr Kipferl in den Kaffee des Pensionatsfräuleins-

Digitized by Google

zur Rechten und versicherte, während sie das weiße Gebäcke zwischen den Zähnen hatte, Ambrosia, der Götter Speise, und Nektar, der Götten Trank, sei Schmarren gegen die Süßigkeit dieses Kaffeekipferls, wozu seine rechte Seite mit verschämtem Kopfneigen sagte: „Geugans, 's is nit woahr!" — während seine linke Seite, Pensionatsfräulein Nr. 2, einen giftigen Blick auf die bevorzugte Standesgenossin schleuderte.

Die Firmung saß in so unmittelbarer Nähe der großen Zuckerdose, daß sie der Versuchung zu einem kühnen Griffe nicht widerstehen konnte. Aber die Priesterweihe hatte das diebische Gelüsten bemerkt und in einem heiligen Hasse gegen alles Böse mit dem Kaffeelöffel einen tüchtigen Schlag nach den Fingern des Bruders geführt, dabei aber mit dem Ellenbogen der neben ihm sitzenden Buße die noch volle Kaffeeschale umgestoßen. Da sprangen die Verwaltertöchter auf und liefen nach einem Fetzen, um den unseligen Kaffeestrom aufzutrocknen, bevor er seinen verderbenbringenden Lauf gegen den Badearzt hin vollenden konnte. Die Buße aber mußte leer ausgehen und ward so für die diebischen Anwandlungen der Firmung nach Recht und Gesetz bestraft.

Sehr anständig benahmen sich die Oelung und das Sacrament des Altars. Die saßen ruhig nebeneinander und hielten sich gegenseitig in rührender Geschwisterliebe ihre eingetunkten Butterbrote an den Mund, so daß der fette Kaffee nicht nur über Kinn und Kleider herabträufelte, sondern auch schon während des Weges auf dem schneeweißen Tischtuche und dem Fußboden unter dem Tischrande ein Andreaskreuz bildete, dessen untere Arme von einem krummbeinigen Dachshunde fortwährend aufgeleckt wurden.

Neben dem Verwalter saß die blonde Zenz und schmollte; denn sie hatte sich mit einem Stücke schwarzen Hausbrotes begnügen müssen. Der Trost der Mutter, schwarzes Brot mache feine Haut, wollte der Elfjährigen nicht recht einleuchten; sie war noch zu jung, um diese Wahrheit in ihren Tiefen zu würdigen.

Das Wiedererscheinen der Mama Bösinger machte übrigens den Zwischenspielen und Sonderbestrebungen ein Ende und gab der Gesellschaft einen ansehnlichen, festen Mittelpunkt. Sie hatte die Taufe dem böhmischen Dienstmädchen des Verwalters übergeben, und dieses strampfte damit in der Kanzlei auf und ab und klatschte mit der rechten Hand auf das Deckchen, indem es ein höchst poetisches altböhmisches Schlummerlied in selbst gefertigter Uebersetzung sang, das also lautete:

„Sans me still,
Klane Kedel!
Klane Kedel
Sans me still!
Still, still,
Kedel, still!"

Frau Bösinger aber machte es sich neben dem Doctor wieder bequem, nahm aus dem mitten auf dem Tische stehenden zierlich geflochtenen Körbchen die letzte Semmel, brach sie in zwei Theile und wandte sich, während sie eifrig eintunkte und abbiß, an ihren Nachbar:

„Aber sagen Sie mir, verehrter Herr Doctor, was brachte Sie denn heute so — so unmittelbar zu uns? Doch kein bedrohlicher Krankheitsfall in der Nähe? Keine unmittelbare Gefahr?"

„Meine Gnädige", sagte der Doctor, indem er dem Verwalter schlau zublinzelte, „an persönliche Gefahr dürfen wir Aerzte nie denken, und selbst wenn ansteckende Krankheiten unsere Anwesenheit erfordern, dürfen wir keinen Augenblick zögern. Andere Leute können in den ärgsten Fällen flüchten; bei uns heißt es ausharren bis auf den letzten Mann."

Frau Bösinger blickte besorgt auf den Doctor, dann auf ihre Nachkommenschaft. Auch die zwei Fräulein vergaßen

Digitized by Google

ihre Thätigkeit und hiengen am Munde des Redners. So werden die Segler der Lüfte ruhig und aufmerksam, wenn an einem schwülen Sommertage aufsteigende Wolken ein baldiges Gewitter verkünden.

„Herr Doctor", sagte die Einnehmerin mit etwas unsicherer Stimme, „Sie machen uns unmittelbar Angst. Ich bitte Sie im Namen meiner unschuldigen Kinder und aller Anwesenden — reden Sie deutlicher!"

„Wenn Sie es verlangen, meine Gnädige, wohlan denn! Ich wurde gestern Abends nach Binsenau zu einer alten Bäuerin gerufen. Ich ließ gleich anspannen, und nach anderthalb Stunden war ich im rauchgeschwärzten Zimmer der Alten und — entsetzen Sie sich nicht — und erkannte gleich, daß sie die schwarzen Blattern hatte."

Mit einem Schrei des Entsetzens war Frau Bösinger aufgesprungen, hatte ihre Küchlein zusammengepackt und war mit ihnen in die entfernteste Ecke des Zimmers geeilt, um von dort den weitern Bericht des Arztes entgegenzunehmen, der ruhig und geschäftsmäßig fortfuhr:

„Es waren die ausgesprochensten schwarzen Blattern! Du wirst also begreiflich finden, lieber Freund," wandte er sich an den Verwalter, dem im obern Stockwerke ein Licht aufgieng, „daß ich unter solchen Umständen unmöglich nach Pockendorf zurückkehren und die meiner Fürsorge anvertrauten Damen in Furcht versetzen darf. Ich habe auch schon Vorkehrungen getroffen. Zum Glück hält sich mein Studiengenosse, Doctor Reißig aus Wien, der Erholung halber einige Wochen bei mir auf. Der wird mir gewiß aus der Verlegenheit helfen und die laufenden Geschäfte der Badeanstalt besorgen. Dann habe ich bereits dem Doctor Pontraz in Oberlangen geschrieben und ihm vorgeschlagen, er möge in Binsenau tagsüber seines Amtes walten, während ich bereit sei, jede Nacht meine Pflicht zu erfüllen. Da nun Binsenau höchstens eine Stunde von hier entfernt ist, so bin ich zu Dir gekommen. Du hast ja schon geblattert, die Deinen auch. Ich bitte Dich, mir während des Tages ein Bett zur Verfügung zu stellen. Ich sehe zwar, daß Deine Arche so ziemlich vollgepfropft ist; aber am Tage sind doch alle Betten leer, und, um den trotz aller Vorsichtsmaßregeln etwa doch noch vorhandenen Ansteckungsstoff möglichst zu verdünnen und so unschädlich zu machen, ist es wohl das Beste, wenn ich abwechsle und — jeden Tag in einem anderen Bette schlafe. Du machst eine besorgte Miene, Verwalter; aber da hilft Alles nichts. Was sein muß, muß sein! Zeige mir also ein vernünftiges Bett! Ich bin müde und bedarf der Ruhe."

Der Verwalter wollte reden; aber seine Worte verhallten ungehört in dem allgemeinen Geschrei. Die Pensionatsfräulein waren der geistreichen Unterhaltung mit der Ehe überdrüssig geworden. Sie stürzten aus dem Zimmer und aus dem freundlichen Hause und liefen schnurstracks zum zwiegeschwänzten, karminrothen Löwen im grünen Felde hinüber, um augenblicklich einen Wagen zu bestellen, der sie aus der gefährlichen Nähe bringen sollte.

Frau Bösinger hatte sich in ihrem Niobewinkel schon längst zum rettenden Sprunge bereit gemacht. Jetzt zog sie, wie das Dampfroß den Lastzug, die sechs Orgelpfeifen zur Thüre hinaus, gab der Buße, die in ihrer Boshaftigkeit auch dieses Unheil angestiftet hatte, das Gewöhnliche, packte mit der einen Hand die Oelung und entriß mit der andern der böhmischen Nachtigall den letzten Sprößling ihrer gesegneten Ehe. Dann stürmte auch sie zum baumelnden Löwen hinüber, indem sie befahl, Faninka, die Bohemia, möge alle ihre Sachen unmittelbar nachtragen.

Umsonst streckte der Doctor seinen Kopf zum offenstehenden Fenster hin-

Digitized by Google

aus und schrie den Flüchtlingen aus Leibeskräften nach:

„Weshalb diese Eile? Es ist ja keine Gefahr vorhanden! Kommen Sie nur wieder zurück!“

Der Zug brauste weiter und verschwand gleich darauf unter dem Strohdache des „Hotels.“

Der Doctor rieb sich seelenvergnügt die Hände und wandte sich mit übermüthigem Lachen zu der Familie des Verwalters, die sich inzwischen durch die bisher in Küche und Stall verbannten Mitglieder vervollständigt hatte.

„So,“ sagte er, indem er die ihm dargebotene Hand der ihn begrüßenden Hausfrau ergriff, „die hätten wir glücklich hinausgebracht, und ich hoffe, sie werden nicht so bald wieder lästig fallen!“

Als aber die besorgte Mutter zu der Geschichte den Kopf schüttelte und meinte, die Lüge von der in der Gegend wüthenden Krankheit sei doch allzu gewagt — besonders für einen Doctor, und sie könne am Ende noch unangenehme Folgen haben, da machte der Schelm von einem Doctor auf einmal ein furchtbar ernstes Gesicht und sagte:

„Wahrhaftig, die Mutter hat recht! Ich war wieder einmal in meiner tollen Laune und habe mich zuviel gehen lassen. Da muß ich doch gleich hinüberlaufen und Alles auf das Feierlichste widerrufen!“

Damit nahm er seinen Hut und schritt zum Entsetzen der erlösten Familie zur Thüre hinaus und über den Marktplatz gerade auf's „Hotel“ zu und zur niederen Hausthüre desselben hinein.

Der blonde Gelbschnabel fieng zuerst zu murren an und sagte in weinerlichem Tone: „Jetzt hat die Mutter den Doctor ausgegreint, und der Doctor holt alle wieder her und dann muß ich wieder schwarzes Brot essen und auf dem Boden liegen!“

Die bange Pause dauerte zum Glück nicht lange. Der Doctor kam bald wieder topfschüttelnd aus dem „Hotel“ heraus und schritt auf die harrende Gesellschaft zu.

„Meine Lieben,“ rief er, „es ist Alles umsonst! Sie haben mir die Thüre vor der Nase zugeschlagen und meinen Betheuerungen, ich habe nur Spaß gemacht, es sei Alles aus der Luft gegriffen und vollständig erlogen, den hartnäckigsten Unglauben entgegengesetzt. „„Sie wollen uns nur unmittelbar beruhigen,“ schrie die keuchende Einnehmerin zum Schlüsselloch heraus; „aber wir glauben Ihnen nicht, wir müssen unmittelbar fort.““ Und die zwei gelehrten Fräulein meinten einstimmig: „„Gengaus, 's is nit woahr, daß 's nit woahr is!““ Uebrigens, gestrenge Frau Mutter, ich hab's gewußt, daß es so kommen würde, sonst — wäre ich wahrhaftig nicht hingegangen.“

In dem Augenblicke rasselte ein gewaltiger Leiterwagen mit der dicken Mama und den sieben Sacramenten und den Pensionatsfräulein aus dem Schuppen über den Marktplatz hin, möglichst weit weg vom gefährlichen Hause. Zwei dürre Gäule setzten ihre beste Kraft ein, und die Insassen statteten durch eifriges Sacktuchschwenken den Dank für die genossene Gastfreundschaft ab.

„Sie sehen,“ fuhr der Doctor in seiner unverwüstlichen Laune fort, „was meine Anstrengungen gefruchtet haben! Jetzt bleibt mir freilich nichts mehr übrig, als den Weg der Oeffentlichkeit, die Zeitung.

Fräulein Marietta, haben Sie nicht ein Blättchen Papier zu einem Recepte? Danke sehr! So — das ist bald fertig — ein Doctor kann dergleichen aus dem Stegreif — so, jetzt hört und staunt über Euren Freund, der nie lügt, es sei denn der Wahrheit verflucht ähnlich!

Die Anzeige lautet:

„Blattern.

Die besten Schweinsblattern zu Tabaksbeuteln, schwarz gebeizt und

Digitized by Google

sehr dauerhaft, bekommt man wie seit 40 Jahren in großer Auswahl bei der
Kopf-Mirl in Binsenau."

Das kommt übermorgen schon in den Mauhartsberger Boten. Dann weiß die ganze niederösterreichische Welt, was es mit den schwarzen Blattern in Binsenau für eine Bewandtnis hat, und meine Damen in Pockendorf haben etwas zu lachen, wenn ich ihnen die Geschichte erzähle.

Das ist gesund — und wie!"

Schwere Gewitter.

Ein Bild aus dem ländlichen Leben.

An einem lieblichen Sommertage war's, da giengen zwei junge Leute spazieren Ein hübscher, schlanker Bursche und ein frisches, munteres Dirnlein. Es war wonnesam. Die Wiesen und Matten prangten in üppigem Grün und waren bunt gesprenkelt von den Blumen aller Farben. Das Korn stand in Aehren und zwischen den Halmen leuchteten die Rade und die Kornblume und die Mohnblüthe. Auf den weiten Gärten grünten die Kartoffeln und der junge Kohl, von welchem emsige Weiber noch die letzten Pflanzen setzten. Die Leute waren fröhlich allerwegen, denn schon lange war kein so hoffnungsvolles Jahr gewesen, als diesmal. Die Obstbäume prangten in reichster Blättergrüne und hatten die Köpflein der Kirschen, Aepfel und Pflaumen; die Fichten und Lärchen hatten lange schon nicht mehr so schlanke Zweige geschossen, als in diesem Sommer. Und über Allem der lodernde Sonnenhimmel mit seinen silberschimmernden Wolken in unermeßlicher Höhe.

„Gottlob!" sagte der Bursche und legte seinen Arm um den Nacken des Dirnleins. „Endlich ist die Zeit gekommen."

„Ist es Dir erlaubt, Franz, daß Du mir ein solches Joch um den Hals legst?" fragte das Dirnlein.

„Und wenn ich Dir zwei Jöcher um den Hals lege, so mußt Du es auch leiden," sagte er und schlang auch den zweiten Arm um ihren Nacken. „Mein Vater hat mir's erlaubt. Wenn wir ein glückliches Jahr haben, hat er gesagt, daß wir Brot bauen und Futter für's Vieh, so können wir heiraten."

Der Bursche war nämlich der Sohn eines armen Kleinhäuslers, bei dem es auf den Ackerbau ankam, um seine Liebste, die ebenfalls arm war, heimzuführen, und weil der Halm noch nie so gut gestanden auf dem kleinen Gütel, als diesmal, so war er dem Dirndl auch nie noch so nahe, als diesmal.

„Bis zum großen Frauentag haben wir die Ernte unter Dach," fuhr der junge Mann fort „und ein paar Wochen später, verhoff' ich, habe ich auch Dich unter Dach. Dir ist es ja recht, Zanderl?"

„Wesweg fragst, Franz?" entgegnete die Zanderl, „willst denn, daß ich nein sagen soll? Ein rechter Bub fragt nicht."

„Gut ist's," sagte er und drückte ihr einen heftigen Kuß auf den Mund. Es war wie Magnetstahl und Eisen, so fest hielten die Lippen jetzt zusammen und so gar nicht wollten sie einander loslassen. Dann kamen die Beiden zu einem Feldkreuze, an welchem ein hölzerner Christus hieng; diesen Christus umarmte jetzt der Bursche und rief: „Du bist wohl brav, daß Du uns ein so gutes Jahr schenkst. Du bist wohl brav!"

Digitized by Google

So schritt das junge Paar bergaufwärts, denn der Bursche wollte auch sehen, wie sich das Korn auf dem von ihm gepachteten Hochfeld mache; sie begleitete ihn. Wo ein Baumschatten war, da blieben sie stehen, und trockneten sich den Schweiß, denn die Luft war schwül und drückend. In den Wipfeln sang kein Vogel, dafür schwirrten langfüßige Gelsen munter und stachen die Zanderl am Arm und am Nacken, daß sie weiße Scheibchen bekam mit rothen Rändern. Als die beiden rasten wollten, wunderte sich der Bursche darüber, daß trotz der großen Hitze der Stein feucht war, auf dem sie sich niedersetzen wollten. Vom Gebirge her war ein leises Donnern, und als sie hinsahen, stand dort eine finstere graublaue Wolkenschichte, die mit dem dunklen Blau der Berge zusammenschwamm. Weiter herwärts standen hoch die milchigen Wolken mit den scharfen bauchigen Rändern voll Sonnenschein, viel tiefer schwammen braune, wässerige Wolkensetzen, die von keinem Sonnenstrahl getroffen wurden.

Das Donnern kam näher und mehrmals sprangen auf dem dunkelblauen Grunde Blitzstrahlen senkrecht zwischen Erd und Himmel auf und nieder. Zur selben Zeit stiegen auch in anderen Himmelsgegenden finstere Wetter auf. Das Donnern war dumpf und hohl. In lichten Schichten gieng der Regen nieder und verdeckte zuerst die fernsten Berge, bald auch die näheren, so daß die Schluchten und Gräben durch die Farbenabstufungen plastisch waren. In allen Wolken war der Sonnenschein vergangen und die finsteren Nebelschichten sanken herab auf die Spitzen der näheren Berge und giengen lawinenartig nieder an den Mulden und Schluchten. Die Wipfel der Bäume standen starr und rührten keinen Zweig. Am Himmel von der Wetterseite her kam ein seltsames Sausen, als ob Wildbäche rauschten. Nun faßte der Bursche das Dirndl am Arm und sagte: „Lauf eilends, Zanderl, daß wir den Stadl erreichen, es kommt etwas!"

Sie liefen bergabwärts, es war plötzlich so finster, daß sie an die Bäume rannten, und nur die matten Blitze warfen manchmal einen Schimmer durch den braunen Nebel, der jetzt zwischen den Bäumen dahinwogte, gepeitscht von den Wipfeln und Aesten, die plötzlich vom Sturme erfaßt rasend geworden waren. Dichter Wasserstaub gischtete nieder, Hagelkörner sausten, schlugen in den Boden, an die Baumstämme, sprangen in hohen Bogen auf, daß die weißen Schloßen rauschend in Kreuz und Krumm durcheinanderfuhren.

Von mehreren zackigen, eigroßen Eisstücken getroffen, hatten die jungen Leute den Stadl endlich gefunden; in ihm war es finster, fast wie um Mitternacht, und am Bretterdache knatterte der Hagel, wie die wildeste Feuersbrunst. Als die Beiden, einander umklammernd, sich mit schreiender Stimme bei ihren Namen riefen, hörten sie sich nicht. Ein paar Schläge hörten sie vom Blitz, der in nächster Nähe in Bäume eingeschlagen hatte; zwischen den Dachfugen durch, wovon jetzt Wasserstrahlen niedergossen, flackerte der rothe Schein der brennenden Bäume. Mehrmals war ein Hagelkorn, das Dach durchschlagend, in den Stadl niedergesaust, und mit ihm Splitter der zerschlagenen Bretter. Jetzt begann unter den Zimmerbäumen der Wand das Wasser hereinzurieseln, daß der Boden des Stadls bald wie ein See war.

Als nach einer Weile das Ungethüm zu wüthen aufgehört hatte und nur noch der Regen rieselte, traten die zwei Leute aus ihrem zweifelhaften Obdach und sahen nun die Zerstörung. Der Waldboden war mit einer Schichte von Eiskörnern überzogen, so daß die Schuhe der Wandelnden an denselben immer ausrutschten. Kleine runde Körnlein, große scheibenartige Schloßen, wildgezackte Eisstücke, schneeig weiß

Digitized by Google

die einen, glasig die andern. Hie und da hatten die Wassergüsse den Hagel in Haufen zusammengeschwemmt, dazwischen überall die von den Bäumen herabgeschlagenen Zweige, Aeste, Zapfen und Wipfel, auch todte Vögel und Eichkätzchen. Ein frostiger Lufthauch zog, und im Lufthauch der Harzduft des zerrissenen Waldes.

Der Bursche und das Dirndl schritten mühesam dahin und sagten kein Wort. Sie stiegen nicht mehr hinauf gegen das Hochfeld, zu sehen, wie dort oben das Korn stehe, sie giengen niederwärts in das Thal.

Das Gewitter hatte sich endlich verzogen, am Himmel hieng zerfetztes Gewölke in düsterem Licht, und manche Wolke schwamm herab und verdeckte die Berge. Die Felder waren weiß, auf einzelnen Matten lagen dünne Nebelschichten, als wollten sie Wasser und Eis auffangen. Auf den Wiesen stand kein Gras, keine Blume. Das Korn auf den Feldern hatte keine aufstehende Aehre mehr, jeder Halm reckte sein Knie, oder deren mehrere hervor aus der Hagelschichte. Es war ein zerzaustes Gefilze über die weiten Flächen hin. Auf den Gärten, in welchen wochenlang die Leute fleißig und mit Mühe und Schweiß gearbeitet hatten, stand kein Pflänzlein, Alles in den Boden geschlagen und einzelne Schloßen hatten sich tief eingebohrt in das zarte Erdreich. Streckenweise war die Erde weggeschwemmt, über die Wiesen hingeschüttet, und an ihrer Stelle in den Gärten lag Eis und Schutt.

Als unser Paar zu dem Häuschen des Franz kam, sahen sie noch etwas Neues. Die Niederung der Wiese war ein trüber See, vom Hang herab war eine schwere Lawine gegangen, hatte ihren Schutt an das Häuschen geworfen, die Wand stellenweise verschoben und eingedrückt.

„Meine liebe Zanderl," sagte nun der Franz, und schlenderte sich mit dem Finger einen Tropfen vom Auge, „mit dem Heiraten wäre es vorbei."

Die Zanderl hielt ihre Schürze vor das Gesicht und weinte.

An der äußeren Wand des Hauses war ein Crucifix. Der Franz riß ein Holzscheit her, um damit dem Christus einen Schlag zu versetzen.

„Was thust Du?" rief die Zanderl und fiel ihm in den Arm.

Der Bursche ließ das Scheit sinken und murmelte: „Es ist wahr, der ist nur von Holz und kann nichts dafür."

„Unchrist, was sind das für Reden!" rief das Dirndl. „Die Leut sind halt so sündig, daß sie der Herrgott strafen muß."

„Sündig!" rief er, „freilich sind sie sündig. Alle sind sie sündig, auch der Kornhändler, der Jud, dem es da nichts zusammengeschlagen hat und der jetzt ein gutes Geschäft machen wird."

„Gott wird schon wissen, warum er's gethan hat," belehrte das Dirndl.

„Er macht sich selber ungleich," sagte der Franz in seiner gottlosen Verzweiflung. „Nicht drei Wochen ist es her, seit die Gemeinde beim Pfarrer ein Amt gezahlt hat auf die gute Meinung, daß uns Gott in diesem Sommer vor Blitz und Ungewitter schützen sollt. Jetzt sieht man's! Erst am vorigen Sonntag hat unser Pfarrer über die Sünde der Trägheit gepredigt. Heute hat Gott die fleißigen Leute gestraft und die Trägen, die auf der faulen Haut sind gelegen, anstatt das Korn anzubauen, lachen über das Wetter. Wenn ich nur wüßte, was der Herrgott mit seinem Hagelschlag ausrichten will? Will er die gottlosen Leute bekehren? Ha!"

„Du mußt nicht vergessen, warum Gott das Unglück in die Welt wirft," sagte die Zanderl.

„Nun warum?" fragte der Franz.

„Damit den Leuten die Welt zuwider wird und sie dem Himmel zutrachten."

„Willst warten mit dem Heiraten, bis Du im Himmel bist?" fragte er. „Hast jemals gehört, daß im Himmel Leute zusammenheiraten?"

Digitized by Google

„Nein," antwortete das Dirndl, welches den wilden Reden nun mit Schalkhaftigkeit entgegnen wollte, damit sie doch nicht gar zu arg gegen Himmel schrieen, „das Heiraten ist ein Unglück und das Unglück gehört in die Welt. — Nein Franz, das ist nicht schön von Dir, daß Du Dich wegen ein bißel Hagelschlag vom Heiraten abhalten lassen magst. Glaubst Du, daß ich mich nur füttern lassen will, daß ich nicht arbeiten und mir das Brot selber verdienen kann?"

„Arbeiten! Verdienen! Wenn Dir's das Eis niederschlägt!"

„Franz, Du hast kein Vertrauen. Ist Dir schon Gott nichts, so denke auf die Menschen. Wer brav und fleißig ist, den verlassen die Mitmenschen nicht. Die Gemeinde ist für Dich, das Land ist für Dich. Die Menschen gehören ja alle zusammen!"

Als sie noch so sprach, kam ein Mann des Weges, der den Franz ansprach, ob das das Franz-Häusel wäre?

„Das ist es," gab der Bursche Bescheid, „was wollt Ihr denn?"

„Den Steuerbogen bringe ich."

„Hörst Du es?" fragte der Franz das Dirndl. „Den Steuerbogen bringt er. So halten die Menschen zusammen."

„Es sind Rückstände," sagte der Bote, „und von heute an ist Execution, wenn die Steuer nicht geleistet wird."

„Du hast recht, Zanderl," lachte nun der Franz, „der Herrgott wirft das Unglück haufenweise auf die Welt. Wenn er nur auch eine Leiter anlehnen möchte, daß man allsogleich von der Erde in den Himmel hinaufsteigen konnte."

„Die Leiter müßte versteuert werden," rief der Bote.

„Natürlich! sagte der Bursche, „der erste Sprossel am niedrigsten, dann jeder höher."

„Umgekehrt," lachte der Bote, „der erste Sprossel am höchsten, dann von Sprossel zu Sprossel niedriger. Ihr kennt ja doch die weise Einrichtung, je höher Einer oben ist, desto weniger Steuer hat er zu zahlen. Dem Rentier hat heute der Hagel nichts zerschlagen."

„Wir Zwei, die wir da stehen, wollten heiraten," sagte der Bursche und legte dem Dirndl wieder den Arm um den Nacken, „jetzt schickt aber der Herrgott dagegen das Eis und der Kaiser den Steuerboten. Was sollen wir thun?"

„Die beiden hohen Herren nicht mißverstehen," sprach der Bote, „der Herrgott hat Bub und Dirndl für einander erschaffen und der Kaiser hat ein Gesetz herausgegeben, daß sie zusammenheiraten dürfen, auch wenn sie arm sind. Mein Rath ist, daß ihr jetzt selbander in Euer Häusel gehen und Euch die Leiter in den Himmel aufrichten sollt. Ich, der Steuerbote, gehe meines Weges und brauche davon nichts zu wissen. Gute Nacht."

Die beiden jungen Leute verstanden ihn. Draußen auf den Bergen hiengen die frostigen Nebel, auf den Feldern lag noch das Eis. Die drinnen in der Hütte bauten aus liebeglühenden Sprosseln die Himmelsleiter, sie stiegen an derselben höher empor als in die Regionen der Wetterwolken, sie stiegen empor in die ewig sonnigen Bereiche, in denen Gott voller Güte und Freude ist.

Franz war ausgesöhnt und zufrieden. Mit neuem Muthe gieng er der neuen Arbeit entgegen. R.

Digitized by Google

Worte eines Weisen.

Aus dem Nachlasse Friedrich Rückerts.

Gottes Furcht der Weisheit Anfang,
Und ihr Ende Gottes Rath;
Sein das Ende, Sein der Anfang!
Das was End und Anfang hat!

Wenn ich allein bin, ist gar vieles Schöne
Aus Ost und West um mich vereint;
Da spielen alle Farben, alle Töne,
Und die Erinn'rung lacht und weint.

Wie ich mich wiege so in meinen Chören,
Da tritt ein Kind der Welt herein,
Das will mich unterhalten, will mich stören,
Und nun erst fühl ich mich allein.

Du einst ein Gast der Unschuld-Kinderwelt,
Was bist Du jetzt? Ein armes Kind der Welt.

Verloren hast Du an die Welt Dich erst,
Und dann verloren den Gewinn der Welt.

Gestellt auf Weltgunst hast Du Herz und Sinn,
Und doch getroffen nie den Sinn der Welt.

Ich seh, die Welt wird neu und ich werd'alt,
Und fühle mich ein Fremdling in der Welt.

Sollt ich nicht klagen? Jeder klagt, es klagt
Welt über Welt von Anbeginn der Welt.

Mich wundert nur, daß bei so viel Verdruß
Ich noch nicht überdrüssig bin der Welt!

Nimm von der Welt Dich selbst zurück,
und was
Du von der Welt hast, gib es hin der Welt.

Reich ist nicht, wer allein in eignen Schätzen
wühlt.
Reich ist, wer reich sich auch in fremdem
Reichthum fühlt.

Das Lieben und das Hassen
Ist beides heiß und scharf;
Ich freu mich, daß ich lassen
Nunmehr all beides darf.

Für Dich und für die Welt gewannst
Du keine festere Veste:
Thu das Beste, was Du kannst,
Und hoffe das Beste.

Gott hat die Welt erschaffen,
Und Dich darein;
Doch Deine Welt zu schaffen,
Dies Werk ist Dein.
Was außen steht und gehet,
Ist Gottgeschöpf,
Doch, was in Dir sich reget,
Schaffst Du allein.
Gott hat Dich nicht geschaffen
Zu Pein und Lust;
Du selber schaffst Dich selber
Zu Lust und Pein.

Persisch

Dein, o Hölty, gedenk ich! Dein Lied ist
der liebliche Knabe.
Der in Goethe's Gesang reifte zum herr-
lichen Mann.

Noch einmal laßt mich schauen
Des Frühlings Licht,
Und seinen Glanz bethauen
Mein Angesicht.

So lange durft ich saugen
Den Glanz in's Herz;
So schließ ich nun die Augen,
Und ohne Schmerz.

Nun mögen And're schauen,
Wo ich geschaut,
Und mög es Andern thauen,
Wie mir's gethaut!

Gott Ihnen Allen schenke
Glück, Lust und Heil,
Und dem, der mein gedenke,
Ein doppelt Theil.

Digitized by Google

Das Paradies.

Von **Theodor Pernaleken.**

Dante und Milton haben diesen Wonnegarten mit poetischer Kunst besungen, ebenso hat unser Rückert die Freuden des Paradieses aufgezählt in dem Gedichte: „Das Paradies muß schöner sein als jeder Ort auf Erden.“ Wo dieser Ort sich befindet, darüber berichten nur die poetischen Ueberlieferungen der Völker, und das sei Gegenstand der folgenden Betrachtungen.

Das Paradies wird auch das Eden genannt, d. h. Wonne, der Garten, darein nach hebräischer Stammsage (1 Moses 2, 10 fg.) Gott die ersten Menschen setzte, später mit dem persischen Wort „Paradies“ genannt. So hießen die Parke und Thiergärten der persischen Satrapen oder Statthalter. Jesus gebrauchte diesen Ausdruck gegenüber dem gläubigen Missethäter, indem er zu ihm sprach: „Wahrlich, ich sage Dir: Heute wirst Du mit mir im Paradiese sein“ (Lukas 23, 43), d. h. im himmlischen Gottesreiche. Noch bei den neuern Persern bezeichnet es das Jenseits. Den Ort, wo der Garten Eden oder das Paradies für die Tugendhaften und Frommen gelegen, wird man vergebens suchen. Einige haben ihn am Euphrat und Tigris, im armenischen Hochland, später in Babylonien vermuthet. Wahrscheinlich ist die Vorstellung von einem irdischen Wonneorte uralt arisch. Arier nennt sich das Volk, das von dem Hochland Innerasiens aus theils in das Gebiet des Indus und Ganges, theils nach Iran (Persien) einwanderte. Wegen der engen Verwandtschaft dieser Völker mit den Griechen, Romanen, Germanen und Slawen nennt man diese arischen Völker und Sprachen auch indogermanisch oder indoeuropäisch.

Von Westasien aus hat sich auch die Vorstellung vom Paradiese überall dorthin verbreitet, wo arische Cultureinflüsse zur Geltung kamen. Alle Sprachen, Religionen und Volksüberlieferungen haben diesen Weg von Asien bis nach dem atlantischen Meere hin genommen und haben sich bei jedem Völkerzweige eigenartig gestaltet und ausgebildet. Die genannten Völker sind also uralte Verwandte, wie dies die vergleichende Sprach-, Religions- und Sagenkunde nachgewiesen hat. Die Zusammengehörigkeit klingt auch noch in vielen Wörtern nach, z. B. für Bruder sagt der arische Inder bhrâtar, im Persischen bräder, im Gothischen und Altsächsischen bróthar, im Englischen brother, im Slawischen brat oder bratr; nun schiebt sich der Lippenlaut b zu f weiter und wir haben im Lateinischen Frater, im Französischen Frère. Sind in dieser Bruderschaft nicht ähnliche Klänge? Der Bruderzwist ist nun freilich seit Kain und Abel auch uralt. Die Einzelnen wie ganze Völker haben sich um das Paradies gebracht. Deshalb sind schon die ersten Menschen daraus vertrieben; wegen ihres Uebermuthes ist der babylonische Turm zerstört und seitdem ist nach der Sage der allgemeine Hader in die Brudervölker gekommen. Die Theologen sprechen da von einer Erbsünde, und haben bis heute darüber hin und her gestritten. Ich meine, der im Kampfe um's Dasein zwar nothwendige, aber seine Grenze überschreitende Egoismus — das ist die Erbsünde. Die Sünde überhaupt ist nur die Uebermacht des Niedrigen über das Höhere im Menschen. Frei von der Sünde wird der Mensch nur, wenn er die wohlver-

Digitized by Google

standene Botschaft Jesu beachtet, welche dieser in den Evangelien kundgegeben hat. Das öffnet dem Menschen wieder die Pforte das Paradieses.

Verfolgen wir nun weiter die Anschauungen der Völker über das Paradies, so scheint dieser Glaube nach einer Seite hin aus einer Rücksehnsucht der nach Westen ausgewanderten Völker nach einer verlornen bessern Zeit, nach einem „goldenen Zeitalter" hervorgegangen zu sein. So erklärt sich der Bericht des Alten Testamentes von einem Eden, denn auch die Semiten waren aus Innerasien ausgewandert, mußten eine Zeit lang im babylonischen Exile leben, wo sie vieles von den alten Parsen aufgenommen hatten.

Die altgriechischen Dichter sprechen auch von einem Elysion (römisch Elysium). Das soll ein schönes Gefilde sein, wo die Menschen mühelos in Seligkeit leben, dort ist kein Schnee, kein Wintersturm sondern ewig wehet leiser Zephyr herüber von dem Okeanos. Eine Verzerrung davon ist unser Schlaraffenland. Auch unsere Märchen erzählen von einem goldenen Schloß oder von einem Glasberge, d. h. von einer Stätte des Glanzes, die als wonniges Eiland gedacht wird.

Ueberhaupt hat sich bei den am meisten nach Westen vorgeschobenen Germanen die Idee eines Freudenortes nach dem Ableben eigenthümlich national gestaltet, abgesehen von dem durch das Christenthum eingeführten Glauben an die Unsterblichkeit.

Die älteste germanische Ueberlieferung, die Edda, berichtet von einem glänzenden Heim, von Walhalla, „da kieset sich Odin alle Tage die vom Schwert erschlagenen Männer." In Walhall treiben die Helden allerlei Kurzweil, zechen und kämpfen mit einander. Diesen seligen Aufenthalt ersehnten sich alle tapferen Männer. Wie im griechischen Elysium, so weilen auch in der germanischen Walhalla nur auserwählte Helden. Andere gerechte und gute Menschen werden in einem Himmel aufgenommen, die strafbaren dagegen in die Hel (Hölle).

Also nach dem Glauben vieler Völker ist das Paradies nicht bloß ein Zurücksehnen nach einer verlornen goldenen Vergangenheit, sondern auch zugleich ein Sehnen nach einem künftigen bessern Leben, und insofern berührt sich diese Idee mit dem Unsterblichkeitsglauben; das Leben selbst ist — am ausgeprägtesten in der Lehre Buddha's — ein Leiden. Das ist die Schwarzseherei oder der Pessimismus, dessen Hauptvertreter der deutsche Philosoph Schopenhauer ist. Das Leiden und sein Schicksal schafft sich der Mensch selbst, wenn er seinen sittlichen Halt verliert. Wenigstens in den meisten Fällen.

Die eine Seite des Paradiesglaubens tritt auch in deutschen Sagen und Märchen auf, z. B. in unsern Alpensagen über ein goldenes Zeitalter und über die allmähliche Verwilderung.*) Manche vormals blumige Alpe — so meint das Volk — ist jetzt vergletschert, die Laster der Menschen machten den Zorn des Himmels rege und ewiges Eis überzog zur Strafe den grünen Teppich des Alpenrasens. Die deutschen Bewohner von Macugnaga sprechen von einem verlornen Thale, dessen unzugängliche Stätte sie hinter das Filarhorn verlegen. Einige Dutzend solcher Sagen habe ich vor 30 Jahren in dem unten angezeigten Buche erzählt. Der Geologe faßt dies natürlich anders auf; wir erwähnen diese Ueberlieferungen nur als poetische Nachklänge des Glaubens an eine verlorne goldene Zeit, in der „Milch und Honig floß".

Die andere Seite dieses Paradiesglaubens wendet sich an die Zukunft, und in dieser Hinsicht sei noch erinnert an die Propheten des Alten Testamentes, z. B. an die Weissagungen des Jesaias, dessen Cap. 11 von den Theologen

*) Ich habe sie gesammelt in meinen „Alpensagen" (Wien bei Seidel, 1858).

Digitized by Google

auf Christus gedeutet wird, der das Himmelreich verkündet hat. Auf ihm, heißt es dort, wird ruhen der Geist des Herrn; die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei den Böcken liegen u. s. w. Freilich hat der Heiland auch gesagt (Matth. 10, 34): „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Damit stellt Jesus wohl die nächsten Folgen seines Wirkens in den vollen Gegensatz zu den messianischen Friedenszeiten, wie sie Micha u. a. schilderten; es würden vielmehr Zeiten kommen, wie sie bei 2 Moses 32 geschildert sind: „Jeder gürte sein Schwert um die Lenden, jeder tödte seinen Bruder und seinen Nächsten." Vielleicht hat Jesus auch die grausamen Verfolgungen vorausgesehen, denen seine Anhänger, z. B. die Waldenser und Brüdergemeinden ausgesetzt waren, der blutigen Opfer der Unduldsamkeit zu geschweigen, über welche die Geschichte zu berichten hat.

Die Mittel, sich das Paradies in und nach dem Leben zu erwerben, liegen nur in der Botschaft des Welterlösers selbst, nicht in Verirrungen der Folgezeit, die das Evangelium der Liebe vergessen hat. Goethe war weder ein Mucker noch ein „Kirchenfürst," sondern ein wirklicher Geistesfürst, dem man glauben darf, wenn er die Worte ausspricht: „Käme der Erlöser wieder, man würde ihn zum zweiten Male kreuzigen" (Eckermann III., 173); „ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Princips der Sittlichkeit; mag die geistige Cultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung wachsen, über die Hoheit des Christenthums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen." Was Goethe über die Kirche und ihre Satzungen sagt, lese man selbst (Seite 255 fg). Es ist derselbe Ton, den schon im 13. Jahrhundert Walther von der Vogelweide angeschlagen hatte.

N. L. III. 2

Ich mußte auf dieses hinweisen, weil unter allen Religionen die reinen Lehren Christi den Weg zeigen, um zu dem Ziele zu gelangen, das in der zweiten Seite des Paradiesglaubens ersehnt wird. Was die erste Seite anbetrifft, nämlich die Mythe von einem verlornen Paradiese, so widerspricht dies der neuern, zu immer allgemeinerer Anerkennung kommenden Naturforschung, nämlich der Entwickelungslehre, welche die Menschheit aus den rohesten Urzuständen sich empor arbeiten läßt und so der allmählichen Vervollkommnung zuführt — trotz aller zeitweiligen Rückschritte. Jene sagenhaften Volksdichtungen lassen dagegen die Menschheit sich verschlechtern und deshalb des Paradieses verlustig gehen. Wir glauben aber mit Rückert:

Die goldne Zeit ist nicht entschwunden.
Denn sie ist ewig neu und jung;
Noch wird des Goldes gnug gefunden,
Habt ihr dazu nur Lust genung.

Digitized by Google

Ueber die Emancipation der Frauen.

Von **Max v. Weissenthurn.**

Was wäre das vollkommenste
Weib, wenn es nicht Weib bliebe! A. Meißner.

Frauenemancipation! Ein gewagtes Wort, welches widerstreitende Empfindungen heraufbeschwört! Auf der einen Seite die fanatischen Vertreterinnen frauenrechtlicher Bewegung, gleich einer Louise Michel oder einer Hubertine Auclere, welche enthusiasmirt schwärmen, bei denen ein einziges Stichwort genügt, um den ganzen unerschöpflichen Schwall ihres Redereichthums zu entfesseln. Auf der anderen Seite, als schroffer Contrast, die nicht minder fanatischen Eiferer gegen alle Frauenrechte, verknöcherte Gelehrte, hausbackene Pedanten oder Proletarier des Geistes, die in der Frau nichts Anderes sehen wollen, als ein Lastthier besserer Art, ein nothwendiges Uebel zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, ein Wesen ohne Denkvermögen, ohne Wissen oder Wissensdrang, ohne Geist, ohne Gehirnwindungen, ein Ding, bei dem nur Eigensinn und Unverstand an der Tagesordnung sind, und welches gar nicht den Versuch wagen soll, einen Gedanken zu hegen, der über Küche oder Strickstrumpf hinausreicht, da es dank seinem geistigen Unvermögen damit doch nur Fiasco machen müßte. Im Unrecht sind die Einen wie die Anderen; es ist dies immer der Fall, wenn Leidenschaft den klaren Blick trübt, Leidenschaft das Gefühlsleben beeinflußt. Sieht man sich heutzutage in der Welt um, so muß es bei unparteiischer Denkungsweise den Sinn für das Komische lebhaft berühren, wenn man da und dort Standreden fanatischer Vertreterinnen der Frauen-Emancipation hört, wenn man von ihnen vernehmen muß, wie „geknechtet und getreten" das schwache Geschlecht sei, andererseits es aber doch überall in's Auge fällt, welch geachtete Stellung die Frau in der Gesellschaft einnimmt, wie viele Berufszweige ihr offen stehen, wie viele Hilfsquellen ihr geboten werden. Diese Thatsachen hindern einzelne rabiate Bahnbrecherinnen der Frauen-Emancipation noch immer nicht, in glühenden Farben die „Knechtschaft des Weibes" zu schildern, welches der Mann, „dieser Barbar, dieser Tyrann, dieses Ungeheuer" mit Füßen tritt.

„Gleichberechtigung ist es, die wir fordern, „man soll uns Freiheit geben," Auflösung der Ehe, freie Liebe, Stimme und Wahlrecht im Parlament, man soll uns alle Erwerbszweige zugänglich machen, uns, die wir geistig und ethisch dem Manne gleich stehen, wenn wir ihm nicht gar überlegen sind." So und ähnlich lauten die verschiedentlichen Phrasen, welche raketenhaft in die Menge hinausgeschlendert werden und von denen man doch hofft, daß sie da und dort als zündender Funke wirken mögen. Wie wenig berechtigt sind aber, im Grunde genommen, diese Klagen und diese Forderungen, deren Durchführung durch die Naturgesetze verhindert wird.

Cassierinnen, Buchhalterinnen, Telegraphistinnen, Postbeamtinnen hätten wir glücklich erreicht, um vom Lehrfache und den zahllosen Verkäuferinnen in den verschiedenen Läden und Magazinen gar nicht zu sprechen. Doctoren der Medicin und Philosophie im Weiberrocke gehören nicht mehr zu den ungewöhnlichen Erscheinungen; Malerinnen, Musikerinnen, Schrift-

Digitized by Google

stellerinnen, Bildhauerinnen sind an der Tagesordnung; was also noch? Es erübrigt nicht viel mehr als ein Amazonen-Regiment, wenn das schöne Geschlecht noch immer nicht zufrieden ist; es müßte dann bis auf den letzten Rest umgestoßen werden, was Jahrtausende Sitte und Brauch gewesen, man müßte sich in Zukunft nicht mehr damit begnügen lassen, daß die Frauen mit den Männern in die Schranken treten, sondern, wenn man auf der Bahn vorwärts schreitet, auf welche einzelne fanatische Schwärmerinnen die Frauen drängen wollen, kommt man schließlich so weit, daß die Männer zu Weibern werden. Sollen die Männer es sein, die das Haus betreuen, die Kinder warten, die Kranken pflegen, damit die Frauen im Wettkampf des Lebens den Lorbeer erringen und von dem erhabenen Bewußtsein getragen werden, daß sie sich keinem Manne unterzuordnen haben?

Unwillkürlich fühlt man sich veranlaßt, diese Frage zu stellen, wenn man die bitteren Klagen vernimmt, die da und dort laut werden, sobald der viel erörterte, verhöhnte und verhimmelte Begriff „Frauen-Emancipation" als mehr oder weniger angegriffenes oder vertheidigtes Thema auf die Tagesordnung tritt.

Wer wollte in Abrede stellen, daß es eine Zeit gegeben, in welcher es eine Pflicht der Humanität gewesen, mit allen zu Gebot stehenden Mitteln für die Emancipation der Frau zu wirken. Das war z. B., als Vehmgerichte und Hexenprocesse noch in vollster Blüte standen, als die Frau nur zu oft auf dem Scheiterhaufen endete und thatsächlich das war, was sie sich jetzt oftmals zu sein einbildet: eine niedrige Magd, der man nur rohe Arbeit aufbürden konnte, die Feld und Aecker bebauen, das Haus versorgen, die Kinder pflegen mußte, während der Mann auf der faulen Haut lag, der man aber für all ihr Mühen kein gutes Wort gönnte, die man schlug und mißhandelte, weil man sie als ein untergeordnetes Geschöpf ansah, das nichts Besseres verdiene.

Der Culturzustand eines Volkes ist, nach der Stellung zu beurtheilen, welche die Frau bei demselben einnimmt, und je ungebildeter die Nation, desto geknechteter ist das Weib. Das ist ein allgemein anerkanntes Factum, das seine volle Begründung hat, denn nur wer im Gemüthe roh ist, wird im Stande sein, roh gegen den Schwächeren sich zu zeigen, und dem Manne gegenüber bleibt die Frau eben schon vermöge ihrer physischen Beschaffenheit immer das zartere, schwächere, das der Stütze bedürftige Wesen, welches Halt und Leitung benöthigt, auch wenn es sich dessen kaum bewußt ist und sich diese Thatsache nicht eingestehen will.

Den übertriebenen Emancipationsgelüsten überspannter Köpfe sollte man immer eine Frage entgegenstellen, auf welche selbst die Exaltiertesten es schwer finden würden, so zu antworten, daß sie durch diese ihre Antwort für ihren Standpunkt Proselyten machen könnten. Diese Frage lautet: „Was ist das Leben ohne Liebe, wie kann diese Hand in Hand gehen mit dem übertriebenen Emancipationsdrang? Stellen Sie sich ein Amazonen-Regiment vor, das zu Felde ziehen soll, gegen ein Heer, in welchem sich Gatten, Brüder, Freunde der kampfbereiten Damen befinden, legen Sie die Hand auf's Herz und fragen Sie sich, ob nicht im entscheidenden Moment selbst die muthigste und tollkühnste Kämpferin das Hasenpanier ergreift, lieber, als einem ihr theueren Wesen an's Leben zu gehen. Jenes Frauenherz, in welchem die echte, wahre, hohe und heilige Liebe einmal ihren Einzug gehalten, jenes Frauenherz ist, ich bin dessen gewiß, für immer von den Emancipations-Gelüsten curiert; selbst wenn es sich früher zu denselben hingezogen gefühlt hätte. Und da die Liebe trotz allen Fortschrittes und aller Verbesserungsmanie, trotz dem Feldge-

Digitized by Google

schrei realistischer Tempelstürmer Gott sei Dank noch kein Gegenstand geworden ist, welchen man aus der Weltordnung streichen kann, so wird auch die neue Weltordnung der Emancipations-Lustigen nicht so rasch Geltung finden, als diese es wohl wünschen mögen.

Der Mann wahre das Recht und das Weib pflege die Sitte, sei die erhabene, reine, sittlich veredelnde Priesterin ihrer Herzensreligion; sie wird damit glücklich machen und glücklich sein. Weit glücklicher, als wenn sie im verknöchertsten Egoismus fanatisierte Phrasen nachbetet, welche sie kaum versteht, deren Tragweite sie nicht erfaßt, deren Folgen sie nicht bedenkt.

Emancipieren soll sich die Frau allerdings, aber nur von kleinlichen Untugenden, welche ganz specifisch in ihr Revier schlagen, so z. B. von Klatschsucht, Eitelkeit, nergelndem Neide u. s. w. Keine Gelegenheit soll sie unbenützt vorübergehen lassen, um ihren Geist zu bilden, ihr Herz zu veredeln, ihre Seele zu entflammen, für Großes, Hohes, Edles.

Daß man den Frauen immer neue Wege weise zur Selbstständigkeit, ist gewiß klug und vernünftig, denn die pecuniären Verhältnisse werden für den gebildeten Mittelstand immer schlechter, die Ausgaben steigen, die Einnahmen sinken, und es ist somit nicht mehr als recht und billig, daß auch die Frau lerne, eine erwerbende Kraft des Hauses zu werden. Das bedingt aber nicht, daß sie zum burschikosen Mann-Weibe herabsinke, daß sie sich ihres größten Zaubers, der Weiblichkeit, entschlage; im Gegentheil, je mehr sie dieselbe pflegt, desto gewisser wird sie aus dem Kampfe mit dem Manne, wenn denn schon absolut gekämpft sein muß, als Siegerin hervorgehen. Nicht das Feldgeschrei einer wuthentbrannten Cohorte verhilft der Frau zur Herrschaft, sondern nur Milde, Würde und Sanftmuth. Die Macht der Frau läßt sich nimmer in Abrede stellen, aber ihre Hauptverbündete ist die Liebe, welche dem überspannten Emancipationsdrange als Antagonistin gegenübersteht, und sich bei jedem echten und edlen Weibe als Achillesverse erweist, die verwundbar ist, sobald der Rechte kommt.

Der Cultus der Familie und des trauten Heims ist, wenn er mit Herz und Verstand betrieben wird, der idealste Lebenszweck der Frau, welcher tausendfach mehr wahre und tiefinnigste Befriedigung gewährt, als die volltönenden Phrasen leidenschaftlicher Querköpfe, welche zu ihrer verschrobenen Weltverbesserung meist durch irgend einen Herzensschiffbruch gerathen sind, von dem sie sich, wenn auch unbewußt, sehr gerne curieren ließen, wenn nur der rechte Doctor käme. Jahrtausende sind gekommen und gegangen, Generation um Generation hat gelebt und gelitten, und immer und überall, wo der menschliche Geist gehaust, das menschliche Herz gepocht, ist es die Liebe gewesen, welche eine der bedeutsamsten Triebfedern war, für Alles was geleistet, gedacht, gefühlt wurde; so war es, so ist es und so bleibt es auch, so lange der Weltengeist besteht und deshalb, wir sprechen es aus, bangt uns nicht gar so sehr vor dem Feldgeschrei der Emancipation, das sich in den entscheidendsten Momenten des Lebens selbst Lügen strafen muß und dessen Banner früher oder später von jedem vernünftigen Weibe verlassen wird, je nachdem früher oder später dem Herzen der Frau die rechte Stunde schlägt. Was die Emancipation Gutes an sich hat, das kann die Frau pflegen und wahren in der Häuslichkeit, in der Familie. Die übertriebenen Phrasen fanatisierter Rädelsführerinnen aber, sind nichts als krankhafte Hysterie, häßliche Schlacken, durch die sich das Weib selbst erniedrigt und in den Staub tritt.

Digitized by Google

Verwahrloste Knaben.

Ein Blick auf deren Schicksale und Heimstätte. Von P. K. Rosegger.

Unsere Zeit hat einen rührenden Zug. Es ist das von Jahr zu Jahr mehr vortretende Bestreben der öffentlichen Wohlthätigkeit. Leute, denen nichts recht ist, wollen zwar behaupten, eine Ursache des Wohlthätigkeitssinnes wäre das böse Gewissen der Reichen und Mächtigen, die sich ärmeren Classen gegenüber allzugroße Vortheile herausgenommen hätten; eine zweite Ursache wäre die Eitelkeit solcher Menschen, welche gerne als Wohlthäter öffentlich genannt und ausgezeichnet sein möchten, und eine Folge der Wohlthätigkeit wäre die noch immer größere Verarmung und Demoralisation der unteren Classen, weil diese sich daran gewöhnen, auf die Hilfe der Allgemeinheit sich zu verlassen.

Ja, wenn man auch das Gute, was in der Welt geleistet wird, zum Schlechten deutet, dann kann freilich nichts Gutes mehr gesehen werden. Ich bin anderer Meinung. Zwar ist die gegenwärtige Weltordnung mit ihrem Arm und Reich auch mir nicht recht, aber so lange wir sie nicht ändern können, müssen wir sie recht und schlecht zu mildern suchen. Wenn man von den Egoisten sagen kann, daß ihr Alphabet nur einen einzigen Buchstaben habe, nämlich das J, so kann man doch nicht leugnen, daß in dem Alphabete der meisten Menschen auch die Buchstaben N (Nächstenliebe) und W (Wohlthätigkeit) enthalten sind, ja daß selbst das O (Opferfreudigkeit) noch nicht ganz aus der Mode gekommen ist. Dort zwar tiefste Niedrigkeit und Bestialität, hier aber selbstloses Wohlthun, so bleibt die Welt doch in ihren Angeln.

Die Zuchthäuser und Strafhäuser sind wohl auch Wohlthätigkeitsanstalten, aber mehr für die Gesellschaft, als für die Betreffenden, die darin Aufnahme finden. Sie kosten viel Geld, sowie eine Krankheit überhaupt viel Geld kostet und Leid macht. Die Verbrecher sind kranke Glieder der menschlichen Gesellschaft, und da gibt es Leute, welche sagen: besser bewahrt als beklagt, und leichter gesund bleiben, als gesund werden.

So sind Erziehungs- und Bewahranstalten entstanden, welche sich solcher Menschen, besonders Kinder annehmen, die ihrer Armut und Verwahrlosung wegen Gefahr laufen, an Seele und Leib zu Grund zu gehen. In großen Städten sieht man — als peinlichsten Gegensatz zu flotten Vierspännern und pfauenartig stolzierenden Dandys beiderlei Geschlechtes — zerlumpte, zerzauste, schmutzige Kinder umherlaufen, von ihren Eltern oder deren sogenannten Stellvertretern ausgeschickt, um zu betteln oder zu stehlen. Die ungeschickt sind und nichts nach Hause bringen, werden mißhandelt, die besten Bettler und Diebe aber steigen bei den Ihren an Achtung und werden vielleicht sogar für bestimmte Tage vermiethet, um für Andere den „Erwerb" zu besorgen. Wird so ein Kind mit 6 oder 10 Jahren einmal abgefangen, so schlägt es seine unschuldigen Augen weit auf und verwundert sich darüber, daß das Stehlen verboten ist und bestraft wird. Unschuldige Diebe! — Wieder andere Kinder lungern vollkommen herrenlos umher und haben für niemanden zu sorgen, als für sich selbst. Hier fällt ein Kreuzer ab, dort auf dem Markte ein halbverfaulter

Digitized by Google

Apfel, hier ein Schimpfwort, dort ein Fußtritt, — so huschen sie durch den Tag und durch die Menge und manches braune Gesichtlein blickt so treuherzig drein und meint, es müsse so sein und empfindet sein gräßliches Schicksal nicht. Manches Kind aber empfindet es! Müde gehetzt kauert es in einem entlegenen Winkel auf dem Kehrichthaufen, denkt vielleicht an Vater und Mutter, die auf dem Friedhofe schlafen — und weint still in sich hinein.

Mein lieber Leser! Wenn Du des Abends daheim in der behaglichen Wohnung bist und Deine herzigen Kleinen Dich umgaukeln — hüte Dich vor dem Gedanken, daß zur selben Zeit manch ein Kind, vielleicht eben so herzig und lieb wie die Deinen, verlassen und verloren in irgend einer öden Höhle der stolzen Stadt wimmert vor Hunger und Frost, bis es einschläft. Denke nicht daran, denn Du müßtest sonst aufstehen und das Würmlein suchen gehen, als wäre es auch Dein eigen.

Wenn Du aber doch verbleiben willst bei diesem Gegenstande und zugleich Dein Herz stillen und laben, so komm mit mir. Ich führe Dich zu armen Kindern, doch dorthin, wo es ihnen besser ergeht, als in der Wüste einer Großstadt, in der grauenhaften Verwahrlosung, der sie entrissen worden.

Im Süden der schönen Stadt Graz ist vor Jahren ein Haus gebaut, zu einem Unterhaltungsorte bestimmt und mit dem Namen „Frohsinnshalle" getauft worden. Aber der gute Geist des Hauses meinte es anders, das Trinken und Tanzen und Lärmen genußsüchtiger Leute war ihm nicht der richtige Frohsinn, zu einem echten Frohsinn müssen Kinder sein. Heute ist das Gebäude ein Heimats- und Elternhaus armer verwahrlost gewesener Kinder.

Wir meinen die Erziehungsanstalt des Grazer Schutzvereines. Dieselbe wurde auf besondere und kräftige Initiative des Herrn Lehrers Andreas Kaltenegger vom Grazer Schutzvereine im Jahre 1879 nach dem Muster ähnlicher Institute in Deutschland gegründet. Seit dieser Zeit haben vorwiegend durch die Mittel des Vereines und freiwilliger Privatbeiträge in dieser Knabenerziehungsanstalt 110 Kinder Aufnahme gefunden, wovon 68 als gebessert, nur 3 als unverbesserlich entlassen wurden. Der Schulunterricht wird einstweilen in 2 Classen auf Grundlage des Lehrplanes für dreiclassige Volksschulen ertheilt. In der schulfreien Zeit beschäftigen sich die Zöglinge unter trefflicher Anleitung mit Papiersäcke-Erzeugung, mit Ueberziehen von Griffeln, Sortieren von Kaffee, vor Allem mit Herstellung von Korbflechtwaren, welche mit Leichtigkeit Abnehmer finden. Von dem Arbeitserwerbe fällt den arbeitenden Zöglingen ein Drittheil zu, eine Einnahme, die sie in die Sparcasse legen. Mancher der Jungen, der früher auf offener Straße betteln mußte, um nicht zu verhungern, hat jetzt ein hübsches Scherflein beisammen. Nach Austritt aus der Anstalt kommen die Knaben in die Lehre zu Gewerbsleuten, manche sogar in Kunstinstitute, wo sie bald etwas leisten. Denn die meisten dieser Jungen sind sehr intelligent, mußten sie doch schon in früher Kindheit ihren Kopf üben im Kampfe ums Dasein, dessen ganze Härte nur die Armut kennt.

Ich besuche sie gerne, die pausbäckigen, munteren Knaben. Ich sehe sie in ihren Schulbänken sitzen; ich sehe sie in ihrem Arbeitssaale, bei den Flechtarbeiten, in denen viele eine ganz besondere Fertigkeit entwickeln; ich sehe sie turnen und reigen, aufrecht beisammenstehen und vaterländische Lieder singen, ja sogar in vortrefflicher Weise dramatische Spiele aufführen. Ich beobachte ihr frohes Treiben im Garten, ihr Vergnügen auf größeren Spaziergängen, die sie stets gemeinsam unter-

Digitized by Google

nehmen, die ruhige Ordnung, wenn sie an den Sonntagen zum Gottesdienste geführt werden, und ich sehe sie mit gesundem Appetite bei Tisch sitzen und dann andächtig ihr Gebet für die Wohlthäter verrichten — frisch und froh und fromm. Und da werden mir die Augen feucht, wenn ich das Glück dieser Kinder bedenke, welche, der Gefahr entronnen, hier eine treue Stätte mit Eltern und Geschwistern gefunden haben. Wird ein Knabe in die Anstalt aufgenommen, so müssen dessen Eltern oder deren Stellvertreter alle Rechte auf sie abgeben. Von nun an ist der Director sein Vater, dessen Frau seine Mutter, und sind die Zöglinge seine Brüder. Sie werden gegenseitig nur bei ihren Taufnamen genannt, welche sich oft sogar zu Kosenamen umwandeln, denn es herrscht im Hause ein warmer, ganz familiärer Ton. Man möchte nach dem Namen des Directors, des wackeren Mannes, der für die Anstalt sich so große Verdienste erworben hat, diesen Hausstand am besten die Familie Kaltenegger nennen. Von der Vorstellung, als wären diese verwahrlosten, verkommenen Straßenjungen ein schlechteres Material als andere Kinder, kommt man sehr bald ab. Es ist im Ganzen dieselbe Kindlichkeit, Zugeneigtheit und Lebenslust, wie bei anderen Kindern. Nur daß sie für Vortheile und gute Behandlung nur noch empfänglicher sind, weil sie Anderes kennen gelernt haben. Daß auch gewisse Fehler besonders ausgeprägt erscheinen, versteht sich; eine strenge Disciplin macht es den Jungen möglichst leicht, diese Fehler abzulegen. Bei einzelnen Zöglingen ist freilich die Entartung so groß und der Erfolg so zweifelhaft, daß der Erzieher ganze Seelenstärke dazugehört, um an ihnen nicht ganz zu verzagen.

Um die volle Bedeutung der Anstalt an's Licht zu rücken, soll hier unser Blick auf die Schicksale einiger Zöglinge gelenkt werden, denen diese verfallen gewesen, beziehungsweise, in denen sie zu Grunde gegangen wären, wenn die Gottestochter Charitas sie nicht zu rechter Zeit noch aufgenommen hätte in ihre Arme.

Da kam eines Tages ein Weib in die Anstalt und brachte einen etwa dreizehnjährigen hinkenden Knaben mit, der aufgenommen werden sollte. Der Knabe hatte keinen guten Leumund: Schulstürzer, Dieb, gewaltthätiger Vagant. Im Lernen ganz und gar zurückgeblieben, man hatte ihm wegen Nichterscheinens in der Schule nicht einmal ein Classenzeugnis ausstellen können. Sonst, wenn eine Mutter, ihr Kind in der Anstalt zurücklassend, von demselben Abschied nahm, geschah es stets mit Rührung und Thränen. Bei dieser Mutter war das nicht der Fall. Als der Knabe ihre Hand fassen wollte, zog sie dieselbe rasch zurück und rief: „Daß ich nit lach!"

Der Director zog sie bei Seite, um sie auf das Unpassende ihres Benehmens aufmerksam zu machen. „Ha!" rief sie, „der Taugenichts! Aus dem Buben werden auch Sie nichts Ordentliches machen, er ist zu schlecht."

„Liebe Frau," sagte der Director, „lassen Sie das meine Sorge sein. Jedes Kind, es mag noch so verdorben sein, hat in seinem Herzen ein gutes Plätzchen. Der Erzieher wird es so lange suchen, bis er es findet."

Die Frau schüttelte ungläubig den Kopf und entfernte sich.

Der Knabe blieb in der Anstalt. Er zeigte sich für seine Aufgaben willig, war anständig im Betragen, ruhig und bescheiden. So gieng es einige Zeit, da trat ein merkwürdiges Ereignis ein.

Eines Morgens war der Knabe, der sonst einer der Ersten aus dem Bette war, nicht zu wecken. Er machte die Augen weit auf, murmelte traumhafte Worte, konnte aber nicht wach werden. Endlich aus dem Bette gebracht, fiel er um wie ein Stück Holz. Der Director wurde gerufen. Er redete

Digitized by Google

den Knaben an, dieser hörte ihn nicht. Der Arzt wird geholt und erklärt den Zustand als eine Art somnambulen Zustand, vielleicht Folge eines tiefen Seelenleidens. Nach Anwendung beruhigender Mittel, die man ihm fast gewaltsam in den Mund zwängen mußte, begann der Knabe unzusammenhängend, doch deutlicher zu sprechen und zwar Sätze wie: „Mit dem Messer nachlaufen — mit der Hacke niederschlagen — in eine große Grube werfen."

Die Anwesenden verfielen auf den Gedanken, der Knabe sei vielleicht Zeuge einer Mordthat gewesen, die er nicht zu gestehen sich getraute.

Nachdem der Junge wieder zu sich gekommen war, begann ihn der Director auszuforschen der gethanen Aeußerungen wegen. Anfangs zurückhaltend, wurde der Knabe doch allmählich zutraulicher und endlich begann er zu erzählen.

„Mein Vater," so berichtete der Knabe, „ist Wirt gewesen und immer betrunken. Da haben ihn die Gäste manchmal geneckt, daß die Speisen schlecht bereitet wären, ist der Vater zornig worden, hat die Mutter und Alle aus der Küche gejagt und ihnen Geschirr nachgeworfen. Da hat sich einmal die Mutter wehren wollen und hat der Vater eine Hacke hergerissen und der Mutter den Kopf spalten wollen. Bin ich hingesprungen, dem Vater in den Arm gefallen. »Nur das nicht, Vater, um Gottes Willen!« Die Hacke hab ich ihm weggethan. Er nimmt ein großes Trauschiermesser und will mich niederstechen. Wir flüchten in den Garten, er springt uns mit dem Messer nach, wir in's Gebüsch, er uns nach, wir von Strauch zu Strauch, er uns nach. Auf unser Angstgeschrei kommen die Gäste, entreißen ihm das Messer und sperren ihn in ein Zimmer. — Meine Mutter hat sich so viel gekränkt, ist bald darauf gestorben. Mein Vater hat wieder geheiratet, da ist's für mich noch schlimmer geworden. Habe jetzt auch nicht mehr in die Schule gehen dürfen, habe müssen wie eine Magd zu Hause arbeiten und wenn's zum Mittagsessen kam, hat die Mutter gesagt: »Für Dich habe ich heute nichts, Seppi, schau, daß Du anders wo was bekommst.« Habe betteln gehen müssen. Dann habe ich im Kniegelenk meines rechten Fußes ein Geschwür bekommen, ist größer geworden, hat weh gethan, habe mich aber nicht niederlegen dürfen, immer arbeiten, arbeiten. Wie ich gar nicht mehr gehen kann, wird der Arzt geholt, der sagt, es wäre zu spät. Das Geschwür hätte schon die Sehne durchgefressen und ich könnte nimmermehr gerade gehen. Zwischen meinem Vater und meiner Stiefmutter hat's auch oft Streit gesetzt, und da hat er ihr kein Wochengeld gegeben und ist davongegangen. Jetzt Geld hat die Mutter doch gebraucht und da hat sie einmal gesagt: Ich kann nichts kochen. Wenn Du was zu essen haben willst, so mußt Du Deines Vaters Kastenlade aufmachen und mir einen Zehner herausgeben. Dabei hat sie mir eine Hacke in die Hand gegeben, ich habe nichts gedacht, als wie: essen, und habe die Lade aufgesprengt und ihr das Geld herausgegeben. Am andern Tag, wie der Vater nach Hause gekommen ist und die erbrochene Lade sieht, ist er fürchterlich zornig geworden, da hat die Stiefmutter alle Schuld auf mich geschoben, hat mich der Vater niederschlagen wollen. Bin geschwind fort und fünf Wochen lang nicht nach Hause gekommen. Mein Essen habe ich mir erbettelt, bin gegen Abend auf den Peters-Friedhof gegangen, wo ich auf meiner Mutter Grab geschlafen habe. Da sind in der Nacht oft Wägen dahergefahren, die Leute haben Leichname herausgehoben und in eine große Grube geworfen."

Das war also die Geschichte dieses Knaben, von dem die Stiefmutter so entrüstet geäußert: „Aus dem wird nichts, er ist zu schlecht!"

Digitized by Google

In der Anstalt wurde er von nun an mit noch größerer Liebe behandelt, gewissermaßen, um ihn für die unseligen Verhältnisse seiner Kindheit zu entschädigen. Und seine Aufführung war durchaus zufriedenstellend. Er wurde viel zu Botengängen verwendet, besorgte Alles genau und verwaltete das Geld, das ihm in die Hand gegeben war, mit größter Gewissenhaftigkeit.

Nach längerer Zeit kam des Knaben Stiefmutter, um — wie sie sagte — nachzusehen. Für's Erste wunderte sie sich, daß der Knabe noch in der Anstalt, und nicht schon längst davongelaufen war. Noch größer war ihre Verwunderung, als sie erfuhr, daß der Seppi sehr brav wäre und ihn Alle lieb hätten.

„Nun," sagte sie fast nicht ohne Gereiztheit, „wenn er schon so schrecklich brav geworden ist, so kann er ja gleich mit mir gehen, wir haben ihn wohl nöthig zu Hause."

Als dem Knaben hierauf freigestellt wurde, ob er mit der Mutter gehen oder noch in der Anstalt bleiben wolle, faltete er vor dem Director die Hände und bat: „Vater! Laßt mich daheim bei Euch."

Der Knabe blieb. Später wurde er zu einem Seiler gegeben, wo er fleißig an's Handwerk griff. Leider ist ihm bei diesem sein krummer Fuß hinderlich, und wird er sich einer anderen Beschäftigung zuwenden müssen.

Schlimmer stand es mit einem anderen Knaben, dem Sohne eines Eisenbahnarbeiters — eines vollendeten Complotstifters. Als Der noch die Volksschule besuchte, gründete er unter seinen Schulgenossen aus besseren Häusern einen Fond zur Anschaffung von Waffen und zur Auswanderung nach Bosnien. Dann unterschlug er das Geld, mit welchem eine große Räuberbande hätte eingerichtet werden sollen, begann auf großem Fuß zu leben, bewirtete Gassenjungen im Wirtshause und beschenkte seine Geliebte, die sich der Knabe beizustellen gewußte, mit Schmuck und Seidentüchern. Die Sache wurde ruchbar, der hoffnungsvolle Knabe wurde aus der Schule gestoßen und kam in die Knabenerziehungsanstalt des Grazer Schutzvereines. Auch hier stiftete er Complot auf Complot, verleitete die Mitzöglinge zu allerlei Streichen, gab sie dann — ungeachtet der Gefahr, selbst entlarvt zu werden — persönlich an und gestand wiederholt, daß ihm nichts mehr Freude mache, als Andere in die Strafe zu bringen. Einmal entwich er mit einem Genossen aus der Anstalt, um einen benachbarten Milchverkäufer auszuplündern. Vor Allem mußten diesem die Pistolen entwendet, dann sollte die Geldlade erbrochen werden. Dabei ertappt, entkamen sie zwar, wurden aber bald eingeliefert; der Anführer wurde wegen Unverbesserlichkeit aus der Anstalt ausgeschlossen.

Ursache der Entartung dieses Knaben war einzig nur seine Mutter. Diese war in ihren ledigen Jahren Kammerjungfer bei einer kroatischen Gräfin gewesen, derselben mußte sie häufig vorlesen und wurde dadurch auch selber von einer förmlichen Lesewuth befallen. Später heiratete sie einen Eisenbahnarbeiter, bekam Kinder über Kinder, die ihr viele Arbeit machten und zum Lesen nicht mehr Zeit ließen. Als die Kinder zur Noth lesen konnten, mußten ihr diese vorlesen, während sie arbeitete. Und welche Bücher? Romane aus der Fünfkreuzerbibliothek, in welcher die schlechtesten Subjecte als wahre Märtyrer und Helden verherrlicht werden. Unser Knabe wußte die ganze Biographie des Mörders Francesconi und anderer berühmter Verbrecher auswendig und schwärmte dafür, es ihnen gleichzuthun. Aus den Töchtern dieses Weibes wurden Freudenmädchen, ihr Mann ergab sich aus Verzweiflung über seine verkommene Familie dem Trunke, so daß er infolge dessen aus dem Dienste entlassen werden

Digitized by Google

mußte. Das thörichte Weib fand Trost in der Meinung, daß das Schicksal ihrer Angehörigen in den Sternen geschrieben stehe.

Nicht minder düster, aber versöhnender ist das Geschick jenes Bauernjungen, dessen Vater ein berüchtigter Raufbold war. Dieser hatte einen Arbeiter, welcher mit ihm sich einmal in kein Gespräch einlassen wollte, deshalb mit einem Zaunpfahl todtgeschlagen. Während der langen Haft verfiel sein Anwesen, das Weib gieng durch und das Söhnlein blieb allein zurück. Niemand wollte sich des verlassenen Kindes annehmen, so lungerte es bettelnd umher, zur Sommerszeit schlief es in Heuschennen, im Winter in den Kottern der Haushunde, die ihm nichts zu Leide thaten, sondern mit ihrem eigenen Leibe ihn erwärmten. Im Sommer lebte er von Waldbeeren, Feldrüben und Kartoffeln, die er sich vom Acker nahm; manchmal stahl er sich in Bauernhäuser und kroch in die Rauchschlote hinauf, um sich an dem dort aufgehängten Räucherfleische zu sättigen. Dann kam er in die Stadt Graz, wo er an Oebstlerständen die Abfälle auflas; Nachtlager nahm er auf dem Hauptplatze an den steinernen Stufen des Erzherzog Johann-Denkmales. Festtage waren es für ihn, wenn er von einem Sicherheitswachmanne in das Stübchen gesteckt wurde; da gab's Nachtlager und sogar ein ordentliches Essen. Er that alles Mögliche, um sich die Haft zu verlängern. Endlich wurde er in die Erziehungsanstalt des Schutzvereines gebracht. Seine Kleidung mit deren Inhalt war derart, daß sie sofort in die Kehrichtgrube geworfen werden mußte. In der Anstalt konnte sich der Knabe fast gar nicht verständlich machen und auch er verstand die einfachsten Worte nicht, die man an ihn richtete. Er wußte nicht einmal das Eßzeug zu handhaben und obwohl er selbstverständlich genügend Nahrung bekam, so hielt er sich doch mit Vorliebe an die Abfälle und Knochen, die er gierig benagte und machte sich häufig auch noch an die Futterreste der Hausthiere. Die größte Qual bereitete ihm Lernen und Ordnung, daher entwich er mehrmals aus der Anstalt und stellte sich an seinen gewohnten Standplatz am Erzherzog Johann-Denkmal auf, wo er allemal aufgegriffen und in die Anstalt zurückgebracht wurde. In unerschütterlicher Geduld gab man sich ernst und liebreich mit ihm ab. Nach und nach bequemte er sich und wurde einer der besseren Schüler. Er war auch sonst ein anstelliger Junge, nur die Genäschigkeit konnte er sich nicht abgewöhnen. Nach seiner mit gutem Erfolge abgelegten Entlassungsprüfung kam er zu einem Schuhmacher in die Lehre, aber dieses Geschäft behagte ihm nicht, er hatte Neigung zum Jungvieh und gieng wieder auf's Land, um als Bauernknecht mit den Ochsen herumfahren zu können.

Ein anderer Zögling der Anstalt war so sehr auf das Durchgehen und Herumstromern versessen, daß man ihn in hellrothe Kleider steckte, durch welche er überall schon aus der Ferne erkannt und aufgegriffen werden konnte. Der kleine Vagabund führte die keckesten Diebstähle aus und versicherte auch manchmal, er fürchte sich weder vor Criminal noch Galgen, doch wurde er nach langer Mühe und Geduld gebessert, kam dann in die Lehre zu einem Gewerbsmann, der ganz mit ihm zufrieden ist.

Kraß, und wie für die Feder Emil Zola's geschaffen, ist das Geschick zweier reichen Bürgersöhne aus einer kleinen Provinzialstadt. Nach dem Tode ihrer Eltern waren sie die Erben des Vermögens. Ihre Verwandten wollten nun die Knaben durch Begünstigung einer verderblichen Leidenschaft zu Grunde richten, um in den Besitz des Vermögens zu kommen. Der ältere dieser Knaben starb infolge seiner Ausschweifungen thatsächlich in seinem

Digitized by Google

17. Jahre an der Auszehrung. Der jüngere wurde in die Erziehungsanstalt gebracht und gerettet.

An den Geretteten erlebt die Anstalt manche Freude. Erst vor Kurzem kam ein seinerzeit als gebessert entlassener Zögling als schmucker, intelligenter Handwerksbursche zurück von der weiten Welt, und bedankte sich beim Director der Anstalt unter Thränen für seine Rettung, ohne welcher er schon längst hinter Schloß und Riegel säße.

Schließlich sei noch des herben Schicksals eines armen Bauernjungen gedacht. Er war das Kind einer ledigen Dienstmagd; sein Vater, ein Grundbesitzer, wollte von seinen Pflichten nichts wissen, weil die Mutter zur Zeit auch anderen Männern nicht abhold gewesen. Als das Kind zwei Jahre alt war, ließ man es aus Unvorsichtigkeit von einem Söller hinabfallen, wobei es sich den rechten Fuß zweimal brach und sich das Kreuzbein ansprengte. Die Mutter verschmähte alle ärztliche Hilfe, wahrscheinlich, um von der Last erlöst zu werden; trotzdem genaß das arme Wesen, doch blieb sein Fuß verkrümmt. Im Uebrigen war er ein hübscher blondlockiger Knabe, nur in sich verschlossen, weil ihm ja nirgends Wohlwollen entgegenkam. Bald darauf verzog sich die Mutter und ließ das Kind bei dem Bauern, wo sie gedient, zurück. Die Gemeinde wollte von einer solchen Einlage nichts wissen und stellte den Knaben durch Schub an seinen Zuständigkeitsort. An diesem hieß es, er habe ja einen vermögenden Vater, der für ihn sorgen könne, daher zurückschieben! So wurde das arme kleine krüppelhafte Wesen mehrmals zwischen seinem Geburts- und seinem Zuständigkeitsorte hin- und hergeschoben, bis die Bezirkshauptmannschaft es für den letzteren bestimmte. So mußte das Kind an der Krücke nun als Einleger von Bauernhaus zu Bauernhaus wandern. Wie gut es stets aufgenommen wurde, kann man sich denken. Einmal riß ihm ein Bauer die Krücken weg, warf sie in's Feuer und stieß das hilflose Geschöpf zum Hause hinaus. Das von aller Welt verlassene Wesen gieng, humpelte, kroch davon und legte unter unsäglicher Mühsal einen Weg von 19 Stunden zurück, bis es wieder an seinem Geburtsorte anlangte. Sein daselbst lebender Vormund wollte den armen Wurm aus Barmherzigkeit aufnehmen, da kam er aber bei seinen Gemeindegenossen übel an. Man brachte auf, daß der hinkende Knabe die jungen Bäumchen anschneide und das Vieh verhexe. Als er nun auch hier wieder fort sollte, stieß er in seiner Verzweiflung die Worte aus: „Wenn mich Niemand mehr behalten will, so werde ich ihnen die Häuser anzünden!“ Gleichzeitig hieß es, der Hinkende habe eine Taschenuhr gestohlen; man band seine beiden Daumen zusammen und hieng ihn bei denselben an einem Aste auf, bis er den Diebstahl gestand, den er, wie es sich später herausgestellt, gar nicht begangen hatte. Also Dieb und angehender Brandstifter! Sofort machte man die Anzeige bei der Bezirkshauptmannschaft, durch deren Vermittlung die Sache bis zum Landesausschuß kam. Dieser veranlaßte die Aufnahme des heimatlosen Knaben in die Erziehungsanstalt des Schutzvereines. Als der Knabe dahingebracht wurde, hiengen ihm förmlich die Lumpen vom Leibe und er war abgemagert bis zum Skelette. Als ihm am Abende desselben Tages sein Bett angewiesen wurde, kniete er vor denselben nieder und sagte mit gefalteten Händen: „Lieber Gott, ich danke Dir, daß auch ich jetzt einmal ein Bett bekommen habe!“

Dieser Knabe befindet sich noch gegenwärtig in der Anstalt. Alles hat ihn lieb, er ist brav, fleißig und hat sich zu einem recht aufgeweckten, lebensfrohen Jungen entwickelt.

Damit genug der Beispiele, wie

Digitized by Google

hart es manchem Menschenkinde auf dieser Welt gemacht wird, wie schwer sich manche Eltern und Gemeinden an unschuldigen Mitwesen versündigen und wie hochbedeutend für solch bedauernswürdige Geschöpfe die Erziehungsanstalt ist, deren Einrichtung und Geist hier angedeutet worden. Es wäre für manches große Unrecht der menschlichen Gesellschaft gewiß die geringste Sühne, wenn sie solchen Rettungs- und Erziehungsanstalten Stützen und Mittel verschaffte, deren diese Anstalten zu ihrem christlichen Ziele bedürfen.*)

Amerikanische Erzmillionäre.

Es ist purer Vorwitz von unserem „Heimgarten," sich einmal mit Erzmillionären abzugeben. Er hat nichts mit ihnen gemein; sie sind für ihn nur ein Gegenstand der Neugierde, ein Curiosum, sowie etwa eine Riesenschlange oder ein Habicht, der vier Klauen hat.

Also hereinspaziert! Wir entnehmen vorstehende Darstellung der „Presse" und wünschen, daß sie ein recht großes Behagen hervorrufe bei jenen Lesern, welche nicht im Banne des Geldes sind, sondern froh, frei und unbefangen die reinen Freuden des Lebens genießen können.

Wer ist heutzutage ein Millionär? Nach bekanntem Wiener Ausspruch noch lange nicht jeder Schnorrer, der eine Million sein Eigen nennt. In Nordamerika sind die gelehrten Specialisten in diesem Fache übereingekommen, Denjenigen einen Millionär zu nennen, welcher von der größten der nummismatischen Werth-Bezeichnungen im internationalen Handelsverkehr, dem englischen Pfund Sterling, zum Mindesten das runde Sümmchen besitzt, dessen Zähler sechs Nullen beigefügt werden, Demjenigen also, dessen Vermögen sich nach unserem heutigen Curszettel auf mindestens zwölfeinhalb Millionen österreichischer Gulden beläuft. Wer weniger schwer wiegt, und wäre es auch nur um ein paar lumpige Tausend, der mag noch als recht wohlhabender, ja als reicher Mann gelten und als solcher auf der Börse und im anderweitigen Geschäftsverkehr seines wohlfundierten Credits sich erfreuen, unter die richtigen Millionäre jedoch, unter den plutokratischen Hochadel, welcher bekanntlich in der amerikanischen Gesellschaft eine ähnliche Rolle wie bei uns die historische Aristokratie zu spielen beansprucht, zählt man ihn bei ihm zu Hause nicht. — Diese armen Talmi-Millionäre, welche über nicht mehr als eine Jahresrente von ein paarmal hunderttausend Francs verfügen, lieben es deshalb, ihren Besitz in Paris oder Rom leuchten zu lassen, wo ein so bescheidenes Vermögen noch imponiert, und ihre Frauen und Töchter nicht wie im Salon und Ballsaal der großen Welt von Newyork und Washington verdunkelt werden durch den Diamantenglanz der Damen jener Häuser, deren Jahresrevenue zweimal hinreichen würde, einen richtigen, vollwichtigen Pfund-Sterling-Millionär zu dotieren. Was wir in den Notizen aus der Gesellschaft und in den Feuilletons, in den Renn- und Ballberichten, in den Referaten über Kunstactionen, über das Leben und Treiben der reichen fashionablen Welt in den französischen und italienischen Zeitungen

*) Wie edel würde z. B. das bevorstehende Kaiserjubiläum geweiht durch eine Stiftung für Freiplätze an der Erziehungsanstalt des Grazer Schutzvereines! Die Red.

Digitized by Google

bezüglich des excentrischen Treibens amerikanischer Millionäre und Millionärinnen zu lesen bekommen, was wir in modernsten französischen Theaterstücken hierüber sehen und in den neuesten französischen Romanen uns schildern lassen müssen — all dies bezieht sich nicht auf die Pfund-Millionäre, sondern auf jene Hemmungsbildungen der Entwicklung zum Erzmillionär, welche über die sechs Nullen hinter dem Zähler ihres Vermögens nicht hinausgewachsen sind. Bisweilen soll man unter diesen kleineren Leuten auch auf einen Philosophen stoßen, der sich selbst Schranken gesetzt und die Zeit genommen hat, mit den Seinen den Rest seines Lebens nach einem Decennium angestrengter, nervenabspannender, waghalsiger Arbeit in Ruhe zu genießen. Solche Männer sind aber in der Welt jener Millionen, welche sich nicht aus altererbtem, aristokratisch fundiertem Besitze herschreiben, äußerst selten, und es sind beinahe stets wiederum Erben, welche mit Muße sich des Besitzstandes erfreuen wollen, den der Vater durch kühne und glückliche Speculationen im Verlaufe etlicher Jahrzehnte anzuhäufen verstanden hat.

Bei den verwegenen Speculanten selbst, die das Goldglück zu zwingen verstehen, und es „von nichts auf" zum Erzmillionär bringen, scheinen jene geistigen Eigenschaften, welche sie zur Erzielung eines derartigen Erfolges befähigt haben, so einseitig vorzuherrschen, daß sie, einem absoluten inneren Impulse folgend, immer vorwärts müssen bis an ihr Lebensende, und, wie der Harpagon in der Fabel, ihren Genuß nur in dem Bewußtsein ihres Reichthums und des hierauf basierenden Machteinflusses finden können. Für sie liegt in dem Spiele mit den Riesensummen, über welche sie verfügen, der gleiche Anreiz, den der Spieler am grünen Tische findet; um ihr Nervensystem im Gleichgewichte zu halten, bedürfen sie der steten Aufregung, welche die Vertheidigung und die Vermehrung ihres Vermögens, der Wettkampf mit geistig ähnlich veranlagten und ebenso verwegen kühnen Naturen ihnen bietet. Die einzige Ausnahme unter den amerikanischen Erzmillionären eigener Mache bildete der Journalist unter denselben, der Gründer und Eigenthümer des „New-York Herald," der bekannte James Gordon Bennett, welcher seinem Sohne das lucrative Blatt und das runde Stümmchen von 60 Millionen Gulden hinterlassen und trotzdem das Dasein zu genießen verstanden hat. Gordon Bennett war eben der Einzige unter den Erzmillionären, der bereits in einer Zeit als allseitig gebildeter Mann gelten konnte, in der er sich glücklich schätzte über den Besitz seiner ersten tausend Dollars. Er war nur in finanzieller Hinsicht ein Selfmademan und nicht, wie all seine anderen Collegen im Krösusthum, ein Autodidakt, welchen der Gelderwerb nur wenig Muße gelassen hatte, ihr Wissen über das bescheidenste Maß elementarer Bildung im Schreiben und Lesen zu mehren. So vermochte der alte Vanderbilt, der Dampfschiffkönig, noch in seinen spätesten Tagen nicht einen halbwegs orthographisch richtigen Brief aufzusetzen. Dafür dictirete er seinem Secretär Weisungen, welche als unstergiltig in Bezug auf ihre klare und knappe Fassung galten. Freilich, rechnen konnten diese Herren alle, sehr sicher und sehr richtig, wenn es auch wieder mit der Buchführung gehappert. In einer Zeit, als man Vanderbilt's Vermögen bereits auf eine Viertel-Milliarde Gulden tarierte, besaß er, um sich in seinem ungeheuren Besitzstand, zu dem eine ganze Flotte von Dampfern, etliche Werften, eine Eisenbahnlinie und mehr dergleichen Tand gehörte, alle Zeit zurechtzufinden, nur ein kleines Taschennotizbuch für 25 Cents als aide memoire, in das er in für andere Menschenkinder unlesbaren Formeln seine Aufzeichnungen kritzelte.

Digitized by Google

Im Uebrigen verließ er sich auf sein Gedächtnis. Auch J. W. Mackay, der Silberkönig, und Jay Gould, der Eisenbahnkönig, der reichste von Allen, dessen Jahresrente gegenwärtig auf 28 Millionen Gulden Gold beziffert wird, sind keine Freunde vieler Schreibereien, weil die hiefür erforderliche Kunstfertigkeit ihnen während ihres vielbewegten Lebens niemals recht geläufig geworden ist.

Die Jugend all dieser Herren war eben eine harte, sie waren nicht in einer vergoldeten Wiege geboren. Jay Gould ist der Sohn eines bescheidenen Farmers in Rocksbury im Staate New-York, der, als sein Bube zwölf Jahre alt geworden, ihm einen doppelten Anzug und ein paar Schillinge mit auf den Weg in die Welt gab, in die er ihn schickte, um dort sein Glück zu machen. Der junge Jay wurde Lehrling auf einem Zimmerplatze, erwies sich als geschickt und verläßlich, wurde nach drei Jahren Associé des Meisters, später Eigenthümer des Werkplatzes, arbeitete Tag und Nacht, um vorwärts zu kommen, gründete, nachdem er einige tausend Dollars erspart, eine Gerberei und später eine Stadt, die heute noch seinen Namen Gouldborough führt. Mit fünfundzwanzig Jahren hatte er ein Vermögen von 100.000 Dollars erworben; sieben Jahre später verzehnfachte er dasselbe durch einen kühnen Börsencoup mit der Erie-Bahn. Nun mehrte sich durch weitere ähnliche Speculationen sein Vermögen rasch; sein entscheidender Streich aber, bei welchem er mit Glück va banque spielte, war die verwegene Goldspeculationen im Jahre 1873. Später warf er sich wieder auf Eisenbahn-Speculation, und mit den gewagtesten Manövern, bei denen er des Oefteren knapp an jener Grenze vorbeistrich, welche die bürgerlichen Gesetze für das Mein und Dein ziehen, machte er sich endlich zum maßgebenden Gebieter des wichtigsten Bahnnetzes der Union und vergrößerte sein Vermögen derart, daß er gegenwärtig als der reichste Privatmann des Erdballs gilt. Das Privatvermögen des Londoner Rothschild kommt erst in dritter Linie; der Silberkönig Mackay ist reicher als jener. Auch die größten der aristokratischen Vermögen in Altengland reichen nicht an jene aus dem Stegreif gezauberten Reichthümer der Union. Eine im Vorjahre in London erschienene Flugschrift: „Tit Bits offices," gibt folgende Rangliste des Privatvermögens der zwölf obersten Erzmillionäre:

		Gold
Jay Gould . . .	Amerikaner	650 Mill.
J. W. Mackay . .	Amerikaner	550 „
Rothschild	Engländer	400 „
Corn. Vanderbilt .	Amerikaner	250 „
J. P. Jones . .	Amerikaner	200 „
Herzog von Westminster	Engländer	160 „
John J. Astor . .	Amerikaner	100 „
W. Stewart . . .	Amerikaner	80 „
J. G. Bennett . .	Amerikaner	60 „
Herzog von Sutherland	Engländer	60 „
Herzog von Northumberland . .	Engländer	50 „
Marquis Bute . .	Engländer	40 „

Leute, die mehr als eine Million Pfund Sterling besitzen, gibt es nach der Statistik jener Flugschrift auf dem Erdball circa 700; davon entfallen auf England 200, auf Amerika und Oesterreich mit Deutschland je 100, auf Frankreich 75, auf Rußland 50, auf Indien und die übrigen Länder 125. Die größten Vermögen sind in den Händen von Amerikanern, und an deren Spitze steht der New-Yorker Börsenwolf Jay Gould. Während es Gould wegen seiner oft mit sehr zweideutigen Mitteln inscenierten Speculationen und seiner brawourartigen Rücksichtslosigkeit auf der Börse nie dahingebracht hat, seinem Goldhaufen die Anrüchigkeit zu nehmen, gilt Mackay als ebenso respectabel, wie es der alte „Commodore" Vanderbilt gewesen. Auch Mackay's erste Anfänge waren hart. Er gieng als Goldgräber, als Minen-Prospecter nach dem fernen West und arbeitete anfangs mit wenig Glück. Den Fonds für sein erstes.

Digitized by Google

etwas größeres Unternehmen, etliche hundert Dollars, streckte ihm ein in Texas ansässiger Bruder des bekannten, vor etlichen Jahren verstorbenen preußischen Abgeordneten Lasker vor. Dieser Pump von dem deutschen Biedermanne, der heute bei Mackay's Cassen beliebigen Credit hat, ohne ihn zum Leidwesen des alten Silbermannes ausgiebig zu benützen, brachte Glück. Die Minen, die Mackay erworben, erwiesen sich als überreich; durch umsichtige Ankäufe vermehrte er seinen Bergwerksbesitz und gegenwärtig taxiert man J. W. Mackay als den zweitreichsten Mann des Erdballs und schätzt seine Rente auf 26 Millionen Gulden Gold. Mackay's Haus war kinderlos geblieben und er adoptierte ein armes Mädchen von seltener Schönheit, welches sich im verflossenen Jahre mit dem jungen Herzoge von Colonna, dem Majoratsherrn des berühmten römischen Adelshauses, vermälte. Der Haupttheil des Mackay'schen Vermögens wird mithin dazu dienen, den etwas verblichenen Glanz dieses vornehmen Geschlechtes aufzufrischen. Cornelius Vanderbilt, der 1876 in einem Alter von 82 Jahren gestorben, ist derjenige unter den Erzmillionären Amerikas, welche neben Gordon Bennett ihren Erfolg einer unleugbaren geistigen Superiorität über die Concurrenten verdanken. Er stammte aus einer nach der Union ausgewanderten holländischen Familie. Sein Vater, ein Farmer am Hudson, hatte wenig Geld, dafür einen umso reichlicheren Kindersegen. Früh mußte der junge Cornelius sich auf eigene Füße stellen und erwarb sich seinen ersten Unterhalt als Führer einer Fähre über den Hudson, wurde dann Flußschiffer und brachte mit seinem Boote die bäuerlichen Marktleute mit ihren Waaren nach New-York. Im Kriege von 1812 ließ er sich als Matrose anwerben und zeichnete sich durch kühne Kaltblütigkeit in mehreren Treffen aus. Dreiundzwanzig Jahre alt, besaß er bereits mehrere Segelschalnuppen und ein Vermögen von 9000 Dollars, das er sich erarbeitet hatte. Das Erscheinen von Fulton's ersten Dampfboote auf dem Hudson enthusiasmierte den jungen Mann derart, daß er fortan nur daran dachte, die neue Erfindung auszunützen. Mit seinem eigenen Gelde und mit Hilfe reichlichen Credits, welchen der vertrauenerweckende junge Mann bei seinen Bekannten fand, gelang es ihm, eine Dampffähre zwischen New-York und New-Jersey einzurichten. Damit war der Grundstein gelegt für seine späteren großen Unternehmungen in ähnlicher Richtung. Die Vanderbilt'schen Dampferlinien hatten den Vorsprung vor anderen, später in's Leben tretenden Unternehmungen und behaupteten denselben bis zum Lebensende des Commodore, wie Mr. Cornelius von seinen Landsleuten betitelt wurde. Er schickte den ersten Dampfer über den Ocean nach England und er richtete die erste regelmäßige Dampfverbindung ein, welche vor der Eröffnung der Panamabahn zur Zeit des Aufschwunges von Californien die Emigranten über die Landenge von Nicaragua von West nach Ost beförderte. In seinen alten Tagen ließ sich Vanderbilt auch in Eisenbahnspeculationen ein; dieselben fielen für ihn nicht unglücklich aus, doch vermochte er seinem Concurrenten Jay Gould an der Börse es nicht gleichzuthun und zog sich rechtzeitig wieder von diesem schlüpfrigen Boden zurück. Im Secessionskrieg commandierte Vanderbilt seinen schönsten und stärksten Dampfer, welchen er der Union zur Verfügung gestellt, persönlich und zwang durch seine genialen und kühnen Manöver das beste Schiff der Secessionisten, den eisengepanzerten „Monitor," bisher der Schreck der unionistischen Flotte, sich far die ganze übrige Dauer des Krieges in einer Lagune zu verstecken. Diese kühne That des alten Herrn erwarb ihm vollends die Sympathien seiner Landsleute. Ihm

Digitized by Google

wurden seine Millionen verziehen, während gegen Jay Gould und die anderen Erzmillionäre sich allgemach eine sehr fühlbare Bewegung organisierte, die ihren Ausdruck in der Wahl Clevelands zum Präsidenten gefunden und die wahrscheinlich neuerdings dessen Wiederwahl bewirken wird.

Wie aus dem Vorgehenden zu entnehmen, datiert die Bildung der colossalen Vermögen in der Union erst aus der neuesten Zeit. Vor dem Secessionskriege gab es in der Union nur zwei Männer, welche nach der Pfund-Sterling-Scala als Millionäre zu betrachten gewesen. Die wenigen Millionäre der älteren Zeit machten, wie der berühmte Peabody, durch colossale Schenkungen für gemeinnützige Zwecke ihre Mitbürger vergessen, daß ihr Besitzstand das für eine Republik zuträgliche Maß vollgesättigter Wohlhabenheit überschritten hat. Ein mittlerer Besitzstand herrschte in Stadt und Land vor. Der Ackerbau, welcher auf den Farmen von den Besitzern eigenhändig betrieben wurde, bildete die Hauptquelle des Wohlstandes, und selbst die sogenannte Pflanzer-Aristokratie im Süden war nicht reicher, als es die mittleren Rittergutsbesitzer in Central-Europa sind. Nach dem Bürgerkriege wurden die großen Schutzzölle eingeführt, um den Staatsfinanzen aufzuhelfen. Dank diesem bis an das System der Prohibition reichenden Zollschutze entwickelte sich zauberhaft schnell eine gewaltige Industrie und mit derselben concentrierte sich das Capital immer mehr und mehr in den Händen glücklicher Unternehmer. Andere Leute waren durch die Lieferungen während des Krieges reich geworden; andere wieder durch den sich mehrenden Bergsegen und die Einnahmen aus den Petroleumquellen. Diese Vermögen suchte man in neuen Eisenbahnanlagen zu placieren. Der Eisenbahnbau mit dem System großer Landschenkung brachte an die Bahngesellschaft einen riesigen Latifundienbesitz und entwickelte die agronomische Groß-Industrie in Weizenbau und Viehzucht. Damit war die Grundlage gegeben, auf der einzelne kühne und glückliche Speculanten, welche alle Geschäfts-Conjuncturen mit der Voraussicht eines virtuosen Schachspielers auszunützen verstanden, ihre Fünftel- und Viertel-Milliarden zu erraffen in die Lage kamen. Damit war aber auch ein socialer Zustand geschaffen, der für die Republik nicht mehr zuträglich ist. Neben dem Industrie-Proletariat in den Fabriks- und Bergwerks-Districten ist ein Agricultur-Proletariat auf den weiten Latifundien, die heute bereits mehr als ein Fünftheil des bebauten Bodens von Nordamerika umfassen, erwachsen. Diese ganze unstete Bevölkerung droht in dem Lande, wo Alles in letzter Instanz durch das allgemeine Stimmrecht zur Entscheidung kommt, eine ernste Gefahr für den Staat zu werden, sobald die großen Geldmächte sich in die Politik mischen. Bereits hat der Golddollar wiederholt bei Wahlen den Ausschlag gegeben, und unter der zweimaligen Präsidentschaft des Generals Grant, sowie unter jener seines Nachfolgers Arthur hat der Dollar im Weißen Hause zu Washington und im Congresse unbeschränkt regiert. Für die Union ist es ein Glück, daß sich bisher die großen Vermögen in der zweiten Generation bereits wieder zu zersplittern anfangen, wie jenes von Vanderbilt. Wie gefährlich diese colossalen Geldkräfte sind, die nicht durch historische Tradition und Familiensatzungen gebunden sind, wie jene der theilweise ebenfalls zu den Erzmillionären zählenden englischen Hochtories, zeigt der Fall Boulanger. Bekanntlich bezieht, so versichern wenigstens die Republikaner in Paris, notre brav' général seine Subsidien aus der Nadelgeld-Cassette der Mrs. Mackay, die als gute Katholikin der gottlosen Republik in Frankreich den Garaus zu machen helfen möchte. z. k. l

Digitized by Google

Seelische Reisebeschwerden.

Bekenntnisse aus dem Weltleben von P. K. Rosegger.

Es wäre vielleicht klüger von mir, dieses Capitel zu verschweigen, denn es wird mich nicht in's vortheilhafteste Licht stellen. Indes bin ich in meiner Jugend dazu angehalten worden, jährlich vier Mal zur Beichte zu gehen, und diese Gewohnheit wird im „Heimgarten" redlich fortgesetzt.

Mitten im Januar dieses Jahres ist's gewesen, daß ich mein warmes, heimatliches Nest verließ, um in den nordischen Winter hinauszuziehen. In sonnigen Tagen des vorhergehenden Sommers hatte ich den Dresdnern, Görlitzern, Weimarianern, Sonnebergern, Coburgern, Meiningern, Altenburgern, Bremensern und Barmensern meine Seele verschrieben. In sommerlicher Stimmung ist es ja eine Freude, das Deutsche Reich die Kreuz und Quer zu durchziehen und den prächtigen Menschen dort, denen wir längst nicht mehr fremd sind, zu denen wir stehen wie Bruder zu Bruder, die Hand zu drücken.

Wenn nun aber der Tag kommt, da man in seiner Stube den Ofen auslöschen und den Pendel der Uhr stehen läßt, um in Frost und Nebel die weiten Fahrten durch mancher Herren Länder zu machen, seine kränkliche Natur den zahllosen unvorhergesehenen Fährlichkeiten der Reise auszusetzen, da will mir schier allemal ein wenig bange werden. Was mich immer wieder hinauszieht? Ist es der Drang nach Anerkennung und Beifall? Nein, denn ich kann mich nicht eigentlich freuen an dem, was ich zu bieten vermag, gegenüber dem, was ich bieten möchte. Und ein Beifall Anderer freut mich nur dann, wenn ich auch den meinen damit verbinden kann. Ist es die moderne Jagd nach klingender Münze? Klingende Münze ist unter Umständen ein höchst begehrenswertes, äußerst poetisch Ding, allein — vorausgesetzt, daß etwas klingt — seine Gesundheit verkauft dafür ein vernünftiger Mensch nicht. Es ist eine andere, mir noch nicht ganz klare Macht, die mich so oft hinauszieht in das Deutsche Reich, und es ist wieder eine andere, mir räthselhafte Macht, die mich fast wieder brutal zurückreißt in die heimischen Berge.

Es geschieht nun vielleicht zu eigenem Nutz und Frommen, wenn ich mir die Vorgänge in meiner Natur vergegenwärtige, die ich bei solchen Reisen beobachtet habe, die sich fast allemal wiederholen und die besonders bei der Fahrt des letztvergangenen Winters lebhaft waren.

Die Reise von Graz bis Wien auf dem Eilzuge, der des Abends zur Zeit des Lichtanzündens in Graz abgeht und noch an demselben Abende zur Nachtmahlzeit in Wien ist, läßt mich gleichgiltig. Vielleicht zuckt ein Wohlgefühl auf, darüber, daß man der Alltäglichkeit und manchen öden gesellschaftlichen Zuständen und Gestalten der heimischen Stadt den Rücken kehrt und mit jedem Augenblick weiter von ihnen davon rollt. Gleichzeitig beginnt schon auch die Besorgnis vor der Hitze im Coupé, vor der Kälte beim Aussteigen, vor ungewohntem Speisen und Trank, vor Anstrengung, vor Wagen- und Kutscher-Calamitäten, vor frostigen oder überheizten Zimmern u. s. w. Diese Besorgnisse sind der erste Grad des Unbehagens. Die erste Nacht in Wien gibt leidlichen Schlaf, obwohl mir kaum einen Augenblick

Digitized by Google

aus dem Bewußtsein kommt, daß ich nicht daheim bin, daß die Zimmerthür verriegelt sein soll, daß der Morgenzug nicht verschlafen werden darf. Man weiß, daß man geweckt wird, bedeutt aber, ob es wohl auch rechtzeitig geschehen wird, und meint, daß sich ein nochmaliges Einschlafen vor der Weckstunde nicht mehr auszahlt. So wartet man stundenlang wach auf das Geweckwerden, auf das Aufstehen, und kommt die Zeit dazu, dann empfindet man erst, daß das Bett behaglich wäre. Dieser Zustand steigert sich von Nacht zu Nacht, und selbst wenn die Weiterreise am nächsten Tage erst spät zu erfolgen hat, die Nacht bleibt voller Unruhe. Wenn der Abend zuvor Lärm, Glanz und Auszeichnung gebracht hat, so ist von einem Schlafen schon gar keine Rede; obwohl ich nicht das Zeug habe, derlei tief auf mich wirken zu lassen, so beunruhigt es doch immerhin einigermaßen, während nach Vorlesungen, bei denen die Zuhörer kalt und ruhig blieben, ich dann eben auch so ruhig einschlafe.

Von Wien bis Dresden wähle ich stets die Strecke über Brünn, Prag und Bodenbach als die unmittelbarste und bequemste. Die freundliche Bereitwilligkeit dieser Bahn, die mir die Fahrt auf alle Weise behaglich zu machen trachtet, thut mir auch wohl. Bis Brünn geht's stets mit Hochstimmung; aber es ist wunderlich, sobald die schönen Schluchten des Adamsthales zurückgelegt sind, gegen Böhmisch-Trübau hin, klopft allemal sachte das Heimweh an. Diesmal war es besonders lebhaft. Draußen war Nebel und Regen, der allmählich in Schneegestöber übergieng. Die Höhen bei Trübau und Wildenschwert waren im Nu weiß, der Wind jagte ganze Schneewolken vorüber, mir kam der Gedanke an das Steckenbleiben des Zuges mitten im böhmischen Land. Mir wurde angst und bang. Auf dem Bahnhof zu Chotzen sah ich ein schlechtgekleidetes, halberfrorenes aussehendes Knäblein den Perron auf- und ablaufen, als ob es Vater oder Mutter suchte. Thränen standen dem Kinde in den Augen, es fand den Angehörigen bald, aber mir schnitt die Erscheinung bitter tief in's Herz. Ich dachte an meinen kleinen Knaben daheim, und wenn der so verlassen in fremdem Land umlaufen müßte! und da kam ein so unsagbares Weh über mich, daß ich rasch nach meinem Verkehrsbuche griff, um zu sehen, ob in der nächsten Station Pardubitz nicht ein Zug kreuze, mit dem ich wieder zurück nach Hause fahren könnte. Es sei unrecht, so kam es mir vor, die liebsten Menschen auf der Welt allein zu lassen, da die Zeit, wo man mit ihnen auf Erden beisammen leben kann, doch ohnehin so kurz ist.

Mein liebes Weib kennt solche Bewegungen in mir recht gut und wird nicht müde, mir Tag für Tag die beruhigendsten Briefe nachzuschicken, auch für Depeschen ist stets gesorgt, falls etwas Außerordentliches eintreten sollte, und deren beständiges Ausbleiben mich nur beruhigen sollte. Ich bin denn auch zeitweilig vollkommen beruhigt über meine Familie; allein das Heimweh hat noch ganz andere Mächte. Wo in der Fremde schön bewaldete Berge stehen, da erinnern sie mich an die Berge der Heimat. Wo über Wiesen und Auen klare Bäche rinnen, da denke ich an die reinen Wässer der Heimat, und es kommt eine so brennende Sehnsucht nach Heim, daß ich bei der Thatsache, wie der Zug mich immer weiter und weiter in die Ferne führt, vergehen möchte. Kommt dann das Flachland mit seinen Sandheiden, Kiefernwäldern, Windmühlen, baumlosen Dörfern und ihren rothen Riegelwänden, kommen die Knackwürste und die Butterbemmchen, und wie sich die Leute munter daran atzen — da fühle ich die ganze Wucht des Fremdseins und der Verlassenheit. Es ist lächerlich.

Der Verkehr mit Menschen — und

Digitized by Google

wie viele liebe, herzenswarme Menschen gibt es überall! — zerstreut mich alsbald, allein ich meide sie, und bei dem Umstande, daß ich meine geringen Kräfte allemal ganz für die Stunden der Vorlesungen sammeln muß, lege ich mir schon darum Verschlossenheit und Einsamkeit auf; erst nach gehaltener Vorlesung bin ich bei Stimmung, ein fröhlich Stündchen in Gesellschaft zu verleben, falls die körperliche Erschöpfung nicht eine zu große ist. — Weniger die Vorlesungen erschöpfen mich, im Gegentheile fast, sie erfrischen mich, muntern mich auf, weil ich ja während derselben in der Heimat lebe. — Was mich herunter bringt, das ist Schlaflosigkeit und Appetitlosigkeit, die theils aus der Heimwehstimmung hervorgehen, theils auch wieder durch körperliche Unbehaglichkeit die Heimwehstimmung erzeugen. Manchmal legt sich der Zufall in's Mittel, um mich zu erheitern, wie damals in Dresden. Sah ich während der Vorlesung vor mir in einer der ersten Bänke einen alten, weißbärtigen Herrn, der, sich mit beiden Armen auf die Vorderlehne gestützt, mir mit überaus animiertem Gesichte und leuchtenden Augen zuhörte. So eine Erscheinung muntert den Vorleser nicht wenig auf. Nach dem Vortrage sah ich den alten, heiter-gemüthlichen Kopf richtig auf mich zukommen. Der Herr war ganz entzückt, umarmte mich und rief: „Ach, schön! schön ist es gewesen, aber verstanden habe ich kein Wort!" — So muß ich wohl noch heute des festen Glaubens sein, daß den guten Sachsen die Schönheit meiner Person so sehr entzückt hat.

Das mit meiner Kränklichkeit verbundene Gedrücktsein wird immer wieder unterstützt von der Vorstellung des weiten Raumes, der mich von der Heimat trennt und der möglichen Hindernisse, die der Rückreise zustoßen können. Wenn diese Stimmung in ihrer elementaren Gewalt wirkt, dann gehen die schönsten Huldigungen und reizendsten Aufmerksamkeiten an mir ohne besonderen Effect vorüber. Ob ich nun den Vortragssaal mit heimischem Tannenreisig ausgeschmückt finde, ob über der Eingangsthür zu meiner Wohnung im Edelweißkranze das Wort „Willkommen!" steht, ob bei dem geselligen Abende nach dem Vortrag während eines auf der Zither gespielten Jodlers oder steirischen Volksliedes ein Schnellzeichner mein Geburtshaus oder den Kirchplatz zu Krieglach auf die Tafel wirft, oder ob das Bankett aus steirischen Speisen besteht, es will nicht recht anschlagen. — Wie viel Ehre, liebe Menschen und gute Weine! Und doch gab es schon Stunden, wo ich angesichts solcher Gaben Gottes frevelhaft ausgerufen habe: Lieber daheim bei Wasser und Brot. — Den seelischen Zustand, der mir so das Angenehmste gottlos verdüstert, glaubt Niemand, versteht Niemand, und es wird auch kaum eine Medicin dagegen geben, als jene einzige: die Heimatserde unter — oder über mir.

Ich hatte auf der angedeuteten Winterreise viele solch bitterer Stunden, denen aber auch plötzlich und ganz unvermittelt wieder helle Sonnenblicke folgten, und da ich das Lied drällerte: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt!" Die eisigen Winterlüfte der Lausitz, die grauen Nebel Sachsens, sowie die Schneestürme des Thüringerwaldes, die ich theils selbst mit Schlitten durchbrach, waren nicht mehr so schlimm, als die regnerischen Ebenen und kahlen Hügel des böhmischen Landes.

Nachdem die Vorlesungen in Dresden, Görlitz, Weimar, Sonneberg und Coburg mit ihren Mühen und Erfolgen endlich hinter mir lagen, stand mir in Thüringen noch eine ganz besondere Ueberraschung bevor. Freund Rudolf Baumbach hatte mich eingeladen, auch in Meiningen zu lesen. Ich sagte sehr gerne zu, denn erstens freute ich mich, den lieben „fahrenden Gesellen" wieder einmal zu sehen, zwei-

Digitized by Google

tens zog mich auch die Kunststadt Meiningen an. Bald stellte es sich heraus, daß ich dort die Vorlesung nicht zu Gunsten irgend eines Vereines, sondern zu meinem eigenen Vortheil halten sollte, wozu Baumbach, der Hofcapellmeister Steinbach und der Hofrath Chronek die Vorbereitungen besorgten und der Herzog den Saal mit Beheizung und Beleuchtung zur Verfügung stellte. Am 30. Januar um vier Uhr in Meiningen angekommen, wurde ich für denselben Tag bei Hofe zu Tisch geladen. Ich ließ durch Baumbach, der dem Herzog nahesteht, anfragen, ob man im deutschen Rocke in das Haus eines deutschen Fürsten treten dürfte, denn Frack hätte ich keinen. Die Einladung wurde wiederholt. Dem Herzog Georg von Meiningen ist ein deutscher Mann wohl unter jedem Tuche willkommen. Unter Baumbach's Aegyde gieng ich in das mit voller Pracht ausgestattete Fürstenschloß und fand bei dem Herzog und in seiner Familie eine so warme Aufnahme, daß ich mich ganz in der Heimlichkeit eines deutschen Familienhauses fühlte. Die Unterhaltung gab sich so ungezwungen und heiter, daß ich sehr bald aus der feierlichen Stimmung herausgekommen war, in die mich die Pracht des Schlosses und die Förmlichkeiten der Dienerschaft anfangs versetzt hatte. Die Photographien des Großherzogs, seiner Gemalin und seiner Tochter, der Prinzessin Marie, mit persönlichen Unterschriften, sind mir ein wertes Andenken an diesen Tag. Der Großherzog, der sich für meine seelischen Reiseschmerzen interessierte, gab mir den Rath, auf einer größeren Route die erste Vorlesung allemal an dem entferntesten Punkt zu halten, damit ich dann mit jedem Tage der Heimat näher käme und so das Heimweh kläglich um den Effect betrogen wäre. Diese Bemerkung bewies mir, daß der Mann die Natur des Heimwehs recht wohl versteht. Der Rath ist in der That gut. Nach dem Mahle folgte die Vorlesung im Theatersaale, und nach dieser ein gemüthliches Kneipchen mit Baumbach, Steinbach und mehreren unteren Gesellen des Meininger Theaters. Da war freilich keine Zeit zum Herzweh.

Mein seelisches Unbehagen auf Reisen hat auch noch eine andere Folge. Da mir während des Lesens oft nicht wohl ist, so empfinde ich die Länge der Zeit und habe die Vorstellung, daß sie auch den Zuhörern lang und unbehaglich werden könne. Ich pflege überhaupt nicht länger als eine Stunde zu lesen, unter dem Drucke des Unwohlseins geschah es schon, daß ich nicht einmal die Stunde ganz ausfüllte, worüber das Publicum nicht immer erbaut war. So wurde mir nachträglich gerade aus Meiningen mitgetheilt, daß die Leute der sehr kurzen Dauer meiner Vorlesung wegen verstimmt gewesen wären. Nun, besser zu kurz als zu lang, am allerbesten freilich: gerade recht, aber wer trifft das so leicht bei der Verschiedenheit des Geschmackes, der Neigung und anderer Zustände, die im Publicum mitspielen?

Die nächstfolgende Nacht in Meiningen hatte nicht eine Stunde Schlaf für mich; es war die fünfte auf dieser Reise, die ich schlaflos zubringen mußte. Ich war denn auch so erschöpft geworden, daß mir bei jedem Schritte die Füße zitterten und ich auf der Fahrt im Coupé wie hineingeworfen lag. Schloß ich, ohne zu schlafen, die Augen und beschaute im Geiste die Berge der Steiermark, wandelte auf stillen Waldwegen des Mürzthales, berechnete die Stunden, bis ich wieder über den Semmering fahren würde, suchte im Verkehrsbuche die kürzesten Strecken bis zu den steirischen Grenzen, lachte mich dann selber aus, ob meines thörichten Hanges, und bedauerte mich, daß ich das Glück nicht zu schätzen verstand, mitten in der großen deutschen Heimat, bei dem geliebten Volke des Vater- und Bruderstammes, im geheiligten Landstriche Luther's, Herder's, Schil-

Digitized by Google

ler's und Goethe's, den herrlichen Thüringerwald durchreisen zu können. Freilich verdeckten mir die dicht beeisten Fenster die sonnige, aber kalte Winterlandschaft, welche draußen in den Waldbergen lag, und als das Eis verthaute, war draußen das tanzende Schneegestöber, das mir neckend drohte, mich hier, mitten in der „Weltfremde", einmal ein wenig einzuschneien.

Nach neunstündiger Fahrt von Meiningen in Altenburg angelangt, vermochte ich kaum mehr die Treppe hinaufzusteigen zu meinem Hotelzimmer. Schon seit Tagen trug ich die Absage-Depeschen nach den Städten, die ich noch vor mir hatte, in der Tasche, hatte aber beschlossen, sie nur im äußersten Nothfalle abzuschicken. Mittlerweile war eine und die andere verfallen, weil ich die Vorlesungen wirklich halten konnte; allein hier in Altenburg sah ich's deutlich, daß es nicht mehr weiter gehen könne. Ich telegraphierte nach Bremen und Barmen, daß es mir unmöglich sei, zu kommen und ich meine Reise abbrechen müsse. Zur Vorlesung in Altenburg an demselben Abende konnte der Rest der Kräfte nur durch künstliche Mittel zur Noth aufgestachelt werden. Ich trank vor dem Vortrag Sekt und trank in der Zwischenpause desselben Sekt. Es soll bei der Vorlesung nichts von meiner Erschöpfung zu merken gewesen sein.

Nach dem Vortrage hatte sich eine kleine Gesellschaft versammelt, um mit mir einen heiteren Abend zu verbringen, allein ich mußte mich sehr bald von ihr verabschieden. Die darauffolgende Nacht schlief ich in der ersten Hälfte etwa eine Stunde. Von 12 bis 7 Uhr wartete ich mit einer gewissen Erregung auf das Aufstehen, denn am nächsten Tage gieng's der Heimat zu.

Es war über Leipzig, Dresden und Prag eine fünfzehnstündige Fahrt mit Eilzug. Ich war frisch und froh erregt, und je böhmischer das Land war, durch das ich fuhr, desto glückseliger wurde meine Stimmung, denn es gieng mitten durch, der Heimat zu! Dieser Tag, der vorletzte der Reise, ist allemal der freudevollste; am letzten hat sich die Spannung schon gebrochen.

Wien, das sonst so liebe Wien, vergilt, wenn man von Deutschland zurückkehrt, die Anhänglichkeit an die Heimat stets in sonderbarer Weise. Man wird, kaum aus dem Zuge steigend, geschnürt und geprellt. Der Einspänner vom Nordbahnhof bis zum „Grand-Hotel" um zehn Uhr Abends begehrte zwei Gulden (im Gegensatze zu den 80 Pfennigen von draußen), im Hotel berechnete man mir das Zimmerchen für die Nacht mit einmaliger leichter Heizung und Bougie (Kerze) mit 4 Gulden 70 Kreuzern (im Gegensatze zu etwa 3 Mark des ersten Hotels von draußen); ein gewöhnlicher Rindsbraten mit Salat und Glas Bier und Semmel kostete in der Restauration Gause (Ringstraße) 1 Gulden 15 Kreuzer (im Gegensatze zu 90 Pfennigen von draußen). Auch andere Eigenthümlichkeiten dieser Striche drängten sich mir nicht allzu anheimelnd auf und da dachte ich bei mir: es geschieht Dir schon recht! Da hast Du jetzt Deine heimatlichen Annehmlichkeiten wieder. — Die aufgehende Sonne des nächsten Tages fand mich nicht mehr in dem schönen Wien.

Die Fahrt nach Steiermark machte ich in der Stimmung vollkommener Behaglichkeit und Ruhe. Das Heimweh war weg, das Glück über die wiedergefundene Heimat empfand ich nicht in dem Maße, als nach all dem Hangen und Sehnen zu erwarten gewesen. In meinem Gemüthe war wieder das Gleichgewicht der Alltäglichkeit.

Als ich eintrat in mein Haus und mir Weib und Kinder entgegenjauchzten, ward es mir freilich wieder klar, wohin ich gehöre und wo allein ich leben kann und sterben will.

Allein, das Heimweh, dessen Leiden

Digitized by Google

ich hier anzudeuten suchte, hat einen unbestimmteren, räthselhafteren Grund, als den des Familienbandes. Ich hatte an Heimweh gelitten auch in Zeiten, da ich keine Familie besaß. Es ist eine angeborene Seelenschwäche, die vielleicht nur für den Pathologen von einigem Interesse sein mag. Das Verschweigen dieser Geisteskrankheit hätte in meinen Bekenntnissen (in welchen ich, selbst auf die Gefahr hin, einmal lächerlich zu werden, ganz offen zu sein mich bestrebe), eine Lücke gelassen.

Wie sehr das Reisen überhaupt meine Nerven aufregt, zeigt noch der Umstand, daß ich nach einer größeren Reise wochenlang zu Hause in meinem Bette nächtlicher Weile auf der Eisenbahn fahre, Züge versäume, Reiserouten verwechsle, Handgepäk verliere und bei Vorlesungen das Manuscript nicht finde.

So verlangt es meine Natur gebieterisch, daß ich das Reisen aufgebe oder nur Partien von höchstens fünf bis sechs Tagen mache, womöglich stets im Angesichte der Alpen. Denn alle Erfolge, die mich im Norden so reichlich lohnen, und derer ich dankbar gedenke, können mir die Leiden nicht aufwiegen, die eine größere Reise verursacht.

Ein Steirerfest.

Heute vor Allem die Nation! Aber fast gleichen Schritt mit der Anhänglichkeit an sein Volk hält ein anderes Gefühl des Menschen, das nicht minder natürlich, ja vielleicht allgemeiner verbreitet ist als das nationale, nämlich die Liebe zur Scholle der Heimat. Während das nationale Bewußtsein erst einer höheren Culturstufe entspringt, ist das Heimatsgefühl bei allen Naturvölkern lebendig, ja es ist bei ungebildeten Menschen mindestens so mächtig, als bei gebildeten. Naturmenschen hängen merkwürdigerweise mehr an ihrer Heimatsscholle, als an ihrem Volke. Wir sehen, daß freilich aus praktischen Gründen die Person, wie die Gemeinde eher von ihrem Volke abfällt, als sie den Boden verläßt, dem sie entsprungen. Daher die Gefahr für die Nation, die verloren gehen kann, gegenüber der heimatlichen Erde, die nicht verloren gehen kann.

Die Heimatserde ist der Stoff, aus welchem das Individuum entsteht, aus welchem es Kraft und Nahrung schöpft, sie ist gleichsam die zweite Mutter. Darum wird sich die Heimatsliebe von dem Nationalgefühl nie zurückdrängen lassen, ja sie wird allmählich einen Gegendruck erzeugen und die Liebe zum Volke kann — ich will es nicht wünschen — in die Liebe zur Scholle umschlagen. Am besten wäre es, wenn Jeder auf seiner Scholle und mit der Kraft derselben seinem großen Volke dienen wollte. Das wäre Treue zur Heimat und Treue zur Nation.

Die großen Städte, die sich heute im Culturleben so protzig vordrängen, verwischen das Heimatsgefühl. Wer seine Stätte auf dem Lande abbricht und in die Stadt geht, der verzichtet für sich und seine Nachkommen auf die Segnungen und Freuden einer Heimat. Selten besinnt sich Einer und kehrt zurück auf seine ländliche Scholle. Die Sehnsucht nach dieser Scholle wird freilich in Vielen wach, sie müssen sich aber begnügen mit einzelnen Ausflügen auf's Land oder mit Heimatsvereinen,

Digitized by Google

in denen etwelche Sitten und Erinnerungen an die verlorene Heimat gepflegt werden und die Landsmannschaft zu Ehren kommt. Solche Oasen sehen wir in den Großstädten mehr und mehr entstehen. In Wien gibt es einen Kärntnerverein, einen Oberösterreichischen Verein, einen Schlesischen Verein, einen Böhmerwaldbund u. s. w. So haben sich vor Kurzem auch viele in Wien lebende Steirer zusammengethan zu einem Verein deutscher Steirer in Wien.

Schon vor Jahren bestand in Wien eine gesellige Vereinigung junger steirischer Künstler unter dem Titel „Die Dreispannigen." Unter „Dreispannigen" versteht man in Steiermark einen Jodler, der von drei Stimmen gesungen wird und so gleichsam eine harmonische Vereinigung darstellt. Manches damalige Mitglied der „Dreispannigen" trägt heute einen berühmten oder bekannten Namen, so die Bildhauer Hans Brandstetter, Hackstock, so die Maler Arpad Schmidhammer, Otto Peters, so die Architekten Hermann Müller, Franz Hummel, u. s. w. Diese Künstler haben manch geniales Erbe hinterlassen, welches nachher der nunmehrige Verein deutscher Steirer in Wien angetreten hat.

Die Hauptaufgabe des Vereines ist Unterstützung dürftiger Steirer in Wien. Das Vaterland hat dem Vereine zu diesem Zwecke manch milde Gabe zugewendet, und es steht wohl zu hoffen, daß es demselben die Neigung bewahren wird, die er verdient. Der nächste Zweck des Vereines ist, für die Steirer in Wien einen geselligen Mittelpunkt zu schaffen, in welchem heimische Art und Sitte gepflegt wird und in welchem der Steirer ein trautes Zelt findet, wenn ihn das Heimweh will anwandeln.

Im Frühsommer dieses Jahres war's, als den Steirerverein in Wien das Heimweh plötzlich in so lebhaftem Grade erfaßt hat, daß er sich selbst mitten in der steinernen Stadt nicht mehr genug war, daß er einen Ausflug machte in die grüne Steiermark. In's schöne Graz wollte es ihn fast ziehen, aber das wäre ein Sprung gewesen von einer Stadt in die andere; er entschied sich für das liebliche Mürzthal. Also sang ein Vereinsmitglied, der Dichter Hans Grasberger:

Hoamzua.

Bin a Steirer, na ja
Halt von oberen Strich,*)
Abr ih acht mih dahoam,
Bal ih s Mürzthal dasich.

's is so leicht nöt dathan,
Will ma hoamzua amal —
Steat der Sömmering für
Hüsch stickt und hüsch schmal.

Und der buggligi Berg
Hat sein bsunderen Tuck,
Is neidi und haltet
Dan namla gern zruck.

Dö Reitn und dö Löcher,
Da liaß sich was sagn!
Daß mer irrgfahrn is,
Hat sich öfter zuatragn.

Und auf und auf san dr
Glei Wirthäuser gmua,
Ban aniadn schreit's außa:
„He, steirischa Bua!

Zwö auffi so schleuni,
Zwö übri no heint?
Hast leicht drentn an Schatz
Der dau Spatteman greint!"

Ja froalig, an Schatz
Und an rechtschaffnen gwiß:
Mei Schatz is mei Hoamat —
Hiaz wißt s as, wias is

Drum span ih mih a,
Bis as öb'naus geat
Und bis drenta der Heach
Der Spitaler Thurn steat.

Drum vahab ih mein Durscht
Bis ganz achi zar Mürz —
Z Mürzzuaschlag thats hoaßn,
Wo i s erschti Glas stürz.

Und dö Hoamat söll lebn!
A so ruaf ih ast frei,
Und di Mürzthaler Leut,
Dö vastengan mih glei.

*) Von Obdach.

Am 3. Juni war's — ein herrlicher Sonntag — als in Mürzzuschlag zu Ehren des Besuches der Wiener Gäste sich ein Volksfest entwickelte, bei welchem jedem Steirer das Herz lachen mußte. An 200 Steirer von Wien, und weit über 1000 Steirer aus Graz, aus dem Mürz- und Murthal und von weiter her, liebe Egerland- und Böhmerwald-Bündler, sowie Riesengebirgler, Nordmährer, Oberösterreicher und Tiroler waren erschienen, treudeutsche Herzen, treudeutsch willkommen! Die Mehrzahl war in schmucker Steirertracht; darunter besonders die Grazer Vereine „Almbrüder" und „Oberlandler," welche echte Altsteirer bei sich führten. Ein trefflich redigiertes Festblatt, „Grüß Gott" erhöhte die Stimmung auch mit literarischen Mitteln. Mürzzuschlag war geschmückt wie eine Braut. Die weißgrüne steirische Fahne hatte heute den Vorzug. Das Erste war ein kräftiger Frühschoppen, durch welchen der Steirer sich als Deutscher legitimirte. Dann war unter dem Zelte grüner Bäume die feierliche Einweihung des Vereinsbanners — silberner Panther im grünem Felde. Wahlspruch: „In That und Herz wie lauter Erz." Eine reizende steirische Jungfrau trug zur Einleitung dieses festlichen Actes das folgende Gedicht vor:

Grüaß Gott, Leutl, jo,
Seid s dena wul do!
Hobt s douh nit vageßn
In da Kaiſaſtodt,
Daß an Jada von Enk
A liabs Hoamatl hot?
A Hoamatl grean,
Nit ſa nobl wia Wean,
Oba leicht eppa gſünder
Und friſcher af da Bruſt,
A Herz vula Treu
Und an Aug vula Luſt!
Na, ausſchaun that's guat,
Oba ſid etla Johrn
Sein enkeri Wangerln
Nit röther worn.
In da Stodt, moants, ſeid s gwen,
Und däs ſogt jo ſchon Olls,
Hiaz kemts letzer hoam
Follts mir um an Hols.
Ban Hoamatl ſuachts
Wieder Kroft und Muat,
Und s Hoamatl bleibt
Enk liab und guat.
Gehts na her und vageßt s
Enker ſtoanſtulzi Welt,
Und ſchaut s amol hin
Ueber s bloamadi Feld,
Aft legts Enk af's Mias
Und trinkts va da Quelln,
Und ſechts in da Mürz
Die gſternin Forelln.
Aft guckts, wos in Bamwipfeln
D Vögerla treibn,
Und ſchauts, wos die Blitzſtrohln
Afs Wulknbret ſchreibn,
Und louſts ah in Sturmwind
Ban Orglgſpiel zna,
Und gunts Enkern Kopf
Doh a biſſerl a Rua.
In Geiſt, den loſts Geiſt ſein,
Da Geiſt is a Gſpenſt!
A Gſpenſt is da Geiſt,
Wanſt'n nenſt und nit kenſt.
Denkts liaber af's Herz,
Schauts, in Steirerlonds Flur,
In hoamiſchn Wold
Waht da Friedn der Natur.
Auch! s Olmläftl friſcht
Unſer Steirerbluat jnug,
Und s Hamerl in Herzn
Bleibt ah ba ſein Schwung.
Ja, s Hoamatlond is
Gor a heiliga Ring,
Die Hoamatluft mocht
s bitter Weltload gring,
Und s Hoamweh, wer s kent,
Is frei a horts Ding. —
Da Bodn, wo ma ztret't hot
Die erſtn Por Schuah,
Oda borfuaß is grent
Olś kloanwinziga Bua,
Da Bodn, af den oana
's erſt Bleamerl hot brockt,
Mitn Bleamerl in Mai
's erſti Dirndl hot glockt,
Da Bodn, unta den
Dei liabs Müaderl ſchloft ſtill,
Der Bodn is a ſüaßes,
A glückſeligs Ziel!
Und deſtwegn, mih gfreuts,
Daß es Steirer bliebn ſeits,
Und daß Enkern Feſttog
Dahoam wöllts begehn,
Däs bleib ih Enk eingedenk,
Und will s vaſtehn.
Und ſein ma bajom,
Taſ' ma holt in Gottsnom
Mit Oberlonds Woſſer
Die weißgreani Fohn;
Der Unterlonds Wein
Kimt aft ſpäta dron.

Es mochts in da Fremd
Enkern Hoamatlond Ehr,

Digitized by Google

Sa nemts holt valiab
Mit dem deamliatin Bscher.
Und mochts Enk lamondt
In da Stubn ba da Moam,
Und donkts Enkern Gout,
Hiaz seids wieda dahoam!

Während der Fahnenweihe wurde manches Auge feucht. Die Freude an der geliebten Heimat fand hundertfachen Ausdruck, und als bei Vogelsang und Böllerknall das „Hoch vom Dachstein" klang, erreichte die Jubelstimmung ihren Höhepunkt. Gott hüte, Gott segne Dich, Du theure, einzig eine Steiermark!

Nach der Fahnenweihe kam das Festessen in einer mit Reisig, Fahnen und steirischen Sprüchen geschmückten Halle, ein frohes Mahl, welches durch begeisterte Reden und herzenswarme Gesänge gewürzt wurde. Der Obmann des Vereines, Reichsrathsabgeordneter Dr. Foregger, charakterisirte in geistvoller Weise Land und Leute der Steiermark; der Landeshauptmann Graf Wurmbrand pries in einer glänzenden Rede steirische Sitte, Mundart und Tracht, ermahnte die deutschen Steirer zur Einigkeit und brachte ein Hoch aus auf die schöne Steiermark.

Dr. Anton Schlossar verfaßte folgenden sinnigen Festgruß:

Die Berge stehen ringsgeschmückt
Im grünen Prachtgewande,
Sie haben lang hinausgeblickt
Zum Oesterreicherlande,
Geharrt auf ihrer Söhne Schaar,
Die sie nun grüßend schauen,
Die Herzen froh, die Augen klar
In heimatlichen Gauen.

Und aus der ganzen Steiermark
Heut bei des Festes Prangen
Die Hände bieten treu und stark
Viel Hundert zum Empfangen,
Es grüßen hier im Alpenkleid
Euch, dieser Erde Söhne,
Viel holde Frauen und manche Maid
In minniglicher Schöne.

Wohl zeugt davon der heutige Tag
Im Thal der Mürz, der hellen,
Wo dröhnend pocht der Hämmer Schlag,
Gelenkt von ihren Wellen,
Wie eisenfest auch drüben weit
In dumpfer Stadt Getriebe
Die Herzen blieben allbereit
In treuer Heimatliebe.

Und wie die Bergeshäupter stehn
Und jene Felsen prächtig,
Soll auch das Vaterland stets sehn
Die Treue kraftvoll mächtig,
Die deutsche Treue, die erblüht
Im Alpenland, im grünen,
Hier Allen warm die Brust durchzieht,
Die bei dem Fest erschienen.

Ob ihre Wiege einstens stand
Im Schutz der Bergeswände,
Ob an der Mur gepriesnem Strand,
Ob an der Enns Gelände,
Ob sie gesehn gen Ost entrückt
Zuerst das Licht erglänzen,
Ob sie im Süden es erblickt
An Steiers fernsten Grenzen.

Sie Alle, die hier im Verein
Sich um dies Banner scharen,
Sie werden treu der Heimat sein,
Die Liebe ihr bewahren,
Sie werden zueinanderstehn
Und sich die Hände reichen,
Und wie wir's heut im Frohen sehn,
Im Trüben auch nicht weichen.

So hebt denn froh das Banner frei
In jenen Bergespitzen,
Daß es ein heilig Zeichen sei,
Laßt s in der Sonne blitzen,
Und in den Jubel, der heut schallt
Beim Klang der Heimatslieder
Ertöne nun mit Allgewalt
Ein „Hoch den Steirern" nieder!

Brausenden Jubel erweckte eine launige, herzenswarme Anrede Grasbergers in steirischer Mundart, die wiederzugeben wir uns nicht versagen können:

„Wan i hiaz auffsteah mittn untan Essn und z röden anhöb, ast föllt s was zan bedeutn habn. Oder fürchts Enk nöt zlang; i ziach nix außa ba der Brusttaschn, nix Gschriebns und nix Druckts, und mei Herz sitzt nöt so rogli, daß i s fürchzoagn kunt — war a nix Scheaus dran zschn: so an alts Steiraherz, an oanletz, a znichts, a bluatis, nöt gfottn und nöt bratn! Brauchts as nöt anzschaun.

Was i aber sagn will .... wia mar so banander sitzn und uns as

Digitized by Google

guat gschechn lassn, fallt m'r ein, daß war was vagessn ham; und leicht wul s Bösti hamer vasamt: s Tischgebet woan i, as richtigi. Macht nix! Mir kinnans no nachtragn — bösser spat als wia gar nöt.

Oder habts Enk scho gfragt, zwegn wö mar zsammkemen san aus der Nachend und va weit her; die Oan auffa va Graz, acha bei der Mur und zuacha ba der Mürz, und d Andern üban Semmeringberg übra? Wegn warum hamer uns glei angrnaft, kam mar uns gschn ham, und angrödt und grüaßt und anander d Hand druckt und allsand so narisch vor Freud than as wia Brüader und Vöttern, dö sich d längsti Zeit nöt gschn hamt ghabt? Und zwö sitzma denn banauda mit an Gernhabn als wiar an oanzigi Freundschaft, a groaßi? Wüßts as würkli no nöt und muaß ihs Enk erscht sagn? De Hoamat machts und hats gmacht! Und krat af dö hätt mer bold vagessn ghabt — war rechtschaffn Schad gwön!

I woaß wul, i woaß wul, als a Junger keit ma sih um d Hoamat nöt viel; z eng is s oan; nöt gmua Löcher und Fenster hat s, aussizschaun aus n Bergen und eini in d groaßi Welt; fort möcht ma, wiar eahnter wia liaber, fort af soweit Oan d Füaß tragn, di gfunden. Und überall scheana und bösser als bei'n Stubnhuckern dahoam! Muaß wul wahr ah sein .... abr an olter Vogl as wiar Unseroans singt halt a Bißl andersch. Di glenkastn und rüglsamstn Füaß: müadi werns dr mit der Zeit und wia weit sd a umerkemmen bist in der Welt, a Gangerl bleibt Dir, a liabs und a lötzts, und Du kannst as völli nöt grathn. Und Hoamzua hoaßt as föll Gangerl! Da thoan möchts noch Aniader, aber bsinn Dih nöt lang, gar leicht is s vasamt!

Is allwal so gwön und wird imma so sein: de greaßari Schatzung und Verehrung für de Mnatta is bein auswärtign Kindern, nöt bein hoamständign; und d Fremd zügelts Hoamweah. Mir kinnans scho wissn, dö mir d Mehran z Wean san und scho fithr an Eichtl doschtn zthoan habn. Sau a guats, a braws und kamods Völkl, di Weaner — a bißl leicht, aber mei, wer hätt nöt sein Fahler? s is schon ausztem mit eahm und mir ham ah ban eahm no koa Unehr nöt aufghobn, moan i. Aber z Wean san holt a Groaßstadterleut, viel Groaßstadterlent, schiach viel, daß mar oft völli nöt mehr woaß: is mar no ba der schean blawn Donau oder aber ban altn Jordanwasser oder ban an böhmischn Fischteicht. Kinnts Enk denken, was da für an schwarn Stand hat so a steirische Birkn oder Lerchn oder Feichtn! D längsti Zeit san mar a gwön wiar a verloffener Jagdhund oder a vastiegnes Kaibl oder an ausgföhtes Woaserl — hat Koaner n Andern grüaßt oder kennt, bis mir uns zsamgfundn ham und an Fahn kriagt ham. Habts n wol guat angschaut unsern Fahn, unsern schean greun Fahn? Mir san ah nix schuldi drauf bliebn!

Oes frali, Oes Hoamkinder seids viel glücklicher dran. Seids aber ah viel braver — hör i; Oes seids handsam und hausla ganz aus der Weis, hör i. Lögt Koaner n Andern was in Weg; schangt Koaner in Andern schelch an; hat Koaner fürn Andern a böse Nachred — scho gar nöt! Is namla wul schen, namla wul — wanns nur wahr ah war! Aber ganz annari Gschichtn hört, wer seini Loser auffspirrt. Wo s gfahlt is, is bald gsagt, und als Steira hiet i a Recht, Euks grob fürzhalten. Will aber do liaber beispielmäßi rödn. Oes Alle wölltz auffi auf de Alm, nöt wahr? Ja, wanns a so is, zwö laßts den aftn koan andern Weg und koan andern Steg gelten, als ganz alloa nur in Kuhigrabn auffi? Da war a Fuaßsteig — „Geaht Dih nix an!" Dosch gang a Feldweg nachner zua — „Daß Dih nöt untersteahst!" Uebern Hulzschlag is s

Digitized by Google

gräder — „Röd nöt so dumm!“ Und der Gamssteig doscht oben? — „Hiaz sicht m'r, wia falsch daß Du bist!“ A so geahts hin und geahts her wia die Buam Schneeballen werfen im Winter. Is denn das steirisch, liabi Landsleut und Freund? Leicht a neumodischer steirischer Tuck is das — Gott bessers!

Oes kinntets Enk wul ah was sagn lassn von Wald, dens her und her boaderseits ghabt habts und hoamzua wieder zfechn kriagts. Is öppa de Lerchn in Wald so grean wia de Feichtn, wias Tannach oder gar wia de Zirm? Und s Gstandach in Wald, is oa Thal nöt liachter und dünkler der anderi? Der Wald, sechts, derleids und er woaß scha, warum; und er war der scheani greani Wald nöt, wenn er nöt allerhand Greans vertraget. So aber hat er an Austehn, an Bstand und a Kraft, wanns wettert und kracht, daß Oan da Schiach ankimmt.

Nöt aufs oanerlei Grean kimmts an und auf an a'farbigs Grean schon gor nöt. Das Zsammhaltn is s, was n Wald zan an Wald macht. Und föllmer denn nöt ah zsammhalten? Und is s denn so schwar zsammzhaltn, wann mer eah scho woaß, wo die Wetterseiten is?

Ja ja, mei Brämml! Zeit is s, daß mar ausspannen und einstölln, und wassern wir i ah! D Fnhrleut, dö viel in der Welt umawolgen, hamt moast a bös Maul — verübelts uns aß nöt; denn s Herz is aufn rechtn Fleck, gwiß ah no! Mir die Drentern und Oes die Herentern, mir in da Fremd und Oes dahoam: mir allisammt wollen unsari Muatta, d Hoamat, gsund, stark und in Ehren habn. D Hoamat hat uns zsammgführt; d Hoamat halt't uns, wann mir wieda außernander geahn, und der Hoamat ghörn wir an hiaz und allstund.

Und hoach soll sie leben, dreimal hoach!“

Eine zweite Rede in steirischer Mundart, deren Sinn ebenfalls auf die Wiener Steirer gemünzt war, lautet beiläufig wie folgt:

„Ih ken an oltn Olmbaurn, der redt nit viel, und won er wos sogg, sa sogg er's na holbad: die ondri Häfti muaß ma sih selba dazuadenkn. — Nau, sa sogg er danahst, ih woaß neama ba wos Glegenheit, däs Wort: »A Mensch, der af sei Hoamat wos holt't, ba den is s neama weit gfahlt!«

Af der oudern Seitn ken ih an großn Dichta, der danahst den Ausspruch hot thon: »s deutschi Bulk is zan uns af a Gleichs wir unsa Voder und s Oesterreich is zan uns af a Gleichs wir unsa Muada.« — Und ih, da kloani Dichta setz n großn dazua: »s engst Hoamatlandl is zan uns af a Gleichs wir unsa Braut.« A Mensch, der sein Hoamatlandl treu bleibb, wird ah sein Weib, sein Bruadan, sein Freund treu bleibn, weils wohr is, wos der Olti gsogg hot.

Ba da heintin Zeit, wo olli Städt wochsn und d Leut von Lond in d Stodt zsomreuen, hon ih mar oft denkt: An Jada hentt sei Herz af die groß Welt und s Hoamatlandl wird vagessn. Derawegn hot mih nit bol wos a so gfreut wia d Nochricht, daß z Wean d Steirer an Hoamatsverein anfgricht't hobn. Aha, hon ih ma denkt, hiaz schauns amol zrngg. Der steht in hoasn Hochsummer und schant zrngg afn Lanzin; der steht in fruchtborn Hirbst und schant zrngg afn Lanzin; der steht in eiskoltn Winter und schant zrngg afn Lanzin — af die Kindheit, af die Jugendzeit, afs grean Hoamatlandl.

Glückseli a Lond, dos donkbari Kinda hot! Und glückseli die Kinda, dä so a schöni Hoamat hobn, as wia mir! Wan ih hiaz mei Glaserl aufheb af die liabn Steira, de heint da Wean kema sein, so woaß ih ka bessers Sprüchel, as wir in Oltn seins: Wer af sei Hoamat wos holt't, ba den is

Digitized by Google

s neama weit gfahlt. — Af dos steffu mar an!"

Der Speisesaal war auch geschmückt mit steirischen Sprüchelu, wovon hier eine Reihe mitgetheilt sei:

Wer s steirische Gwond
Nit allerweil ehrt,
Der is a fei Landl,
Sei Hoamat nit werth;
Wer s steirische Gsangl
Und a Tanzl nit liabt,
Der bleibt ja do richti
A Noarr bis a stirbt.

A Bix ohne Hon
Und a Deandl ohne Mon
Und a Jaga ohne Schneid
Da is s allamal gfeilt.

Hoch obn auf n Berg,
Weit daust auf n Gwänd,
Hat da Teufl sein Schwagan
An Schnauzbart vabrennt.

Mei Schatz hat an Kropf
Und mei Schuah hot a Loch,
Da schneid ih an Kropf weg,
Kriagt mei Schuah an schön Fleck.

In Summa da spoar ma
Die Kreuza fest zom,
Daß mar am Steirer-Abnd
Jan vallopfa wos hom.

A Schütz, der vatiabt is,
Nau, der trifft scho wos,
Der schießt auf an Goasbock
Und moani, s is a Hoos.

Won da Wind waht, is s kalt
Und won's kolt is, grinnt s Bluat,
Und da is holt a Tanzerl
Jan einhoazn guat.

Und s Diandl is a Nahterin
Tö is goar vadraht,
Hot ma hoamli mei Herzerl
In ihr Miader eingnaht.

Daß s Busserl gebn gscheckat macht,
Dös is erdicht',
Sonst hättn viel Diandeln
A ganz gscheckats Gsicht.

Lusti wohl auf
Is da steirische Brauch.
Mei Herz und mei Sinn
Liegt in Steiermark drin.

Eine höchst charakteristische Seite des steirischen Volkslebens boten die von den Grazer „Almbrüdern" mitgebrachten Bauernmusikanten aus Mooskirchen, welche mit steirischer Musikbegleitung alte Volkslieder sangen, und welche durch ihre urdrolligen Defreggergestalten sowie durch die Art ihrrs Vortrages die Anwesenden zu schallender Heiterkeit hinrissen. Unter den zahlreichen Begrüßungstelegrammen zündete besonders der poetische Festgruß der Dichterin Sophie von Khuenberg.

Das Fest wurde fortgesetzt durch einen kleinen Ausflug zum Aussichtspunkte beim Grübelbauer und durch ein glänzendes Concert von Volksliedern, und endete mit einem schneidigen Commers, nach dessen Schluß zum späten Abend die Gäste unser und ihr Heimatland wieder verlassen haben.

Nichts ist sosehr geeignet, die Liebe zur Heimat, die in so Vielen unbewußt schläft, aufzuwecken, als solche Feste. Der Verein deutscher Steirer in Wien erfüllt eine edle Mission, wenn er dort wie hier das Heimatsbewußtsein hegt und pflegt. Gut Heil jetzt und all Stund!

Van Steirerfest,

wir ih, zwoa liabi Dirndln in Orm, za da Fohnenweih bin marschiert.

Z Mürzzuschlog, nahst ban Steirerfest,
Höllsaggra! do is s lusti gwest!
Hobn s ma zwoa jungi Dirndln gschenkt,
Hobn s links und rechts gleih zuwighenkt,
In gonzn Tog sein mar umatrocht,
Ho, d Leut hobn gschaut und mei Herz hot glocht.
Wias finster is worn, do hon ih die süassn
Maderln, die liabn, wieder hergebn müassn. —

Digitized by Google

Zerſt hots mih höllaſch gfurt, dos,
Aſt follts mar ein und denk af wos:
Migla, daß däsmol mei doppelts Gſpon
Nit s Gwiſſi —, wos onders bideutn kon.
's ſchön Maderl af da rechtn Seitn
Wird die Germania bideuten;
Und links dan Herzn gſpir ih ah
's liab weiß-grean Dirnderl: Styria!
So will ih lebn und ſterbn, und gern
Mit de zwoa Weiba ſeli wern!

P. K. Roſegger.

Heimatlieder.

Doch auch das Paradies wird uns zu enge,
Sind aus der Heimat wir dahin verbannt.

E. Ch. Käſtner.

O pflegt das Heimgefühl in Euren Kindern.

Den preis ich glücklich, der am eignen Herd
Genüge fand, und dem mit lautem Schlage
Das Herz tief in der Bruſt klopft, wenn ihm winkt
Des feſtgebauten Hauſes blanker Giebel;
Ihm wird das Kleinſte lieb, weil ſich um alles,
Dem Epheu gleich, Erinnrung freundlich rankt.
O pflegt das Heimgefühl in Euren Kindern,
Und nährt in ihnen jenen ſtillen Sinn,
Durch den das vielbewegte Menſchenherz
Zuſammenwächſt mit unſcheinbaren Dingen,
Mit Kleinigkeiten, die die Welt verlacht.
Es drängt und treibt der Geiſt der Zeit nach außen,
Und raſtlos jagen viele durch die Welt,
Nach neuen Reizen täglich neu verlangend,
Und ehe ſich das Herz erſchloß zur Blüte,
Verwelkt es kümmerlich in kalter Bruſt.
Wer heimiſch ſich in ſeinem Hauſe fühlt,
Der fliegt nur gleich den Bienen in die Weite,
Um Honig einzuſammeln für die Zelle
Und des erworbenen Schatzes ſich zu freuen;
Auch wird nur der ein tüchtig Glied des Ganzen,
Der ſeine Kräfte übt im kleinen Kreiſe
Und frei ſich fügen lernt in enge Schranken —
O pflegt das Heimgefühl in Euren Kindern,
Der Tugend beſte Pflanzſtatt bleibt das Haus.

Julius Sturm.

Aus der Jugendzeit.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt ſo weit, o wie liegt ſo weit,
Was mein einſt war!

Was die Schwalbe ſang, was die Schwalbe ſang,
Die den Herbſt und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingt!

„Als ich Abſchied nahm, als ich Abſchied nahm,
Waren Kiſten und Kaſten ſchwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer!“

O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelſprache kund, Vogelſprache kund,
Wie Salomo!

Digitized by Google

O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu Deinem sel'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum!

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War Alles leer.

Wohl die Schwalbe kehrt, wohl die Schwalbe kehrt,
Und der leere Kasten schwoll;
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wird's nicht mehr voll.

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach Du weinst:
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst.

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer."

Friedrich Rückert.

Ach, der Ort.

Ach, der Ort,
An dem wir jung gewesen, lockt uns immer,
Und wär es dunkel, kalt und öde dort,
Das Herz verklärt ihn mit geheimem Schimmer.

Paul Heyse.

Heimat.

Kein schöner Land als Heimat,
Und meine Heimat nur!
Wie blüht der Baum so anders,
Wie anders Wies und Flur!

Jetzt hab ich keine Heimat,
Dem Vogel gleich im Wald,
Und werd in lauter Hoffen
Und Sehnen traurig, alt.

Mit Liedern möcht ich bannen
Zu mir mein Jugendland,
Wie einen schönen Garten
Bebaun mit eigner Hand.

Und zwischen Laub und Blüten
Und Früchten mich ergehn,
Und ruhig nach den Bergen
Der blauen Ferne sehn.

Kein schlimmer Land als Fremde,
Und meine Fremde nur!
Wie blüht der Baum so anders,
Wie anders Wies und Flur!

Hoffmann von Fallersleben.

Wenn Du noch eine Heimat hast.

Wenn Du noch eine Heimat hast,
So nimm den Ranzen und den Stecken,
Und wandre, wandre ohne Rast,
Bist Du erreicht den theuren Flecken.

Und strecken nur zwei Arme sich
In freudiger Sehnsucht Dir entgegen,
Fließt eine Thräne nur um Dich,
Spricht Dir ein einziger Mund den Segen,

Ob Du ein Bettler, Du bist reich,
Ob krank Dein Herz, Dein Muth beklommen,
Gesunden wirst Du allsogleich,
Hörst Du das süße Wort: Willkommen!

Und ist verweht auch jede Spur,
Zeigt nichts sich Deinem Blick, dem nassen,
Als grün berast ein Hügel nur,
Von Allem, was Du einst verlassen:

O, nirgend weint es sich so gut,
Wie weit Dich Deine Füße tragen,
Als da, wo still ein Herze ruht,
Das einstens warm für Dich geschlagen.

Albert Träger.

Heimat.

Den Raum, wo Du gewachsen bist, den halte hoch und werth:
Dein Glück und Dein Gedeihen ist nur an der Heimat Herd.

O Heil dem Mann, der wohnen kann, wo seine Wiege stand,
Da sieht ihn Alles freundlich an, was ihn als Kind gekannt.

Das Brünnlein und der Gartenzaun, der Nußbaum auf dem Plan,
Mit treuen Augen auf ihn schaun als alten Spielkumpan.

Hausgeister hüpfen rings um ihn, sein Schutzgeleit zu sein,
Und jede Straße grüßet ihn, ihm redet jeder Stein!

Und wem die Welt in's Herz gezielt, Heil, wer nach Haus entrann:
Die Scholle, drauf das Kind gespielt, sie heilt den wunden Mann.

Felix Dahn.

Digitized by Google

Heimweh.

Nach der Heimat, nach der Heimat
Sehn ich mich in bangem Leid;
Ferne von der lieben Heimat
Ist mein Herz voll Widerstreit.
Daß ich einsam in der Fremde,
Jeder Tag thut mir es kund; —
Nur die Heimat, ach, die Heimat
Macht mein krankes Herz gesund!

Ist's doch gar ein traurig Leben,
Wenn man niemand kann vertraun,
Wenn man keine liebe Seele
Darf in's Herz sich lassen schaun.
Keine Liebe, keine Freude,
Aber Kummer jede Stund'; —
Nur die Heimat, ach, die Heimat
Macht mein krankes Herz gesund!

Einer Uhr gleich ohne Zeiger
Gehn die Tage öd und leer,
Selbst der Sonne holdes Lächeln
Ist für mich kein Lächeln mehr.
Mit dem Einen fehlt mir Alles,
Wär's auch rings um mich im Bund; —
Nur die Heimat, ach, die Heimat
Macht mein krankes Herz gesund!

Julius Hammer.

Auf einem Kirchhof in der Fremde.

Ueber fremde Gräber und Leichensteine
Schreit ich allein im Abendscheine.
Hab ich die Schläfer drunten gestört?
Haben sie mein fragend Wort gehört?

Mir ist, als könnt ich in süßem Grauen
Durch Schollen und Särge hinunter schauen,
Mitten hinein in die stille Stadt,
Wo alles Reisen ein Ende hat.

Wie vieles Leid, wie viele Trauer,
Innerhalb jener engen Mauer!
Hinter der eisernen Gitterthür
Wie manche Gebete, Gelübd' und Schwür!

Ach! der menschlichen Liebe ist nirgends so viele,
Als hier am letzten Wanderziele;
Ihre Rosen und Dornen streuet sie mild
Ueber das thränenreiche Gefild.

Nur nicht ohne Liebe allein verderben,
Nur nicht in der Fremde siechen und sterben,
Von Mietlingshand gehegt und gepflegt,
Mit offenem Aug in den Sarg gelegt!

Und sollt ich sie lebend nicht wiedersehen,
Die Heimat, so möcht ich drin sterben gehen
Und ruhen bei meinem Mütterlein, —
Nur nicht in der Ferne, nur nicht allein!

Franz Dingelstedt.

Ueber den heutigen Zustand der Fremdwörterei.

Von **Hermann Riegel.***)

Wollte ich den heutigen Zustand der Fremdwörterei umfassend und erschöpfend schildern, so müßte ich ein Buch schreiben, ein dickes Buch, welches sicherlich höchst langweilig und widerwärtig, und dazu auch wenig nützlich sein würde. Denn diese Seuche umgibt und durchdringt uns ja überall. Ueberall im täglichen Leben, in der Unterhaltung, im Geschäftsverkehr, in der Verwaltung, in Büchern und in Zeitungen begegnen uns die ekelhaften Eindringlinge, die sie zeitigt, häufig in entsetzlicher Masse, immer wechselnd und stets sich erneuend. Man braucht nur um sich zu schauen und zu hören, und hat an jedem Finger Dutzende und Hunderte.

Vorerst muß ja allerdings anerkannt werden, daß die Gegenbewegung Erfolge erzielt hat und daß sie täglich wächst. Es gibt schon Hunderte und Tausende, die sich bemühen, ihre Sprache möglichst oder doch einiger-

*) Entnommen dessen Schrift: „Ein Hauptstück von unserer Muttersprache, der allgemeine deutsche Sprachverein und die Errichtung einer Reichsanstalt für deutsche Sprache. Mahnruf an alle nationalgesinnten Deutschen von Hermann Riegel. Zweite umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Braunschweig. C. A. Schwetschke & Sohn. 1888.

Digitized by Google

maßen rein zu halten, und das Vorbild derselben, wie die innere Macht der von ihnen vertretenen Sache wirkt täglich weiter und weiter zum Guten und Besseren. Dennoch ist im großen und ganzen der Zustand heute noch der nämliche, wie vor fünf, vor zehn, vor fünfzig Jahren. Fremdwörter sind inzwischen gekommen und gegangen; manche sind veraltet und außer Brauch gekommen, neue sind eingeführt und von der Mode verbreitet worden: aber im großen und ganzen ist ihre Zahl dieselbe geblieben. So erinnere ich mich noch, daß jede bürgerliche Frau „Madame“ genannt wurde, und daß es ein großes Aufsehen erregte, als die Gattin eines Kaufherrn zuerst in meiner Vaterstadt sich „Frau“ nennen ließ. Für Abtritt sagte man „Appartement,“ für Licht „Chandelle,“ für begleiten zum Gesange „accompagnieren,“ was ja Schiller auch in „Kabale und Liebe“ braucht; ein gesticktes Kissen hieß „Orellier,“ eine Morgenhaube „Dormeuse“ u. s. w. Statt dieser in Abgang gekommenen Wörter, deren Menge jedenfalls nicht unerheblich ist, sind aber zahllose fremde Ausdrücke, meist französische, neu eingeführt worden und in die Mode gekommen, so daß der gesammte Bestand vielleicht jetzt noch größer sein mag als vor fünfzig Jahren. Wie groß derselbe sei, läßt sich wegen dieses Gehens und Kommens, wegen dieses Wanderns und Wechselns nicht genau sagen. Die Einen sprechen von 70.000, die Andern von 80.000 und noch Andere von 90.000 oder gar 100.000 gebräuchlichen Fremdwörtern. Können wir doch auch die eigenen Wörter der deutschen Sprache nicht genau zählen! Und sollen die fremden zählen, die Jeder jeden Tag beliebig vermehren kann und die jeden Tag sich wirklich mehren? Aber ungefähr kann man beide, die eignen und die fremden, zählen. Daraus kann man denn erkennen, daß das Verhältnis beider zu einander etwa wie sieben zu eins steht. Ein sogenannter gebildeter Deutscher, der nicht auf die Wohlanständigkeit seiner Sprache mit Liebe und Fleiß achtet, braucht unter sieben Wörtern, wenn er deutsch redet, immer ein französisches, lateinisches oder sonstwie fremdes. Mancher treibt's noch viel ärger, und man kann es täglich sehen, daß oft unter sieben Wörtern kaum ein deutsches ist: „Premier-lieutenant à la suite des Regiments der Gardes du Corps oder der Chevaux-legers.“

So ist die deutsche Sprache zu dieser unsrer Zeit: mit Fremdem durchsetzt und überflutet, am eigenen Bestande geschädigt, verwälscht und verderbt!

Dies darzuthun, sollen nun einige Beispiele dienen.

Ich wende mich zunächst zu den freien Hervorbringungen der Dichtkunst und Schriftstellerei. Da sie in Bezug auf die Sprache am ehesten fördernd und schöpferisch sein sollten, so sind sie, wenn sie das Gegentheil hiervon sind, in sprachlicher Hinsicht auch besonders verderblich.

Wenn irgend Jemand deutsch empfunden hat, so war es gewiß Melchior Meyr. Er hat Geschichten aus dem Leben deutscher Bauern geschrieben, seine herrlichen „Erzählungen aus dem Ries.“ Aber selbst er mischt in die Sprache dieser deutschen Bauerngeschichten entstellende Wörter, wie „respectabel, existieren, ignorieren, Refrain, Galanterie, alterieren, Plaisier, Repräsentant, Contrast, commod, genieren, explicieren, Scrupel“ — lauter Ausdrücke, die sehr leicht hätten vermieden werden können und die nur der Macht der schlechten Gewohnheit ihre Stelle verdanken.

Denselben Grund nehme ich auch bei Paul Heyse an, der in einigen seiner Erzählungen ziemlich starke Dinge leistet. So findet man in der „Cleopatra,“ nicht zu rechnen die Wörter wie Kabinet, Salon, Bronze und dergleichen mehr, folgendes: „Coussin, Perron, Volière, déteſtabel, Abbé,

Digitized by Google

deperdieren, Portière, horribel, Loge des Portiers, respectabel, Flaneur" u. s. w. Auch die „Tochter der Excellenz" zeichnet sich ihrem Range gemäß aus: „Jalousien, Carriere, Cour, Gandium, Trottoir, Equipage, Moment, Recognoscierung, Atelier, Etage, elegant, Toilette, Reconvalescenz, Chicane, patrouillieren, Metier, Corpulenz, Convert, appellieren, condolieren, indiscret" u. s. w. In andern Arbeiten, z. B. der Erzählung die „Dichterin von Carcassonne," hat sich Heyse einer erheblich größeren Reinheit der Sprache befleißigt; um so empfindlicher aber berühren auch hier einige häßliche Wildlinge. So spricht er einmal mit Bezug auf die Verstoßung einer Rittersfrau von dem „blutigen Verstoße gegen allen edlen Brauch und die heiligsten Gesetze der Courtoisie," ein andermal von „allen Regungen der Courtoisie"; dort hieße es besser, treffender und schöner „ritterliche Sitte," hier „Höflichkeit." Statt „Collation" wäre wohl auch „Bewirtung" oder „Erfrischung" richtiger und anmuthiger gewesen, und selbst statt des „triumphierenden Lächelns" hätte es edler und klangvoller geheißen „siegesfrohes Lächeln." Wenn man nur will, so geht die Sache, und zwar geht sie wirklich recht leicht. Aber freilich, man muß wollen.

Einer der allerschlimmsten Fremdwörterwüstlinge und Sprachverderber war Emil Brachvogel, dessen „Harfenschule" mich beinahe aus dem Theater getrieben hätte, vor Ekel, Scham und Zorn wegen der ganz argen Durchsetzung der Sprache mit französischen Mischlingen. Man schlage das Stück auf, wo man will, überall sind sie. Ich gebe nur ein paar Proben, die mir zufällig gerade in's Auge fielen: „Affront, Usancen, obscure Figur ohne Renommée, Metier, nonchalante Grundsätze à la Voltaire, Mansarde des Pigeonnier, installiert, Robe de Grammont, Betise, vis-à-vis, ennuciert, enchantiert, Assemblée, diabolische Delice, Malice, dupiert, nobler Spion, infamer Spion, Gout, Faiseur, blamieren, Canaillerien" und so fort in's Endlose. Das sind Ausdrücke und Massen von Ausdrücken, die sich nicht aus bloßer Gewohnheit und Bequemlichkeit erklären; sie gehen aus reiner Affenei hervor. Oder weiß jemand sonst einen haltbaren Erklärungsgrund? Die deutsche Lesewelt aber sollte Schriften und Werke, die in einer so unanständigen Sprache auftreten, zurückweisen, keine Bühne sollte solche Stücke aufführen und, wenn es eine thäte, sollten die Zuschauer das Stück auspfeifen. Der sprachsündige Verfasser würde bald Buße thun und sich gründlich bessern.

Neben Brachvogel will ich Paul Lindau erwähnen. Was Lindau in seinen zahlreichen Aufsätzen, Schriften und Stücken gesündigt hat, ist den Göttern nicht unbekannt. Aber wie versteht dieser Zeus seine Blitze zu schleudern, wenn ihm irgend ein Tüpfchen über irgend einem deutschen i mißfällt. In der „Gegenwart" (1879, Nr. 40) schilt er auf das „abscheuliche Wort Jetztzeit," das der Verleger (!) von Loeper's „Faust" in der Ankündigung des Buches gebraucht hatte, und beruft sich auf Rudolf Hildebrand (Grimm's Wörterbuch, IV.), „der mit Recht gegen diese »geschmackwidrigste Neubildung unserer Gegenwart« wettert." Wäre ich der Verleger von Loeper's „Faust," so würde ich mir erlauben, zu Lindau zu sagen: „Du Heuchler, zeuch am ersten den Balken aus Deinem Auge; darnach besiehe, wie Du den Splitter aus Deines Bruders Auge ziehest." Oder sollte er ohne Balken sein? Sollte er nur an einigen unbedeutenden Splittern leiden? Greifen wir einmal blind hinein in seine Werke: Da ist er schon, nicht der Balken, nein, ein ganzer Wald von „geschmackwidrigsten" Wörtern und Wortbildungen! Zuerst einen Blick in die „Harmlosen Briefe": maliziös, imponieren, opponieren, genieren, perpetuierlich, Chance, feuilletonistisch, der

Digitized by Google

desiguierte mysteriöse Thronca ndidat, imminent" — alles auf drei oder vier Seiten, und dazu noch eine Menge andrer gewöhnlicherer Wörter. Blättern wir weiter. „Der Erfolg!" Gleich auf der ersten Seite: brillant, brillant!" und dies „brillant" reißt nicht ab. „Provocatorisch, brillant, adieu, brillant, Feuilletonwitz, Requisit, Rendezvous, Cousin, obscur, impertinent, Dementi, plausibel, amüsant, amüsieren, explicieren, pikieren, intonieren, echauffieren, passieren, protestieren, calmieren, Pointe, sansfaçon, Bonvivant" — genug, ich mag ihn nicht weiter durchstöbern, diesen „Erfolg." Also „Tante Therese!" „Complicieren, constatieren, frappieren, ruinieren" — da sind sie auch wieder, diese unvermeidlichen ieren, die natürlich einer deutschen Dichtung zur besonderen Zierde gereichen. Das muß wenigstens die Meinung des Dichters sein, denn sonst hätte er sie ja vermieden. Vielleicht bringt er nächstens, infolge einer erhabenen dichterischen Eingebung noch essieren und trinkieren auf, damit unser Essen und Trinken den höheren Schliff kriege. Warum auch nicht? Der Italiener sagt ja trincare, der Franzose sagt trinquer, warum soll der Deutsche nicht „trinquieren" sagen? Das wäre ein so feines, zierliches, bezeichnendes Wort für kneipen, zechen und saufen. Doch ich vergesse die gute „Tante Therese." Also weiter: „Arrangement, Etablissement, vis-à-vis de rien, Arrangeur, Misère, excuse, Causense, Portière, Niveau, charmant." Vorüber, ihr Schafe, vorüber! Ich habe genug von dieser Dichtersprache. „Jetztzeit" scheint mir wahrlich ein Muster von Geschmack gegen diese Geschmacklosigkeiten und Geschmackswidrigkeiten. Aber Lindau ist und bleibt der Splitterrichter. In einer Besprechung von Fanny Lewald's „Vater und Sohn" (Gegenwart 1881, S. 171) wirft er der Verfasserin allerlei verwunderliche Ungewöhnlichkeiten ihres Stiles vor und mußt selbst den Ausdruck „stattgehabter Wechsel" und die Wendung „danach achte Dich" auf. Der Balken, der Balken!

Aehnlich treiben es die meisten neueren Schriftsteller.

Mit am ärgsten treibt es heutigen Tages die Ossip Schubin (Lola Kürschner). Folgender Satz aus ihrem „Erlachhof" wird das feine Sprachgefühl und den geläuterten Geschmack dieser Schriftstellerin in helles Licht setzen: „Auf zierlichen Tellern von Sèvresporzellan appetitlich geordnet wechseln goldgelbe Foisgrasbrötchen ab mit Foudants von Gouache und Petits-fours von Rabattais." Für wen ist denn solcher Unrath wohlriechend? Die Verfasserin muß eine absonderliche Nase haben.

Max Nordau war neulich einmal in Paris und da hat er so viel Französisch gelernt, daß er es nicht bei sich behalten konnte, sondern sogleich in sein angebliches Deutsch mit ausströmen mußte, das er schon halb verlernt hat. Ihm ist „première" ein feststehender Fachausdruck für die erste Aufführung eines Stückes und er braucht diesen widerwärtigen Ausdruck z. B. in einem Pariser Theaterbrief („Straßburger „Post 30. September 1885) ausschließlich und mit Behagen, einzeln und in Verbindungen: „Première, Premièrepublicum, Premièren-Saison, Premièrekarten, Habitués der Premièren, Register der Premièren." Aber auch von „fashionabler Badauderie, von Pointen und Mots, von Parasiten der Notorietät, von exquiser Reclame" und ähnlichem mehr spricht dieser deutsche Schriftsteller, dessen geistvolle und vornehme Schreibweise besonders geeignet sein würde, der deutschen Sprache bei Ausländern Achtung und Bewunderung zu erwerben.

Auch Julius Wolff, der so schnell zu großem Rufe gelangte, ist nicht frei von dieser unerfreulichen Einmengerei fremder Ausdrücke. Ganz besonders hat er es auf die Fremd-

Digitized by Google

wörter aus der Zeit unsrer alten höfischen Dichtung abgesehen, die glücklicherweise doch meist veraltet und unverständlich geworden sind. So bringt er z. B. in seinem „Rattenfänger von Hameln“ „foresten, faylieren, kalopieren, floitieren, trombonieren, Fabliaux, Maledij, Plumiten, Maygollin, Trefur, Bringat, Galrey, Bliat, Siglat, Palmat“ u. s. w. Viele und sogar wohl die meisten dieser Wörter sind in den Fremdwörterbüchern nicht zu finden, auch in den französischen und italienischen Handwörterbüchern nicht. Der Leserkreis seiner Dichtung kennt sie nicht und kann auch ihre Bedeutung nicht leicht ermitteln. Ueber alledem aber sind sie entstellend und geschmacklos. Aber Wolff liebt auch die in unserer Zeit gebräuchlichen Fremdwörter nur allzu sehr. Er erzählt von einem „devoten Gruße, von complimentieren, Pike haben, präsidieren, revidieren, präludieren, von Kurs, Spalier, Guirlande, Amouren und Grazie.“ Und er leistet sogar folgende zwei Verse:

„Gravitätisch präsentierend
Faßte der Trabant jetzt Posto.“

Wahrhaftig, da halt ich's mit dem wackern, ehrlichen Scheffel, der seiner Herrin aus der Hand fressen und ihre Fesseln tragen wollte, wie ihr Papegan:

„Alles thät' ich Dir wie jener,
Nur franzoisisch spräch' ich nicht.“

Auch im Bereiche des öffentlichen Lebens, in den staatlichen und städtischen Verwaltungen, im Verkehrswesen, im politischen und parlamentarischen Leben, in den verschiedensten öffentlichen Einrichtungen ist noch eine übermäßige Fluth entbehrlicher Fremdwörter vorhanden. Zwar ist gerade hier mancherlei besser geworden, seitdem im Jahre 1875 der Staatssecretär von Stephan eine Reinigung der Postsprache durchführte. In der Sprache der Gerichte und Gesetze, der Kriegsgeschichtsschreibung des Generalstabes und des Heeresdienstes, der Eisenbahnverwaltung und einiger anderer Zweige des öffentlichen Dienstes ist Manches gebessert und geheilt worden. Aber immer noch wuchert auch hier in üppiger Blüte die Fremdwörterpest. Ein Beispiel für alle.

Ich kaufte im vorigen Sommer in Frankfurt von der Main-Neckar-Bahn eine Fahrkarte nach Chiasso und zurück, also eine Rückfahrtskarte für Chiasso, und fand beim Durchlesen derselben, zum Theil in mehrfachen Wiederholungen, folgende Ausdrücke: „Billet, Avis, Transport, Coupon, Station, Revision, präsentierter Coupon, Reglement, Tour, Retourbillet, Controlcoupon, Coupierung, via, reducierte Taxe, Zusatzcoupon, Rabatt, Billet-Bureau.“ Kann das ein Deutscher verstehen, der nur seine Muttersprache spricht? Und macht solche Sprache uns Ehre oder Schande vor den in Deutschland reisenden Ausländern?

Es ließen sich noch Hunderte und Tausende ähnlicher Beispiele aus der Sprache des öffentlichen Dienstes und Lebens überhaupt beibringen.

Selbst die Schule in ihrer Dienstsprache leidet im hohen Grade an dem Uebel. „Exercitium und Extemporale, Proloco und Carcer, Censur und Semester, Abiturientenexamen und Maturität“ sind bekannte Beispiele für diese zahlreichen Wildlinge. Aber man verirrt sich selbst so weit, daß auf Uebersichtstafeln behufs Zurechtweisung im Schulgebäude nur „Souterrain, Parterre, Etage, Castellan“ u. s. w. vorkommen, wie das z. B. in dem Eingangsflure der Kreuzschule zu Dresden, eines Gymnasiums für deutsche (!) Knaben und Jünglinge, zu lesen ist. Uebrigens wird ja auch von amtswegen auf den Schulen förmlich Unterricht in der Fremdwörterei ertheilt, wie aus dem Hefte „Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauche in den preußischen Schulen; herausgegeben im Auftrage des k. Ministeriums u. s. w.“ satt-

Digitized by Google

sam erhellt. Unter den daselbst verzeichneten viertehalbtausend Wörtern zählt man nicht weniger als eintausendundfünfhundert fremde! In den anderen deutschen Staaten steht es nicht besser. Ja, das österreichische Regelheft enthält sogar unter 8687 Wörtern 3660 fremde. Der Schüler wird hiernach zu einer zärtlichen Vorliebe für die fremden Ausdrücke erzogen. Und was die Schreibung der letzteren angeht, über welche Anweisung gegeben wird, so ist da die Willkür, die allgemein herrscht, vollkommen beibehalten, eine grundsätzliche Ordnung aber nicht einmal versucht worden. Zusammengesuchter, nackter Erfahrungskram ist hier geliefert; und es ist so ein Stoff zusammengehäuft, wo jede wissenschaftliche Methode fehlt und dessen Bewältigung an das Gedächtnis des Schülers Riesenansprüche erhebt. Da verbannt man aus etlichen hundert deutschen Wörtern ein h oder ein e, nur damit der viel geplagte theure Schüler die Sache einfacher habe und sein Gedächtnis nicht so zu quälen brauche. Aber tausend französische Wörter, die bald französisch geschrieben, bald deutsch zugestutzt, bald halb französisch und halb deutsch zurecht gemacht sind: die soll er auswendig lernen. Und was lernt er damit? Die schöne deutsche Sprache verhunzen.

Denn leider steht es um die Sprache des täglichen Lebens, um die Sprache des Volkes zu Hause und auf der Straße, in Handel und Wandel nicht besser.

Betritt man eine lebhaftere und besonders eine der größeren und großen deutschen Städte und blickt um sich, so strahlen Einem hier ein „Café neuf," und dort ein „Restaurant impérial" entgegen; weiter stellen sich „Hôtel de Bavière, marchand tailleur, grand magasin pour nouveautés, dentiste, confection pour dames, bijouterie, bureau de change, Portier-Loge, Polizei-Bureau, Dental-Dépôt, vis-à-vis, Passage" und dergleichen mehr an. Es fehlt nur noch, daß die Straßennamen auch in französischer Sprache geschrieben wären, und man würde glauben, sich in einer französischen Stadt zu befinden. Und Derartiges bietet man uns, wagt man uns zu bieten! Leider fehlt eben bei den Urhebern solcher Schilder und Anschläge alle und jede Ahnung davon, daß die Mehrzahl der Einwohner dieser guten deutschen Städte doch nicht französisch versteht, es fehlt jede Spur von Scham darüber, daß die Häuser einer ehrlichen deutschen Stadt mit französischen Wörten befleckst werden. Und tritt man an eine Anschlagsäule heran, um die Tagesankündigungen zu lesen, so erfreut sich das Auge an „grand bal paré, concert d'élite, soirée dansante, cercle d'amusement, matinée, Schauspiel-ensemble, réunion" und anderm mehr.

Im Hause setzt sich diese Wälscherei und Quatscherei fort. Da gibt's „Causeuse, closet, chaise longue, rouleaux, stores, portière" u. s. w. Man wird von einem „portier" in die zweite „étage" gewiesen, von einer „gouvernante" oder „bonne" eines Besseren belehrt und ins „parterre" geschickt, wo man denn auch an der Wohnungsthüre den gesuchten Namen und ein Kästchen mit der Aufschrift „Lettres" oder „Cartes de visite" findet. Zufällig kommt auch gleich eine fein gekleidete Frau herbei und steckt ihre Besuchskarte „Marie Schultze née Müller mit Anstand in besagtes Kästchen hinein. Man ist völlig empfindungslos gegen solche beschämende Affereien, die in keinem anderen Lande der Welt möglich wären.

Und nun gar die Unterhaltung im Hause, in der Familie, in der Gesellschaft! Da schwirrt's durch einander von „amusieren, ennuyieren, broullieren" und tausend andern ieren, von „suffisant" und „dégoûtant," von „affaire" in allen Zusammensetzungen, von „charmant, adieu, plau-

Digitized by Google

sibel renonce“ u. s. w. — von „diner, souper, déjeuner.“ Festmahl, Mahl, Festtafel, Mittagsmahl, Schmaus, Mittagsessen, Mittagstisch, Mittagsbrot, Festessen, Tafel, Gelage, Gastmahl und andere Ausdrücke hat die deutsche Sprache in ihrem Reichthume; aber der biedere Deutsche verschmäht sie und sagt — „Diner.“ Und dabei hält er noch Denjenigen, der so armselige Ausdrücke, solche „Diners, Dejeuners, Soupers“ seinerseits verschmäht, für ungebildet. Es ist zu abgeschmackt!

Ein sehr beliebtes Modewort der Unterhaltungssprache ist jetzt „enorm“ und noch mehr „brillant.“ In diese Ausdrücke werden hundert und tausend deutsche Begriffe eingeschachtelt und eingequält, während die eigentliche Bedeutung der beiden Wörter ganz abhanden gekommen ist. Alles ist „enorm,“ auch was ganz der norma gemäß ist, und alles ist „brillant,“ auch was gar nicht glänzt. Namentlich das „brillant“ wird täglich beliebter; es wird selbst von den zierlichsten Dämchen „brilljandt“ ausgesprochen und erscheint im Deutschen noch viel unausstehlicher,“ als es Börne schon im Französischen fand. Der Stiefel sitzt brillant, die Pattei singt brillant, der Zug fährt brillant, der Kaffee schmeckt brillant; man schläft brillant, tanzt brillant, amüsiert sich brillant und hat sogar eine brillante Gesinnung. Man spricht von einer brillanten Cigarre, von brillantem Käse, einem brillanten Kauf, einem brillanten Vortrag und einem brillanten Rock. Man gibt einem brillanten Kerl von brillanter Gesundheit in seiner eigenen brillanten Wohnung eine brillante Ohrfeige und glaubt eine brillante Geschichte ausgeführt zu haben. Dieser brillante Kohl ist wirklich zu enorm.

Und wie sieht's bei den Künstlern aus, von denen der Dichter sagt, daß „der Menschheit Würde in ihre Hand gegeben“ sei? Nüance, Colorit, Incarnat, clairobscur, Estampe, lasieren“ und hundert andere ganz entbehrliche wälsche Ausdrücke sind da gang und gäbe. Aus dem niederdeutschen „Männeken“ oder „Manneken“ haben die Franzosen „mannequin“ gemacht, und der deutsche Künstler, im Hochgefühl der Würde seiner Nation, nennt natürlich pflichtschuldigst sein Gliederpüppchen nun auch „mannequin,“ möglichst durch die Nase gesprochen. Freilich in ein „Attelsch“ paßt ein „Mannekäääängh“ auch viel besser.

Die widerwärtige Gewohnheit der Kaufleute und Gewerbetreibenden, mit fremden Ausdrücken sich zu spreizen, führt fort und fort zu neuen Erfindungen und Einführungen. Und doch haben wir schon mehr als übergenug davon, schon allein an dem entsetzlichen Börsenkauderwälsch. Sie schreiben in ihren Läden „prix fixes“ und „Detailverkauf zu Engrospreisen,“ empfehlen ihre „Comptoir-Utensilien in allen Qualitäten nach Preiscourant, effectnieren und retournieren, creditieren“ zwar, aber setzen lieber unter ihre „Notas pour acquit,“ und ziehen „principiell per comptant“ vor.

Ich drucke hier noch als eines der ärgsten Beispiele dieser wüsten Sprachenmengerei eine Ankündigung aus der „Voßischen Zeitung“ wörtlich ab nur mit Hinweglassung des Namens des betreffenden Kaufmannes, denn ich will diesem großen Sünder nicht den Vortheil zuwenden, daß hier auf sein Geschäft aufmerksam gemacht werde:

Occasion pour Dames.

Erstes Special-Etablissement
für Nouveautés in eleganten
Jersey-Tricot-Taillen,
Genre-tailleur. Tailor-made,
à 4, 6, 8, 10—20 Mk. (aus Cachemir-Wolle).
Costume-Jupons in Wolle, Cheviot
etc. à 20, 25—50 Mk. nach neuesten
Pariser Façons, sowie Originale.
Jersey-Bazar ....
Detail-Verkauf und Muster-Lager
I. Etage. en gros—export. I. Etage.

Digitized by Google

Wie man bemerkt, ist hier mit der französischen Sprache ebenso schmählich umgegangen worden, wie mit der deutschen.

So arbeiten Behörden und Verwaltungen, Schriftsteller und Dichter, Gelehrte und Ungelehrte, Schule und Haus, Handel- und Gewerbetreibende, Kaufleute und Fabrikanten, Schneider und Putzmacher, Gastwirte und Bierschänker, Köche und Haarkräusler an der deutschen Sprache und deren Weiterbildung! Sie alle aber finden ihren starken und breiten Rückhalt in den Zeitungen, die der eigentliche Hort der Sprachfudelei sind. Arbeiten doch die Zeitungen, mit wenigen Ausnahmen, Tag für Tag, morgens und abends, beharrlich auf die Verderbung der deutschen Sprache los!

Manches ließe sich zur Entschuldigung der Zeitungsschreiber anführen. Die Hast des Schreibens für ein Blatt, das jeden Tag, ja täglich zwei- oder dreimal erscheint, gestattet oft keine Ueberlegung; es wird darauf los geschrieben, wie eben die Tinte aus der Feder fließt. Auch mag's ja leichter sein, ohne viel Nachsinnen zu sprechen und zu schreiben, was über die Zunge und die Feder läuft, als auf seine Sprache anständig und schicklich zu halten. Dieses setzt Erziehung, Bildung und Willen voraus, während jenes in sprachlicher Hinsicht ein ungezogenes Sichgehenlassen bedeutet.

Dazu kommen dann die Entlehnungen der einen Zeitung von der andern, und, was noch viel schlimmer ist, die Entlehnungen aus den sogenannten „Correspondenzen," welche die Parteien oder für dieselben einzelne Unternehmer herausgeben, denn diese werden, da sie oft nur das Mittel zum Gelderwerb sind, häufig in sehr schlechter Sprache abgefaßt. Diese Entlehnungen schneidet man kurz und einfach aus dem Quellenblatte aus, und mit den Ausschnitten gehen dann auch die Wildlinge und sonstigen Verstöße in die nachdruckende Zeitung über; denn meist ist ja gar keine Zeit vorhanden, auch nur im geringsten die sprachliche Feile anzuwenden — vorzugsweise wenn man dazu keine Lust hat und zu dieser Arbeit keine geeignete Kraft bezahlen will.

Das Bild, welches ich den bisher gegebenen Ausführungen von der deutschen Sprache, wie sie heutzutage so vielfach gesprochen und geschrieben wird, zu zeichnen suchte, ist wahrlich schlimm genug. Die Frage ergibt sich von selbst: Ist diese also durchsetzte und durchflickte Sprache noch deutsch zu nennen? Ich achte sie nicht dafür.

Zwei Geschichten aus der Großstadt.

Von **Eduard Pötzl.***)

Peter Schöberl, der Redacteur.

Im Angesichte der siebenhundertjährigen Liebfrauen-Thürme hauste Peter Schöberl, der Redacteur. Er bewohnte das erste Stockwerk seines alten, winkeligen Erbhauses, auf dessen Stiege man nur durch einen dunklen Tuchladen im Erdgeschosse gelangen konnte. Ein niedriges Zimmer mit einem Erker war die eigentliche Geisteswerkstätte des von der ganzen Stadt gefürchteten Mannes. Der staubige, unwohnliche Raum zeigte

*) Siehe Bücher.

Digitized by Google

sich an einzelnen Stellen bis zur rauchigen Decke mit Büchern gefüllt. Doch standen sie nicht auf Regalen, sondern waren regellos zu Haufen geschichtet, die meisten nicht einmal aufgeschnitten, viele noch in dem Umschlage des Buchhändlers mit der hinzugebundenen Rechnung. So lagen sie auf den altmodischen Kasten, auf Stühlen und Tischen und selbst auf den Dielen herum. Jeder Schritt stöberte den Staub von ihnen auf, der sich dann mit dem Qualm aus des Redacteurs mächtiger Meerschaumpfeife vermengte und das Gemach mit einem unbeschreiblich häßlichen, beizenden Geruch erfüllte.

Der Schreibtisch des Redacteurs, ungefähr von dem Umfange eines Billards, stand in der Mitte des Zimmers. Er wuchs aus Bücher- und Zeitungsmassen heraus, die fast bis an den Rand des Tisches reichten. Auf der Platte desselben schlummerten unter einer dicken Staubschichte die alten Jahrgänge der unter der Redaction Peter Schöberl's entstandenen vielnamigen Preßerzeugnisse. Der Redacteur selbst aber pflegte an einem kleinen Tischchen im Erker zu schreiben, weil er so kurzsichtig war, daß seine Nase stets das Papier streifte. Wenn er dies auf dem großen Tische that, so blies er den schrecklichen Staub dort auf und dieser flog so wild herum, daß der Redacteur beständig lästigen Anreizen zum Nießen ausgesetzt war.

An dem Erkertischchen malte mit Gänsefeder und großen Buchstaben Herr Peter Schöberl seine berühmten Artikel. Seine Riesengestalt sank dabei in einem gepolsterten Lederstuhle zusammen, das Tischchen ächzte unter der schweren Hand des Schreibenden und ein morsches Spinett in der Ecke jammte die fürchterlichen Laute mit, welche sich dem ergrimmten Manne von Zeit zu Zeit entrangen; denn Herr Peter Schöberl schrieb nur, wenn er seine Seele von dem furchtbaren Zorn entlasten wollte, der sie bedrückte. Er schalt, pfiff und höhnte seine Gegner laut aus, während er schrieb.

In den Pausen, da er neue Kräfte sammelte, trat seine Hünenfigur an das Erkerfenster, um nach den Liebfrauenthürmen zu schauen. Sie bildeten das Wahrzeichen der Stadt nicht allein, sondern auch seiner Begeisterung. Außerdem fanden seine großen, runden, kurzsichtigen Augen keinen anderen Ruhepunkt. Selbst ein Elefant auf dem Platze unten würde von ihm unbemerkt geblieben sein. Man erzählte sich ja von seiner Person zuerst, was dann zur Anekdote ward, daß er bei einem nächtlichen Spaziergange auf dem Stadtglacis mit höflicher Verbeugung einen Leuchtkäfer um Feuer angesprochen habe.

Die Leute in der Stadt meinten, es sei mit seinem Kopfe nicht ganz richtig, wenn sie Peter Schöberl an dem Erkerfenster stehen und aufgeregt zu den Thürmen der Pfarrkirche hinüber sprechen sahen. Sie wußten nicht, daß er die beiden gigantischen, altersschwarzen Gesellen als seine Freunde betrachtete und ihnen den furchtbaren Inhalt seiner eben in Arbeit befindlichen Artikel vorsagte. Es war ja kein menschliches Wesen um ihn als eine alte Haushälterin, Namens Leni, welche an Taubheit und infolge des Staubes, den sie nicht beseitigen durfte, auch an ewigem Schnupfen litt.

Die jungen Leute, welche er ursprünglich zu seinen Schülern im Zeitungswesen heranziehen wollte, hatten niemals den nöthigen respectvollen Ernst bewahren können, wenn er ihnen seine Ideen entwickelte. Er warf daher einen nach dem andern vor die Thüre und blieb allein, allein mit seinen thurmhohen, ernsten, stillen Freunden an der Pfarrkirche drüben, deren Anwesenheit ihn auch des Nachts erfreute, wenn er zum Wohle der dummen schlafenden Stadt über einen neuen Artikel grübelte und ihm dabei das Lichtlein aus der Thurmstube gewissermaßen

Digitized by Google

aufmerksam und ermunternd zublinkte.

Es waren merkwürdige Artikel, welche Herr Peter Schöberl mit Gänsekielen niederschrieb, und seltsame Blätter, die seinen Namen trugen. Er stammte aus einer uralten, wohlhabenden Bürgerfamilie, deren Sprossen alle ehrsamen Handel trieben, nur Peter nicht. Dieser folgte einem dunklen Drange, unerhörte Dinge zu verrichten, indem er Redacteur wurde. Allmonatlich wechselte er den Titel seines Blattes, nannte es bald den „Unbändigen," bald den „Bettelrichter," und was dergleichen verheißungsvolle Titel mehr sind. Darin züchtigte er seine Mitbürger ohne Unterschied der Partei mit Scorpionen. Seine Schreibart war stilistisch etwas mangelhaft, aber von tadelloser Grobheit. Es steckte etwas Hinterwäldlerisches in ihr, ohne daß Peter Schöberl jemals ein amerikanisches Journal zu Gesichte bekommen. In der Polemik mit dem Wochenblatte und der Stadtzeitung waren Phrasen der nachstehenden Art ganz gewöhnlich:

„Der ausgehungerte Schreiberesknecht vom Wochenblatt vertritt die hirnrissige Ansicht, daß der Stadtgraben verbaut werden soll. Wir hegen nur den einen sehnsüchtigen Wunsch, diesen elenden Schmierfinken eigenhändig im Stadtgraben noch vor dessen Verbauung ertränken zu können und wir thäten es auch, wenn Einem nicht so viele Umstände gemacht würden mit jedem harmlosen Vergnügen. Jedenfalls wird der übergeschnappte Federfuchser gut thun, uns bei einer Begegnung in der Nähe des Stadtgrabens auszuweichen. Caveant consules!"

Oder:

„...Da geht ein hatscheter*) Kerl in der Stadt herum, der sich Mephisto unterzeichnet und die erstaunliche Frechheit hat, Verserln auf uns zu machen. Jawohl, Verserln! Er muß seinen zersprungenen Hirnkasten noch mit Verserln ganz aus dem Leim bringen, er gibt nicht eher Ruh. Und da gibt es noch blöde Kälber, welche über so was lachen. Die Bande ist einander wert. Doch der Lateiner tröstet sich mit einem Quosque tandem und geht über so bedauerliche Schafsköpfe zur Tagesordnung über . . ."

Am Tage des Erscheinens einer so schlagenden „Abwehr" wiegte sich die massige Figur Peter Schöberl's voll Behagen durch die Straßen. Seine weite Blouse blähte sich wie ein Segel und die runde Feldmütze saß tief im fleischigen Nacken. Er hoffte, daß der „ausgehungerte Schreiberesknecht" oder der „hatschete Mephisto" ihn begegnen und ihren Aerger zu erkennen geben würden. Allein, da er so kurzsichtig war, genoß er niemals diese Genugthuung, obschon der stets herumschleichende „Mephisto" ihm oft genug fast zwischen die Beine kam, aber es vorzog, ohne bedeutliche Auseinandersetzungen mit diesem Gargantua fachte davonzuhinken.

Eines Tages kam der Redacteur Peter Schöberl nach vollbrachter Hinrichtung eines städtischen Armenvaters in das National-Kaffeehaus, um da die Wirkung seines Artikels zu befühlen. Zwei bekannte Stichler setzten sich zu ihm und begannen ein Gespräch:

„Herr von Schöberl, unsere Gratulation. Alle Achtung! Der hat gnua für Lebenszeit."

„Bitte — bitte," erwiderte der Redacteur in seiner Manier, ruckweise zu sprechen. Dabei öffnete er die Augen weit und schloß sie wieder halb, um vielleicht doch die beiden Sprecher zu erkennen. Er gab jedoch dieses Unternehmen sofort als hoffnungslos auf und sagte:

„Unverfälschte Worte, meine Herren — unverfälschte Worte... Gemeinwesen... Ordnli einifahr'n...

*) Hinkender.

Digitized by Google

Ka Blatt vor'm Mund... Ka Süaßholzrasplerei... Gibt's net... Liga der Unverfälschtheit... Ehrenmänner... Hab wohl auch die Ehre mit Abonnenten?..."

„Ja freili, mit Zustellung in's Haus. Wie's uns da sehn, Herr von Schöberl, sein wir längst einig, daß nur durch Sie die zahlreichen Uebelstände aufgedeckt werden können, welche dahier sich fühlbar machen."

„Bitte — bitte, meine Herren .. sehr freundlich von Ihnen... hör aus ihrer Sprach hochgebildete Männer heraus... mir eine Ehre .. nur sagn... ich schlag drein."

„Ja und in gleicher Weise Maßnahmen zu verhüten, welche nur geeignet sind, unserer Stadt in der Meinung Europas zu schaden. Sie wissen ja das Neueste."

„Nein, ich weiß nix," stieß der Redacteur heraus und sein weitläufiges Antlitz röthete sich vor Wuth bei dem Gedanken, daß man wieder eine öffentliche Angelegenheit vor ihm verheimlicht habe.

„Na, die Pfarrthürm, die Thürm von der Frauenkirchn wollen's abtragn," erzählten die beiden Stichler, bloß um Peter Schöberl zum Besten zu halten, denn es dachte Niemand an eine solche That. „Wahrscheinlich schauns ihnen schon z'alt aus, die Thürm, und sie möchten a paar junge hinsetzen und..."

Peter Schöberl ließ sie nicht aussprechen. Er stürzte fort, rannte mehrere Menschen auf der Straße nieder und keuchte in sein Erkerzimmer hinauf.

Da standen sie, die beiden Thürme in ihrer Erhabenheit und Ehrwürdigkeit. Diese Zeugen einer ruhmvollen Vergangenheit sollten der Neuerungssucht von Vandalen zum Opfer fallen? Nimmermehr! Peter Schöberl nahm augenblicks den Federkiel und schrieb für eine Extra-Ausgabe unter dem Titel:

Die Thurmmörder
oder:
Hunnen und Hundlinge

den blutigsten Artikel seines Lebens. In demselben forderte er nach ungefähr fünfzig mehrfach qualificierten Ehrenbeleidigungen, begangen an den angesehensten Würdenträgern der Stadt, zur Verhaftung der Urheber des ihm glücklicherweise noch rechtzeitig zur Kenntnis gekommenen Projectes der Thurmabtragung wegen versuchter boshafter Beschädigung fremden Eigenthums auf.

Die ganze Stadt lachte am nächsten Morgen und natürlich dachte kein Mensch daran, die Sache auch nur für einen Moment ernst zu nehmen. Peter Schöberl aber, als er sah, daß Niemand Hand an die Thürme legte, betrachtete sich als den Retter derselben und es schwoll ihm der Kamm ganz erklecklich. Er versäumte von da an nicht leicht, in seine Artikel das stolze Selbstlob einzuflechten:

„Wir, die wir durch unseren unvergeßlichen Vandalenfeldzug der Stadt ihr köstliches Bauwerk wider den Ansturm himmelschreiender Esel bewahrt haben, wir dürfen uns wohl herausnehmen u. s. f."

Und so trieb Peter Schöberl noch jahrelang im Angesichte seiner geliebten Thürme zur stillen Heiterkeit der Zeitgenossen seine wunderliche Schriftstellerei, bis man ihn einmal todt im Lehnstuhl fand. Das Zügenglöcklein auf dem einen Thurm läutete für den todten Freund ganz besonders lang und tiefschmerzlich klagend, und die verrosteten Wetterhähne auf den Thurmspitzen drehten düster knarrend ihre Köpfe nach dem vereinsamten Erkerzimmer...

Armer, armer Peter Schöberl! Ein trauriger Zufall hat es gefügt, daß Deine Thürme ein Jahrzehnt später in der That hinfällig und abgetragen worden sind. Kürzlich war in den Zeitungen davon zu lesen. Heute sind sie

Digitized by Google

nicht mehr. Selbst Peter Schöberls flammende Artikel vermochten nicht, eine Gewalt zu brechen, welche Thürme und Menschen in ihrem Bestande untergräbt — die Zeit.

Ein neuer Kalender.

(Für Ehemänner.)

Mein Freund Gerhard hatte eine Frau, die er sehr liebte, obschon sie eifersüchtig und von zänkischem Wesen war. Er liebte sie mit jener ruhigen Neigung, welche dem braven Ehemanne ziemt, während die hübsche, sonst recht gescheite Frau eine schwärmerische Minne verlangte, so ungefähr, wie sie Ritter Ulerich von Lichtenstein, von dessen Thaten in unserer Gegend sie gelesen, seiner schönen Frawe gewidmet. Frau Bertha empfand ein dunkles Verlangen, Tag für Tag von ihrem Manne erstritten zu werden, sie hätte aufgejubelt, wenn Gerhard, von den Furien der Eifersucht gepeitscht, ein Blutbad unter den harmlosen Passanten angerichtet hätte, die an seinem Hause vorbeigiengen, wenn er vom Bureau heimkehrte. Gerhard aber dachte an derlei Heldenstücke nicht im Schlafe, sondern kam friedfertig aus seinem Bureau, räkelte sich behaglich und fragte, was es zu essen gebe.

Reizte schon dieser Gleichmuth Frau Bertha beharrlich zu spitzigen Bemerkungen, so brachte sie eine andere Eigenschaft — sie nannte dieselbe natürlich ein Laster — in hellen Grimm. Gerhard war nämlich zerstreut und vergeßlich, letzteres insbesondere und höchst merkwürdiger Weise in Bezug auf den jeweiligen Ausgang der fast täglichen Scharmützel in seinem häuslichen Kriege. Um die Sache deutlicher zu machen, will ich einige dieser Scenen, wie sie von ihm geschildert worden, hieher setzen.

Eines Tages erscheint Gerhard ein bißchen verspätet zum Mittagstisch und wird von seiner Frau mit Blicken empfangen, die an Furchtbarkeit die drei Richter in der Unterwelt zu überbieten scheinen.

„Wo kommst Du her?“ fragt Frau Bertha düster.

„Wo soll ich denn herkommen, direct aus dem Bureau, es war halt viel z' thun,“ antwortete Gerhard und will seiner Frau die Wange tätscheln. Frau Bertha aber wehrt mit drohend feierlicher Geberde ab, wie eine zürnende Priesterin, und fährt fort:

„Das kannst Du wem Andern erzählu, Du ausgefinkelter Mensch. Glaubst Du wirklich, daß ich mich noch lange von Dir betrügen laß mit solche Ausreden? Nein, ich habs satt. Ich bin zu stolz, um Dir nachzuspioniern, aber ich weiß, was ich weiß, und duld das nicht länger. Glaub nicht, daß das Eifersucht ist, das wärst Du gar nicht wert. Aber lächerlich laß ich mich nicht machen und..“

„Aber, ich bitt Dich, Schatzerl, meine Collegen und der Bureauvorstand sind ja Zeugen ..“

„Schöne Zeugen das, einer so schlecht wie der andere; betrügen alle mitzsamm ihre armen Frauen und gebn dann für einander falsches Zeugnis ab — die richtige Meineidgenossenschaft.“

„Ich bitt mir das aus, meine Collegen sind ehrenhafte Männer! Da sind wir gleich fertig, wenn Du so zu reden anfangst.“

„Ah, das wird ja immer schöner! Also, Du nimmst wildfremde Leute gegen mich, Deine Frau, in Schutz? O Gott, was für ein unglücklicher Wurm bin ich an der Seite eines so gefühllosen Wüstlings.“

„Wüstlings? Du, ich sag Dir, jetzt hört sich der Spaß auf. Das geht gegen meine Ehre. Wenn ich ein Wüstling bin... dann bist Du eine sentimentale — Nocken!“

„Grundgütiger Himmel, nimm das Wort zurück, es tödtet mich, nimm's zurück!“ haucht Frau Bertha.

„Nein,“ trotzt Gerhard, „ich muß Dir einen Herrn zeigen. Uebrigens

Digitized by Google

is an ein' Nockerl noch Niemand gstorbn."

Frau Bertha wird von einem Weinkrampf ergriffen, eine trübe Wolke schwebt über dem Mittagessen, die beiden Gatten trennen sich für den Nachmittag unversöhnt.

Und nun kommt das eigentliche Verhängnis Gerhards, des Zerstreuten. Im Laufe des Nachmittags vergißt er nämlich ganz und gar die geschilderte Scene, ja er erinnert sich sogar nicht mehr, daß er von seiner Gattin so böse geschieden, sondern kommt vergnügt wie ein gesunder Laubfrosch nach Hause.

„Grüß Dich Gott, Schatzerl, Bussi, Bussi!" schmeichelt er schon beim Eintreten.

Zwei eisige Augen starrten ihn aus einer weiblichen Statue des beleidigten Rechtes an. Die Statue bleibt auch stumm wie Marmor.

„Ja, was hast denn, Engerl, bist am End krank?" forscht Gerhard theilnahmsvoll.

Schweigen.

„Maria Taferl, es wird Dir doch nicht die Red verschlagn hab'n, wär ja ewig Schad um das liebe Goscherl. Was hast denn wieder auf dem Herzen, was für ein ruchloses Verbrechen liegt mir zur Last, lieblichste der Frauen?"

„Du pflichtvergessener Patron, Du liebloser Bandale," platzt jetzt Frau Bertha los, „also so wenig bin ich Dir, daß Du auch nicht einen Augenblick in dieser ganzen Zeit daran gedacht hast, daß Du mich in fast sterbendem Zustand mittags hier zurückgelassen hast? Das setzt Deinem Benehmen die Krone auf. Mein Gott, mein Gott, wenn das meine Eltern wüßten! Die gute Mutter, wie hat sie mich immer vor Dir gewarnt, weil Du so was Böses in den Augen hast, so was von einem Blaubart. ."

„O, verflucht und zugedeckt," denkt Gerhard, da bin ich mit meiner Vergeßlichkeit wieder schön hineingefallen." Und es bleibt ihm nichts übrig, als die „gute Mutter" sammt dem „Blaubart" für diesmal sanft hinunterzuschlucken und noch recht freundliche Worte zu geben, welche sich sämmtlich um die Vorspiegelung drehen, er habe sich nur so vergeßlich gestellt, um die von ihm so tiefbeklagte Scene nicht neuerdings aufzuwärmen. — Endlich kommt die Versöhnung zustande, aber Frau Bertha benützt diesen passenden Anlaß, um mindestens drei Tage mit einem leidenden Antlitz herumzugehen und mit verschleierter Stimme ungeheuer lange und bissige Abhandlungen über die zunehmende Verrohung des Männergeschlechtes im Allgemeinen von sich zu geben.

Ein ander Mal kommt nach einer solchen Scene, welche der oben geschilderten so ähnlich ist, daß ich gar nicht den Raum zu ihrer Wiederholung verschwenden will, sofort eine Aussöhnung zustande. Herr Gerhard vergißt nun auch die Aussöhnung, wie er vordem den Groll seiner Gattin vergessen hat, und er erscheint nach einigen Stunden Abwesenheit vor seiner Frau mit einem unheilkündenden Antlitz, wie Hamlet vor seiner Mutter. Dabei schlägt er die Thüre hinter sich zu, wirft den Stock geräuschvoll in eine Ecke und sagt nichts als ein karges, kurzes, herausforderndes „G'n Abend!" — Frau Bertha schlägt die Hände über den Kopf zusammen.

Ja, sag mir nur, Du Wildling, was soll das bedeuten, was rumpelst Du denn so herein wie der Böse?"

„Das wirst Du wohl noch wissu; so vergeßlich kannst nicht sein, daß Du nicht mehr weißt, was heut wieder zwischen uns gschehn ist."

„Aber, Gerhard, mir scheint, Du bist dem Brünnlfeld zu nahe kommen. Haben wir uns nicht versöhnt, hast Du mir nicht beim Abschied noch ein langes Bussel hinaufdruckt?"

Die niederschmetternde Wahrheit dieser Worte dämmert alsbald in Gerhards zerstreutem Kopfe auf und er

Digitized by Google

muß wieder ganz lästerlich lügen, um seine empörte Gattin zu überzeugen, daß er sie nur auf die Probe stellen gewollt . . Ungewitzigt von diesen drückenden Erfahrungen, vergaß er dennoch eines schönen Tages, daß seine Frau ihm nach einem außergewöhnlich geräuschvollen Streite angedroht hatte, noch heute die Koffer zu packen und zu ihren Eltern zu fahren. Wohlgemuth pfeifend betrat er seine Wohnung und fand Frau Bertha weinend, auf einem Ungethüm von Koffer sitzend: ein Modell zu Ariadne auf Naxos.

„Jegerl, was is gschehn bei Dir zu Haus?" war seine ängstliche Frage.

„Gott sei Dank, nein, Du Rabengatte," schluchzte Frau Bertha, „Dich und Deine unmenschliche Behandlung hab ich fliehen wollen, und jetzt hab ich den Zug versäumt, weil ich auf Dich, Ungeheuer gewartet hab, ob Du mich nicht doch anflehst, zu bleiben."

„Zug versäumt?" meinte Gerhard zerstreut: „Na tröst Dich, vielleicht kannst mit ein' spätern Zug fahrn."

Was auf diese in der That unvorsichtige Bemerkung folgte, entzieht sich der Beschreibung. Es machte aber so starken Eindruck auf Gerhard, daß er von diesem Augenblicke an beschloß, sein Gedächtnis für derlei in seiner Ehe nun einmal unvermeidliche Vorkommnisse zu stärken. Zu diesem Zwecke schaffte er sich einen kleinen Kalender an und trug auf den weißen Blättchen neben dem Tagesregister jedesmal gewissenhaft Anlaß, hauptsächliche Beleidigungen und Ausgang in den einzelnen Streitfällen ein. Vor kurzem zeigte er mir diesen seinen „Differenzkalender," wie er ihn nannte. Es gab nur mehr zwei leere Blätter darin — November und December. Ich las z. B.:

17. October. Verhältnismäßig kleine Scene wegen Freund Leon, mit dem ich per Du geworden. Bertha meinte, daß dies nur bei einer schamlosen Orgie geschehen sein könnte. Wichtigste Kränkung: Lump, Schlemmer. Ich bös. Keine Aussöhnung. Dabei verblieben. Also gekränkt thun heute Abend!

„Nun, und bewährt sich dieses System?" fragte ich lachend.

„Ausgezeichnet!" versicherte Gerhard. „Ich kann meiner lieben Bertha jetzt kalendarisch genau beweisen, wie viele — unvergeßliche Stunden sie mir bereitet.

Mancherlei Betrachtungen am Abend.

Von **Hans Malser.**

Abendgedanken eines Reichen.

Wunderlich, wunderlich! Der schönste Tag hat ein Ende. Natürlich, er war müde vor lauter Sonnenschein und Gottessegen, jetzt sinken ihm die Augen zu. Ich soll schlafen gehen? Bin noch nicht müde, habe nicht Lust, ein Stück Leben zu versäumen, denn die verschlafenen Stunden, heißt es, werden nicht vergütet. Wenn ich die schönen frohen Stunden, die ich im Schlafe nicht brauche, per Eilpost einem guten Freunde schicken könnte: nütze sie, aber vergiß nicht, morgen früh sie wieder zurückzusenden, vor acht Uhr brauche ich sie nicht, doch daß sie um dieselbe Zeit sicher da sind!

Es ist recht unangenehm, ganze

Digitized by Google

Theile seines Lebens in Nacht und Traum zu tauchen. Dazu ist der Traum manchmal niederträchtig, macht Einen zu einem armen Teufel, ohne daß man wirklich bestohlen ward oder schlecht auf der Börse speculiert hatte: macht Einen zu einem armen Sünder, ohne daß man eigentlich gesündigt hat, führt Einen, ohne daß man sich wehren kann, die Stufen des Galgens hinan und man muß noch froh sein, wenn man in dem Moment erwacht, als Einem der Henker den Strick um den Hals wirft.

Eine sehr schlimme Sache ist, daß man von seinem Vermögen auch während des Schlafes Steuer zahlen muß und nicht mehr von der schönen Welt hat, als der Bettelmann. Ja, ich habe den Bettelmann sogar schon um den süßen Schlaf beneidet; der Kerl ist so unverschämt, und träumt den anständigen Leuten ihren Reichthum, ihr Ansehen, ihre wohlbesetzten Tafeln und ihre Weiber weg.

Uebrigens kann auch Unsereiner die Nacht besser anwenden, als zu schnarchen. Es gibt Käfer, die in der Nacht leuchten, und wenn man so einen lieben Käfer im Gelasse hat, ist man der Sonne gar nicht ungehalten, daß sie untergeht.

Das Schlimmste wäre, wenn der Tod aus Versehen in der Nacht anstatt eines alten Pründers, mich, den sehr lebenslustigen Mann erwischte. Es wäre ja an und für sich vielleicht nicht so arg, das Loos mit jenem Junker zu theilen, der des Abends frisch und gesund zu Bette gieng, und des Morgens, als er aufwachte, sich manstetod gefunden hat. Aber das könnten wir später einmal machen, etwa nach siebzig oder achtzig Jahren. Bishin wollte ich vielleicht recht gerne von der Million eine Rippe fahren lassen, um mir damit einen Tod ohne Sterben zu erkaufen. Das Sterben, sagt man, soll verteufelt unangenehm sein, wer's nicht gewohnt ist. Ein echter Lebemann sollte recht viel Fleisch und Blut und Mark haben, aber kein Gerippe und keinen Knochenschädel, wodurch man den Tod gleichsam lebendig mit sich umherschleppt und Fleisch und Blut nichts als eine Emballage des Todes ist.

Wenn es in dieser Nacht aus sein sollte, so möchte ich morgen meine Erben sehen. Das Gelächter. Zwar anfangs weinen sie, später streiten sie, und ganz zuletzt lachen sie. — Verdammt, ich glaube gar, daß ist schon ein Stück Traum, wie kämen mir sonst lachende Erben in den Kopf! — Prrr, diese Finsternis! Ich bin sie nicht gewohnt; mach, Fortuna, daß bald wieder die Sonne aufgeht.

Abendbetrachtung eines Pessimisten.

Willkommen, schweigende Nacht mit Deinem schwarzen Mantel! Viele halten sich für unglücklich, aber nur Wenige wissen es, wie wehe die Sonne den thränenfenchten Augen thut. In der Blume, im schimmernden Wassertropfen, im schillernden Stein, in der leuchtenden Wolke sieht man sein Elend blühen. Daß man es doch so grausam ernst nimmt, dieses Athmen und Herzklopfen auf zwei Beinen! Ein Stückchen Erde anzuschauen: wie Nichts, wie lächerlich Nichts! In kurzer Weile bist auch Du so etwas, worüber ein Nachkomme lacht, weil es nichts ist. Was sind wir denn mit all unseren Sinnen und Leidenschaften, mit unserem Mark in den Knochen und Phosphor im Gehirne, als Humus für ein folgendes Geschlecht? So ein klein bißchen Humus, man kann ihn kneten, man kann einen Topf daraus machen für Erbsen oder Kartoffeln, oder für etwas Anderes. Töpfe und Tröpfe, denn in besonders vornehmer Zusammensetzung wird ein Mensch daraus, was aber schlimm ist, weil dieser Mensch wieder etwas Besonderes zu sein wähnt und weil er wieder nichts anderes wird, als ein Klumpen Erde. Und bevor er's so weit bringt,

Digitized by Google

iſt des Wimmerns kein Ende. Es thut eben Manches ſehr weh, was in einem ſolchen Wirbelgerüſte vorgeht. Eine Seele iſt da, eine ganz unſelige Seele, die iſt überaus empfindlich für Wohl- und Mißbehagen, und oft iſt es nichts weiter, als daß das Lieblingskind auf der Bahre liegt oder der Freund untreu wird. Die wilden Leute in Afrika, Südamerika oder irgendwo ſind in dieſer Beziehung praktiſcher angelegt. Geht ſo etwas vor, ſo reibt ſich der Wilde um den Magen, macht einen Purzelbaum und das Ding hat ſich wieder verflüchtigt. Der Gebildete bildet ſich etwas ein; hat er ein Weh, ſo verſteht er ausgezeichnet, es ſo ſehr als möglich zu vergrößern und aus dem Mückenbiß einen Elefantenſchlag zu machen. Mancher Menſch iſt gar nicht glücklich, wenn er nicht unglücklich ſein kann, und Mancher läßt ſich aus dem beſten Schlaf aufwecken, um über die elende Welt klagen zu können.

Ich gehöre zu irgend einer Gattung von Unglücklichen, aber zu dieſer nicht. Ich möchte fünfhundert Jahre leben, um in einem gut fundierten, wohleingedeckten Bette fünfhundert Jahre ſchlafen zu können. Natürlich wollte ich mich alle Jahrzehnte einmal aufwecken laſſen, um zu merken, wie gut ich geſchlafen habe. Bei dieſer Gelegenheit möchte ich einen Blick in die elende Welt thun und auf Menſchen, die vor Kummer und Gram nicht ſchlafen können, mich dann auf die andere Seite legen und in Gottesnamen weiterſchlafen. Wenn's aber wie bei einem gewöhnlichen Unglücksraben täglich nur ſieben Stunden gibt, dann nützt man's wohl auch aus* und ſagt Gottlob, wenn der dunkle Vorhang ſinkt, der uns für eine Nacht den Jammer und das ſchneidende Weh des Erdenlebens verdecken ſoll. Wie müde legt man ſich hin und denkt: na, vielleicht wird diesmal die Rolle ſchadhaft, daß der Vorhang nicht mehr in die Höhe kann und ich ſchlafe, bis es meinen Mitmenſchen unangenehm wird und ſie mir einen hölzernen Schlafrock anziehen. Das wäre mir doch ein glücklicher Zufall. Einſtweilen iſt ſiebzehn Stunden brennende Glut und ſieben Stunden kühler Schatten die richtige Zuſammenſetzung für eine Exiſtenz, die ſo hochbegehrt wird und unter Brüdern ſo wenig wert iſt.

Digitized by Google

Kleine Laube.

Friedrich, der Vielgeliebte.

Neunundneunzig Tage nach dem Tode Kaiser Wilhelms I. starb sein Sohn, Kaiser Friedrich III.

Heiße Thränen sind geweint worden um diesen Mann, der bei dem Regierungsantritte gesag that: „Unbekümmert um den Glanz ruhmbringender Großthaten werde ich zufrieden sein, wenn dereinst von meiner Regierung gesagt werden kann, sie sei meinem Volke wohlthätig, meinem Lande nützlich und dem Reiche ein Segen gewesen."

Durch nachfolgende Zeilen wollen wir ihm ein Gedenkblatt weihen.

Friedrich Wilhelm ward geboren am 18. October 1831. In der gährenden Zeit, die zwischen Juli- und Februar-Revolution liegt, erwuchs er vom Knaben zum Jüngling, und wer kann es sagen, — fragt die „Deutsche Post," der wir diese Betrachtung entnehmen — wer kann es sagen, welches die bleibenden Eindrücke waren, die aus jenen Tagen überschäumender Idealität und begeisternder Irrthümer in dem für alles Edle offenen Herzen des königlichen Jünglings haften blieben?

Nur Eines unterliegt keinem Zweifel: der Gedanke an die ideale und geschichtliche Nothwendigkeit einer Einigung aller deutschen Lande zu einem großen deutschen Reich faßte tiefe Wurzel in seinem Herzen, und sein Wesen, das in glücklicher Verbindung die Gegensätze von Süd und Nord ausglich, berief ihn, wie es schien, dazu, auf friedlichem Wege zu verwirklichen, was als Sehnsuchtsziel aller Vaterlandsfreunde in ferner Zukunft lockend winkte. Und als dann unter der Führung seines großen Vaters dieser Gedanke zur Wahrheit wurde, so ganz anders, als die Schwärmer des Frankfurter Parlamentes es sich gedacht hatten, da war der damalige Kronprinz eines der rüstigsten Werkzeuge, den Traum zur That, den Gedanken zur gegenständlichen, greifbaren Wirklichkeit zu erheben. Auf den Schlachtfeldern in Böhmen, und dann im heißen Ringen vor Weißenburg und Wörth, beim Donner der Geschütze, die vor Sedans Mauern ein Weltgericht verkündigten, und weiter vor Paris hat sein gutes Schwert die deutsche Einheit mit Blut und Eisen knüpfen helfen, hoffen wir, zu ewigem Bande. Als dann die Kaiserproclamation von Versailles ihn zum künftigen Erben der deutschen Kaiserkrone machte, da jubelte man laut, daß ein solcher Mann und Held bestimmt sei, einst der Nachfolger Kaiser Wilhelms zu sein. Gebührt doch ihm der bleibende Ruhm, die „Brücke über den Main," welche in Tagen der Noth erstanden war wie ein Wunder Gottes, gefestigt und gesichert zu haben durch das Band der gleichen Liebe, die Nord und Süd ihm jubelnd entgegentrug.

Auch der Tage gedenken wir, da Kaiser Wilhelm durch den Frevel eines halb Wahnsinnigen zu schwerem Krankenlager niedergeworfen wurde und vertrauensvoll die Zügel der Regierung in die Hände seines Sohnes niederlegte. Der alte Kaiser hat es selbst gesagt, wie hohe

Digitized by Google

Anerkennung er Allem zolle, was der Kronprinz in jener Zeit gethan; und noch viel später, als bereits die entsetzliche Krankheit, welche das Leben Kaiser Friedrichs so frühzeitig untergraben sollte, ihre Todesschatten voraus warf, wies er darauf hin, wie sein Sohn und Erbe nach allen Seiten hin so voll und ganz geeignet wäre, die deutsche Krone zu tragen, sich selbst und dem Reiche zu Nutz und Ruhm. Die Liebe zu ihm hat dem greisen Kaiser die letzten Gedanken geführt: er wollte fort nach San Remo, den leidenden Sohn noch einmal zu sehen, da schloß der Tod ihm die sorgenvollen Augen und, schon todeswund, kam Kaiser Friedrich das Erbe anzutreten, dessen er sich nur so kurze Frist freuen sollte.

Kaiser Friedrich war in Manchem dennoch anders geartet als sein Vater. Während jener seiner ganzen Geistesrichtung nach mit seinem ersten Diener, dem Fürsten Bismarck, auf das Innigste übereinstimmte, zeigte Kaiser Friedrich seit jeher eine mehr oder weniger liberale Gesinnung. Wir brauchen dieses Wort nicht etwa im parteipolitischen Sinne, sondern lediglich als Bezeichnung für den angeborenen Gegensatz zwischen dem zur Geschichte mit all ihren Erfolgen und all ihrer Unerbittlichkeit gewordenen Willen des eisernen Kanzlers und der mehr subjectiven Natur des verblichenen edlen Monarchen. Trotz alledem aber war Kaiser Friedrich ein viel zu offener und klardenkender Kopf, ein viel zu deutsch fühlender Mann, mit einem Wort: viel zu sehr ein Hohenzoller, um die ungeheuren Verdienste des genialen Staatsmannes auch nur einen Augenblick zu verkennen. „Ihnen werde ich und wird mein Haus zu warmem Dank verpflichtet bleiben" — diese Worte des königlichen Dulders sind nicht nur ein Ausdruck seiner tiefsten Ueberzeugung, sondern auch seiner so viel gerühmten und doch zum Theil so wenig in ihrem ganzen Werthe erkannten Gerechtigkeitsliebe. Friedrich sah das Heil seines Volkes nicht allein in der physischen Macht, sondern auch in den geistigen Gütern, in den humanitären Anlagen, und er wäre der Mann gewesen, um die starke Nation auch zu einer glücklichen zu machen.

Es ist menschlich, über den sichtbaren körperlichen Leiden die seelischen Prüfungen zu vergessen, die der nun verstorbene Fürst während seiner kurzen Herrscherzeit durchkosten mußte. Als eine solche müssen wir das Opfer bezeichnen, das er seinem Volke und Vaterlande gebracht, als er das Liebesglück seiner eigenen Tochter vor den drohenden Gefahren einer kriegerischen Verwicklung zurücktreten ließ. Wäre Kaiser Friedrich seinem Volke erhalten geblieben, so hätte sich sein ganzes Leben vielleicht zu einem Kampfe gestaltet zwischen der menschlichen Weichheit seines Gemüthes, seinen individuellen Regungen und den unerbittlichen Forderungen einer nach Glückseligkeit heischenden Menge und einer unerbittlichen Saatskunst. Die Entscheidung dieses Seelenkampfes kann für uns nicht zweifelhaft sein. Kaiser Friedrich war ein Hohenzoller, und das sagt Alles.

So kurz die Herrscherzeit des verewigten Monarchen bemessen war, so viel ist sein Name von eigensüchtigen Parteibestrebungen gemißbraucht worden. Heute aber, wo sich die ganze Wucht seines Verlustes auf unser Herz gesenkt hat, heute übermannt uns doppelte Bitterkeit, wenn wir bedenken, wie niedere Selbstsucht und kleinliches Streberthum sich an seinen Namen geheftet hat, ohne vor der Gefahr zurückzuscheuen, ihn dem Herzen weiter Volkskreise zu entfremden. Welche auch immer die Gesinnungen des verstorbenen Fürsten gewesen sein mögen, das Eine steht fest, daß ein Mann wie Kaiser Friedrich viel zu groß und ideal angelegt war, um von Leuten begriffen zu werden, deren einzig erkennbares Ziel nur in neidischem Schmähen und Herunterreißen alles dessen besteht, was das deutsche Volk in den letzten Jahrzehnten unter der Führung und Leitung seiner großen Männer in Krieg und Frieden erreicht hat.

Kaiser Friedrich war eine durch und durch deutsche, oder, sagen wir besser, germanische Natur. Das hat ihn dem Herzen seines Volkes so nahe gebracht

Digitized by Google

und ihn zum Liebling desselben erhoben. Das ist es andererseits wieder auch, was ihm einen Zug von Hamlet'schem Geiste verlieh, jenen Zug, der hauptsächlich den charakteristischen Unterschied zwischen ihm und dem Fürsten Bismarck bildet. Eine ritterliche Erscheinung vom Scheitel bis zur Sohle, war er allzeit ein Mann der That, der freudig seinen wackeren Degen zog, wo es sich um einen offenen Feind im offenen Heerlager handelte. Hier kannte er weder Gefahr noch Todesfurcht, und für's Vaterland zu sterben erschien ihm süß und ehrenvoll. Gegen den Schwachen und Besiegten war er liebreich und großmüthig, aber den Feind, der mit heuchlerischer Unterwürfigkeit und mit der Maske der Verehrung genaht, hätte er nur nach schwerem, Seelenkampfe zu zertreten vermocht. Freimüthig und selbstlos, wie er war, fiel es ihm schwer, an die Heuchelei und die versteckte Selbstsucht Anderer zu glauben.

Neunundneunzig Tage nur war es ihm vergönnt, deutscher Kaiser und König von Preußen zu sein, und auch diese kurze Frist bildete nur ein fortwährendes Ringen mit dem Tode. Nicht „von der Parteien Haß und Gunst entstellt, soll sein Charakterbild in der Geschichte schwanken," nein, hochragend und leuchtend wie ein in Erz gegossenes Reiterstandbild, so soll der Sieger von Weißenburg und Wörth, so soll „Fritz" unter den Deutschen fortleben — ein Sohn seines Vaters und ein Vater seines Sohnes.

Die hundert besten Bücher.

In England fiel es Jemandem ein, das Volk zu fragen, welches die hundert besten Bücher der Weltliteratur wären. Ohne den Erfolg dieser Volksabstimmung abzuwarten, machten es dem Engländer nun auch ein paar Deutsche nach. Aus Berlin giengen vor einem Jahre die Fragen nach allen Adressen der Geister Deutschlands, welches die hundert besten Bücher der Welt wären mit Einschluß der neuesten Literatur. Ein interessantes Thema! Jeder glaubte seine Lieblingsbücher nur so hinschreiben zu können, aber bald stellten sich Schwierigkeiten ein. Mancher führte richtig hundert Bücher an, that dabei sehr gelehrt und gediegen, als ob er sich nur bei den größten Geistern aufzuhalten gewohnt sei. Andere, die es tiefer nahmen, theilten den Fragestellern brieflich ihre Meinung mit. Da diese Meinungen den Gegenstand scharf beleuchten und uns über die Frage, falls sie öfter auftauchen sollte, Klarheit verschaffen, so wollen wir etliche derselben hier mittheilen.

Professor G. Droysen in Halle schreibt:

Daß ich's Ihnen nur offen bekenne, ich sehe mich außer Stande, „die hundert besten Bücher" zu nennen; ja ich bin davon überzeugt, daß sie überhaupt nicht genannt werden können, und — um paradox zu reden — daß sie überhaupt gar nicht existieren. Die Bücher, deren Werth sozusagen absolut ist, sind zu zählen. Die Bibel und noch ein paar — etwa der kleine Katechismus — voilà tout — alle andern Bücher, alle ohne Ausnahme, adressieren sich nicht an Jedermann, oder doch nicht an Jedermann in gleicher Weise, und wenn ich die hundert besten Bücher für das Volk in seiner ganzen breiten Schicht nennen sollte, würde ich andere nennen, als wenn es sich um die Lectüre der eigentlich Gebildeten handelte. Auch bei diesen aber sind die Gesichtspunkte für die Auswahl so verschiedene, daß mit Rücksicht auf sie ganz verschiedene Zusammenstellungen gemacht werden müßten. Es gibt naturwissenschaftliche Werke von classischem Wert nach Inhalt wie Form — etwa die Sachen von Helmholtz — aber ich würde sie einer Liste, die für Leute meines Fachs bestimmt ist, einzureihen Bedenken tragen. Rankes Werke sind gewiß ersten Ranges, aber wenn ich mir denke, daß ein Forstmann sie sich anschafft, weil sie in der Liste stehen, so würde er seine Rechnung nicht dabei finden. Die Komödien des Aristophanes sind vom Besten, aber wenn die Liste auch die Frau und

Digitized by Google

ihre geistige Entwicklung berücksichtigen soll, bleiben sie doch wohl besser beiseite.

Kurzum: ich halte die Fragestellung nicht für richtig, und würde es bedauern, wenn wir sie nicht den Engländern als Specialität überließen. Was bei ihr herauskommt, lehrt die Liste, die Sie Ihrem Aufruf beifügten. Man würde sie ja auch anders zusammenstellen können: immer aber würde sie, sobald es sich um wirkliche Leser handelt — und zwar um alle Leser — willkürlich und in vielen Nummern unpassend erscheinen.

Ich weiß nicht, ob Sie der Meinung sind, von den Listen Derer, die Sie aufforderten, Verzeichnisse einzusenden, Ihrerseits eine Auswahl von hundert Büchern zusammenzustellen. Sollte das der Fall sein, so wäre die Sache im Princip dieselbe: es würde ein doch nur zufälliges Verzeichnis zustande kommen, das in jedem praktischen Falle — ich meine, jedem einzelnen, wirklichen Leser gegenüber — versagte.

Am ersten möglich wäre ja noch ein Verzeichnis über Werke der schönen Literatur. Aber wie weit käme man da mit der Zahl hundert. Vollends wenn man von Goethe, Schiller ꝛc., dann wieder von G. Freytag, Geibel ꝛc. jedes einzelne Werk aufzählen wollte. Und einfach Schillers sämmtliche Werke als „Eine" Nummer figurieren zu lassen, und daneben ebenfalls als „Eine" Nummer etwa Roquettes Waldmeisters Brautfahrt — das wäre doch nicht eben besonders geschickt.

Meine unmaßgebliche Meinung würde sein, den Engländern ihre Idee der hundert besten Bücher zu lassen, und ihnen deutscherseits mit einem Verzeichnis besonders guter Bücher ein Paroli zu bieten, und dieses Verzeichnis nach dem verschiedenen Charakter des lesenden Publicums zu gruppieren, und zwar so, wie es etwa ein Musiklehrer machen würde, der seinen Schülern ein Verzeichnis der Compositionen gibt, die er ihnen zu executieren empfiehlt, wo er dann mit dem leichter Spielbaren und leichter Verständlichen beginnt und zum Schwereren und Schwierigen fortschreitet. Man würde also eine Abtheilung machen: Gute Volksbücher. In diese Abtheilung würde man Pestalozzi, Jer. Gotthelf u. a. aufnehmen, aber auch die Gedichte von E. M. Arndt, Uhland ꝛc.

Dann würde man etwa zur Lectüre für die reifere und gebildetere Jugend übergehen; dabei zwischen mehr ästhetischer und mehr wissenschaftlicher Lectüre scheidend.

Den Schluß würden die wissenschaftlichen Meisterwerke und die tiefsinnigsten dichterischen Erzeugnisse bilden, wie sie nur dem voll ausgereiften, voll gebildeten Menschen ganz verständlich sind.

Natürlich, daß die Disposition sich weit anders, vor allem weit reicher gestalten ließe. Darauf aber komme ich zurück: Gute Bücher, Bücher, die für die verschiedenen Bildungsgrade passend sind und auf sie anregend und fördernd wirken, lassen sich wohl verzeichnen, die besten Bücher, und zwar die besten für Alle und Jeden auf einmal, nicht. Dantes Göttliche Komödie ist ein Buch der Bücher, aber ich möchte den deutschen Volksschullehrer sehen, der seine Bildung auf einem Seminar geholt hat, der dem Dante Geschmack abgewönne. Lessings Laokoon gehört gewiß zum Besten, was wir haben, aber wenn ich die Werke nennen sollte, die ich empfehlen würde, „um das Familienleben glücklicher zu gestalten," würde ich nicht auf ihn verfallen. Ich glaube, Mutter und Tochter — vielleicht auch der Hausherr selber, der etwa ein Materialwarengeschäft besitzt, würde, wenn ihm der Sohn, ein Secundaner, bei der winterlichen Lampe vorliest, bald eingenickt sein. „Eines schickt sich nicht für alle." Hundert Bücher auch nicht.

Karl Helmerding in Wiesbaden sagt über diesen Gegenstand:

Als bestes Buch gilt sicher ja
Das Buch der Bücher — Biblia —
Doch durch die hehre Wissenschaft
Verlor so manches drin an Kraft,
Nur Eins hilft stets aus Nöthen:
„Moses und die Propheten."

Daß Klopstock wirklich classisch schon
Geschrieben, muß man doch gestehn.
Die „Messiade" zeigt's genug,

Digitized by Google

Sie ist gewiß ein gutes Buch,
Es sollt's besitzen jedes Haus,
Doch, lieber Leser — lies es aus —!

Wenn der Sammler Zahl indessen
Eins der Bücher hat vergessen,
Das für unser junges Blut
Im Moral'schen vieles thut,
So dies wohl erklärlich ist,
Da man 's nächste oft vergißt.
Dieses Buch o, schreit nicht Zeter,
Ist — der alte „Struwwelpeter!"

Professor Fr. v. Holtzendorff (München): In Erwiderung der mir gewordenen Aufforderung:

Welches ist das beste Buch?
Für ein Kind die Fibel.
Welches ist das schlimmste Buch? —
Des Zeloten Bibel.

Hundert beste suchen
In dem Bücherocean,
Halte ich für schwer gethan,
Möcht es nie versuchen.

Johannes Trojan (Berlin):

Welch eine Aufgab ist mir gestellt!
Die hundert besten Bücher der Welt
Soll ich auffinden und niederschreiben.
Ich mein, das laß ich lieber bleiben.
Ich käme doch nicht gar zu weit
Bei meiner geringen Belesenheit.
Weiß kaum, ob man das rechte trifft,
Setzt man voran die Heilige Schrift,
Statt außer Wettbewerb sie zu stellen,
Kein ander Buch ihr zugesellen.
So käme als erster der Homer —
Diese Wahl zu treffen fällt nicht schwer.
Als zweiter wär Shakespeare auserseh'n.
Das scheint von selber sich zu verstehn.
Als dritter schließt sich billig dann
Den beiden andern Cervantes an.
Dann kommen von Goethe verschiedne Bände,
Und damit wär' ich gelangt ans Ende.
Unter den andern Büchern der Welt,
Die seit Anbeginn fertig sind gestellt,
Nun vierundneunzig auszuwählen,
Die an der ganzen Zahl mir fehlen,
Dazu bin ich zu wenig klug
Und lange nicht gelehrt genug,
Hab viel zu wenig auch gelesen.
Ach, wär ich doch nicht so faul gewesen!
Anstatt auf's Lernen mich zu legen,
Bin ich in Sonnenschein und Regen
In Wald und Heide umhergelaufen;
Statt gute Bücher mir zu kaufen,
Setzt ich mit Zechern mich zum Wein —
Wie also könnt ich belesen sein!

Nun ist die Versuchung gar zu groß,
Daß man nach Hörensagen bloß
Ein Buch setzt auf die Musterlist',
Was doch gewiß nicht ehrlich ist.
Vielleicht in meiner Noth und Pein
Schlüg ich auch solchen Schleichweg ein
Und setzt' ein Buch als ein bestes hin,
Obwohl ich es hätte lesen müssen —
Schüfe mir so ein bös Gewissen.

Das ganze — ich sag es grad heraus —
Sieht mir nicht vielversprechend aus.
Glaube nicht, daß es wird Früchte tragen,
Die uns zusagen und behagen.
Meine in meinem Unverstand,
Wir sollten lieber hierzuland
Uns mit dergleichen nicht befassen,
Sondern es Engländern überlassen.

Der Sensations-Roman *)

oder

Wie schreibt man spannend und fesselnd zugleich?

Eine Anleitung

von

Theophil Ballheim,

Inhaber einer Dicht-Lehranstalt für Erwachsene, der gr. Medaille f. B., Ehren- und correspondierendes Mitglied mehrer art.-poet. Ges. u. s. w.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Literatur ihre sogenannte praktische Seite hat, nämlich den Erwerb, womit man seine Lebensbedürfnisse bestreiten muß, die, wenn auch in bescheidenem Maße, trotzdem vorhanden sind. Dichten heißt: sich einschränken. Es ist schwer, vom Versmaß allein zu leben, weshalb ich meinen Schülern (und Schülerinnen) empfehle, sich ebenfalls auf den Roman zu legen, der, mit Fleiß und Ausdauer fortgesetzt, immerhin mehr einbringt, als nur ausschließlich Reimen, welches oft bedeutende Selbstkosten verursacht. Ja, ja, Dichten ist Luxus. Aber es gibt gottlob immer noch Solche, die ihn sich gestatten können und stets willkommen geheißen werden.

Für Diejenigen nun, die davon leben wollen, fragt es sich zuerst: welchen Roman soll man schreiben?

Die Antwort lautet: denjenigen, der die weiteste Verbreitung findet.

Dies ist der Colportage- oder Sensations-Roman. Er wird nämlich in das

*) Aus dem „Aeolsharfen-Almanach" (Berlin, Freund und Jeckel), welchen wir schon dem vorstehenden Stücke nach bestens empfehlen können.

Digitized by Google

Hans gebracht, oder, wie man auf Deutsch sagt, colportiert. — Sensation bedeutet so viel als schauerliches Aufsehen. Das muß der Schüler sich gut merken, denn nur auf diese Weise wird er mit Erfolg vorwärts kommen.

Woraus besteht zweitens der Sensations-Roman? fragen wir weiter.

Antwort: Aus Geheimnisvollem,*) Lieblichem, Gräßlichem und dem moralischen Schluß.

Auf die Erzählung selbst kommt nicht viel an, wenn man nur dafür sorgt, daß Vornehme, Reiche und Adelige als vollendete Schurken und Schufte, die unteren Classen dagegen edel und gut geschildert werden. Sonst mag das Volk den Roman nicht und der Colporteur-Verleger macht kein Geschäft. Dies bedenke der Schüler jederzeit.

Die Hauptsache ist der Titel, an den sich die Kapitelüberschriften reihen.**)

Die Titel zerfallen in a) Geheimnisvolle, b) Liebliche, c) Gräßliche.

a 1. Geheimnisvolle Titel.

Das Geheimnis { des Schlosses, der Mühle, des Klosters, der Ruine u. s. w. alle Baulichkeiten durch.

a) 2. Geheimnisvoll-schauerliche Titel.

Das Geheimnis { des Sarges, der Folterkammer, der Gummizelle, des Todtenkopfes, der Giftflasche u. s. w. alle Gräulichkeiten durch.

b) 1. Liebliche Titel.

Küsters, Müllers, Predigers, Schäfers, Waldhüters { Anna, Gertrud, Lieschen, Mariechen, Adelheidchen

u. s. w. alle Stände und Kalendernamen durch.

b) 2. Lieblich-schauerliche Titel.

Anna, Gertrud, Lieschen, Mariechen, Adelheidchen { im Sarge, in der Folterkammer, in der Gummizelle, mit dem Todtenkopfe, mit der Giftflasche

u. s. w. alle Kalendernamen und alle Gräulichkeiten durch.

c) 1. Gräßliche Titel.

Der (die) Wahnsinnige,
Der (die) Lebendigbegrabene,
Der (die, das) Verfluchte,
Der (die) Menschenmörder.

Der { zerhackte, zersägte, zerfressene } Leichnam

u. s. w. allen Mord und Todtschlag durch.

c) 2. Gräßliche Doppeltitel.

Aus dem Vorhergehenden wird es dem Geübteren nicht schwer, die so nothwendigen Doppeltitel herzustellen, wie z. B. das Geheimnis der Mühle oder die Lebendigbegrabene. — Adelheidchen im Sarge oder der Verfluchte. — Schäfers Anna mit dem Todtenkopfe oder die Menschenmörder. — Lieschen mit der Giftflasche oder der zerhackte Leichnam u. s. w.

Wenn das Volk solche Titel liest, abonniert es, worauf nichts weiter zu thun ist, als den Roman so lang wie möglich auszuspinnen, damit recht viele Lieferungen verfertigt werden können, à 10 bis 20 Pfennig, auf kleinem Papier und mit weitläufigem Druck. Der Schüler achte jedoch darauf, daß der Leser nie gleich erfahre, wie der Held (die Heldin) aus den Gefahren befreit wird, in die er ihn (sie) versetzt, sondern bringe andere, sogenannte aufhaltende Capitel dazwischen. Schließt z. B. ein Capitel mit den Worten: „Gertrud fiel durch die

*) Anm. Da es nicht Jedem möglich ist, Geheimnisvolles zu erlangen, erlaube mir anzuzeigen, daß ich durch die Verbindung mit einem früheren Criminalbeamten in den Stand gesetzt bin, sehr schöne Geheimnisse für ein Billiges abzugeben. Gewöhnliche Geheimnisse schon von 2 Mark 50 Pf. an, verwickelte 7 bis 10 Mark, besonders schauerliche nach Uebereinkunft, fast zum Selbstkostenpreise. Wegen der Entsetzlichkeiten und Gräßlichkeiten fordere man den Specialkatalog, franco gegen Einsendung von 60 Pfg. in Briefmarken. Th. Ballheim.

**) Neue, ungebrauchte Titel das Dutzend Mark 1.50. Capitelüberschriften, ebenfalls frisch, die Mandel nur 2 Mark, sind stets vorräthig: bei Th. Ballheim.

Digitized by Google

heimtückisch geöffnete Klappe in einen mit Molchen erfüllten Abgrund, deren giftiger Hauch ihr die letzte Besinnung raubte", so muß ein neuer Abschnitt beginnen, der etwa folgendermaßen anfängt: „Der gewissenlose Graf saß im seidenen Schlafrock auf der Terrasse seines Stammschlosses und rauchte eine kostbare Havanna-Cigarre zu der dampfenden Morgen-Chocolade." Erst nach vier bis fünf Capiteln wird die Gertrud aus der Molchenhöhle gerettet.*) Dies spannt außerordentlich und darf ja nicht vernachlässigt werden.

Nicht minder wichtig als die Haupttitel sind die Capitelüberschriften, die der Annehmlichkeit wegen sich in hübschem Wechsel darbieten müssen. Dem allgemeinen Bedürfnisse nachzukommen, ist es nothwendig, etwas Sinnlichkeit einfließen zu lassen (jedoch wird dieselbe nur an Vorgeschrittene gegen Schein unter Discretion verabfolgt). Ich gebe hier eine Anzahl von Capitelüberschriften gratis, wobei ich jedoch bemerke, daß es bereits gebrauchte sind:

Das unheimliche Haus. — Die Beichte des Sterbenden. — Der Verführer. — Der Branntwein des Todes. — Das Gespenst niest. — Das Fach im Pult. — Entehrt. — Der ungefüllte Pfannkuchen. — Die Sängerin im Negligée. — Das Loch im Kopf. — Im Blut erstickt. — Der Leichenkeller. — Der rothe Barthel. — Anna im Bade. — Der einheinige Wahnsinnige. — Der falsche Constabler. — Der Kindesmord. — Die vergiftete Brille. — Unter dem Schaffot. — Der blinde Bettler. — Die Guillotine wird geschmiert. — Hilfe in der Noth. — Befreit. — Der Graf im Irrenhause. — Treue Liebe. — Versöhnt.

Der moralische Schluß ist einfach. Nachdem die Lüge ihr Netz gesponnen, der Frieden der Seele geraubt, das bittere Ringen gegen das unerbittliche Schicksal lange genug gewährt, leuchtet die wahre Liebe über dem Ganzen und das Geheimniß wird entschleiert. — An der Seite des (der) Geliebten winkt hoher Lohn und der (dem, den) Schuldigen wird die Larve von dem scheußlichen Gesicht gerissen. Man muß nur nicht laut werden lassen, daß die Gräß- und Abscheulichkeiten als Reiz- und Anlockungsmittel dienen, sondern zum Schlusse sagen, der Sensationsroman sei geschrieben, um die Wahrheit darzulegen, die Sünder zu strafen, die Tugend zu ermuthigen und die Moral durch Abschreckung zu heben. Deshalb achte der Schüler besonders auf den Schluß, und das Volk wird ihm als Biedermann und Verfechter des Edlen nicht nur gerührt die Hand drücken, sondern auch seinen nächsten Roman mit Dank entgegennehmen. Das Publicum liest das Schauderhafte noch mal so gern, wenn ihm gesagt wird, es sei nur wegen der Naturwahrheit geschrieben, und je schlimmer diese, um so leichter kauft es das Gedruckte. Wer dies richtig erfaßt und sich weiter nicht schämt, kann viel Geld damit verdienen.

Die vorstehende Anleitung ist ohne jeglichen Eigennutz verfaßt, nur im Interesse der Literatur und Derjenigen, die sich ihr mit Erfolg zu widmen gedenken. Wer einen ganzen Cursus bei dem Unterzeichneten nimmt, erhält Titel und Capitelüberschriften zu ermäßigten Preisen.

*) Rettungen aus den furchtbarsten Lebenslagen sind schon von 50 Pfennig an zu haben bei

Th. Ballheim.

Bücher.

Die Unzufriedenen. Roman von Emil Marriot. (Berlin, Freund & Jeckel. 1888.)

Das sind moderne Familiengeschichten unerquicklichster Art. Sie spielen in Wien und tragen den Stempel voller Lebenswahrheit an sich. Der genialen Verfasserin ist's mehr um alltägliche Wahrheit zu thun, als um poetische Beleuchtung des Lesers. Wir sind auch überzeugt, daß die meisten Leser dieses Buch mit athembeklemmender Spannung bis zu Ende lesen werden; jene Wenigen aber, welche nur lesen, um sich zu erheben und zu erquicken, welche sich nach angenehmeren Bildern sehnen, als sie das Leben und die Leute zu bieten pflegen, die werden sich von dem Roman „Die Unzufriedenen" nicht zufriedengestellt sehen. Der Titel würde übrigens etwas Anderes

Digitized by Google

erwarten lassen; es ist in dem Buche durchaus nicht von der allgemeinen Krankheit der modernen Gesellschaft, der Unzufriedenheit, die Rede, sondern lediglich nur von Personen, die in Liebessachen nicht die gewünschte Befriedigung finden. Einzelne Charaktere und Situationen sind mit glänzender Meisterschaft geschildert, manchmal glaubt der Leser aufschreien zu müssen, ob der packenden Naturwahrheit, dann wieder hat er sich verdrießlich durch Gegenstände zu winden, mit denen sich sonst der Tratsch zu befassen pflegt. An den „Geistlichen Tod" von derselben Verfasserin reicht das Werk nicht; die Form ist zwar nicht minder anziehend, als bei jenem, aber der Stoff ist weniger bedeutend. Uebrigens würde uns die Erzählerin für das Werk vollends gewonnen haben, wenn sie den edlen Max Hell, die lichtvollsten Gestalt des Romanes, doch ein klein wenig hätte glücklich machen wollen.

R.

Ein Zwiegespräch.

„Wer war denn heute Nacht bei Ihnen?"

„Bei mir? Kein Mensch. Warum?"

„Weil Sie so gelacht haben."

„Ich gelacht? Ach ja so. — Warten Sie, in der folgenden Nacht sollen Sie lachen. Sie müssen es lesen, das Buch."

„Aber wovon sprechen Sie nur?"

„Vom gestern aus der Buchhandlung eingelangten Büchelchen: **Rund um den Stephansthurm** von Eduard Pötzl. Es enthält humoristische Sachen, kleine Erzählungen und Bilder aus dem Wiener Volksleben. Nicht leicht ist etwas so glatt und lustig geschrieben, als dieses Werkchen. Beim „buckeligen Huhn" habe ich das erstemal laut aufgelacht, beim „Peter Schöberl" habe ich gewiehert, bei der „alten Bibel" habe ich mir den Bauch gehalten vor Lachen und bei dem „Badeleben" der Thiere habe ich so sehr gelacht, daß ich mich selber ausgelacht habe, des Lachens wegen. Ich bin noch gar nicht zu Rande, gestern war ich bei den Geschichten aus der Wienerstadt, demnächst, bis sich mein Zwerchfell wieder etwas erholt hat, kommen die weiteren Abtheilungen: Aus dem Junggesellenleben, Fahrstundien, Kleine Reiseskizzen und Wienertypen dran. Drucken Sie doch eines dieser köstlichen Stücke in den Heimgarten hinein."

„Das geht nicht gleich so, lieber Freund, wir haben so oft gegen unbefugten Nachdruck geeifert, daß wir nicht selbst —"

„Befugen lassen, befugen lassen! Von Ihren Lesern, die jahraus jahrein den Heimgarten als gutes Mittel zum Einschlafen gebrauchen können, wird man wohl auch einmal eine schlaflose Nacht verlangen dürfen, oder zum mindesten ein Viertelstündchen zum Lachen. Unverfroren ein paar kecke Stücklein in den Heimgarten; wollen die Leser mehr, so sollen sie sich das Buch selber kaufen, es ist bei den Classikern des Philipp Reclam in Leipzig zu haben und grenzenlos billig."

„Was empfehlen Sie?"

„Das Erstbeste. Nehmen Sie den Peter Schöberl oder den Neuen Kalender, oder beide. Sie werden sehen!" M.

Wenn junge Frauen durchgehen. Eine Honigmond-Novelle von Oskar Welten. (Berlin. R. Eckstein Nachfolger. 1888.)

Eine ganz verteufelte Geschichte! In der nächsten Nähe des Unerlaubten, aber zur Noth noch passierbar. Auf der Hochzeitsreise in Berlin. Die junge, übrigens sehr brave Frau geht aus Eifersucht und Trotz ihrem Gatten durch, geräth in ein verrufenes Haus und findet schließlich nicht mehr zurück in ihr Hotel. Dieser tragischkomische Stoff ist in entsprechender Form gebracht. Die Novelle hat etwas Liebenswürdiges und liest sich höchst spannend.

M.

Ein Liederspiel für Schulfeierlichkeiten zum Regierungsjubiläum Sr. Majestät des Kaisers.

Für die anläßlich dieser Jubelfeier vielfach schon beim Schulschlusse oder auch später speciell stattfindenden patriotischen Jugendfeste ist unter dem Titel: „Festgruß der Kinder Oesterreichs" ein zweistimmiges Liederspiel mit Declamationen und Fortepiano, sowie nicht obligater Harmoniumbegleitung, erschienen, auf welches wir alle Schulmänner aufmerksam machen. Der Compositeur des Festgrußes ist der durch seine Jugendliederspiele: „Ein Schultag." „Die Jahreszeiten," „Eine Wanderung durch die Heimat," „Das Weihnachtsfest," „Hochzeitsgruß der Kinder Oesterreichs zur Vermählung des durchlauchtigsten Kronprinzenpaares" ꝛc. bestbekannte Josef Petz; die Liedertexte und verbindenden Gedichte sind von Herrn Thomas Arbeiter verfaßt.

(Zu beziehen ist der „Festgruß" durch Pichler's Witwe und Sohn, Wien, V.)

M. R.

Fürst und Bürger. Historisches Schauspiel in vier Acten von Anton Chorn. (Gotha, Friedr. Andr. Perthes 1888.)

Ein neuer Beitrag zu den Volksschauspielen, zu denen das 400jährige Jubiläum der Geburt Martin Luthers den Anlaß gegeben hat. Chorns „Historisches Schauspiel" ist im Stadttheater zu Chemnitz am 18. Februar 1884, dem Gedenktage des Todes des großen Reformators, zum erstenmale aufgeführt worden. Zwar ist es nicht mehr

Digitized by Google

Luther selbst, der im Vordergrunde der Handlung steht, doch zieht sich sein Name, sein Wormser Bekenntnis, seine Lehre, sein Heldenlied als bewegende Kraft durch das Stück hindurch und gibt ihm eine tiefreligiöse Grundlage. Der Conflict zwischen Fürst und Bürger wird in sehr kräftiger Weise zur Darstellung gebracht.

Als wirkungsvolle Episoden sind dem Stücke zwei Herzensgeschichten eingewebt.

Der Verfasser hat seine dramatischen Bilder mit Geschick und Lebendigkeit vorgeführt; er weiß die Zuschauer innerlich zu bewegen und für den Gegenstand so warm zu interessieren, daß man sich von der Aufführung besten Erfolg versprechen könnte. V.

Von Einem, der auszog, nervös zu werden. Ein neuzeitlich-neuropathisches Märchen von Richard Schmidt-Canabis. Berlin. Richard Eckstein Nachfolger (Hammer und Runge). Mit diesem, vom glänzenden Humor getragenen, von echt poetischer Empfindung durchwehten Büchlein macht der rühmlich bekannte Humorist der deutschen Leserwelt ein feines Geschenk. Das zeitgemäße Thema der Nervosität ist darin zur Grundlage einer in Bezug auf künstlerischen Aufbau, lebensvolle Schilderung und feine Charakteristik gleichbevorzugten Novelle gemacht. Aber nicht nur „Wie man Nerven bekommt" stellt uns der Verfasser getreu und spannend dar; sondern er gibt auch — wohlverstanden immer in witzreicher und geistvoller Form — sehr beherzigenswerthe Winke: wie und wo man sie wieder los werden kann. Und diese „hygienischen" Streiflichter auf bekannte Nervenheilanstalten und die dort verkehrende „nervöse Gesellschaft" geben dem Werke einen besonderen Reiz. V.

Die Erde in Karten und Bildern. Handatlas in 60 Karten, nebst 125 Bogen Text mit 800 Illustrationen. In 50 Lieferungen. (A. Hartlebens Verlag in Wien.) Mit der Eröffnung der Eisenbahn durch Transkaspien bis Samarkand, mit der officiellen Sanctionierung des Projectes einer „sibirischen Pacificbahn" und mit dem gesteigerten Interesse für mittelasiatische und ostasiatische Zustände zusammenfallend — sind die Lieferungen 26 bis 30 obigen groß angelegten Werkes erschienen. Die soeben ausgegebenen Lieferungen enthalten außer Indien, Ostasien, Centralasien und Sibirien auch den Anfang des Abschnittes „Australien und Oceanien." Von den Karten lenken wir die Aufmerksamkeit besonders auf die großen Doppelblätter „Europa," „Asien" und „Oesterreich-Ungarn." V.

Pierers Conversations-Lexikon. Siebente Auflage. Mit Universal-Sprachen-Lexikon nach Joseph Kürschners System. Ausgabe in 230 Lieferungen. (Stuttgart, W. Spemann.) Von diesem Werke sind die ersten 15 Hefte bereits zur Ausgabe gelangt. Wir kommen später auf die originell und großartig angelegte Leistung zurück.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Der Musikant von Tegernsee. Hochlandsgeschichte von Maximilian Schmidt. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1888.)

Blätter im Winde. Neue Skizzen von Ferdinand Groß. Zweite veränderte Auflage. (Leipzig. Ed. Wartigs Verlag. 1888.)

Die goldene Zeit. Neue Geschichten aus der Heimat von Heinrich Seidel. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1888.)

Der Todesring. Der Venusdurchgang. Zwei Gelehrten-Novellen für Ungelehrte von Alfred Friedmann. (Leipzig. P. Reclam jun.)

Wiener Autoren. Von Ernst Wechsler. (Leipzig. W. Friedrich. 1888.)

Ueber's Grab hinaus noch lieben. Historisches Drama von Don Pedro Calderon de la Barca. Uebersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Konrad Pasch. (Wien. Brockhausen & Bräuer. 1888.)

Ideale Liebe. Dichtungen mit lyrischem Anhange von Franz Korschann. (Dresden. E. Pierson. 1888.)

Aus Herz und Welt. Neue Gedichte von Richard Zoozmann. (Norden. H. Fischer Nachfolger. 1888.)

Kleine Kinder. Trauerspiel in fünf Acten von Ernst Rethwisch. (Norden. H. Fischer Nachfolger. 1888.)

Licht und Schatten. Gedicht von Rudolf Eckart. (Norden. H. Fischer Nachfolger. 1888.)

Vegetarisches Kochbuch. Von Charlotte Schulz und Dr. med. Lixpelt. Zweite Auflage. (Berlin. Max Breitkreuz. 1888.)

Bin ich gesund oder krank? Ein Prüfstein und Rathgeber für Jedermann von L. Kuhne. (Leipzig. Th. Grieben.)

„Kaninchen-Racen". Von Jean Bungartz. Illustriertes Handbuch zur Beurtheilung der Kaninchen-Racen, enthaltend die Racen der Kaninchen, deren Behandlung, Zucht, Verwerthung, Krankheiten ꝛc. ꝛc. Mit zahlreichen Illustrationen im Text. (Magdeburg, Crentz'sche Verlagshandlung.)

Postkarten des Heimgarten.

M. A., Graz: Glückauf! Wählen Sie bei dem Baue und der Einrichtung Ihres Hauses nur die richtige Schönheit, es gibt ihrer nämlich mehrere. Da ist die natürliche Schönheit, z. B. die Blume, die Landschaft,

Digitized by Google

die menschliche Gestalt. Da ist die selbstbedingte Schönheit, die mit Absicht und als Selbstziel schön ist, z. B. eine Statue, eine Dichtung, Musik. Endlich die zweckmäßige Schönheit, die bei Gebäuden, bei Kleidung und Geräthen zu finden sein sollte. Schön ist ein Haus, ein Gewand, ein Einrichtungsstück nur dann, wenn es genau und auf die edelste Weise seinem Zwecke entspricht. Wenn Sie bei Ihrem Vorhaben die zweckmäßige Schönheit z. B. mit der selbstbedingten, rein künstlerischen Schönheit verwechseln, so können Sie ein Unding herausbringen. Der griechische Bau ist nicht bei uns im Norden, sondern in Griechenland schön, weil er dort zweckmäßig ist. — Man vergißt manchmal darauf.

* Die Männer-Ortsgruppe des Schulvereins für Deutsche in Graz hat an Robert Hamerling eine warm verfaßte und vornehm ausgestattete Adresse gesandt, in welcher des großen Dichters nationale Verdienste gewürdigt werden. Besonders angeführt sind die herrlichen Worte aus dem „Germanenzug“:

„Hoch oben glänzen sie mit ew'gem Strahle,
Die heil'gen Ideale
Der Menschheit: Freiheit Recht und Licht und Liebe!
Das sind die letzten, vollerglühten Flammen
Des Urlichts — sie zu schüren allzusammen
In eine Glut im hadernden Getriebe
Des Völkerlebens: Das ist Deine Sendung,
Volk Odins, das ist Menschenthums Vollendung!“

Mit dieser Kundgebung ehrt die Grazer Männer-Ortsgruppe des Schulvereines für Deutsche auch sich selbst.

K. M., Budapest: Sie meinen Wolfgang Kirchbachs packendes Gedicht:

Feierliche Glockenklänge
Dröhnen langsam durch die Lüfte,
Wie verworr'ne Wehgesänge
Weinen über off'ne Grüfte;
Ja, ein feierliches Trauern
Waltet um die Riesenglocken,
Feierlich die Herzen stocken
Und die Geister dumpf erschauern.
Es schlafen die Kaiser, die todten.

Furchtbar ist der Tod. Gewaltig
Faßt er an die Menschensöhne,
Ewig wechselnd, vielgestaltig
Würgt er, ob das Herz auch stöhne,
Daß sie ewig schlafen müssen,
Hingereckt auf müdem Rücken,
Ausgestreckt mit todten Blicken
An der Grüfte finstrem Hafen.
Es schlafen die Kaiser, die todten.

Heil dem Tod! Dem Lebenslöser!
Wenn Posaunenstöße dröhnen,
Wird das Erdendasein größer,
Sollen Menschen sich versöhnen.
Kaiser sanken in die Nacht hin,
Die ein Erdenreich errichtet.
Ruhmaltäre aufgeschichtet —
Wo ist alle Herrscherpracht hin?!
Es schlafen die Kaiser, die todten.

P. G. H., Wien: Sympathisieren nicht mit einer pietätlosen Wissenschaft, welche lang bestattete große Todte nicht schont, sondern sich bei erster Gelegenheit über sie wirft, um an deren Resten Messungen und dergleichen vorzunehmen. Das Genie mißt man nicht an den Knochen.

J. W. W., Wien: Sie polemisieren gegen unseren Aufsatz: „Soll unsere Jugend die antiken Sprachen lernen?“ und sagen, den Leuten müßte das Gymnasium in seiner jetzigen Wesenheit doch recht sein, weil der Besuch dieser Anstalten sich von Jahr zu Jahr steigere. Haben Sie aber auch gehört, wie unser Cultusminister sich beklagt über den zu großen, sich fortwährend steigernden Andrang zu den Gymnasien, die ein Gelehrten-Proletariat erzeugen? Wenn das eine Schule ist, die Bettler macht, so muß man entweder den Besuch derselben verbieten, oder man muß die Schule ändern. Ersteres geht nicht an, folglich bleibt nichts anderes übrig, als überflüssig Gewordenes aus den Gymnasien hinauszuschaffen, dafür praktische Gegenstände einzuführen. Humanität kann das Gymnasium darum immerhin noch bleiben, es soll nur nicht so einseitig den Schüler in ein Bereich führen, von dem ihm die Rückkehr zum Gewerbe, zum Kaufmannsstande, zur Landwirtschaft fast unmöglich ist. Solche würden freilich noch mehr besucht werden als die heutigen, aber sie würden Menschen heranbilden, die für die Welt taugen.

J. S., Klagenfurt: Warum haben Sie uns nur diesen Weg gestattet, Ihnen zu danken?

An verschiedene Einsender von Humoresken: Wenn wir Ihre Sachen abdrucken würden, so müßten sich unsere Leser zu Tode lachen, das wäre aber gegen unsern Vortheil.

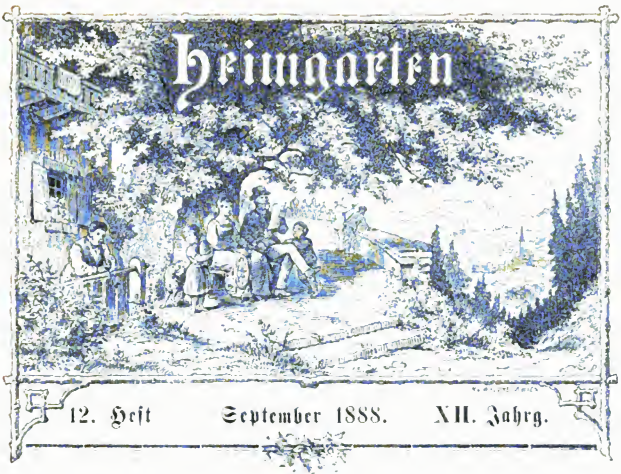
× Falls — wie es bisher so oft geschah — Nachdruck meiner Aufsätze aus dem Heimgarten beliebt wird, bitte ich sehr, sich vorher mit mir oder der Verlagshandlung in's Einvernehmen zu setzen. Eigenmächtige Nachdrücke ohne Quellenangabe müßte ich rücksichtslos verfolgen. Rosegger.

×× Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

×× Rosegger wohnt den Sommer über in Krieglach.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Digitized by Google



Stationen meiner Lebenspilgerschaft.*)

Von Robert Hamerling.

(Schluß.)

Der buchhändlerische Erfolg des „Homunculus“ war bisher der bedeutendste, der einer meiner Dichtungen zutheil geworden, indem von 5000 gedruckten Exemplaren binnen sechs Monaten die Hälfte verkauft wurde, was einem Absatz von 2—3 gewöhnlichen Auflagen innerhalb desselben Zeitraumes gleichkommt.

So war ich denn seit meiner Uebersiedlung nach Graz im Laufe von zwei Jahrzehnten mit dreizehn neuen Werken hervorgetreten: mit der Leopardi-Uebersetzung, dem König von Sion, Danton und Robespierre, Tent, den Sieben Todsünden, der auf das Doppelte des Umfangs vermehrten zweiten Auflage von „Sinnen und Minnen,“ mit Aspasia, Lord Lucifer, Amor und Psyche, Prosa, den Hesperischen Früchten, den Blättern im Winde und Homunculus.

Eine Art von angeborner Treue und Hingabe an die Macht der Gewöhnung hatte mich auch die Verbindung mit der „Triester Zeitung“ nicht ganz aufgeben lassen. Ich schrieb von Zeit zu Zeit einen Grazer Brief für das Feuilleton dieser Zeitung, wobei ich mich aller Buchstaben des Alphabets der Reihe nach als Chiffern zu bedienen pflegte. Von diesen Grazer Gedenkblättern dürften namentlich die aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges nicht ganz ohne einiges bleibende Interesse sein.

Für die dritte Auflage von Meyers Conversationslexikon und die sämmtlichen Nachträge, sowie für Vormüllers

*) Siehe „Heimgarten“ 1883: Mai; 1885: März, April, October, November; 1886: Juni, Juli, October, November; 1887: März, Mai, September, October, December; 1888: April, Mai.

Digitized by Google

Schriftstellerlexikon der Gegenwart, lieferte ich die Biographien der italienischen Schriftsteller des Jahrhunderts, sowie die Jahresübersichten der italienischen Literatur.

Als Rosegger seinen „Heimgarten" gründete, verstand es sich bei meinen freundschaftlichen Beziehungen zum Herausgeber von selbst, daß ich dann und wann mich mit einem Beitrage an dem Blatte betheiligte. Es hat Leute gegeben, und gibt deren noch, die sich's in den Kopf gesetzt haben, daß ich dem Herausgeber sogar auch ein wenig beim Redigieren helfe. Das ist eine ungemein naive Voraussetzung. Nichts stand mir, dem Kranken und von eigenen Arbeiten vollauf in Anspruch Genommenen, so unendlich fern, als mir eine Betheiligung an fremden Sorgen aufzubürden, etwa gar neben den Einsendungen, mit welchen ich selbst im Uebermaß behelligt wurde, auch noch solche anzusehen, welche dem „Heimgarten" zugehen. Ebensowenig ist es dem Herausgeber des „Heimgarten" eingefallen, für ein Unternehmen, das er mit Lust und Eifer nach den eigensten Ideen und Absichten leitet, sich einen Rathgeber oder Helfer beizugesellen. Zur Verbreitung des für Kenner der wirklichen Verhältnisse geradezu lächerlichen falschen Gerüchtes hat am meisten ein gewisser Jahrgang von Kürschner's „Literaturkalender" beigetragen, in welchem der Herausgeber, nachdem ich ihm als ein „Hauptmitarbeiter" des „Heimgarten" genannt worden war, mißverständlich mich als „Mitredacteur" desselben bezeichnete. Ich verwahrte mich dagegen öffentlich in einem Eingesendet der „Neuen Freien Presse"; aber erst kürzlich bat mich ein junger Mensch, ich möchte ihm auf sein Schreiben Antwort geben im — „Briefkasten" des „Heimgarten"!

Es ist nun an der Zeit, nachdem ich von meiner Dichterarbeit übersichtlichen Bericht gegeben, ein Wort auch von einer anderen Richtung meiner Thätigkeit zu sagen: von meiner Denkarbeit, meinen philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien. Um das Jahr 1870 nahmen die Ergebnisse dieser von früher Jugend an betriebenen Studien zuerst eine feste Gestalt an und der Plan eines größeren Prosawerks, in welchem dieselben niedergelegt werden sollten, trat in bestimmten Umrissen hervor. Gegenwärtig liegt das Werk zwar nicht vollendet, aber doch in solchem Umfange, und in allen Theilen so weit gediehen vor, daß das, was ich anstrebte und was ich sagen wollte, wenn auch in abgerissener Form, klar genug daraus sich würde ersehen lassen. Auf eine dichterisch gefärbte Popularphilosophie darf man sich bei diesem Buche nicht gefaßt machen. Wie der Homunculus zu einer poetischen Kritik der modernen Gesittung wurde, so dürfte sich das Prosawerk ausgestalten zum Versuch einer Kritik der modernen Erkenntnis. Ist mir eine Lebensfrist von 1—2 Jahren noch gegönnt, so wird das Werk in durchgängiger Vollendung der Oeffentlichkeit übergeben werden können.

Ich habe schon bei der Skizzierung meines Jugendlebens Erwähnung gethan von einem gewissen, früh in mir lebendig gewordenen Drange nach „Universalität," nach Allseitigkeit der geistigen Richtungen und Bestrebungen. Mein Trachten war nicht das verrufene „aus Allem etwas;" es war kein sprunghaftes Naschen hier und dort an Einzelnem; vielmehr war es mir immer um das Erfassen des Hauptsächlichen zu thun, des Allgemeinen, der Ganzheit. Das Fragmentarische, Lückenhafte, Willkürliche oder rein Zufällige des Schauens, Erkennens und Genießens im weiten Lebens- und Weltbereich war mir wider die Natur. Auch das bloße Gelüst, mein Gedächtniß mit dem Verschiedensten vollzustopfen, war niemals maßgebend für mich; davor bewahrte mich zunächst schon ein leider schwaches Gedächtniß. Ich rechnete darauf, daß in den

Digitized by Google

Geist übergehen würde, was das Gedächtniß nicht behielt.

Von demselben Triebe dürften auch meine Sammlungen Zeugnis geben, die Art, wie ich da mit geringen Mitteln und in meist bescheidenem Maßstabe immer etwas Abgerundetes, Ganzes, oder wenigstens die Ganzheit Vertretendes in guter Ordnung herzustellen bemüht war. So vereinigte ich im Laufe der Jahre eine Münzsammlung, fast nur aus Kupfer- und kleineren Silberstücken bestehend, aber einen wohlgeordneten Ueberblick über das in diesem Fache Bedeutsame und Charakteristische der Zeiten und Völker gewährend. Desgleichen eine Mineraliensammlung, nicht reich an theuren Prunkstücken und seltenen Arten, aber eine fast lückenlose Ueberschau des Kennenswerthesten. Ferner eine große Photographiensammlung, Abbilder der Werke aller hervorragender Meister sämmtlicher Schulen: eine Sammlung, wie sie so leicht nicht wieder vereinigt getroffen werden dürfte. Einem ähnlichen Bedürfnis entsprechend, hatte sich im Laufe der Zeit die Clavier mnsik der bedeutenderen Meister in meinem Musikalienschranke fast vollständig zusammengefunden. Ich gehörte nicht zu den Genügsamen, welche an etlichen Sonaten von Beethoven, an einigen Stücken von Bach, Chopin, Schumann jahrelang kunspern; meine Neugier, Alles, was die Besten geschrieben, bis auf die letzte Notenzeile kennen zu lernen — lieber unvollkommen, als gar nicht — war zu groß, meine Genußgier in künstlerischen Dingen überaupt „neronisch."

Von Büchern haben sich im Laufe meines Lebens nunmehr gegen 4000 Bände bei mir angehäuft — auch sie kein bunter Wust, sondern eine gewählte Gesellschaft von Vertretern aller Literaturen und Wissenszweige.

Und das Alles wurde mit geringen Kosten, zum Theil sogar fabelhaft billig in Benützung günstiger Gelegenheiten erworben. Es mag dafür im Ganzen nicht mehr in Baarem aufgegangen sein, als ein leidenschaftlicher Raucher während eines eben so langen Lebens durch seine Nüstern hindurch in Rauch aufgehen läßt.

Mein geselliger Verkehr — um auch darüber einige Rechenschaft zu geben — war in dieser ganzen Grazer Epoche, obgleich ich den Freuden und Anregungen eines solchen durchaus nicht abhold gewesen wäre, infolge besonderer Umstände und einer zunehmenden Kränklichkeit ein beschränkter geblieben. Es fällt mir daher nicht schwer, der Personen, mit welchen ich während dieser Zeit in mehr oder weniger freundschaftlichen Beziehungen stand, dankbar zu gedenken.

Als diejenige Persönlichkeit, welche mir von Allen, mit welchen meine Lebenspilgerschaft mich in nähere Berührung brachte, am längsten treu zur Seite stand, habe ich jene seit 1862 mir befreundete Frau zu bezeichnen, welche ich in früheren Abschnitten dieser Lebensschilderung dem Leser als Frau Minona vorgeführt. Seit 1879 war ihr durch die waltende Macht meines Hauses der Besuch des letzteren gestattet worden, und von 1883 an erhielt die vieljährige freundliche Beziehung eine weitere Kräftigung dadurch, daß Frau Minona die Pflege und Erziehung eines meiner Obsorge anvertrauten verwaisten Kindes übernahm, eines jetzt eilfjährigen Mädchens, das im näheren und entfernteren Freundeskreise nun schon sattsam als mein Mündel Bertha bekannt ist. Ich will hier nicht in dürrer Prosa wiederholen, was ich anderswo über den Trost gesagt und gesungen, den es gewährt, im Niedergange des eigenen Daseins sich an dem Bilde eines frisch aufsprossenden Lebens zu erquicken. Heiter-freundliches Wesen, lebhaftes Temperament, scharfe Sinnesauffassung, versprechen eine schöne Entwicklung des tüchtigen und blühenden Mägdleins. Und wie es selber bisher, in einem weichen Nest von Liebe und

Digitized by Google

Fürsorge gebettet, nicht einen Augenblick Vater und Mutter vermißt hat, so hoffe ich, es werde auch seinerseits bis zuletzt mir ein bißchen Liebe erweisen — ein bißchen, sag' ich mit Bedacht:

> Denn allzubart wär mir der Weg
> Zur letzten Ruhestätte,
> Blieb' Jemand hinter mir zurück,
> Der gar zu lieb mich hätte.

Von den übrigen Mitgliedern des älteren Grazer Freundeskreises gab dann und wann „Frau Fanni" ein Zeichen der Erinnerung aus der Ferne. Mit dem Dichter der „Runen und Reime," jetzt rühmlich bekannten Vorstand des Grazer Münz- und Antikencabinets, führten insbesondere numismatische Angelegenheiten mich noch manchmal zusammen. Zu Sacher-Masoch blieb mein Verhältnis immer ein gutes. Warme Freundschaft verknüpfte mich mit Friedrich Marx, dem von mir hochgeschätzten Dichter der „Olympias." Nicht sehr häufig, aber immer in anregender, für mich wohlthuender Weise verkehrte ich mit Anastasius Grün; desgleichen mit dem seither zum zweifach jubilierten Dichtergreise gewordenen, ehrwürdigen C. G. v. Leitner. Mit dem rührigen H. Penn und dem geistreichen Karl Pröll wirkte ich in den von ihnen gegründeten Grazer-belletristischen Wochenschriften zusammen; F. Kürnberger's originelle Kraftnatur erschloß sich mir in persönlichem Umgang während seines Grazer Aufenthalts; K. E. Franzos verpflichtete in seiner Grazer Studienzeit mich durch Beweise warmer Ergebenheit. Auch Dr. Valentin Pogatschnigg und Dr. Emanuel Hermann gehörten zu den mir befreundeten strebsamen Geistern jener Epoche in Graz.

Und so kam ich auch weiterhin in freundliche Beziehungen zu Vertretern der Schriftsteller- und Gelehrtenwelt, älteren und jüngeren, wie sie nach einander auf die Bildfläche des Grazer Lebens traten: mit P. K. Rosegger, mit dem Philosophen Prof. A. Riehl, dem Geologen Prof. K. Peters, mit V. A. Svoboda, Oskar Teuber, Mels, M. Reymond; mit W. Fischer, einem jüngeren Poeten von feiner und eigenthümlicher Begabung; mit K. E. Kleinert, der schon von Wien aus in idealer jugendlicher Begeisterung sich brieflich mir warm befreundete; nicht minder mit seiner jetzigen Gattin, der vortrefflichen Dichterin Sophie von Khuenberg; mit den begabten, aufstrebenden Talenten E. Wechsler und Thomas Schlegel, von welchen der erstere in musterhafter Treue auch aus der Ferne mir anhänglich und ergeben geblieben; neuestens mit den Dichtern Adolf Hagen (Harpff) und Aurelius Polzer.

Unter den eben aufgeführten Dichtern und Schriftstellern befindet sich einer, von welchem ich mehr zu sagen habe, dessen Namen ich aber dabei nicht leicht wiederholen kann, ohne befürchten zu müssen, daß der Herausgeber des „Heimgarten" aus persönlichen Rücksichten denselben streicht. Es ist für einen Poeten an und für sich schon ein erhebender und erfrischender Gedanke, mit einem genialen Kunstgenossen zusammen in einer und derselben Stadt zu wohnen und zu wirken. Ich fühlte das immer, als wir in Graz das Glück hatten, Anastasius Grün noch den unsern nennen zu dürfen; ich fühle jetzt Aehnliches in dem Bewußtsein, in einer und derselben Stadt zu wohnen und zu wirken mit dem genannten Ungenannten. Daß nun überdies mit eben diesem jüngeren Genossen seit vielen Jahren eine, nie auch nur einen Augenblick getrübte Freundschaft mich verknüpft, wird vielleicht Niemanden allzu sehr wundern, der uns beide kennt. Er, der ohne Widerspruch gefeierte Liebling des Publicums und der Kritik, verschmäht nicht, Hand in Hand zu gehen mit dem bestgescholtenen Poeten Oesterreichs, und wie er mir ohne Stolz, so stehe ich ihm ohne Neid gegenüber. Ihn hat der Genius funkte, der den Dichter in ihm weckte, auch zu einem der taktvollsten und zart-

Digitized by Google

fühlendsten Menschen gemacht, die ich kenne, und mit einem solchen zu verkehren thut mir wohl.

Erfreulich war es mir auch, das gegenwärtig zahlreiche Hervortreten junger künstlerischer Talente in unserer Murstadt zu verfolgen, und mit den hervorragendsten dieser Talente in anregende persönliche Berührung zu kommen. So mit den hochbegabten Tonkünstlern Richard Heuberger, Wilhelm Kienzl, Felix Weingartner, Richard Sahla; mit dem Maler Glantschnigg, den Bildhauern Hackstock und Brandstetter.

Glantschnigg, der Kunst seither leider durch einen frühen Tod entrissen, malte 1873 mein Porträt. Hackstock lieferte 1877 eine gelungene Gypsbüste von mir, und mit einer eben solchen fand mehrere Jahre später Hans Brandstetter verdienten Beifall. Mit Brandstetter entwickelte mein freundschaftlicher Verkehr sich zu einem regen und dauernden. Er hat außer der bekannten Büste noch zwei Werke gefertigt, welche zu mir in einer näheren Beziehung stehen. Wie Roseggers Waldlilie, so hat auch das arkadische Hirtenmädchen Kora in der „Alpasia" ihn zu einer plastischen Schöpfung angeregt. Er hat seinen Entwurf mehrmals umgeformt, immer in höchst anmuthender Weise; das endgiltige Modell erfreut sich des regsten Beifalls aller Kenner. Im Auftrage von Wiener Freunden meiner Poesie schuf Brandstetter im Jahre 1888 ein in Bronze ausgeführtes, zum Geschenk für mich bestimmtes Bildwerk, das eine geflügelt sitzende, kranzwindende Muse vorstellt, eine Gestalt von klassisch gediegenen Formen und edelstem Ausdruck.*)

Den mir Befreundeten aus künstlerischen Kreisen habe ich noch den Namen Gustav Starcke's beizufügen, des bekannten, trefflichen Bühnenkünstlers, dessen ich schon einmal gedachte. Von andern, nicht den eigentlichen literarischen und künstlerischen Kreisen angehörenden Persönlichkeiten, die sich mir seit vielen Jahren immer freundlich erwiesen, nenne ich die rühmlich bekannten Grazer Rechtsanwälte Dr. Julius Kosjek und Dr. J. B. Holzinger und den stadträthlichen Amtsdirector Dr. Feill.

Das Vergnügen mancher interessanten, wenn auch flüchtigen Begegnung ist mir durch auswärtige Dichter, Schriftsteller, Künstler u. s. w. die ihr Weg in die gern besuchte Murstadt führte, zutheil geworden.

Was die Personen betrifft, mit welchen ich längere oder kürzere Zeit in einem lebhafteren brieflichen Verkehr stand, so mache ich für diese Grazer Epoche aus der Erinnerung nahmhaft: Karl Egon Ebert in Prag, Frau Genovefa Miller v. Milborn in Wien, Frau Anna Schimpff in Triest, Frl. Lina Vagt in Wismar, Edvard Grisebach in Göttingen (als Dichter des „Neuen Tannhäuser" bekannt geworden), Maler George-Mayer in Wien, Ferdinand von Steinwand, jetzt in Wien, dem Dichter der „Gräfin Seelenbrand," des „Dankmar," der „deutschen Klänge," Schöpfungen, über deren zum Theil männlich-spröde Form man die Urkraft eines tiefen und edlen Dichtergeistes übersah. Ferner mit K. van Bruyck in Wien, einem Componisten, dessen Lebensschicksal so eigenthümlich ist wie sein Talent, und das Ringen einer

*) Dies mir zu meinem Geburtstage 1888 überreichte Wiener Geschenk war von einer Widmungsrolle begleitet, welche die Namen der 118 Spender und Spenderinnen enthielt; darunter die von Elimer Herzog von Oldenburg, Natalie Herzogin von Oldenburg, Bauernfeld, Hofrath Prof. Meynert, Baronin Ebner-Eschenbach, Betti Paoli, Ada Christen, Christine Hebbel, Gräfin Thercie Kinsky-Wrbna, Sophie Baronin Todesco, Anzengruber, Dombaumeister Schmidt, Graf Lamezan, Hofrath Prof. Miklosich, Hofrath Prof. R. Zimmermann, Graf Heufenstamm, Hofrath Weilen, L. A. Frankl, Gräfin Prokesch-Goßmann, Prof. Zumbusch, Prof. Kundmann, Gräfin Elise Salm-Lichtenstein. Ich greife diese Namen heraus, um bei dieser Gelegenheit festzustellen, daß die Widmung von Personen sehr verschiedener Stellung und Parteirichtung ausgegangen ist.

Digitized by Google

Künstlerseele mit innern und äußern Dämonen in bedeutsamster Weise veranschaulicht; mit Frl. Elise Prusse in Bury St. Edmonds (England), mit Eduard v. Hartmann in Berlin, mit Oskar Linke in Bertin, einem der ältesten und treuesten meiner Freunde; mit Frau Ottilie Ehlen in Prag, mit Levin Schücking und Franz Giese in Münster, dem Verfasser des köstlichen Münster'schen Dialektromans „Frans Essink"; mit Ernst Wechsler in Berlin, Fritz Lammermayer und Alfred Stroß in Wien, einem jungen Componisten, welcher die Claviermusik mit Stücken von fesselnder Schönheit und Originalität bereicherte.

Unter den mit diesen und andern Personen gewechselten Briefen sind die an Frau Ottilie Ehlen in Prag gerichteten fast die einzigen, welche sich eingehender mit *mir selbst* befassen und Aufschluß geben über Einzelheiten, Wendungen und Wandlungen meines äußern und innern Lebens.

Diese Listen meines persönlichen und brieflichen Verkehrs, sie geben nun freilich keinen Begriff von den unzähligen wechselnden Berührungen mit der Welt im Großen und Ganzen, in welche ein Poet, dessen Name einigermaßen über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgedrungen, sich unablässig verflochten sieht. Darf ich nach dem Maße schließen, in welchem dies bei mir der Fall war und ist, so kann ich auf meine Laufbahn mit dem Bewußtsein zurückblicken, im weitesten Kreise manches Herz entflammt, manche Seele begeistert zu haben. Die Poesie unserer Zeit trägt im Allgemeinen, obgleich sehr viel in ihr von des Bachus Gabe und vom fröhlichen Zechen die Rede, doch einen etwas nüchternen Charakter; sie hat viel Ergötzliches, aber wenig in höherem Sinne Begeisterndes geliefert. Die Wirkung des *Idealismus* in meiner Poesie — nicht eines schablonenhaften, sondern blutwarmen, mit dem realen Leben sich durchdringenden Idealismus — war vielleicht eben deshalb, und nicht bloß in Jugend- und Frauenkreisen, eine tiefer greifende.

Auch von einem andern Elemente in meiner Poesie ist viel die Rede gewesen, dem sogenannten „sinnlichen." Man gieng so weit, den „*ganzen* Hamerling" moralisch in Acht und Bann zu thun, weil in dem einzigen „Ahasver" und zum Theil im „König von Sion" der Stoff einige Schilderungen der Entartung gebieterisch erheischt hatte. Aber steckt darin in der That der „ganze Hamerling?" Ist meine ganze Lyrik, ist „Sinnen und Minnen," die „Blätter im Winde," „Venus im Exil," das „Schwanenlied der Romantik," der „Germanenzug", „Aspasia," „Amor und Psyche," „Danton und Robespierre," „Teut," „Lord Lucifer" — ist das Alles von einem andern Hauche durchweht, als von dem eines sittlichen, idealen Empfindens?

Aber ich schildere zu glühend, sagt man, und den „Ahasver in Rom" wenigstens dürfen junge Mädchen nicht lesen. Mag sein; aber lüsterne junge Mädchen unserer Tage verlangen sich's gar nicht mehr, pathetische Gedichte, wie den „Ahasver in Rom" zu lesen. Sie haben eine weit mundgerechtere Kost an vielen der neuesten deutschen Romane und Novellen, die man ihnen unbedenklich zu lesen gibt. In diesen finden sich zwar keine Schilderungen großartiger Bacchanale auf dem Hintergrunde sittlich-ernster epischer Tragik, aber um so saftiger ausgemalte Mysterien verliebter Stelldicheins in Dachstuben und Boudoirs, wobei die Leidenschaft zwar des *poetisch*-verführerischen Aufputzes entbehrt, aber die „thierisch-rohen Zuckungen" derselben mit großer Treue wiedergegeben werden, und wo der „ethische Gehalt" in dem Nachweis liegt, daß der Mensch ein Geschöpf, welches gar nicht anders kann, als willenlos sich der Gewalt seiner Triebe hingeben, wenn er nicht elendiglich zu Grunde gehen will. —

Digitized by Google

Meine Schilderungen, sagt man, erhitzen das Blut. Aber auch der Wein, auch der Tanz erhitzt das Blut; verpönt man sie deshalb? Man eifert gegen das, was das Blut *erhitzt*, und duldet, was es *vergiftet*.

Ich kann diese Bemerkungen über mein Verhältnis zur Oeffentlichkeit nicht schließen, ohne auch mein Verhältnis zu den *Parteien des Tages*, den literarischen sowohl als den politischen, mit einigen Worten zu berühren. Ich weiß nicht, wie angesichts der Mehrzahl dessen was ich schrieb, bei Vielen die Meinung Platz greifen konnte, daß ich, hinter dem Ofen sitzend, mit rückwärts gewandtem Gesichte romantischen Grillen nachhieng. Fühlte ich doch selbst von dem abgeschlossenen Winkel aus, in welchen leibliche Zustände zuletzt mich bannten, die Welt und ihr Treiben immer lebendig genug auf mich wirkend. Die Fortschritte und Richtungen des Geistes der Gegenwart dürfte kaum Einer mit lebhafterem Interesse verfolgt und gewürdigt haben als eben ich. Auf dem Gebiete der neuesten Weltliteratur blieb nichts irgendwie Bedeutendes mir fremd, und was von wirklicher Berechtigung dem sogenannten „Realismus" innewohnt, entgieng Keinem weniger als mir. Aber eben weil ich vertraut bin mit allem Besten dieser Richtung, kann mir das Unzulängliche nicht genügen, wo es mit gleichem Anspruch auf Beachtung hervortritt. Nicht weil ich die Zeit in dieser Beziehung nicht verstehe, sondern weil ich sie verstehe und eine gute Meinung vom „Realismus" habe, bedaure ich, daß letzterer in Deutschland noch nicht seine rechte Form gefunden hat, daß vielfach Gekünsteltes, Verschrobenes, Unnatürliches und Krankhaftes bei uns unter dieser Flagge fährt. Man gehe in der Darstellung des Natürlichen und Wahren so weit wie Zola, wenn man will; aber es sei auch wirklich ein Natürliches und Lebenswahres, wie es in der That bei Zola immer ist. Unerquicklich schwanken viele unserer neuesten strebenden Geister zwischen den Schatten von Idealen, die sie nicht mehr besitzen, und den Schemen eines Realismus, dessen sie noch nicht mächtig, hin und her.

Mir selbst wird man wohl zugestehen können, daß ich als Dichter nicht ohne Erfolg idealem Gehalt realistische Form gegeben, andererseits realistischen Inhalt in ideale Form gekleidet habe.

Meiner Meinung über das Verhältnis, in welchem ein Dichter naturgemäß zu dem *politischen* und *nationalen Parteienleben* seiner Zeit steht, will ich bei dieser Gelegenheit unverhohlenen Ausdruck geben. Nichts hindert den Dichter, einer Parteirichtung sich anzuschließen und für dieselbe zu kämpfen. Aber seine Sendung ist damit nicht abgethan; ihm bleibt noch eine andere, höhere zu erfüllen. Es muß — ich habe das schon öfter gesagt und kann es nicht oft genug wiederholen — es muß auch Jemanden geben, der in den Kämpfen des *Zeitlichen* das *Ewige* vertritt; etwa wie man Feldprediger bestellt, welche im Kriege für das Seelenheil der Kämpfenden sorgen. Es muß Jemanden geben, der von Zeit zu Zeit sich zwischen die Parteien stellt und ihnen zuruft: „*Es ist unwahr*, daß im Parteileben mit *allen* Mitteln gekämpft werden darf und muß — *es ist unwahr*, daß im Parteileben Moral und Gerechtigkeit in die Schanze geschlagen werden dürfen und müssen — *es ist unwahr*, daß im Parteileben der Wahrheit nicht die Ehre gegeben werden darf, daß gelogen und verläumdet werden muß." Und wenn die vermeintlich Klugen achselzuckend sagen, in so schweren und kritischen Zeiten könne man es mit der Wahrheit so genau nicht nehmen, so muß ebenderselbe des alten Shakspeare's schlagenden Ausspruch in Erinnerung bringen: „Keine Zeit ist so schlimm, daß ein Mann in ihr nicht

Digitized by Google

wahr sein sollte!" There is no time so miserable, but a man may be true! —

„Dergleichen zeugt von idealer Gesinnung," sagen die Parteimänner, „ist aber durchaus unpraktisch!" Darauf entgegne ich immer und immer wieder: „Nein! die Unpraktischen sind nicht wir, sondern diejenigen, welche glauben, daß man das „stabile" Gleichgewicht der ewigen Ideen völlig aufgeben, und mit wirklichem dauerndem Erfolg sich dem „labilen" Gleichgewicht der Tagestendenz anschließlich anvertrauen kann! —

Diesen Kurzsichtigen gegenüber wird der Weitblick des Dichters und Denkers immer Recht behalten. Ich erinnere mich z. B. als 18jähriger „Legionär" im Jahre 1848 bei Einführung der Constitution sofort sonnenklar vorausgesehen und begriffen zu haben, wer in einem österreichischen Parlament früher oder später die Majorität haben würde. Und so erinnere ich mich, in der Regel das, was geschehen mußte, lange vorausgewußt, namentlich auch stets einen klaren Blick gehabt zu haben für das „hippokratische Gesicht" der Parteien, in deren Thun und Lassen sich das alte Wort bewährte: „Quem perdere vult deus, dementat."

Es ist eine seltsame Täuschung der Menschen, welche sich zur Anstrebung gemeinsamer Ziele vereinigen, daß sie glauben, einer der nicht Mann an Mann in ihren Reihen marschiert, könne nur hinter ihnen sein, und keine Ahnung davon haben, daß er ihnen auch voraus sein könnte. Wer zur Reife und Klarheit durchgedrungen, von dem verlangt man, daß er sich zurückversetze auf den Standpunkt der Unreifen und Unklaren. Mit den Errungenschaften der Einsicht und der Erfahrung, der großen Lehren, die er aus der Geschichte und dem Leben seiner Zeit geschöpft, soll er den Neulingen sich anschließen, die für unerhört neu halten, was ihnen neu, und worüber er längst im Reinen. „Er versteht die Zeit nicht!" heißt es dann. Nun, es kann ja sein, daß einmal ein Dichter seine Zeit nicht mehr versteht; es kann aber auch geschehen, daß eine Zeit den Dichter nicht mehr versteht.

Das hier Gesagte wird mißdeutet werden und Vielen Anstoß geben. Hätte ich aber Gelegenheit, das, was ich meine, völlig klar zu machen, so würden Alle damit einverstanden sein. Es könnte jeder guten Sache nur nützen, niemals schaden. Man würde mit mir zufrieden sein, wäre es mir vergönnt gewesen, meine Ueberzeugungen in einer persönlichen Theilnahme am öffentlichen Leben zu bethätigen. Aber durch einen leidigen Umstand wurde nicht bloß in dieser, sondern auch in mancher andern Hinsicht meinem Streben und meinem Thätigkeitsdrange ein gewaltiger Dämpfer aufgesetzt: durch den vieljährigen, immer ungünstiger sich gestaltenden Zustand meiner Gesundheit.

Es hat etwas Peinliches, über eine so ganz persönliche Sache, wie das leibliche Befinden ist, öffentlich Auskunft geben zu sollen. Glücklich, wer über Einzelheiten leiblichen Elends nicht bloß in weiterem, sondern auch im engeren und engsten Kreise schweigen darf! Aber wer irgendwie der Oeffentlichkeit angehört, der wird auch mit dieser Seite seiner Existenz unerbittlich in's volle Tageslicht gerückt, und hängt am Marterholz seines Leides auf offener Straße wie der Gekreuzigte. Er muß Rede stehen, er muß sich rechtfertigen, warum er den unzähligen an ihn gerichteten Ansprüchen nicht zu genügen im Stande ist, und er muß auch in Betreff seiner leiblichen Zustände leichtfertigem Gerede mit der einfachen Darstellung der Thatsachen begegnen.

Ich habe vom Beginn und vom Verlaufe meines chronischen Uebels in der Schilderung meines Triester Aufenthalts erzählt. In Graz blieb

Digitized by Google

einige Jahre der Zustand ziemlich unverändert; von 1870—1880 aber trat, wenn auch keine wirkliche Pause, doch ein gewisser Nachlaß der Beschwerden ein. Ich war krank, ja, aber ich war es erst so, wie viele andere Leute. In welchem beneidenswerthen Lichte erscheint mir jetzt diese entzückende Art des Krankseins, bei welcher man noch spazieren gehen, Ausflüge und Reisen machen, an Wirthstafeln essen, Gesellschaften, Theater, vielleicht sogar einen Ball besuchen und gelegentlich Champagner trinken kann!

Mit den Achtziger Jahren trat das Unterleibsleiden wieder bedeutend stärker hervor. Als Hauptsymptome desselben begannen seither Schmerzen unterhalb der Herzgrube und ein beständiger Reizzustand der Eingeweide sich dauernd festzusetzen. Dazu das unselige Erbe aus meiner frühesten Jugendzeit, die rheumatische Anlage, welche ein Jahr lang auch unter der Maske eines Nierenleidens ihr Wesen trieb. Man denke nicht an Verzärtelung; wer der Triester Bora zehn Winter lang trotzen mußte und wirklich trotzte, und auch später viele Jahre lang durch keinen Regen, kein Schneegestöber, keinen Sturm sich von seinen täglichen gewohnten Gängen abhalten ließ, der darf wohl den Verdacht zurückweisen, daß er die Gelegenheiten, sich abzuhärten, versäumt hat. Gehirndruck, Schwindel, unsicherer Gang, Frost- und Schwächeanfälle, zeitweilig neben jenen Beschwerden auftretend — eine harte Drüsengeschwulst unter dem rechten Kiefer sich bildend, nachdem früher zwei Balggeschwülste zur Vereiterung gekommen — das Sprechen meist ungemein erschwert, da es — ohne Zweifel durch Vermittlung des Zwerchfelles — die Schmerzen der oberen Unterleibsgegend heftig aufregt und vermehrt — seit mehr als einem Jahre sowohl der Schmerz als der Reizzustand der Eingeweide zu unglaublicher, niemals mehr eine Pause gönnender Hartnäckigkeit entwickelt — auf dem Krankenlager nur die Rückenlage erträglich, was das Schreiben, bei welchem dieselbe mit der Seitenlage vertauscht werden muß, sehr beschwerlich macht — von welcher Art kann das Allgemeinbefinden sein, das diesen Umständen entspricht? Sollte in solcher Lage der Leidende sich nicht darein finden müssen, daß sein Dasein tagelang auf ein dumpfes Vegetieren beschränkt ist, sein Bewußtsein manchesmal auf das einer Molluske herabsinkt und auf die besseren Momente, in welchen Lesen, Schreiben möglich, gelauert, jeder als kostbares, flüchtiges Göttergeschenk mit Eifer ausgenützt werden muß. Ach, man hat da immer das Gefühl, daß, wenn einem nur ein voller Tag in Behagen und ungeschwächter Kraft gegönnt wäre, man an einem solchen Ungeheures leisten, die Welt aus den Angeln heben könnte! — Längst erscheine ich mir wie einer, der mit den Mächten der Unterwelt einen Pact geschlossen: es sollte mir vergönnt sein, über die mir ursprünglich bestimmte Frist hinaus auf der Erde zu verweilen, aber ich sollte nichts als schreiben dürfen — schreiben mit Mühe und Noth — in allem Uebrigen sollte ich todt und begraben, das Leben und die Welt für mich verschlossen sein. Auch wie eine verwunschene Seele erscheine ich mir oft, die abgeschieden und in die Saiten einer Harfe oder Leier gebannt ist, und die nur mehr klingen kann.

Welch' ein Gefühl, selbst umgeben von sommerlich prangender Waldnatur, den Hauch des Lebens mit Wonne in sich zu schlürfen verlangend, ein Opfer zu sein der jämmerlichsten Beschwerden, die nicht einen Augenblick ein reines Behagen aufkommen lassen! Kein Gang im Freien mehr ohne die heftigsten Schmerzanfälle möglich!

Dabei überhäuft mit Correspondenzen — behelligt mit unzähligen Ansprüchen und Anliegen, die in den meisten Fällen doch wenigstens eine Antwort erheischen, eine motivierte höf-

Digitized by Google

liche Ablehnung! Nicht Alle sind so leicht zu befriedigen, wie die harmlosen Autographenbettler!

Eine solche Existenz ist zuletzt nur erträglich, wenn man leben *muß*, nicht sterben darf. Will doch, nachdem unter diesen Umständen „Homunculus" vollendet worden, auch das bewußte Prosawerk zur Vollendung gedeihen!

Von der Heftigkeit meines Uebels, von meinem *unablässigen* Kampfe mit demselben, wußte man in Näh' und Ferne wenig oder nichts. Nicht daß ich darüber geschwiegen hätte; aber wenn man zu Jemanden von „beständigen Beschwerden" spricht, so nimmt er dies „beständig" für eine Redensart, welche er zu einem Ohre hinein und zum andern hinausgehen läßt. Es fällt ihm nicht im Traume ein, sich die Tragweite und Bedeutung dieses Wortes einmal ernstlich vorzustellen. Die den Kranken besuchen, ahnen nicht, wenn er mit ihnen spricht, vielleicht sogar zu *lebhaftem* Sprechen sich hinreißen läßt, was ihn diese Lebhaftigkeit kostet; die, welche Briefe von ihm erhalten, lesen zwischen den Zeilen die Mühe nicht heraus, die das Schreiben ihm gemacht; die ihn vielleicht gar einmal im Freien treffen und ihn zu seiner „Wiedergenesung" beglückwünschen, ahnen nicht, wie ihm bei dieser „Wiedergenesung" soeben zu Muthe ist . . .

Die ärztliche Untersuchung hat bisher kein sicheres Ergebnis über die Natur des Uebels geliefert. Bekanntlich ist die Erkenntnis chronischer Unterleibskrankheiten selbst dann oft eine schwierige, wenn sichtbare und greifbare Symptome vorhanden sind; um so schwankender muß sie sein, wo solche fehlen. Eine vernünftige, für alle Fälle passende Lebensweise bleibt hier das einzig Thunliche und Zweckmäßige; viel mehr läßt sich ja bei solchen Leiden auch dann nicht thun, wenn man ihr Wesen ergründet zu haben glaubt und einen Namen dafür gefunden hat. Sowohl in gegenwärtiger als in früheren Epochen meiner Krankheit fehlte es mir nicht an Gelegenheit, ärztlichen Rath zu vernehmen, Heil- und Linderungsmittel zu erproben. Ich selbst, einstiger Hörer der Medicin an der Wiener Universität, also nicht unwissend in medicinischen Dingen, kenne den Heilmittelschatz der ärztlichen Wissenschaft so gut, wie die Grenzen ihrer Kunst. Immer waren die Aerzte bald mit mir einig, daß Arzeneien mir nicht zuträglich, wie ja schon im Jahre 1862 ein Triester Arzt mich einem Homöopathen übergab, weil er sich überzeugt zu haben glaubte, daß Arzeneien meiner Natur widerstrebten. Auch erwiesen Heilmittel, welche durch ein Symptom meines Leidens geboten schienen, sich oft mit Rücksicht auf irgend ein anderes Symptom als unzulässig. Für kalte und warme Wasserkünste erschien ich ebenfalls als kein geeignetes Versuchsobject. Von allen Mitteln bewährten für meine Beschwerden immer nur Wärme und Ruhe ihre lindernde Wirkung.

Mit den Aerzten also verständigte ich, wie gesagt, mich immer leicht. Aber die Laien — ach, die Laien, das sind die unversöhnlichen Quälgeister des chronisch Kranken!

Aber sie *meinen es gut*! Ach ja, sie meinen es gut — und das eben ist das Peinliche an der Sache! Ueber Liebloſigkeit, vielleicht der nächsten Umgebung, wie sie manchmal vorkommt, kann der Kranke sich hinwegsetzen, kann im Laufe der Zeit sich schweigend darein zu finden gelernt haben. Aber was soll man anfangen mit Menschen, die es gut meinen, die dem Unterleibskranken, dessen ganzes Eingeweide sich schon gegen die bloße Vorstellung von Obstgenuß wild empört, und für den das Verzehren einer einzigen Zwetschke einem Selbstmordversuch gleichkommt, dringend empfehlen, doch ja eine Zeit lang „bloß von Milch und Obst zu leben?" — Dergleichen mit Geduld anzuhören, genügt nicht. Der Rathgeber will, daß

Digitized by Google

ihm gehorcht werde; und geschieht es nicht, so erklärt er vor Gott und der Welt, dieser Kranke verdiene sein Schicksal.

Zum mitleidlosen Wüthrich aber wird der Rathgeber, wenn er an der Krankheit des Kranken zweifelt. Unter einem kranken Dichter stellen sich die Leute einen Menschen vor, in dessen Heim man auf der Treppe dem Arzt begegnet, im Vorgemach eine Wärterin mit dem Erwärmen von Kleiensäckchen, dem Streichen von Senfpflastern u. dgl. beschäftigt findet, während der Kranke selbst, auf dem Schmerzenslager ausgestreckt, von Arzneiflaschen und Salbentöpfen umgeben liegt, ein zärtliches „Mütterlein“ zur Seite, das Tag und Nacht mit wackelndem Kopf und zitternden Händen in ängstlicher Sorge bei dem geliebten Sohne wacht. Betritt nun der Besucher eine Dichterkrankenstube, in welcher von all' dem nichts zu sehen ist, so gilt es ihm auch sofort für ausgemacht, daß hier von ernstlicher Krankheit keine Rede sein kann.

Warum man den überzeugungskräftigen Apparat der gebräuchlichen Linderungsmittel in der Regel bei mir nicht fand? Ei, man kann z. B. gewärmte Tücher stunden-, tage-, wochenlang auf schmerzende Theile legen, man kann es aber nicht monate- und jahrelang! —

Seine Tage hinbringen auf dem Krankenbette — in der einzig erträglichen Rückenlage — lechzend nach einem Augenblick der Erholung — nach einem Athemzug unter Gottes freiem, sonnigem Himmel — nach einem Tropfen aus dem Labebecher des Lebens — man sollte meinen, daß dieser Zustand ein peinvoller sei und nicht leicht überboten werden könne. Und doch kann er überboten, kann er gesteigert werden. Und wie? dadurch, daß ein harmloser Besucher sich vor den Kranken hinstellt und ihm auseinandersetzt, er thäte doch eigentlich viel besser, spazieren zu gehen, statt das Bett zu hüten, Ausflüge zu unternehmen, wo möglich in's Hochgebirg — im Winter namentlich sei die Luft im Hochgebirge sehr gesund und erfrischend — und eben jetzt sei der Himmel draußen voller Sonnenschein . . Dem armen Kranken wird dabei zu Muth, wie einem an's Kreuz Genagelten, oder auf's Rad Geflochtenen, oder an einen Fels Geschmiedeten, oder an einen Galgen Gehängten, zu dem einer sagte: „Wertheste! ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die Körperhaltung, die Sie da einnehmen, eine der Gesundheit keineswegs zuträgliche ist, und daß Sie unrecht thun, dieselbe so hartnäckig beizubehalten!“ —

Sich das, was man als das drückendste Ungemach empfindet, als schweren Schicksalsfluch beklagt, schließlich auch noch zum Vorwurf gemacht zu sehen, als wäre es eine Sache der freien Wahl — bei Gott, das geht fast über die Grenze des Erträglichen hinaus! —

Aber der wohlmeinende Rathgeber läßt von seiner Ueberzeugung nicht: Der Kranke könnte schon, wenn er nur ernstlich wollte! Das betrachtet er nicht bloß als möglich — was ja zuzugeben wäre — sondern es steht bei ihm unumstößlich fest. Gesetzt nun aber — möglich ist ja auch wohl das — der arme Kranke könnte wirklich nicht, wie soll er es anfangen, den Zweifler zu überzeugen?

Ist er nun gar lebhaften, beweglichen Temperaments, so wird er im Laufe einer vieljährigen chronischen Krankheit jeden kurzen Moment der Erleichterung benützen, sich seinem Krankenlager zu entreißen und einen Schritt in's Freie zu thun. Wird Einer, der sein Leben lang nichts weniger als ein Stubensitzer gewesen, durch seine Beschwerden sich auch nur eine Stunde länger in seine vier Wände bannen lassen, als es unumgänglich nöthig ist? So kann es sich aber fügen, daß er, von Schmerzen gequält, im Bette getroffen, denselben

Digitized by Google

Tag, nach überstandenem heftigem Anfall, noch im Freien gesehen wird. „Seltsame Krankheit!“ sagen hernach die Leute; wie kann man vormittags krank gewesen sein, wenn man nachmittags spazieren geht?“

Seit 30 Jahren überhaupt leidend, war ich auch in früherer Zeit, als es mir noch lange nicht so schlimm erging wie jetzt, so manchesmal, namentlich durch rheumatische und gastrische Anfälle, das Bett zu hüten genöthigt. Aber ich gehörte zu den Lebhaften, Beweglichen — auch war ich jünger und die Widerstandskraft meiner Natur größer als heute: um so leichter konnte es da geschehen, daß ich oberflächlichen Beobachtern Anstoß gab durch brüsken, scheinbar willkürlichen Wechsel im Verlassen des Krankenlagers und Wiederaufsuchen desselben. Ich mußte mir das Wiederaufsuchen zum Vorwurfe machen lassen, wo ich mir eher durch das Verlassen gesündigt zu haben bewußt war.

Bis zur entschiedenen Verschlimmerung meines Zustandes in den Achtziger Jahren betrug die Zeit meiner täglichen Gänge, in einander gerechnet, 1—2 Stunden im Winter; im Sommer wurde der ganze Vormittag und der größte Theil des Nachmittags auf Waldspaziergängen hingebracht. Bei solcher Gewöhnung ist es begreiflich, wenn ich später, immer häufiger und länger zum Aufenthalt im Bette gezwungen, es wenigstens auf Augenblicke verließ so oft als möglich. In den Augen Mancher erschien ich deshalb als ein Sonderling.

Sollte der Wohldenkende, Unbefangene, wenn er über das Thun und Lassen eines Kranken urtheilt, sich nicht doch erst fragen, ob er es zu thun hat mit einem Menschen, der sich in wunderlichen Streichen und Lebensweisen gefällt, oder mit einem besonnenen, vernünftigen Manne, der, wie in allen Lebenslagen, so auch als Kranker, das Thunliche und Zweckmäßige so gut, vielleicht noch besser als der Nächstbeste herauszufinden und zu ergreifen im Stande ist?

Ich bin etwas weitläufig geworden über das Thema meines vieljährigen Krankseins: ist diese Krankheit doch die wichtigste und folgenschwerste Wendung meines Lebens und Schicksals. Von Krankenpflege nur das unumgänglich Nöthige in Anspruch nehmend, und längst davon abgekommen, die Personen meiner unmittelbaren Umgebung mit Schilderungen meines Befindens zu quälen, bin *ich allein* über meine Krankheit und mein Verhalten als Kranker wahrheitsgetreu Aufklärung zu geben im Stande, und das habe ich hiermit gethan.

Die unfreiwillige Zurückgezogenheit, zu welcher mein Gesundheitszustand mich leider verurtheilte, hatte für mich auch noch eine Folge von eigenthümlicher Art. Da der Kreis, in welchem ich mich bewegte, ein immer engerer und zuletzt der denkbar engste werden mußte, so waltete außerhalb desselben in Beziehung auf meine Person, meine Lebensweise, meine Verhältnisse, um so zwangloser die mythenbildende Freiheit der Phantasie. Personen, die ich nie gesehen, wollten mit mir umgegangen sein. Einigen Nachrichten zufolge war ich eine Art Diogenes im Fasse, nach andern ein Epikuräer, der z. B. nur ausgesuchte Circassierinnen zu Mägden hatte. Eine Dame aus Graz wurde in einer norddeutschen Stadt nicht etwa scherzweise, sondern in vollem Ernste gefragt, ob es wahr, daß ich auf meinem Landsitze mit allen Hausgenossen in altgriechischem Costüm umhergehe. Gedruckt las man nicht selten gemüth- und phantasiereiche Schilderungen meines häuslichen Lebens. Friedliche Idyllen wurden hingemalt, wo der Ernst des Lebens in seiner Strenge waltete. Sprach doch Jemand in aller Unschuld sogar — er hatte es vom Hörensagen — öffentlich das große Wort gelassen aus: „H.'s *einzige Liebe* war und blieb — seine Mutter!“ — Man sieht, die „mythen-

Digitized by Google

bildende Phantasie" trägt kein Bedenken, ihr Opfer heute zum Don Juan, und morgen zum Eunuchen zu stempeln!

Mein Widerwille gegen das Unwahre, gegen Ungenauigkeit, Schönfärberei und Phrasenthum in der biographischen Literatur war es ja auch hauptsächlich, der den Entschluß in mir reifen ließ, diese kurze Schilderung meines eigenen Lebens in Angriff zu nehmen. Erst kürzlich erzählte Jemand in einem mich betreffenden Feuilleton-Artikel merkwürdige, aus der Ueberlieferung geschöpfte Dinge, wie ich, als Knabe heranwachsend, im Schlosse zu Kirchberg am Walde mich unter den damaligen königlichen Insassen desselben umhertrieb, während meine Eltern Kirchberg schon verließen, als ich kaum das erste Lebensjahr überschritten hatte. Würde man solche romantische Ausschmückungen meiner Knabenzeit nicht auf mich selber zurückzuführen geneigt sein, wenn ich es versäumte, die nackte, simple Wahrheit an deren Stelle zu setzen?

Freilich ist mir während der Ausführung dieses Unternehmens auch das Bedenkliche derselben klar geworden.

Der Glorienschein, welcher einem in der Oeffentlichkeit Wirkenden gestattet, von sich selbst zu reden, sich selbst zum Gegenstande einer gedruckten Lebensbeschreibung zu machen, kann ihm nur die Ferne verleihen. Sein äußeres, inneres und innerstes menschliches Leben, wenn auch letzteres nur andeutungsweise, bloßzulegen, macht auf die Umgebung Desjenigen, der es thut, ungefähr den Eindruck, wie wenn Jemand angesichts der Nachbarsleute unbekleidet über die Straße ginge. Aber was die nähere Umgebung wie eine Bloßstellung berührt, über welche sie die Nase rümpft, das nimmt der Fernstehende dankbar auf und betrachtet es als eine gegen ihn geübte Pflicht. „Ich will," sagt er, „einen Blick thun in dein Inneres, in dein Wesen und Schicksal, und nicht abgespeist werden mit bloßen Aeußerlichkeiten!"

In diesem Sinn habe auch ich diese Aufzeichnungen für persönlich Fernstehende gemacht, und für Diejenigen, die sich etwa nach meinem Hinscheiden noch um mich, meine Werke und meine persönlichen Schicksale kümmern mögen.

Alles was auf mein Leben und Schicksal entscheidend einwirkte, findet in dieser gedrängten Skizze sich wenigstens angedeutet. Die Grundthatsache, die freilich erst in einer ausführlichen Darstellung meiner Erlebnisse in's volle Licht treten würde, läßt sich ihrer allgemeinen Bedeutung nach in die Worte fassen: Ich habe als Mensch in allen Epochen meines Lebens mit vergeblichen Kämpfen, mit dem Einsatze meiner ganzen Persönlichkeit und alles dessen, was ich zu bieten hatte, mich abgemüht, nur einen bescheidenen Theil der Ruhe und des Behagens, welches der Mensch als solcher erstrebt, mir zu erringen und zu sichern — in Kämpfen von meist so kleinlicher Natur, daß sie nicht zum Gegenstande einer Schilderung in dieser Lebensskizze gemacht zu werden verdienten. Gibt es einen Trost für solches Lebenslos, so kann er nur in dem Bewußtsein liegen, dasselbe nicht verdient zu haben, keine abnorme, keine Sonderlingsnatur gewesen zu sein, die sich selbst ihr Glück verdarb, Niemanden je lieblos gekränkt und in jeder Lage treu und ehrlich seine Pflicht gegen Jedermann gethan zu haben. Wenn auch gegen die Lüge wehrlos, braucht man in solchem Falle wenigstens die Wahrheit nicht zu scheuen, die doch meist — so Gott will — zuletzt den Sieg und das letzte Wort behält.

Verhängnisvoll war mir in früheren Jahren ein gewisses Festkleben an Gewöhnungen, des Verkehrs z. B., selbst dort, wo ich nichts wahrhaft Erwünschtes zu bieten, und selbst auch nichts von dem, was ich suchte und brauchte, für die Dauer zu hoffen hatte.

Digitized by Google

Geistige Naturen, wie Poeten, setzen ihren Stolz oft mehr in die literarischen Erfolge, als in die rein menschlichen, und entbehren in letzterer Beziehung aller persönlichen „Eitelkeit.“ Dieser gänzliche Mangel an Eitelkeit hat den Vortheil, daß eine nicht vorhandene Eitelkeit auch nie verletzt werden kann; aber den Nachtheil, daß sie leicht zu unmännlicher Selbstdemüthigung verführt. Und Bescheidenheit der Ansprüche scheint zwar das einzige Mittel, sich vor schmerzlichen Enttäuschungen zu bewahren; aber man bezahlt in bescheidenen Herbergen die schlechteste Behandlung oft mit der theuersten Zeche.

Manche Bitternis bereitete mir im Leben eine Eigenheit meiner Natur, die darin bestand, daß ich immer als Charakter unbescholten dastehen wollte, daher meinte, mich jeder einzelnen Person gegenüber gegen jeden ungerechten Vorwurf, jede Unwahrheit, jede Verläumdung, die den Menschen in mir traf, vertheidigen zu müssen und unglücklich war, wenn man sich dagegen verstockte und verschloß. Durch eine solche Aengstlichkeit macht man sich oft zum Spielball der Lieblosigkeit und der Bosheit, welche ihren Spaß daran hat, daß eine edlere Natur ihnen so große Gewalt über ihr Gemüth einräumt.

Einer der Gründe, die mich nicht mit Befriedigung auf mein Leben zurückblicken lassen, liegt auch darin, daß ein ganz bestimmt in mir waltender Drang, eine entschieden in mir vorhandene Richtung meines Wesens niemals zum Ausdruck und zur Geltung kam. Vielleicht überrascht es den Leser, der nur den Dichter in mir kennt, einigermaßen, wenn ich mein aufrichtiges Bedauern darüber ausspreche, daß ich nicht Gelegenheit gefunden, durch eine „praktische“ Thätigkeit in größerem Maßstabe mich der menschlichen Gesellschaft nützlich zu erweisen. Freiheit von allen Vorurtheilen, Einseitigkeiten und Beschränktheiten, allseitig offener Sinn, unparteiisch erwägendes Urtheil, Umsicht, Genauigkeit und Pünktlichkeit, eine gewisse Leichtigkeit, mit aller Welt im persönlichen Verkehr mich zu verständigen: diese Eigenschaften hätten vielleicht in einem weiten, angemessenen Wirkungskreise mich Gutes zu leisten befähigt. Aber die Umstände, vor allem mein Gesundheitszustand, eröffneten eine tiefe Kluft zwischen mir und dem „Felde der Thaten.“ Stand doch so fast jeder Richtung meiner Natur eine Schicksalsfügung entgegen, die sie gar nicht, oder nur mit Mühe zur Bethätigung gelangen ließ.

Und so blieb, in schroffem Widerspruch mit meinem Wesen und inneren Drange, mein äußerer Lebenslauf einer der einfachsten, die sich denken lassen. Nichtsdestoweniger ist er zugleich einer der absonderlichsten. Daß ich zu keiner Zeit, weder in der Kindheit, noch in der Jugend, noch im früheren oder späteren Mannesalter eine Epoche hatte, bei welcher meine Erinnerung mit ungetrübtem Vergnügen verweilen könnte, ist als ein merkwürdiges Spiel des Zufalls der Erwähnung werth. Ein Dämon löste immer den andern ab. Die Verhältnisse, unter welchen ich das Licht der Welt erblickte, haben verhängnisvoll nachgewirkt bis zuletzt. Manche wunderten sich, daß ich selbst dann noch, als meine Lage eine materiell behagliche hätte sein können, bei einer auf Schmuck und Annehmlichkeiten des Daseins verzichtenden Lebensweise verharrte. Diesen Umstand aufzuklären, würde hier zu weit führen. Ohnedies haben die hier gegebenen Andeutungen über die mein Lebensschicksal bestimmenden Thatsachen mich Selbstüberwindung genug gekostet. Aber der Erzähler des eigenen Lebens darf dem Leser Winke über seine menschlichen Schicksale und über Charaktereigenschaften, welche darauf einwirkten, nicht gänzlich vorenthalten, sollten sie auch von der Art sein, daß ihre Erwähnung den Eindruck unmännlicher Klage

Digitized by Google

machen und mit Naserümpfen aufgenommen werden kann.

Ueber manche Schicksalsungunst hätte literarischer Erfolg mich trösten können; wäre er nur nicht selbst mit so viel Bitterem verquickt gewesen! Wie gering war im Ganzen das Verständnis, die Würdigung dessen, was ich für das Beste in mir halten mußte! Ich war, wie gesagt, in der Bethätigung meines Wesens und meiner Gesinnungen gänzlich auf die Feder angewiesen. Aber ich glaube, dem Schriftsteller und Dichter kam die Gewissenhaftigkeit des Menschen zugute. Wie Viele mich auch an poetischem Talent übertroffen haben mögen, nur Wenigen ist in gleicher Art wie mir der Cult des Schönen, Wahren und Rechten lebenslang ein ernstes, mit der innersten Natur verknüpftes Priesterthum gewesen. „Große Talente und kleine Geister!“ möchte man zuweilen ausrufen, wenn man eine Reihe von Tagesberühmtheiten überblickt. Ich gehe so weit, der Zuversicht Ausdruck zu geben, daß ich weder in Prosa noch in Versen jemals etwas Unbedeutendes, Flüchtiges, leichtfertig Hingeworfenes geschrieben. Das klingt unbescheiden; aber ich war lange so bescheiden als möglich. Bescheidenheit ziemt der Jugend; ich bin nun älter geworden, und dem Alter steht vielleicht ein bißchen Selbstgefühl nicht übel an.

Manches ruht, theils vollendet, theils unvollendet, in meinem Pulte, geeignet, das bisher von mir Gebotene durch etwas nach Inhalt und Form wieder Neues zu ergänzen.

Mir ist nach Abschluß dieser Skizze nicht zu Muth, als sollte das Leben, das ich beschrieb, nun auch abgeschlossen sein. Trotz der dem Leser rückhaltslos geschilderten Leidenslage habe ich das Gefühl, als ob diesen biographischen Blättern ich selbst oder ein Anderer noch einige weitere anzufügen haben würde. Ist sie eine Täuschung, die Stimme in der Brust des Leidenden, sich nach Ruhe Sehnenden, die ihm zuruft: „Du darfst nicht ruhen, du kannst nicht von hinnen gehen, bevor dein irdisches Tagewerk gethan?“

Der Pfarrers-Bub.

Aus den Aufzeichnungen eines Landgeistlichen. Mitgetheilt von P. K. Rosegger.

(Schluß.)

1. Mai 1867.

Heute war Kircheninspection hier; auch Seine Hochwürden, der Herr Prälat dabei. Gottlob, Alles in bester Ordnung befunden, nur der „heilige Geist“ im Kirchenschiff, welcher zu Allerheiligen hätte eingezogen werden sollen, ist damals vom Meßner übersehen worden und hieng den ganzen Winter über den Häuptern der Gläubigen. Mir ist das gar nicht aufgefallen, hoffe nur, er wird nicht geschadet haben.

Ich hätte die Herren gerne zum Mittagsessen eingeladen und soll der Herr Prälat sogar darauf angespielt haben; allein, mit der Kochkunst der Maria kann man meine ehrwürdigen Brüder, die Stiftsgeistlichen, nicht regalieren. Noch ein Jährchen, dann hoffe ich, die Kindsmagd entbehren zu können, und soll's dann wieder besser werden.

14. Mai.

In Elman geht über mich ein Gerücht um. Der Prälat hätte letzthin

Digitized by Google

bei dem Pfarrer zu Sanct Anna speisen wollen, sei aber gar nicht geladen worden. Der Pfarrer habe Ursache, seinen Pfarrhof vor dem gestrengen Prälaten abzuschließen; denn er habe ein kleines Kind drin, und was dazu gehöre. Sonst nichts.

Ich glaube, die Leute müßten es recht gut wissen, was es mit diesem kleinen Kinde für ein Bewandtnis hat; ich habe wahrlich nicht wenig herumgesucht und geredet, daß für den armen Waisen Zieheltern gesucht würden. Das wird verschwiegen. Der tratschende Tratsch ist noch lange nicht das Schlimmste, der vertuschende Tratsch ist weit schlimmer.

Schrieb mir da ein guter boshafter Freund — die besten Freunde sind immer auch die boshaftesten — es wäre einerseits nicht so streng, als ich glaube, anderseits aber wäre es strenger! Wer versteht denn das? — Ja, setzte der gute Freund bei, Mancher dürfe wohl ein kleines Kind kriegen, aber er dürfe keines haben. — Bei mir ist das freilich umgekehrt, ich kriegte keins, habe aber eins.

Der kleine Theodor lugt mich öfters so ernsthaft und fragend an: Ob ich nicht etwa doch endlich den Anfechtungen Gehör geben und ihn verlassen, aussetzen wolle? Nein, Junge. Das, was ich an Dir thun will, ist gut; das Gerede der Leute mag schlecht sein, der Braten Deiner braven Maria mag verbrannt sein — es sei drum. Ich halte aus. Du wirst mich schon einmal vertheidigen, wenn Du groß bist und ein tüchtiges Mitglied der Menschheit und an Anderen gute Werke übest, wie ich sie jetzt an Dir zu üben suche.

7. Juli 1868.

Es ist eine saubere Bescheerung — das Kind hat den Scharlach. In der dritten Nacht habe ich heute bei ihm gewacht. Jetzt scheint die größte Gefahr vorüber zu sein, denn der Knabe ist mürrisch und störrisch, und das soll bei Kranken ein gutes Zeichen sein.

Im unteren Dorfe ist heute eine Dienstmagd ohne die heil. Sterbesacramente verschieden. Man weiß, daß im Pfarrhofe der Scharlach ist, und so fürchten sich sogar die Sterbenden vor Ansteckung. Muß ich seit ein paar Tagen doch auch die Messe vor leeren Kirchenbänken lesen, und es sind unwillige Stimmen laut geworden, daß es eine schlimme Sache sei, wenn vom Pfarrhofe Kinderkrankheiten ausgiengen. Der alte Pegelbrunner hat mir über die Gartenplanke zugerufen: Einen Hund oder ein Rößlein sollte ich mir anschaffen, das würde mir mehr Vergnügen und weniger Unannehmlichkeiten machen, als ein Menschenknäbel.

Vergnügen, Unannehmlichkeiten! Sonst fällt ihnen nichts ein. Lieber Gott im Himmel, beschlage mich fester in der Nächstenliebe, denn manchmal will mich bedünken, die Leute im Ganzen und Großen wären Dir nicht sonderlich gerathen. Oft mag wohl auch an mir der Fehler sein. Jetzt bitte ich Dich nur, daß Du mir den lieben Theodor wieder gesund werden lassest.

17. October.

Dreinndzwanzig Gulden macht die Rechnung beim Arzt. Könnte auch der Priester die Besuche, die er bei Kranken macht, anrechnen! Ich muß meinen Lohn im Himmel holen und dem Arzte schuldig bleiben.

Zu viel wäre es ja ohnehin nicht, wenn der Knabe nur seine Gesundheit hätte. Seit dem Scharlach hustet er und leidet fast ununterbrochen an einer Augenentzündung. Wie sehnsüchtig ich darauf warte, daß er mich mit seinen herzigen Augen wieder hell und munter anblicken kann! Ein lieber Kinderblick für all die Sorgen und Widerwärtigkeiten — ich glaube es wäre nicht zu viel verlangt.

17. November.

Das rechte Auge ist hin. Der Arzt drängte seit Wochen zur Operation. Jetzt ist sie vollführt. Jetzt soll

Digitized by Google

der arme Mensch einäugig durch's Leben gehen.

Gott, ich bekenne meine Hinterhältigkeit. Ich hatte wirklich gehofft, daß Du mein Werk, welches ich Dir und den armen Menschen zu Liebe gethan, doch ein wenig segnen würdest. Ich will ja freilich nichts für mich, nur das Kind lasse gedeihen und mache zu einem braven, glücklichen Menschen. Was an mir ist, soll geschehen; meine Augen sollen über den Halbblinden wachen, meine Kraft für seinen halbsiechen Leib ein Stab sein.

1. Juni 1870.

Heute kamen zwei Fremde gegangen, und als sie den Theodor am Rasen spielen sahen, fragten sie ihn, wie er heiße und wer sein Vater sei? Das Letztere wußte der Kleine nicht zu beantworten. So fragte einer der Fremden: „Hast Du wohl noch einen Vater?" — Knabe: „Ja." — Fremder: „Nun, was treibt er denn?" — Knabe: „Messelesen."

Man kann sich das Gelächter vorstellen und den Spott, der bald in der ganzen Gegend umgehen wird.

Ich habe dem Kinde schon oft eingeschärft, daß es mich den geistlichen Herrn Vetter heißen solle. Aber, weil es sieht, daß andere Kinder ihren Vater haben, nun, so will es auch einen haben. Man kann es ihm nicht verdenken. Von einer Mutter kann ohnehin nicht die Rede sein, denn die Wirthschafterin, die ich seit der Entlassung der Maria in's Haus genommen habe, stellt sich so zu dem Kleinen, daß er gar nicht in Versuchung kommt, sie Mutter zu nennen.

Als ich die Mamsell Klara — sonst eine brave Person — in das Haus nahm, bat ich sie. Ein Witwer, der seine zweite Frau nimmt, kann diese nicht herzlicher bitten, mit dem Kinde seiner ersten gut zu sein, als ich es für den Theodor gethan. Ja, antwortete sie, das eben stelle mich so hoch in ihren Augen, daß ich an diesem Waisenknaben so viele Barmherzigkeit übe. Heute spricht sie schon anders und meine schwerste Arbeit an manchem Tage ist das Schweigen, wenn sie losfährt. Ich weiß dem Knaben nichts Besseres zu thun, als zu schweigen, denn jedes Wort, das ich zu seinen Gunsten rede, muß er von ihrer Seite hart büßen. Es wird wohl so sein müssen; manchem Menschen scheint es in der That angeboren zu sein, daß er nichts Gutes erleben soll in der Welt, dann ist es kein Wunder, wenn er spröde und mißtrauisch wird und seine besonderen Wege geht. Ich hätte auch gemeint, der Knabe würde mir wärmer anhängen, als es der Fall ist.

Er ist für sich und hält nicht viel frohe Gemeinschaft. Lieber thut er mit den Hausthieren um, aber die Hunde und Katzen fliehen vor ihm, denn — deß bin ich schon dahinter gekommen — während er sie mit der einen Hand streichelt, fügt er ihnen mit der andern etwas Böses zu.

Meine Vorstellungen — sie mögen herzlich oder ernst sein — fruchten nicht. Die Fasttage, die ich ihm zur Strafe auferlege, nimmt er gleichgiltig hin, verschafft sich mitunter Nahrung auf eigene Hand.

10. August 1874.

Jeden Tag neue Klagen. Man sollte ihn gar nicht aus dem Hause lassen. So oft bei den Kindern auf der Gasse etwas geschieht — sei es ein Schimpfwort, ein blaues Auge, ein zerrissener Aermel, ein zerschlagenes Fenster, ein vom Baum gerissener Ast: des Pfarrers Bub hat's gethan! Ich bin überzeugt, er ist in zehn Fällen neunmal unschuldig. Aber, weil es überall heißt, von mir würde er verzärtelt und verzogen, so strafe ich ihn weit öfter und empfindlicher, als ich's vor mir verantworten kann. Was der Mensch der öffentlichen Meinung zu Liebe thut! Mehr als seinem besten Freund, mehr als seinem liebsten

Digitized by Google

Menschen. Und die öffentliche Meinung ist doch nichts anderes, als eine Bestie.

Mein Trost ist die Zufriedenheit seiner Lehrer. Der Knabe ist begabt und fleißig. Allerdings scheint es manchmal, als wolle er sich an seinen Mitschülern, die ihn so oft in die Patsche reiten und wovon die meisten in weit besseren Verhältnissen leben, als er, dadurch rächen, daß er der Erste in der Schule ist.

28. August.

Nun, ich habe es mir gedacht. Man hat mir die Zurückweisung des Gesuches um die bessere Pfründe Schauenstein nicht begründet, weiß es aber aus guter Quelle, daß mein Theodor daran Ursache ist. Läppische Welt! Ist es denn wirklich ein Aergernis, daß ich den Waisenknaben im Pfarrhof nähre, pflege und erziehen will? Gut, so sollen sie es mir befehlen, daß ich ihn fortschicke; sie können es ja, machen sie doch bei viel Geringerem Gebrauch von ihrer Macht. Und ist das, was an dem Kinde gethan wird, kein Aergernis, sondern vielleicht wohl gar eher ein gutes Vorbild, so sollen sie mir's nicht verübeln. Auf Schauenstein sitzt jetzt ein Pfarrer, der um fünfzehn Jahre jünger ist als ich — es wird ihm tangen. Mir hätte es wohlgethan, einmal, auch nur ein einzigmal von meinen Vorgesetzten ein Zeichen zu erlangen, daß sie mit meinem einfachen, aber — ich darf es wohl sagen — pflichtgetreuen Wirken nicht ganz unzufrieden sind. Der Prälat soll übrigens mein Gesuch befürwortet haben. Aber Andere . .

Nun, im Gottesnamen!

15. September 1875.

Durchgefallen. Fast alle Anderen haben Prämienstücke — Bücher, Bildchen, Schreibzeug — erhalten bei der Jahresschlußprüfung; der Theodor ist leer ausgegangen. An Fortgang gut, an sittlichem Betragen nicht befriedigend!

Der Junge stellt sich, als mache er sich nichts draus, aber ich sehe sein verweintes Gesicht recht gut. Mamsell Klara hat ordentlich aufgekreischt vor Vergnügen, als der Theodor mit diesem Zeugnisse nach Hause gekommen ist. Nun hat sie wieder Stoff und wirft mir heftig vor, daß ich ihn zu wenig schlage. Ob das eine Erziehung wäre? Ob sich das Früchtel nicht auf einen Galgenstrick hinauswachse? — Es sind thörichte Reden; ich schweige. Ohne Strafe soll er mir nicht ausgehen, aber diesmal hebe ich die Ruthe nicht den Leuten, sondern ihm selbst zu Lieb. Es ist ein zäheres Holz, als ich gedacht! Bis er nur erst mit der Schule fertig ist, dann soll er in den Bauerndienst. Die harte Arbeit wird ihn schon mürbe machen. Ich hätte höhere Wünsche gehabt mit dem Theodor, seine schwächliche Natur hätte sich besser beim Buche befunden, als hinter dem Pflug. Nun, unter gegenwärtigen Umständen handelt es sich darum, ihn überhaupt auf gute Art loszukriegen. Daß weder viel Freude, noch viel Ehre an ihm zu erleben ist, weist sich schon. Die jetzige Zurücksetzung wird nichts besser machen. Wenn mir der Junge nur vertrauen wollte! Was fange ich an mit einem siebenfach versiegelten Wesen? Unbeschadet des Beichtsiegels muß ich gestehen, daß der Theodor bei seiner ersten Beichte, die er in der vorigen Osterzeit abgelegt hat, mir nur noch räthselhafter geworden ist.

3. December.

Ein neues Capitel.

Einer seiner Schulcameraden soll geäußert haben, er möchte sich gerne einen Rutschschlitten kaufen, aber habe kein Geld dazu.

Soll ihm der Theodor den Rath ertheilt haben: „Geh zu Deinem Großvater, der soll Dir Geld geben."

Digitized by Google

„Er gibt keins her," sagte der Andere.

„So mußt Du ihn erstechen und es selber nehmen."

Gott im Himmel, dieses Wort soll er ausgesprochen haben! Ein neunjähriges Kind!

3. Mai 1876.

Ich bin beinahe fassungslos. Nie hätte ich gedacht, daß eine Auszeichnung von Menschen so wirken könnte, wo doch das eigene Gewissen klar richtet und lohnt. Es kam nach der Zurücksetzung vor zwei Jahren auch zu unerwartet. Geistlicher Rath! Es klingt ganz fürtrefflich. Aber solche Auszeichnungen haben nicht sowohl einen eingebildeten, vielmehr einen wirklichen Wert. Wie stehe ich jetzt da! Geistlicher Rath! Einen Fackelzug will man mir bringen, was in St. Anna noch gar nicht dagewesen ist. Und der Gemeindevorstand, sonst ein etwas trutziger Mann, der sich gerne auf den Liberalen hinausspielt: der „geistliche Rath" hat ihm gewaltig in den Nacken geschlagen; er war der erste Gratulant heute morgens, der Mann kann ganz grauenhaft devot sein.

Weniger ernst nahm es der Junge. „Geistlicher Rath!" sagte er naserümpfend, „was ist denn daran?" Es hat mir weh gethan.

24. Juni.

Heute, am späten Nachmittage, kommt der Gemeindediener, thut verlegen eine Weile so herum und fragt mich endlich, ob er ihn mir in's Haus bringen oder noch im Gemeindekotter belassen solle? — Ich weiß anfangs nicht, wen er meint. Den Theodor meint er.

Schon gestern ist das Gerede ausgegangen, daß während der Schulstunden dem Oberlehrer aus seiner Wohnung die silberne Sackuhr verschwunden sei. Auf etlichen Schülern war Verdacht, die während der Schule einer nach dem andern „hinausgebeten" hatten und die an der unverschlossenen Thüre der Wohnung vorbei gemußt.

Mein Theodor kann die W nicht machen, und so war es denn heute bei der Schreibstunde, daß der Lehrer sich zu dem Knaben niederbeugte und ihm, die Hand führend, den Buchstaben vorschrieb. Da hört er im Westel des Knaben das Tiken einer Sackuhr. Sie war die des Lehrers. Der Theodor soll es anfangs geleugnet haben, er hätte die Uhr von dem und dem Schulkameraden ausgeborgt bekommen. Als der betreffende Abwesende später befragt wurde, wieso er zu der Uhr käme? stellte sich freilich sofort die Unwahrheit meines Knaben heraus. Dieser wollte sie nun auf der Gasse gefunden haben, es half ihm aber nichts; er mußte in den Kotter und nun soll er gestraft werden.

Ich habe den Gemeindediener ersucht, daß der Junge die Nacht über im Kotter verbleiben könne. Ich muß mich erst sammeln. Es ist der größte Schlag, der mich bisher getroffen hat.

25. Juni.

Heute hatte ich vorgehabt, über das Evangelium von dem verlornen Schafe und dem Sünder, der Buße thut, zu predigen. Ich konnte es aber nicht thun, weil die Leute gemeint haben würden, ich wollte meinem Diebe damit eine Vertheidigungsrede halten. Ich las nur das Evangelium und es wollte mir dabei die Stimme versagen vor lauter Herzweh. Anstatt der Predigt ließ ich einen Rosenkranz beten.

Am Nachmittag nach dem Segen war die Execution. Ich hatte dem Gemeindevorsteher sagen lassen, er solle mit dem Knaben machen was er wolle, ich möge nicht dabei sein. War mir doch schon während des Gottesdienstes zu Muthe gewesen, als müsse ich Spießruthen laufen vor den Augen der Gemeinde. Der Vorsteher bestand aber darauf, daß ich dabei sei. Jetzt war mir plötzlich, als müsse ich Gott und das

Digitized by Google

Schicksal anklagen. Ist das der Lohn für das gute Werk, welches ich an jener Sterbenden und dem Waisenkinde gethan habe? Wäre es nicht besser gewesen, den Wurm verkommen, verhungern zu lassen, als daß wir diesen Tag erleben? So wenig Freude an diesem Kinde, und so vielen Kummer!

Ich hatte verhofft, den Theodor zerknirscht zu finden. Als er mich sah, wendete sich sein mustät zuckendes Auge rasch ab, er war blaß und biß die Lippen zusammen, aber von einer Zerknirschung keine Spur. Der Gemeindediener gab ihm scharfe Fünfundzwanzig, der Junge schrie grauenhaft, mir gieng jeder Streich in die Seele, aber sein Auge blieb trocken.

Wieder zu Hause, ließ ich ihn in meine Stube kommen und beschwor ihn mit gerungenen Händen, brav und ehrlich zu sein, er sei noch jung, noch könne er es; der Weg, den er jetzt betreten, führe schnurgerade dem Galgen zu.

„Gut!" rief er unwillig aus, „hättet Ihr mich nur gleich heute schon aufgehenkt, so wärs vorbei!"

Ein Messer mitten in's Herz war mir dieser Ausspruch.

Sollte manchem Menschen das Unheil doch angeboren sein? Ich habe es nie mögen glauben, es wäre all meine Zuversicht an Gott und sein heiliges Wort dahin.

26. Juni.

Heute früh, als ich den Knaben wecken wollte, war das Bett leer. Er war nicht im Hause, nicht im Dorfe. Ein Knecht will ihn früh in der Morgendämmerung eilig über die nassen Wiesen gegen den Wald laufen gesehen haben.

„Er weiß recht gut, wohin er gehört," höhnte mir meine treue Haushälterin zu.

30. September.

Der Theodor bleibt verschollen.

Im August soll er ein paar Tage lang sich bei einem Häusler in Sachsenberg aufgehalten haben und hat ihm ein gutes Weibel die zerfahrenen Kleider ausgebessert. Dafür hat er der Wohlthäterin einen Silbergulden entführt. Seither weiß Niemand etwas von ihm.

Wenn irgend wo etwas entwendet wird, da erinnern sich die Leute seiner und sagen: „Vielleicht hat's der Pfarrers-Bub gethan." So kommen alle Ehren auf mich.

Es wäre mir fast schon am liebsten, von diesem unglückseligen Wesen nichts mehr zu sehen und zu hören. Aber wenn der Schnee kommt, wird's ihn sicherlich wieder zu den Leuten treiben. Dann wird es ihm auch einfallen, daß im Pfarrhofe zu St. Anna ein warmes Bett und eine warme Suppe ist.

31. December 1876.

..... Und sohin könnte ich das verflossene Jahr zu den guten rechnen, wenn das mit dem Theodor nicht gewesen wäre.

Er hat sich nicht mehr eingestellt. Ich glaube auch nicht, daß er irgendwo im Arreste sitzt, denn seiner Jugend wegen hätten sie ihn doch wohl lieber in seine Heimatsgemeinde abgeschoben, wenn er diese nicht etwa aus Schamgefühl verleugnet hat. Am wahrscheinlichsten ist es mir, daß ihn sein letztes Geschick schon erreicht hat. Am heiligen Christtage, die zweite Messe opferte ich auf, für dieses arme Menschenkind.

(Hier fehlt in dem Tagebuche für eine längere Reihe von Jahren jede Bemerkung, die sich auf den Knaben bezöge. Nur in einer Note vom Pfingstsonntage 1881 findet sich folgende Stelle: „Heut früh habe ich die alte kleine Maria in's Grab gesegnet. Somit wäre auch dieses unschuldige Denkmal an eine harte Zeit vergangen. Möge sie im Frieden ruhen!" — Es mag wohl auch das vorgeschrittene Alter des Pfarrers die Ursache sein, Thatsache ist, daß dem weiteren Tagebuche fast ganz jene Mittheilsamkeit und

Digitized by Google

Seelenheiterkeit mangelt, die in früheren Zeiten vorherrschend gewesen.

Der Herausgeber.)

19. Mai 1885.

Heute ist unser hochwürdiger Abt gestorben, nach neununddreißigjähriger Würde im Stifte zu Elmau, von aller Welt geachtet, von uns Ordensmitgliedern geliebt.

Auf dem Krankenbette soll er wiederholt von mir gesprochen und gesagt haben: „Einer unserer würdigsten Brüder ist der Pfarrer zu St. Anna. Am höchsten achte ich seinen Freimuth — Freimuth muß man's nennen — mit welchem er das Waisenkind angenommen hat. Er hatte Manches darum zu leiden gehabt, auch an seinem Ansehen, doch er hat die christliche Liebe obenan gestellt."

Dieser Ausspruch thut mir wohl. Es ist eigen, daß man sich so schwer begnügt mit dem Lohne des guten Gewissens, daß man auch menschliche Anerkennung will, wenn man glaubt, etwas Gutes geleistet zu haben. Und weiß doch anderseits recht gut, wie wandelbar und hinfällig menschliche Urtheile sind.

22. Mai.

Der Prälat ist beigesetzt. Das Stift hat seine ganze Herrlichkeit der Trauer entwickelt, und von weitum kam so viel Volk geströmt, daß die große Kirche es nicht zur Hälfte fassen konnte. Ein König kann kaum großartiger und würdiger bestattet werden. Der hochselige Abt war der Sohn eines Schuhmachers, der sich dann als Bettelstudent fortbringen mußte. Man hat sich — wie das schon so geht — nicht viel um den armen Jungen gekümmert, aus eigener Kraft hat er sich emporgearbeitet bis zur Priesterweihe, und dann von Rang zu Rang bis zu so hoher Würde. Andere sind von gutem Hause, haben die beste Erziehung, die schönsten Vorbilder, haben Mittel, werden von allen Seiten gehoben und getragen und es wird doch nichts aus ihnen. Fast käme man auf den Gedanken, die Anlage und Entfaltung des Menschen wäre Bestimmung, und man könne nichts Wesentliches dazu beitragen und auch nichts davon hinwegnehmen. So hat Jeder sein Geleise.

Mein eigenes Leben ist weder im Guten noch im Schlimmen außergewöhnlich und ich danke Gott, daß das Alter naht mit seiner Leidenschaftslosigkeit und Anspruchslosigkeit. Das Alter ist der beste Hort. Ich will nichts mehr, als meiner kleinen Gemeinde leben und Frieden haben.

Nach drei Tagen wird sich im Stifte ein anderer Pomp entfalten. Die Wahl des neuen Abtes. Ich möchte schon wieder am liebsten in meinem stillen Sanct Anna sitzen.

25. Mai.

O unerhörte Pfingsten!

Am Morgen, eine Stunde vor der Wahl, ist große Aufregung. In dieser vergangenen Nacht ist in der Stiftskirche das Tabernakel erbrochen und daraus die goldene Monstranze entwendet worden. Der Verbrecher mußte Tags zuvor in der Kirche zurückgeblieben sein. Dem Schließer war während der Vesper ein verkommener einäugiger Bursche aufgefallen, der unweit des Hochaltares gestanden und mit einer gewissen Versunkenheit darauf hingestarrt haben soll. Beim Zusperren war nirgends etwas Verdächtiges zu bemerken. Die Flucht hat der Verbrecher mit seinem Raube durch ein Kirchenfenster auf das Dach der Sakristei hinaus vollzogen.

Alles ist auf, um zu fahnden. Ein einäugiger Bursche! Ich glaube vergehen zu müssen vor Angst.

Um 12 Uhr Mittags. Aus fast einstimmiger Wahl hervorgegangen zum Prälaten — ich, der arme unwürdige Mensch.

Voll der inneren Pein, die mir das Herz zerreißt — des Kirchenraubes wegen — erklärte ich weinend, die

Digitized by Google

Wahl nicht annehmen zu können. Es half mir nichts, der Convent sah den Grund der Ablehnung nicht.

30. Mai.

Die Wahl ist bestätigt. Ich bin Abt des Stifes Elman. Das goldene Kreuz, das ich an der Brust trage, ist mir schwerer, als sie glauben. Und Manchen würde es glücklich machen, wie es auch mich unter anderen Umständen glücklich gemacht hätte. Ich fühle daran nicht das Gold, ich fühle das Kreuz.

10. Juni.

Meine guten, lieben Pfarrkinder wollten mich kaum fortlassen. Es war rührend, wie sie mich noch bei dem Wagen festzuhalten suchten an meinem Kleide.

Mamsell Clara war die Einzige, die in Wonne und Würden schwamm. Sie sah sich schon als Stifts-Beschließerin. Die Arme! Als ich ihren Hoffnungen dahinter kam, klärte ich sie auf, daß es im Kloster weder Beschließerinnen, noch Köchinnen, noch Haushälterinnen gäbe und daß solches dort die Fraters besorgten. Da ward sie fast wüthend und nannte mich einen Undankbaren, der eine Person, welche ihm die armselige Dorfpfarrerwirtschaft treu besorgt habe, nun verstoße.

Sie hat ja nicht ganz unrecht. Aber es geschieht ihr auch nicht ganz unrecht. Sie hat mich manchmal gequält.

Es sei vergessen. Ich will sie meinem Nachfolger empfehlen, der ist aus kernigerem Holze als ich.

14. Juni.

Das also soll der größte Tag meines Lebens gewesen sein.

Im goldenen Ornat stand ich unter dem Baldachin und gab den Segen. Das Volk lag vor mir in Demuth und Viele kamen heran, um den Saum meines Kleides zu küssen. Der Sang und Klang und berückende Glanz, die Liebe der Brüder, die Andacht der Versammelten — man schätzt sie auf 15.000 Seelen stark — die Würde, zu der ich so unerwartet und unverdient erhoben worden, das Alles rührte mich selbst bis zu Thränen.

Zum Gegenstande der Festpredigt hatte ich die christliche Demuth gewählt, mit dem Ausgangspunkt: „Und wenn ich, den Fischerring an der Hand, als der Statthalter des Herrn hier stünde, die Sprachen der Menschen und der Engel redete, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz."

15. Juni.

Der Kirchenräuber und Heiligthumschänder ist bis heute nicht gefunden.

Vor einigen Tagen soll in der Kreisstadt ein einäugiger Mensch in eine Trödlerei getreten sein, um Goldplättchen zu verkaufen. Die Plättchen stammten, gab er auf Befragen an, von einem alten Familienschmucke und müßten aus Noth verkauft werden. Der Trödler zweifelte an der Echtheit der Goldtheile und rieth dem Verkäufer, bei einem Goldarbeiter vorzusprechen. Zum Goldarbeiter derselben Stadt hat er sich aber nicht gewagt. Allen Angaben nach bestätigt sich meine schreckliche Vermuthung.

Er wird eingeliefert werden und da wird's heißen: Der Pfarrersbub! Zwanzig Jahre schweren Kerker.

Wenn ich ihm plötzlich irgendwo begegnete, dem Unglücksmenschen — ich wüßte nicht, was geschähe. Ewiger, gib mir Weisheit und Kraft, die Herde, die mir anvertraut worden, auf Deinen Wegen zu leiten. Gib mir Demuth, auch wenn es mir gelingt, für meine Mitmenschen ein Opfer zu vollbringen. Ich bin ein schwacher Säemann, Dein ist das Gedeihen.

Aus dem Kreisblatte vom 30. Juni 1885.

Original-Telegramm.

Gestern ist der hochwürdige Abt des Stiftes Elman durch verruchte Mör-

Digitized by Google

derhand gefallen. Der Prälat begab sich um 5 Uhr nachmittags auf seinen gewohnten Spaziergang durch das sogenannte Mühlhölzel (eine halbe Stunde vom Stifte entfernt). Um acht Uhr wurde er in der Nähe eines Teiches entseelt gefunden, von mehreren Messerstichen an Brust und Hals getroffen. Allem Anscheine nach rang der Abt mit dem Mörder. Da weder Barschaft noch Uhr bei der Leiche vorgefunden wurde und auch die goldene Kette mit dem Kreuze fehlt, so liegt unzweifelhaft ein Raubmord vor. Die Bevölkerung ist in unbeschreiblicher Aufregung, Alles fahndet nach dem Mörder, der zur Stunde noch nicht eingebracht ist.

Aus demselben Blatte vom 1. Juli.

Der Mörder des hochwürdigen Abtes von Elman ist den Armen der Gerechtigkeit überliefert. Derselbe wurde noch in der gestrigen Nacht im Mühlhölzel unter einer Moosschichte aufgegriffen. Es ist ein verkommener 19jähriger Bursche Namens Theodor Ringel, der schon wiederholt wegen Diebstahls abgestraft wurde. Es wird behauptet, daß der Mörder zu dem Abte in verwandtschaftlicher Beziehung stand. Nachdem die geraubten Gegenstände bei ihm vorgefunden worden, gestand er die That und wurde dann sofort dem Kreisgerichte eingeliefert.

Nachschrift.

Zur Beisetzung des ermordeten Abtes, bei welcher der Andrang und die Trauer der Bevölkerung eine noch größere waren, als bei den Begräbnißfeierlichkeiten im Mai desselben Jahres, hielt Pater Benedikt eine Trauerrede, in welcher er das Leben des nun Bestatteten schilderte, und welcher hier einige Sätze entnommen sind:

„Wir stehen, Geliebte im Herrn, vor einem unerforschlichen Rathschlusse Gottes. Das Werk der Nächstenliebe, welches der Hochselige in wahrer Christlichkeit vollbracht, ist ihm zur Quelle zahlloser Widerwärtigkeiten und Leiden geworden. Jenes gute Werk hat ihn gleich einer Unthat verfolgt, bis es ihm endlich das Leben gekostet. Der Kleingläubige verzweifelt an dem Segen des Guten. Aber bald würden auf dieser Welt die Wohlthaten abkommen, wenn man sich immer sagen wollte: aus der Wohlthat könne leicht auch einmal Unheil entstehen. Es ist nichts Neues, daß Gutes mit Bösem vergolten wird, unser Heiland selber hat das erfahren. Darum wird der Christ doch eingedenk bleiben der göttlichen Gerechtigkeit, welche das, was in dieser Welt ungeschlichtet bleibt, in jener Welt ausgleicht. Wenn der Verlorene gleichwohl auf dem Hochgerichte sterben wird, die That, wie das unschuldige Kind dem Verderben entrissen worden, wird im Buche des Lebens stehen."

Digitized by Google

Eine Theaterheirat.

Novellete von F. v. Kapff-Essenther.*)

In einem abgesonderten Salon des feinsten Restaurants der Residenz war eine Gesellschaft von jüngern Aristokraten versammelt. Die Herren waren aus Anlaß einer Zeitungsnotiz, welche die Verlobung eines hochgestellten Aristokraten mit einer Schauspielerin ankündigte, in eine lebhafte Unterhaltung gerathen.

Eine Reihe von Fragen ward aufgeworfen und in verschiedenstem Sinne beantwortet. — Warum sind die Theaterheiraten jetzt förmlich Mode? Handelt es sich dabei nur um eine Modethorheit oder um ein demokratisches Princip, um eine zeitgemäße Vorurtheilslosigkeit? Bieten diese Heiraten eine Garantie für häusliches Glück? Erfordert die Rücksicht auf dieses und das aristokratische Prestige, daß die Bühnenkünstlerin ihrem Berufe entsage, und wenn sie entsagt, ist diese Entsagung aufrichtig, vollständig, dauernd? — Man sprach darüber hin und her.

Ein junger Rittmeister, welcher das große Wort führte, behauptete, glückliche Ehen mit Schauspielerinnen seien unmöglich, und alle Beispiele aus der Erfahrung, die man dagegen anführe, wären nach seiner Ansicht nicht glaubwürdig.

„Dieses Der-Bühne-Entsagen," rief er, „ist ja immer eine bewußte oder unbewußte Komödie. Da wird eine feierliche Abschiedsvorstellung veranstaltet; die junge Frau lebt einige Zeit in Zurückgezogenheit, dann geht die erfreuliche Meldung durch die Zeitungen, daß die schmerzlich vermißte Künstlerin sich entschlossen habe, zu einem wohlthätigen Zweck ihre Glanzrolle zu spielen. Diese Wohlthätigkeitsvorstellung, welche einen ungeheuern Erfolg erzielte, wird wiederholt, und zum drittenmal wird eine andere Glanzrolle hervorgeholt. Dann folgt die Künstlerin einer „dringenden" Einladung zu einem „kurzen" Gastspiel, welches in Anbetracht des „großen Erfolges" verlängert wird, und auf einmal hört man, daß die Künstlerin für die nächste Saison —"

Der Redner brach plötzlich erröthend ab, und wandte sich mit einer verlegen gestammelten Entschuldigung an einen Herrn, der während des Gesprächs unbemerkt eingetreten war und den Schluß desselben lächelnd angehört hatte.

Es war ein Vierziger von stattlichem Körperbau, strammer Haltung, hübschem, offenem, gesund gefärbtem Gesicht und schönen blauen Augen.

„Seien Sie versichert, Herr Baron, daß ich keine Ahnung hatte —" sagte der junge Rittmeister.

Der mit „Baron" Angeredete lachte. „Ich muß nun wohl gute Miene zum bösen Spiel machen. Sie haben da zwar ganz kurz die Geschichte meiner Theaterheirat entwickelt, aber ja doch nicht mehr gesagt, als was alle Welt weiß."

„Ja, aber es war ganz allgemein und ohne jede persönliche Beziehung gesagt, Herr Baron."

„Ich glaube Ihnen, Herr Rittmeister, aber das Unglück ist nun geschehen. Ich stehe nun einmal da, und im Stillen vergleicht Jeder den eben erlassenen Steckbrief gegen Theater-

*) An dem an anderer Stelle angezeigten interessanten Buche: „Am Abgrund der Ehe" von F. v. Kapff-Essenther. (Leipzig. E. Wartig. 1888.)

Digitized by Google

heiraten mit meiner Ehe. Ich denke, es ist nun am besten, ich sage Ihnen auch meine Meinung über Theaterheiraten. Niemand wird mir bestreiten, daß ich dazu berufen bin."

Lauter, allgemeiner Beifall begleitete diese in scherzhaftem Ton gesprochenen Worte.

„Und da ein jeder von Ihnen sich in eine Theaterprinzessin verlieben und dieselbe auch zum Altar führen kann," fuhr der Baron fort, „so will ich Ihnen zu Nutz und Frommen lieber gleich erzählen, was es mit meiner Theaterheirat auf sich hatte."

Nachdem die lauten und lebhaften Bezeigungen der Theilnahme und des Interesses zum Schweigen gebracht waren, begann der Baron:

„Ich war ein junger Lieutenant und mit Beibehaltung meiner Charge beurlaubt, um mein väterliches Gut zu verwalten, während mein Vater in diplomatischer Sendung im Ausland weilte. Den Sommer verbrachte ich also auf der Besitzung draußen, den Winter aber in der Residenz, die hauptstädtischen Vergnügungen mit einer gewissen Mäßigkeit genießend, die nun einmal in meinem Charakter lag. Ich besuchte gern das Theater, und da ich nicht musikalisch war, meist das Schauspiel, besonders das Lustspiel. Auf unseren Vorstadtbühnen, wo jetzt ausschließlich die Operette und die Posse herrschen, waren damals noch vielfach das französische Sittenbild und die Pariser Komödien heimisch.

Da sah ich nun wiederholt eine junge, anmuthige Schauspielerin, welche weniger wegen ihrer Schönheit als wegen ihres heiteren, lebendig natürlichen Wesens der Liebling des Publicums war. Sie spielte stets die Heldin in jenen französischen Verwicklungskomödien, denen zu folgen mir stets einiges Kopfzerbrechen verursachte, in jenen leichten Einactern, wo die Verlobung eines jungen Paares mit so lustiger Eile vor sich zu gehen pflegt. Oft hatte die Heldin dabei wenig zu thun, sie mußte den strengen Papa umgirren, irgend eine Tante betrügen, gegen den Erwählten etwas schnippisch sein. Am Schlusse aber mußte sie ihm selig in die Arme fliegen, und damit hatte es mir die Kleine angethan. Sie machte das reizend, sie konnte in dem Moment, da der Vorhang fiel, so glückselig aussehen, daß es mir ordentlich in's Herz gieng. Mir gefiel sie so sehr, daß ich den ganzen Abend in frendiger Spannung auf diesen Augenblick wartete. Und dann dachte ich immer: „Ist das bloße Komödie, oder stellt sie sich das Liebesglück so schön vor? Und glücklich Jener, den sie einmal so selig anblicken wird, ohne Komödie zu spielen!" Mir wurde ganz eigen zu Muthe, bei diesem Gedanken.

Ich erkundigte mich nach ihr. Schwer zugänglich sollte sie nicht sein, auch recht kokett, aber etwas Schlimmes wußte man ihr nicht nachzusagen. Nach und nach hatte sie sich meines ganzen Denkens bemächtigt. Am Sonntag versetzte mich das ausgegebene Wochenrepertoire in Aufregung: wird sie spielen oder nicht? Mein erster Weg des Morgens war zum Theaterzettel; vielleicht spielt sie doch — oder spielt sie wirklich? Ich fehlte in letzterem Falle nie und konnte nicht begreifen, daß die Leute an anderen Tagen auch in's Theater giengen.

Eines Abends war ich mit einem Freunde im Theater, welcher mein Interesse merkte, sich wohlwollend meiner bemächtigte und mich hinter die Coulissen schleppte. Er kannte Fräulein Geißler — so hieß meine Flamme — und war bereit, mich ihr vorzustellen. So geschah es. Plötzlich stand ich ihr gegenüber, hörte ihre süße Stimme, der ich so oft in respectvoller Entfernung gelauscht hatte, in unmittelbarer Nähe. Ja, nun merkte ich erst selbst, wie heftig ich verliebt war, denn ich wußte gar nicht recht, was ich vorbringen sollte, alles Blut schoß mir zum Herzen.

Von nun ab sah ich das Fräulein öfter. Ich wurde zu ihren Empfangs-

Digitized by Google

abenden zugelassen, wo sich auch Herrengesellschaft zahlreich einfand. Ich hatte nun selbst Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß Fräulein Geißler kokett war. Sie spielte mit jedem der Herren eine eigene Komödie: mit dem einen war sie schnippisch, mit dem andern etwas sentimental, wieder einem andern gegenüber zuvorkommend und liebenswürdig, und einen vierten behandelte sie en bagatelle: ein Jeder von ihnen aber bildete sich ein, begünstigt zu sein. Nur mir gegenüber schien sie gar keine Rolle zu spielen, da war sie ganz gerade und einfach wie ein guter Kamerad. Ich dachte: „Sie hat es eben gleich weg, daß in mir eine Bärennatur steckt, welche schwer zum Tanzen zu bringen ist."

Dabei aber wuchs meine Leidenschaft für sie, und eines Abends, als sie reizender denn je als glückliche Braut erschienen war, konnte ich mich nicht länger bezwingen. Ich marschierte geradewegs in ihre Garderobe. Als mich die Dienerin einließ, stand das Fräulein in Hut und Mantel da, bereit zum Fortgehen. Ich fragte sie einfach, ob das vorhin Komödie gewesen, als sie so schön die glückliche Braut gespielt. Sie erwiderte: „Nein, nicht ganz, ich stelle mir das wirklich so schön vor."

„Nun, Fräulein, so spielen Sie doch einmal diese schöne Rolle in Wirklichkeit. Entschließen Sie sich, der Komödie zu entsagen und das Weib eines Mannes zu werden, der Sie von Herzen liebt!"

Sie war einverstanden, und wir verlobten uns noch an demselben Abend. Aber das glückselige Gesicht bekam ich nicht zu sehen; meine Braut wurde sentimental und weinte, als der große Moment gekommen war.

Ihr Verbleiben an der Bühne war gar nicht zwischen uns zur Sprache gekommen, die Principienfrage gar nicht gestreift worden. Mir schien es selbstverständlich, daß sie nicht weiterspielte, und ihr auch; wir redeten gar nicht darüber. Sie freute sich auf den eigenen Hausstand, auf die Zurückgezogenheit, vielleicht auch ein wenig auf die „Frau Baronin." Wir waren sehr glücklich; die Notiz gieng durch die Blätter, ihr Rücktritt wurde sehr bedauert. Sie schien das gar nicht zu beachten, ich aber machte mir Ausschnitte aus den Zeitungen und verwahrte sie. Die Leute, die zu uns kamen, bedauerten ebenfalls den Rücktritt meiner Braut von der Bühne, „im Interesse der Kunst." Dann lachten wir wohl, oder ich sagte auch: „Hol' der Teufel die ganze Kunst, wenn ich nur mein Weibchen habe."

Lotte — so hieß sie — gab ihre Rollen ab und verschenkte ihre Costüme, Alles heiter, leichten Herzens. Dann kam die Abschiedsvorstellung mit den üblichen Ovationen, die sich natürlicherweise verdoppelu, wenn es sich um eine junge Braut handelt. Mir wurde bei dieser Gelegenheit etwas bange; ich saß in meiner Loge und sah, wie die Leute applaudierten, Blumen warfen und meine Lotte endlos vor die Lampen riefen.

„Jetzt fängt das Bedauern, die Reue an, sich in ihr zu regen!" dachte ich. Nachdem der Vorhang gefallen war, eilte ich in die Garderobe; aber Lotte flog mir entgegen mit jenem glücklichen Brautgesicht, das ich an ihr zuerst geliebt hatte; nun war ich ganz ruhig, ganz beseligt.

Bald darauf fand unsere Trauung statt; da gab es eine von Menschen gefüllte Kirche, Gaffer, Zeitungsberichterstatter — die letzten Ausklänge der Berühmtheit. Wir reisten nach der Ceremonie auf unser Gut ab, wo wir die glücklichsten, heitersten Flitterwochen verlebten.

Eines Abends — es ist mir noch als wäre es heute — langweilte ich mich und gähnte. Lotte machte mir Vorwürfe darüber; ich berief mich auf die Einförmigkeit des Landlebens. Auf einmal begann sie einen langen, pathetischen Hymnus auf dieses Land-

Digitized by Google

leben mit eingestreuten Ausfällen auf Unempfindlichkeit und moderne großstädtische Blasiertheit. Ich hörte ihr mit offenem Munde zu, denn solche allgemeine Betrachtungen waren nicht meine Sache. Endlich lachte ich, während sie erst recht in Eifer gerieth; zum Schluß ärgerten wir uns Beide.

Sonderbar! Mit einem mal schien ein fremdes, mir unverständliches, unruhiges Element in unser Zusammenleben gekommen. Lotte begann an seltsamen Einfällen zu leiden. Am folgenden Tage machte sie, trotz der gestern gerühmten Herrlichkeit des Landlebens, die Entdeckung, daß ihr Leben doch eigentlich „leer" sei. Sie wollte sich der Armen im Dorfe annehmen, die Kranken besuchen, Wohlthaten ausstreuen.

„Das ist ein unschuldiges Vergnügen," sagte ich, „streue Wohlthaten aus, streue!"

Aber ihr Hauptstudium war doch die Toilette, die sie dabei tragen wollte, die durchaus derjenigen einer alten Chatelaine ähnlich sein sollte. Nun, die Toilette war fertig, saß und kleidete vortrefflich, und dem Wohlthun stand nun nichts mehr im Wege. Lotte suchte sich also „Hütten" auf, vertheilte Wein und Fleisch an alte Leute, Obst und Gebäck an die Schulkinder. Natürlich spielten ihr die Leute bald richtige Komödien vor, denn Lotte war besonders freigebig, wenn man ihr eine recht „ergreifende" Geschichte erzählt hatte. Besonders gern gieng sie in die Strickschule, vertheilte Belohnungen an die Fleißigsten, hielt kleine Anreden und ließ sich Hochs ausbringen. Dann kam das Kirchweihfest; dazu wurde wieder ein besonderes Costüm angefertigt, und sie spielte die Herablassende, tanzte mit den Bauernburschen um den Tanzbaum und nippte von ihrem sauern Wein.

Aber auch der Kirchtag gieng vorüber, und Lotte begann plötzlich ihr Leben „unerträglich leer" zu finden; sie wollte nach der Stadt zurück.

„Mein Kind, Du mußt Dich gedulden, bis die Kartoffeln herein sind," sagte ich harmlos.

„Deshalb würdest Du mich hier einkerkern?" rief sie, „wegen der Kartoffeln?"

„Einkerkern!" sagte ich ärgerlich, „was das für Redensarten sind! Aber gewiß, das Geschäft geht vor dem Vergnügen, die Kartoffeln vor den winterlichen Amüsements."

Nun folgte eine jener Scenen, an die ich mich späterhin gewöhnen lernte, die mich aber anfangs in die größte Bestürzung versetzten. Lottchen weinte und acclamierte und rief den Himmel zum Zeugen an, daß sie in unwürdigen Banden schmachte und dergleichen mehr. Ich glaube, ich machte ein sehr dummes Gesicht zu dem Allen. Ich liebte meine Frau, ihre Thränen und Klagen schnitten mir in's Herz.

„Sie ist jung, schön und lebenslustig," dachte ich, „sind das vielleicht doch „unwürdige Bande," d. h. diese Kartoffelernte, wegen der wir hier sitzen bleiben? Und langweilig ist es, weiß Gott!"

Also ich sagte kleinlaut die Uebersiedlung in die Stadt zu und erklärte mich bereit, die weiteren Geschäfte dem Verwalter zu überlassen. In aller Gelassenheit machte ich mich daran, die ersten Anordnungen zu treffen, da kommt meine Frau mit einer wahren Märtyrermiene: „Wir bleiben hier, Karl, ich bin nun einmal Dein Weib und will meine Pflicht standhaft erfüllen. Nein, widersprich mir nicht, es ist Los des Weibes, zu entsagen" u. s. w., eine lange, feierliche Rede; etwas vom „Kelch" und „letzten Tropfen" kam auch darin vor. Ich war nun eben entschlossen gewesen, meine Kartoffeln im Stiche zu lassen, und es behagte mir gar nicht, wieder einen neuen Entschluß zu fassen, ich war froh, daß ich den alten fertig gebracht hatte. Also jetzt wollte ich fort, und nun wollte sie nicht. Ich traute ihr angeblich keine Entsagungsfähigkeit zu, keine

Digitized by Google

Festigkeit, keinen Charakter — es gab eine neue Scene, und — wir blieben.

Aber nicht lange. Lotte fuhr fort, die Märtyrerin zu spielen, klagende Blicke zu werfen, von Entsagung zu sprechen, und da ich mich nur in heiterer Umgebung wohl fühle, so brachen wir auf, eben als die Kartoffelernte im besten Zuge war. Aber es wurde nicht viel besser in der Stadt. Meine Frau entwickelte ziemlich viel Vergnügungssucht, und einmal in Gesellschaft, begann sie ordentlich zu kokettieren. Sie wollte immer etwas Neues, etwas Aufregendes und umgab sich mit einer eigenthümlich unruhigen, wirbeligen Atmosphäre, die mir täglich unbehaglicher wurde. Ich bin vor Allem kein Freund von großer Gesellschaft. Aber alle meine Versuche, unsere Lebensweise zu ändern, hatten nur eine jener Scenen zur Folge, die ich wie das Feuer fürchtete, obgleich sie mich nicht mehr überraschten.

Meine Frau weinte und declamierte. Vielleicht weil ich ihren Gedankensprüngen und Exclamationen nicht recht zu folgen vermochte, erzielte sie immer eine gewisse Wirkung auf mich. Ich rechnete immer ganz gewissenhaft nach, ob sie denn nicht doch recht habe, aber gleichviel, zu welchem Resultat ich kam, ich gab immer nach; denn ich fürchtete immer, Lotte würde in Ohnmacht fallen. Ich weiß zwar nicht, warum ich mich gerade so sehr davor fürchtete, aber ich fürchtete mich eben.

Uebrigens declamierte Lotte auch mit dem Stubenmädchen und mit dem Diener. Ich hörte sie häufig den Dienstboten Scenen machen und wich ihr dann ängstlich aus, um nicht selbst in eine solche verwickelt zu werden.

Ich war nach halbjähriger Ehe zu der Erkenntnis gekommen: Meine Frau ist gut und reizend, und ich wäre glücklich, wenn sie nur keine — Schauspielerin wäre. O nur keine Schauspielerin heiraten! — Sie war manchmal sehr lieb und süß, aber ich wurde dieser Augenblicke nicht recht froh, denn ich fürchtete immer nur, die freundliche Stimmung werde in irgend eine gespannte oder gar pathetische umschlagen. Ich hatte keine Ruhe, keine Rast mehr im Hause, denn meine Frau — sie war eigentlich nicht böse, aber ich wußte nie recht, woran ich mit ihr war; jeden Augenblick war sie bereit, in irgend eine aufgeregte Declamation zu verfallen, der zu folgen ich nicht im Stande war. Es war zum Verzweifeln!

Endlich hatte ich auch Anlaß zur Eifersucht, denn Lotte kokettierte bald mit Diesem, bald mit Jenem; sie hatte immer einen Verehrer in ihrer Nähe, und mir schien es, als betrachte man mich mit gewissen mitleidigen Blicken. Mein Blut begann zu sieden, mein Kopf war eingenommen, mich verließ meine heitere, unbefangene Stimmung. Wie soll das enden? dachte ich. Ich stellte meine Frau energisch zur Rede, meine Furcht vor einer Scene kam zum Schweigen.

Lotte lachte mich aus. „Das ist ja nur Spiel," sagte sie, „ich mache mir nichts aus Diesem und weniger als nichts aus Jenem."

Das klang wahr und natürlich, oder *klang* es nur so? Spielte sie nicht Komödie mit mir? Ich hatte längst den Maßstab dafür verloren, was Ernst, was Spiel bei ihr war.

Ein anderesmal, als ich sie zur Verantwortung zog, meinte sie: „Du machst Dir ohnehin nichts aus mir; ich weiß nicht einmal mehr, bin ich noch hübsch, bin ich noch begehrenswert? Ich muß Dir doch beweisen, daß ich Eroberungen machen kann, muß mir das selbst beweisen. O, alle Ehemänner sind ja so!" u. s. w.

Du mein Himmel, was sollte ich nun darauf erwidern? Da saß ich wieder mit einer langen Nase — war das ernst gemeint? Wie sollte ich mich nun vertheidigen?

Inzwischen wurde die Lage immer gespannter; meine Frau liebängelte, fast immer unter meinen Augen, mit einem Husarenlieutenant; dennoch leug-

Digitized by Google

nete sie geringschätzig und spielte die beleidigte Unschuld. Ich war wohl überzeugt, daß sie nicht eigentlich sinken, daß es bis zu keinem Treubruch kommen würde, aber sie war es schon fähig, sich in irgend eine Geschichte hineinzuphantasieren; denn wenn sie in eine ihrer Launen oder Stimmungen verfiel, wurde sie geradezu unzurechnungsfähig.

Eines Tages entdeckte ich ein Billet in einem an sie gesandten Bouquet; es war ziemlich harmlosen Inhalts und ohne Unterschrift, dennoch war ich überzeugt, daß nur jener Lieutenant der Schreiber sei, und die einfache Thatsache, daß meine Frau mit dem Frechen heimlich correspondiere, machte mich halb wahnsinnig.

Ich stürze zu ihr, halte ihr das Billet unter die Augen. Sie stößt einen kleinen Schrei aus, so eine Art Theaterschrei; sonderlich erschrocken war sie nicht. Dann änderte sie plötzlich den Ton und bat mich emphatisch um Verzeihung.

„Es ist also wahr — wahr!“ schrie ich außer mir.

Nun erschrak sie ernstlich, als sie meine Aufregung sah. „Aber es ist mir doch kein Ernst mit diesem Lieutenant,“ betheuerte sie, „Du mußt das doch selbst einsehen — es ist ja nur ein Spiel.“

„Und wie weit sollte das Spiel eigentlich gehen?“ fragte ich bebend.

„Ich wollte, daß er Dich zum Duell fordere,“ sagte sie kleinlaut, „natürlich hätte ich den Zweikampf verhindert.“

„Du liebst mich nicht!“ sagte ich energisch. Nun geschah das Gefürchtete: sie fiel in Ohnmacht. Aber ich ertrug es mit Fassung.

Der Lieutenant verschwand gänzlich vom Schauplatz, aber nicht aus meiner Erinnerung; ich konnte den Zwischenfall nicht verwinden.

Eines Tages kam meine Frau zu mir und erbat von mir die Erlaubnis, einer dringenden Aufforderung folgen und bei einer Wohlthätigkeitsvorstellung mitwirken zu dürfen. Ich sagte natürlich ja, denn welche Scenen hätte ich riskiert, würde ich nein gesagt haben! Lotte fiel mir ganz glücklich um den Hals, und diesmal wußte ich bestimmt, daß es keine Komödie war.

Noch am selben Tage begann sie ihre Rolle zu studieren; nun declamierte sie auch, aber mit sich allein und vor dem Spiegel. Dann kam sie heiter, vergnügt und unbefangen zu mir: es gienge ganz gut. Den Rest des Tages keine Spur mehr von einer Scene, einer Declamation. Die folgenden Tage verliefen in ähnlicher Weise. Lotte declamierte zwar sehr eifrig, aber nur ihre Rolle. Im Hause herrschte der tiefste Friede, und Alles wickelte sich so einfach und natürlich ab, als gäbe es gar keine häuslichen Scenen.

Dann kamen die Proben. Meine Frau war mit ganzer Seele bei ihrem Theaterspielen, und darum schien sie gar nicht daran zu denken, im Hause eine Scene zu spielen; das Haus war für sie keine Bühne mehr.

Bei der Aufführung feierte Lotte einen ungeheuern Erfolg, natürlicherweise, denn bei solchen Vorstellungen geht es immer so. Uebrigens spielte sie wirklich besser, als sie je gespielt hatte, mit wahrhaft hinreißendem Feuer. Noch während der Vorstellung mußte sie eine Wiederholung versprechen. In der Garderobe umarmte sie mich mit jenem seligen Lächeln, in das ich mich einst verliebt hatte. Und das alles war so ganz natürlich, so selbstverständlich; mir wurde ganz sehnsüchtig zu Muthe. Mein Gott, wenn es doch so bliebe!

Als wir in später Abendstunde nach Hause kamen und ich das Zimmer meiner Frau verließ, hörte ich das Stubenmädchen zum Diener sagen: „Unsere Gnädige ist wie umgewandelt — ach, wenn sie doch immer Theater spielte!“

Ich blieb wie gebannt stehen, und plötzlich fiel es mir wie Schuppen von

Digitized by Google

den Augen. Ich rannte sporenstreichs zu Lotte zurück. „Weißt Du etwas Neues, Lotte — Du sollst ganz zum Theater zurückkehren!“

Sie stieß einen Schrei aus, einen ganz natürlichen Schrei des Schreckens. „Du willst mich verlassen?“

O wie glücklich mich dieser Schrei machte!

„Nein, nein,“ sagte ich, „ich gehe mit zum Theater, als Dein Secretär, Dein Beschützer — als der Mann meiner Frau! Es muß eben so sein — so sei es denn!“ —

Und meine Frau kehrte zur Bühne zurück. Ich habe es nie bereut, diesen Schritt veranlaßt zu haben. Meine Frau macht keine häuslichen Scenen mehr, denn sie spielt ja ihr Temperament auf der Bühne; sie macht sich nichts aus großen Gesellschaften, denn sie glänzt ja auf der Bühne; sie kokettiert nicht, denn sie erprobt ja dort die Wirkung ihrer Person. Sie ist eine gute, treue, verständige, sich natürlich gebende Frau geworden.

Dies, meine Herren, ist die Geschichte meiner Theaterheirat; ich überlasse es Ihnen, die Nutzanwendung daraus zu ziehen.

Er schnarcht nicht.

Skizze von **Sophie v. Khnenberg.**

Träge, wie ermüdet von dem langen Tunnel, den er eben passiert hatte, fuhr der Zug über die waldige Thalstrecke dahin. Schwer legte sich der Rauch über die bethauten Wiesen. An einem Coupé der zweiten Classe ward das Fenster für einen Augenblick geöffnet und ein junger Mädchenkopf lugte hinaus in den dämmernden Morgen. Dann verschwand er wieder mit einem leisen Seufzer und lehnte sich etwas schlaftrunken zurück in die gepolsterte Ecke. Ach, der Papa, wie gut er schlief! Er hat sich's auf den vier leeren Plätzen nebenan bequem gemacht. In seinen weiten Reiseplaid gewickelt, die Mütze tief über die buschigen Brauen gezogen, lag er da — und schnarchte. Der gute Papa — wenn er nur nicht so schnarchen wollte! Lilly schämt sich ein wenig für ihn, denn ihr gegenüber sitzt ein junger Mann; und wo immer ein Mädchen einem Manne gegenübersitzt, hat es den unbestimmten Wunsch, ihm möglichst interessant zu erscheinen. Papa's Schnarchen stimmt so unpoetisch zu ihrem hübschen Reiseanzug und dem pikanten Gesicht unter dem weißen Gazeschleier. Sie erheuchelt einen kleinen Husten und macht sich an den Schnappschlössern ihres eleganten Kofferchens zu schaffen — umsonst! Resigniert zieht sie ihr kleines Notizbuch hervor, das für die Sommerfahrt als Tagebuch fungiert und schreibt die lakonische Bemerkung hinein: Ich werde niemals einen Mann heiraten, der schnarcht. Hanna, ihre Freundin, hatte ihr ja auch erzählt, daß ihr Mann schnarche, und ihr eigener Vater, den sie so lieb hatte, war ihr in diesem Falle ein abschreckendes Beispiel. Wie hatte Mama das nur aushalten können — aber schnarchen denn alle Männer?! Dann muß sie eine alte Jungfer werden, die arme Lilly, und das ist gar nicht lustig! Sie paßt auch gar nicht dazu, sie ist so hübsch und fröhlich und hat eine solche Vorliebe für Kinder...

Lilly hätte nicht nöthig gehabt,

Digitized by Google

sich für Papa zu schämen. Ihr Gegenüber beachtete gar nicht die langgezogenen Gurgeltöne, die aus dem weißen Vollbart hervorklangen. Der junge Mann sah nach dem Mädchen hinüber und dachte darüber nach, wie reizend die tiefbrannen Löckchen über der weißen Stirne lagen.

Und er empfand eine angenehme Genugthuung, zu sehen, daß ihre schmalen, schönen Hände keinen Ring trugen. Es war eigentlich recht sonderbar. Er hatte eine weite Reise gemacht. Den Rhein hinauf, dann nach Paris und über die ganze Schweiz zurück nach Oesterreich. Ueberall hatte er bei Freunden und Bekannten vorgesprochen, überall neue Bekanntschaften angeknüpft und alle Herzen waren ihm zugeflogen, denn es hieß: er wolle sich eine Frau suchen, er, der reiche, brave, liebenswürdige Wilhelm Hügel. Er sollte nun das große Geschäft seines Vaters übernehmen und heiraten. Aber es hatte ihm Keine so recht von Herzen gefallen. Die Eine war ihm zu kokett, die Andere zu still gewesen, auch äußerlich hatte ihn Keine voll entzückt; und jetzt, auf der Heimfahrt, war er im Begriff, sich in dies gänzlich fremde Mädchen zu verlieben, mit dem er kaum einige Worte der Höflichkeit gewechselt hatte! Aber was liegt daran! Sie ist so reizend — gewiß ist sie auch klug und herzlich und er fährt noch volle 16 Stunden in ihrer Gesellschaft, wer weiß ..

Ein Viertelstündchen später sind sie im vollen Plaudern.

Er hat die halbe Welt durchwandert, aber er weiß kaum so viel davon zu sagen, wie sie von ihrer kleinen Alpentour: „Ich wollte, ich wäre mit Ihnen auf den Bergen umhergeklettert," sagt er mit freimüthigem Lächeln: „Wahrhaftig, da ist mehr Erfrischung zu holen, als in Paris und London."

Sie erröthet ein wenig. „O, dafür haben Sie an Kunstgenuß und Welterfahrung gewiß recht viel gesammelt, die modernen Männer lassen sich an Naturschönheit nicht mehr genügen ..." und sie macht dabei ein recht kluges Gesicht, das ihm sehr komisch und sehr reizend erscheint. — „Ich möchte wohl wissen, wo Sie diese schlimmen Erfahrungen her haben, liebes Fräulein!" — „O, ich weiß das von meinem ältesten Bruder; die wollen immer nur gutes Bier trinken und hübschen Frauen den Hof machen. Von den Bergen bringt er nie volle Befriedigung heim; er sagt: die Milch sei für kleine Kinder und die Sennerinnen seien Alle alt und häßlich .."

Herzliches Gelächter weckte Papa aus seinen tiefen Träumen.

Er macht erst ein etwas erstauntes Gesicht, dann rückt er sich die Brille zurecht und schaut fragend zu seinem Töchterchen hinüber. „Herr Hügel" — sagte Lilly und reichte Papa die Karte hin, die sie kurz vorher empfangen hatte. Der junge Mann verbeugte sich verbindlich. Papa sucht mit einer Art von Phlegma in seiner Rocktasche und findet das Gesuchte nicht gleich. „Freut mich," sagt er mit herablassendem Wohlwollen, „mein Name ist von Kellern." — „O, Herr Doctor, ich habe schon lange das Glück, Sie zu kennen, aus ihren Parlamentsreden, zähle ganz zu Ihrer Partei .."

Thatsache war, daß Wilhelm Hügel wohl den Namen kannte, aber im Augenblick keine Ahnung hatte von den politischen Verdiensten des alten Herrn. Aber das thut nichts, nun sind sie im rechten Fahrwasser und Lilly's Papa soll die allerbeste Meinung von ihm bekommen..

Lilly ist nicht entzückt über die Wendung in's Politische; sie fühlt sich sicherer, wenn von Bergfahrten, Concerten und Festen die Rede ist; aber sie kann ihn nun wenigstens recht ungestört beobachten, diesen Herrn Wilhelm Hügel. Ist er wirklich hübsch? Nicht eigentlich. Aber der Mann muß nicht gerade hübsch sein. Sein lichtes Reisesacco sitzt sehr stramm, er sieht

Digitized by Google

auch aus, als ob er einen festen Willen und einen scharfen Verstand habe. Er hat auch nicht den unleidlichen, blonden Vollbart, den sie haßt, nur ein kleines Bärtchen über den vollen Lippen, wie um zu zeigen: ich könnte, wenn ich wollte. Wahrhaftig — das wäre ein Mann für mich, denkt Lilly. Aber, sie erschrickt gleich darauf vor dem Gedanken: Er schnarcht gewiß, — — alle Männer schnarchen ja! Nein, ich werde lieber eine alte Jungfer ..

Ganz allmählich ist es Mittag und wieder Abend geworden. Sie fahren denselben Weg und nach kurzer Unterbrechung sitzen sie wieder beisammen in dem dämmerigen Coupé. Nur mehr zwei Stunden, und sie sind am Ziele. Wilhelm Hügel hat einen festen Entschluß gefaßt. Papa ist schon wieder eingenickt und das betäubende Rollen, die webende Dunkelheit draußen spinnen das junge Paar in ein Gefühl der Zusammengehörigkeit ein, das sie ganz erstaunt empfinden.

„Fräulein Lilly." — —

„Was denn, Herr Hügel?"

„Erschrecken Sie leicht?"

„Es kommt darauf an — —"

„Bitte, erschrecken Sie also nicht! Ich bin in großer Gefahr..."

„Sie?"

„Ja, ich will mich verheiraten."

Pause.

„Sie sind also doch erschrocken, Fräulein Lilly; finden Sie das ein Unglück?" ..

„Ich will es Ihnen später sagen." —

„Nein, jetzt gleich, ich will Sie zur Frau haben, Lilly! Werden Sie ja sagen? — —"

„Geduld, Herr Hügel! Ehe man einen so entscheidenden Entschluß faßt, muß man darüber schlafen. —"

„Schlafen? Wir haben ja nicht Zeit dazu, die Zeit drängt .."

„O, ein Viertelstündchen genügt, bitte, schlafen wir, Herr Hügel!"

„Sie sonderbares kleines Wesen — in Gottes Namen, ich will's versuchen."

„Aber nicht wahr, dann — —"

Er küßt ihre schlanke Hand und lehnt mit einem lächelnden Seufzer sein Haupt zurück, der zu sagen scheint: das Joch beginnt.

Lilly schließt die Augen, aber nur für ein Weilchen. Schläft er, oder thut er's zum Schein, wie sie selbst? — Athemlos horcht sie nach seinen ruhigen Athemzügen. Sie wagt ihre Hand nach seiner Hand hinüber; wenn er sich verstellte — aber er bewegt sich nicht, er ist wirklich eingeschlummert aus Liebe für sie. Sie horcht und horcht. Gott sei Dank, er schnarcht nicht — es gibt also Männer, die nicht schnarchen!

„Herr Hügel!"

Etwas schlaftrunken, wie es scheint, öffnet er die Augen.

„Nun, Sie liebe kleine Tyrannin? Wenn Sie mich also recht glücklich machen wollen...?"

Von ganzem Herzen!

Er faßt ihre beiden Hände und zieht sie an die Lippen. „Haben Sie vorhin wirklich geschlafen?" fragt Lilly ernsthaft.

„Wirklich..."

Es ist seine erste Lüge.

* * *

Die Hochzeitsreise ist zu Ende gejagt und die ersten Wochen im neuen Heim sind vorübergezogen.

Wie im Traum sitzt Lilly in ihrem schönen Renaissance-Zimmer vor einem Bündel theuerer Hotelrechnungen, die sie andachtsvoll ordnet.

Zürich — Nizza — Paris — nein, wie weit sie doch herumgekommen ist, wie schön das war! — Eine Fülle verworrener lieblicher Erinnerungen taucht in ihr auf; und ihr Mann! Wie gut und zärtlich und heiter er ist. Und er schnarcht noch immer nicht, er wird sicherlich niemals schnarchen — sie wird es Mama und Hanna einmal sagen, daß Wilhelm ein anderer Mensch ist, als die gewöhnlichen Ehemänner...

Fünf Tage später liegt Lilly in

Digitized by Google

süßen Morgenträumen. Sie sind am Meeresstrand, sie und ihr Mann. Blau und weit liegt der Himmel über dem Wasser; goldene Lichter blitzen und spielen darüber hin; sie halten sich eng umschlungen und horchen auf das Rauschen und Gurgeln der grimmen Wellen... Ach, wie schön das klingt, immer lauter, immer köstlicher. Da erwacht Lilly und schlägt die Augen auf. Was ist das? Dieser Ton — — den sie für Meeresrauschen hielt, dieser schreckliche Ton — Himmel und Erde — er schnarcht!

Die Todten reiten schnell.

Eine Liebesgeschichte von P. K. Rosegger.

„Ich sag einen guten Morgen und unser alter Einleger laßt bitten um einen Todtengräber." Diese Botschaft richtete der Knabe des Altischhofers beim Nachbar Graferer aus.

Der Nachbar Graferer hatte die Worte ganz gut verstanden, trotzdem fragte er und fragte völlig barsch: „Wer laßt bitten?"

„Der alte Einleger Augustin."

„Der Augustin? Einen Todtengräber, für wen denn?"

„Für sich selber," berichtete der Knabe. „Vorgestern ist er schon so viel letz gewesen. Gestern hat er gesagt: seine weiße Kuh sollten wir melken, hat aber gar keine gehabt, und heut bei der Nacht ist er gar gestorben. — Morgen am Abend muß das Grab fertig sein."

„Grab fertig sein, Grab fertig sein!" begehrte der Graferer auf. — „Gestorben ist leicht und anschaffen ist leicht. Mein Knecht ist die Wochen oben im Holzschlag, der hat nit Zeit. Die Dirn kann ich schicken."

„Die Dirn ist auch recht," sagte der Knabe.

Es geht armselig zu in einer Gemeinde, die nicht einmal einen bestellten Todtengräber hat. Vier oder höchstens sechs Leute, mehr rücken des Jahres nicht ein. In der kleinen Waldgemeinde will Niemand sterben. Wäre unter solchen Umständen ein trauriges Geschäft, Todtengräber zu sein! — Nun, wenn einmal der Fall eintritt, da heißt's eben roboten. — „Heute ist's an mir, morgen ist's an Dir," sagt das Todtenlied, und thatsächlich: Heute ist's an dem Stadlbaumer, morgen an dem Kohlreuter, daß er einen Gräber beistellt, und ein andersmal ist's wieder an einem Andern. Diesmal ist's an dem Graferer, und der Graferer schickt die Dirn auf den Friedhof.

„Die Dirn ist auch recht," hat der kleine Lecker gesagt. So ein Winkel hat keine Vorstellung davon, wie knallbaumfest der Erdboden ist, auf dem die Leut das ganze Jahr umtrappeln; wie tief das Loch sein muß, und daß es auch eine Form haben soll, nit etwa wie eine Krautgruben oder gar noch schlechter. Ein Weibsbild, das nit einmal einen Heuschober machen kann, nit einmal eine ordentliche Furche pflügen, soll ein sauberes Leutgrab zuweg bringen? Zum Lachen ist's!" — So geberdete sich der Altischhofer, als die Nachricht vom Graferer kam, und sah nun ein, daß er seinen älteren Buben, den Ladisl, auf den Kirchhof schicken müsse. Der soll der Graferer-Dirn helfen."

War's also an einem thaufrischen Frühsommermorgen, daß ein strammer Bursche, Spaten und Schaufel auf der Achsel, hinabgieng gegen das Kirchdorf.

Digitized by Google

Er jodelte heute nicht, pfiff auch kein Liedel, wie das sonst seine Art war, wenn er voller Lust hinschlenderte unter dem sonnigen Himmel. Er war sonst ein aufgeweckter Junge, ja, war es eigentlich auch heute, doch hätte er gerne noch länger geschlafen. Gestern beim Kirchtagstanz gewesen, um Mitternacht nach Hause gekommen, übel bei Humor gewesen, weil's bei diesem Kirchtag mit der Liebschaft nicht gestimmt hat, heute Todtengräberdienst — es wird immer schöner auf der Welt!

Der Ladisl geht für's Erste zum Pfarrer, daß er anfrage, wohin der alte Einleger Augustin gelegt werden soll.

„Mein Gott, wohin denn? Wir sind mit der Reihe beim großen Kreuz. Würde mancher Reichbauer froh sein, wenn er den Ehrenplatz könnte haben mitten auf dem Kirchhof beim Kreuz. Wollen aber keinen Umweg nehmen. Der Augustin hat sich im Leben abseits halten müssen, so soll er jetzt seine Ruhstatt mitten drin haben."

So sprach der Pfarrer, gieng mit dem Burschen nach dem Friedhof hinaus, der abseits des Dorfes zwischen den Feldern lag und zeigte ihm die Stelle, wo zu graben war. Dann brachte er von der Beinkammer einen langen, viereckigen Stab herbei, auf welchem durch Einschnitte bezeichnet stand, wie lange, breit und tief das Grab zu machen war. „Nimm Dich halt hübsch zusammen," sagte er, „daß es auch was gleichsieht, wenn es fertig ist. Und geradeckig, mit dem Winkelmaß arbeitest. Legst nachher Bretter auf, daß die Erden nicht wieder hinabrutscht über den Rand. Sollt es unten feucht sein und die Wände niederbrechen wollen, so stemmst Spreitzen ein. Die Knochen, und was Du so findest, wirfst auf die Seiten und tragst sie nachher in's Beinhaus. Und nur fein tief niedergraben, sonst werden wir allzwei gestraft."

Der Ladisl that bei diesen Anweisungen nichts, als beständig mit dem Kopf nicken, daß er es schon so machen werde, und als der Pfarrer hernach davon war, lehnte der Bursche Spaten und Schaufel an ein hölzernes Grabkreuz und stopfte sich die Pfeife an.

Dort auf dem Felde drüben waren Ackersleute, und das „Hi" und „Hott" des Ochsenführers konnte man herüberhören in den stillen Garten. Als die Pfeife brannte, stand der Ladisl auf dem Spaten gestützt da, schaute auf den Rasen nieder und murmelte bei sich: „Jetzt, wie werd' ich das angehen." — Endlich stach er in die Erde.

— „Geht der verdammte Lümmel her," sagte er während des Arbeitens vor sich hin, „und nimmt mir's Mensch weg! — Aber ich werd ihn schon kriegen. — Der kommt mir noch selber unter die Finger. — Mit ihr ist's aus. — Keine Solche brauch ich nit. — Was ist denn das für ein harter Knarz da drinnen? — Trumm von einem alten Grabstein. — Kenn Dich nimmer, will ich sagen, wenn sie mich anredet. Krieg Bessere, wenn ich will. Wann sich Eine vom erstbesten Lumpen wegführen laßt, da hab ich schon genug. Hab eh nichts von ihr gehabt, Gott sei Dank. Heraus mit Dir!"

Das letzte Wort sagte er zum Knarz, riß ihn mit dem Spaten locker und stieß ihn dann mit dem Fuße seithin.

„Mir scheint, heut haben wir ein schönes Geschäft miteinand," rief jetzt eine helle Stimme.

Der Bursche blickte auf, stand die Graferer Dirn vor ihm. Sapperment, war das ein Mädel! Heute zwar im Werktagsgewand und barfuß, daß ihr die Erde nicht sollte in die Schuhe rieseln können. Das muntere Köpfel mit einem schwarzen Seidentüchel umwunden, ringeln sich aber die Goldhaare überall hervor. Um den Busen kreuzweise ein rothes Tuch gespannt.

Digitized by Google

aber am Halse guckt die weiße Pfaid hervor. Das Jöppel hat sie ausgezogen im Ellbogen hängen. Es ist am Morgen schon so warm. — Heute wird's heiß.

Der Ladisl hatte sich von ihr weggewendet, grub emsig Erde auf, endlich aber richtete er sich zur Höhe, blickte sie finster an und fragte: „Was willst denn Du da?"

„Mein Bauer schickt mich," antwortete sie, „ich soll ja Todtengraben helfen."

„So," sagte er und grub weiter, ohne sich um das Mädchen zu kümmern.

Das war eine Weile so dagestanden, endlich fragte es: „Also, wo soll ich denn angreifen? Der Meister wirst wohl Du sein, bei dem Geschäft."

Sie hatte, während das Wort herausſprang, die Bosheit selber nicht bemerkt, die darin lag, jetzt dachte sie: Ist auch gut, hat er gleich Eins.

Er wollte sofort eine schneidige Entgegnung machen, hielt aber zurück. Mit Weibsbildern streiten! Das wäre so etwas! Und schon gar bei so einer Arbeit. Sie ist ihm ja fremd, und mit fremden Leuten streitet man nicht.

„Nimm die Schaufel und heb Erden aus," befahl er kurz.

„Zu dienen, gnädiger Herr," antwortete sie gereizt. Dann arbeiteten Beide auf dem engen, rasenlosen Fleck, der Bursche grub Erde locker, das Dirndel hub sie aus. Er warf die Pfeife auf den Rasen hin, sie irrte ihn in der Arbeit; bald zog er auch den Rock aus und warf ihn ebenfalls hin. Das Dirndl spuckte sich zeitweilig in die hohlen Hände, damit sie den glatten Schaufelstiel besser halten konnten. Keines sagte ein Wort.

Als sie solcher Weise etwa knietief eingegraben hatte zuckte das Dirndl plötzlich mit der Schaufel, daß die aufgefaßte Erde wieder hinabglitt und in ihr ein röthlich-braunes Stäbchen mit Knollen an beiden Enden. Die Dirn that einen tiefen Athemzug, es zitterten ihr die Hände. „Ein Todtenbein," sagte sie dann mit leiser Stimme.

Der Bursche hörte es nicht, sondern grub. Die Erde war schwarz, manchmal lag ein moderiges Holzsplitterchen darunter.

Das Dirndl legte die Hand auf des Burschen Achsel und sagte: „Ladisl, Du bist bös auf mich."

„Wüßte nit, warum," versetzte er und grub.

„Von gestern her," fuhr sie fort. „Schau, wie hab ich es wissen können, daß es Dir nit gleich ist, mit wem ich tanze."

„Mir ist's auch nit gleich!" fuhr es dem Burschen heraus. Das war dumm, dachte er dann bei sich.

„Der Straubingerische hat mich halt eingeladen."

„Wesweg just dieser Straubingerische?"

„Lieber Gott, wesweg soll just der nicht mit mir tanzen?"

„Ich hab Dich angeredet," erinnerte er.

„Du hast mir ja kein Wörtel gesagt, daß ich mit Dir allein sein soll."

„Das sollst Du wissen," sagte er.

Das Dirndl ließ so ein wenig ihr Köpfchen sinken und fragte dann bescheidentlich leise: „Bist Du mir denn so gut, Ladisl?"

— Das ist doch selbstverständlich! wollte er derb herausfahren, fiel ihm aber noch rechtzeitig ein: Es ist wahr. Wie soll sie es denn wissen? Ich hab ihr's ja noch nicht gesagt.

Er faßte jetzt ein wenig eine Falte ihres Kittels: „Jungerl! Ich kann's nit leiden, wenn Du einen Andern anschaust. Ich weiß nit warum."

„So, eifersüchtig! Und hast mich nit einmal gern," versetzte sie, denn jetzt wollte sie es herauskriegen.

„Wer sagt denn das?" fuhr er auf und warf seinen Arm um ihren Nacken.

„Oha!" sagte sie und schlüpfte unterhalb durch. Dann wurde sie über und über roth im Gesicht.

Digitized by Google

„Jungerl," sagte er weich und voller Demuth. „jetzt sollst mir aber ein Busserl geben!"

„Wer wird denn gleich so — so —" entgegnete sie, blieb jedoch stecken und deutete gegen das Feld hin, wo die Ackerslente waren.

— Sie hat recht, dachte der Ladisl, die dort sehen herüber, brauchen's nicht zu wissen. Rasch hub er wieder an zu graben und sie zu schaufeln. Sie that's aber jetzt viel flinker und unverdrossener als früher. Und als es in den hohen Mittag gieng, waren sie schon erklecklich tief in der Erde.

„Ist aber das spaßig," rief plötzlich die Jungerl, „wie kommt denn in die Erden da eine Kegelbahnkugel hinein?" Denn in einer Wand des Grabes stak so etwas. Der Bursche hackte es mit dem Spaten hervor, da that das Mädel einen hellen Schrei, zu ihren Füßen lag ein Todtenschädel und glotzte sie mit seinen Augenhöhlen schreckbar an.

Sie knüpften aber weiter keine Betrachtungen daran, der Bursche warf den Schädel mit der Hand über den Rand hinaus, daß er hinkollerte über das Gras und in einem Busch von Löwenzähnen und wildem Klee stecken blieb.

Die Mittagsglocke rief sie zum Essen. Nach demselben war über der Welt die träumende Stille des heißen Sommertages. Die zwei Leute stiegen wieder in den Schacht. Die Jungerl mußte sich schon auf die Achsel ihrer Schaufel stellen, wenn sie über den Rand hinausblicken wollte in die weite Welt. Der Bursche sah ohne weitere Anstrengung alle Friedhofskreuze und zwischen denselben die fleißigen Ackersleute drüben auf dem Felde. Bei der Arbeit stießen sie sich immer mit den Ellbogen an; es beschwerte sich aber Keins darob. Dem Mädel war wohl eigen um's Herz. So unheimlich und so selig! Wie oft hatte sie an diesen jungen Menschen denken müssen! — Wenn sie ein Vierzeiliges gesungen, war allemal er darinnen gewesen. — So nahe war sie noch nie bei ihm gestanden, ihr Lebtag nie. Wenn sie aber bedachte, wo sie Beide standen, da grante ihr, da wurde ihr das Mark kalt. Und doch hätte sie ihn nicht mögen allein lassen an diesem engen, tiefen Orte. Der Tag war schwül, aus den Wänden des Grabes gieng ein frischer, kühler Erdgerneh.

„Es muß ja schon bald genug sein," sagte sie.

„Sobald ich nit mehr drüber hinausschauen kann, ist's genug," versetzte der Bursche. „Was brauch ich den Maßstab, der bin ich mir selber."

„Da wird er gut rasten," bemerkte sie nun und meinte den alten Einleger Augustin.

„Hat eh nichts Gutes gehabt auf der Welt," versetzte der Bursche. „Ein Waisel (eine Waise). In der Kindheit umgestoßen werden unter fremden Leuten, dann beim Vieh. Ist auch nit viel Freud. Nachher Soldatenleben. Alsdann wieder Bauerndienen und nichts als Bauerndienen. Das Heiraten haben sie ihm auch verboten. Wer kein Geld hat, muß allein bleiben. — Hat keinen Menschen gehabt, der zu ihm gestanden wär. Als Bettelmann gestorben. So weit kann man's bringen, wenn man alleweil Bauern dient und brav bleibt. — Man sollt eigentlich nit zu brav bleiben auf der Welt. Was meinst, Jungerl?"

„Das Bravsein allein wird ihn auch nit zum Bettelmann gemacht haben," versetzte das Mädel.

„Da hast wieder Recht," sagte der Bursche, „und jetzt sieht's Niemand mehr, jetzt wirst mir ein Busserl geben."

„Ich bitte Dich, herzliebster Bub, laß mich aus!" flehte sie. „Mir fallt das Lied ein: Wie reiten die Todten so schnell!"

„Was sollst Du Dich denn fürchten, bin ja ich bei Dir!" setzte der Bursche bei.

„Ein anderesmal," flüsterte sie, griff fester den Schaufelstiel an und schaufelte Erde auf. Der Ladisl dachte:

Digitized by Google

Laß nur Zeit, wir sind noch nicht tief genug. Er hieb mit seinem Spaten in ein verfaultes Holz, riß es los, da taumelte er zurück, soweit es der Raum gestattete. Das Mädel barg sich an seine Brust und verdeckte das Gesicht. — Zu Füßen lag lange ausgestreckt ein Menschengerippe, theilweise mit Fetzen schwarzen Tuches bedeckt, am Schädel noch die Haare...

Im nächsten Augenblicke stand unser junges Paar auf grünem Rasen, es wußte selbst nicht, wie es aus der Tiefe so schnell emporgekommen war.

— „Die Todten reiten schnell!" sagte die Jungerl fast stöhnend vor Grauen.

„Es ist merkwürdig, wie Einen das packen kann," entgegnete der Ladisl, gleichsam zur Entschuldigung, daß auch er sich aus der Tiefe geflüchtet hatte. „Mir ist selber ganz kalt über dem Rücken. Menschenknochen. Ein richtiger Todtengräber sieht sie jeden Tag, wie Unsereiner auf der Heide die Steine und die Baumwurzeln. Was ist denn dran? Todtenbeine, wer gestorben ist. Deswegen wird der Gräber sich die Lebendigen nit verdrießen lassen, wenn er kein Narr ist."

„Daß wir uns just heute vertraut haben!" sagte sie. „Und bei einer *solchen* Arbeit! Es kann kein gutes Vorbedeuten sein!"

„Na sei so gut, heb nur *so* an!" rief der Bursche, „wirst kein bettgroßes Fleckel Erden finden auf der Welt, unter dem nit Einer liegt, oder gelegen und verfault ist. Wenn das allemal ein schlechtes Bedeuten wär! Es gibt, sagt der Schulmeister, gar nichts so Kräftiges und Lebendiges und Fruchtbares, wie Erden, und ist doch lauter Verfaultes. Freilich reiten sie schnell, die Todten — sind schon wieder vorüber."

„Seid Ihr fertig?" fragte hinten eine Stimme. Der Pfarrer war's.

„Ja, Hochwürden, wir sind fertig," antwortete der Altischhofer-Sohn.

„Also bringet ihn morgen herab."

„Morgen thun wir den Todten begraben," sagte der Ladisl munter, „und übermorgen —"

„Was meinst?"

„Uebermorgen kommen wir Zwei in den Pfarrhof und thun uns versprechen."

„Ihr Lottervolk!" rief der Pfarrer. „Versprechen?" Wie hat sich denn das so schnell gemacht?"

„Da unten — — —?"

Ich hätte diese grauenhafte Liebeserklärung im Grabe nicht erzählt, wenn sie nicht die Geschichte jenes greisen, braven Ehepaares wäre, welches erst vor Kurzem seine goldene Hochzeit gefeiert hat. In jenem Grabe, in das damals der alte Einleger Augustin gesenkt worden war, hatte sich seither noch Mancher und Mancher gründlich ausgerastet und war dann wieder zum Vorschein gekommen in neuer Verwandlung. Der Ladisl und die Jungerl aber sind nicht überirdisch geworden, sondern oberirdisch geblieben und haben eine Menge Menschen in diese liebe Welt gerufen, die Gott erschaffen hat. Alle sechzehn oder siebzehn Jahre geht's einmal im Kreise herum auf dem Kirchhofe. In ein paar Jahren kommt die Grabreihe wieder an jene Stelle, wo sich unsere zwei Menschen dazumal so nahe getreten waren. Wenn sich's thun ließe, dort möchten sie beisammenschlafen. — Oh, Ihr alten Kinder, das hat noch Zeit. Lasset den Reigen nur noch einmal ganz herumgehen, es wird Euch kaum langweilig werden — die Todten reiten schnell.

Digitized by Google

Wie bin ich so reich an Ehr und Ruhm!

Von **M. Holm.**

Wie bin ich so reich an Ehr und Ruhm!
Wie bin ich so arm an Lieb und Lust!
Den prangenden Lorbeer um's Haupt herum,
Und keine Rose an meiner Brust!

Wie bin ich so reich an Ehr und Ruhm!
Aus Erde, die Andern nur Dornen beut,
Entsprossten mir Lorbeern und flechten, traun,
Ein Haus, wo kaum ich zu wohnen weiß.
Mit Lorbeern umrankt ist mein schlichter Tisch,
Mit Lorbeern das einsame Lager bekränzt,
Zu kühlen die heiße, pochende Stirn;
Und Lorbeern, zu stillen das sehnende Herz.

Ich rief dich nicht, du prangender Zweig,
Du hast dich um's Herz mir schmeichelnd gerankt,
Und wirst du bald treulos verwelken mir,
Dann steh ich, Unseliger, grau vor Gram
Auf einsamem öden Lebensplan.

Wie bin ich so arm an Lieb und Lust!
Ihr, die den Poeten beneidet scheel,
Um Früchte der Liebe, o hört mich an:
Den grünen, duftenden Lorbeerhain,
Ich gab ihn für eine Rose hin.
Der rosenbekränzte Becher des Glücks,
Er mied die durstige Lippe mein.
Den heißen Schweiß von der blassen Stirn,
Ihn trocknet ermunternde Liebe nicht.
Und Liebe nicht küßt auf dem Katafalk
Die letzte Thräne vom Antlitz mir.

Von der sinnlichen Liebe.

Betrachtungen und Bekenntnisse von **P. K. Rosegger.**

Ah, die Liebe! Besinnen Sie sich, Herr Verfasser, diesen Gegenstand pflegt man — selbst bei freier Liebe — nur in gebundener Rede zu behandeln. Mit der Prosa werden Sie nicht gut fahren in diesem poetischen Ding, in welchem sich — abgesehen von „Liebe und Triebe" — Alles von selbst reimt. Zudem ist die Liebe in allen Sprachen gepriesen, in allen Tönen gesungen und mit allen Lippen geküßt worden. Nun also! Oder, wissen Sie Neues über dieses Capitel zu sagen?

Auf solch schroffe Anrede des Lesers bin ich gefaßt, kann ihr aber nicht anders entgegnen, als mit dem Aufsatze selbst, in welchem ich einige persönliche Gedanken und Erfahrungen der Liebe wegen ganz freimüthig, als wäre der Leser mein Beichtvater, darzulegen gedenke.

Vor Allem ist zu bemerken, daß ich in meiner Kindheit ganz musterhaft gehütet worden sein muß. Die Liebe grassiert auf dem Lande noch fast gewaltiger und rücksichtsloser, als anderswo. Durch Sprichwörter, Lieder, Vierzeilige und allerlei Zweideutigkeiten werden die Liebesbacillen verbreitet, daß sie in alle Spalten der Häuser, in alle Poren der Leute dringen. Selbst in den Fugen der Wiege will man Liebesbacillen entdeckt haben. So blieb auch gewiß mir die Liebe nicht fremd, aber ich kannte sie nur „vom Hörensagen" und mißverstand sie fleißig. Ueber den Inhalt der Sache

Digitized by Google

bin ich sehr lange, fast ungebührlich lange, im Unklaren geblieben; ich hatte schon die Soldatenlänge, als von Amorspfeilen in meinem Herzen immer noch keine Verwundung war.

In meines Vaters Hause war von Liebe viel die Rede, auch in dem Lehrbuche und in der Kirche: von Liebe zu Gott, von der Nächstenliebe. So verstand ich unter dem Worte Liebe auch nichts Anderes, als diese; höchstens, daß ich sie verweltlichend annahm, als eine aufrichtige Zuneigung zweier Leute und die treue Gesinnung des Einen zum Andern. Liebte ich doch meine Mutter, meinen Vater, meine Geschwister nicht anders, man sagte wenigstens, daß wir in Kindesliebe und Geschwisterliebe mitsammen verbunden wären. Und, offen gestanden, noch heute, wenn von Liebe die Rede ist, denke ich erst an deren moralischen Sinn, was selbst von vielen meiner Liebesgeschichten gilt. Es hat mich oft befremdet, daß man aus meinen Erzählungen erotische Sachen herausfand, die ich gar nicht hineingelegt zu haben glaubte. Es ist halt so: aus den gedruckten Zeilen spricht der Verfasser heraus, in die Zwischenzeilen dichtet der Leser hinein.

Ich meinte also, daß man das Wort Liebe ursprünglich nur in seelischem Sinne verstehen müsse. O, wie ist das aber anders! Wenn es heißt: „Die Beiden lieben sich," oder „zwischen ihnen besteht ein Verhältniß," oder „sie interessieren sich für einander," oder man spricht „von galanten Beziehungen," so wird man nicht im Zweifel sein darüber, um was es sich handelt. Die Liebe ist herabgestiegen vom Himmel zur Erde, und wenn man von Liebe spricht, so meint man nicht mehr den Falter, sondern den Wurm. Mir wollte das lange nicht einleuchten; mir erschien die Art von Liebe, die landläufig hier gemeint ist, als etwas Unerlaubtes, das ein anständiger Mensch so wenig begehen könne, als etwa einen Diebstahl oder eine Mißhandlung der Eltern. Ich wundere mich nur, daß man mit dieser Auslegung leidlich zurechtkommen kann. Ich ersehe daraus, daß man hierin den „Forderungen der Natur" nicht gleich auf's erste Wort nachgeben muß. Man berufe sich nur nicht auf das Temperament, kein Mensch hat Fischblut, ein wenig Selbstzucht steht Jedem wohl, und manchmal ist es tapferer, geistig Mann zu sein, als leiblich.

Merkwürdig sind die verschiedenen Meinungen, die in einer so wichtigen Sache herrschen, von der man annehmen sollte, daß sie längst für alle Ewigkeit geordnet und bestimmt sei. Die Einen halten Liebe für entschieden unerlaubt und der Mensch, der aus irgend einem Grunde nicht heiraten kann, soll all seiner Tage nicht lieben. Geht das? Die Natur antichambriert lange, wenn man für sie keine Zeit hat, aber läßt sie sich ganz abweisen? Wenn nein, wer hat die Stirn, dem Menschen eine natürliche, unerläßliche Lebensfunction zu verbieten? Wenn ja, warum findet man — ich bin dieser Ueberzeugung — keinen einzigen normalen Mann, der in seinem fünfzigsten Lebensjahre noch sagen kann, er kenne kein Weib? Ich bin der Meinung, daß es auf anständige Weise nicht möglich ist, ohne Liebe durch's Leben zu kommen und daß ein gegentheiliger Grundsatz nur Heuchler macht.

Die andere Partei schießt wieder in ihrer Richtung zu weit — sie entschuldigt Alles. Nur ein Decorum will sie. Wozu aber ein Decorum, wenn die Sache gar so unschuldig ist? —

Wie also stehen wir?

Es ist allerdings im ganzen Culturleben der Menschheit keine Frage so schwer zu lösen, als die der Liebe. Auf unserem gegenwärtigen Wege scheint es noch am wenigsten zu gehen. — Wir haben zwischen zwei scharfen Gegensätzen keine Richtschnur und kein Ziel.

Wunderlich ist es, daß in manchen

Digitized by Google

Kreisen die Liebe zwischen ledigen Personen zwar als nicht anständig gilt, der Ehebruch aber zum guten Tone gehört. Man will eben gesellschaftliche Fatalitäten vermeiden; das Verbrechen jedoch, welches an dem betrogenen Theile des Ehepaares begangen, die Falschheit und Demoralisation, welche damit im Eheleben gezüchtet wird und die ganze Familie vergiftet, achtet man für nichts. Es sei hier das ruchlose Wort eines Cynikers angebracht: „Wenn ohne Herbeiziehung aller Kräfte nicht mehr auszukommen ist, so hebe man die Unverletzlichkeit der Ehe auf. Dadurch würden die Vortheile der Schmarotzerthiere vereitelt und die ganze Sache stünde mindestens so ehrlich da, wie die freie Liebe." — Es muß weit gekommen sein, daß dieser verdammliche Ausspruch überhaupt geschehen konnte.

Das Allwalten der Liebe kann man beobachten in Gesellschaften, wo Personen beider Geschlechter beisammen sind, sie drängt Anderes zurück und treibt — da verstohlen, dort frech — ihre Spiele. Hier geht es geleckt und dumm, dort tölpelhaft und thierisch her. In den Stadtgesellschaften fiel mir lange die eigenthümlich animierte und eigenthümlich nichtssagende Unterhaltung auf zwischen Herren und Damen. Hier kecke Behauptung und wieder artiges Nachgeben, dort eine kleine Bosheit und gleich daneben eingesprenkelte Galanterie, dann eine Schwenkung in's Allgemeine. Nebensächlich wieder ein lahmer Witz, darauf ein schallhaftes Kichern und immer Geplauder, wobei man das Gefühl hat, als würden durch unbestimmte Gespräche bestimmte Gedanken verborgen und als gucke Jedes nach den verborgenen Gedanken. Ich wunderte mich über die Unbehilflichkeit und das Unvermögen, gesprächlich bei einer Sache zu bleiben; erst später bin ich drauf gekommen, daß solche Unterhaltungen nichts sind und sein wollen, als die Schnepfenjagd des Amor.

Unlauter wird die Liebe durch Lüsternheit und durch Frömmelei. Unschön wird sie, wenn sie nur dem grobsinnlichen Genusse dient. Wenn wir es hierin auch kaum mit jenem Professor halten, dem die Liebe nicht ästhetisch genug war, sondern eher mit Jenem, der behauptete, das menschliche Auge könne nichts Schöneres sehen, als den menschlichen Leib, so meinen wir doch, daß sowohl der Eine wie der Andere ein bißchen Schweinerei im Sinne gehabt hat. Da läßt sich weiter nichts sagen, der menschliche Leib könnte schon gestaltet sein, wie er wollte, so fände er bei dem gegentheiligen Geschlecht seine Verehrer, und endlich käme vielleicht auch noch jener Professor und pflanzte der Liebe zu lieb eine andere Aesthetik auf.

Eigenthümlich ist es nur, daß die Natur sich selbst gleichsam der Liebe schämt. Erstens hat sie derselben einen sehr versteckten, fast unbequemen Platz angewiesen in der dunklen Tiefe des Herzens. Dann hat sie der Liebe scheinbar andere Functionen zugetheilt, die Nächstenliebe, die Kindesliebe u. s. w. Endlich ist dem Menschen ein Schamgefühl beigegeben, welches — trotzdem es seit dem Bestehen des Menschengeschlechtes fortwährend verletzt und zerstört wird — immer noch nicht ganz zugrunde gerichtet ist. Oft habe ich darüber nachgedacht, was die Natur mit diesem Schamgefühl eigentlich bezwecken wolle. Bei den Thieren hat dessen Mangel keine für dieselbe Art schädliche Uebervölkerung verursacht. Bei den wilden Völkern soll es ja auch nicht vorhanden sein. So wäre das Schamgefühl ein Product der Cultur, und zwar vielleicht daraus entstanden, daß — weil Verbote nicht fruchten wollten — man den Gegenstand als häßlich und verabscheuenswert erklärte. Des Abscheulichen schämt man sich, und besonders bei dem Schönheitssinne und der Eitelkeit der Frauen mußte sich gerade bei diesen das Gefühl tiefer ausbilden. — Mir fällt aber noch eine

Digitized by Google

andere, weit anmuthigere Erklärung des Schamgefühls ein: die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes ist etwas so Heiliges, Geheimnisvolles, daß in dem Menschen Ehrfurcht ist vor diesem Heiligthume, und das unwillkürliche Bestreben, es zu hüten und es keinem unbernfenen Auge auszusetzen.

Es gibt thatsächlich auch noch viele Menschen, selbst Männer, die das Schamgefühl in einem weit höheren Grade besitzen, als man sich etwa träumen lassen will. Der „vorurtheilslose" Sohn unserer Zeit begreift es freilich kaum, wie ein Mensch durch ein ethisches Gefühl verhindert werden könne, seinen Liebesempfindungen dreist nachzukommen. Obwohl es Männer gibt, die, für große Tugendhelden geltend, doch mit allen Listen der Lüste vertraut sind, kennt man anderseits auch solche Männer, welche nach ihrer Artung und ihren vielleicht dichterischen Aeußerungen für die leidenschaftlichsten und glücklichsten Liebeshelden gehalten werden. Und es kann sein, daß gerade solche es nicht wagen, einem weiblichen Wesen nahe zu kommen, theils aus Schamgefühl, theils aus Achtung vor den Frauen, theils auch aus Zweifel, erhört zu werden. Ich läugne nicht, daß bei mir nebst diesen Gründen auch noch der der Gewissenhaftigkeit im engeren Sinne gewirkt hat. So hilft manche Kraft mit, die Keuschheit zu bewahren, und das schamhafte Erröthen eines sechzigjährigen Mannes kann ebenso natürlich sein, als das der achtzehnjährigen Jungfrau.

Sehr oft und nie ohne Befremden habe ich die Behauptung aussprechen gehört, die sinnliche Liebe wäre der höchste Glanzpunkt und Vollgenuß, dessen das menschliche Leben fähig ist. Die so sprechen, sind wohl herzlich zu bedauern, daß sie bisweilen ihre Ehre, ihre Gesundheit, ihre Existenz an etwas setzen, was doch nur eigentlich dem Thiere angehört und für das sittliche Dasein des Menschen keinen Wert hat. Die Befriedigung der Liebe ist ein Naturgenuß wie jeder andere, den das Blut und die Organe verlangen. Habe ich Hunger, so ist Essen der Vollgenuß des Lebens, habe ich ein gegentheiliges Bedürfnis, so kommt die Befriedigung desselben für den Moment mindestens der der Liebe gleich. Ich will die sehr lebhaften Freuden der Liebe gewiß nicht unterschätzen, noch viel weniger sie verachten; allein, das muß ich sagen: den Glanzpunkt und den Vollgenuß des Lebens finde ich in der glücklichen Ausübung eines edlen Berufes. Freilich denke ich da nicht an den Holzhauer, der sein Leben berufsmäßig mit Holzhauen bethätigt; denke auch nicht an den Bureaukraten, der im Kanzleistand sein Lebensideal erblickt; ich denke besonders an die geistige Bethätigung, an das Schaffen in Kunst und Literatur. Für mich z. B. ist das Hochgefühl des geistigen Schaffens ein Genuß, dem ich keinen andern an die Seite stellen könnte. Und sollte es nicht viele solche Menschen geben, die, für ihren Lebensberuf geschaffen, in der freien selbstbestimmenden Ausübung desselben ihre größte und nachhaltigste Befriedigung finden?

Da wir also die Liebe als Laster abgethan haben, die Liebe als höchsten Genuß nicht gelten lassen wollen, so müssen wir die Liebe zur Tugend erheben.

Und gewiß, in der Liebe — auch in der sinnlichen — liegt ein ethisches Moment. Im groben Eigengenusse liegt es freilich nicht, auch nicht in der Bemäntelung, als wolle man in ihr nur den großen Absichten der Natur entsprechen; ein Verliebter kümmert sich um keine großen Absichten der Natur. Bei der Liebe macht die Freude eines Einzigen durchaus nicht den Genuß aus. — *Die größte Freude in der sinnlichen Liebe ist meines Ermessens nicht das eigene physische Wohlbefinden, sondern das Wissen und Sichvorstellen der Mitfreude des Genossen.*

Digitized by Google

Wenn Dichter von unglücklich Liebenden sprechen, die nicht erörtert werden, so vermag ich ihnen nur schwer zu glauben. Mir wenigstens ist es unmöglich zu denken, daß ich eine Person lieben könnte, die mich nicht liebt. Die wahre Liebe, meine ich, fängt in der andern Person an und hört in der andern Person auf; sie ist eine Art von Nächstenliebe, die sie auch in der That moralisch hoch erhebt über alle anderen Genüsse. Ich liebe eine Person nur dann, wenn sie mich wiederliebt und ich genieße in ihr das Leben nur dann, wenn sie es auch in mir genießt. Ich liebe nur den, welchen ich durch mich glücklich mache, und weil im anderen Fall die Liebe in mir sich alsbald auflösen würde, so habe ich den Vortheil, nicht unglücklich lieben zu können.

Weiter ausgreifend und bestimmender wird meinem Herzen jene Liebe, welche Mitleid heißt. Wenn ich heute zu untersuchen hätte, ob ich eine bestimmte Person lieben könnte oder nicht, so würde ich nicht erst fragen, ob sie mir sinnlich entspreche, sondern, ob sie mich, wenn sie betrübt wäre, tief erbarmen würde. Daraus erfolgt nun allerlei, welches auszuführen hier nicht der Platz ist.

Nun nochmals zurück zur lieben Liebe im angenommenen Sinne. Wenn in derselben etwas mehr Strenge und Menschenachtung herrschte, so gäbe es viel weniger Leiden auf der Welt. Welch ungeheurer Theil von Schlechtigkeit, Elend, Krankheit und vorzeitigem Tod kommt auf Rechnung der sinnlichen Liebe, und ihr Zuviel. Wie ungleich wird aber die Sache aufgefaßt, und die Herren der Schöpfung haben es sich im Allgemeinen so eingetheilt, daß der Mann vom Brote die Butter nimmt, das Weib aber die harte Rinde kauen muß. Ein ehrsamer Bürger schmunzelt in seinen Bart, wenn er gewahrt, daß sein Sohn ein galantes Verhältnis hat. Er brummt überlaut vielleicht ein wenig, hinter dem eigenen Rücken schiebt er dem Jungen Geld zur Bestreitung seiner zärtlichen Liebhabereien zu. Derselbe Bürger hat eine Tochter; wie ganz anders fährt er auf, wenn er bei dieser eine Liebschaft entdeckt! Natürlich, bei der Tochter steht Glück und Zukunft auf dem Spiele; daß der Sohn ausgeht, um das Glück und die Zukunft Anderer zu zerstören, das ist dem Ehrenmanne gleichgiltig.

In der „noblen" Auffassung haben Liebe und Ehe nichts miteinander zu schaffen, und Treue ist bloß noch in der freien Liebe gebräuchlich. Nur der arme Mann macht aus der Noth eine Tugend und liebt richtig und ganz genau dieselbe, welche er geheiratet hat.

Ich schließe mich unter allen Umständen Jenen an, welche auch in der sinnlichen Liebe der göttlichen Abstammung des Menschen nicht vergessen, welche sich der Liebe schämen, wenn dieselbe rein thierisch ist, und die ihren Genuß nur dort finden, wo tiefere Zuneigung und seelische Liebe waltet.

Digitized by Google

Das Geld.

Ein Plauderei von **Mela Wellmer.**

Ein Sprichwort lautet: Mit dem Probierstein erprobt man die Echtheit und Feinheit des Silbers, und mit dem Silber erprobt man die Echtheit der Menschen. Wenige, sehr Wenige bestehen diese Probe. Napoleon der Erste, dessen Lebenslauf beweist, daß er die Menschen gekannt, sagte: „Die Menschen sind Schweine, die man mit Gold mästet. Werft ihnen Gold vor, und Ihr könnt sie führen wohin Ihr wollt." Fein ist dies nicht ausgedrückt, aber seine Handlungsweise zeigt, daß sein Ausspruch eine Wahrheit enthielt. Er mästete seine Creaturen mit Gold und Titeln.

Ein anderes Sprichwort sagt: Nicht der Bildhauer und Holzschnitzer machen den Götzen, sondern der Anbeter. Wenn also auch goldene Kälber zu Dutzenden und Hunderten angefertigt dastehen, so kann doch kein edler Mensch gezwungen werden, mit Freudengeschrei um dieselben herumzutanzen und Kratzfüße vor ihnen zu machen; — aber freilich, wo sind die seltenen Menschen, welche ihr Betragen und den Ton ihrer Stimme nicht verändern — ob sie mit einem zwanzigfachen Millionär oder mit einem verarmten Handwerker sprechen und umgehen?

Geld ist Gold und Silber, zwei Metalle, weit weniger nützlich als das Eisen — allein im höchsten Werte stehend, weil sie in unserer modernen Civilisation als Aequivalent von Nahrung und Kleidung, von Haus und Feld, von Genuß und Ansehen gelten.

Lykurg, ein sehr weiser Gesetzgeber, verbannte das Gold und Silber als Geld aus Lacedämonien. Wenn nun viele unserer Zeitgenossen über diese Naivetät zu lächeln sich unterfangen, so schlagen doch noch Herzen auf unserer Erde, die sich nach einem socialen Zustande, etwa in ferner Zukunft sehnen, in welchem das Gold, das Geld wieder dieselbe untergeordnete Bedeutung bei den Menschen haben wird, wie einst bei den Spartanern im schönen Griechenland.

Den Teufel mit Hörnern und Klauen unschädlicher Thiere und einem Pferdefuß darzustellen, ist albern und veraltet, aber denkende Menschen werden zugeben, daß man füglich alles Böse und Schlechte, also die Idee des Satanischen, durch einen Goldklumpen personificieren könnte, denn ach! in dem Bereich des Geistigen stehen dafür feil: die Unschuld des Mädchens, die Ehrbarkeit der Frau, Ueberzeugungen, Ehre und Gewissen des Mannes, Freundschaft und Liebe, Treue und Glauben.

Geld regiert die Welt!

Ja! aber diejenigen Menschen, welche eben glauben, daß sich mit Geld Alles machen läßt, sind eben Diejenigen, welche wahrscheinlich für Geld — Alles thun würden.

Anders geartete Menschen sprechen dagegen unserem Schiller nach:

Den lauten Markt mag Momus unterhalten;
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Leider ist in unserer abendländischen europäischen Welt und in Nord-Amerika der Geld- und Goldcultus weit verbreiteter als bei den asiatischen Völkerschaften, und steht daher deren Civilisation in ethischer Beziehung jedenfalls höher als unsere überfirnißte Barbarei. Der reichste Kaufherr genießt in Indien, Japan und China weder das Ansehen, noch übt er die Macht, noch erregt er den Neid, wie bei uns. Er gehört,

Digitized by Google

eben weil er Händler, Kaufmann, Speculant ist, nicht zu den obersten und ersten Kreisen und Kasten der Gesellschaft, und es stehen dort Gelehrsamkeit und Integrität und Tugend nicht nur nominell, sondern effectiv, d. h. in der That und Wahrheit, in weit höherem Ansehen als Gold und Reichthum.

Doch in unserm tiefsten Innern lebt auch bei uns heruntergekommenen abendländischen Golden-Kalb-Anbetern noch eine Ahnung, ein Gefühl, daß ein Zeichen wahrhaft vornehmer Natur darin besteht, keine Schätze von Gold und Silber zu begehren von „der Welt," ja sogar zu verschmähen, was sie darbietet. Der ursprünglich edle Geist der Menschheit hat je und je die Erzählung und Sage vom Schicksal großer Männer so gemodelt, daß er sie in Armuth lebend, im Elend umkommend sich dachte, wenigstens läßt er sie nie im Reichthum schwelgend und genießend erscheinen.

So überschwänglich z. B. aus politischen Gründen die Lobeserhebungen über den großen Patrioten Gambetta vor einigen Jahren in den französischen Journalen lauteten, so machte sich doch nach dessen Tode in einigen Nekrologen ein schriller Mißton in jenem Panegyrikum hörbar; es hieß hie und da: il ne sut pas rester pauvre (er konnte, d. h. wollte nicht arm bleiben). Der Inhalt dieser sechs kleinen Worte wird ihn bei der Nachwelt aus der Liste der großen Männer streichen.

Plato schon sagt: Wenig bedürfen, macht uns den Göttern am ähnlichsten, die nichts bedürfen. Der englische Dichter und Philosoph Pope sagt: der Mensch bedarf wenig hienieden, und dies wenige nicht lange. Von einem noch Weiseren stammen die Worte: Wenn wir Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns begnügen, denn wir haben nichts in die Welt gebracht, also offenbar ist, wir werden auch nichts hinausbringen. Die aber reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke und viele thörichte und schädliche Lüste, welche den Menschen in's Verderben und Verdammnis versenken, denn der Geiz (die Liebe zum Gelde) ist die Wurzel alles Uebels.

Wenn wir genau in Erwägung ziehen, ob der Mangel oder der Ueberfluß des Geldes mehr ein Uebel sei, so lehrt uns die Erfahrung, daß gewiß der Ueberfluß des Geldes mehr Sünden, Verbrechen, Herzweh und Thränen in seinem Gefolge hat, als der Mangel desselben. Der Mangel an Geld verursacht hie und da bei arbeitsscheuen Individuen einen Diebstahl, eine Unterschlagung, er bewirkt momentane Noth und Verlegenheit, allein wer Kopf und Herz auf dem rechten Fleck, und Lust und Fähigkeit zu geistiger oder körperlicher Arbeit hat, der entwindet sich bald wieder dem Gestrüpp und den Dornen der Armuth. Bei ihrem wüsten Jagen nach Geld und Reichthum rennen dagegen die meisten Menschen an dem Glück vorüber, das in anderer Gestalt als derjenigen eines Geldsackes und eines Goldklumpens auf ihrem Lebenspfade lag. Denkt z. B. an die traurigen und schlechten Ehen, welche Geldheiraten in ihrem Gefolge haben! Da ist kein Blick, der uns entzückt, kein Wort, das uns beglückt für alle Goldstücke, die täglich ausgegeben werden können, zu erkaufen. Denkt an die Lieblosigkeiten und Entfremdungen, die des schnöden Geldes wegen zwischen Verwandten und ehemaligen Freunden entstehen! es bricht manches Herz darüber. Denkt an die selbstsüchtige Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, an das Manchesterthum, an den krassen Egoismus, die zu jedem Verbrechen bereite Selbstsucht und Geldgier — die jeden Funken menschlichen Gefühls und Mitleids auslöschen! — an alle heillosen Folgen der schamlosen Begierde nach Gold, nach Reichthum, die nie gesättigt wird, denn es gibt irgendwo immer noch reichere Leute, welche der Goldjäger beneidet; er kommt nie zur Ruhe. Auffällig waren mir einst ein Dutzend

Digitized by Google

oder mehr Photographien von Millionären, d. h. von zehn- und zwanzigfachen Millionären. Sie sahen alle keineswegs, wie etwa die Armen vermuthen möchten, wie vergnügte glückliche Menschen aus; sorgenvoll, oder blasiert, oder kränklich, oder stumpf, oder lauernd, uninteressant und wenig sympathisch erschien deren Gesichtsausdruck. Und in der That, wie machtlos ist doch das Geld, das Gold! Es kann keinen physischen und keinen Seelenschmerz lindern; es vermag Dir, o Mutter keine Thräne zu trocknen über ein ungerathenes oder verlornes Kind; keine über verschmähte Liebe, über Verkennung; es vermag keine Künstler, keine Gelehrten, kein Genie, keine Staatsmänner, keine Wohlthäter der Menschheit aus der Erde zu stampfen, ja es kann Dir nicht einmal den Hunger mit einem Stück Brotes stillen, wenn eben kein Brot vorhanden ist, wie z. B. in der Wüste, in einer belagerten Festung, auf dem Meere. So machtlos sind Gold und Geld! „Eine wahre Chimäre!" wie in der Oper „Robert der Teufel" gesungen wird. Schon die Alten personifizierten diesen Durst nach Gold in der Fabel vom König Midas, welchem die Götter seinen unsinnigen Wunsch erfüllt hatten, daß Alles was er berühre, zu Gold würde. Er wäre Hungers gestorben, denn auch die Speisen, welche seine Hand oder sein Mund berührte, wurden zu Gold, wenn die Götter auf sein heißes Flehen ihm nicht wieder diese verhängnisvolle Gabe entzogen hätten.

Ich sah eine arme „reiche Erbin," die nicht sehr hübsch war, schier verzweiflungsvolle Thränen darüber vergießen, weil der Zweifel in ihr aufgestiegen war, ob ihr Bräutigam, den sie wirklich liebte, sie auch liebe — oder nur ihr Geld. —

Ferner habe ich steinreiche Eltern Thränen des Schmerzes und — des Neides in ihren Augen zerdrücken sehen, darüber, daß ihre eigenen Söhne, sich auf ihren Reichthum verlassend, nichts Ordentliches lernten, während die Söhne der bei ihnen Angestellten, Ehrenpreise und Auszeichnungen schon auf der Schule errangen. Wären die Eltern von Kant, Mozart, Schiller, Goethe, Beethoven, Kaulbach, Piloty ꝛc. Millionäre gewesen, so kennten wir wahrscheinlich deren Söhne nicht in- und außerhalb Deutschlands. Der große Reichthum ist ein Hemmnis des Glückes, des Talentes, des Genies, der Tugend, der Sittlichkeit, der Gesundheit. Wie viele, d. h. wie wenig reiche Leute sind gesund!

„Die Kehle (die Speiseröhre) tödtet mehr Menschen als das Schwert," ist ein uraltes Sprichwort. Nach dem Evangelium wird endlich keiner Menschenclasse der Eingang in das „Himmelreich" schwerer, ja fast unmöglich zugesprochen, als „den Reichen." Die Schreiberin dieser Zeilen ist keine Optimistin, aber dennoch glaubt sie, daß größere Schätze in den Herzen der Menschen liegen und zu heben wären, als in „Gold- und Silberwerken" und auf Diamantfeldern. Diese Goldminen auf unserer armen Erde heißen: die Güte, die Liebe, das Mitleid, die fleißige und geschickte Hand, der Verstand, das richtige Urtheil, die Aufopferungsfähigkeit, die Begeisterung. Das sind die zu hebenden Schätze, welche Alles gewähren und fördern, was gut, schön, wahr und nützlich ist, was wahrhaft erfreuen und beglücken kann.

Es gibt so sehr viele Vereine; die Gleichgesinnten finden sich in unserer Zeit so leicht zusammen, wie kommt es, daß sich noch kein Verein von „Genügsamen" constituiert hat? Ist dies etwa ein schlimmes Zeichen dafür, daß es gar keine „Genügsamen" gibt?

Ich möchte dennoch diese „Gründung" anregen. Die Mitglieder dieses Vereines der „Genügsamen" wären gewiß seltene, ausgezeichnete Elite-Menschen; während die hohlen Genußmenschen, die höheren Tagediebe, die Gelddurchbringer, die sogenannten Geld-

Digitized by Google

protzen und reichen Lebemänner, doch in der That und Wahrheit — höchst uninteressante Persönlichkeiten sind, denen nur ihre Schmarotzer und Speichellecker Kratzfüße machen. Es ist eben weit schwerer — dies sei zur Entschuldigung der reichen Leute gesagt: — es ist unendlich schwerer, den Reichthum gut und edel anzuwenden, als die Armuth mit Würde und ohne Murren zu ertragen. In den Zukunfts-Vereins-Statuten der „Genügsamen" müßten u. a. folgende Paragraphen stehen: das Wort „Geld" darf in den Zusammenkünften der Vereins-Mitglieder nie gebraucht werden. Von den Coursen der Börse, von Actien, von Kauf und Verkauf, von pecuniärem Gewinn und Verlust darf nie gesprochen werden. Beiträge zur Unterhaltung des Vereines, z. B. der Miethe des Locals, zu dessen Erleuchtung und Erwärmung sind freiwillig zu leisten. Jedes Mitglied ist verpflichtet, jeden Luxus, der ihm etwa bei seinen Freunden, den Vereinsmitgliedern auffällt, namhaft zu machen, über dessen Berechtigung oder Beseitigung hierauf discutiert und abgestimmt wird. In jeder Monatssitzung (nicht in der täglichen Vereinigung) ist mindestens ein Antrag zu einer Wohlthat oder Unterstützung an Kranke, Arme, Betrübte, Hilflose einzubringen und auszuführen, denn die „Genügsamen" müssen stets die Mittel hierzu übrig haben. Geld darf jedoch nicht gegeben werden, sondern Nahrungsmittel, Kleider und Leistungen persönlicher Hilfe durch Aufsicht und Pflege. — Der Versuch, solch einen Verein zu gründen, wäre zu wagen! — ?

Die Wiener Volksbühne.

Eine Wiener Culturstudie von **Fritz Burger.**

Ein wunder Fleck an der prächtigen Entwicklung der österreichischen Kaiserstadt, ein wunder Fleck, tief verschuldet von Allen, welche im innigen Contacte mit der Bühne stehen und deren Geist und Richtung zu lenken haben, tief verschuldet von der Wiener Theaterkritik, von den Theaterdirectoren, von den Theaterdichtern, von den Schauspielern, von der Censur und vom Publicum selbst ist der Untergang der Wiener Volksbühne. Sie, welche uns einen Raimund, einen Nestroy, einen Anzengruber geboren, sie hat ihre Pforten geschlossen, ihre Dichter schweigen, ihre Mimen sind theils gestorben, theils schon früher der Nacht des Wahnsinns anheimgefallen; und die Muse des Volksstückes, weinend und obdachlos, aus den prächtigen Hallen, in denen sie dereinst als allmächtige und unbeschränkte Herrscherin geboten, verjagt, irrt durch die Straßen der Stadt und sucht vergeblich nach jenem Retter, der sie auf den verwaisten Thron zurückzuführen im Stande wäre — er erscheint nicht und sie verzweifelt. Das keusche Kind, mit sanften blauen Augen und schüchternen Mienen, von Ferdinand Raimund läppischer und tölpischer Umgebung entrissen und im freien Fluge in das lichte Königreich der Märchenwelt getragen, von Johann Nestroy mit sprühendstem Raketenfeuer wahren Witzes- und Ge-

Digitized by Google

dankenschätzen ausgestattet, von Carl Elmar, Friedrich Kaiser, Anton Langer, O. F. Berg, Alois Berla mit kundiger Hand weiter erzogen, von Ludwig Anzengruber nach all den tollen Kinder- und Jugendstreichen in den tüchtigen schweren Ernst des Lebens eingeführt, unter seiner Führung alle Herzen wie im Taumel mit sich fortreißend, eine neue goldige Aera in Aussicht stellend, und — nun dieses Ende! Die majestätische Gestalt zur Betteldirne erniedrigt, und durch die Berührung gemeiner Bänkelsängerhände entweiht! Letztere rühmen sich — horribile dictu! — derzeit ihre Beschützer zu sein.

Wer aber trägt die Schuld an diesem schrecklichen Sturze? Wohl vor Allem das Wiener Theaterpublicum, das heute nicht mehr den Muth, die Kraft und den Willen zu besitzen scheint, schalsten, aberwitzigsten Blödsinn, dessen gesammte Bestrebungen im niedrigen Sinneskitzel gipfelte wenn er nur halbwegs mit glitzernden Lappen flunkernder Ausstattung umhangen, zurückzuweisen. Dann die Wiener Theaterkritik, welche, einige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, dieses Publicum mit herangezogen, vielfach in den unberufensten Händen liegend, wirklich echter Poesie weder Herz noch Verständnis entgegenbringt, Schöpfungen wahrhaft hervorragender Autoren aus den unheimlichsten Gründen in den Koth trat und unwichtigen Plunder bis in den Himmel erhob. Sie, die selbst an der hier herrschenden Frivolität und Geschmacksverirrung Gefallen fand, hat über solche Genüsse die Kunst und ihr Richteramt vergessen. Es kann wohl kaum eine andere Erklärung dafür geben, warum die Wiener Theaterkritik es für gut findet, seit Jahren oft geradezu erbärmlichem Operettengesudel spaltenlangen Weihrauch zu streuen, denn nur die nackte Gefühlslosigkeit könnte die Faustschläge übersehen, welche hier allabendlich dem gesunden Menschenverstand in's Antlitz versetzt werden.

Schuld an dem Verfalle der Wiener Volksbühne tragen auch die Wiener Theaterdirectoren, welche sich, einzig und allein als Geschäftsleute fühlend, für nicht berufen halten, das Publicum empor zu ziehen, sondern behufs möglichst großer Cassaeinnahmen auf niedrige Gelüste desselben speculierend, dieses thunlichst tiefer in den Schlamm zerren. Man wende hier nicht ein, der Theaterdirector sei in erster Linie Geschäftsmann und müsse auf Cassaeingänge sehen, wohl Niemand wird dies zu läugnen versuchen, aber solche lassen sich endlich auch durch gesunde, tüchtige Leistungen, und nicht bloß durch leere Spiegelfechtereien erzielen, eine gegentheilige Meinung müßte wohl als sehr traurige Thatsache gelten. Die Theaterdirectoren haben die tüchtigsten und bewährtesten Kräfte unter den Dichtern so lange brach gelegt, bis diese sich, endlich verdrossen, anderen Zweigen zuwandten und für die Bühne gänzlich erlahmten, sie haben ferner keinen dichterischen Nachwuchs groß gezogen, und die besten mimischen Kräfte zu Gauklerdiensten gezwungen. Schuld an jener Misère tragen weiters auch die Theaterdichter, weil sie sich schmollend in die Wolke des Unmuthes hüllen und nicht mehr so viel Opferfreudigkeit besitzen, um der Sache willen mit tüchtigen Schöpfungen hervorzutreten. Schuld tragen auch die darstellenden Kräfte, weil selbst die Erlesensten unter ihnen, der Geschmacklosigkeit dieser Tage Hof machend, Carricaturen statt Charaktere bieten; Schuld trägt endlich auch die Wiener Theatercensur, weil sie von den Wogen der gegenwärtigen politischen Strömung getragen, keinem freien Athemzuge Raum gestattet, und nur die lahmste Einfalt und Harmlosigkeit für Schauspiele zulässig erklärt.

Die Wiener Volksbühne, dereinst die herrliche Stätte echtester Wiener Eigenart, sie ist durch die Operette

Digitized by Google

nach und nach zum Bordelle entweiht worden. Nicht mehr Talent und Fähigkeiten entscheiden über die Erfolge, sondern einzig und allein das hübsche Lärvchen und die üppige Formenfülle reizender Primadonnen. — Blutenden Herzens sehen wir das an und für sich mit so gesunden Instincten begabte Wiener Volk an den Pforten der Theater vorbeieilen und seinen Bedarf an geistiger Erholung an der Hefe des Bänkelsängerthums schöpfen. Die Einen jagen die für die Mehrzahl unerschwinglich hohen Theaterpreise, die Andern das Bedürfnis, und seien es auch nur Surrogate, aber dennoch Volksfiguren dargestellt zu sehen, in diese Kreise. Wien, die Weltstadt, ist kaum im Stande, vier Privattheater zu füllen! Es liegt eine schwere Schmach in diesen Worten, und eine schleunige Umkehr auf den bisher beschrittenen Bahnen, wird der beste Beweis des endlich wirklich großen, geistigen Aufschwunges dieser Stadt sein. Wohl macht sich bereits seitens der Wiener Theaterdirectoren ein Tasten und Suchen, ähnlich dem Bilde von dem Ertrinkenden und dem Strohhalme, nach Volksstücken und Possen bemerkbar, aber das Versäumte läßt sich nicht in so kurzer Zeit hereinbringen. Wir haben zur Stunde keinen productiven dramatischen Volksdichter mehr, und Wien, das einst großmüthig nicht nur sich selbst, sondern ganz Deutschland mit den Producten seiner Volksmuse versorgte, muß nun selbst Anlehen bei fremden Nationen machen, und heute hier, morgen dort, bittend erscheinen.

Es wird eine ehrenvolle Aufgabe für alle hier betheiligten Kreise sein, dieses Ungemach so rasch als möglich zu beenden. Man unterschätze die Sache nicht, es liegt mit ein Stückchen soziales Leben in dieser Frage begraben. Man gebe dem Volke eine gesunde Volksbühne, und sie wird mit ein gewichtiger Factor sein, den Geist des Volkes zu einem sittlich großen und ernsten zu erziehen. Allerdings, wenn wir dieses Ziel erreichen wollten, dann müßten Reformen umfassendster Art an allen hier maßgebenden Stellen platzgreifen. Vor Allem müßte sich die Wiener Theaterkritik endlich wieder ihrer Aufgabe bewußt werden, sich von allen unfähigen und zweifelhaften Elementen säubern, klar und unbekümmert um alle Neben- und Sonderinteressen ihre Wege schreiten, nur das wirklich Gute belohnen und das ebenso Böse bestrafen, sie müßte sich hiedurch das Vertrauen des Publicums in seiner Wahrhaftigkeit wieder erringen, denn man darf sich hierin keiner Täuschung hingeben, das Publicum legt Theaterkritiken heute keinen Wert mehr bei; das Wiener Theaterpublicum müßte wieder Gefallen an dem äußerlich Einfacheren, dafür aber ästhetisch Tüchtigen finden. Daß es hiezu langsam wieder gewillt zu sein scheint, beweist der Beifall, mit welchem Morre's „Nullerl" und Aehnliches hier aufgenommen wurde. Die Theaterdirectoren müßten sich nicht bloß als Geschäftsleute, sondern auch als Leiter von Kunstinstituten fühlen, die dramatischen Volksdichter aus ihrem olympischen Schweigen hervortreten, Neues und Tüchtiges producieren; eine Wertschätzung des Gebotenen würde sofort einen dichterischen Nachwuchs heranziehen, die Schauspieler müßten wieder zur Natur und Wahrheit zurückkehren und die Censur müßte toleranter werden. Vor Allem aber müßte der Theateretat erleichtert, die Preise herabgesetzt und alle Singspielhallen-Concessionen auf das Minimalste beschränkt werden. Hiedurch würde das Theater sofort durch den gesteigerten Besuch für den infolge der Preisherabsetzung hervorgerufenen Geldentgang entschädigt werden. Andererseits würde es kein Schade, sondern bloß ein Nutzen für die Ehre und das Ansehen der Stadt sein, wenn die Herrschaft des „Brettl's" thunlichst eingeengt und namentlich die zahllosen

Digitized by Google

obscuren Volkssänger-Gesellschaften aufgehoben werden könnten. Wien würde dann eine Schattenseite weniger besitzen. — Aller Augen blicken sehnsüchtig der Eröffnung des Wiener Volkstheaters entgegen, ob es aber die Kraft und die Macht besitzen wird, dieser Misère ein Ende zu bereiten, noch hoffen wir es aus ganzem Herzen. Doch schon regten sich allerlei Mißzustände und Verfahrenheiten, die uns bange machen.

Kirchweih!

Ein Bild aus dem steirischen Volksleben von **P. K. Rosegger.***)

Dem Bewohner des Gebirges ist seine Dorfkirche der Mittelpunkt der Welt. Was er vom Kirchthurm aus sieht, das kennt und nennt er sein Heimatland. Alles Andere ist ihm Fremde. Die fernen blauen Berge dort, die er täglich vor Augen hat, kann er oft nicht mehr mit Namen nennen und weiß nicht, in welchem Lande sie stehen. Zwar sein Vater hat einmal gesagt, daß dessen Großvater gesagt habe, die blauen Berge stünden schon im Kärntnerischen oder im Krainerischen drin — je nu, so wird's wohl so sein. Leicht kann die Welt dort auch ihr Ende haben; wer mag's ergründen!

Indes — des Dorfbewohners geographische Kenntnisse sind wie sein Kirchthurm: sie gehen nicht in die Breite, sie gehen in die Höhe. Hallt doch in der Kirche der Unterricht von dem himmlischen Vaterlande, von dem göttlichen Zion, von dem Hause, in welchem viele Wohnungen sind — dort oben! sagt der Thurm, und weist mit seinem Finger in's Blaue hinein. So kennt der Landmann den Himmel besser als die Erde, und seine Dorfkirche ist ihm auch der Mittelpunkt des Himmelsgedankens.

Demnach ist es wohl begreiflich, was das für den Dorfbewohner ein wichtiger Tag ist, der Kirchtag.

Freilich im Kalender steht der Kirchtag nicht immer mit rother Farbe; die Stadtherren — zu denen leider auch die Kalendermacher gehören — wollen ja die „Bauernfeiertage" abbringen, dieweilen sie selbst jeden Tag ihr gut Stück Zeit für Erholung und Lustbarkeit haben müssen. Ei, Wetterstern! und wäre der ganze Kalender und jeder Tag darin schwarz wie der Teufel, der Bauer weiß schon, was sich schickt, und er zwickt deswegen seinem Kirchenpatron den Ehrentag nicht ab.

Dann gilt es, vor den Nachbarsgemeinden zu zeigen, daß man auch seinen Festtag haben kann!

Und die Nachbarsgemeinden gehen gleich darauf ein, ziehen heran in Processionen und singen und beten, daß es in den Wäldern wiederhallt „Heilig ist der Herr Gott Sabaoth!"

Ein zwanzigjähriges Mädchen ist dabei, das läßt es wohl gern gelten, daß er heilig ist, der Herr Gott Sabaoth, und es zählt heimlich die Kupferkreuzer im Sack; deren sind mitsammt dem Silberzehner nicht so viele, als der Rosenkranz in der Hand Perlen hat. Am Rosenkranz hängt ein Kreuz, an den Kupferkreuzern hängt auch eines — ein weit größeres noch — denn sie werden nicht langen für das, was das Mädchen im Sinne hat. Am Rosenkranz hängt ein „Glauben," an den Kupferkreuzern hängt keiner — hängt vielmehr arger Zweifel.

*) Aus dem Werke „Volksleben in Steiermark." 5. Aufl. Wien. A. Hartleben

Digitized by Google

's ist noch nicht so lange her, daß des Mädchens Gernhaber, der Paul, einmal geäußert hat: „Wenn ich noch einmal auf die Welt komm, so werd ich ein reicher Graf."

„Ein reicher Graf?" hatte das Mädchen gesagt, „ja warum denn das?"

„Je, daß ich mir für meinen rothen Sonntagsbrustfleck ein silbern Uhrkettlein kunnt kaufen."

Dem Mädchen waren dieselbigen Worte gar sehr zu Herzen gegangen, und desweg — sagen wir das Ding trotz — desweg geht es heut auf den Kirchtag.

Der Kirchtag ist weit und breit im Land herum bekannt. Schon gar die allerschönsten und wunderlichsten Sachen kommen herbei aus der Fremde. Zwischen den Häusern ist eine ganze Stadt weißer Zelte aufgeschlagen. Und beim Lebzelter liegen sie acht- und zehnfach übereinander, die Herzen und die Reiter und die Kinder — kostet das Stück einen Kreuzer.

„Schöne, saubere Tücheln!" schreit ein Baumwollenwaarenhändler, „heiraten thut Jede, die so ein Schafwollentüchel trägt!"

„Feigerle, Vor!" ruft ein Anderer, seine Südfrüchte anbietend, und aus der wogenden Menge entgegnet eine Stimme: „Wer was kauft, ist ein Ochs!"

Nebenan pfeift ein Galanteriewaarenhändler auf einer Mundharmonika ländliche Weisen, daß den jungen Burschen und Mädchen schier die Beine unstät werden.

Eine Procession zieht heran: „Heiliger Antoni, bitt für uns," und die wehenden Fahnen verneigen sich vor dem Crucifix, das an der Kirche steht.

„Wer was zu schleifen hat, der Schleiferfranz ist da," kreischt eine Stimme, und über den Köpfen sieht man in einer braunen Hand ein Rasirmesser funkeln. Es ist keine Menschenmöglichkeit, daß er einen Groschen erschreit, der Schleiferfranz, denn daneben lärmt ein Ringelspiel und die sonst harmlosesten Leute des Dorfes reiten heute auf Löwen und Hyänen und feuerspeienden Drachen im Kreise, der die Welt bedeutet — und ob da so ein Rasirmesser ein wenig schärfer oder stumpfer ist, keine Seele scheert sich d'rum.

Nur der kleine Bub, der noch keinen Bart hat, empfindet das Bedürfnis nach einem Scheermesser. Denn er hat irgendwo in seinem Gesicht ein hoffnungsvolles Härchen entdeckt. So gienge es denn doch endlich einmal vorwärts, Tabakrauchen thut er auch schon; zuvörderst sieht er sich daher heute nach einem Mädchen um, dem er kann ein Krügelchen Meth zahlen, auf daß er sich somit als ganzer und voller Mann legitimiere. Aber die Dorfmädchen sind gar so schrecklich interessiert, denen ist ein hoffnungsvolles Härchen viel zu wenig, die wollen gleich einen ganzen großen Pinsel haben.

Drinnen auf dem Kirchhofrasen sitzt ein Croate und hat Zwiebel und Knoblauch feil in ganzen Kränzen, und nebenhin kauert ein bettelnder Krüppel: „Ihr lieben Frauen und Männer, ein Armer thät bitten von Herzen und will beten für alle armen christgläubigen Seelen, und unsere liebe Frau soll Euch schenken den lieben Gesund!"

Der armen christgläubigen Seelen wegen greift allerdings nicht Jeder in den Sack, denn was ihn nicht brennt, meint Mancher, das will er nicht blasen. Aber der „liebe Gesund" bringt dem Bettelmann schon mehr ein. Zwar der kernfrische Bursche kümmert sich um den lieben Gesund nicht, der fährt hinein mit Saus und Braus, wo der Lebensgarten am üppigsten blüht.

Während in der aufgeputzten, stets überfüllten Kirche Lieder schallen und Trompeten klingen, ist das Wirtshaus und die Kegelbahn auch just keine Einöde; überall gährt Leben und Heiterkeit. Anfangs gießen die Gäste in der Schenke den Wein einem alten Herkommen gemäß in die Gurgel, später auf den Brustfleck hinab und endlich

Digitized by Google

über den Tisch hin. Und sind die Gemüther einmal erregt, so versuchen sie gar, was härter ist, so ein Weinglas oder so ein Bauernschädel.

„Bei meinem Aufwachsen," sagt heute noch gern ein alter Knecht, „da haben wir alle Kirchtäg so Stuck a Drei, Vieri lahmgeschlagen! Das sind noch Zeiten gewesen! Heut ist's ja, wie wenn alle Hund wären gestorben auf der Welt und hätten noch kein Grab."

Das ist sein Lob auf die gute alte Zeit und sein Schimpf auf die neue.

Jetzt sollen wir aber doch nachsehen, wo sich unser Mädchen mit den Kupferkreuzern herumtreibt, mit jenen Kupferkreuzern, an denen das große Kreuz hängt, aber kein Glauben.

Sie steht vor einem Kleinwaarenhändler, guckt so auf die zahllosen Pfeifenröhrchen, Taschenfeitel, Handspiegel, Hosenhaftel ꝛc. und legt endlich den Finger hübsch bescheidentlich auf einen gläsernen Schmuckkasten: „Thät halt wohl fragen, was so ein silbernes Kettlein kunnt kosten."

Da wird es der Krämer zum erstenmal gewahr, er hat silberne Ketten. „Herzerl," sagt er, „so eine Silberkette kostet freilich ihr Geld; aber Dir, Schatzerl, laß ich was nach und wir Zwei kommen schon auf gleich." — Ein Gulden fünfzig Kreuzer für so was Sauberes — das sieht sie wohl ein — ist kein Geld. Doch sie ist sich schmerzlich bewußt, sie hat weniger als kein Geld, sie hat nur neunundsechzig Kreuzer im Sack. Den siebzigsten hat sie gerade einer Bettlerin gegeben, die versprach ihr dafür einen braven Mann und das Himmelreich dazu. Billiger kann man eine Sach doch nicht haben.

Das Mädchen hebt nun um die Silberkette an zu feilschen, sie lobt den Krämer und sie trotzt ihm und sie weiß spitzige Worte und sie liebängelt ein wenig dabei, so daß der junge Krämer schon meint, er könne mit dem Silberkettlein des Mädchens Herz fesseln. Indes mag er sagen, was er will, sie findet die Kette recht hübsch, behauptet aber kurz und gut, mehr als neunundsechzig Kreuzer sei sie nicht wert.

Da will der Krämer ein Christenmensch sein und bittet sich zu den neunundsechzig Kreuzern flüsternd nur noch ein Schmätzchen aus.

So soll der Paul das Kettchen denn doch bekommen auf den rothen Brustfleck — mein Gott, was thut ein treues Mädchen nicht für den Liebsten!

Es zieht just wieder eine Procession vorüber, da achtet alles auf den Zug, schaut auf die fliegende Fahne — und dieweilen zahlt das Mädchen die Silberkette aus.

Jetzt hört sie kein Singen und Beten und kein Glockenklingen mehr; jetzt ist sie glückselig, jetzt kann sie ihrem Gernhaber ein silbernes Kettlein schenken und er braucht deswegen nicht erst ein reicher Graf zu werden.

Sie birgt den Schmuck an ihrem Herzen — schmelzen wird er doch wohl nicht vor der heißen Lieb!

Unterwegs nach Hause gesteht sie ihrem alten Pathen, der von dem Herzensverhältnis wissen darf, was sie für einen schönen „Kirchtag" gehalt habe. Der Alte dreht die Kette eine Weile vor seinen Augen herum. „Ist kein gesund Ding," murmelt er dann, „in ein paar Wochen hat Deine Silberkette die Gelbsucht. Sie ist ja von Pakfong ganz und gar; kennst Du das Zeug denn nit? Hast gewiß zwei Sechser dafür gegeben? Schad um's Geld!"

Da ist das Mädchen wohl all sein Lebtag nicht so elend als zu dieser Stunde. Zurück läuft sie auf den Markt. Der Krämer packt schon ein und schmunzelt dabei.

„Er Falscher, Er hat mich angeschmiert!" fährt sie ihn an und wirft ihm das Kettlein vor, „das ist kein Silber nicht! Mein Geld will ich wieder haben!"

Das Geld gibt er ihr nicht mehr zurück, aber das Schmätzchen, wenn sie will.

Sie aber macht ihm rundweg die

Digitized by Google

Erklärung: „Er ist ein Rauber! Von Staudarn (Gendarmen) laß ich Ihn wegtreiben!“

Und die Gendarmen sind nicht weit; sie haben eben dort Einem die Hände kreuzweise übereinandergeschnallt, weil die zehn Finger von diesen allfort in fremder Leute Taschen herumspaziert waren.

Just kommen zwei Sicherheitsmänner wieder heran und ihr Rüstzeug und ihre Bajonette funkeln. Da will das Mädchen seine Drohung schon ausführen; allein, denkt es, ein Standar thut auch nichts umsonst. Und der Paul, der ist heute ohnehin schon benachtheilt worden.

Ohne Silberkettlein kommt sie heim, aber ein lebzelten Herz bringt sie mit für ihren Gernhaber als Sinnbild.

Und der Paul nimmt sie um den Hals:

„Du Dirndl, mein, mein,
Möcht ka Graf neama sein.
Möcht ka guldenes Schloß,
Wan's Du nit wärst drein!“

Und das ist ihre stille Kirchtagsfreude. Die laute Lust des Festes aber schallt im Wirtshause die ganze Nacht. Und am nächsten Morgen flacht sich alles wieder auseinander zum gewöhnlichen Werktag. Auf dem Kirchplatze heben ein paar Knechte die Budenstangen aus und die Hühner kommen und kratzen die Löcher zu.

Wie der Großvater vom Daniel erzählt.

Ein Bildchen aus dem Volksherzen.

In einem entlegenen Gebirgshause lebt ein Großvater, der jeden und jeden Tag von seinen Enkeln angegangen wird, daß er ihnen Geschichten erzähle. Er ist halbblind, kann nicht mehr lesen, erfährt auch sonst nichts mehr von der Welt, wo soll er Geschichten hernehmen? Da muß er das Kastel aufmachen, wo seine alten Erinnerungen drinnen sind. Er hat ja auch einmal gelebt und viel gelesen, und besonders das, was er als Knabe in sich hineingethan, ist noch am tiefsten im Gedächtnis. Das legt er sich zurecht, flickt die vergessenen Stellen aus Eigenem ein, und so kommen manchmal merkwürdige Sachen zu Stande.

Schreiber dieses hat mehrmals Gelegenheit gehabt, unbeachtet dem Greise zuzuhören, wenn er den sieben- bis zwölfjährigen Kindern erzählte, und hier soll eine Probe davon mitgetheilt sein.

— Ja, meine lieben Kinder! — sagte der Großvater einmal — der Daniel, das war Einer! Kommen eines Tages böse Leute zum König und sagen: „Großmächtigster König, allergnädigster Gebieter, erhabenster Vater und Herr!“

„Laßt's das, laßt's das!“ sagt der ungeduldige König, „was wollt's denn?“

„Den Daniel müssen wir verklagen!“ rufen die bösen Leute, „das ist ein grundschlechter Mensch, dieser Daniel, er thut lügen und betrügen und stehlen und rauben und brandstiften!“

„Oho!“ sagt der König, „nun, so bringt mir den Mann.“

Jetzt gehen sie und wollen den Daniel fangen, der läßt sich aber nicht fangen, sondern gibt sich freiwillig in ihre Hände. So steht er nachher in seinem langen weißen Gewand und mit seinem langen schwarzen Haar vor dem König, der hoch auf dem goldenen

Digitized by Google

Thron sitzt und streng herabschaut. Der König wendet sich gegen die bösen Leute hin und sagt: „Jetzt steht er da, jetzt wiederholt die Anklagen vor seinen Augen!“

„Ja,“ schreien die bösen Leute, „lügen thut er, weil er sagt, es thäte noch einen größeren Herrn geben, als den König. Betrügen thut er, weil er dem Volke die Ehrfurcht vor dem König verwechseln will. Stehlen und rauben thut er, weil er dem Volk das Vertrauen stiehlt zu den alten Herrschern und den Glauben raubt an die Götter. Brandstiften thut er, weil er die Fackel des Aufruhrs schleudert unter die Menschen.“

„Ist es so, Daniel?“ fragt der König den Angeklagten.

Der Daniel schlägt die Augen nieder und schweigt.

„Ist es so?“ fragt der König das zweitemal. „Vertheidige Dich, Daniel!“

Der Daniel senkt sein Haupt und schweigt.

„Daniel!“ sagt der König das drittemal und mit lauter Stimme, „vertheidige Dich!“

„Nein,“ sagt der Daniel.

„Also wie ist die Wahrheit?“ fragt der König.

„Ich sage nur, daß ein sterblicher König auf Erden und ein unsterblicher Gott im Himmel ist,“ antwortet der Daniel, „und das ist die Wahrheit.“

Der König erstaunt. So freimüthig hat ihm noch Keiner in's Gesicht gesagt, daß er sterblich ist.

„Wohlan, ich bin sterblich,“ sagt hernach der König zum Angeklagten, „aber Du bist noch sterblicher, Daniel, denn Du sollst die Sonne, die eben untergeht, nicht wieder aufgehen sehen. — Bindet ihn an Händen und Füßen und führt ihn in den Wald hinaus. Mitten im finsteren Wald ist ein großer Feuerofen, da werfet ihn hinein.“

Die bösen Menschen thun, wie der König gesagt hat und sind sehr vergnügt. Im Walde sehen sie schon von Weitem den Feuerschein, denn der Ofen ist ungeheuer groß, ganze Holzstöße brennen darin und das knattert und flammt, und lodert und brüllt und kracht, daß über Alle der Schreck und der Graus kommt.

Der Daniel schaut mit seinem blassen Gesicht in die furchtbare Glut, und zwei Tropfen wollen aus seinen Augen rinnen, daß er so jung schon sterben soll.

Die bösen Leute ergreifen lange Stangen und stoßen den Daniel in's Feuer. —

Dieweilen das auf Erden geschieht, ist es im hohen Himmel, daß der liebe Gott seine Engel zusammenruft und sagt: „Jene, die bei der himmlischen Feuerwehr sind, sollen die Hände aufheben!“

Dann heben sieben Engel die Hände auf.

„Gut,“ sagt der liebe Gott, „eilet sogleich hinab auf die Erde. Dort werdet ihr in einem finsteren Wald einen großen Ofen sehen und in denselben wird ein Mann geworfen mitten in's Feuer. Den schützet mir! Blaset die Flammen von seinem Leib weg, kühlet ihm sein heißes Antlitz, legt Euere Flügeln um seine Glieder, legt Euere Hände auf sein Haupt, daß kein Haar versehrt werde. Spitet Euch!“

So fliegen denn die sieben Engelein, weiß und zart wie Wachs, mit transem Haar, mit güldenen Flügeln hinab, und wie der Mann in den brüllenden krachenden Ofen geworfen wird, sind sie schon bei ihm und blasen die Flammen hinweg und kühlen seinen Leib und schützen sein Haupt, daß kein Haar versehrt wird. Die Flammen schweigen und kriechen wie träge Schlangen hin an den Wänden, und die sieben Engel reigen um den Daniel und singen ein himmlisches Lied.

Am andern Morgen, als die Sonne aufgeht roth wie Blut, weil über dem Walde der Rauch liegt von dem Feuerofen, sendet der König die bösen Leute aus, daß sie die Gebeine des Daniel aus den Kohlen ziehen und begraben

Digitized by Google

sollen. Wie sie hinkommen, sitzt mitten im verloschenen, finsteren Ofen der Daniel im weißen Kleide und mit langem, schwarzem Haar, und sein Angesicht leuchtet voller Freude. Die bösen Leute sind darüber sehr entsetzt und hinterbringen dem König, was sie gesehen haben.

Der König springt über solche Nachricht voller Schreck von seinem Thron auf, dann setzt er sich wieder nieder und sagt: „Sein unsterblicher Gott hat ihn gerettet. Er ist gerecht, und Ihr, die Ihr ihn verklagt habet, seid ungerecht. Jetzt ist's an Euch."

Die bösen Leute zittern voller Angst vor dem zornigen König. Der zornige König winkt seine Soldaten herbei und gibt ihnen den Befehl: „Bindet diese Bösewichter, heizet den Feuerofen wieder und werft sie hinein."

Die bösen Leute machen sich einen Trost: Wenn der Daniel nicht verbrannt ist, so werden auch wir nicht verbrennen.

Wie die Nacht kommt und sie in den Wald geschleppt werden, sehen sie schon den Feuerschein und hören das Knattern und Brüllen und Krachen des brennenden Ofens...

Zur selben Stunde fliegen im hohen Himmel oben die sieben Engel hin zum lieben Gott und fragen ihn, ob sie wieder Flammen ausblasen gehen sollen?

„Kinder," antwortet der liebe Gott, „diesmal lasset es brennen. Ich mache manchmal zwischen Gute und Böse gern einen Unterschied."

So hatte der Großvater das einemal erzählt. Den Kindern gefiel diese Geschichte sosehr, daß sie nun immer und immer wieder baten und drängten, der Großvater möchte vom Daniel erzählen. Eine und dieselbe Geschichte das zweitemal, das konnte er aber nicht, denn sie fiel ihm nicht mehr so ein, und er mochte das Dreinreden und Verbessern der Zuhörer nicht leiden. Zum Glücke war der Daniel nicht verbrannt, und so ließ sich etwas Neues mit ihm anfangen.

Eines Tages machte sich der Großvater in seinem Großvaterstuhl wieder behaglich und erzählte denn noch Eins vom Daniel.

— Daß der Daniel mit dem Leben davongekommen ist, das habe ich Euch gesagt, liebe Kinder. Gut. Jetzt hat's aber den König immer und immer gewurmt, daß der Daniel mit seinem güldenen Götzengott Baal nichts zu thun haben will, und hat ihn wieder einmal zu sich rufen lassen.

„Ja," sagt der Daniel, „da bin ich." Und steht wieder da mit seinem weißen langen Gewand und mit schwarzem langem Haar vor dem großmächtigen König.

„Ist es wahr, daß Du einen neuen Gott hast?" fragt der König.

„Nein," antwortet der Daniel, „mein Gott ist der allerälteste, weil er von Ewigkeit her ist."

„Ist es wahr, daß Du sagst, Dein Gott wäre mächtiger als der meine?" fragt der König.

„Er ist allmächtig," anwortetet der Daniel.

„Beweise mir's!" ruft der zornige König.

„Schau auf die Erde, o großer König, wo die Blumen wachsen, schau zum Himmel, wo die Sterne stehen und die Sonne aufsteigt. Ich schweige." So sagt der Daniel.

„Die Blumen? die Sterne?" sagt der König, „das thut m e i n Gott!"

Da schweigt der Daniel und sagt nicht ein einziges Wort.

„Wohlan," ruft der König, „ich will Dir's beweisen, wie stark mein Gott Baal ist!" Und läßt einen großen starken Ochsen herbeibringen, und wie der Ochse dasteht, schreit der König: „Im Namen meines heiligen Gottes Baal! Ochse, sei todt!"

Stürzt der Ochse zu Boden und ist todt.

„Siehst Du, Daniel?" ruft der König.

„Du hast recht, großmächtiger König," sagt der Daniel, „Dein Gott

Digitized by Google

ist stark. Der meine ist wohl noch stärker."

„Was sagst Du, Frevler?"

„Dein Gott hat den Ochsen getödtet, der meine wird ihn wieder lebendig machen," sagt der Daniel.

„Das wird er nicht!" schreit der König.

So wendet sich der Daniel zum todten Thiere und sagt: „Im Namen des ewigen einzigen Gottes! Ochse, steh auf!"

Kinder, was geschieht? Der Ochse hebt seinen Kopf, bewegt seine Vorderfüße und steht auf. Der Daniel blickt den König an.

Der König flunkert mit der Hand und sagt: „Das ist nichts. Er wäre wohl auch so wieder lebendig geworden."

„Er ist todt gewesen," sagt der Daniel.

„Ha, ha," lacht der König, „todte Thiere zu beherrschen ist keine Kunst. Wir werden jetzt einmal versuchen, ob Dein Gott auch lebendige Thiere meistern kann. Du sollst mir nicht entkommen, hochmüthiger Daniel."

Was thut nun der König? Er läßt sieben wilde Löwen einfangen, die stärksten und wildesten, die in der Wüste sind, und läßt sie in eine große tiefe Grube bringen, die mit Steinen ausgemauert ist und in die man von oben hinabschauen kann. Die sieben Löwen läßt er füttern mit großen Fleischstücken und tränken mit Blut. Plötzlich bekommen sie nichts mehr durch drei Tage lang. Am ersten Tage schnüffeln die Thiere um und spähen und schauen mit funkelnden Augen zur Höhe, gelüsten nach Menschenfleisch. Am zweiten Tage heben sie an hin- und herzufahren und schrecklich zu brüllen. Am dritten Tage schnauben sie voller Wuth, heben die Schwänze, gehen aufeinander los und sind rasend vor Hunger und Blutgier.

Nun sagt der König: „Es ist Zeit! Jetzt werfet mir den Daniel hinab!"

Der Daniel blickt zum Himmel. Schier ist ihm, als ob Gott heute seiner vergessen wollt. Da fassen ihn schon die Henkersknechte.

Oben im hohen Himmel ruft Gott seine Engel und fragt, welcher hinab wolle in die Löwengrube, um den Daniel zu beschützen? Heben die Engel an zu zittern und zu bitten: „Nur nicht in die Löwengrube, Du liebester himmlischer Vater!" Es graut den zarten Engelein vor den wilden Thieren.

„So muß ich selbst hinab," sagt der himmlische Vater.

In demselben Augenblick wird der Daniel in die Grube geschleudert. Die Löwen fahren anfangs erschrocken auseinander, dann beginnen sie zu kreisen an der Wand ringsum und stoßen ein schauderhaftes Geheul aus. Endlich nahen die Bestien tückisch dem Daniel, der mitten in der Löwengrube bewegungslos kniet und gegen Himmel schaut, nahen sich ihm und lechzen mit den blutrothen Zungen. Der König blickt herab von seinem hohen Sitz und denkt: Holla, jetzt wird der Tanz losgehen! — Da sinken die Löwen brüllend auf die Knie ihrer Vorderfüße vor dem Daniel und belecken seine Hände.

Der König wird blaß wie ein Todter.

„Daniel, Daniel!" ruft er hinab und wirft die Strickleiter mit eigener Hand. „Komm herauf. Ich zerschlage das Bildnis meines Gottes Baal. Ich gehe zu dem Deinen."

— Und darum, liebe Kinder, so schließt der Großvater seine Geschichte, darum verlanget nicht zu oft, daß ich vom Daniel in der Löwengrube erzählen soll. Den Bestien ist nicht zu trauen, einmal kunnten sie ihn doch zerreißen! R.

Digitized by Google

Ein Blick in's Kinderleben auf dem Lande.

Von **Balthasar Schüttelkopf.**

Ach selig, ein Kind noch zu sein!

Wie alles Volksthümliche sich mehr und mehr vor der jede Eigenart verwischenden Jetztzeit in entlegene Thäler unter die am Althergebrachten zäh hängenden Gebirgsmenschen zurückzieht, so wird man fast ausnahmslos jene Redensarten, Sprüche, Reime, Spiele, welche wir in unserer Kindeszeit gehört, gelernt, gespielt haben, welche vor uns von unseren Eltern und Voreltern gekannt waren, heutzutage nur mehr unter den Kindern der Landbewohner gebraucht finden.

Laßt uns daher ein wenig aufmerken, was Alles so ein kleiner Landbub lernt, bevor er zur Schule kommt, bis er dann in kurzer Frist die Kinderschuhe hinter sich wirft und seine Hände regen muß, im Schweiße steter Arbeit.

Treten wir in die etwas schwüle Luft der Stube, in welcher das Kind soeben seine Lungen übt, so sehen wir gerade, wie die über den Schreihals ärgerliche Mutter denselben einen Zuz in den Mund stopft; kurzes Schweigen — nen beginnt das Lied. Das Weib hat gerade viel zu thun, schnell wird ein Muß gekocht, der Sprößling wird aufgehoben, niedergesetzt mit einem:

Tschigga nieder, papa Brein,
Willst nit essn, laß nar sein.

Er will essen, die Speise ist bald im weiten Schnäbelchen verschwunden; jetzt soll er schlafen, so meint die Mutter. Der Junge, Mannessinn zeigend, ist anderer Ansicht; mit großen Augen blickt er in das bekannte Gesicht und horcht, als hätte er bereits Verstandnis für das Gehörte, der Mami zu. Diese summt:

Heia popeia, 's Katzle rennt näch Steier,
Laft a zottets Hunderl näch, beißt dem
Katzerl s Schwaferl ab,
s Katzle schreit miau, s Hündle bellt
wau, wau!

Schon schlossen sich die Guckängelein, wie aber Singen und Wiegen aufhören, öffnen sich die Lider von Neuem und wieder wird leise gesungen:

Drobn aufm Kögelan,
Sitzen drei Vögelan,
Ans gheart mein, ans gheart Dein,
Ans gheart dem Grögerlan.

Und richtig s Büberl schläft.

Eines Morgens beim Anziehen wird der junge Erdenbürger in die Geheimnisse seiner Hände eingeweiht. Nicht wenig staunt er, daß die Finger der einen Hand, Bauer, Bäuerin, Knecht, Dirn, klans Wutzerl in der Wiagn, die der andern Hand aber Münzele, Peterle, langer Mann, Wiedehopf, Kirchenknopf oder gar wohl klans Fingerle, Goldringerle, Bampeckerle, Rahmleckerle, Lansteadterle genannt werden; kreischend vor Lachen läßt er es sich gefallen, daß die kitzelnden Finger der Mutter auf dem kleinen Leib herumspazieren:

Da steigt die Maus,
Jetzt kumt sie zhaus;
Wo wird sie rasten,
Auf dem klan Jörgerl sein Kasten.

Nicht ohne Geschick versucht er das Kribbeln, welches ihm viel Wohlgefallen bereitet, auf der Handfläche nachzunahmen: freilich kann er das Reimlein noch nicht dazu, bald aber wird es gehen:

Kritzl, kratzl, Bärentatzl,
Wuz, wuz, patsch drauf.

Digitized by Google

Die ersten Hosen sind gekommen, mit ihnen eine Menge Selbstbewußtsein; allein jetzt weint der vor Kurzem unsagbar Glückliche. Des Nachbars Aeltester, ein böser Bube, spottete:

Häst ja zrißne Hosen an,
Du verlierst Dei Hemat schon.

Der Neubehoste hatte „Leinwand feil" gehabt; das ist bald verschmerzt, denn der Tate nimmt ihn auf seine Knie und trällert:

Reit mer, reit mer weit,
Reit mer nach St. Veit,
Reit mer immer weiter,
Sein ja große Reiter,
Kummen heute nit mehr zhaus,
Bleib mer drinn im Wirtshaus.

Dann stellt er seinem Erstgeborenen aus Holzstückchen ein Häuschen auf, ihm dabei vorsagend:

Pigga, pagga, Häusl baun,
Unten und obn außi schaun.

Draußen am Zaun kräht der Haushahn, drinnen schreit der dralle Junge:

Kikeriki, Hahn bin i!

Niemand will es ihn gelehrt haben, die Eltern sind stolz auf ihren Sprossen, dieser benützt die Stimmung, erklettert den Tisch, fällt herunter, heult, der Vater meint:

s geschieht Dir recht!
Warst nit auß gstiegn,
Warst nit abigfalln!

Der Bursche merkt sich diese Lehre und denkt dabei an den Trost, der vor ein paar Tagen dem Halterbuben wurde, als dieser sich einen Dorn durch den Fuß getreten hatte: A frischer Bua reart nit, und wenn ihm der Kopf hinten abi henkt. —

Während seiner bisherigen Lebenszeit hat er außer den Hausthieren von allen laufenden, kriechenden, fliegenden, schwimmenden Geschöpfen keine kennen gelernt, dafür aber die ersteren lieb gewonnen. Er versteht es die Thierstimmen nachzunahmen, die Hühner zu locken, den Kettenhund zu plagen, hat die größte Freude, wenn ihn der Roßknecht auf eines der Poschelan hebt: hier ruft er im Vollgefühle seines erhabenen Standpunktes:

Hio Braun, wer ma auf Treibach gean schaun!

Die Katze, das Mutzele, ist, mit jungen Kätzlein erschienen, von der Sandirn folgend begrüßt:

Unser Katz hat Katzlan ghabt,
A dreie, viere, fünfe,
Hat jedes schwarze Pratzlan ghäbt
Und um den — a Ringle.

Dieses etwas derbe Verslein ist bald erlernt; schwieriger ist das nächste:

Aufn Tisch liegt a Fisch,
Kimmt die Katz, nimmt den Fisch,
Kimmt der Bauer mit der Flaschn,
Gibt der Katz a rechte Taschn.

Seit mehr als Jahresfrist schon kann der kleine Mann den Vaterunser, jetzt hat er des Abends außer diesem noch zu beten:

Heiliger Schutzengel mein,
Laß mich Dir befohlen sein;
Bleib bei mir in jeder Stund,
Bis mei Seel in Himmel kumt.

Sehr häufig bleibt das Gebet unvollendet, denn der Beter mußte während des Tages mit dem Halter auf die Weide; da ist er selber weidlich müde geworden und schlafbedürftig. Trotzdem ist das eine lustige Zeit. Den ganzen lieben Tag wird gesungen und gejodelt, viel ungereimte Sachen, welche den Knechten abgelauscht worden, anderes weniger Verfängliche, z. B.:

Drobn aufn Kögelan
Sitzn zwa Hasn,
Aner thuat Zither schlagn,
Aner thuat blasn.

Dann:

Auderle, Bauderle schlag mi nit,
Kraut und Rnabn mog i nit,
Gebrätne Fischlan aß i gern,
Trau mi nit vor meinem Herrn.

Digitized by Google

Dabei eröffnet sich ihm auch die Thierwelt auf Feld und Wiese; Grillen werden mit einem Grashalme aus dem Loche gekitzelt:

Grill, Grill, komm heraus,
Sonst stich ich Dir die Augen aus.

Die Schnecke wird angesprochen:

Schneck, Schneck, zag die Hern,
Kriagst ja Brot und Nußkern.

Aus dem Reiche der Käfer wird der Roßkäfer als unseres Hergotts Ochse geschont, das Marienkäferchen wird gehätschelt:

Stanzele, Wanzele, kriegst ja ka Kranzele,
Steig aufn Fingerspitz, fliag furt.

Daheim spielt der Kleine mit seinen jüngern Geschwistern — Heut an Pfennig, morgen an Pfennig, widl, wadl, wuz — und überwortheilt sie beim Spiele Wintl, wantl, welches Handl? Wenn es bei einem Gewitter donnert, so meint der Knabe, im Himmel schieben sie Kegel, oder es werde dort Heu eingefahren; wenn es schneit, so wird die himmlische Schneiderwerkstätt ausgekehrt; um keinen Preis tritt er abends vor die Thür, denn draußen steht ja der Wanwan, der Grauspaule, 's schwarze Engerle mit den langen Herndlan, und über den allen ist der Kleine groß und sechs Jahre alt geworden, ist schulpflichtig und kommt mit Bangen dahergezappelt, denn stets hieß es daheim, das Losungswort der Schule sei:

A b c, die Ruthe thuat dem — weh!

Zur nicht geringen Verwunderung des Furchtsamen bleibt der Unaussprechliche verschont; Alles wäre gut, wenn nur die andern Leiden nicht wären, welche ihm von den Mitschülern bereitet werden. Ein Schüler der höheren Abtheilung fühlt sich und ruft dem Anfänger zu:

Abcschütz, geht in die Schul und lernt nix!

Ist diese Wahrheit auch grob, so wird sie doch verschmerzt, nicht aber das folgende:

Jörgele, Nörgele,
Leck's Nudelbrett ab,
Hat's Katzle drauf —
Leck's noch a mal ab!

Glücklicherweise heißt der erste Bube Thomas, der zweite Peter; schnell haben sie ihren Trumpf zurück:

Tomale, Nomale, Roß . . . .
Hät den Bauer s Roß gstohln;
Gibts ihm nit mehr hinter,
Gibts ja glei dem Schinder.

und:

Peaterle, Neaterle,
Nißnteaterle!
In der Kuchl huckt er,
Die Heaner druckt er.

Die Zwei sind gehörig abgeführt, und im Bewußtsein des Sieges wird ein Dritter angerempelt:

Franze Xaveri, wenn i aufdeut, so plärr i!

Jetzt aber ergreifen die Mädels Franzens Partei:

Regn, regn, Tropfen,
Buabman muß man schopfen,
Diandlan ghearn in's Himmelbett,
Buabman ghern in's Sauneſt.

Die Ehre der gesammten Buben steht auf dem Spiele, leih Himmel ein rettendes Wort! richtig —

Hatschepatsch, Dornschleh,
Diadlan häm älle F . . ;
Diandlan häm älle L . . . ,
's wnselt glei weiß.

Die andern Buben haben sich mit dem Ehrenretter versöhnt und wollen ein Spiel beginnen, Farbeneinsagen; es muß ein Engel und ein Teufel bestimmt werden.

Eggate, peggate, zuggate pe,
Abis, wabis, domine;
Er, per, perlepu,
Die ärgste S.. bist Du!

Thomale zählt ab:

Angerl, wangerl, wumpatschi,
Tschitschiritschi, kompani;
Infarragga, tigga, tagga,
Sia, wia, wum!

Digitized by Google

Engel und Teufel sind gefunden; mit dem Siege des letzteren ist das Spiel entschieden und es wird beschlossen, jetzt „Fuchs und Henn" vorzunehmen.

Wieder wird abgezählt:

Jni, anii o, capitanio;
Zitrawela, zitrawela,
Trink, trank, tro!

oder:

Petla, patona, di nazaret zona,
Di renza, di wela, potela,
Diana, Hosana, di fira, di Fura!

Unser Jörgele gibt sich mit wälschem Tande nicht ab; hören wir, wie er es kann:

Petrus, Petrus gieng im Garten,
In dem Garten war ein Baum,
In dem Baum war ein Nest,
In dem Nest war ein Ei,
Eins, zwei, drei, Du bist frei!

Auch dieses Spiel ist zu Ende. Nun werden die jugendlichen Kräfte geprobt: die Ringkämpfer scheiden sich nach Kaiser und König. — Der Tapferste ruft:

König, Kaiser, stell mir an Mann,
Oder i geh Di selber an!

Der Herausgeforderte stellt seinen Kämpen mit den Worten:

Wer Dir schon an stelln,
Der Dir die Hosen wird prelln!

Das Recht des Stärkeren entscheidet; darüber sind die wackern Recken müde geworden, setzen sich am Feldraine in eine Reihe und einer aus der Schaar sucht die andern durch Kitzeln an den Knien zum Lachen zu verleiten; dabei spricht er:

Kugl, kugl auf und ab,
Wer schmutzt, wer lacht,
Wer Zähn herzagt,
Muaß Pfand hergebn.

Schon tönt die Abendglocke. Trotz des Bewußtseins der kommenden Birkenen für das lange Ausbleiben erlischt der Jugendübermuth noch nicht und der Glockenklang wird begleitet:

Bum, bum, Glocken dan Zaun:
Meßner im Thurn thua a dazna murrn.

Die langen Winterabende versammeln das gesammte Hausgesinde in der warmen Marstube; die Menscher spinnen, die Knechte reißen Leuchtspäne; dabei werden Grausgeschichten erzählt, daß den offenen Mundes zuhörenden Kindern die Haare zu Berge steigen, manch derbes nacktes Wort fliegt zwischen Mann und Weib, bis ein Verständiger mahnt, daß „Schindeln am Dache" seien; die Unterhaltung wendet sich auf das Feld der Räthsel, diese sind meist sehr urwüchsig, manchmal jedoch nicht ohne tiefern Sinn, wie einzelne der folgenden beweisen:

Is a zaundürre Mnater, hat a butterwaches Kind?

Es geht was um's Haus, theilt Teller aus?

's is a langer Riem,
Glangt nach Wien,
Glangt nach Engelland
Und is der ganzen Welt bekannt?

Immer und immer, ein neues Gezimmer'
A boanerne Wiesn, wachst allweil scheans Gräs?

Wenn ma's kriagt, wirft man's weg,
Wenn man's nit kriagt, tragt man's hoam?

Die Räthsel werden gelöst, schließlich kommt's grundgescheidte Jörgele mit einem:

s is a Mann; s is aber ka Mann;
Der hat a Weib; s is aber ka Weib;
Die hähn an Gartn; s is aber ka Gartn;
Dort is a Bam; s is aber ka Bam;
Drauf sitzt a Vogel, s is aber ka Vogel.

Solche Nüsse sind schwer zu knacken, nicht wahr? —

No Bua, kannst schon zähln, hear a mal zua, — ruft dort im Winkel der Ochsner und langt die Kreide von der Stell ob dem Hausaltar herunter — paß auf:

Eins, zwei ho! sechse stehn schon da!
Viela, viela, viela, viela, viela, viela ho,
Der bis zwanzig zähln kann, stehn schon alle da!

Digitized by Google

Jede betonte Silbe wird durch einen Strich bezeichnet (also Scandiren in der Bauernstube) und wirklich ergeben sich zwanzig Striche. Ueber die zwanzig ist der Bube längst hinaus und fordert den Ochsner auf, ihm Folgendes nachzumachen:

Schuftermeifter mach mir Schua,
Leder gib i felbft dazu!
Is ka Schufter in der Stadt,
Der a folches Leder hat.
Unfer Dirn ift fchriftgelehrt,
Sie weiß, wem dieſes Leder gheart,
Gheart nit mein, gheart nit Dein,
32 müſſen fein!

In gleicher Weiſe wie vorhin werden Striche gemacht und gezählt; zum Ergötzen der Andern bringt es der ehrſame Ochſenwärter ſtets nur auf 31.

Dann wird die Geſchichte vom Bauer und ſeinem Jaggl geübt:

Bauer ſchickt den Jaggl aus, ſoll den Haber ſchneiden;
Jaggl ſchneit den Haber nit, Bauer muß es leiden,
Bauer ſchickt das Bummerl aus, ſoll den Jaggl beißen;
Bummerl beißt den Jaggl nit, Jaggel ſchneit den Haber nit
u. ſ. w.

So werden Prügel, Feuer, Waſſer u. dgl. ausgeſchickt, keines thut ſeine Pflicht.

Unſer Bekannter iſt müde geworden, doch hält ihn dies nicht ab, für den kommenden Tag folgenden Entſchluß zu faſſen und denſelben laut zu verkünden:

Morgen ſteh i früh auf, treib Ochſen und Küh aus;
Mutter gibt mir Krapfen, Krapfen gib i Schweſter,
Schweſter gibt mir Kranzle, Kranzle gib i Jungfrau,
Jungfrau gibt mir Ringle, Ringle gib i Müllner,
Müllner gibt mir Kleibn, Kleibn gib i Patſcha,
Patſcha gibt mir Borſten, Borſten gib i Schuſter,
Schuſter gibt mir Schuh, Schuh gib i Vater,
Vater gibt mir Thaler, Thaler gib i Kaiſer,
Kaiſer gibt mir Roß und Wagen,
Daß i kann in Himmel fahren.
Am Tage der unſchuldigen Kindlein geht der Bub mit den andern „ſchmeißen," dabei ſprechend:

Friſch und geſund, friſch und geſund, freudenreich, lang leben, gſund bleiben!

Der Gotl wird am Neujahrstage vom Kleinſten ein Verslein aufgeſagt:

Bin a klans Pingale,
Stell mi ins Winkale,
Weil i nix kann,
Fang i nix an.

Mit den kommenden Jahren ſchwindet nach und nach die Luſt an den Reimereien, andere Beluſtigungen traten an ihre Stelle. Papier wird zu Himmel-Höll, zu Blasbälgen gefaltet, die Finger werden zum Hammer, ſie ahmen die Holzklauberin nach; im Freien wird goldene Brucka gefahren, Räuber, Kläger und Richter geſpielt, es zeigt ſich das mechaniſche Talent des Landbewohners in der Anfertigung kleiner Waſſermühlen, Stämpfen und Seltenſtreichs. Gilt es jetzt bei irgend einem Anlaſſe als Glückwünſcher aufzutreten, ſo wird Nachſtehendes vorgebracht:

Heute Nacht bin ich erwacht,
Hat mir der Engel eine Botſchaft gebracht,
Ich dachte hin und dachte her,
Was das für eine Botſchaft wär. —
Endlich fiel's mir ein,
Daß heute Ihr Namenstag thät ſein.
Drum wünſch ich Ihnen einen ſilbernen Tiſch,
In jeder Ecke einen goldenen Fiſch,
In der Mitte ein Glas Wein,
Das ſoll heute Ihr Namenstag ſein!
Weil ich das aber nicht vermag,
Wünſch ich Ihnen einen glücklichen Namenstag!

Genug an dem! Nicht Alles, nur einen Theil konnte ich bringen, von Allem, was im Volke lebt von Kindesgeſchlecht zu Kindesgeſchlecht; es wäre eine lohnende Aufgabe für einen Volkslebenforſcher, ſein Augenmerk auf dieſes Gebiet zu lenken, Rückerts Wort berückſichtigend, „O, Du Kindermund, o Du Kindermund, unbewußter Weisheit froh!" es bliebe trotz Grimm und Vernaleken immer noch ein großer Schatz zu heben. („Freie Stimmen.")

Digitized by Google

Kleine Laube.

Der Vorschlag

des Herrn mit dem Koffer.

Auf dem Südbahnhofe zu Graz, vor dem Schalter war große Bewegung. Es war nach langer Regenzeit der erste schöne Sommer-Sonntagsmorgen, so strömte nun die halbe Stadt ins Freie und die Eisenbahnzüge mußten immer wieder mit frischen Waggons behangen werden, um all die Passagiere unterzubringen. Vor dem Kartenschalter war ein Knäuel von Menschen, wovon Jeder voran sein wollte, denn der Zug nach Obersteier war schon das zweite Mal abgeläutet. Ein Drängen und Stoßen und Schieben war das, als bekäme man — wie Einer sagte — gebratene Enten geschenkt am Schuber. Einer wollte mit turnerischem Bockſprung über die Häupter der Vorderen setzen, was der Wachmann vereitelte, weil ein Bahnhof keine Turnhalle sei. Ein Anderer wollte unter den Beinen der Vorderen kriechen, was der Wachmann als Feind aller Kriecherei ebenfalls verhinderte. Manch Einer war der an der Casse nachgerade wie angeschmiedet schien, er löste nämlich auch für Abwesende die Karten, hatte kein Kleingeld, der Beamte mußte rechnen, denn es gab erster, zweiter, dritter Classe-Billets, es gab Tour- und Retour-Billets, es gab Rundreise-Karten, es gab Kinder- und Soldaten-Karten: so war das eine sehr complicierte Geschichte, und der Mann mußte die verschiedentlichsten Püffe ausstehen, bis er loskam und ein neuer Schwall von Ungeduldigen das Loch verstopfte. Damen schrien auf oder ächzten unter dem Druck der Verhaltnisse und Herren fluchten wie Hansknechte über das „dumme Gedräng," das sie selber machen halfen. Immer noch neue Nachzüge in ganzen Schwärmen kamen zum Thore herein, keuchend, schnaufend, aufgeregt, als stehe eine Welt auf dem Spiele. Das dritte Abläuten und der abfahrende Zug machte dem hundertfältigen Kampf ein Ende.

Da war ein Herr, der saß auf einem Reisekoffer, rauchte seine Cigarre und hatte der Bewegung schmunzelnd zugeschaut.

„Also fahren wir mit dem nächsten Zuge," rief er einer Gruppe von zurückgebliebenen und nun berathschlagenden Vergnüglern zu, „da haben wir mehr als zwei Stunden Zeit zum Kartenlösen."

„Ich will mir einstweilen ein Glas Bier kaufen," sagte Einer, dem pflichtete Alles bei und sie begaben sich in die Restauration.

Jener Herr mit dem Koffer saß auch unter ihnen und der begann nun Folgendes vorzubringen: „Wäre es nicht hübsch, meine Herrschaften, wenn man die Eisenbahnfahrkarten so zu seiner beliebigen Zeit kaufen und in der Brieftasche bei sich tragen könnte, wie etwa Briefmarken oder Stempelmarken?"

„Wahrhaftig, ja!" riefen Mehrere. „Und wie Pferdebahn-Fahrkarten in Vorrath kauft und bei sich trägt, wobei man zur Bequemlichkeit noch den Rabatt hat.

„Ja wenn das gienge! Das Gedränge beim Kartenlösen vor Abgang des Zuges ist allemal ganz abscheulich. Und dann erst noch zurückbleiben müssen! Es ist

Digitized by Google

unangenehm, läßt sich aber nichts dagegen machen. — Kellner, Bier!“

„Wieso läßt sich nichts machen?“ fragte der Herr mit dem Koffer. „Man muß Fahrkarten beliebig in Vorrath haben können. Eisenbahnfahrkarten sind ja nicht von Butter, daß sie ranzig würden. Die Pferdebahnkarten sind nach einem Jahre so frisch und brauchbar, wie am ersten Tage, da man sie kauft.“

„Es stimmt aber sonst nicht,“ entgegnete Einer, „die Pferdebahnkarten sind alle gleich und gleichwertig, was bei den Eisenbahnkarten nicht der Fall ist.“

„Man müßte sie gleichwertig machen,“ sprach der Herr mit dem Koffer. „Nicht als ob ich den Unterschied der Züge, Wagenclassen und Entfernungen aufheben wollte. Aber eine gleichwertige Einheit könnte man feststellen für eine bestimmte Strecke oder für die Station, z. B. 10 Kreuzer. Für eine Station, sie sei kurz oder lang, 10 Kreuzer Fahrpreis, dritter Classe. Von Graz bis Judendorf eine Station = 10 Kreuzer. Von Graz bis Wien, sagen wir 40 Stationen = 4 Gulden, das ist einfache Rechnung, nicht wahr!“

„Und billiger als bisher!“

„Würde ja nicht schaden, nicht einmal der Bahn. Sie verstehen mich. Übrigens ist es nur ein angenommenes Beispiel, meinetwegen soll die Stationkarte zweiter Classe 20 Kreuzer kosten und die erste 30 Kreuzer, das gleicht wieder aus, und warum sollen die Reichen nicht ein Bischen für die Armen steuern! Bei Eilzügen oder gemischten Zügen können die Preise ja überhaupt entsprechend andere sein. Die Hauptsache ist Einheitspreise für die Stationen und Einheitskarten, oder, wie wir sagen wollen: Fahrscheine.“

„Aber Herr!“ rief Einer drein, „die Stationen sind sehr verschieden lang, es geht doch nicht an, für die kleine Strecke Judendorf-Gradwein gerade so viel zu zahlen, wie für die große Strecke Frohnleiten-Mürnitz!“

„Und trotzdem,“ behauptete der Herr mit dem Koffer, „wird sich die Fahrpreiseinheit der Stationen viel leichter erzielen lassen, als die der Kilometer. Übrigens ist ein's wie's Andere möglich. Einstweilen bleiben wir der Bequemlichkeit wegen bei den Station-Fahrscheinen. Die Fahrscheine, wovon jeder für eine beliebige Station gilt, können für einzeln oder zusammenhängend, wie ein Streifen Briefmarken im Verkehr sein. Selbstverständlich lauten die Scheine weder auf eine bestimmte Station, noch für einen bestimmten Tag, denn sie sind immer giltig und überall, so weit die Eisenbahnen sich für dieses System geeinigt haben. Diese Fahrscheine, respective Karten sind nicht allein auf den Bahnhöfen zu haben, sondern z. B. auch in allen Postämtern, bei der Centralcasse der in dieser Sache vereinigten Eisenbahnen u. s. w. Man kauft sie zur beliebigen Zeit, in beliebiger Menge wie Briefmarken u. s. w. können überhaupt als Werthzeichen gelten. Wird der Fahrschein für die Strecke benützt, so macht ihn der Schaffner durch ein Merkzeichen ungiltig oder vernichtet ihn. Sagen wir alle österreichischen Bahnen haben sich für dieses System vereinbart und so gleichsam ihr gemeinsames Eisenbahngeld geschaffen. Habe ich z. B. einen Fahrschein im Sacke, so kann ich mit demselben an jedem beliebigen Tage die entsprechende Strecke auf der Südbahn, auf der Westbahn, auf der Nordbahn u. s. w. fahren. Und wenn auch eine Vereinbarung mit den Eisenbahnen des deutschen Reiches zu Stande gekommen ist, so kann ich, wenn ich Fahrscheine z. B. auf vier Stationen habe, von Graz bis Peggau, oder auch von Berlin bis Potsdam fahren. — Die Einheit der Strecken ist der Grundgedanke. Aus dieser Einheit geht die Freizügigkeit des Fahrscheinkaufes, sowie die Freizügigkeit der Reisenden hervor.“

„Man staunt über die Einfachheit dieses Systems,“ rief Einer.

„Und über seine Vortheile!“ sagte ein Anderer. „Sapperment, der Vorschlag ist gut!“

„Wenn nun aber Jemand einen Freischein, oder eine ermäßigte Karte, oder

Digitized by Google

Rundreisekarte haben will!“ wurde eingeworfen.

„Die Eisenbahnen können sich derlei Rechte der Großmuth nach Belieben vorbehalten,“ sagte der Herr mit dem Koffer.

„Herr,“ lächelte Einer in der Gesellschaft, „das Ding da mit Ihrem neuen Eisenbahngeld, es gefällt mir. Es dürfte durchführbar sein, wenigstens in der Hauptsache; allein, es scheint mir fast zu vernünftig zu sein, um noch in diesem Jahrhundert eingeführt zu werden.“

„Es wird eingeführt, verlassen Sie sich darauf!“ sprach der Herr mit dem Koffer. „Bei dem sich ins Ungeheure steigernden Verkehr, bei der noch immer wachsenden Reiselust des Publicums ist die Eisenbahnfahrkarte ein Hauptfactor des öffentlichen Lebens geworden. Und die Einführung der Eisenbahnfahrscheine im obigem Sinne wäre geeignet, die Reiselust besonders anzuspornen. Vielleicht von heute in zehn Jahren, meine Herren, wenn wir wieder an diesem Tische sitzen, wird uns auf unsere Frage, was das Glas Steirischbier kostet, der Kellner antworten: „Bitte, einen Stationsschein!“

Die Gesellschaft lachte. „Warum? die Sache ist mehr praktisch als lächerlich!“ Obzwar ein Theil der Runde Miene machte, gleich auf dem Platz festzuwachsen, bis zu den künftigen Zeiten des „Eisenbahngeldes,“ so war doch der andere Theil darauf bedacht, sich rechtzeitig an den Schalter zu stellen, damit der nächste Zug nicht am Ende auch wieder verscherzt werde. M.

Blitzgedanken.

Von Alexander Engel.

Viele Leute haben sehr schmutzige Hände, trotzdem bei ihnen eine Hand die andere wäscht.

Die Achillesferse vieler Menschen ist deren Kopf.

Es gibt Menschen, welche selbst die Tragik des Lebens humoristisch auffassen, sie sind die Glücklichen; dagegen gibt es wieder Menschen, welche selbst den Humor des Lebens tragisch nehmen, sie sind die — Unglücklichen.

O, wie selbstbewusst sind diese Menschen! Bei jedem zweiten Wort sagen sie „meine Wenigkeit.“

Warum die Lüge immer mehr und mehr „cultiviert“ wird, weil die „nackte Wahrheit“ gegen die „öffentliche Sittlichkeit“ verstößt.

Viele Menschen lernen vor lauter Liebeln die — Liebe nicht kennen.

Eher verzeihen Dir die Menschen Deine Fehler, als Deine — Vorzüge.

Pikante Lectüre und moderne Wohlthätigkeit.

Eines der neuesten Hefte der Schriftenreihe „Gegen den Strom“ (Wien. Carl Gerolds Sohn) trägt die Ueberschrift: „Pikante Lectüre.“ Dasselbe zieht vor Allem in's Feld gegen jene gewissen Bücher, auf denen sich die Verlagsfirma nicht zu nennen wagt. Es wendet sich an die Polizei mit der Forderung, daß sie ihres Amtes walte. Wir sind vollkommen damit einverstanden, halten aber diese ausgesprochene Schandliteratur immer noch nicht für so gefährlich und verderblich, als jene Art gewisser französischer Sittenromane, die in Aller Hände kommen. Wer die Bücher, wie sie oben genannt sind, zu verlangen und zu bekommen weiß, an dem ist nichts mehr zu verderben; das welsche Gift aber sickert durch alle Buchhandlungen und Zeitschriften in's deutsche Haus.

Was die Schrift „Pikante Lectüre“ selbst betrifft, so möchte ich gerne ein paar schiefe Aussprüche zurecht rücken. Da behauptet die Schrift, es gäbe keine ewigen Wahrheiten, es gäbe kein ewig Schönes und kein ewig Gutes, Alles richte sich nach den jeweiligen Bedürfnissen und Neigungen der Zeit und der Menschen. Dieser Ausspruch ist nichts Neues, aber nur beziehungsweise richtig. Das Schöne kann wechseln, das kommt auf den Geschmack, auf die Mode an. Anders das Gute. Gut ist das, was die

Digitized by Google

Entwicklung der Gesammtheit fordert. Nun vollzieht sich aber die Entwicklung der Gesammtheit stets unter den gleichen Bedingungen. Arbeit, Pflichttreue, Wahrhaftigkeit, Einschränkung der Ichsucht, der persönlichen Leidenschaften, Opferfreudigkeit zu Gunsten der Mitmenschen, das sind die Hauptförderer der menschlichen Entwickelung im Großen zu aller Zeit gewesen. Könnte man das Thier dahinbringen, diese Tugenden systematisch zu üben, so würde es auch vorwärts kommen und in der Gemeinsamkeit über andere Reiche herrschen. — Es ist ein mephistophelischer Grundsatz, daß das Gute sich nach den gelegentlichen Bedürfnissen ändere; er muß aus zweifachen Gründen bekämpft werden, erstens weil er unwahr ist, zweitens weil er das Gute entgöttlicht.

An einer Stelle räth die Schrift, man solle die Jugend frühzeitig aufklären über die physiologischen Vorgänge des Geschlechtslebens. Das wäre doch zu bedenken. In den Kindern und vielen jungen Leuten ruht das Geschlechtsleben länger, als man annimmt. Wo es vorzeitig wach wird, da ist es von außen geweckt worden. Wer wird also sein Kind vorzeitig aufmerksam machen auf Dinge, die es bisher nicht anfochten? Das hieße ja, es eigentlich dafür interessieren. Befaßt das Kind, der junge Mensch, sich nur erst im Gedanken mit dem geheimnisvollen Gegenstand, so kommt bald auch die Begierde. Das ist ein gefährlich Feuer, man soll nicht damit spielen!

Anders ists, wenn man wahrnimmt, daß der junge Mensch bereits sich für die Sache zu interessieren beginnt, dann ist eine ernste Belehrung ohne Hinterhalt wohl zweckmäßig, ja sogar geboten.

Ein weiteres Heft der Schriftenreihe „Gegen den Strom" befaßt sich mit der modernen Wohlthätigkeit. Es läßt sich nicht läugnen, daß die meisten wohlthätigen Vereine, Stiftungen, Wohlthätigkeitsvorstellungen, Akademien, Sammlungen u. s. w. der Eigenliebe und der Eitelkeit entspringen. Solch menschliche Schwächen mögen der Satyre anheimfallen, das ist in Ordnung. Ob man aber der Sache der Armen und Nothleidenden dient, wenn die Anstalten der Humanität lächerlich gemacht werden, das ist eine andere Frage. Es beruhen ja fast alle menschlichen Tugenden auf Eigenliebe und irgend einer Selbstbefriedigung, die Menschen sind eben Menschen, nicht aber Engel; man muß schon zufrieden sein, wenn gute Werke überhaupt geschehen, und man soll nicht erst pedantisch und böswillig nach den Beweggründen fahnden. Ich halte einen Menschen nicht für uneel, der ein materielles Gut dafür hingibt, um sich eine moralische Befriedigung zu verschaffen, und wäre diese Befriedigung noch so kindischer Art. Wenn Rothschild heute sein halbes Vermögen für die Armen gibt, damit ihn die Großen zu einem Fürsten machen sollten, gut, so mag er den Fürsten haben, ich werde ihn nicht höhnen, sondern gleichgiltig an dem Fürsten vorübergehen und mich der beschenkten Armen freuen.

Es gibt sehr viel zu rügen an unserer modernen Welt, und man soll die Peitsche manchmal schwingen; aber Alles ist nicht schlecht, und das relativ Gute soll man in Ruhe lassen. R.

Von einem vergessenen Lande.

Die nordöstliche Steiermark. Eine Wanderung durch vergessene Lande von Ferdinand Krauß. Bei Leykam in Graz erschienen.

Der Heimgarten nahm wiederholt, besonders im VI. Jahrgang, Seite 607, Gelegenheit, die Aufmerksamkeit auf jene nordöstlichen Gelände und ihre Bewohner zu lenken; er hatte dabei besonders das Volksleben und den Charakter der Bevölkerung im Auge. Obengenanntes Buch thut es nun in einer sehr erweiterten, gründlichen und praktischen Weise, indem es zugleich als Topographie, Geschichtswerk, Ethnographie und Fremdenführer dient. Mancher wird darüber staunen, daß heute noch mitten in unserer Heimat ein Stück Land gleichsam entdeckt

Digitized by Google

werden konnte; entdeckt allerdings nur für Touristen und Sommerfrischler, deren Gros bisher in einer merkwürdigen Gleichgiltigkeit, weil Unkenntnis, gegen die betreffenden Gegenden verharrt ist.

Ich erhalte wiederholt Zuschriften aus Deutschland, der Schweiz, ja sogar aus Frankreich, ob ich nicht ein stilles, freundliches Stück Erde wüßte, auf welchem natürliche Menschen lebten, wo man eine gute Stube und einfache, gesunde Nahrung haben könne, wohin aber der große Verkehr mit seinen Weltmoden noch nicht gedrungen sei. Ein Schweizer Professor fragte mich sogar nach einer Sommerfrische, welche weder Eisenbahn noch Telegraphen, noch Postverkehr noch Zeitungen, daher auch keine Engländer, Berliner, Wiener u. s. w. habe.

Zum großen Theile würde die nordöstliche Steiermark solchen Ansprüchen noch entsprechen können. Von einer Eisenbahn ist dort keine Rede, die Post ist auch nichts weniger als zudringlich, in manchen Gegenden kommt sie wöchentlich höchstens zweimal, so daß die dortigen Bewohner selbst den Weltuntergang, wenn er einmal eingetreten ist, verspätet erfahren werden; die Städter würden sich also bisher dort höchlich gelangweilt haben. Nur der Grazer „Sonntagsbote" und das „Neuigkeits-Weltblatt" haben schon Bresche geschossen und tragen seit Jahren ungeheure Massen von Cultur in die vergessenen Lande der Feistritz und der Raab.

Nun kommt das obengenannte Buch und macht alle Thore auf. Für den Charakter der dortigen Bewohner wird es kein Glück sein, wenn die Stadtleute erscheinen, denn diese machen das Landvolk nicht besser; aber für das Geschäftliche der Gegend wird es ein Vortheil sein, und der größte Vortheil wird es für die Städter sein, welche sich für ihre Wanderungen und Sommerfrischen die nordöstliche Steiermark wählten.

Einstweilen mögen sie Krauß' neues Buch ansehen, dann wird ihnen die Lust kommen nach unseren vergessenen Landen, von denen die Einleitung des Werkes sagt:

„Durch vergessene Lande will ich wandern, durch die nordöstliche Steiermark will ich führen. Es ist ein gar herrliches Land zwischen dem mächtigen nördlichen Grenzwall der Steiermark, dem in der majestätischen Architektur des Urgebirges aufragenden langen Wechselzuge und dem fruchtreichen, breiten Thalboden der Raab, das wir durchwandern wollen.

Aus tausend dem Wechsel entspringenden Quellen bilden sich rauschende Bäche, und diese wieder sich vereinigend, reißende, wildschäumende Flüsse. Aus dunklen Waldschluchten brechen sie hervor mit trotzigem Jugendmut, die Kinder des Hochlandes, und bahnen sich den Weg durch schauerliche Felsenklammen. Weit hinauf an den Hängen flüchteten die lärchengezimmerten Höfe der Aelpler, ihre zierlichen Schmalgiebel dem Sonnenlichte zuwendend, vor den wilden Fluten, die schützend die Felsenmauern umtosen, auf welchen vor Jahrhunderten Edelgeschlechter ihre Stammburgen bauten. Und allmählich erreichen sie den sonnigen Thalboden, wo sie, ruhig hinwogend, das reiche Ackerland befruchten. Es ist ein großes Bild der Steiermark in engem Rahmen! Auf den herrlichen Alpenmatten weiden die Herden, und in janchzender Lust hällt der Jodler der Sennerin von Schwaig zu Schwaig, und in der Stille des Hochwaldes knallt die Büchse des Jägers, und im Todessprunge endet der König des Waldes, der stolze Edelhirsch, sein freies Leben. Auf den Höhen balzt der Schildhahn und schwebt der Geier, und aus den Thälern steigen hellgraue Rauchwölkchen von den Kohlenmeilern zum Sonnenlicht empor.

Die Bergeshöhen sinken und zahllose Hügelwellen tauchen vor uns auf, und, von Acker und Wiese, Wald und Obstgeländen umrahmt, blicken zahllose schmucke Bauernhöfe zu uns herab. Und jetzt sind wir in der Obstkammer Deutschlands angelangt. Berg, Thal und Hang gleichen jetzt einem blühenden Garten, und wenn jeder Hang und jede Hügelwelle im Frühlinge im vollen Schmuck der rosigen, zarten Apfelblüthen prangt, und im Herbste die Winzerinnen mit frohem Lied die Rebe brechen, da janchzt das Herz des Menschen.

Digitized by Google

Breiter werden die Thäler, ruhiger fließen die Wässer; da wogen die Kornfelder, da klappern die Mühlen, und tausend und tausend mit grünem Laub umrankte Stangen der mächtig sich ausbreitenden Hopfenculturen verleihen der Landschaft wieder ein neues charakteristisches Gepräge. Nicht für den Hochgebirgstouristen, der mit dem Meterstabe die Schönheit der Landschaft mißt, hat Mutter Natur die nordöstliche Steiermark geschaffen, nicht die wilden Schroffen des Kalkgebirges hat dieser Landestheil zu bieten, denn nur die massigen Formen des Urgebirges und die Höhen des Mittelgebirges hat hier die Natur gebildet. Aber gleich dem Schwarzwalde und Thüringen liegt hier ein bezaubernder Liebreiz in dem steten Wechsel der Culturen und der üppigen Bodenplastik, in den Gegensätzen von stillen Waldthälern, blühenden Geländen, wilden Felsenklammen und sonnigen Thalniederungen. Von jeder Hügelwelle schweift der Blick über ein Meer von Höhen und Tiefen, über zahllose Edelsitze, Burgen, Schlösser und Ruinen, und den um das Kirchlein gescharten Dörfern, bis zu den blauen Conturen der Hochgebirge. Steigen wir höher, so weitet sich mit jedem Schritt der Horizont, und wenn wir mühelos den Hochgipfel erstiegen haben, so liegt ein herrliches Land mit all' seinen zahllosen Thälern und Höhen, im hundertfachen Wechsel der Culturen prangend, ringsum zu unseren Füßen. Die Urvater der ältesten und ruhmvollsten Adelsgeschlechter der Steiermark, die Stubenberg, die Trautmannsdorf, die Herberstein haben hier in düsteren Waldesschluchten oder auf stolzen Felsenzinnen ihre Stammburgen erbaut, und ungebrochen ragen noch die sagenumrauschten Mauern dieser Vesten in die Lüfte, und die Perle der steirischen Burgen, die machtige Riegersburg, hält trotzig die Grenzwache über die steirische Ostmark. Vor weit über einem halben Jahrtausend hat der Orden der Augustiner Chorherren sich hier angesiedelt und in die verlorenen Waldthaler Christenthum und Cultur verbreitet, und wunderherrliche Gotteshäuser sind entstanden, und der romanische Stil, wie die Gothik, die Renaissance und die Barocke haben hier ihre schönsten Meisterwerke der Architektur und ihre üppigste Decoration geschaffen, und die bildenden Künste haben in ganz Steiermark nirgends größere Triumphe gefeiert wie hier, wo Mathias von Görz und Hackhofer in zahllosen Fresken eine Welt von Gestalten kühnster Phantasie uns hinterlassen haben.

Und doch ist die herrliche steirische Ostmark heute noch ein vergessenes Land, ein vergessenes Land, weil noch kein Schienenstrang dieses Bergland durchzieht, weil man seine Gaue nicht mit Dampfkraft durchfliegen und den ersehnten theuren Comfort des Grand-Hotels nicht vollends genießen kann; gar schreckliche Uebelstände in unserer hastenden, verweichlichten Zeit. Wir aber meinen, gerade dieser Nachtheil ist ja vielfach der Vortheil dieses Landstriches. Noch sind hier die fremdartigen Elemente, die unzertrennlichen Nachzügler des Eisenbahn-Ingenieurs, nicht zerstreut in das Volk gedrungen, noch sind diese stillen Waldthäler von dem fiebernden Pulsschlag der Grosindustrie unberührt geblieben und bei patriarchalischen, urwüchsigen Sitten hat die Speculation und die Theuerung hier noch keinen Eingang gefunden."

Zu der in diesen Zeilen ausgesprochenen Liebe zum Gegenstande kommt noch des Verfassers Sachverständnis, Gründlichkeit und Verläßlichkeit, die wir in seinem Werke: „Von der Ostsee bis zum Nordcap" kennen gelernt haben. Das Buch „Die nordöstliche Steiermark" ist mit vielen Bildern geziert, wovon allerdings nicht jedes künstlerischen Wert beanspruchen wird, die aber doch ihren Zweck, auf den ersten Blick eine beiläufige Anschaulichkeit zu geben, bestens erfüllen. Eine gute Karte ist ebenfalls beigelegt, und so haben wir diesmal wieder ein neues Buch vor uns, das einen wirklichen Zweck erfüllt und dem Verfasser zu wahrem Verdienste gerechnet werden muß.

R.

Digitized by Google

Der Holzschlägel-Doppler.

Der Kroissel-Schuster zu Stangeldorf wandelt nicht auf verbotenen Wegen, wohl aber auf verbotenen Sohlen.

Fortwährend ist das Geschrei über das Tuchstehlen der Schneider. Ohne den Schneidern nahetreten zu wollen, muß ich aber sagen, daß der Schneider im Stibitzen ein Stümper ist im Vergleich zu einem tapferen Schuster, wenn der dem Kunden über's Leder kommt. Des Schusters Patron und Vorbild ist der heilige Crispinus, der bekanntlich den reichen Leuten Leder stahl, um den Armen daraus Schuhe zu machen.

Soll der brave Kroissel-Schuster anders thun? Weiß er nicht viele Arme in der Gegend? selbst in seinem eigenen Hause? Müssen seine Kinder nicht den ganzen Sommer über, oft bis in den frostigen Herbst, in Schuhen aus Menschenhaut umherlaufen? Gucken nicht aus den Schuhen seiner Frau manchmal die nackten Zehen hervor, ob nicht der Schuster schon bald komme? Und sind die Stiefel des Schuhmachermeisters selbst immer unfehlbar? Auch der beste Stiefel hat endlich seine schwachen Seiten und auch der strammste Stiefel läßt schließlich ab von seiner jugendlichen Intoleranz, den Fuß einzig nur bei jenem Loche wieder hinauszulassen, bei dem er hereingekommen.

Der Kroissel-Schuster war ein trefflicher Arbeiter, und obzwar man wußte, daß er auf den Steren, wo er thätig gewesen, schließlich Leder mitgehen ließ, bevor es noch Schuh war — die Leute wollten doch nicht von ihm lassen. Jahr für Jahr luden ihn die Bauern in's Haus, Jahr für Jahr stahl er ihnen Leder und Jahr für Jahr giengen die Bauern darauf aus, ihn dabei zu ertappen, ohne daß es gelang. Der Kroissel-Schuster hatte allerdings ein gewisses Recht. Keiner als er wußte so klug und vermittlerisch das Leder zu schneiden, so würde der dadurch erzielte Vortheil wohl ihm zustehen?

Der Krückel auf der Höh' war nun aber anderer Meinung. Und eines Tages, nachdem der Kroissel-Schuster bei dem Krückel die Ster aufgearbeitet hatte, die zwölf Paar Schuhe für den Hausstand zierlich der Reihe nach auf der Stange hiengen, und der Meister sich mit Zeug, Leisten und Mantel zum Fortgehen gerüstet hatte, kam der Bauer Krückel mit der Brieftasche und sagte, er wolle seine Schuldigkeit abstatten.

Der Schuster schmunzelte, denn der Krückel war einer der Wenigen, die eine vollendete Arbeit sofort bezahlten.

„Nur," sprach nun der Bauer und steckte die Brieftasche wieder in seinen Sack, „nur habe ich früher noch eine kleine Verrichtung. Du bist mir alleweil mein liebster Schuster und sind wir auch sonst mit einander fort gut Freund gewesen. So will ich jetzt Deinen ehrlichen Namen retten."

„Wieso?" fragte der Schuster.

In demselben Augenblicke trat der Bauer vom Gschaid zur Thüre herein.

„Da ist er, dieser Lästerer und Ehrabschneider!" rief der Krückel auf den Eintretenden weisend. „Was hast Du ihm denn gethan, Schuster, dem Bauer vom Gschaid, daß er Dich so verfolgt?"

„Wer verfolgt mich?" fragte der Schuster.

„Er soll aber höllisch aufsitzen," sagte der Krückel, „ich lasse meinen Schuster nicht verleumden. Arbeitet schon seit zwanzig Jahren bei mir, habe ich gesagt, und weiß nichts Schlechtes."

„Was sagt er denn?" fragte der Schuster.

„Daß Du Leder stehlen thätest!"

„Wer sagt das?" begehrte der Schuster auf.

„Der sagt's, der Bauer vom Gschaid."

„Verflucht und vermaledeit noch einmal!" schrie der Schuster, „meinen ehrlichen Namen rauben! Das laß ich mir nicht gefallen. Ich gehe zum Gericht! Auf der Stell gehe ich zum Gericht!" Damit wollte er eilig davon.

„Thu' dich nicht so auseinander," beschwichtigte der Krückel. Wir machen ihn zu Schanden. Er wird Dir Abbitte leisten. Du hast die Ster fertig, gehst jetzt heim. Laß' Dich einfach aussuchen."

Digitized by Google

„Ich? Mich aussuchen lassen wie ein Dieb?“ begehrte der Schuster auf. „Nie! Nie!“

„Ja, ja,“ sagte der Krückel stets gelassen. „Aber bedenke, Meister, Du kannst diesen niederträchtigen Menschen nicht besser zu Schanden machen, denn er behauptet steif und starr, Du giengest mir jetzt mit dem Lederrest davon.“

„Da ist der Lederrest,“ sagte der Schuster und deutete auf die Abfälle von Leder und Sohle, die im Winkel lagen. „Nur ein eingebildeter Ochs kann glauben, daß man von einer Ochsenhaut mehr Schuhe machen kann, als zwölf Paar.“

„Er schreit, also stiehlt er auch,“ schmunzelte der Bauer vom Gschaid.

„Ich bitt Dich, alter Freund!“ beschwor der Krückel den Schuster mit gefalteten Händen, „laß Dich untersuchen, damit das lose Maul zum Schweigen kommt.“

Da legten die beiden Bauern auch schon Hand an den Mann. Seine Zeugtasche, sein Leistenbündel fielen klappernd zu Boden; hinter dem Mantel, wie ein Futter angeheftet fand sich ein stattlich Stück Ochsensohle.

Der Krückel stellte sich sehr verwundert und konnte nur das Wort hervorbringen: „Also doch!“

„Natürlich,“ sagte der Schuster mit bitterem Lächeln, „als ob es auf der Welt keine Ochsensohlen gäbe, als die Deinen! Uebrigens, wenn Ihr Bauern schon auf das Stückel Sohlen ansteht, ich schenke es Euch. Ich schenk' es Euch!“ Warf es hin und eilte zur Thüre hinaus.

Diesmal war's den Bauern gelungen.

Im nächsten Jahre, als wieder frische Häute gegerbt worden waren im Bauernhofe, that der Krückel als ob nichts gewesen wäre, und lud den Kroissel-Schuster auf die Stor ein. Der Kroissel-Schuster that auch, als ob nichts gewesen wäre, und kam. Alles gieng in vollster Zufriedenheit vor sich, als der Schuster aber das schöne, schwarze Leder sah und die vielen Sohlen, die er nicht aufgearbeitet hatte, benützte er. Gottserbarmlich benzte er. In diesem Hause wird man ja ausgesucht, wenn man fortgeht; weil es im vorigen Jahre sich so reichlich verlohnt hat, wird's in diesem Jahre sicherlich nicht unterlassen! So sann der Schuster an dem vorletzten Abende, als er beim Krückel war, zur Lichtfeier rings um den Hof gieng und hinabschaute in die buschige Schlucht. — Wenn du meine liebe Ochsenhaut, dachte er — denn das Leder lag ihm im Sinne — noch die Füße hättest, wie du sie einmal gehabt hast, und ich könnte dich zu Fuß fortschicken und sagen: Lederlein! Wenn es finster wird, und ich drinnen in der Stube beim letzten Paar Stiefel sitze, so schleiche aus dem Kammerwinkel, schleiche davon und hinab zu meinem Häusel, wo dich schon wer hineinlassen wird. Du kämst dann meinem Weibel an die Füße, sie sind nicht übel und höbest mehr Ehre damit auf, als wenn du im nächsten Jahre hier der alten Adrampel-Dirn an die Pfoten mußt. —

Während der Kroissel-Schuster so sann, stieß sein Fuß an einen Holzschlägel, der zum Hineintreiben von Zaunblöcken gemacht worden war und jetzt müßig da herumlag. — Kam dem Schuster ein Gedanke und er murmelte: „Holzschlägel, du liegst mir nicht mehr lang müssig, du bist ein Rössel, das laufen kann, aber ich will dich erst beschlagen.“ — Nachdem er sich überzeugt hatte, daß es Niemand sah, schlug er am Holzschlägel den Stiel ab. Dann eilte er in die Kammer, brachte ein hübsches Stück Kernsohle heraus und nagelte dieselbe rings um den Schlägel. Als dieser solchergestalt gedoppelt war, gab er ihm mit dem Fuß einen Stoß: „Marsch voran!“ Der gedoppelte Holzschlägel begann zu kugeln und lief über den Hang hinab in die Schlucht.

Gut ist's, das Leder hat Füße bekommen. — Jetzt, mein geschätzter Krückel auf der Höh, jetzt kannst mit allen Deinen Nachbarn kommen und mich aussuchen. —

Und am nächsten Tage, als der Schuster sein Fortgehkoch gegessen, seinen Lohn erhalten, seine Zeugtasche und den Leistenknäuel auf dem Rücken hatte, sagte der Bauer: „Richtig, Meister, daß wir

Digitized by Google

nicht vergessen auf den alten Brauch, wir wollen ja noch ein bißel Leder suchen unter Deinem Rock."

„Geh nur her," antwortete der Schuster, „wenn Du mir meine eigene Haut nicht willst abziehen, sonst wirst Du an mir keine finden."

Und war auch so. Der Schuster hatte stellenweise ein zerlumptes Untergewand, stellenweise war er kitzelig, aber unrechtmäßiges Leder fand sich keines an ihm.

Mit großer gegenseitiger Achtung giengen die Beiden auseinander. Der Schustermeister stieg langsam den Weg hinab in's Thal, unten bog er durch Gebüsche in die Schlucht, um seinen gedoppelten Holzschlägel zu suchen. Der hatte sich — wie sich's für ein ordentliches schlechtes Gewissen ziemt — tief in's Gestrüppe hinein verkrochen. Endlich erblickte ihn der Schuster und er wand sich schmerzvoll durch die Dornhecken, um ihn zu holen. Aber siehe, der Schlägel war es freilich, nur hatte er kein Leder um sich genagelt. Statt dessen stand mit Kohle auf ihm geschrieben: „Guten Abend, Holzschlägel-Doppler!" —

Von dieser Zeit an hatte sich der Kroissel-Schuster die Nachfolge des heiligen Crispinus möglichst abgewöhnt, aber den Spitznamen: „Holzschlägel-Doppler" brachte er nicht mehr von sich, der war ihm hinaufgedoppelt für alle Zeit.

R.

Vertrauliches Schreiben

an alle einsendungslustigen Dichter.

Nicht leicht gibt es etwas Gefährlicheres, als an den Heimgarten Erzählungen, Gedichte, Betrachtungen u. s. w. zu schicken. Die Redaction des Heimgarten ist nicht so wie andere Redactionen, welche große Truhen und Kästen und Kisten und Körbe haben, um die angekommenen Sachen hineinzulegen, welche auch bestellte Leute haben, um die Manuscripte einzupacken und zurückzuschicken, oder zu schreiben und immer wieder zu schreiben, daß Manuscripte nicht zurückgeschickt werden.

Der Heimgärtner ist ein kurioser Mensch. Da hat er eine Ledermappe, und weißes Papier darin und einen Stift dazu, und das ist die Redaction des Heimgarten. Und so trägt es sich zu, daß der Heimgärtner seine Redaction unter den Arm nimmt und damit in den Wald hinaus geht, oder auf den Berg, oder irgendwohin, sich dann auf einen Stein setzt und das weiße Papier vollschreibt, wie er dem Verlage der Zeitschrift verpflichtet ist. Oftmals möchte er sich lieber in's Gras legen und das Schreiben Anderen überlassen, aber das darf er nicht, sonst kommt der Verlag mit dem Vertrag, und dann gibt es eine böse Geschichte.

Wenn nun der Postbote dahergeht und dem Heimgärtner Päcke von Handschriften bringt, so ist das sehr schön aber höllisch unangenehm. Er legt die Sachen auf einen Baumstrunk oder auf einen Ameishaufen oder in's Gras und am nächsten Tage, wenn er sich daran erinnert, hat die Blätter der Regen zerweicht, oder der Wind vertragen, oder der Hirsch gefressen. Schon einmal hat mir der Förster Geschichten gemacht, daß ich ihm das Wild vergiftete, weil ein stattlicher Rehbock auf lyrische Gedichte, die er fraß, heftiges Bauchgrimmen bekommen hatte.

Daher, Ihr lieben Dichter und Dichterinnen, ist es zu unser Aller Besten, wenn Ihr an den Heimgarten gar nichts schickt, es sei denn, der Heimgärtner käme selber zu Euch, und bäte Euch recht artig um Beiträge. Da wäre er schon auch eisenfest dafür verantwortlich, bis es mit der feinsten Druckerschwärze zierlich für aller Leute Augen zu lesen stünde. Aber wenn Ihr unverlangt schickt, so sind Hundert auf Eins zu wetten, daß Ihr davon nicht ein Blatt mehr zu Gesichte bekommt. Und Ihr habt sie ja doch auch lieb, Eure geschriebenen Kinder, und wenn sie schon nicht gedruckt werden, so möchtet Ihr sie wenigstens um Euch beisammen haben, daß vielleicht später einmal ihr Wert an den Tag käme. Die Welt ist übrigens ja auch vollkommen überzeugt von Eurem Talente, solang

Digitized by Google

die Schriften in der heimlichen Mappe ruhen; laßt sie bei ihrem guten Glauben. Ihr hättet freilich gewiß auch Sachen, die dem Heimgarten Zier und Ehr wären, aber es geht nicht, wählet andere Blätter, um die Werke in die Welt zu bringen, in der sie viel Vergnügen bereiten und Dank erfahren werden.

Seid nicht ungehalten und laßt dem Manne seine Wunderlichkeiten, im Gottesnamen. Er kann in diesen Dingen wahrlich nicht anders, als inständig zu bitten und unablässig zu bitten, Eure Schriften der wandernden Redaction nicht anzuvertrauen.

Bei dieser Gelegenheit läßt der Heimgärtner zu wissen thun, daß er sich nicht für verpflichtet hält, die ihm eingesandten neuen Bücher zu besprechen, außer, er hätte sie selbst verlangt. Wo es sein kann, thut er's oder läßt es thun; kurz angezeigt werden aber alle.

Ihr seht an dem, daß es ein unbequemer Geselle ist. Doch — läßt er bitten — im Ganzen möchtet Ihr nur überzeugt sein von seiner redlichen Wohlgesinnung, er sei — läßt er sagen — sich wohl auch seiner eigenen großen Mängel bewußt und der freundlichen Nachsicht seiner literarischen Genossen bedürftig.

Diesmal hat er Recht.

M.

Bücher.

Die Lieder des Anakreon in sinngetreuer Nachdichtung von Dr. Vinc. Knauer. (Wien. Carl Konegen.)

Wie der Herausgeber sagt, hat er sich „mehr als einmal erkühnt, dort, wo es ihm geboten schien, nicht nur frei zu übersetzen, sondern selbst zu glätten und zu ergänzen." Wie ihm dies gelungen, möge eine kleine Stichprobe genügen. Gleich im ersten Liede Ἐρασμίη πέλεια läßt er die Taube singen:

Es spendet weißes Brot mir
Des Sängers weiße Hand
Auch reicht er mir zum Trunke
Den goldnen Becher hin.
Ich schlürfe Wein und trippte
Mit Lachen dann um ihn,
Ich breit' ihm, Schatten spendend,
Die Flügel über's Haupt,
Und schlafe auf der Lyra,
Vom Lorbeerkranz umlaubt
Nun fort! In Deiner Nähe
Würd ich so albern noch,
So schwatzhaft wie die Krähe,
Und bin die Taube doch.

Zufällig haben wir eine ältere Uebersetzung zur Hand, die weniger „frei," weniger „geglättet" und „ergänzt" ist, wo die entsprechenden anakreontischen Verse ungefähr so lauten:

Pick ich doch süßes Brot,
Das selbst Anakreon
In keiner Hand mir bot.
Ich kost des Bechers Fluten,
Wo seine Lippen ruhten.
Quält Durst mich, gar zu gern,
Dann flieg ich, sonder Kummer,
Um meinen lieben Herrn;
Auf seiner Leyer ruh ich,
Wenn sich mir naht der Schlummer.
Nun weißt Du Alles! . . . Gehe!
Schwatzhafter machtest Du mich,
O Mensch, als selbst die Krähe!

Wenn der Uebersetzer weiters in der Vorrede bemerkt, „daß die früheren Uebertragungen mit wenigen Ausnahmen hinter der vorliegenden weit zurückstehen, besonders wegen des ängstlichen Festhaltens am antiken Metrum und wegen des mangelnden Reimes, ohne den es für uns kein Lied gibt" — so würde der Umstand, daß die Anderen noch schlechtere Uebersetzungen lieferten als er, noch immer kein stichhältiger Beweis, daß seine Uebersetzung auch gut sei. Wir wollen nicht leugnen, daß der Herausgeber seinen Anakreon versteht, wir können aber nicht sagen, daß er selbst Poet sei, dem die „Ergänzung" und „Glättung" auch gelang, und daß es denn doch nicht Uebersetzungen gebe, die trotz Reim den Anakreon besser verdeutscht hätten. —tt—

Am Abgrund der Ehe nennt F. von Kapff-Essenther eine Sammlung von vortrefflich geschriebenen Noveletten, unter welchen sich auch jenes Feuilleton befindet, das bei der Preisausschreibung der „Wiener allgemeinen Zeitung" den ersten Preis von 1000 Mark errang. Ferd. Groß, der wohlberufene Feuilletonist, hat dem Buche eine charmante Vorrede geschrieben, in welcher er den Hergang bei jener Jurie erzählt und so dem Leser für die prächtigen Stücke des Buches in Vorhinein interessiert. Das besonders der Frauenwelt sehr zu empfehlende Werk, von welchem dieses Heft eine unwiderstehliche Probe gibt, erschien bei Ed. Wartig in Leipzig. M.

Die goldene Zeit. Neue Geschichten aus der Heimat von Heinrich Seidel. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1888.)

Dieses reizend geschriebene und edel angelegte Werkchen, welches uns so tüchtige und liebenswürdige Menschen schildert, ist wahrhaft empfehlenswert. M.

Digitized by Google

Gewehr heraus! Bilder aus dem österreichischen Soldatenleben. In Prosa und Versen von Albert Schnitter. (Graz. Franz Pechel. 1888.)

Für Freunde und Kenner des Soldatenlebens wird diese Sammlung heiterer Bilder eine willkommene Gabe sein. Wir empfehlen sie auf das Beste. M.

Der Wartburgbote. Blätter für deutsches Volksthum. Herausgegeben von Heinrich Sohnrey. Vierteljährig drei Hefte. (J. Bacmeister. Eisenach)

Wem es mit der Liebe zum deutschen Volksthume ernst ist, der wird an dieser Zeitschrift seine Freude haben können. Sohnrey, selbst als tüchtiger Volksschriftsteller bekannt, ist der Hauptmitarbeiter des Blattes, welches der Neigung der deutschen Lesewelt wohl würdig sein dürfte. M.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Aus dem Leben Kaiser Wilhelms. Von L. Schneider, weil. Geh. Hofrath und Vorleser Sr. Maj. des Kaisers Wilhelm. Drei Bände. (Berlin. Otto Janke. 1888.)

Amalie von Lasaulx. Für die reifere Jugend von Wilhelm Schirmer. (Düsseldorf. Hermann Michels. 1888.)

's Liserl. Erzählung vom Ammersee. Von Maximilian Schmidt. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1888.)

Fichtennadeln vom Libanon. Lose Reiseblätter von Th. Sourbeck. (Basel. Beno Schwabe. 1888.)

Krauses Zeug. Erzählungen und Plaudereien von Heinrich d'Altona. (Annaberg. Rudolf & Dieterici. 1888.)

Der Häusler-Franz. Eine Geschichte aus dem Torfleben von Leo G. Bribyl. (Wien. W. Frick.)

Geschichte der Musik in Italien, Deutschland und Frankreich. Von den ersten christlichen Zeiten bis auf die Gegenwart. Fünfundzwanzig Vorlesungen von Franz Brendel. (Siebente, neu durchgesehene und vermehrte Auflage.) In 10 Lieferungen nun vollständig erschienen. (Leipzig. Heinrich Matthes. 1888.)

Touristen-Liederbuch. Eine Sammlung ausgewählter Lieder für Touristen und gesellige Kreise für Gesang und Clavier. Gedichte von Oskar Linder, Musik von Josef Rojcher. (Wien. F. Wessely. 1888.)

Das Wichtigste aus der Naturlehre für österreichische Volksschulen. Von Josef Vogl. (Ried. Ernst Laughaus.)

Neue Küchenlehren für Alle, die auf vernunft- und naturgemäßer Grundlage kochen wollen. Von A. Fischer-Dückelmann. (Zürich. Schroter & Meyer.)

Mittheilungen des Vereines zur Förderung der Lehrerbildung. (In zwangloser Folge.) (Wien. Verein zur Förderung der Lehrerbildung. 1888.)

Das Verbot der „Hamburger Rundschau." Ein Baustein zur Geschichte unserer Tage in actenmäßiger Darstellung, dargestellt von Hermann Grüning. (Hamburg. H. Grüning 1888.)

Postkarten des Heimgarten.

T. O., Saaz: Nach unserer Meinung ist es nicht gestattet, dem Versmaße zulieb Wörter zu verhunzen. Besonders beliebt ist das Ausbrechen einzelner Buchstaben, wie z. B.

Mit freud'gem Grauen grüß' ich Dich,
Du heil'ger Stern von Bethlehem,

Wie traurig blickt uns das zahnlückige Wort an, und wenn es ausgesprochen wird, ist es, als ob die Zunge plötzlich am Gaumen kleben bliebe und halb gelähmt nur mehr stammeln könne. Nein, lieber ein kleines Holpern, das sich manchmal ja ganz reizend macht, als diese geschmacklose Wortverstümmelung. Die beste Form in gebundener Rede ist die, in welcher der Rhythmus scheinbar ohne Absicht wie selbstverständlich vorkommt, gewissermaßen nur in der knappesten und dabei gefälligsten Form bedingt ist.

G. F., Ebensfurt: Dürfte gelegentlich verwendet werden. Im Ganzen aber die Richtung zu sentimental.

× Falls — wie es bisher so oft geschah — Nachdruck meiner Aufsätze aus dem Heimgarten beliebt wird, bitte ich sehr, sich vorher mit mir oder der Verlagshandlung in's Einvernehmen zu setzen. Eigenmächtige Nachdrucke ohne Quellenangabe müßte ich rücksichtslos verfolgen. Rosegger.

×× Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

× Für alle lieben Beweise freundschaftlicher Gesinnung aus Nah und Fern, die einzeln ich zu beantworten mich nicht im Stande sehe, auf diesem Wege meinen herzlichen Dank.

Rosegger.

Kriglach, 1. August 1888.

Digitized by Google

An die Leser.

Der mit dem nächsten Hefte beginnende neue Jahrgang des Heimgarten bringt schon in den ersten Heften eine Reihe eigenartiger Erzählungen und Volksbilder von dem Herausgeber P. K. Rosegger, wovon **„Die Brücke,“ „Die Brautsucher,“ „Wie verhält sich unser Landvolk bei drohenden Gefahren?“** ferner **„Wanderungen in der Heimat“** genannt seien. Unter den Schwänken finden wir ein besondes köstliches Stück: **„Wo ist die Katz?“** und das zeitgemäße Geschichtchen: **„Da Schulmoasta vor da Himmelsthür.“** Ebenso werden von demselben Verfasser die Bekenntnisse, sowie die Behandlung wichtiger Zeit- und Streitfragen fortgesetzt werden.

Von Robert Hamerling dürfen wir neue Beiträge in Aussicht stellen.

Von den hochbeliebten Erzählern Erckmann-Chatrian haben wir den Abdruck eines Romanes erworben, der die Vorzüge französischer Formeinheit mit deutscher Warmherzigkeit in sich vereinigt, an Inhalt und Grundsätzen so recht wie für den Heimgarten geschrieben ist und auch vermöge seines merkwürdigen Stoffes tiefes Interesse erwecken wird.

Von Hans Malser. bieten die nächsten Hefte zwei höchst seltsame Geschichten: **„Zwei junge Zauberer“** und **„Am singenden Stein.“** Von J. Hofer ein Stück vaterländischer Culturgeschichte aus der Zeit der Einfälle Napoleons I. in Steiermark.

Diesen schließt sich eine Reihe beliebter Schriftsteller mit Beiträgen aller Art an, und so dürfte unser Heimgarten mit dem nächsten Jahrgange seinen literarischen Zielen wieder ein Stückchen näher kommen.

Die Verlagshandlung.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 042855500

Digitized by Google

Digitized by Google